DIE GEGENWART



Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zwölfter Band.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
32 Louisen-Straße.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Register.

Zwölfter Band.

1. Politische und juridische Aufsätze.

Allgemeines.

Inland.

Ausland.

2. Naturwissenschaftliches.

3. Vermischte Aufsätze.

4. Literarische Aufsätze.

a. Gedichte.

b. Novellistisches.

c. Essays.

d. Literarische Kritik.

Seite

e. Bühnenkritik.

5. Bildende Künste.

6. Musik.

7. Offene Briefe und Antworten.

8. Notizen.

9. Bibliographie.

№ 27. Berlin, den 7. Juli 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Erbschaftssteuer als Reichssteuer.

Auf Grund einer Vorlage Preußens hat der Bundesrath bekanntlich jüngst beschlossen, der Frage näher zu treten und dieselbe durch Einsetzung einer Commission prüfen zu lassen: wie weit es möglich sei, die unter den Namen Stempelsteuern bestehenden Abgaben und die ihnen wenigstens äußerlich ähnliche Spielkartensteuer, sowie auch die Erbschaftssteuer von den Einzelstaaten auf das Reich zu übertragen.

Die Schaffung neuer Steuern für das Reich an Stelle der Matricularbeiträge entspricht ja einem unzweifelhaften Bedürfnisse; denn je ungleicher die Steuereinrichtungen der Einzelstaaten sind, und je ungleicher die Steuerfähigkeit ihrer Einwohner, desto ungleichmäßiger lasten die Matricularumlagen auf den Bundesländern.

Den Zweck, die Matricularbeiträge zu vermeiden, kann man nun auf dreifachem Wege zu erreichen suchen; entweder, indem man schon bestehende eigene Reichseinnahmen erhöht; oder besondere neue Reichssteuern schafft, welche selbstständig neben den Landessteuern hergehen, so daß, bei gleichbleibendem Bedarf, diese letzteren erniedrigt werden könnten; oder dadurch, daß man bestehende Landessteuern zu Reichssteuern umwandelt; womit selbstverständlich immer eine auf Ausgleichung abzielende Reform der betreffenden Landessteuern verbunden sein muß.

Wenn man nun den letztgenannten Weg als den leichtesten und zweckmäßigsten zugibt, so handelt es sich darum, für die Umwandlung in Reichssteuern solche Landessteuern auszusuchen, welche am leichtesten aus dem Steuersystem der Einzelstaaten loszulösen und selbstständig der Reform zugänglich sind; und zugleich diejenige Gruppe zu wählen, welche schon jetzt ungefähr den Ertrag einbringt, welcher den Matricularbeiträgen entspricht.

Wenn man die Steuersysteme der einzelnen Länder durchmustert, so läßt sich nun wohl nicht leugnen, daß die sogenannten Stempelsteuern und die ihnen verwandten Abgaben beiden Anforderungen im Großen und Ganzen noch am ehesten entsprechen. Erstens nämlich bilden sie eine besondere, den anderen großen Steuergruppen gegenüberstehende Gruppe für sich, als Abgaben auf den Verkehr mit resp. Besitzwechsel von beweglichen und unbeweglichen Werthen, die auch in allen Staaten eine ähnliche, wenn auch keineswegs gleichmäßige Ausbildung erhalten hat. Zweitens entsprechen die in Aussicht genommenen Steuern mit einer Gesammtsumme von gegen 65 Millionen Mark ungefähr dem Bedarf an Matricularbeiträgen, der sich z. B. 1876 auf 71⅓ Millionen Mark stellte.

Einer näheren Untersuchung muß es vorbehalten bleiben, wie weit in jedem Einzelstaat jenen beiden Anforderungen genügt ist; insbesondere: eine wie große Quote der Gesammteinkünfte in jedem Staate die betr. Steuern ausmachen, und ob jeder Staat es mit annähernd gleichen Opfern wagen kann, sich eine solche Einkommensquelle entziehen zu lassen.

Für die drei Steuerarten: Stempelsteuern im engen Sinn, Spielkartensteuer und Erbschaftssteuer, welche gegenwärtig als Reichssteuern in Aussicht genommen sind, wird die Antwort etwas verschieden ausfallen. Am schwierigsten ist die Untersuchung und Bejahung jedenfalls für die „Stempelsteuern", welche schon für sich ein ganzes System von Abgaben ausmachen; über die an sich gar nicht bedeutende Spielkartensteuer dürfte nicht viel Kopfzerbrechens entstehen.

Wir lassen über diese beiden für heut die Frage ruhen, und wollen nur die Qualification der Erbschaftssteuer als Reichssteuer uns etwas näher ansehen.

Gerade gegen diese, die überhaupt ja nicht sonderlich beliebt ist, möchten sich vielleicht manche Bedenken erheben. Man wird wohl namentlich geltend machen, daß die Erbschaftssteuer als Reichssteuer ein zu vielfältiges Hineinregieren des Reichs in die einzelstaatliche Jurisdiction und Verwaltung mitbringen und zudem in ihrer neuen Eigenschaft eher eine Erhöhung als eine Erleichterung erfahren möchte.

Trotzdem dürfte, genauer betrachtet, die Erbschaftssteuer vielleicht mehr als irgend eine andere es vertragen, von einer einzelstaatlichen zur Reichssteuer gemacht zu werden.

Zuvörderst sei daran erinnert, daß wir im Begriff stehen, ein gemeinsames Erbrecht für das deutsche Reich zu gestalten, welches hoffentlich nicht nur eine bloße Codification und ein Compromiß aus den einzelnen geltenden Erbrechten, sondern ein wirklich neues, den wirthschaftlichen und socialen Bedürfnissen der Neuzeit angepaßtes Werk werden wird. An dieses neue deutsche Erbrecht kann sich auch ein neues deutsches Erbsteuersystem anlehnen.

Zweitens ist keine von jenen drei Steuern, noch irgend eine andere in dem Grade wie die Erbschaftssteuer eine selbstständig dastehende Abgabe. Keine der bestehenden Steuern steht so wenig in äußerem und innerem Zusammenhange mit den übrigen Abgaben, als gerade sie. So sehr dies auch, wie die unorganische Entwickelung aller modernen Steuersysteme überhaupt, in vieler Beziehung ein Mangel ist, so ist es doch für den Zweck, den wir hier im Auge haben, ein Vortheil; und nichts hindert, die neue Reichserbsteuer möglichst rationell zu gestalten. Allerdings läßt sich über die wünschenswerthe Gestaltung und Höhe der Erbschaftssteuer noch sehr streiten;

aber so viel ist gewiß, daß, wie in jedem einzelnen Staate gerade ihre Reform am ehesten auszuführen wäre, ohne am ganzen übrigen Steuersysteme zu rütteln, diese Eigenschaft sie auch zur Reichssteuer empfehlen würde.

Aus demselben Grunde verträgt sie auch recht wohl eine abgesonderte Erhebung, wie z. B. in Preußen schon jetzt besondere Erbsteuerämter dafür bestehen; und darum wäre die Ausscheidung aus dem einzelstaatlichen Steuersysteme nicht schwer durchführbar.

Ferner ist diese Abgabe eine solche, die zwar in einigen wenigen Staaten noch gar nicht, oder fast gar nicht entwickelt ist; die aber nicht nur in neuerer Zeit allgemein als vernünftig und leicht erträglich, wie auch zugleich als finanziell leicht einträglich zu gestalten, anerkannt wird, sondern auch in allen, wo sie existirt (sie scheint ganz zu fehlen in Mecklenburg-Strelitz), nach gleichmäßigen Gesichtspunkten, bei allerdings noch recht mannigfaltigen Tarifen, angelegt ist. Sie wird jetzt durchgehends behandelt als eine Collateralsteuer, so daß directe Ascendenten und Descendenten frei bleiben. Für erstere haben nur Altenburg und Baden, für letztere nur Coburg und Hamburg (vom dritten Grade an) eine Steuer; auch Ehegatten sind meist frei. Hingegen besteuern alle Staaten, außer Gotha, Sachsen, Württemberg und Waldeck, die Geschwister (mit 1, 2, ein paar bis zu 5%), und alle Staaten die übrigen Collateralen und die erbenden Nichtverwandten mit bestimmten Bruchtheilen resp. Procentsätzen der ererbten Werthe. Da es sich hier um Tarifsätze handelt, die in weiten Grenzen nach Erwägungen der Zweckmäßigkeit verändert werden können, so werden der Vereinheitlichung derselben principielle Schwierigkeiten nicht im Wege stehen. Durch eine leichte Ausdehnung auf bis jetzt frei gelassene Verwandtenkategorien würde, wie die Erfahrungen Englands, Frankreichs, Italiens beweisen, zudem noch ein bedeutender finanzieller Mehrertrag erzielt und dadurch diese Steuer zu einer nicht unwichtigen Einnahmequelle für das Reich gemacht werden können.

Indeß ist es nicht unsere Absicht, hier Reformpläne zu entwickeln, sondern wir wollen nur auf die Möglichkeit, neue Reichssteuern durch Umwandlung bestehender Landessteuern zu gewinnen mit besonderem Bezug auf die Erbschaftssteuer hinweisen.

H. v. Scheel.

Unfindbare Noth.

In den ersten Monaten dieses Jahres entstand in Deutschland von Neuem der Eindruck einer weitverbreiteten und tiefgehenden Noth. Während man mit Ungeduld dem Ende der langen Krachkrisis entgegensah, schien das Elend schlimmer als jemals wiederzukehren. Im preußischen Abgeordnetenhause ward darüber hin und her gesprochen: der Abgeordnete Rickert und der Finanzminister, die vor übertriebener Beängstigung warnten, wurden von oppositionellen Rednern wiederholt heftig angegriffen, als sähen sie entweder nicht, was doch zu Tage liege, oder als hätten sie kein Mitgefühl für den allgemeinen Jammer. Zuletzt glaubten die Regierungen sich der Pflicht nicht mehr entziehen zu können, ihre executiven Organe zur Constatirung des Standes der Dinge zu veranlassen. Was dabei herausgekommen ist, entbehrt noch der Zusammenstellung und zum Theil der amtlichen Kundgabe, ist aber doch schon hinreichend bekannt geworden, um einen Schluß auf das Gesammtergebniß zuzulassen, und der ist denn in der That aller Beachtung und allgemeiner richtiger Würdigung werth.

Gegen Mitte März wurde durch die „Provinzialcorrespondenz" dem wesentlichen Inhalt nach eine im preußischen Handelsministerium entstandene Denkschrift bekannt, welche den doppelten Zweck eines Gutachtens für den König, an den die Nothstandsklagen auch schon herangedrungen waren, und eines Ausgangspunktes für die weiteren Untersuchungen der Behörden verfolgt zu haben scheint. Sie verwarf die Anordnung außerordentlicher Bauten, als durch den Grad und die Art der etwa vorhandenen Noth auf keinen Fall angezeigt, sowie als auch in sich bedenklich. Dagegen hatte schon im Februar der Minister Achenbach auf einen nicht recht substantiirten allgemeinen Angriff des Abgeordneten Duncker im Abgeordnetenhause erwidert, die Staatsregierung benutze alle ihre Mittel und Gelegenheiten nach Möglichkeit, um müßigliegende Arbeitskraft lohnend zu beschäftigen. Man erfuhr auch bald nachher durch die Blätter, daß Verfügungen wegen beschleunigter und verstärkter Vornahme von Eisenbahnbauten an die königlichen Directionen zu Hannover, Münster, Kassel, Frankfurt am Main, Wiesbaden und Saarbrücken ergangen seien. Im Regierungsbezirk Düsseldorf insbesondere, wo die starke Concentration der Industrie jeden hemmenden und lähmenden Einfluß alsbald die empfindlichsten Wirkungen äußern läßt, waren gleichartige Aufforderungen außerdem an sämmtliche Landräthe, Oberbürgermeister und Kreisbaubeamte gerichtet worden. Weiter aber wollte der Staat zunächst wenigstens nicht gehen. Die Regierung glaubte damit das Ihrige gethan zu haben, und das Abgeordnetenhaus drängte sie, indem es den blos eben hierauf hinauslaufenden Duncker'schen Antrag guthieß, auch seinerseits nicht weiter.

Bald bestätigten die nun allmählich einlaufenden Untersuchungsberichte die Vernünftigkeit dieser vorsichtig abwartenden Haltung. Anfangs April wurde officiös in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" constatirt, daß selbst in den Industriebezirken die Zustände nicht so besorgnißerregend seien, wie vielfach behauptet worden. Wenngleich die Lage der Arbeiterklasse in Folge verminderter Beschäftigung gedrückt und im Vergleich zu früher selbst kümmerlich erscheine, sei doch von einem wirklichen Nothstand kaum irgendwo die Rede. Die agitatorische Presse, sowohl die ultramontane wie die socialdemokratische, ward angedeutet, färbe schwarz was höchstens grau sei. Zur Beseitigung zeitweiliger Verlegenheiten habe der Abzug der fremden Arbeiter beigetragen, welche in ihre Heimat zurückgekehrt seien, weil sich ihnen keine lohnende und passende Lohnthätigkeit mehr bot, und zwar größtentheils ohne einen Reisepfennig in Anspruch zu nehmen. Die zurückgebliebene Arbeiterschaft habe fast durchweg wieder Arbeit gefunden, sei es bei den in Betrieb gebliebenen Fabriken und Gruben, sei es beim Eisenbahn- und Wegebau, zum Theil auch in der Landwirthschaft. Die Zurückziehung von Sparkassengeldern habe nicht einmal während des Winters den Betrag der Neueinlagen erheblich überstiegen. Die öffentliche Sicherheit sei ungefährdet, die Bettelei mäßig, so daß die zur Verstärkung herangezogenen Gendarmen in ihre regelmäßigen Standorte zurückkehren könnten.

Ein anderer westfälischer Bericht aus der ersten Hälfte Mai, den die „Nationalzeitung" veröffentlichte, besagte, daß in letzter Zeit die Entlassungen von Bergleuten wegen flauen Geschäftsganges nahezu aufgehört, und auch diejenigen ansässigen Arbeiter, welche durch den Rückgang der Kohlenförderung im Winter brodlos geworden, wiederum regelmäßigere Beschäftigung erlangt hätten. Wo vorübergehende Arbeiterentlassungen neuerdings vorgekommen seien, hätten sie wesentlich in Betriebsstörungen der Zechen ihren Grund gehabt. Aus rein geschäftlichen Rücksichten sei nur auf zwei Zechen in der Umgegend von Dortmund einem Theil der Arbeiter im Laufe des April gekündigt worden. In den übrigen Bergrevieren Westfalens habe gelegentlich sogar eine Vermehrung der Mannschaften, oder doch nur ein solcher Ab- und Zugang stattgefunden, wie er unter gewöhnlichen Verhältnissen die Regel bilde. Auf einzelnen Werken fahre man Ueberschichten. Es stimme hiermit überein, daß die Nachfrage mehrerer Eisenbahnverwaltungen nach Arbeitskräften unbefriedigt geblieben sei, sowie daß darüber geklagt werde, wie ungern die feiernden Bergleute sich zu Erdarbeiten anstellen ließen und wie oft wieder von denselben abwendeten.

Ende Mai verlautete von einer kleinen Besserung auf dem Kohlenmarkt, dessen Preise zwar noch unbefriedigend, auf dem die Nachfrage aber doch der Art war, daß die westfälischen Zechen

vollauf zu thun hatten, ausgenommen die, deren Arbeiter streikten. Merkwürdig genug immerhin, daß die Nothstandsbeschwerden kaum ein wenig nachließen, als auch schon die Streiks sich auf's Neue einstellten!

Unter solchen Umständen aber baten die Behörden, denen von der Staatsregierung aufgetragen war, in kurzen Zwischenräumen zu berichten, ob beschäftigungslosen Arbeitern zu anderweitiger Lohnthätigkeit habe verholfen werden können, sie davon wieder zu entbinden, da schlechterdings kein Grund zur Fortsetzung mehr vorhanden sei. Dies wird denn wohl auch geschehen sein, da sonst der „Berliner Actionär" des Antrags schwerlich erwähnt haben würde. Preußischerseits wäre demnach amtlich der Nothstand für erloschen erklärt, soweit er überhaupt noch existirte.

Das bezieht sich nicht blos auf Westfalen und Rheinland. Die schlesischen Eisenbahnbaubehörden sahen sich im Frühjahr genöthigt, auswärtige Arbeiter heranzuziehen, weil einheimische nicht zu haben waren. Ein übersichtlicher Bericht der Verhältnisse in der Provinz Sachsen, den die „Post" Ende Mai brachte, konnte zweien Betriebseinstellungen drei neue Betriebseröffnungen in denselben Gewerbszweigen gegenüberstellen, dazu zwei frisch in Aussicht genommene Zuckerfabriken fügen, von reducirten Löhnen einen einzelnen Fall und von reducirter Arbeitszeit gar nichts aussagen. In den übrigen Landestheilen scheint die Noth überhaupt nicht danach gewesen zu sein, um Berichtseinholungen herauszufordern.

Wie aber in Preußen, so ging es in den übrigen deutschen Staaten. Schon Ende März wurde der „Kölnischen Zeitung" aus Württemberg gemeldet, genaue Untersuchungen hätten herausgestellt, daß dort von einer Nothlage der arbeitenden Bevölkerung im Ernste nicht gesprochen werden könne. Allerdings sei das Land mit sogenannten reisenden Handwerksburschen überschwemmt, aber meist von fernher, die eine Vorliebe für dichtbevölkerte Gegenden hätten, in denen man sich selbst dann, wenn nur die Gemeinde als solche eine Kleinigkeit verabreiche, täglich leicht einen Thaler ersammeln könne. Für den Eisenbahnbau reiche das heimische Arbeiterangebot nicht aus, es bedürfe noch mehrerer hundert Italiener. Die Landwirthschaft sehe sich fortwährend unerschwinglich hohen Löhnen gegenüber; die Dienstboten steigerten noch täglich ihre Ansprüche. Vorbei seien höchstens die Zeiten des Uebermuths, wo ein Arbeiter beim Schloßanbau in Friedrichshafen einen Zehnguldenschein auf's Butterbrod zu streichen sich reich genug fühlte, und wo Arbeitgeber, welche am Montag ihre Arbeiter flehentlich um Rückkehr zur Arbeit baten, von diesen gröblich verhöhnt wurden, weil sie vorzogen in Droschken von Wirthshaus zu Wirthshaus zu ziehen. Ein Landwirth in Stuttgarts Nachbarschaft fügte im „Schwäbischen Merkur" diesen Erinnerungen an die Tage der allgemeinen Ueppigkeit unsres nationalen Helden- und Siegerrausches noch hinzu, er habe selbst angehört, wie Gesellen ihren Meister, der sie am blauen Montag um Aufnahme der pressantesten Arbeit bat, einluden, ihnen um einen großen Thaler die Kegel aufzusetzen, bis der Kegeljunge komme. „Schlechte Zeiten?" fügte er hinzu. „Ja theilweise wohl; aber selbst verschuldet. Es wird übrigens besser. Sämmtliche überspannte Forderungen und Ansprüche kommen wieder in das richtige Verhältniß. Nur nicht schnell! Aber von schlechten Zeiten überhaupt zu sprechen ist Uebertreibung."

Zu diesen Privatangaben stimmt in der Hauptsache, was der „Württembergische Staatsanzeiger" Anfangs Mai als das Ergebniß der amtlichen Untersuchung hinstellte, und was ebendeswegen hier wohl vollständig angeführt werden darf:

„Es wurde erhoben, daß Arbeiterentlassungen nur in beschränktem Maße stattgefunden, daß solche nur ausnahmsweise auf ansässige Arbeiter sich erstreckt haben, und daß überhaupt die Zahl der tüchtigen und fleißigen Arbeiter, welche von der Entlassung betroffen wurden, nicht als groß bezeichnet werden kann. Häufiger kamen Beschränkungen in der Arbeitszeit und Ermäßigungen der Löhne vor. Obwohl in manchen Industriezweigen weder von der einen noch von der andern Maßregel bis jetzt Gebrauch gemacht wurde, so ist doch die Zahl der Geschäfte, wo Lohnermäßigungen eintraten, nicht unbedeutend. Ueberschreitet der Rückgang der Löhne auch nicht die in den letzten 4—5 Jahren eingetretene Lohnsteigerung, oder kommt er derselben nicht einmal gleich, wie manche Berichte hervorheben, so wurde er doch schwer empfunden und nöthigte zu Einschränkungen, die da drückend wurden, wo Kürzungen der Arbeitszeit mit Lohnreductionen zusammentrafen, was glücklicher Weise nur in seltenen Fällen vorkam. In einzelnen Berichten wird betont, daß mannigfach eine vermehrte Anstrengung auf Seiten der Arbeiter wahrnehmbar sei, die durch die Lohnherabsetzungen entstehenden Ausfälle auszugleichen. Die specielle Frage, inwieweit die Vermehrung der Zahl der beschäftigungslos umherreisenden Personen, worüber zu Anfang dieses Jahres vielseitig geklagt wurde, der Geschäftsstockung oder andern Ursachen zuzuschreiben sei, und welchen Arbeiterklassen und Staaten die Mehrzahl dieser Leute angehöre, wurde übereinstimmend dahin beantwortet: in den Wintermonaten, namentlich im Januar und Februar, sei die Zahl der Reisenden und Unterstützung in Anspruch nehmenden Gewerbegehülfen und Arbeiter auffallend groß und belästigend gewesen; nur der kleinere Theil derselben habe aus Württembergern bestanden, der größere Theil soll nach einzelnen Berichten Norddeutschland, nach andern den Nachbarstaaten Baden und Bayern, sowie Oestreich angehört haben. Aus den Listen über die Heimat der Unterstützten, welche sich auf regelmäßige Aufzeichnungen gründeten, ergab sich, daß die letztere Annahme die richtigere ist. Die beschäftigungslosen Reisenden haben den verschiedensten Arbeitsgebieten und Gewerben angehört; unter den Nicht-Württembergern sind Metallarbeiter, Bäcker, Brauer, Müller und Eisenbahnarbeiter besonders stark vertreten gewesen. Neben solchen, die ihre Arbeitsstellen infolge der ungünstigen auch die Handwerksmeister beeinflussenden Geschäftsverhältnisse ohne ihr Zuthun verloren hatten, seien unter den die Unterstützung von Vereinen und Privaten in Anspruch nehmenden Reisenden nicht wenige verkommene und arbeitsscheue Personen, sowie eigentliche Landstreicher gewesen. Nicht selten seien arbeitsfähige Leute dieser Art, wenn zur Arbeit eingestellt, nach wenigen Tagen ohne Grund wieder ausgetreten und haben ihr Wandern fortgesetzt; andere ebenso unzweifelhaft arbeitsfähige Leute haben nach ihrem Aussehen und Benehmen kaum erwarten können, in einem ordentlichen Geschäft zur Arbeit angenommen zu werden, und es habe bei solchen Personen überhaupt gegründeter Zweifel entstehen müssen, ob ihr wahrer Reisezweck sei Arbeit zu suchen. Eine erhebliche Abnahme der Zahl dieser Reisenden habe sich im März und April gezeigt. Die Frage, ob eine erhebliche Steigerung der von den ansässigen Armen aus den Mitteln der öffentlichen Armenpflege in Anspruch genommenen Unterstützung eingetreten sei, wurde allgemein verneint. In einzelnen Berichten ist zwar von größeren Städten hervorgehoben, die Zahl der zu unterstützenden Armen habe zugenommen, es ist aber gleichzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß der Grund davon wesentlich in der Bevölkerungszunahme und in den veränderten gesetzlichen Bestimmungen darüber, welche Gemeinde die Kosten der Unterstützung zu tragen habe, liege. Die Frage, ob die Mittel der Vereine und Institute der Privatwohlthätigkeit in bedeutend höherem Maße für ansässige Arme in Anspruch genommen worden seien, wurde meistens verneint; nur in einzelnen Berichten wurde bemerkt, die Vereinsmittel seien voll in Anspruch genommen worden, in keinem aber angedeutet, daß die Vereine wegen Erschöpfung ihrer Mittel außer Stande gewesen seien, begründete Unterstützungen zu gewähren. Auch die weitere Frage: ob nicht außerordentliche Maßregeln zur Beschaffung nothwendiger Unterstützungen am Platze wären, namentlich ob es nicht angezeigt sein würde, besondere Vorkehrungen zur Beschäftigung arbeitsloser Personen zu treffen, wurde unter Hinweis auf die gegenwärtig gebotene Arbeitsgelegenheit verneint. Fast überall fand die Ansicht Ausdruck:

Leute, denen es ernstlich um Arbeit zu thun sei, können entweder in der Industrie und Landwirthschaft oder bei Eisenbahn-, Straßen- und Hochbauten Beschäftigung finden, wenn sie sich entschließen zu den ermäßigten Löhnen zu arbeiten und erforderlichenfalls zu einem andern Geschäftszweige überzugehen; letzteres wäre den Leuten auch dann nicht erspart, wenn noch weitere Maßregeln zur Beschaffung von Arbeitsgelegenheit ergriffen würden. Von keiner Seite sei den Behörden ein Gesuch um außerordentliche Fürsorge wegen Beschäftigung Arbeitsloser oder Unterstützung Hülfsbedürftiger zugekommen. In einzelnen Berichten ist auch hervorgehoben, daß ein annähernd gleiches Sinken der Löhne in der Landwirthschaft wie in der Industrie bis jetzt nicht bemerkbar gewesen sei. Diese Erhebungen, gegen deren Zuverlässigkeit sich gegründete Zweifel nicht erheben lassen, thun dar, daß die auf der Großindustrie und dem Handwerk wegen der früheren Ueberproduction und der aus bekannten Gründen beschränkten Consumtion lastende Geschäftsstockung ihren Einfluß auch bei der eigentlichen Arbeiterbevölkerung mehr und mehr geltend macht und viele Angehörige derselben zu Einschränkungen zwingt, daß aber ein eigentlicher Nothstand nicht vorhanden ist. Diese Ansicht wird auch bestätigt durch die Ergebnisse der Gebahrung bei der württembergischen Sparkasse in den ersten drei Monaten dieses Jahres. Bei dieser sind vorzugsweise die minder bemittelten Volksklassen betheiligt, und nach mehrjährigen Erfahrungen stellen sich die Einlagen bei derselben seitens der Dienstboten und der Arbeiter nahezu gleich." Schließlich bemerkt das amtliche Blatt: „Hiernach erscheinen weitere Maßregeln von Seiten des Staates als die durch die Ausführung umfassender öffentlicher Bauten bereits eingeleiteten nicht als geboten."

Anfangs Juni sprach endlich auch das „Dresdener Journal" über die Lage der Dinge im Königreich Sachsen. Es habe sich ergeben, hieß es da, daß zwar kein solch trauriger Nothstand herrsche, wie er in manchen Zeitungsartikeln geschildert werde; daß aber doch in gewissen Geschäftszweigen, namentlich der Eisenindustrie, der Handweberei und der Spitzenklöppelei vielen Arbeitern die gewohnte Beschäftigung theils ganz mangele, theils nur sehr geringen Lohn abwerfe, und daß mancherwärts deshalb die arbeitende Klasse vielfacher Entbehrungen unterliege. Doch sei es bisher im Wesentlichen der örtlichen Armenpflege und der Privatwohlthätigkeit gelungen, da wo Mangel und Noth eingetreten sei, in geeigneter Weise zu helfen. Die Regierung ihrerseits hatte nach dieser halbamtlichen Quelle ungefähr dasselbe gethan, wie in Preußen; nur hatte sie sich zudem noch landesväterlich verbunden erachtet, dahin zu sehen, daß der Bedarf der Staatsverwaltung soviel als irgend möglich nur von königlich sächsischen Unterthanen entnommen werde, damit ja kein Preuße oder Thüringer verdiene, was ein Sachse zu verdienen soviel näheren und gerechteren Anspruch hat. Ein Besorgniß erregender allgemeiner Nothstand, so schloß beruhigend der officiöse Artikel, werde bis zum Winter wenigstens wohl nicht eintreten.

Von den umfassenderen Beobachtungen der Staatsbehörden wichen die beschränkteren von Gemeindeverwaltungen nicht nennenswerth ab. Dieselben weigerten sich deshalb sowohl in Berlin als in Bremen, außerordentliche Nothstandscommissionen einzusetzen, wie ihnen im Frühjahr zugemuthet ward; und als die Urheber des Antrags in letzterer Stadt dann auf eigene Faust sozusagen Nothstandscommissionen spielten, sollen sie selbst über die geringe Ausbeute ihrer Ermittelungen erstaunt und so von jeder weiteren Verfolgung der Sache zurückgekommen sein. Der Magistrat von Fürth hatte dagegen eine Nothstandscommission zugestanden, die an alle Arbeitslosen öffentlich die Aufforderung erließ, sich zu melden. Bei einer Einwohnerzahl von 30,000 Seelen meldeten sich 96, von denen 44 auswärts unterstützungsberechtigt waren, 52 in Fürth, unter letzteren aber 42 nur theilweise und nur 10 ganz arbeitslose, unter welchen 10 einige Kranke. Zu den 52 gehörten 22 schon bestrafte, davon mehrere als Trunkenbolde bekannt. „Darum also", rief die „Süddeutsche Arbeiterzeitung" aus, „hat man wüthende Zeitungsartikel geschrieben, als ob ganz Fürth am Verhungern wäre, — darum große Volksversammlungen gehalten, bei denen Massen Bier verschluckt wurden, deren Baarwerth genügt hätte, den paar wirklich nothleidenden Familien über die schlimme Zeit hinwegzuhelfen!" Uebler als in den genannten Städten, als selbst in Berlin, von wo specialisirte Berichte doch eigentlich weiter nichts constatiren konnten als eine gewisse anhaltende Einschränkung des Luxusverbrauchs in Modewaarenhandlungen, Kaffeehäusern und Theatern, sah und sieht es natürlich in reinen Industriecentren aus. In Barmen hat deshalb seit 1864 zum ersten Mal im vorigen Jahre wieder die Stadtgemeinde dazu schreiten müssen, öffentliche Arbeiten vornehmen zu lassen zur Lohnbeschäftigung müßiger Hände. Aber gerade dort schlägt der Bericht des Oberbürgermeisters für 1876, auf den Bericht eines Handelskammermitgliedes über den Gang der Geschäfte gestützt, keineswegs den Ton der Verzweiflung und der Anklage Anderer an, der so manchen Schmerzensschrei dieser Art verdächtig macht oder entstellt, sondern sieht in der Noth die Wirkung theils unabwendbarer äußerer Ereignisse, theils ganz allgemeinen Verschuldens, und läßt die Zuversicht auf einen neuen wirthschaftlichen Aufschwung der Stadt wie des Vaterlandes nicht fahren.

Was aus dieser nicht etwa willkürlich ausgewählten, sondern von Woche zu Woche einfach angesammelten Reihenfolge mehr oder minder zuverlässig erscheinender, meist amtlicher Berichte sich ergibt, dürfte Folgendes sein. Der im Beginn des Jahres entstehende Eindruck von wiederkehrender oder wieder zunehmender Noth war im Allgemeinen, von einzelnen Oertlichkeiten und einzelnen Geschäftszweigen abgesehen, falsch. Er braucht deshalb noch nicht künstlich oder gewaltsam hervorgerufen zu sein; er hatte seinen Ursprung vielmehr hauptsächlich offenbar in jener besonderen Empfindsamkeit, welche Reconvalescenten eigen zu sein pflegt. Eben in der Genesung von einer schweren Erwerbsstörung und Verbrauchsüberladung begriffen, fürchtete die Nation noch jeden Augenblick in die Krankheit zurückzufallen, so oft in der Wellenbewegung ihres wirthschaftlichen Befindens auf langsam ansteigende Fluth eine gelinde Ebbe folgte. Jedes derartige Symptom wurde mit Unruhe betrachtet, endlos erwogen und erörtert, seiner Allgemeinheit wie seiner Schwere nach überschätzt. Der Zustand war auch in dieser Hinsicht das gerade Gegentheil, das andre Extrem von der sanguinischen Stimmung in den ersten Jahren nach dem Franzosenkriege. Damals wähnte man sich nichts unmöglich, versagte sich keinen Genuß und keine dauernde Erweiterung seiner Bedürfnisse, spottete aller Warnungen und aller Anzeichen für einen jähen Umschlag. Heute dagegen will man an keine allmähliche Besserung glauben, weil das volle frische Gesundheitsgefühl noch nicht wieder da ist. Man quält sich selbst und Andere mit einem chronischen Pessimismus. Und doch, wie vor fünf Jahren besonnene Mäßigung die zeitgemäßeste Tugend war, so wäre es jetzt ein tapferer Muth, denn Uebernehmung im Unternehmen ist heute weit weniger zu fürchten, als eine auch das nöthigste und hoffnungsvollste Neue von sich wehrende grübelnde Aengstlichkeit.

Je nach individueller Situation und Tendenz hat die allgemeine Reizbarkeit und Schwäche natürlich dann auch noch grelleren Ausdruck angenommen. Wer auf Grund der Noth vom Staate oder von der Gemeinde oder von der öffentlichen Meinung etwas Bestimmtes verlangte, in dessen Interesse war eine möglichst schwarze Schilderung der Noth. An absichtliche Fälschung ist dabei mit seltenen oder gar keinen Ausnahmen sicher nicht zu denken. Die Nothstandsfärber sahen zuerst von Allen selbst so düster in die Welt. Ihre Nerven waren am krankhaftesten afficirt, vielleicht weil sie persönlich litten, ohne sich einer geschäftlichen Verschuldung bewußt zu sein, oder weil sie Kreise leiden sahen, deren Wohlergehen ihnen vor anderen am Herzen lag. Mit Vorwürfen braucht man deshalb nicht um sich zu werfen, — nur daß man stets recht sorgsam auf ihre thatsächliche Begründung hin Nothstände prüfe, in deren Namen,

ehe sie noch unzweifelhaft festgestellt sind, sofort Gesetze, Geldbewilligungen, oder andere öffentliche Maßregeln zu Gunsten Einzelner gefordert werden, wenn auch angeblich nur zum Heile der Gesammtheit.

Etwas anders steht die Sache allerdings mit den Organen einer Agitation, die sich ganz allgemein berufen und verpflichtet glaubt, Mißvergnügen hervorzurufen. Aber diesen gewöhnt doch auch die Welt sich bald nur mit Vorbehalt zu trauen. Ihre planmäßigen Schwarzmalereien hätten niemals den Erfolg gehabt, der sich im ersten Vierteljahr 1877 aus einer zufällig zusammentreffenden Menge unerfreulicher Wahrnehmungen bei vielen durchaus vorurtheilsfreien, wohldenkenden Personen ergab: als ob nämlich in Deutschland abermals eine öffentliche Noth ausgebrochen sei, die nachher dann nirgends recht aufzufinden war. Desto besser, werden sie nun mit uns sagen, und künftig in Zeitläuften wirthschaftlicher Herabstimmung gerade gegen Anwandlungen dieser Art mehr auf ihrer Hut sein.

A. Lammers.

Literatur und Kunst.

Drei Vögel.

(Frei nach François Coppée.)

Ich sprach zur Taube: Flieg und bring' im Schnabel
Das Kraut mir heim, das Liebesmacht verleiht!
Am Ganges blüht's, im alten Land der Fabel.
Die Taube sprach: Es ist zu weit.

Ich sprach zum Adler: Spanne dein Gefieder
Und für das Herz, das kalt sich mir entzog,
Hol' einen Funken Gluth vom Himmel nieder!
Der Adler sprach: Es ist zu hoch.

Da sprach zum Geier ich: Reiß aus dem Herzen
Den Namen mir, der drein gegraben steht!
Vergessen will ich lernen und verschmerzen.
Der Geier sprach: Es ist zu spät.

Emanuel Geibel.

Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne Willemer.

Herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Theodor Creizenach.
Stuttgart 1877, J. G. Cotta.

Suleika.

Wir sind nun urkundlich um den Namen einer vorzüglichen Dichterin reicher; Marianne Willemer wird nun stets genannt werden, wenn von sinniger Auffassung und anmuthig leichter Darstellung des Gelegenheitlichen in Goethes Weise die Rede ist; sie wird unsterblich sein als Zeugniß, wie ein schönes Talent unter dem begeisternden Einflusse des Genius Werke schaffen kann, die unter die Dichtungen des Meisters eingereiht von Niemandem als fremdes Gut erkannt werden. Ja als die Erkenntniß zufolge persönlicher Mittheilung sich hervorwagt, da wird sie angezweifelt, da scheint die Sache unglaublich. Es war Herman Grimm, der in den Preußischen Jahrbüchern 1868 Marianne Willemer für die Suleika des westöstlichen Divans erklärte, und die Mittheilung machte, daß sie die Dichterin jenes herrlichen viel bewunderten, viel gesungenen Liedes sei:

Ach um deine feuchte Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide,
Denn du kannst ihm Kunde bringen
Was ich durch die Trennung leide!

Nun aber liegt von Goethes Hand das Schreiben vor, mit dem er Eckermanns Beiträge für Poesie an die Freundin sendet mit der Hindeutung auf S. 279. Da hat Eckermann erörtert, wie Goethe die lyrische Stimmung in der Wahl der Bilder wie der Rhythmen, im Tonfall der Worte und im weicheren oder stärkeren Ausklang der Reime einheitlich ausprägt, so daß die Idee des Gedichts eine eigenthümliche harmonische Form gewinnt; so finde sich denn der milde Charakter obigen Liedes durch und durch in Bewegung und Worten. Goethe aber, als er das Büchlein 1823 erhalten hatte, schnitt am 18. October ein Myrthen- und Lorbeerreis, band sie mit einem grünseidnen Bändchen zusammen und schlug um sie einen halben Bogen grauen Conceptpapiers, legte die Sendung dem Buche bei und schrieb mit klaren großen lateinischen Zügen die Verse darauf:

Myrth' und Lorbeer hatten sich verbunden;
Mögen sie vielleicht getrennt erscheinen,
Wollen sie gedenkend seliger Stunden
Hoffnungsvoll sich abermals vereinen.

Erst im April 1824 antwortet Frau Willemer:

„So ist denn abermals eine lange Zeit verstrichen und ich habe die mir so bekannten Züge der lieben Freundeshand entbehren müssen, und lassen Sie mich es nur gestehn durch meine eigne Schuld; wie kann, wie soll ich Ihnen erklären, ja mir selbst erklären, warum es mir unmöglich war auf jene Zeilen etwas zu erwiedern, auch nur der Ueberraschung, ja Bestürzung zu erwähnen, die sich meiner bemächtigte. Ja selbst die Gewalt der Täuschung, die mir eine schöne Zeit so nahe stellte, vermochte nicht meine Beschämung zu mindern; und wie sollte ich es ertragen mich mit so Herrlichem zu schmücken, da die Zeit den schönsten Schmuck versagt, der allein das Haupt der Frauen mit Freude umkränzt. Mögen Sie Herzenskündiger sich und mir enträthseln, was in jenen dunklen Gefühlen mir selbst verborgen liegen mag ... Wenn Sie wüßten wie oft, wie immer mehr ich mir wünsche Sie nur auf einen Augenblick zu sehn, mir bei Ihnen Raths zu erholen, wie ich fühle nur Sie würden verstehn, was mir so unklar in meinem Kopfe schläft, durch Sie könnte ich vielleicht noch ganz vernünftig werden, oder verständig, ich weiß nicht recht wie man sagt; aber es soll nicht sein, aber ich bescheide mich."

Unter dem schönsten Schmuck der Frau hat die Schreiberin wohl das ihr versagte Mutterglück verstanden; ihr dunkles Gefühl mochte ihr sagen, daß sie ohne Goethes unmittelbare Einwirkung das erwähnte Lied doch nicht gedichtet hätte, daß es eigentlich ihrer Beiden Gemeingut sei. Goethe antwortet darauf in einem ganz eigenhändigen Brief, wie solche in jener Zeit so selten sind, da er meist dictirte und mit ein paar herzlichen Worten sich dann unterzeichnete:

„Sie haben, theuerste Marianne, meine wunderliche Sendung freundlich aufgenommen, den Inhalt empfunden und Ihr liebes Herz thut sich wieder auf, Ihr holder Blick wendet sich zu mir, und wie sollte gegenseitig dies nicht auch mein Fall sein. Leider muß die Entfernung manches fragmentarisch lassen; doch einige Worte über jenes Zeichen des treuens Andenkens können hier auch etwas thun. Als ich des guten Eckermanns Büchlein aufschlug, fiel mir S. 279 zuerst in die Augen; wie oft hab ich nicht das Lied singen hören, wie oft dessen Lob vernommen und in der Stille mir lächelnd angeeignet was denn auch im schönsten Sinne mein eigen genannt werden durfte. In derselben Stunde fuhr ich mit meiner Schwiegertochter nach Belvedere, und in den Grünhäusern brach ich die beiden Zweige, verknüpfte sie, und mit wenigen, aber tief empfundenen Reimen begleitet gingen sie ab. Einer freundlichen Aufnahme blieb ich versichert, die Sie nun so liebenswürdig aussprechen und mich glücklich machen. Auch mir schwebt gar oft die Nothwendigkeit des Wiedersehens vor. Nur in Gegenwart läßt sich das Beständige wie das Vergängliche fühlen und beurtheilen; die Wahrheit der Verhältnisse bestätigt sich alsdann, wenn das Scheinbare unaufhaltsam verfliegt."

Wer war die Dichterin, die Freundin des Dichters? Der Herausgeber des Briefwechsels, Theodor Creizenach, gibt uns darüber genügend Auskunft. Er hat das Buch mit einer Ein-

leitung ausgestattet, die von Willemer und seiner Gattin mittheilt, was zum Verständniß nöthig ist, hat dann von Jahr zu Jahr die Briefe mit Vorbemerkungen versehen, im Einzelnen kurze Erläuterungen beigefügt und endlich ein abschließendes Nachwort gegeben. Mir scheint sein Verfahren musterhaft. Er ist freigebig und sparsam zur rechten Zeit. In Frankfurt lebend und mit den dortigen Verhältnissen vertraut, auf mündliche Quellen lauschend und ihre Spende am Urkundlichen prüfend, eint er dichterischen Sinn und philologische Kritik; ja manche Aeußerung, von Frau Willemer selbst im hohen Alter gethan, muß sich durch die Zeugnisse der Jugend, durch die feststehende Thatsache berichtigen lassen. Nimmt doch für jeden Menschen die Vergangenheit in der Erinnerung eine Gestalt an, die in manchen Zügen und Farben durch das spätere Leben bedingt und beeinflußt ist.

Johann Jakob Willemer war 1760 in einer Frankfurter Bankierfamilie geboren und führte mit einigen Genossen verbunden ein größeres Geldgeschäft. Friedrich Wilhelm II. von Preußen ernannte ihn zum Geheimerath, nachdem Friedrich der Große sich einmal bei der Parade umgedreht hatte und über das unliebsame Räsonniren des jungen Fremden in die Frage ausgebrochen war: Wer ist der Naseweis? Darauf beziehen sich die Verse von Marianne:

Einst hat der alte Fritze,
In hohem Zorn entbrannt,
Mit königlicher Hitze
Dich Naseweis genannt;
Des dicken Königs Güte
Rieb dir in dieser Noth
Mit Pomeranzenblüthe
Die Nase wieder roth.

Vom Kaiser von Oestreich ward Willemer zum Freiherrn ernannt. Er war zweimal kurze Zeit verheirathet, hatte aus diesen Ehen drei Töchter und einen Sohn; seit 1796 lebte er als Wittwer, mit der Erziehung seiner Kinder beschäftigt. Er war eine Zeit lang Senator und im Vorstande des Theaters. Schon 1788 eröffnet einmal Goethe dem Herzog Karl August, daß auf dessen Bürgschaft Bankier Willemer bereit sei, dem Jugendfreunde Merck 4000 Gulden vorzuschießen. Schon damals galt Willemer als Gönner von Kunst und Literatur. Er hatte die Bildung der Zeit in sich aufgenommen. Mit deistischer Aufklärung huldigte er den sittlichen Wahrheiten des Christenthums, war ein Genoß der damaligen philantropischen Bestrebungen, übersetzte und schrieb Theaterstücke wie nationalökonomische und populärphilosophische Aufsätze, und wußte namentlich auch örtliche Frankfurter Dinge mit heiterem Humor zu behandeln. Als Goethe nach dem Tode seiner Mutter seine Gattin zur Ordnung der Angelegenheiten nach Frankfurt sandte, dankt er im ersten erhaltenen Brief Willemer für die Aufnahme und Hülfe, die sie gefunden, indem er ihn „theurer alter Freund" anredet, und den Wunsch äußert, in persönlichem Verkehr alte Erinnerungen zu wecken und neue Lebensresultate zu besprechen. 1813 hatte Willemer Selbstgespräche drucken lassen, und Goethe schreibt ihm darüber:

„Jeder muß versuchen wie er die sittlichen Bezüge, die auf uns alle losdringen, mit sich möglichst in Harmonie setze; dieses haben Sie recht ernstlich und freundlich gethan, so daß man Ihnen aufrichtig dazu Glück wünschen kann."

Später vermittelt Goethe, daß Willemer'sche Schriften in der Jenaer Literaturzeitung zur Anzeige kommen, und Willemer bekämpft 1816 in einem Sendschreiben an Doctor Martin Starck den sonderbaren Vorschlag desselben, auch das künstlerische und wissenschaftliche Talent zu besteuern, mit der Frage: „Wie viel hätte dann wohl unser großer Landsmann Goethe zu entrichten?" In einer Schrift über Preßfreiheit äußert er: sie sei gerade den Regierungen nützlich: diese erfahren was das Volk bedarf; das Wort erleichtert, der Brennstoff entladet sich. „Hätte der Verfasser von Werthers Leiden nicht zur Feder seine Zuflucht genommen, er lebte vielleicht nicht mehr." Willemer war damals mit Görres im Verkehr und zu dessen Flucht aus der scheußlichen Demagogenhetze behülflich. Es brachte ihn in den Ruf eines Sonderlings, daß er, der gütergesegnete Bankier, gegen die übermäßige Ansammlung von Reichthümern in Handelsstaaten und im Besitz an Einzelne schrieb und zu Maßregeln aufforderte, daß nicht die Armuth vom Reichthum verschlungen werde.

Während dieser Mann nun an der Theaterleitung Theil hatte, kam 1798 der Balletmeister Traub mit seiner Truppe nach Frankfurt; unter ihr befand sich die Tochter einer Wittwe aus Linz, die 14jährige Maria Anna Jung, voll lebhaften Geistes und musikalischer Anlage; ihre holde Erscheinung ergötzte das Publicum in sogenannten Divertissements, wenn sie als Harlekin aus dem Ei kroch, als Elfe aus einem Blumenkelch aufschwebte oder gar aus einer Kanone hervorflog. Dann sang sie die Titania im Oberon von Warnitzki, und trat im Lustspiel auf. Im Jahr 1800 verhandelte Willemer mit der Mutter, entschädigte sie für die Vortheile, die sie aus Mariannens Bühnenthätigkeit zog, mit 2000 Gulden, und nahm die 16jährige Künstlerin zu seinen Töchtern in sein Haus, um sie bedrohlichen Verführungen zu entziehen, deren ihre reizende Persönlichkeit und ihr Stand sie aussetzten. Die Frankfurter machten ihre Bemerkungen über des Hausherrn pädagogische Vorliebe für schöne Gegenstände; Wohlwollende faßten sein Vorhaben als eine „Rettung" des liebenswürdigen Wesens auf, wie sich auch Goethe gegen Boisserée ausdrückte, als sie vor dem Dichter die Ballade vom Gott und der Bajadere mit hinreißender Empfindung gesungen, wie zum Symbol dessen, was so leicht hätte ihr Loos sein können, ja wohl dafür angesehen ward.

Clemens Brentano hat sie zwar nicht auf dem Theater gesehn, wie Creizenach darthut, wohl aber einige Jahre nachher, als er bereits um Sophie Mereau warb, ein Liebeslied an sie gedichtet und ihr durch seine Schwester Bettina mittheilen lassen. 1810, in den Romanzen vom Rosenkranz, war sie ihm das Modell seiner Biondetta, wie Savigny des Jacopone; aber beide boten doch nur Motive zu phantastisch freier Bearbeitung. Als er von der Nonne von Dülmen wieder in die Welt zurückgekehrt war, wollte Frau Willemer ihn zu neuer dichterischer Thätigkeit anregen; in einem längeren etwas seltsamen Gedicht verweist er auf Jesus und Maria als das alleinige Heil; die Freundin aber schreibt an Goethe: „Clemens Brentano war auch hier und beschießt die sündhafte Welt mit schwerem Frömmigkeitscaliber; bei seinem Geist und scharfen Witz ist er übel dran, sie reißen seinen himmlischen Schwingen immer wieder die Federn aus." Als ich ihn 1839 in München kennen lernte, war's noch so; vor seinen barocken Einfällen, seinem Humor war die ultramontane Umgebung niemals sicher, er war ihr enfant terrible. Als er doch 1838 zur Poesie mit Veröffentlichung seiner Märchen zurückkehrte, und zunächst Gockel, Hinkel und Gackeleia erscheinen ließ, da ist Frau Willemer das „Großmütterchen", dem die „herzliche Zuneigung" (statt „Zueignung") gilt; aber es ist freie Phantasie, wenn die Frau Rath, Goethes Mutter, ihn, den Knaben, zu trösten in's Theater führt, wo der Harlekin aus dem Ei kriecht und die zierlichsten Sprünge macht. Daß er in jungen Jahren Eindruck auf ihr Herz gemacht, scheint mir Creizenach ihrem eigenen Bekenntniß gegenüber gar zu skeptisch zu bezweifeln.

In Willemers Hause gab Marianne mit ihren Talenten bald den Ton an. Sie verstand wie Wenige das gesellige Beisammensein zu verschönern, ja zum Kunstwerke zu gestalten, indem sie anregend auf Alle wirkte, und zwar unmerklich. Dabei entwickelte sich ihre lyrische Begabung, und der Herausgeber sagt vortrefflich: „In Bezug auf Innigkeit und Frische im Denken und Fühlen, auf Abrundung, Nettigkeit und Wohllaut ist sie von keiner deutschen Dichterin übertroffen. Auch der Reichthum ihrer Ader ist bewundernswerth. Sie hatte zu jeder Sendung einen Begleitvers, und brachte bis in das sechzigste Jahr die schönsten Toaste aus. Aber was wir von ihr haben ist Gelegenheitsdichtung; auch die allgemeinere Betrachtung kleidete sie meist als Zuspruch an eine bestimmte Person ein."

So war das Haus in das Goethe 1814 persönlich eintrat. Er hatte sich aus den Wirren Europas in den Orient geflüchtet, er dichtete am Divan, und fand nun in Marianne die bestimmte persönliche Gestalt für das Bild seiner Suleika, wie ihm Lotte Kestner für die Geliebte Werthers, Frau von Stein für die Iphigenie, Minna Herzlieb für die Ottilie eine reale Basis bot. Am Rhein schüttelte man den Rheinbund ab, das Bewußtsein des Deutschthums erwachte und fand in Kunst und Wissenschaft seine Pflege, und Goethe ging theilnehmend auf Boisserées Bestrebungen für den Kölner Dom, für altdeutsche Bilder, auf Cornelius Zeichnungen ein. Er mischte sich bei Festen, in Gartenwirthschaften am Rhein und Main unter das Volk, und verkehrte mit frischer Jugendlust unter alten und neuen Freunden. Er gedenkt in Briefen und Aufzeichnungen auch des Willemer'schen Hauses, verlebte seinen Geburtstag in Frankfurt und ging Anfang September nach Heidelberg, während Willemer, der seine Stellung zum Theater aufgegeben, einen Bericht in das Morgenblatt nach Stuttgart sandte, wie in Frankfurt am 28. August eine Festaufführung von Goethes Tasso stattgefunden: eine Symphonie von Haydn habe den eintretenden Verfasser begrüßt; am Schlusse der Vorstellung seien die beiden Kränze von den Hermen Vergils und Ariosts unter dem Jubel des Volks dem Dichter überreicht worden. Der schalkhafte Mann neckte und strafte die Theaterverwaltung für ihr Nichtsthun; in einer zweiten Nummer des Morgenblatts ist auf die Erfindung hingewiesen, aber Biographen Goethes hielten sie aufrecht, namentlich Lewis vergleicht den vermeintlichen Hergang mit der Ovation, die dem greisen Voltaire im Théatre français gebracht worden. Während Goethe in Heidelberg sich dieses Scherzes freute, führte Willemer aus Neigung und um des Wohlanstandes willen unter Billigung seiner Töchter und Schwiegersöhne Marianne Jung als seine dritte Gemahlin zum Altar, und Goethe war im October viel mit dem neuvermählten Paare zusammen. Er fuhr mit ihnen nach einem Thurm, um am 18. die Octoberfeuer zu sehn, und der Eindruck jener hundert rothen Flammen der Freude über das befreite Vaterland machte einen Eindruck auf ihn, dessen in unseren Briefen öfter gedacht wird, der nie erlosch. Marianne erbittet beim Weggang durch ein frohmüthiges Gedicht ein Wort in ihr Stammbuch, und Goethe sendet 1815 von Weimar aus ein Prachtblatt, von goldnen Blumen auf orientalische Weise zierlich eingerahmt, das Gedicht auf das Goldne, welches beginnt:

Reicher Blumen goldne Ranken
Sind des Liebes würd'ge Schranken,
Goldneres hab' ich genossen,
Als ich Euch in's Herz geschlossen.

Im Mai 1815 reist Goethe zur Kur nach Wiesbaden; am 12. August trifft er nach der Lahn- und Rheinfahrt mit dem Freiherrn von Stein und Arndt in Frankfurt ein, steigt bei Willemer ab und wohnt mit der Familie auf dem Lande in der Gerbermühle ein halb Stündchen mainaufwärts. Nach den Mittheilungen Mariannens berichtet Creizenach: „Morgens blieb er allein; jeden Vormittag trank er mitgebrachten Wein aus einem silbernen Becher. Mittags erschien er im Frack und benahm sich ziemlich förmlich. Freier war seine Unterhaltung Nachmittags auf Spaziergängen. Gern machte er auf Wolkenbildungen, auf farbentiefe Schatten, auf Pflanzen und Gestein aufmerksam. Er trug immer ein großes Taschenmesser bei sich, womit er Reiser abschnitt oder Steinchen vom Boden löste. Abends, wenn er seinen weißflanellenen Hausrock angezogen hatte, erschien er völlig zwanglos und liebenswürdig, las gern vor und ermunterte die Hausfrau zum Singen. Beim Lesen seiner eignen Gedichte traten ihm nicht selten Thränen in die Augen." Damals war's, wo Rahel Goethen in Frankfurt sah: „Goethe war bei mir, das ist mein Adelsdiplom", schrieb sie an Varnhagen. Goethe schenkte Mariannen ein Blatt der orientalischen Pflanze Gingo Biloba, ein Sinnbild inniger Freundschaft; es ist zweispaltig, man fragt ob es eins ist das sich spaltet, oder zwei die sich verbinden. Das begleitende Gedicht im Divan ist bekannt. Vom 15. bis 19. September war Boisserée mit Goethe auf der Gerbermühle, dann ging er mit diesem nach Heidelberg. Schon vor der Abreise hatte Goethe das Divanslied „Nicht Gelegenheit macht Diebe" an Marianne gegeben; von ihr ist die schöne Antwort: „Hoch beglückt in deiner Liebe", mit dem Schlusse:

Meine Ruh', mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!
Scherze nicht, nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich dich in meinen Armen,
Jedem Glück ist meines gleich.

Am 17. September entstand das Lied, das Bettina von Arnim sich aneignen wollte; doch scheint es ganz von Goethe stilisirt zu sein, wenigstens ist das „Fingerab in Wasserklüfte" nicht im Tone der Dichterin:

Als ich auf dem Eufrat schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab in Wasserklüfte,
Den ich jüngst von dir empfing.

Der Schluß bezeichnet die Localität der Gerbermühle in poetischer Steigerung:

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain;
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

Am 21. September kam Goethe nach Heidelberg und sang den Dithyrambus an Suleika mit dem Schlusse, daß sie die bunte Schnur seines Glücks geknöpfelt:

„Hier nun dagegen
Dichtrische Perlen,
Die deiner Leidenschaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
Verödeten Strand aus;
Nimm sie an deinen Hals,
An deinen Busen,
Die Regentropfen Allahs
Gereift in bescheidner Muschel.

Jetzt dichtet Marianne das Lied an den Ostwind, worin es heißt:

Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen;
Eh' noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen.

Die Aenderung Goethes ist nicht glücklich, man weiß nicht warum er sie vorgenommen:

Und mir bringt sein leises Flüstern
Von dem Freunde tausend Grüße;
Eh' noch diese Hügel düstern
Grüßen mich wohl tausend Küsse.

Am 20. September reiste sie mit dem Gatten nach Heidelberg und von diesem Tag datirt eins der tiefsinnigsten und schwungvollsten Gedichte Goethes, „Wiederfinden":

Ist es möglich, Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich an's Herz!

Es gibt eine Darstellung von der Schöpfung, wie sie zuerst ein Scheiden und Sondern des Einen, dann aber eine Neuvereinigung der mannigfaltigen Kräfte zu harmonischem Ineinanderwirken ist im seligen Leben der Liebe. Mehrere Tage verweilten sie zusammen in Heidelberg. Im Angesicht ihrer Jugend, die über seinem Alter leuchtet wie der Sonnenglanz über den Bergen, sang er:

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke, her noch eine Flasche,
Diesen Becher bring' ich ihr!
Findet sie ein Häuflein Asche,
Sagt sie: der verbrannte mir!

Suleikas Erwiderung hierauf ist von Marianne, wie sie dem befreundeten Maler Moriz Schwind bekannte:

Nimmer will ich dich verlieren,
Lieder gibt der Liebe Kraft.
Magst du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.

Ach, wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist,
Denn das Leben ist der Liebe
Und des Lebens Leben Geist.

In morgenländischen Lettern zeichnet Goethe auf dem Schlosse ihre Chiffer „an des lust'gen Brunnens Rand", schneidet sie in eine Baumrinde; Goethe widmet dem mehrere reizende Lieder oder Anspielungen im Divan; neun Jahre später ist Marianne wieder in Heidelberg, und in der Erinnerung dichtet sie zu Goethes Geburtstag unter andern folgende Strophen:

Wohin den Blick das Auge forschend wendet
In diesem blüthenreichen Wunderraum,
Wird mir ein leiser Liebesgruß gesendet;
O freud- und leidvoll schöner Lebenstraum!

Auf der Terrasse hoch gewölbtem Bogen
War eine Zeit sein Kommen und sein Gehn;
Die Chiffer, von der lieben Hand gezogen,
Ich fand sie nicht, sie ist nicht mehr zu seh'n.

Dem kühlen Brunnen, wo die klare Quelle
Um grünbekränzte Marmorstufen rauscht,
Entquillt nicht leiser, rascher, Well' auf Welle,
Als Blick um Blick und Wort um Wort sich tauscht.

. . . .

Hier war ich glücklich, liebend und geliebt!

„Von Suleika zu Suleika ist mein Kommen und mein Gehen", hatte Goethe gesagt; es klingt hier nach. Marianne erzählte hochbetagt bei wiederholtem Besuch des Heidelberger Schlosses einer begleitenden Freundin, daß auf dem letzten Spaziergang Goethe ihr Stirn und Lippe geküßt. Creizenach gibt zu andern Erzählungen dieser Freundin seine kritischen Bedenken; zu dieser Stelle fügt er ein Citat aus dem Nibelungenlied:

Des is mir niht bekant.
Doch wil ich niht gelouben daz es wurde lahn.

Goethe und Marianne haben sich nicht wiedergesehen; sie dichtete gleich nach der Heimkehr jenes unsterbliche Sehnsuchtslied an den Westwind. Darauf beziehe ich das Wechselgespräch im Divan: der Dichter hört Suleika statt seiner eignen Lieder neue unbekannte vortragen, und fragt wie sie so froh verwegen ihm fremden Athem vorhauche, Worte spreche, so harmonisch wie die seinen; die Geliebte erwiedert:

War Halem lange doch entfernt!
Das Mädchen hatte was gelernt,
Von ihm war sie so hübsch gelobt,
Da hat die Trennung sich erprobt.
Wohl daß sie dir nicht fremde scheinen,
Sie sind Suleika's, sind die Deinen!

Da ist von ihr oder von Goethe bekannt, was ich oben andeutete: unter Goethes Einfluß hat sie sich selbst übertroffen. Marianne äußerte: jener Wechselgesang beziehe sich auf den Hergang wie Goethe ihr Bißchen Talent entdeckt habe. Creizenach erläutert: „Die Analogie liegt darin, daß Goethe bereits wußte, Marianne verstehe es ganz wohl, einen leichten geselligen Scherz in anmuthige Verse zu bringen mit Anlehnung an eine bereits vorgebildete Tonart, daß er nun aber mit Staunen fand, wie sie auch selbstständig, tiefinnig und gedankenreich zu dichten wußte."

In der Note zum Buch Suleika sagt Goethe: „Es möchte wohl abgeschlossen sein. Der Hauch und Geist einer Leidenschaft die durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück; wenigstens ist dessen Rückkehr wie die eines guten Weinjahres in Hoffnung und Demuth zu erwarten. Dem Dichter verstreicht die Jugend, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleikas; Sie die Geistreiche weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt."

Löper, dem wir eine höchst vortreffliche Ausgabe von Goethes westöstlichem Divan verdanken, kannte die Sachlage in Bezug auf die Suleikalieder; er urtheilt in der Einleitung: „Goethe, im Alter von 66 Jahren, gewann das Herz der 30jährigen Frau für immer. Das Glück dieser Freundschaft kam dem Divan wundervoll zu statten. Nur in der Form der orientalischen Gedichte, sei es in Hafis eigenen Versen, sei es in nachgebildeten Strophen, konnte diese Liebe sich rein und wahr aussprechen. Die fremden Formen gestatteten eine Objectivirung der Leidenschaft wie sie in rein deutschen Gedichten nicht zu erreichen gewesen wäre. Die gegenseitigen Liebesbekenntnisse konnten, weil durch das Medium des Orients ausgedrückt, in jedem Augenblick nur als ein geistreiches Spiel gedeutet werden. Ein halb unbewußtes Schweben zwischen Herzenserguß und dichterischer Fiction ist diesen Liedern eigen." Ich meine: dies letztere bezeichnet mehr noch als die Lieder das Lebensverhältniß selbst: eine Mischung von freundschaftlicher, ja väterlicher Zärtlichkeit des älteren Mannes zu der jungen Frau, ein verehrender Aufblick von dieser zu dem großen Dichter, dem Stolz des Vaterlandes, mit aufwallend wärmerer Empfindung, die für die dichterische Production halb unbewußt genährt wird. Nur darum gewinnen die Lieder durch die Erkenntniß ihrer realen Bezüge; wir haben die reife Traube am Stock; wir freuen uns des geistigen Liebefrühlings, der dem Dichter geworden, und den er vor uns vorüberführt wie seine Phantasie ihren verklärenden Schimmer auf die Wirklichkeit wirft. Das Spiel der Einbildungskraft herrscht vor der Sinnlichkeit, vor dem unbezwingbaren Verlangen einander ganz und für immer zu gehören, wie das der echten vollen Liebe eignet; es ist jene Liebe, die Shakespeare fancy nennt. Der Dichter wählte nicht umsonst den Spruch des Sultans Selim zum Motto:

Ich gedachte in der Nacht, daß ich den Mond sähe im Schlaf;
Als ich aber erwachte ging unvermuthet die Sonne auf.

Das Gedankenbild der orientalischen Geliebten, mit dem er begonnen, ward von der Wirklichkeit übertroffen, er sah statt des Mondes das Licht der Sonne, als er Marianne kennen lernte.

Hören wir noch, wie Frau Willemer den Divan aufnimmt. Schon 1818 sendet Goethe Aushängebogen. Sie antwortet:

„Ihr freundlicher Brief und die ihn begleitenden Blätter haben mich wieder ganz in jene Zeit versetzt, in der ich so glücklich, ja ich darf wohl sagen jugendlich heiter war; wenn ich mir jetzt jenen Zustand vergegenwärtige, so möcht' ich mich wohl nicht mit Unrecht einem Baum vergleichen, dem ein schöner Herbst neue Blüthen entlockt; die alles belebende Sonne schmückte mich noch einmal mit dem Kranze der Jugend; es war mein letztes Glück; der Ernst tritt in mein Leben wie ein kalter Winter und die Blüthe fällt... Doch wem die Erinnerung so viel Herrliches bietet, darf mit der Gegenwart nicht rechten... Wie viel Schönes wird uns aus dem Osten erklingen, wie viel Erquickliches für mich! Veredelt durch Ihren Geist tritt jedes noch so kleine Ereigniß, jedes unwillkürlich ausgesprochene Wort in ein höheres Leben; ich staune über das Bekannte und freue mich doch innig, daß es mir angehörte, ja daß ich es in einem gewissen Sinne mir zueignen darf."

Und später äußert sie:

„Ich war überrascht, gerührt, ich weinte bei den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit, es kam mir alles wie ein Traum vor, den ich mir in der Gegenwart wiederholte, um ihn nicht zu vergessen."

Im October 1819, nachdem sie ein Prachtexemplar des Divans von Goethe erhalten, antwortete sie:

„Ich habe den Divan immer und immer wieder gelesen; ich kann das Gefühl weder beschreiben, noch auch mir selbst erklären, das mich bei jedem verwandten Ton ergreift. Wenn Ihnen mein Wesen und mein Inneres so klar geworden ist, als ich hoffe und wünsche, ja sogar gewiß sein darf, denn mein Herz lag offen vor ihren Blicken, so bedarf es keiner weitern Beschreibung. Sie fühlen und wissen genau, was in mir vorging, ich war mir selbst ein Räthsel; zugleich demüthig und stolz, beschämt und entzückt, schien mir alles nur ein beseligender Traum, in in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt, wieder erkennt, und sich alles gern gefallen läßt, was man in diesem erhöhten Zustande liebes- und lobenswerthes spricht und thut; ja sogar die unverkennbare Mitwirkung eines mächtigen höheren Wesens, in so fern sie uns Vorzüge beilegt, die wir vielleicht gar nicht zu besitzen glaubten, ist in seiner Ursache so beglückend, daß man nichts thun kann, als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben solche Silberblicke hat."

M. Carriere.

Rumänische Poeten.

Ein Literaturbild aus „Halb-Asien".

Von Karl Emil Franzos.

„Die Literatur der Rumänen ist durch und durch national." Diese Behauptung Arun Pumnuls ist nachgerade ein Dogma geworden an den Ufern der Dombrovitza und es vergeht, besonders in diesen jüngsten Zeiten gesteigerten Nationalgefühls, kaum ein Tag, da dies Dogma nicht nachdrücklich betont würde. Als Mittel zum Zweck: eine gebildete Nation mit ausgeprägt nationaler Literatur darf um so mehr auf staatliche Selbstständigkeit Anspruch machen. Prüfen wir aber die Behauptung Pumnuls ohne Tendenz, von Haß und Liebe unbeirrt, auf ihren wahren Werth, so werden wir finden, daß sie nicht haltbar ist, mindestens nicht in jenem Sinne, in dem sie ausgesprochen ward und so emsig wiederholt wird. Die Bildung der Rumänen ist nicht national, sondern französisch, ihr gesammtes öffentliches Leben ist französischen Mustern nachgebildet; das westliche Culturreis ist dem östlichen Stamme aufgepfropft worden, aber so jäh, so hastig, so oberflächlich, daß es sich nicht mit ihm verwachsen, ihm seine edleren Säfte nicht zugeführt. Autochthones Leben und fremdländischer Firniß stehen in Rumänien allüberall hart neben einander, so auch in der Literatur. Sie hat zum Theil an das Volkslied angeknüpft, zum Theil die Muster an der Seine copirt. Beide Gruppen stehen unvermittelt neben einander, die letztere ist weitaus größer als die erstere. Im Sinne Pumnuls kann man dies sicherlich keine „nationale" Literatur nennen, wohl aber in dem Sinne, daß sich eben in dieser Beschaffenheit der geistigen Strebungen auch der gesammte Zustand der Nation treu und deutlich ausspricht. Der innere Zusammenhang der Literaturhistorie mit der politischen Geschichte tritt kaum irgendwo so klar, so deutlich zu Tage, als in dem Entwicklungsgange und heutigen Stande der rumänischen Literatur.

Diese Literatur hat bisher im Westen geringere Beachtung gefunden, als dies durch äußere Verhältnisse und ihren inneren Werth gerechtfertigt wäre. Das Volk lebt hart an der Grenze des cultivirten Europa und erhält das politische Interesse der westlichen Völker in fortwährender Spannung. Die Sprache ist ihrer lateinischen Elemente wegen dem Gebildeten leicht erlernbar und andererseits haben die Söhne dieses Landes ein treffliches Sprachentalent. Freilich haben sie es vornehmlich dazu ausgenützt, um ihrem Volke die Literatur der Franzosen, zum Theil auch der Deutschen, zu vermitteln; nur Einer, Basil Alecsandri, ist den entgegengesetzten Weg gegangen und hat eine französische Uebersetzung der von ihm gesammelten Volkslieder herausgegeben. Relativ zahlreicher sind bisher die Versuche gewesen, den Deutschen die geistigen Strebungen der Rumänen zu vermitteln, sowohl die Volks- als die Kunstpoesie. Die Märchen haben in den Brüdern Schott getreue Sammler, Uebersetzer und Ausleger gefunden, von den Sprichwörtern hat J. K. Schuller eine Reihe übersetzt, andere hat der Verfasser dieser Zeilen verdollmetscht, auch in der Uebertragung der Volkslieder hat er an verschiedenen Orten sein bescheiden Theil hinzugefügt, so weit dies noch nach den vorangegangenen, größtentheils trefflichen Arbeiten von Kotzebue, Möckesch und Schuller nothwendig gewesen, im Gebiete der Kunstpoesie endlich hat L. A. Stause mit unermüdlichem Fleiße, wenn auch mit nicht immer hinlänglicher Kraft viel geleistet. Gleichwohl ist die Literatur der Rumänen, wie erwähnt, auch in Deutschland fast unbekannt und insbesondere hat es bisher an einer zusammenhängenden Darstellung gefehlt. So sei denn hier der Versuch unternommen, in engem Rahmen mindestens eine Skizze dieser Literaturbestrebungen zu liefern.

Wir haben nicht weit zurückzugreifen, diese Literatur ist verhältnißmäßig sehr jung, vielleicht die jüngste in Europa, sofern ihr nicht die Literaturen einiger kleinerer slavischer Stämme diese Bezeichnung streitig machen können. Aus dem Heldenzeitalter der Rumänen, dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, wo die Moldau unter den Dragoschiden, besonders unter Stefan IV. dem Großen (1458—1504) als mächtiger, kriegerischer Staat blühte, existiren keine gedruckten Sprachdenkmale. Einige Kriegs- und Heldenlieder haben sich im Volksmunde erhalten und die Balladendichter der Gegenwart finden in den kühnen Thaten jener Zeit dankbare Stoffe, im Uebrigen ist diese erste und einzige Epoche absoluter Selbstständigkeit völlig bedeutungslos für die nationale Literatur. Es ist höchst wahrscheinlich in jenen Tagen kein einziges Buch in rumänischer Sprache gedruckt worden, mindestens ist es den Gelehrten dieses Volkes bisher nicht gelungen, auch nur die Spur eines solchen nachzuweisen. Die Erklärung für diese befremdende Thatsache liegt nicht allein in dem kriegerischen, allen Künsten und Wissenschaften abgewandten Sinn dieser Zeit, sondern hauptsächlich darin, daß das Rumänische damals eben nur die Umgangssprache des niederen Volkes war. Die Vornehmen conversirten polnisch oder griechisch, Kirchensprache aber war das Altserbische. Und da zu jener Zeit die Schreiber der Gerichte und der Fürsten hauptsächlich Mönche waren, so sind auch die erhaltenen Staats- und Gerichtsurkunden vornehmlich in altserbischer, einige in griechischer Sprache abgefaßt. Als hierauf zuerst die Walachei, später auch der Staat der Dragoschiden dem Anprall der Türken erlag (1530), da war der entsetzliche Druck, welchen die tatarischen und griechischen Hospodare im Namen des Sultans und zu Gunsten des eigenen Säckels auf das unglückliche Land übten, nicht geeignet, geistiges Leben aufkeimen zu lassen. Erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurden nachweisbar die ersten Bücher in rumänischer Sprache gedruckt: Predigten, Uebersetzungen von Kirchenliedern, eine Geschichte der Heiligen u. s. w., endlich auch eine Uebersetzung der Bibel. Es geschah dies unter dem Schutze östreichischer Herrschaft in Siebenbürgen; hier hatten sich die Rumänen mindestens so weit aufgerafft, um in ihrer Kirche an die Stelle des slavischen Idioms das nationale zu setzen. Eine andere Veränderung hatte sich diesbezüglich in jenen Ländern vollzogen, welche unter türkischer Herrschaft schmachteten und daher dem griechischen Patriarchen von Constantinopel unterworfen waren. Hier war das Griechische Kirchensprache geworden, ein Tausch, bei welchem für das geistige Leben der Rumänen nichts zu gewinnen war. Versuchte sich ein Sohn dieses Volkes als Schriftsteller, so schrieb er französisch oder lateinisch. So der Hospodar der Moldau, Demeter Kantemir (1673—1729) — nicht zu verwechseln mit dem russischen Poeten gleichen Namens am Hofe Katharinas II. —, der auf Grund zahlreicher Quellenstudien und mündlicher Traditionen in lateinischer Sprache eine Geschichte des osmanischen Reiches schrieb.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurden zuerst Schulbücher, dann Legenden und ein Büchlein, welches Schwänke aus dem Popenleben enthielt, in Rumänien gedruckt. Letzteres Büchlein ist also das erste nachweisbare Product der schöngeistigen Literatur. Auf poetischem Gebiete sind nur Volkslieder zu verzeichnen, welche sich ausschließlich durch Tradition,

insbesondere im Kreise der Zigeuner, fortpflanzten. Denn in Rumänien ist der Zigeuner nicht blos Musikant, sondern auch Sänger. Um 1780 etwa begannen auch Bojaren und reiche Kaufherren in der Sprache ihres Volkes zu dichten. Es wird berichtet, daß sie sich hiebei völlig dem Ton des Volkslieds angeschlossen und es ist dies auch bei dem Mangel jeglichen anderen Vorbildes und der Unkenntniß der Kunstpoesie anderer Völker glaubhaft, ja selbstverständlich. Was aber nun die Art betrifft, wie diese Lieder verbreitet wurden, so geschah dies nicht etwa durch den Druck, sondern der Herr lehrte sein Lied dem Zigeuner, der nun im Lande umherzog und es in Schänken, Pfarrhäusern und Edelhöfen sang. Rumänische Literarhistoriker pflegen dies als einen für ihr Volksthum höchst charakteristischen Zug anzuführen, der nirgendwo seines Gleichen finde. Dem kundigen Leser aber braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß diese Erscheinung dem Kinderzeitalter der Kunstpoesie aller Völker gemeinsam ist. Die Lieder unserer ersten Minnesänger sind auf dieselbe Weise verbreitet worden, und was der Zigeuner in Rumänien, war in der Provence der Jongleur, der die Lieder seines Herrn, des ritterlichen Troubadours, durch seinen Sang verbreitete. Eigenthümlich mag nur der Gedanke berühren, daß dieser Proceß sich zu einer Zeit bei einem europäischen Volke wiederholte, da beispielsweise in Deutschland Lessing, Schiller udd Goethe dichteten.

Es liegt auf der Hand, daß diese Art der Verbreitung die Unsterblichkeit des Sängers nicht verbürgen konnte. Mochte auch sein Zigeuner des Dichters Namen gewissenhaft beifügen, im zweiten, dritten Munde blieb sicherlich nur noch das Lied selbst. Kurz — diese Kunstpoesie mündete wieder in das Meer der Volksdichtung. Die Troubadourperiode dauerte nur kurz, etwa bis in das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, gleichwohl mögen viele Lieder, die heute allgemein gesungen werden, dieses Ursprungs sein. Es hat natürlich ungemeine Schwierigkeit, aus den Volksliedern jene Sänge adeliger Herrn wieder herauszuheben. Nur zuweilen verräth ein Lied besagten Ursprung durch größere Kunst der Form und die Anschauungsweise, die auf einen relativ gebildeteren Dichter schließen läßt. Dies scheint mir z. B. bei folgendem von Alecsandri in seine Sammlung „Poesie poporale" aufgenommenen, von W. v. Kotzebue übersetzten Gedichte der Fall zu sein:

Auf dem Wipfel einer Tanne
Sitzt der königliche Falke,
Grade in die Sonne schauend
Und die Flügel leise hebend.
Unten an der Tanne Wurzel
Blühet eine Erdbeerblüthe,
Scheut der Sonne heißen Strahl
Und schmiegt in den Schatten sich.
„Blümchen, der Gebirge Zier,
Kühn und frei wieg ich mich hier —
Tritt hervor an's helle Licht
Daß ich sehe dein Gesicht,
Denn es steigt hoch in die Luft
Deiner Blüthe süßer Duft,
So daß weiter mich zu tragen
Meine Flügel mir versagen!
Hör' mein Wünschen, höre mich!
Auf die Flügel nehm' ich dich!
Trage dich über die Wolken
Bis du meine Lieb' erwiderst,
Oder flieh' den Sonnenschein,
Laß das Fliegen ewig sein,
Grab' mich zu dir in die Erde,
Daß für Liebe, Lieb' mir werde!"

Der erste Poet Rumäniens, der seine Lieder in einer gedruckten Sammlung veröffentlichte, war **Konstantin Konaki**. Wie er sich schon durch diese Form des Auftretens von seinen Liedgenossen unterschied, so auch in seinem Wesen. Man findet in seinen Versen keinen Anklang an das Volkslied, er ist durch und durch sentimental, weich bis zur Zerflossenheit, unmäßig wortreich, voll mythologischer Spielereien. Nach irgend einer Besonderheit, sei sie nun national oder individuell, wird man in seinen Versen vergeblich suchen.

Konaki ist keineswegs national, sondern copirt nur eben jene lyrische Strömung, welche fünfzig Jahre vorher in Deutschland in den schwächeren Dichtern des „Hainbunds" ihre Vertreter gefunden. Freilich ist diese Thatsache in hohem Grade charakteristisch für den Bildungsgang der Nation. Im Anfang dieses Jahrhunderts und bis in die zwanziger Jahre hinein wandten sich jene Rumänen, welche sich westlicher Bildung theilhaft machen wollten, fast ausschließlich nach Wien oder bezogen aus Hermannstadt deutsche Bücher. Es brauchte damals lange, bis sich eine literarische Bewegung aus Deutschland nach Oestreich hinüberwälzte, oder gar in das entlegene siebenbürgische Sachsenland. In jenem oben präcisirten Sinne ist also Konaki immerhin national, wenn er um 1825 Lieder der Hainbunddichter nachahmt.

Nur in diesem Sinne sind es auch die drei Poeten, welche nach Konaki aufgetreten und sämmtlich sehr populär geworden: **J. Vacarescu**, **Gregor Alexandrescu** und **Alexander Donitzu** (sprich Donitsch). Der Erstgenannte steht noch ausschließlich unter denselben Bildungseinflüssen wie Konaki, den er übrigens an Vielseitigkeit des Talents übertrifft. Neben sentimentaler Expressenlyrik hat er auch steife, nüchterne, aber derbfröhliche Trinklieder gedichtet; neben Hölty ist es Mathias Claudius, der sichtlich auf ihn eingewirkt. Doch steht er seinen Vorbildern mehr als ein ähnlicher empfindender Mann, denn als ein bloßer Nachahmer zur Seite, und während das Weh Konakis größtentheils affectirter Liebesschmerz ist, trifft man bei Vacarescu oft auf einen Ton echten tiefen Schmerzes, dem es auch an Energie des Ausdrucks nicht fehlt, so in der Klage um sein verzetteltes, in Nichtigkeiten dahingeschwundenes Leben, welches mit der Strophe schließt:

Bitter mag der Tod wohl sein,
Aber bitt'rer ist mein Sein!
Elemente, auf, herbei!
Nehmt, was euer, macht mich frei!

Der größte Fehler des Dichters ist sein Mangel an poetischer Oekonomie, er ist von einer Weitschweifigkeit, welche oft unerträglich wird. Wir werden diese Klage bei unserer Wanderung auf den rumänischen Parnaß oft wiederholen müssen, aber kaum irgendwo ist sie so am Platze, wie bei Vacarescu. Dieser Fehler entstellt auch sein Hauptwerk: „Der Frühling", eine lyrisch-descriptive Dichtung, welche schöne und farbenfrische Schilderungen der südlichen Natur enthält. Vacarescu hat offenbar das Werk unseres Ewald v. Kleist genau gekannt, er verdankt ihm vielleicht ausschließlich die Anregung, sicherlich aber Plan und Anordnung seiner Dichtung. Gleichwohl bleibt derselben dadurch ein origineller Werth gewahrt, daß eben der Frühling in Rumänien ungleich anders auftritt, als in Norddeutschland.

Steht Vacarescu unter dem Einfluß deutscher Vorbilder, so Alexandrescu und Donitzu unter jenem Lafontaines. Auch dies ist culturhistorisch bedeutsam. Mit dem Anbruch der dreißiger Jahre begann in Rumänien der Einfluß französischer Bildung, die jungen Bojaren gingen nach Paris, französische Hofmeister und Gouvernanten kamen in hellen Haufen an die untere Donau, das Französische wurde Modesprache, ebenso die Lectüre französischer Dichter. Aber viel zu lesen ist noch heute nicht des Rumänen Art, noch minder damals. Die Meisten begnügten sich für ihr Leben mit jenen Erzeugnissen, welche sie einst mit dem Gouverneur und der Gouvernante gelesen: mit Chateaubriands „Atala" und Lafontaines Fabeln. Und wenn in ihren Salons von französischen Poeten gesprochen wurde, so schwärmten sie für jenen, welchen sie allein oder doch am besten kannten: für den großen Fabeldichter. Lafontaine galt in Rumänien lange als der größte Dichter der Weltliteratur und genoß dort eine noch größere Popularität als in Frankreich. Er ist auch derjenige fremde Dichter, der zuerst und in der

Folge am häufigsten übersetzt wurde. Rechnet man hinzu, daß der Rumäne von Haus aus viel Sinn für dies Genre hat — zahlreiche Fabeln leben im Volksmunde und werden erzählt, sogar gesungen —, so darf es nicht verwundern, daß die jungen aufstrebenden Talente ihren Ehrgeiz darein setzten, dem Lafontaine nachzuahmen und Fabeln zu dichten. Sowohl Alexandrescu als Donitcu sind von dem großen Franzosen abhängig, ersterer allerdings mehr als der letztere, welcher sich bemühte, in den Volkston einzulenken. Für Beide war diese Stoffwahl ein glücklicher Griff, sie sind überaus populär geworden, und es gibt kaum einen gebildeten Rumänen, der nicht einige Verse des Alexandrescu auswendig wüßte. Eines der populärsten Erzeugnisse der rumänischen Kunstpoesie ist seine Fabel: „Die Mäuse und die Katze", welche zugleich ein charakteristischer Beweis hiefür ist, wie genau der Dichter den Ton seines Vorbildes einhält.

Donitcu ist wohl nicht ganz so populär, wird aber gleichfalls häufig citirt. Der unbefangene Kritiker muß ihn über Alexandrescu stellen, weil er knapper, frischer und witziger ist. Als charakteristisch mag hervorgehoben sein, daß beide Dichter ihren Landsleuten im Gewande der Fabel auch politische Lehren geben, freilich verschiedene, jeder in seiner Art. Während Alexandrescu empfiehlt, sich bedingungslos dem Ton des Auslands anzuschließen, denn „wir selbst bringen einander um die größten Uebel", mahnt Donitcu zur Hebung der Volkskraft, zur Einheit der Rumänen. So besonders drastisch in seiner Fabel: „Der Krebs, die Kröte und der Hecht."

Daß selbst die Fabeldichter die Politik nicht lassen mögen, ist, wiederhole ich, charakteristisch für diese Literatur. Es gibt, wie wir sehen werden, keinen, absolut gar keinen rumänischen Poeten, sei er nun Epiker oder Lyriker, Novellist oder Dramatiker, Elegiker oder Humorist, der nicht „der Pflicht gegen die Nation" genügt und mehr oder minder breite Excurse über die Lage der Nation, ja über die Politik des Tages, seinen Werken eingeflochten hätte. Was bei dem Einen Gebot des Herzens war, war für den Andern Gebot der Mode, für den Dritten wohl gar nur zeitgemäße Speculation. Wer die Geschichte der Donaufürstenthümer seit 1848 überblickt, wird diese Erscheinung begreiflich finden. Das nationale Bewußtsein, sicherlich eine natürliche berechtigte Empfindung, flammte aus der Asche dreihunderjährigen Drucks lichterloh auf, aber so jäh, so plötzlich, daß es sich in fieberhaften Formen äußern und, wie nun einmal die Menschennatur ist, in Größenwahn umschlagen mußte. Zu den stolzen prächtigen Worten standen die Thaten in schmählichem Mißverhältniß. Der Einheitsstaat, nach welchem man in allen Modulationen seufzte und schrie, wollte sich nicht zusammenfügen. Das lag zum Theil in der Abhängigkeit des kleinen, schwachen Volksthums von seinen mächtigen Nachbarn, in dem ungeklärten Verhältniß zur Pforte, in der widerspruchsvollen Politik der europäischen Großstaaten. Aber größere Schuld trug die innere Zwietracht: die Guten und Selbstlosen stritten um den richtigen Weg zum Heil, die Schlimmen und Selbstsüchtigen für die Wahrung ihrer persönlichen Interessen. Während die Rumänen an politischer Einsicht noch wahre Wickelkinder waren, standen sie an wilder Gewalt des Parteikampfes den Staaten mit ausgebildetem öffentlichen Leben nicht nach, und während das Volk kaum eben den ersten Schritt aus der Barbarei herausgethan, wurden bereits die äußeren Formen einer vollendeten, ja überfeinerten Cultur copirt. Das war nicht blos komisch, sondern auch von unendlichem Schaden für jegliche organische Entwicklung. Alle Gebildeten im Lande stritten, die Dichter seufzten über die Zwietracht und — stritten mit. Als Alexander Cusa Hospodar der Moldau und Walachei wurde, da verstummte einen Augenblick aus Freude über die endlich bleibend vollzogene „Union" der Streit, um gleich darauf doppelt betäubend wieder loszubrechen. Urplötzlich schoß eine Partei von Demokraten und Republikanern in's Kraut und „Republikaner" wurde Jeder, der nicht vom Fürsten ein Amt erhielt. Dies führte zu Repressalien von Seiten des Regenten, welche nicht immer die Grenzen der Nothwehr einhielten. Wieder stritten leidenschaftlich die Dichter mit, hüben und drüben, und mancher mußte deshalb in's Exil wandern, oder, wie J. Eliade, darauf verzichten, seine Werke gedruckt zu sehen. Mit Cusas Sturz ist es nicht besser geworden, die „Rothen" und die „Demokraten" stehen sich auch unter Carol leidenschaftlich gegenüber, und wieder tragen die Poeten jeder Partei die Fahne vor. Jeder Poet und jeder Gelehrte in Rumänien ist zugleich Politiker, nicht zum Vortheil der Poesie und der Wissenschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Dora von Victorien Sardou.

29. Juni.

Viele Theater sind jetzt geschlossen. Die wenigen, die allabendlich vor ziemlich leeren Bänken Vorstellungen geben, brauchen ihren Wintervorrath auf. Das Théâtre français gibt abwechselnd die beinahe bis zur Langweiligkeit harmlose Idylle „L'ami Fritz" von Erckmann-Chatrian und das gründlich abgespielte Schauspiel „Der Marquis de Villemer" von George Sand; auf dem Zettel des Gymnase behauptet sich die ausgelassene Posse „Bébé", die von Rechts wegen auf die Bühne des Palais-Royal gehörte und sich jedes Anspruchs auf eine literarische Beurtheilung begibt; und so ist es eigentlich nur das Théâtre du Vaudeville, welches durch die Aufführung des Sardou'schen Schauspieles „Dora" die Theaterfreunde anzieht.

„Dora" ist eine dramatisirte Geschichte der Spionage.

Victorien Sardou besitzt neben vielen andern Eigenschaften des Dramatikers auch die sehr wesentliche, daß er sich in beständiger Fühlung mit jenen Ansichten, Auffassungen und Stimmungen der Majorität zu halten versteht, welche man gewöhnlich als die „öffentliche Meinung" bezeichnet. Er prüft nicht lange, ob diese Auffassungen berechtigte sind. Er theilt sie, er acceptirt sie als Urtheile, selbst wenn es Vorurtheile sein sollten. Das ist vielleicht nicht sehr tapfer, nicht sehr hochherzig, nicht sehr selbstständig, aber es ist jedenfalls bequem und populär.

Unter den Franzosen aller Klassen ist seit dem für sie unglücklichen Verlauf des letzten Krieges die Ansicht verbreitet, daß in Paris eine Schaar von geheimen Agenten beider Geschlechter von den auswärtigen Mächten besoldet werde; diese Agenten schleichen sich in das Vertrauen der offenherzigen Diplomaten und mittheilsamen Deputirten ein, entlocken ihnen mittels allerhand teuflischer Ränke die verborgensten Staatsgeheimnisse und berichten dann ihren resp. Regierungen brühwarm, was sie aufgeschnappt und erlauscht haben.

Es bereitet den Franzosen eine gewisse Genugthuung, an dieses Ammenmärchen zu glauben. Sie wollen eben lieber auf schändliche Weise verrathen, als ehrlich besiegt gewesen sein. Sardou hält es schon aus diesem Grunde für angemessen, seine Landsleute in diesem Wahne zu bestärken, und sein neuestes Stück ist nichts Anderes als eine eindringliche Aufforderung zur Vorsicht, zum Mißtrauen gegen alle Nicht-Franzosen.

Bedarf es dessen wirklich? Und ist das eines ernsthaften und begabten Schriftstellers würdige Aufgabe? Muß in der That die Gehässigkeit gegen das Ausland, das man trotz aller Friedensschlüsse noch immer als Feind betrachtet, von der Bühne herab künstlich gekräftigt werden?

Und glaubt denn Sardou in Wahrheit an die Geschichte von den geheimen Berichterstattern?

Heutzutage zahlt eine große Zeitung für wirklich gute Nachrichten mehr, als eine Regierung aus den immer ziemlich knapp bemessenen geheimen Fonds bezahlen kann. Und einer schönen und geistvollen Frau stehen, namentlich wenn sie sich über die Vorurtheile der Moral hinwegsetzt, und besonders in Paris, schließlich doch noch andere Mittel zur Begründung einer behaglichen und glänzenden Existenz zur Verfügung als die Spionage und der mit der Spionage unweigerlich verbundene Diebstahl von wichtigen Documenten.

Denn es versteht sich, daß in „Dora" wieder einmal eines jener wichtigen Actenstücke, von denen das Wohl und Wehe Frankreichs abhängt, gestohlen wird.

Gelegentlich dieses schon häufig verwertheten Motivs möchte ich mir eine bescheidene Anfrage vergönnen: wieviel wirklich werthvolle Documente der Diplomatie sind in der Geschichte der Neuzeit wohl entwendet worden? Ich glaube, Sardou ist nicht im Stande, auch nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Aber darum hat er sich nicht weiter gekümmert. Er hat sich überhaupt um nichts gekümmert. Er setzt denselben glücklichen Leichtsinn, den er besitzt und der ihm als Dichter sicherlich nachgesehen werden darf, auch bei seiner Regierung voraus. Die französische Regierung vertraut in dem Sardou'schen Drama jene hochbedeutende Urkunde, die ein Staatsgeheimniß von größter Tragweite enthält, einem jungen Attaché an, der dieselbe auf der Hochzeitsreise im Koffer mit sich herum führt, und diese hochbedeutende Urkunde ist in gewöhnlicher Currentschrift aufgesetzt, ist nicht einmal versiegelt! Alle Welt weiß, daß dergleichen Schriftstücke entweder chiffrirt oder wohlverschlossen durch besondere Feldjäger befördert werden, daß ein Diebstahl unter den Bedingungen, die Sardou ohne Weiteres annimmt, geradezu eine Unmöglichkeit ist. Aber was thut's? Was schadet es, ob die Voraussetzungen nichtige und die Tendenz zum mindesten eine nicht lobenswerthe ist? Das Stück ist geschickt, ist interessant, ist wirkungsvoll; und das scheint die Hauptsache zu sein.

Nimmt man die Voraussetzungen hin und verzichtet man darauf, wegen der Tendenz mit dem Dichter zu rechten, so muß man allerdings gestehen, daß „Dora" mit einem hervorragenden Talente geschrieben ist: fesselnd im Inhalt, bedeutend im Aufbau und in der Technik von jener unheimlichen Kunstfertigkeit, die für die Stücke der neueren französischen Schule typisch zu werden beginnt.

Dora ist ein armes und schönes junges Mädchen aus einer heruntergekommenen, adligen Zigeunerfamilie. Sie lebt mit ihrer Mutter, der Marquise de Rio-Zarès, einer verschrobenen, gutmüthigen Person, im glänzenden Elende. Bei jedem Zug an der Schelle fahren Mutter und Tochter vor Schreck zusammen, weil beständig irgend eine unquittirte Rechnung erwartet wird. Dieses junge Mädchen wird nun von dem geheimen „Generalagenten" van der Kraft zum Spionierdienste ausersehen.

In dem Salon der Mutter Doras machen wir verschiedene interessante Bekanntschaften.

Da ist zunächst ein gewisser Tekly, wahrscheinlich ein ungarischer Insurgent, der in der Verbannung lebt. Wir sehen ihn zunächst nur flüchtig, denn er muß sich schleunigst nach Griechenland begeben, vielleicht um sich auch da an irgend einem Freiheitskampfe zu betheiligen. Bevor er sich verabschiedet schenkt er seiner Freundin Dora seine Photographie. Diese Photographie spielt noch eine große Rolle. Wir ahnen das gleich. Denn wir sehen, wie eine Gräfin Zicka, die sich mit einer Theilnahme, welche wir zunächst auf irgendwelche weibliche Neigung zurückführen, nach Tekly und seinen Reiseplänen erkundigt, diese Photographie aus dem Album entwendet und versteckt.

Wir lernen da ferner einen jungen Diplomaten kennen, einen gewissen André de Maurillac, der an irgend einer Botschaft attachirt ist, der für Doras Liebenswürdigkeit, Schönheit und Jugend das volle Verständniß besitzt, einen Freund des Ungarn Tekly und des Deputirten Favrolle.

Dieser Favrolle ist der bekannte Arrangeur und Raisonneur, der in keiner modernen französischen Komödie fehlen darf. Es ist der Desgenais, den Musset in die neuere Literatur eingeführt hat, ein etwas entarteter Enkel des Molière'schen Philint. Er ist gewöhnlich Junggeselle, überlegen in Erfahrungen, etwas skeptisch, sehr satirisch, mit allem verfügbaren Geiste ausgestattet, in einer angesehenen Stellung, daher auch decorirt. Er bummelt gemächlich neben der Handlung her, wenn er nicht darüber schwebt. In dem letzteren Falle läßt er sich im entscheidenden Augenblicke herab, um dem Helden als Schutzengel, der Heldin als Ritter zur Seite zu stehen. Er sucht und findet immer die Gelegenheit, einmal oder mehrere male eine trefflich gebaute Rede oder mehrere Reden zu halten, die in glücklichen Schlagworten die eigentliche Moral von der Geschichte enthalten, die das sagen, was der Autor über sein Thema zu sagen hat, von dem er wünscht, daß es behalten werde, daß es sich weiter trage. Natürlich ein goldenes Herz und ein bedeutender Kopf. Ollivier heißt er in der „Demi-Monde", Remonin in der „Fremden", Pomerol in „Fernande", diesmal heißt er Favrolle.

Durch die Unterstützung des Agenten v. d. Kraft, der die verschrobene Marquise als „Correspondentin" anstellt — die einfältige Frau hat keine Ahnung von dem, was man von ihr beansprucht, und füllt Bogen mit Berichten über ihre jugendlichen Liebesabenteuer —, ändert und bessert sich also die gänzlich zerrüttete Situation der beiden Damen. Auch Dora lebt in vollster Unkenntniß der Verhältnisse und sie ist viel zu jung, viel zu unerfahren, um sich von den Motiven des erfreulichen Umschwungs Rechenschaft abzulegen. Sie freut sich darüber, daß ihre gute arme Mutter nicht mehr von lästigen Gläubigern behelligt wird, sie freut sich, daß sie an den Belustigungen der reichen Mädchen theilnehmen darf; alles Andere kümmert sie wenig. Freilich erinnert sie sich bisweilen daran, daß sie noch arm ist, und es erscheint ihr daher auch ganz natürlich, daß man ihr von einer reichen Partie spricht. Ja, sie ist so vernünftig, daß sie sich schon halb und halb mit dem Gedanken vertraut macht, sich dem Manne, der sie auszeichnet, zu opfern — trotz ihrer herzlichen Neigung für den jungen Diplomaten André —, als sie durch ein Wort über den ganzen Jammer ihrer Lage aufgeklärt wird.

Die Scene ist ganz kurz, sehr energisch und, wenn die Dora eine so ausgezeichnete Darstellerin findet, wie hier in der Pierson, auch sehr wirksam.

Der Mann, in welchem Dora ihren Bräutigam befürchtet, stellt sich vor. Dora streift ihn mit einem Blicke. Das gemeine, unangenehme Aeußere dieses Bräutigams, der ihr Vater sein könnte, macht sie schaudern. Sie setzen sich, ohne ein Wort zu wechseln, neben einander. Dora athmet tief. Sie sammelt sich, um die unvermeidliche Erklärung mit Fassung zu ertragen. Die Erklärung erfolgt. Der Mann sagt einige ganz banale Redensarten, wie glücklich er sich schätzen würde, wenn die Gefühle der Sympathie, die er ihr entgegen bringe, von ihrer Seite getheilt würden u. s. w. Sie dürfe sich darauf verlassen, fügt er mit einem widerwärtig discreten Schmunzeln hinzu, daß seine Frau in keiner Weise . . .

— Ihre Frau? unterbricht ihn Dora mit dem Ausdrucke des tiefsten Erstaunens. Ihre Frau? Sind Sie denn verheirathet?

— Allerdings, versetzt der sonderbare Freier gleichgültig abwehrend, und um Dora, in deren erstarrten Gesichtszügen sich der Schrecken über diese unerwartete Offenbarung deutlich kundgibt, gewissermaßen zu beruhigen, fügt er mit beleidigender Gemüthlichkeit hinzu: aber das soll Sie nicht weiter stören. Thatsächlich bin ich so gut wie gar nicht verheirathet!

— Also nicht Ihre Frau wollen Sie aus mir machen? Ihre . . .

Sie kann den Satz nicht vollenden. Die Entrüstung schnürt ihr die Kehle zu.

Jetzt sieht sie klar! Sie ist arm, d. h. sie ist wehrlos und den schmählichsten Anträgen ausgesetzt. Die Reinheit ihrer Seele, ihre Keuschheit, ihre Unschuld — alles das zusammengenommen ist nicht stark genug, um sie vor der gröbsten Beleidigung zu schützen, um dem ersten besten hergelaufenen Schelme, der mit ein paar Goldstücken klimpert, zu imponiren? — Die Empörung gibt dem kleinen Mädchen eine wunderbare Kraft. Sie wirft den Elenden zur Thür hinaus; der Verächtliche wird obenein noch lächerlich.

Diese leidenschaftliche Erregung des jungen Mädchen erscheint dem Agenten v. d. Kraft als die besonders geeignete Stimmung, um Dora gefügig und seinen Zwecken dienstbar zu machen. Verliebte Mädchen kann er für sein Geschäft nicht gebrauchen. Die Liebe ist blind, und er bedarf vor Allem sehender Augen. Er benutzt also den günstigen Augenblick einerseits, um Dora die ersten flüchtigen Andeutungen über die Dienste,

die er von ihr begehrt, zu geben — Andeutungen, die Dora wieder nicht versteht —, andererseits, um in ihr den Glauben zu erwecken, daß der junge Diplomat schließlich auch nichts weiter von ihr wolle, als was soeben — nur in einer ungeschickteren Form — von ihr gefordert worden sei.

Dora ist tief betrübt und sie macht, als sie dem jugendlichen André gegenübertritt, aus ihrem Kummer keinen Hehl, denn sie hat ihn so wahr, so innig geliebt, ja, sie liebt ihn noch. Wie jubelt sie auf, als sie sich überzeugt, daß André ihre Liebe theilt, daß er sie ehrt und achtet, wie sie es verdient, daß er aus ihr sein Weib machen will.

Dora ist nun Andrés Braut und für v. d. Kraft unrettbar verloren! Dieser tröstet sich so gut es eben gehen mag, und sagt mit sauersüßer Miene: „Die Tochter ist dahin! — mir bleibt die Mutter. Aber was um Alles in der Welt soll ich mit dieser alten „Revue des deux Mondes" anfangen?" — —

Die Vermählung Doras mit André de Maurillac folgt der Verlobung auf dem Fuße. Die jungen Leute haben schon den Hochzeitsstaat abgelegt und stehen im Begriff lustig in die Flitterwochen hineinzureisen, als der böse v. d. Kraft mit seinen teuflischen Machinationen wieder in die Handlung eingreift. Er hat erfahren, daß die französische Regierung dem jungen Attaché ein Actenstück von unberechenbarem Werthe anvertraut hat, welches dieser auf der Hochzeitsreise dem Botschafter bei einer fremden Macht persönlich überbringen soll, und daß dieses Actenstück im Schreibtisch des jungen Mannes eingeschlossen ist. Er gibt also der von ihm besoldeten Gräfin Zicka — derselben, die die Photographie des Ungarn sich angeeignet hatte — den Auftrag, sich dieses Papiers womöglich zu bemächtigen. Die Gräfin Zicka verschafft sich auf schlaue Weise den Schlüssel, den André seiner Frau gegeben hatte, und stiehlt das Document. Gleichzeitig veranlaßt sie Dora, ein paar freundliche Zeilen an Kraft zu schreiben, den André trotz aller Freundlichkeiten, die dieser Dora und deren Mutter erwiesen hat, nicht zum Trauzeugen hat laden wollen; sie richtet es ferner so ein, daß sie selbst den Brief an Kraft verschließt, schiebt das werthvolle Blatt als willkommene Beilage ein — die französischen Diplomaten nehmen zu ihren wichtigsten Mittheilungen das kleinste Format, wie es scheint — und läßt durch Dora den Brief an den Agenten befördern. —

Da kommt Tekly plötzlich wieder; und was nun folgt ist ein vollkommenes Seitenstück zu den spannenden Scenen in „Fernande". Tekly hört, daß sich sein Freund André verheirathet hat, er weiß aber nicht, mit wem. Seine Glückwünsche zur Vermählung glaubt er noch dadurch zu bekräftigen, daß er seiner besonderen Freude darüber Ausdruck gibt, wie André den Klauen Doras und ihrer Mutter glücklich entgangen sei. André fordert Aufklärung. Und wohl oder übel muß der in die Enge getriebene Tekly nun erklären, daß er Griechenland, das Ziel seiner Reise, nicht erreicht hat, weil er durch eine Spionin verrathen und in Triest verhaftet worden ist, und zwar ist die Verhaftung und die Feststellung der Identität erfolgt auf Grund derselben Photographie, die er Dora gegeben hatte.

Zur selben Zeit bemerkt André den Diebstahl der Urkunde. Kein Zweifel, er ist in die Hände einer nichtswürdigen Spionin gerathen.

Alle diese Scenen — die Scenen des Diebstahls und der Auseinandersetzungen Andrés mit Tekly und mit Dora — sind vom theatralischen Gesichtspunkte aus betrachtet meisterhaft. Bisweilen zeigt sich uns Sardou auch noch von einer bedeutenderen Seite als der des virtuosen Bühnentechnikers, bisweilen trifft unser Ohr ein gutes dichterisches Wort. So, wenn der verzweifelte André seine Frau auffordert: „Aber so vertheidige dich doch wenigstens!" und diese mit Stolz entgegnet: „Ich mich vertheidigen? ich bin dein Weib, und an dir ist es, meine Vertheidigung zu ergreifen!"

Ich verzichte darauf, die kunstvolle Verwicklung weiter zu verfolgen und die noch kunstvollere Lösung zu erzählen. Es ist ganz erstaunlich, wie Sardou die Kunst besitzt, den Geist zu kitzeln und zu rechter Zeit eine fertige Lösung aufzutischen — die Kunst, von der Musset vielleicht etwas zu geringschätzig spricht:

„le bel art de chatouiller l'esprit
Et de servir à point un dénoûment bien cuit.
Grace à Dieu, nos auteurs ont changé de méthode,
Et nous aimons bien mieux quelque drame à la mode,
Où l'intrigue, enlacée et roulée en feston
Tourne comme un rébus autour d'un mirliton.

In dieser verzwickten und verwickelten Schlingung der Fäden, deren Entwirrung allerdings dem frivolen Vergnügen, das die Lösung eines schwierigen Rebus bereitet, näher kommt als dem urkräftigen Behagen, welches das echte Kunstwerk gewähren soll, — in dieser Fertigkeit ist Sardou ein Meister. Es ist eine Kunst, aber es ist doch wohl nicht die wahre dramatische Kunst.

Paul Lindau.

Zum Rubens-Jubiläum.

Von Herman Riegel.

Mehr als je in früheren Zeiten ist es in unserm Jahrhundert Sitte geworden, die Erinnerungstage großer Ereignisse und bedeutender Männer zu feiern. Seit dem Reformationsfeste im Jahre 1817 ist so manches ein- oder mehrhundertjährige Jubiläum begangen worden. Es ist dies ein schöner Zug unsrer Zeit, die den Sinn gefunden hat, in Dankbarkeit jener Geister zu gedenken, deren Thaten und Werke den Boden unsrer Bildung, unsres Daseins in hervorragender Weise haben bereiten helfen. Und diese Gesinnung ist nicht auf einzelne Nationen beschränkt. Der Tag, wo vor 600 Jahren Dante, und der, wo vor 300 Jahren Shakespeare geboren wurde, sind in beiden Welten Festtage gewesen. Wir erinnern uns derselben und dürfen uns freuen ob der Einmüthigkeit so vieler über den Erdkreis vertheilter Nationen. Ein Sieg der Humanität drückt sich jedesmal in solcher Feier aus, und jede solche Feier regt neue Gedanken an, legt neue Bildungskeime in tausend und tausend Herzen. Auch die Kunstgeschichte hat ihre Jubeltage. Und noch die letzten Jahre haben uns die vierhundertsten Geburtstage von Dürer und Michelangelo gebracht. Wie sind diese Tage aller Orten gefeiert worden! Wie hat man durch Rede und Schrift sich bemüht, die Bedeutung der großen Männer allem Volke zugänglich zu machen! Wie Vielen sind bei diesen Gelegenheiten die Werke der Meister, in Originalen oder Abbildungen, zum ersten Male vor die Augen geführt worden! Wie mancher geistige Besitz ist so vermittelt und errungen worden! Und jetzt ist der Tag da, wo vor 300 Jahren Rubens geboren wurde. Er sei uns Anlaß, des großen Künstlers Andenken zu erneuern und in kurzen Zügen ein Bild seiner Größe zu entwerfen.

Das Leben von Rubens ist in eine Zeit gefallen, die fast ununterbrochen von den furchtbarsten Kriegen und den tiefgehendsten Bewegungen erfüllt war. Albas Erscheinen in den Niederlanden vertrieb seine Eltern aus Antwerpen, wo sie wohnten, und als ihnen am 29. Juni 1577 ein Sohn geboren wurde, den sie vielleicht nach dem Namen des Tages Peter Paul nannten, tobte in ihrer Heimat noch der Krieg. Noch vor dem Ende des dreißigjährigen Krieges am 30. Mai 1640 starb der Meister und nur vorübergehend kam während seines Lebens Europa zur Ruhe. Und dennoch, sein Leben selbst bietet das Bild einer ruhigen glänzenden Erscheinung: ein Gegensatz, der deutlich zeigt, wie mitten durch schwere Wolken hindurch die Sonne des Glückes seine Pfade beschienen hat. Doch dies Glück traf ihn nicht zufällig und nicht unwürdig. Die Kunst des Rubens ist glänzend und prächtig, und man kann sich nicht vorstellen, wie der Träger derselben in Dürftigkeit und unter dem Druck eines feindlichen Geschickes hätte leben können. Unter Fürsten lebte er wie ein Fürst, wie ein König darf man sagen, denn sein Reich war die Kunst, und wie ein geborner König herrschte er frei und von Jedermann anerkannt in diesem weiten Reiche. Das sahen und wußten die Fürsten und Könige dieser

Erde, und darum erblickten sie eine Ehre darin, wenn sie den Maler als einen der Ihrigen achteten. Und der Streit der Könige, der damals die Welt erschütterte, berührte ihn nur, um ihn mit neuem Glanze zu umgeben. Gesandtschaftliche Aufträge an die Höfe in Madrid und London zeigen den Maler auf der Höhe äußeren Lebens und lassen zugleich erkennen, auf welche seltene, ihn auszeichnende Art er mit den Ereignissen seiner Zeit persönlich in Berührung kam.

Beachtenswerth erscheint auch ein anderer Gesichtspunkt. Man kennt eine Anzahl von Beispielen in der Geschichte, wo nach der siegreichen Beendigung eines großen Freiheitskampfes ein Aufschwung auf allen Gebieten der Kunst stattfand, und man findet es deshalb natürlich, daß in den nördlichen Provinzen der Niederlande, die ihre Freiheit von Spanien erzwungen hatten, die Malerei sich zu hoher und eigenthümlicher Blüthe entfaltete. Aber das hatte man noch nicht erfahren, daß nach der Unterdrückung eines Befreiungskrieges, der aus den Tiefen des Volkes entsprungen war, die Kunst sich in neuen leuchtenden Bahnen erhoben hätte. Und doch scheint dies hier der Fall zu sein. Die südlichen Provinzen der Niederlande mußten trotz der heldenmüthigsten Kämpfe die Herrschaft Spaniens weiter tragen, sie mußten dulden, daß Rom die ausschließliche Herrschaft über die Seelen neu gewann. Aber trotzdem blühte die alte flandrisch-brabantische Malerei gerade jetzt zu einer nie geahnten Herrlichkeit in Rubens auf. Sollte das Gesetz geschichtlicher Weltordnung, das wir seit Jahrtausenden beobachten, hier seine Kraft verloren haben? Oder sollte uns unsre Beobachtung in diesem Falle täuschen und wir jenes Schicksal Belgiens falsch auffassen? Allerdings führt uns der äußere Verlauf des Krieges die südlichen Niederländer als Besiegte vor, aber der innere Verlauf lehrt, daß sie nicht auch die Unterdrückten und Zertretenen waren, daß sie vielmehr mit ungebrochener moralischer Kraft aus den Kämpfen hervorgegangen waren und ihre alten Freiheiten, um derentwillen sie ursprünglich die Waffen erhoben, gerettet hatten. Und als dann nach der Gewaltherrschaft Philipps II. die mildere Hand von dessen Tochter Isabella, die sich mit dem bisherigen Statthalter, dem Erzherzoge Albrecht vermählt hatte, über den Provinzen waltete, begannen diese sich schnell zu erholen und zu heben. Dreiundzwanzig Jahre, von 1598 bis 1621, regierte das königliche Paar gemeinsam und dann weitere zwölf Jahre noch die Infantin allein über das ihnen zu Lehn gegebene Land. Die Gemüther beruhigten sich und versöhnten sich mit dem Geschick des Landes; die Gewerbthätigkeit regte sich wieder und die innere staatliche Ordnung wurde neu befestigt. Der glanzvolle Hof in Brüssel zog die bedeutenderen Geister an sich und pflegte mit Vorliebe die Kunst und deren Träger. Belgien bot damals das Bild einer wiedererstehenden kräftigen Nation, und nur in diesem Sinne richtig aufgefaßt wird man den neuen Aufschwung, den die Malerei nun nahm, als mit den Gesetzen der Geschichte übereinstimmend, verstehen. Wie sehr aber innerlich seit beinahe zweihundert Jahren ein solcher Aufschwung vorbereitet und angezeigt war, wie er auch im engeren, rein kunstgeschichtlichen Betrachte als etwas Nothwendiges in die Erscheinung trat, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf den bisherigen Gang der niederländischen Malerei.

Das 15. Jahrhundert wird durch die **Brüder van Eyck** und deren Schule bezeichnet. Durch die Erfindung guter und leicht anwendbarer Oelfarben gaben sie der Malerei nicht nur in den Niederlanden, sondern überall wo diese Kunst betrieben wurde, eine neue Wendung, die von den weittragendsten Folgen war. Ihr Einfluß in dieser Richtung geht bis nach Sicilien, bis nach Venedig. Einen viel umfassenderen Einfluß aber übten sie auf das benachbarte Deutschland, namentlich den Rhein hinauf nach Köln und weiter bis nach Kolmar aus, vornehmlich aber auf Burgund, dem sie staatlich angehörten, und auf Flandern, das ihre engere Heimat war. Aber wie alles Irdische niemals dauernd auf gleicher Höhe stehen bleibt, verfiel auch die Eyck'sche Schule bei ihrem Auslaufen in mehrere einzelne Zweige einem starken Manierismus. Durch italienische Einflüsse wurde diesen Ausläufern der Schule eine neue Richtung gegeben, die nicht den alten Geist verdrängte, sondern nur die Auffassung und Behandlung der Form erneuerte und reinigte. Diese Richtung erreichte in **Quentin Massys**, dem Zeitgenossen Dürers, ihren Höhepunkt. Aber die italienischen Einwirkungen waren zu mächtig, als daß sie hierbei hätten stehen bleiben können. Die Kenntniß der italienischen Kunst, welche die niederländischen Maler auf zahlreichen Studienreisen in Italien selbst sich erwarben, reizte zu gewaltig zum unmittelbaren Anschlusse an. Manches vortreffliche Werk verdanken wir diesen Beziehungen, aber leider führten dieselben schnell zu einem ausgesprochenen förmlichen Akademienthum, das dann, ganz wie es in Italien selbst geschehen war, den Naturalismus herausforderte. Der entschiedenste Träger des letzteren war **Adam van Noord**. Sein Auftreten scheint, wenn man so sagen darf, die akademische Richtung zur Mäßigung und Sammlung aufgerufen zu haben, wenigstens tritt neben ihm ein Anhänger derselben, **Otto Venius**, in dieser Weise auf. Diese beiden Künstler, die einige zwanzig Jahre älter waren als Rubens, wurden die Lehrer des künftigen Meisters. Nicht weit von der Grabkapelle des Rubens in der Jakobskirche zu Antwerpen hängt auch ein Bild des Adam van Noord, welches mit Recht als eines seiner besonders hervorragenden Werke geschätzt wird, eine Berufung des Petrus. Welch' ein kühn vorgetragener Naturalismus zeigt sich da, welch' sichere und fertige Malerei! Aber leider muß man ganz und gar den edleren Geist der Kunst vermissen, welcher Zeichnung, Formengebung und Charaktere adelt und an dessen Stelle man eine Derbheit wahrnimmt, die man bisweilen Gemeinheit zu nennen versucht sein darf. Man darf hieraus dem Meister keinen moralischen Vorwurf machen, man muß vielmehr Adam van Noords Verdienst anerkennen, durch einen, wenn auch übertriebenen Rückgang auf die Natur doch dem hohl gewordenen Akademienthume italienischer Nachahmer gegenüber einen sichren Boden gewonnen zu haben. Eine ganz entgegengesetzte Erscheinung bietet nun Otto Venius, der nach Idealität mit Erfolg strebt, der im sichren Besitze einer gewandten Technik die zarteren Seiten seiner Kunst pflegt und sich bemüht, der akademischen Richtung einen neuen verjüngenden Anstoß zu geben. Nirgends wird diese Bedeutung des Meisters wohl klarer, als bei Betrachtung seines ganz ausgezeichneten Bildes im Dome zu Gent, einer Auferweckung des Lazarus.

So ungefähr standen die Dinge, als Rubens im Jahre 1600 die Niederlande verließ, um sich in Italien weiter zu bilden. Man darf die Frage aufwerfen, wo er denn in der heimatlichen Kunst anknüpfen sollte, welcher Richtung er sich denn hätte anschließen sollen? Um ein Naturalist in der Art des Adam van Noord und dessen italienischer Vorgänger zu werden, war er zu fein und zu klassich gebildet; um ein Akademiker im Rahmen der Caracci'schen Vorschriften zu werden, war sein Genius zu umfassend. Auf beiden Bahnen hätte er nur ein Nachfolger sein können; seine eigene groß angelegte Natur drängte ihn auf andere Ziele, auf Ziele, die höher lagen als jene beiden Richtungen, die über jenen beiden Richtungen eine Versöhnung der beiderseitigen Principien vollzogen und einer neuen Richtung das Dasein vorzeichneten. Auf diese Ziele hatten das Akademienthum und der Naturalismus schon gewiesen, als sie zuerst in Italien auftraten; daß sie diese Ziele in Italien selbst nicht erreichten, ist bekannt: wir brauchen die Gründe hiervon nicht zu untersuchen. Aber sie erreichten diese Ziele in den Niederlanden, in Rubens. Und so ist Rubens eine Gestalt, deren Erscheinen geschichtlich schon lange vorbereitet, deren Auftreten ein nothwendiges war. Auch ist nicht zu übersehen, daß der großartige Zug von lebensvollstem Realismus, der Rubens eigen ist und der ihn charakterisirt, in der niederländischen Malerei seit den Eycks schon vorgebildet war. Allerdings ist die treueste Wiedergabe des Lebens mit allen Zufälligkeiten und kleinen Besonderheiten der Wirklichkeit, der Natur mit allen Fältchen, Pickeln und Runzeln, bei den Eyck und deren Schülern mit einem hohen Ernste und strenger Kirchlichkeit gepaart, aber sie bezeugt doch eben den Sinn für die Realität

des Lebens und der Natur, der dann sich mannigfach umbildete, der wuchs und auch zurückgedrängt wurde, und der endlich in Rubens zu einer vorher nie geahnten Höhe aufblühte. In dieser Hinsicht darf man kunstgeschichtlich Rubens als einen echt national vlämischen Künstler, als den Meister der vlämischen Malerei ansehen.

Die Jugendjahre von Rubens waren einfach und fast ganz regelmäßig dahin geflossen. Die ersten zehn Jahre verlebte er zu Köln; 1587 nach dem Tode des Vaters zog die Wittwe mit ihren Kindern nach dem alten Sitze der Familie, nach Antwerpen zurück, das als letztes Bollwerk der niederländischen Freiheitskämpfer nicht lange zuvor gegen Alexander von Parma gefallen war. Hier besuchte Rubens das Collegium der Jesuiten und eignete sich daselbst tüchtige Kenntnisse an. Um sich in die Formen des feineren Lebens einzugewöhnen, diente er der damaligen Sitte gemäß eine Zeit lang der verwittweten Gräfin von Lalaing als Page, aber dies Verhältniß war nicht geeignet ihn zu befriedigen, vielmehr scheint es seinen künstlerischen Genius zum vollen Selbstbewußtsein geführt zu haben. Mit Zustimmung seiner Mutter genoß er zunächst der Anleitung des Landschaftsmalers Verhaegt und ging darauf zu Adam van Noord in die Lehre. Nachdem er hier vier Jahre zugebracht hatte, trat er bei Otto Venius in die Werkstatt, wo er gleichfalls vier Jahre blieb. Im Jahre 1598 wurde er als Meister in die Lukasgilde zu Antwerpen aufgenommen, und am 9. Mai des Jahres 1600 machte er sich auf, um nach Italien zu gehen. Hier entwickelte sich seine großartige Persönlichkeit zu voller Selbstständigkeit, und als er später dann zurückkehrte, war er ganz er selbst geworden, der große geschichtliche Peter Paul Rubens.

Aber wo war dieser Mann geboren worden? Die Frage liegt gewiß bei der dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages besonders nahe, aber sie ist nicht mit zwei Worten zu beantworten, denn sie ist eine Streitfrage, die ihre besondere Literatur hat. Nachdem früher Köln und Antwerpen sich die Ehre, die Geburtsstadt von Rubens zu sein, gegenseitig streitig gemacht hatten, sind in neuerer Zeit eine Anzahl von Urkunden veröffentlicht worden, Angesichts deren mit der größesten Wahrscheinlichkeit angenommen werden muß, daß Rubens am 29. (oder 27. oder 28.) Juni 1577 zu Siegen geboren worden ist. Auf diese verwickelte Angelegenheit selbst können wir hier natürlich nicht eingehen.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Verfasser hat diese Angelegenheit zum Gegenstand einer besondern Darstellung: „Der Geburtsort von Rubens" gemacht. (Allg Zeitung, Beilage vom 19. und 20. Juni.)

Notizen.

Der russische Donau-Uebergang hat genau an dem Tage stattgefunden, wo die vorletzte Nummer dieser Blätter ihn angezeigt hatte, und die Wochenchronik hat sich auch diesmal wieder gut unterrichtet erwiesen. Jetzt aber haben die Kanonen das Wort und die Diplomatie erwartet aller Orten mit verschränkten Armen, was aus dem türkisch-russischen Duell werden soll. Zwar wird noch in den neutralen Parlamenten Mancherlei hin- und hergesprochen; es geschieht indessen großentheils zur Beschäftigung der Galerie. Die Regierungen haben durchweg ihre Entschlüsse für alle Fälle gefaßt. England und Rußland hatten bald nach dem Ausbruch des Krieges in einigen zierlich geschriebenen Billetsdoux ihr Herz gegen einander ausgeschüttet und, soweit das noch nöthig war, Gewißheit erlangt, daß sie sich beiderseits aller möglichen Perfidien versehen dürfen. Es war dies der famose Depeschenwechsel, über welchen so viel mysteriöses Zeug hin und her geflüstert wurde. Bei dieser Gelegenheit hat sich wieder gezeigt, wie Fürst Bismarck seine Leute kennt, wenn er bei dem Verlangen nach deutschen Blaubüchern, falls sich ein solcher Wunsch einmal schüchtern an ihn heranwagt, die Achseln zuckt und nichts davon wissen will. Für eine große Anzahl der Blätter haben solche wie auch immer wichtige Documente nicht den geringsten Werth, sobald sie Gemeingut werden und sich weder für eine Zeitungsreclame noch im Interesse der Concurrenz verwerthen lassen. Mit angeblichen officiösen Winken, Fingerzeigen, ausgegebenen Parolen, Schablonen und Enthüllungen, gleichviel ob sie aus Berlin, Wien, Petersburg oder sonstwoher stammen, werden lange Spalten gefüllt, und zwar auch in Organen, die sich etwas darauf einbilden, daß sie beim dritten Wort den Officiösen auf die Finger klopfen, die aber trotzdem, ohne sich dessen bewußt zu werden, stets nach dem officiösen Corporalstock blinzeln und unter dessen Bann stehen. Ein amtliches Schriftstück jedoch, und wäre es zur Beurtheilung der Situation von der größten Tragweite, verliert für die Presse dadurch, daß es der Publicität anheimfällt, mindestens um hundert Procent seines Preises. Der elendeste Klatsch läßt sich besser ausbeuten. Unbegreiflich ist denn auch, wie einige gewissenhafte Journalisten mit der Feststellung der Punkte, auf welche es ankommt, Zeit und Mühe verschwenden mögen. Als ob es sich um Genauigkeit, ja um Treu und Glauben in der täglichen Darstellung dessen, was passirt, heutzutage noch handeln könnte! Der Effect ist Alles, die objective Thatsache vollkommen gleichgültig. Die ganze Aufgabe besteht darin, zuerst auf dem Platze zu sein, die publicistische Waare möglichst geräuschvoll an den Mann zu bringen und den Schein, daß sie echt sei, für vierundzwanzig Stunden aufrecht zu halten. Das Publicum wird von seinen Wortführern dazu erzogen, verlangt und verdient es nicht besser. Verspätete Pedanten, die noch immer an eine Art von Beruf der Presse glauben und sie als die Vertreterin der öffentlichen Meinung, sowie in ihren factischen Berichten als eine getreue Dienerin der Wahrheit ansehen, sollten in's Kloster gehen. Darüber sind wir längst hinaus und man soll uns mit solchen altfränkischen Zumuthungen unbehelligt lassen. Das Beispiel der auf Lärm und Sensation berechneten Behandlung politischer Fragen, unbekümmert um die sachliche Begründung, hat übrigens neuerdings auch die Regierungen angesteckt. Die französische wenigstens hat darin schon wunderbare Fortschritte gemacht. Einer ihrer Vertreter, ein viel genannter, vornehmer Mann, weiß viel von sich reden zu machen und vortrefflich die falsche Vorstellung zu erwecken, daß er großen Einfluß habe und für die Aufrechthaltung der guten Beziehungen zu einem mächtigen Staate einstehen könne. Dieser Diplomat ist in der Nähe der Pyrenäen geboren und hat in seiner Jugend die Luft der Garonne geathmet. Ludwig XVIII. sagte, man dürfe keinem Gascogner erlauben, einen Schirm vor die Thür zu setzen, sonst nehme er das ganze Haus in Anspruch. Wenn sich jener Herr indessen durch gewisse, den Hofleuten abgelauschte Mittel bisher auf seinem Posten behauptete, so hat er Recht, denn nur der Erfolg entscheidet in den menschlichen Dingen. Auch im Orient wird der Succeß das letzte Wort haben, gleichviel ob die Campagne mit soviel Lug und Trug eingeleitet wurde, daß alle gefallenen Engel der Dante'schen Komödie darauf neidisch werden könnten. Die brutale Gewalt trägt den Sieg davon. Es wäre verlorene Mühe, wollte man sittlichen Betrachtungen darüber Raum geben. Und so kann denn auch diese Chronik ohne besonderen Schaden für die zeitgenössische Historie während einiger Wochen suspendirt werden.

Bibliographie.

J. G. Fischer, Merlin. Ein Lieder-Cyclus mit einem Anhang. 12. VIII u. 114 S. Stuttgart 1877, Hallberger.

Wm. Henzen, die Kypseliden. Trauerspiel in 5 Acten. 2. vielfach umgearbeitete Ausgabe. 12. 130 S. Leipzig 1877, Dürr'sche Buchhandlung.

Herder's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Bernh. Suphan. 1. Bd. 8. XLIV u. 548 S. Berlin 1877, Weidmann. à 4. —.

Wm. Lauser, Geschichte Spaniens von dem Sturze Isabella's bis zur Thronbesteigung Alfonso's. 2 Bde. 8. VIII u. 644 S. Leipzig 1877, Brockhaus.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Inserate.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 28. Berlin, den 14. Juli 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Vor vierzehn Jahren.

Eine geschichtliche Erinnerung an den polnischen Aufstand von 1863—64.

Von Karl Blind.

Heute, wo die Zukunft von Osteuropa auf des Degens Spitze ruht, mag eine Erinnerung an den Aufstand in Russisch-Polen (1863—64) in doppelter Hinsicht am Platze sein. Einmal, wegen eines nahe liegenden Vergleiches zwischen der damaligen und der im vorigen Herbst herrschenden öffentlichen Stimmung in England. Sodann, weil sich aus jenem bedeutsamen geschichtlichen Ereignisse eine Lehre in Bezug auf die inneren Zustände des Czarenreiches ergibt; eine Lehre, die unter Umständen noch einmal zur Verwerthung gelangen kann.

Vorausschicken will ich, daß mir in jenen Tagen — vor, wie während der polnischen Erhebung — Manches bekannt wurde, was auf die Verhältnisse volles Licht warf. In den nachfolgenden Blättern werde ich so einfach thatsächlich, wie möglich, die Vorgänge schildern. Vielleicht trägt das Eine und das Andere zur geschichtlichen Feststellung bei.

I.

Als am 21. Januar 1863 die Nachricht von einem gleichzeitigen Aufstande in verschiedenen Theilen Russisch-Polens über Europa hinflog, war die Ueberraschung eine große und allgemeine. Wohl hatten bis dahin häufige Kundgebungen in Warschau stattgefunden, die auf tiefe Unzufriedenheit deuteten. Wenige jedoch ahnten den bevorstehenden Ausbruch einer gewaffneten Empörung. „Finis Poloniae", jener gefälschte Ausruf, gegen den Kosciuszko einst eine zornige Verwahrung*) richtete, der jedoch gleichwohl auch heute noch, von den Freunden, wie von den Feinden der polnischen Sache, wiederholt wird — „Finis Poloniae" galt als ein Wort, das nach dem abermaligen Sturze von 1832 sogar die Möglichkeit einer Erhebung ausschloß. Wie erstaunt war man daher, in England zumal, als die ganze Macht des Czarenthums plötzlich von einem Bruchtheile jenes Volksstammes angegriffen ward, der einst den östlichen Wall Europas gebildet!

Wie gewöhnlich in solchen Fällen, griff die öffentliche Meinung in England die neue Frage rasch auf. Eine Bewegung trat zu Tage, anscheinend stark genug, um den unverantwortlichen Herrscher eines Reiches, das der Nebenbuhler — oder, wie Manche vielmehr sagen würden, der geheime und beharrliche Feind — des englischen Reiches in Asien ist, mit Furcht zu erfüllen. Mit einer, nach so langen Jahren der Gleichgültigkeit auffallenden Wärme sprachen sich englische Staatsmänner, Tagesschriftsteller, zahlreiche Volksversammlungen zu Gunsten der mißhandelten Bevölkerung von Russisch-Polen aus. Die verschiedensten Parteien und Glaubensbekenntnisse waren in dieser Sache Einer Ansicht.

Im Oberhause legte Lord Ellenborough unter dem Beifalle seiner sonst nicht sehr zu lebhaften Aeußerungen geneigten Standesgenossen die Ursachen dar, welche „die bisherige stumme Ergebung der Polen in Verzweiflung, ihre Verzweiflung in einen hellen Aufstand verwandelt hatten". In tief ernsten Worten forderte er die Regierung auf, sich an die Spitze der öffentlichen Meinung zu stellen. Lord John Russell, als Minister des Auswärtigen, brandmarkte die Handlungweise der russischen Regierung, die den Aufstand hervorgerufen, als „die unverständigste und ungerechteste, die sich denken lasse". Im Unterhause stellte einer der Redner eine Anklage auf, worin gesagt war, daß die Edelleute Podoliens, durch frühere Rathschläge Russels ermuthigt, ein Bittgesuch um gewisse Verbesserungen eingereicht hätten, und daß das Ergebniß ihrer gelehrigen Befolgung der Rathschläge des englischen Staatsmannes die Einkerkerung in einer Festung gewesen sei; daß, zufolge einer Angabe des Warschauer Stadtrathes vom 20. Juli 1862, die Zahl der seit Beginn des Jahres in jener Stadt verhafteten Männer und Frauen sich auf 14,833 belief; daß die zwangsweise Soldatenaushebung im November 1862 nur 683 Leute für Geschäftszwecke in einer Bevölkerung von 184,000 Einwohnern zurückgelassen habe; daß Graf Andreas Zamoyski mit der Verbannung bestraft worden, weil er ein achtungsvoll gehaltenes Gesuch eingereicht; daß Fürst Gortschakoff gedroht habe, aus Polen einen Aschenhaufen zu machen; daß die Kasernen und Festungen in Staatsgefängnisse umgewandelt worden; und daß in der furchtbaren Nacht vom 15. Januar 1863 die Häuser der Bürger umringt und erbrochen worden sein, um die Reihen des russischen Heeres mit weggeschleppten Unglücklichen zu füllen.

Im Angesichte solcher Thatsachen erklärte Disraeli es für eine sittliche Verpflichtung Englands, über die Erfüllung der von Rußland im Jahre 1815, gegenüber Polen, übernommenen Vertragsbestimmungen zu wachen. Sir Henry Hoare verlangte auf einer großen Versammlung in der Gildhalle geradezu Krieg gegen Rußland, lieber als daß man die polnische Erhebung solle niederwerfen lassen. Der erste Antrag auf jener Versammlung ging dahin: Rußland habe durch seine planmäßigen Bedrückungen, Beschlagnahmen und Metzeleien alles Recht auf

*) S. Kosciuszkos Brief am Schluß.

den Besitz Polens verwirkt. Der zweite Beschluß forderte den Abbruch der gesandtschaftlichen Beziehungen. Lord Shaftesbury war unter den Hauptrednern in diesem Sinne, sowohl innerhalb wie außerhalb des Parlaments. Lord Stratford de Redcliffe entwarf ein Gemälde von Gräueln, die sich heute ganz „bulgarisch“ lesen. Herr Forster erklärte im Unterhause: England sei von nun an des Vertrages ledig, durch den es die Oberherrschaft Rußlands über Polen anerkannt. Auf einer begeisterten Versammlung in der Londoner St. Jameshalle, wo Sir John Shelley vorsaß, antworteten die Hörer auf seine Frage: „ob England, falls der Czar auf seinem Verfahren beharre, ihm den Krieg erklären solle?“ — mit einem donnernden: „Ja!“

Kein Wunder, daß die Regierung, von einer solchen Bewegung umfluthet, endlich an Rußland „Sechs Punkte“ richtete, worin Folgendes gefordert wurde:

I. Vollkommene Verzeihung und Straferlassung für die Aufständischen oder alle sonst wegen Staatsvergehen Angeklagten.

II. Eine Landesvertretung für Polen, in Gemäßheit des Wiener Vertrages von 1815.

III. Eine ausschließlich aus polnischen Beamten zu bildende Verwaltung.

IV. Volle Gewissensfreiheit.

V. Den Gebrauch der polnischen Sprache bei allen öffentlichen Gelegenheiten und im Erziehungswesen.

VI. Ein regelmäßiges Verfahren bei der Truppenaushebung, anstatt der willkürlichen Abfassung von Personen.

Als vorläufige Maßregel forderte Lord Russell einen Waffenstillstand. Eine Conferenz der acht am Wiener Vertrag betheiligten Mächte wurde ebenfalls von ihm vorgeschlagen.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß Fürst Gortschakoff, oder vielmehr Czar Alexander, nicht im Entferntesten daran dachte, diesen Forderungen Folge zu leisten.

II.

Da die Ereignisse der jüngsten Zeitgeschichte selten genau in Büchern zusammengestellt sind, so hielt ich eine gedrängte Uebersicht der damaligen Bewegung in England gerade jetzt für ersprießlich. Ich selbst habe um so mehr Grund, mich der Stimmungen und Vorfälle jener Tage zu erinnern, da ich mich nach Maßgabe meiner Kräfte bemüht hatte, auf die öffentliche Meinung zu Gunsten des Aufstandes in Russisch-Polen einzuwirken. Nach Schottland berufen, um in Glasgow und anderen Städten über die Lage unseres eigenen Vaterlandes und über die polnische Erhebung vor größeren Versammlungen zu reden, wurden diese Ansprachen die Veranlassung von Beschlüssen, die dahin gingen:

Abbruch aller gesandtschaftlichen Verbindung mit Rußland;

Anerkennung Polens als eines kriegführenden Volkes;

Ausdruck lebhafter Theilnahme für die deutschen Freiheits- und Einheitsbestrebungen;

Bildung eines Ausschusses für die Entgegennahme von Geldzeichnungen zu Gunsten des polnischen Aufstandes;

Uebersendung eines Gesuches an das englische Unterhaus und einer Zuschrift an den ehrenwerthen Herrn Arthur Kinnaird, zum Zwecke der Förderung der polnischen Sache.*)

Eine Zeit lang schien diese Bewegung in England in stetigem Fortgang zu sein, so daß sogar die „Times“ an gewissen Tagen in starken Worten gegen die Czarenherrschaft auftrat. Eines der ersten bemerkenswerthen Zeichen des Abfalles von der Antheilnahme an der Sache der Aufständischen war eine Rede Lord Russels, in welcher er plötzlich erklärte: Die Erhebung sei durch die „kosmopolitische Umsturzpartei“, namentlich durch Mazzini und dessen Freunde, angeregt worden und habe die Einführung des Communismus zum Zweck!

*) S. Louis Blancs „Lettres sur l'Angleterre“; Band I; 2. Abthlg. Paris 1866.

Eine größere Anzahl Irrthümer wäre es kaum möglich gewesen, in einen einzigen Satz zusammen zu drängen.

Wer die Laufbahn des hervorragenden Whig-Staatsmannes, dessen Verdienste in mannigfacher Weise groß und unläugbar sind, genauer verfolgt hat, weiß, daß Russell mehr als einmal von einer Ansicht zur anderen ganz unvermittelt rasch übergesprungen ist. So geschah es zum Beispiel, um eine mir näher bekannte Sache anzuführen, bei der schleswig-holsteinischen Frage.

Vor 1862 hatte Russell oft ernste, strenge Mahnungen an Dänemark gerichtet. In häufigen Zuschriften an die englischen Zeitungen und in einer Reihe von Flugblättern*), die die Bearbeitung der öffentlichen Meinung Englands zum Ziele nahmen, konnten wir diese Russell'schen Worte hier oft als Zeugnisse für das Vorhandensein eines unerträglichen Druckes in den deutschen Elbländern anführen. Damals frug die „Times“ ärgerlich: ob die Staatsschriften des englischen Ministers des Auswärtigen etwa durch den Verfasser der gegenwärtigen Abhandlung entworfen oder von dem Cabinete des Herzogs von Koburg eingegeben worden seien?!

Die Wahrheit ist, daß damals, in Folge der tyrannischen Strenge der dänischen Herrschaft, zwei Führer der schleswig'schen Landesversammlung allerdings wiederholt umfangreiche Beschwerdeschriften auf vertraulichem Wege an mich gelangen ließen — mit dem Ersuchen, dieselben dem auswärtigen Amte Englands zu übermitteln. Da die Verfasser nicht wagen konnten, sich auf geradem Wege durch die Post an das englische Cabinet zu wenden, die deutschen Regierungen aber in der schleswig-holsteinischen Sache nicht ihre Pflicht thaten, so übernahm ich die gewünschte Vermittelung an Lord Russell und gab die erforderliche Gewähr für die Echtheit der Schriftstücke.

Es ist ferner wahr und auch ziemlich bekannt, daß, mit Hülfe einiger wenigen deutscher Freunde, Jahre hindurch die schleswig-holsteinische Sache von mir in England vertreten worden ist. Es geschah dies sowohl in Flugschriften, wie in Londoner und Provinzialblättern. Daß ich im „Globe“, damals einem liberalen, von Lord John Russell beeinflußten Blatte, den deutschen Standpunkt in Zuschriften darlegen durfte, die gegen Einsendungen der dänischen Gesandtschaft gerichtet waren, schien mir von besonderem Werth. Der Gedanke leitete mich dabei, daß, wenn es eines Tages zum Schlagen komme, es von der äußersten Wichtigkeit sei, England nicht zum thätigen Feinde zu haben, da seine Seemacht unserem Vaterlande höchst gefährlich werden konnte. Vom volksmäßigen, freisinnigen Standpunkte aus die schleswig-holsteinische Frage zu erörtern und so die von den Dänen gewonnene liberale und radicale Partei zu uns herüberzuziehen oder wenigstens stark in's Schwanken zu bringen, erschien daher ein Gebot der Klugheit. Die Verdienste der Staatsschriften Lord John Russells gehören jedoch diesem ganz allein.

Als freilich die Frage über Schleswig-Holsteins Zukunft zur Lösung kam, sprang Russell von dem bisher eingenommenen Standpunkte plötzlich wieder ab. Glücklicherweise wurden indessen die Beziehungen zu Deutschland nicht durch ein kriegerisches Vorgehen Englands getrübt.

Dies als Vorbemerkung zu Russells häufigem Wechsel der Haltung.

Was nun seine Behauptung über den Ursprung des polnischen Aufstandes betrifft, so trug sie den Stempel der Unmöglichkeit für alle Diejenigen an der Stirne, die irgendwie

*) Flugblätter des „Vereins für deutsche Einheit und Freiheit“ in England. Die auf Schleswig-Holstein bezüglichen, soweit sie in englischer Sprache abgefaßt waren, wurden an sämmtliche Mitglieder des Ober- und Unterhauses, an alle Minister, an die in Europa befindlichen Gesandten und Consuln, an alle Zeitungsredactionen und an eine Reihe hervorragender Schriftsteller und sonst bedeutende Männer frei verschickt. Während des schleswig-holsteinischen Krieges erließen wir auch Aufrufe an die ungarischen und polnischen Regimenter Oestreichs in magyarischer und polnischer Sprache.

mit den bewegenden Kräften jener Erhebung bekannt geworden waren. Weltbürgerliche Gesinnungen zu hegen, ist zwar gewiß kein Verbrechen. Von Mazzini ist es indessen bekannt genug, daß er durchaus nicht etwa dem Kosmopolitenthum im Gegensatz zum Volksthum oder zum Nationalitätsgrundsatz anhing. In seiner Hand liefen zwar viele Fäden von Revolutionsbestrebungen verschiedener Länder zusammen. Nichtsdestoweniger arbeitete gerade er im Sinne der Nationalitätslehre so eifrig, wie nur Einer. Geradezu ungeheuerlich ist der Irrthum, ihm communistische Ansichten unterzuschieben. Vielmehr hat Mazzini den Communismus wiederholt bekämpft. Und wer ihn persönlich kannte, der weiß, daß seine Sprache unter Freunden in dieser Beziehung noch schärfer war, als in der Oeffentlichkeit.

Ganz falsch ist auch die Russell'sche Angabe: Der polnische Aufstand von 1863—64 sei von Außen angeregt worden. Aus dem Innern Polens ging vielmehr die Anregung und die Leitung hervor. Einige Häupter des Aufstandes standen allerdings mit Freunden im Auslande in Briefwechsel; allein die Führung der ganzen Sache war eine rein inländische.

Verbannte Demokraten waren allerdings lange vor dem im Januar 1863 erfolgten Ausbruch mit den Leitern der Bewegung in Verbindung gewesen. Der Warschauer Ausschuß hatte sogar längst vor der genannten Zeit seinen vertraulichen Bevollmächtigten in London, der mit italienischen, deutschen und französischen Republikanern in Beziehung trat und sie von der bevorstehenden Erhebung benachrichtigte. Keiner dieser im inneren Kreise Stehenden hatte mit „communistischen" Bestrebungen etwas zu thun — weder Mazzini, noch Ledru-Rollin, noch irgend ein anderer der Eingeweihten. Bei den Polen selbst hat es sich, von der Wiederherstellung ihres Volksthums abgesehen, um nichts gehandelt, als die Abschaffung der feudalen Eigenthumszustände und die Besserstellung des gedrückten Landvolkes.

Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen.*)

Von Alsaticus.

Ich hab's gewagt.
Ulrich von Hutten.

Die Geschichte der Elsässer Liga ist eine ganz eigenthümliche; man muß ihr, will man sie genau kennen und ihr Innerstes ergründen, nicht nur diesseits, sondern auch jenseits der Vogesen nachforschen, ihre Entwickelung nicht nur nach, sondern auch während, und selbst vor dem Kriege verfolgen. Was übrigens die Freunde der Liga bis jetzt über diese sonderbare und fratzenhafte Abconterfeiung irgend einer venezianischen Legende geschrieben, ist ebenso wenig der Wahrheit gemäß, als was eine allzu nüchterne und unserem landläufigen Skepticismus allein huldigende Vernunft von ihr zu denken geneigt sein könnte. Einen Löwenrachen für nächtliche Anklagebriefe hat diese Elsässer Liga nicht aufgerichtet, und bis jetzt hat noch Niemand ihre vermummten Sbirren meuchlings einen Verräther — oder Verrathenen — ermorden sehen; eine „Liga", im wörtlichen Sinne, besteht auch nicht; Carbonarismus, oder was dergleichen, läuft nicht mit unter, und wer sich bei der „Liga" von geheimen Zusammenkünften, von fein angelegten Verzweigungen, von Comités und Untercomités träumen lassen wollte, der ginge sehr fehl. Die „Liga" ist im Grunde nichts, als ein unregelmäßig erscheinendes Flug- und Schmähblatt, das von irgend einem rabbiaten Politiker in Mühlhausen oder Paris geschrieben, durch das Geld von irgend einem Banquier in die Druckerei, und von da auf die Post befördert, und an eine Anzahl von mehr oder minder in Politik machender Bürger verschickt wird, welche es alsdann ihrerseits weiter ausbreiten. Vor drei und vor zwei Jahren fürchtete man noch die Liga, und deshalb besaß sie großen Einfluß, und, will man die Sachen bei Licht betrachten, so darf man wohl, ohne irgend Jemandem zu nahe zu treten, hinzusetzen, daß die Liga gefürchtet wurde, weniger weil sie furchtbar war, als weil es Viele gab und noch gibt, die furchtsam sind. Eines fürchten diese vor Allem: nämlich von irgend welchem, und wäre er auch der Letzte unter den Letzten, als „Verräther" und „Preuße" betitelt zu werden. Diese Furcht haben die Anstifter der Liga mit gewandter Schlauheit auszubeuten verstanden, und wer die eigentlichen Anstifter dieser Liga waren, das müssen die ersten elsaß-lothringischen Parlamentswahlen auch dem Einfältigsten klar vor Augen geführt haben; das kann man auch aus gewissen Vorkommnissen der letzten Wahlen herauslesen.

Wollte ein Künstler es einmal versuchen, diese Tragikomödie der Liga durch Pinsel und Stift zu verewigen, so brauchte er nur an die bekannte Fabel der Kastanien zu denken: ein Affe sitzt vor dem Feuer; eine Katze holt die Kastanien aus der glimmenden Asche, und während diese sich die Pfoten versengt, frißt Ersterer die gebratenen Kastanien grinsend auf. Katze — ist die specifisch französische, Affe — die clericale, vor drei Jahren noch weitaus alle andern überwiegende Partei, Kastanien — zuvörderst die Parlamentssitze, und ferner, wie die Ultramontanen es sich wenigstens vor drei Jahren noch vorstellten, das Recht, auf lange Zeiten hinaus im Namen des Elsaß zu sprechen und womöglich auf dieses Land den Einfluß auszuüben, welchen dieses Recht in sich schließt.

Daß diese Zukunft sich so gestalten würde, wie es die Liga hoffte, mußte zuvörderst davon abhängen, in welchem Grade die liberalen, in clerikalem Fahrwasser sich bewegenden Elemente wieder zur Vernunft kommen würden, und wie lange diese unter sogenannter patriotischer Maske herummanifestirende Kappenfahrt die ehrlichen elsässischen Gemüther an ihrem römischen Gängelbande, wie man im Elsaß zu sagen pflegt, „um den Stock herumzuführen" im Stande bleiben würde. Bricht einmal das Licht durch, so dachten schon gar Viele im Jahre 1874, und begreifen die Leute, welchen Spuk man mit ihren, ganz ehrbaren Gefühlen während drei Jahren getrieben, so wird ein Umschwung der öffentlichen Meinung erfolgen, den man damals zwar noch nicht und vor den letzten Wahlen kaum voraussehen konnte, der aber, das konnte Jeder voraussehen, dann mächtig und wie mit einem Schlage die Sachlage ändern mußte.

Wie es in dem Elsaß vor dem Kriege aussah, und wie sich damals die spätere Elsässer, oder viel richtiger die ultramontane Liga, der liberalen Partei gegenüber geberdete, mag wohl in Deutschland ziemlich unbekannt sein. Allein, will man die jetzigen Verhältnisse richtig beurtheilen, so ist es nothwendig, darauf zurückzugreifen.

I.

Lange, bevor der deutsch-französische Krieg zum Ausbruche kam, hatte die clericale Partei im Elsaß, wie auch im übrigen Frankreich angefangen, ihre Gegner mit den Waffen zu bekämpfen, die sie, wie es die jüngsten elsässischen Vorkommnisse zur Genüge beweisen, ganz meisterhaft handhabt. Noch hatte sich diese Art Polemik zu treiben nicht auf die Höhe aufgeschwungen, welche sie in den letzten Jahren erreichte; noch war die Verleumdung nicht mit so vollendeter und siegreicher Gewandtheit aufgetreten; noch blieb auch die öffentliche Meinung diesem bösen Leumund gegenüber, den man gegen Alles, was liberal und protestantisch, heraufbeschwor, unempfindlich; allein nichtsdestoweniger war es der nämliche Krieg, in welchem das Elsaß sich heute noch bis

*) Der Aufsatz, mit dessen Veröffentlichung wir in dieser Nummer beginnen, rührt von einer der hervorragendsten Persönlichkeiten der Reichslande her, von einem Manne, der durch seine Beziehungen zu allen hervorragenden Politikern, durch seine genaue Kenntniß aller Verhältnisse in Elsaß und Lothringen wie kaum ein Zweiter befähigt ist, die authentische Geschichte der Elsässer Liga zu schreiben. Aus diesem Grunde haben wir uns zur Veröffentlichung dieser Arbeit entschlossen, obwohl deren Umfang die Grenzen, welche wir uns gewöhnlich ziehen, überschreitet. Wir hoffen und glauben, daß unsere Leser unsern Entschluß billigen werden. D. R.

in den letzten Monaten abmüdete; ein Plänkeln vor der Schlacht; das Knattern des Kleingewehrfeuers vor dem Rollen der Kanonen.

Die radicale, heute der Kern der chauvinistischen Partei, besaß damals so gut wie keine Macht in dem Lande. Der gesunde und, in gewöhnlichen Zuständen, praktische Sinn der Elsässer Bevölkerung weigerte sich, in die Spuren der extremen Pariser Oppositionspartei zu treten; die Herren Gambetta und Rochefort hatten zwar ihre Verehrer, aber klein war deren Zahl, und die Masse in den Städten folgte weit eher dem gemäßigten Banner der liberalen Partei, um welches Männer wie Jules Favre, Jules Simon, Laboulaye und E. Picard alle freisinnigen Elemente sich zu schaaren ermunterten. In Straßburg kam es einmal zum Streite zwischen diesen beiden Parteien; es war kurz vor Ausbruch des Krieges, bei den Generalwahlen des Jahres 1869; der Ausfall ist für die Sachlage merkwürdig bezeichnend: im ganzen Kreise Straßburg, welcher etwa den beiden jetzigen Stadt- und Landkreisen Straßburgs gleichkam, erhielten nämlich die Radicalen nur 400 Stimmen, während der liberale Candidat deren mehrere Tausend dem officiellen, imperialistischen und clericalen Candidaten entgegenstellte. In Mühlhausen, wo doch die Arbeiter die Lage hätten beherrschen können, wagten es die Radicalen nicht Farbe zu bekennen, und der gemäßigte republikanische Tachard, Gutsbesitzer in Niedermorschweiler, trat gegen den officiösen Jean Dollfuß in die Schranken. Was die anderen Kreise betrifft, so waren sie, ihrer fast ausschließlich ländlichen Bevölkerung halber, den radicalen Einflüssen gänzlich verschlossen: da streiten eigentlich, in gewöhnlichen Zeiten, nur zwei große Elemente, Verwaltung und Clerus, Maire und Pfarrer widereinander; und da diese damals meistens zusammengingen brachte die liberale Partei, wenn sie sich um irgend eine hervorragende, im Ackerbau oder in der Industrie gewaltig dastehende Persönlichkeit schaarte, mit Mühe und Noth etliche wenige Tausend Stimmen zusammen, um nothdürftig zu beweisen, daß sie denn doch existirte und daß Etwas, was nicht blindlings, durch Dick und Dünn mit Regierung und Kirche zu gehen bereit war, sich regte.

Diese beiden letzten Elemente scheuten sich damals eines ohne das andere vorzugehen; sie hatten sich im Gegentheil besonders seit Mentana und dem Rouher'schen Jamais dicht aneinander geschaart. War es aber früher einmal zum Streite gekommen, wie im Schlettstädter Bezirk zwischen Herrn Zorn von Bulach und Herrn Hallez-Claparède, so sah man die beiden Heere fast in gleicher Höhe anrücken und einen Kampf sich entspinnen, der schärfer geführt wurde als in irgend einem anderen Verhältnisse. Diese Kämpfe waren aber in den letzten Kaiserjahren längst vergessen und verschollen; Kirche und Staat gingen Hand in Hand, und der letztere ließ in aller Gemüthsruhe die erstere, in ihren Zeitungen und Winkelblättchen, schalten und walten, das Land aufwühlen, Hetzereien veranstalten, und den späteren unausbleiblichen Sieg der clericalen Candidaten durch alle möglichen und unmöglichen Pfaffenkniffe zubereiten. Waren es doch die nämlichen Gegner, welche den Kaiser und den Altar befehdeten, Leute, die von Schulzwang faselten, für Gewissens- und andere Freiheit schwärmten, dem Autoritätsprincip der von oben eingesetzten und von oben herab Alles regierenden Gewalt, das „Selfgovernment" vorzogen, vor dem Syllabus ebenso wenig als vor der cäsarischen Unfehlbarkeit eines „Homme providentiel" sich beugten! Was diese Leute gegen die Kirche, das richteten sie auch gegen den Staat; war es demnach nicht natürlich, daß Beide, Kirche und Staat, sich die Hand reichten zum Bunde und Allem, was liberal oder als liberalisirend auftrat, den Untergang schworen?

So kam es dazu, daß die kaiserliche Verwaltung der clericalen Partei, um gegen diese Feinde, im beiderseitigen Interesse, zu Felde zu ziehen, den freiesten Spielraum ließ. Auf welche Weise diese Partei sich der ihr gebotenen Aufgabe erledigte, das ist heute besonders merkwürdig wieder in Erinnerung zu bringen, denn da stehen wir vor dem ersten Acte dieses feingesponnenen Lust- und Trauerspiels, das sich während des Krieges beinahe zum fürchterlichsten Drama entwickelt hätte, und in der jüngsten Zeit, Anfangs der letzten Legislaturperiode, sich hinüberspielte in eine perfide, von machiavellistischem Hauche durchwehte Parlamentsintrigue.

Wer Augen hatte zum Sehen, sah seit dem Jahre 1867 klar voraus, daß Frankreich und Deutschland sich zu einem blutigen Spiele rüsteten. Für die Franzosen war Preußen schon „der Feind"; wie viel mehr ward es also angesehen von Denjenigen, die in Frankreich zuvörderst die katholische, in Preußen aber die auftretende protestantische Großmacht sahen! Und lag es nicht nahe, daß diese Partei alle ihre inneren französischen Gegner zu geheimen Verbündeten dieses ketzerischen Feindes zu stempeln suchte? Waren doch diese Gegner Liberale und, was furchtbar schwer in die Wagschale fallen sollte, waren die Liberalen im Elsaß doch zum größten Theile Protestanten oder Freimaurer, Anhänger der Liga des Unterrichts, geschworene Verächter des Syllabus und der Unfehlbarkeit! War es schwer, dieser liberalen Partei im offenen, ehrlichen Kampfe beizukommen, so schien es um so leichter ihr den Boden unter den Füßen wegzuziehen, indem man ihre Anhänger als verkappte Landesfeinde hinstellte, sie als Verräther anklagte und als Preußen brandmarkte. Wer die Zeitungen jener uns so nahen und doch schon so entfernten Periode auch nur flüchtig durchblättert, der wird erstaunt sein über die Intensität und die Perfidie dieses inneren Streites, und wer jene Anfänge der „Preußenhetze" mit dem späteren Auftreten der Liga vergleicht, wird beim ersten Blicke die nämliche Triebfeder und die nämliche geheime Führung erkennen müssen.

Gegen wen richtete, im Jahre 1867 schon, die kleine clericale Presse, deren Hauptführer heute im deutschen Parlamente tagen, ihre Anklagen? Wer wurde von dem „Volksfreunde" und von dem „Rixheimer Volksboten" der preußischen Sympathien beschuldigt? Ueber wen ließ die französische Verwaltung geheime Nachforschungen halten, um darzuthun, ob und in wie weit hier Verrätherei obwalte? Die Namen stehen da; die Bezeichnungen sind durchsichtig; die Häupter der liberalen Partei, im Oberelsaß besonders die Herren Hartmann von Münster, Tachard von Niedermorschweiler; die großen Mühlhauser und Gebweiler Fabrikanten Schlumberger und Dollfuß; in Straßburg die Redaction des „Niederrheinischen Curiers", die Freimaurerloge (les Frères Réunis), die Unterrichtsliga, endlich sammt und sonders die Protestanten, von den Pfarrern bis zum letzten Laien, — das war die Zielscheibe dieser Angriffe. Und wer ist heute noch die Zielscheibe der Angriffe der Elsässer Liga? Oeffne man den ersten Band der „Ligue d'Alsace"*) und vergleiche man! Lese man die Schmähartikel, welche die Liga bis in der neuesten Zeit in den Pariser Journalen veröffentlichte, vom „Univers" bis zum „XIXe Siècle", vom „Monde" bis zur „République française"! Es sind die nämlichen Namen; es sind die nämlichen Leute; es sind die nämlichen politischen und religiösen Parteien!

Sollen wir Facten und Daten anführen?

In dem Jahre nach Königgrätz liefen aus den lothringischen Bezirken schwere Beschuldigungen gegen die sämmtliche, dort ansässige protestantische Geistlichkeit in der Präfectur des Niederrheines ein. Präfect war damals der berüchtigte Baron Pron, das Ideal eines bonapartistischen Beamten, frech, verwegen, treulos, polizistischer Natur durch und durch. Die Pfarrer, so sagten die Berichte, stehen im Einverständnisse mit Preußen; Spione durchkreuzen Berg und Thal; in den Pfarrhäusern finden sie brüderliche Aufnahme. General Ducrot befehligte die Division des Elsasses; Baron Pron ließ ihn wahrscheinlich Einsicht nehmen in diese Berichte, denn als die Regierung der Nationalvertheidigung die geheimen Papiere der Tuilerien veröffentlichte, konnte man in der ersten Lieferung folgenden Brief dieses bis in's innerste Mark clericalen Generals lesen:

„Seit einiger Zeit bereisen preußische Agenten in großer Anzahl unsere Grenzdepartements, besonders die Bezirke zwischen

*) La Ligue d'Alsace, première série, 1871—72; Lemerre, éditeur à Paris.

Mosel und Vogesen; sie sondiren den Geist der Bevölkerungen, bearbeiten die Protestanten, welche in diesen Gegenden zahlreich und weit weniger französisch gesinnt, als man es gewöhnlich glaubt. Das sind die rechten Söhne und Enkel derjenigen Männer, die im Jahre 1815 zahlreiche Deputationen in das feindliche Generalquartier sandten, um zu begehren, daß das Elsaß an das deutsche Vaterland zurückkehre. Es ist dies ein Factum, das man notiren muß . . . . ."

Dieser Brief wurde geschrieben Ende des Jahres 1866. Die Dinge gingen so weit, daß die protestantische Oberbehörde in Straßburg sich einzuschreiten veranlaßt fühlte, und daß bei dem Kaiser selbst Schritte gethan wurden, um die protestantische Geistlichkeit gegen diese Angriffe in Schutz zu nehmen. In echt napoleonischer Art wurde diesem Unfug im folgenden Jahre die Spitze dadurch abgebrochen, daß der Kaiser dem Consistorialpräsidenten, Herrn Pfarrer Liebrich, das Kreuz der Ehrenlegion auf eine sehr auffallende Weise und ohne besondere öffentliche Motive verlieh.

Dieser Zwischenfall war eines der ersten Anzeichen der Gährung, welche die clericale Partei nach und nach gegen ihre Feinde im Elsaß hervorrief. Alles was liberal, sollte als protestantisch oder freimaurerisch*); Alles was protestantisch oder freimaurerisch, als preußisch dargestellt werden. Wie Basilio singt, sollte die Verleumdung den „armen Teufel" zu Boden drücken.

So kam es, daß die clericalen Winkelblätter, in Tausend und abermal Tausend Exemplaren durch die Dörfer verbreitet, alle hervorragenden Männer in bösen Leumund zu bringen suchten; nicht etwa indem sie dieselben auf Grund ihrer Principien bekämpften, sondern indem sie sie mittels kleiner, unansehnlicher, für den Laien selbst lächerlicher Anfeindungen, der öffentlichen Achtung zu berauben strebten.

So zum Beispiel las man einmal in dem „Volksfreund" ein angebliches Gespräch, in welchem Einer den Andern fragt, warum denn die Redacteure des liberalen „Niederrheinischen Curiers" immer gegen den Präfecten schreiben, worauf der Gefragte antwortet, diese Herren hätten es vielleicht lieber, wenn ein preußischer Präfect das Elsaß regierte.

Ein anderes Mal war es, wie man es jetzt noch in den Blättern der Liga sehen kann, eine Anspielung auf eine Heirath eines liberalen Candidaten mit einer deutschen Frau, oder die Andeutung, daß der Schulzwang, welchen die Unterrichtsliga befürwortete, eine preußische Institution sei, oder auch noch, daß irgend ein großer Fabrikant, der sich gegen den Syllabus ausgesprochen hatte, schon ein Landhaus bereit halte, um seinen lieben Verbündeten, den König von Preußen, zu beherbergen, wie früher den Kaiser der Franzosen.

Ob ohne den deutsch-französischen Krieg diese Art und Weise, den elsässischen Liberalismus zu bekämpfen, den Sieg errungen hätte, mag dahingestellt bleiben; so viel ist sicher, daß bis zum Ausbruche dieses Krieges die liberale Partei solche Anfeindungen, obwohl sie recht gut den Stachel, der darin verborgen lag, fühlte, nur mit Lächeln aufnahm. Konnte sie sich doch mit gutem Gewissen sagen, daß, sollte es zum Kriege mit Deutschland kommen, Jedermann in dem Benehmen aller Elsässer handgreifliche Beweise finden würde, um solche Angriffe und Verleumdungen zurückzuweisen.

Einen Verbündeten fand die clericale Partei, kurz vor dem Plebiscit, in der radicalen. An Zahl gering, an Führern reich, und auf mehrere meist Pariser hochstehende revolutionäre Persönlichkeiten stark gestützt, hatte diese Partei in den letzten Monaten des Kaiserreiches ihren Einfluß wachsen sehen; und, wie sie es gewöhnlich treibt, war ihr erster Gedanke darauf gerichtet, nicht etwa dem allgemeinen Feinde, dem Clerikalismus, gegenüber zu treten und im Bunde mit den gemäßigteren Elementen diesen zu bekämpfen, sondern aber des Spruches eingedenk, daß der Ketzer verdammungswürdiger sei als der Heide, diese gemäßigten Elemente als ihre eigentlichen Feinde zu behandeln. Dem Doppelfeuer, das von clericaler und von radicaler Seite auf sie losbrach, ausgesetzt, hatten die Liberalen damals einen harten Stand; und, merkwürdige Thatsache! mit den nämlichen Waffen wie die Clericalen, kämpften auch damals schon die Radicalen. Selbst Männer wie Küß, der letzte Maire von Straßburg, blieben nicht verschont und trat die Verleumdung gegen sie auf. Mußte man es doch erleben, daß Küß, der geehrteste und ehrenwertheste Mann von Straßburg, als Moderantist und Verräther, und besser noch als kaiserlicher Mouchard von sogenannten Republikanern verdächtigt wurde, — Verdächtigungen, die ohne Echo verhallten, aber die wir nicht übergehen dürfen, wenn wir den ersten Anfängen der jetzigen Elsässer Liga nachforschen wollen. Denn es sind dieselben Leute, die heute noch die Freunde und Schüler von Küß mit Koth bewerfen, und die damals schon des noch Lebenden und Hochgefeierten Ruf und Einfluß zu beeinträchtigen suchten.

So lagen die Dinge, als Kaiser Napoleon im Juli 1870 dem Könige von Preußen den Fehdehandschuh vor die Füße warf.

*) Man liest folgenden Satz in dem clerikalen Organe des Niederrheines, im „Volksfreund" vom 14. November 1869: „Der„ Niederrheinische Curier" darf nicht rein protestantische Waare auf den politischen Markt bringen, und den Schmugget dadurch decken, daß er sagt: Das ist nicht protestantisch, das ist liberal. Liberal ist ein Lügenschild, den lassen wir nicht mehr gelten."

Literatur und Kunst.

Die versprochene Arbeit.

Ein Scherz

von

F. W. Hackländer.*)

Ich war wieder einmal leichtsinnig gewesen, bitte aber dies wieder, in diesem speciellen Falle, nicht als einen Fall annehmen zu wollen, der schon viele ähnliche Fälle voraussetzt, denn ich war diesmal leichtsinnig gewesen für einen bestimmten Fall ein Versprechen zu geben, was ich in meinem Leben äußerst selten gethan, und das mir nun, weil es mir schwer wurde, erwähntes Versprechen auch zu halten, den Anfang des vorliegenden Satzes in schmerzlich seufzerhafter Betonung auspreßte.

*) Mit der Zusammenstellung der vorliegenden Nummer der „Gegenwart" beschäftigt, ereilt uns die Trauerkunde von dem Hinscheiden F. W. Hackländers. Leider gestattete die zwischen dem Eintreffen der Nachricht und dem redactionellen Abschlusse der Nummer liegende, allzu knapp bemessene Zeit es nicht, heute schon an dieser Stelle über Wesen und literarische Bedeutung Hackländers, eines der liebenswürdigsten und erfolgreichsten zeitgenössischen Schriftsteller, zu sprechen. Wir glaubten jedoch das Andenken des Geschiedenen zu ehren, wenn wir hier, anstatt eines schnell hingeworfenen Nachrufs, einer der letzten Arbeiten Hackländers, und die nach mehr als einer Richtung seine dichterische Eigenart kennzeichnet, Raum geben. Hackländer, welcher die „Gegenwart" von ihrem ersten Erscheinen an mit allen Beweisen freundlicher Theilnahme begleitete, wollte sein Interesse an der unter gleicher Redaction stehenden neuen Monatsschrift „Nord und Süd" dadurch bekunden, daß er dem Herausgeber derselben versprach, für das erste Heft des neuen Unternehmens einen novellistischen Beitrag zu liefern. Sein Versprechen zu lösen, sandte er in letzter Stunde den hier abgedruckten Scherz „die versprochene Arbeit". Auf die Mittheilung der Redaction von „Nord und Süd", daß der Beitrag für die erste Nummer zu spät gekommen sei, daß sie überdies vorziehen würde, eine längere, rein novellistische Arbeit aus seiner Feder zu bringen und daß sie die eingesandte für spätere Verwendung zurückbehalte, antwortete Hackländer freundlichst zustimmend. Wir glauben somit nicht zu irren, wenn wir die hier veröffentlichte Skizze als eine der letzten Arbeiten des Dichters bezeichnen und in dieser Eigenschaft für sie ein gesteigertes Interesse der Leser der „Gegenwart" erwarten. D. R.

Ja, ich hatte einem freundlichen Bekannten, dessen Ueberredungskunst schwer zu entgehen ist, das Versprechen gegeben und noch dazu für eine genau bestimmte Zeit, also doppelter Leichtsinn, für den, fürchte ich, der gütige Leser durch etwas Langeweile zu büßen haben wird.

Denn die Arbeit, so ich versprochen, ist eine geistige oder schriftstellerische Arbeit, was als Begriff häufig zu trennen ist und leider vielleicht auch hier getrennt werden muß — ja, hätte ich sonst etwas Greifbareres zu liefern versprochen, so etwas, an dem man bei jeder Gemüthsverfassung, ebenso bei Regenwetter als bei Sonnenschein, munter und unverdrossen fortzuhämmern oder fortzuschneiden vermag, so ließ ich mir das allenfalls noch gefallen — aber so —.

Da lege sich Einer das schönste, schreibsamste Papier zurecht, nehme die bestgeschnittenste Feder, sowie eine Tinte, die nichts zu wünschen übrig läßt, und versuche es dann, die vorgesetzte Aufgabe abzuarbeiten, seine bestimmte Partie Holz klein zu hacken, wenn man sich nicht in der gehörigen Stimmung dazu fühlt.

Und schlimmer ist es noch, wenn man gänzlich in's Leere vor sich blickt, wenn man noch nicht einmal einen Titel hat, geschweige denn, wenigstens im Geiste, eine gestellte Aufgabe sich anmuthig runden sieht und schon, wie von Engelszungen gesprochen, die beglückenden Schlußworte zu hören glaubt:

„Er faßte zum erstenmal mit jener schüchternen Dreistigkeit, die das Herz schneller schlagen macht, ihre Hand," wobei es allerdings auch heißen könnte: „Er faßte zum erstenmale ihre Hand mit jener" und so weiter, „wobei sein Athem vor Wonne stockte, während die überglückliche Mutter das Taschentuch vor ihre Augen preßte und so der noch glücklicheren Tochter Gelegenheit gab, in des Geliebten Arme zu stürzen." (Benutzungsrecht vorbehalten.)

Ach, so schön auch die Abwechslung im Leben sein mag, so ist doch jene Abwechslung, von der weiten Leere vor uns auf das weiße leere Papier zu blicken, fürchterlich und wird geradezu beängstigend und niederdrückend, wenn man einen Termin vor sich hat, dessen Reihen von Wochen uns Anfangs vollkommen genügend erscheinen, um im Nothfalle selbst einen unbändigen Roman zu schreiben, ein Termin, der aber unversehens so rasch zusammenschmilzt, wie die Schneekugel im Mai, rasch abnehmend, wie das Geld in der Tasche, so daß wir mit jähem Schrecken plötzlich die letzte Mark betrachten, wie hier die letzte Woche, die mit ihren sechs kurzen Tagen drohend über unserem Haupte hängt.

Und noch nicht einmal einen vernünftigen Titel, einen anständigen Anfang, es ist rein zum Verzweifeln.

Jeder Andere hat's besser; der Bildhauer in gleichem Falle nimmt irgend eines seiner vielen kleinen Thonmodelle, wendet den Kopf desselben ein Bißchen nach links und nach aufwärts, nimmt den rechten Arm vom Rücken nach vorn, bis der Zeigefinger die Lippen berührt, heftet hinten ein paar Flügelchen an, und der lauschende Engel ist fertig.

Der Musiker, der einen neuen Walzer zu liefern hat, setzt sich an's Clavier, und während unter seinen Fingern bekannte und unbekannte Melodien hervorquellen, kommt ihm plötzlich ein vielleicht schon oft dagewesenes Thema, das er unter Aenderung der Tonart und des Taktes zu etwas ganz Neuem verarbeitet, wie wir es schon erlebt haben, daß der würdigste Kirchengesang, gut verhackt und pikant gewürzt, die heiterste Polka gegeben.

Weiter — weiter — das nutzt uns ja Alles nichts, auch wenn wir an den glücklicheren Maler denken, der bei ähnlicher Zwangsarbeit eine seiner Mappen durchstöbert und nichts weiter zu thun braucht, als der jungen Dame, die gestern am Kamine stehend mit erschreckter Miene einen Brief las, heute vorn das Kleid etwas aufzuheben, um uns sehen zu lassen, wie sich die zierlichste Fußspitze an der lodernden Gluth wieder erwärmt.

Glückseliger Maler, dem Alles das erlaubt ist, während wir keine Mappen zu durchblättern haben, um so, rasch eine Reihe von Situationen überfliegend, etwas Neues, Pikantes zu finden.

Worin bestehen unsere Mappen, unsere Modelle, unser benutzbarer Vorrath an Melodien?

In Heften, worin wir eingetragen haben, was wir von pikanten Bemerkungen und Redewendungen selbst erfunden oder gehört, kleine Ereignisse, die man uns erzählt, wobei man nie sicher ist, sich schon selbst gedruckt irgendwo zu begegnen, Schilderung von Charakteren, interessant scheinende Situationen, meistens aber alles Geschichten, die selten dorthin passen, wo wir sie gebrauchen möchten. — Auch Titel sind in diesen Heften verzeichnet, schöne, viel versprechende Titel, aber alles Uebrige fehlt und es gibt Zeiten, wo man den Kopf in beide Hände vergraben mag, so viel und so lange als man will, wo man die heiße Stirn an die kalte Fensterscheibe drückt und wo einem doch nichts Gescheidtes einfällt — ach, und ganz besonders geht es einem so unter dem Drucke der oben erwähnten letzten Woche, der furchtbaren sechs Zwangstage.

Sonst gibt es Zeiten, wo uns Alles wie aus frischen Quellen zuströmt, Titel, Charaktere und Verwickelungen! — wo man nur die Feder einzutauchen braucht und wo es gerade ist, als fliege sie von Zauberkraft getrieben über das Papier hin, während sie ein anderes Mal, und leider gerade heute, von einer Schnecke überholt, von dem grünsten Anfänger übertroffen werden könnte. O, man fühlt das sogleich, schon während man die mühsam hingequälte erste halbe Seite überliest.

„Der Roman auf einer Wendeltreppe" ist der Titel, der an sich nicht so schlecht wäre und von dem wir uns, wie für den oben erwähnten Schluß, gleichfalls das Benutzungsrecht vorbehalten. Man könnte die ganze Geschichte in so viele Kapitel eintheilen als Stufen da wären, und würde sie auch so benennen, erste Stufe, zweite Stufe und so weiter. Das Ganze gäbe eine Geschichte sämmtlicher Stockwerke mit ihrem intimsten Leben und ihren pikantesten Vorkommnissen, allerdings ein Bißchen „hinkender Teufel", doch würden wir ja andere Zeiten und andere Sitten schildern und so beziehungsweise doch neu sein. Auch würde die Schilderung der alten Wendeltreppe zu Anfang recht hübsch einleitend sein, wie sie da vor uns liegt mit ihren ausgetretenen Stufen, Grau in Grau gemalt, mit dem ringsum an der Wand laufenden speckig gewordenen Strick und mit den bunten duftenden Blumen, die das uralte Heiligenbild neben der Hausthür häufig, wie es die Jahreszeit gestattet, schmücken.

Wer so fromm und zartfühlend ist, das zu thun, hat der blonde hübsche junge Mann, der soeben das Haus verläßt, nachdem er sich verstohlen eine Geraniumblüthe abgepflückt und in das Knopfloch gesteckt, noch nicht zu ergründen vermocht. Vielleicht die kleine Putzmacherin, die unter dem Dache wohnt, die häufig mit Tagesanbruch zu trillern anfängt und immer vor Sonnenaufgang das Haus verläßt.

„Die Lerche war's und nicht die Nachtigall."

Denn zu welcher Zeit sie nächtlicherweise nach Hause kam, hat er noch nicht in Erfahrung bringen können, da er ihre Fenster niemals erhellt gesehen und nie einen Lichtstrahl drinnen, weder aus dem Schlüsselloch noch aus den Fugen der morschen Thür.

(Benutzungsrecht vorbehalten und Nachdruck verboten.)

Ach, ich bin hier zu dieser Bemerkung veranlaßt, weil ich einsehe, daß ich bei der kurz bemessenen Zeit nicht einmal mit einem der Stockwerke fertig werden würde, mir deshalb den „Roman auf einer Wendeltreppe" für später vorbehalten und den Anfang sichern muß.

Also die Feder weggeworfen und ein anderes Register aufgezogen, aber welches — welches! — Die Uhr auf meinem Tische zeigt mir, daß von den sechs Schöpfungstagen, die mir vergönnt sind, schon ein halber Morgen verstrichen ist, und ich fühle, daß es zu gar nichts nützt, die Stirn in die Hand zu versenken und auf ein neues weißes Blatt hinzuschauen, oder an den Himmel hinaufzustarren, um vielleicht durch Wolkengebilde auf eine neue Idee zu kommen.

Luft! — Luft! —

Und die kann ich mir wenigstens verschaffen und sogar

eine ziemlich frische und reine, wenn ich die Glasthüre meines Zimmers öffne und hinaus auf eine Altane trete, die hoch über dem Treiben der Menschheit, ja über den Dächern ringsum liegt.

Und das geht folgendermaßen zu:

Als Mensch bewohne ich nämlich in einem großen und sehr hohen Hause das Parterrestockwerk, und da mir nichts so verhaßt ist, als bei jedem Ausgange so und so viele Stufen hinab und wieder hinauf steigen zu müssen, — doch halt, damit ich nicht lüge — etwas ist mir ebenso verhaßt, was ich aber nicht ändern kann, das Auf- und Zuknöpfen verschiedener Theile meines Anzuges, besonders als ein Freund, der sich zum Statistiker ausbildet, mir aus seinem noch ungedrucktem Werke anvertraut hat, daß jeder wohlangezogene männliche Mensch — er unterscheidet darin sehr scharf — täglich mindestens vierzig Knöpfe auf- und zuzuknöpfen hat.

Darin ist allerdings der Bewohner eines Parterrestockes nicht benachtheiligt, wohl aber darin, daß er dem Anlauf von Besuchern bloßer als jeder Andere gestellt ist, denn es gibt unter Besuchern sehr indiscrete Leute, die Euren Dienern anvertrauen, daß sie Euch Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen hätten und die dann, halb durch Gewalt vorgelassen geworden, Euch selbst anvertrauen, daß sie neben dem Glücke, endlich den berühmten Schriftsteller von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sich augenblicklich in einer gelinden Kassenbeklemmung befinden und die Hülfe jenes Mannes anrufen, dessen Schriften von Güte und Wohlwollen gewissermaßen träufeln.

Gut, — man gibt nach besten Kräften, öffnet dem Besucher, allerdings unter einem kühlen Gruße, die Thüre und er verschwindet, während gleich darauf ein anderer, von dem man sich nicht verleugnen lassen kann, da er Euch reden gehört, Eure Zeit auf eine noch unverantwortlichere Weise in Anspruch nimmt. Denn dieser Kerl ist ein Schwätzer und ein Schwätzer ist das fürchterlichste Geschöpf Gottes. Vor Löwen und Tiger brauchen wir uns im gemäßigten Deutschland nicht zu fürchten, Schlangen und Krokodile kommen nur in zoologischen Gärten vor, allerhand Ungeziefer kann man, wenn es sein muß ertragen oder doch mit Geduld und Insectenpulver ausrotten, während das grauenhafte Geschlecht der Schwätzer durch kein menschenmögliches Mittel zu vertilgen ist, überall zu finden, wohin Licht und Luft des Allgütigen dringt, Euch überfällt, sei es offen oder hinterlistig, sich an Euch festklammert und nicht mehr abzuschütteln ist, bis Euch endlich die abgelaufene Stunde vor dem Ungeheuer rettet, das Euch triumphirend und nach rückwärts gewendet fort und fort schwätzend verläßt, während Ihr geknickt zurückbleibt, den Angstschweiß auf der Stirn.

Aus solchen Gründen lasse ich denn den gewöhnlichen Menschen zurück in der Parterrewohnung meines Hauses und nur der Schriftsteller steigt hinauf:

„In die freien Lüfte,
Wohin nicht dringt der Hauch der Grüfte"

und wo ich auf der vorhin erwähnten Altane einen sehr hübschen Rundblick nicht nur auf die Stadt, sondern auch auf die sanft geschwungenen Höhen ringsumher habe. Was ich von der Stadt sehe sind allerdings außer den Dächern, die trotz der winterlichen Zeit heute im warmen Scheine einer warmen Frühlingssonne funkeln, meistens nur die Rückseiten der Gebäude, um kleine stille Höfe und sehr schattige Gärtchen liegend, aber diese sind in den Vormittagsstunden weit interessanter als die Fronten der Häuser, hinter deren Fenstern mit den dicht zusammengezogenen Gardinen nichts als Langweile zu hausen scheint.

Da ist es rückwärts schon ganz anders, und wenn ich mich, um meinen Kummer in Betreff verlorener Liebesmüh', um die spröde Novelle zu vergessen, auf das Geländer der Altane lehne, so summt und rauscht, braust und klingt es um mich her wie der Fundamentalsatz eines Musikstücks, über das sich hie und da ein herzliches Lachen, auch wohl ein lautgesungenes Lied wie Violinpassagen erheben. Sollte denn bei all' dem Leben und Treiben rings um mich her in der Tiefe von vier bis fünf Stockwerken, die Kellerräume gar nicht einmal gerechnet, nichts zu finden sein, was den Keim zu meiner Arbeit abgäbe?

Hat doch schon der Altmeister so wahr gesagt: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben", und seinem Rathe folgend habe ich schon aus den unbedeutendsten Dingen, die mir vorgekommen, die schönsten Geschichten gemacht, häufig freilich davon nur die Grundidee genommen, wie mir z. B. das Betrachten des nachbarlichen Hühnerhofes mit dem bunten schillernden Hahn, wie er so gravitätisch umhersteigt und kokett scharrend den dummen, demüthig duldenden Hühnern seine Liebeserklärungen macht, Anlaß zu meiner berühmten türkischen Novelle „Haremsleben" gegeben, die unter dem Namen der Doctorin G., Frau des östreichischen Gesandtschaftsarztes in Stambul, einstens so großes Aufsehen gemacht. Auch das tragische Ende des schönen Haushahns da unten habe ich, allerdings mit einigen Veränderungen, in meiner mittelalterlichen Skizze „Der Junker von Hahneberg" benutzt. Die Thatsache bot aber auch etwas Interessantes und Ergreifendes, Untreue und Uebermuth im Thierleben, denn der Betreffende, sich nicht mit seinem zahlreichen Hausstande begnügend, flog häufig auf die Zwischenmauer eines anderen Hofes, um sich dorthinab durch majestätisches Krähen einer allerdings verwaisten Hühnerschaar vorzustellen und hierauf, einer gluckfenden und kluckfenden, schwänzelnden Einladung folgend, an den intimen Unterhaltungen dieser fremden Schönen Theil zu nehmen.

„Doch ach wie bald,
Schwanden Schönheit und Gestalt."

Der freche Eindringling erlag den Krallen einer eifersüchtigen Katze und nur traurige Ueberreste, etwas Flügelfedern und der majestätische Schweif, war Alles, was hier seinen trauernden Frauen überbracht werden konnte, wie dort der zerfetzte Helm und der zerhauene Schild des Letzten der Hahneberge.

Man thut eben was man kann, benutzt was sich darbietet und gebraucht das Schöne, wo man es findet, denn das Eichhörnchen sucht sein Futter, und wenn es mit den großen Romanen und kleinen Novellen nicht mehr geht, so werde ich es versuchen, mein „Soldatenleben im Frieden" in Versen herauszugeben, oder ein Epos in Jamben zu schreiben, sei es auch nur um den Versuch zu machen, ob zwei Flötenconcerte in ihren bekannten Wirkungen nicht noch zu übertreffen sind.

Vorderhand aber bietet uns das tägliche Leben sowie unsere Umgebung noch Stoff genug, nur sollte es eine neue pikante Idee zu verarbeiten geben und nicht immer die alten Liebesgeschichten, wo er herüber und sie hinüber blickt, wo man Beide alsogleich erkennt, mag der Verfasser auch Anfangs noch so geschickt mit seiner Liebesgeschichte Versteckens spielen — sowie sie auftritt riechen wir den Veilchenduft der jungen Liebe.

Sie hätten wir übrigens da unten schon, das junge anmuthige Geschöpf auf der hölzernen Altane im zweiten Stockwerk, eine weiche, biegsame Gestalt, wahrhaft reizend, wie sie jetzt über ihrem Haupte die feine Wäsche aufhängt — und schwärmerisch kann sie blicken, wie ich schon oft bemerkt habe, wenn sie aufschauend ihr blondes Köpfchen an den Pfeiler der Altane lehnt — sie ist wie so manche Andere

„und sieht die Wolken ziehen
Ueber die alte Stadtmauer hin,
Wenn ich ein Vöglein wäre, geht ihr Gesang
Tage lang, halbe Nächte lang.
Oft ist sie heiter, oft betrübt,
Und immer verliebt."

Wenn ich nur wüßte, in wen die da unten eigentlich verliebt ist, habe ich doch kaum erfahren können, wer sie ist.

Sie wohnt bei einem reichen alten Hagenstolzen, dem Freiherr von Plettenberg, und wenn der geneigte Leser neben mir auf der Altane stünde, so könnte ich das Vergnügen haben, ihm besagten Freiherrn in Person vorzustellen, denn dort vor uns ist er soeben unter der Thür erschienen, um in die wonnige Frühlingsluft hinauszuschnüffeln. Er trägt einen beinahe farblos gewordenen einst blau gewesenen Schlafrock, der tief hinabreicht

bis auf die unförmlichen schwarzen Filzpantoffeln, vermittelst welcher er nun vorkommend auf dem Boden dahinschleift; in der einen Hand hat er ein röthliches Taschentuch am äußersten Zipfel gefaßt, so daß er es, seiner gebückten Haltung wegen, hinter sich drein zieht.

Er ist alt, der Freiherr von Plettenberg, sehr alt, sehr vergrämt und sehr verkümmert, aber doch nicht zu alt um, wie er an die Altanenbrüstung neben das schöne blonde Mädchen tritt, seinen Kopf nach Art einer lichtscheuen Eule etwas zu verdrehen, um zu ihrer leuchtenden Schönheit aufzublicken, ja er erhob alsdann die rechte Hand, um sie leicht auf die Schultern zu pätscheln.

Glaube aber Niemand, daß sein Gemüth dabei auch nur die leiseste Spur eines lüsternen Gefühles überflogen habe — gewiß nicht —, wenn er etwas für das junge Mädchen fühlte, so war es wie der Vater für die Tochter oder vielmehr noch, wie der Großvater für die Enkelin, welches Verhältniß aber leider auch nicht bestand, da der alte Freiherr, wie wir vorhin erwähnten, unverheirathet geblieben war und er eingestandenermaßen auch natürliche Vaterfreuden nie gekostet hatte.

Wir sagten leider, indem wir ebenso an den alten verkümmerten Mann dachten als an das junge Mädchen, der sonst im Hause des steinreichen Freiherrn wohl ein anderes Loos zu Theil geworden wäre. Wir erfuhren das durch eine freundliche Nachbarin, die uns zuweilen von den Verhältnissen unserer Nächsten in Kenntniß setzt.

Das schöne blonde Mädchen hieß Hermine und war die Tochter eines Försters auf den großen Besitzungen des Freiherrn von Plettenberg. Ihre Schönheit sowie ihr elegantes graziöses Wesen war ein Erbtheil der Mutter, die, aus einem guten Hause stammend, sehr zum Leidwesen der Eltern, dem schon älteren Jägersmanne damals auf das einsame Försterhaus gefolgt war, wo der Freiherr von Plettenberg mit seiner Jagdgesellschaft zu übernachten pflegte. Zu jener Zeit schon hatte er, der sonst ein Weiberfeind war, sich gerne mit der schönen munteren Försterfrau unterhalten, sie stets bei den verschiedenartigsten Anlässen auf's Reichlichste beschenkt, ihre Buben, sechs an der Zahl, nach einander über das Taufbecken gehalten, und als endlich Hermine kam, mit dieser kleinen allerliebsten Puppe ein Wesen getrieben, als sei eine Erbprinzessin geboren worden.

Wie hatte er alsdann auch für ihre Erziehung gesorgt, sie später in eine der besten Pensionen gethan, und alle Welt war überzeugt, daß er Hermine adoptiren und ihr mindestens einen Theil seines großen Vermögens hinterlassen würde.

Wie das aber ganz anders kam, haben wir gleichfalls durch unsere freundliche Nachbarin erfahren.

Der Freiherr, als er noch kein so ganz alter Freiherr war, hatte die Unklugheit begangen, sich eine Haushälterin einzuthun, die, obgleich sie das kanonische Alter fast erreicht hatte, doch noch in festen runden Formen, in einem rosigen Teint und Grübchen in den Wangen, auch in lebhaften Augen so viel Verführerisches hatte, um seinem Herzen gefährlich zu werden und ihn mit Banden zu fesseln, die freilich Anfangs wie Rosenketten erschienen, aber recht bald hart und dornig wurden. Denn gegenüber den rundlichen Formen der Mamsell Kugler war ihre Gemüthsart hart, scharf und schartig, allerdings ein Phänomen, weil starke Leute meistens freundlich und wohlwollend sind, doch schien sich die Natur dieses Fehlers bewußt worden zu sein, denn als Mamsell Kugler nach einer mysteriösen Krankheit wieder an's Tageslicht kam, war sie auch im Aeußern hager und spitz geworden und hatte sich dadurch mit ihrem Innern in eine allerdings für den Freiherrn nicht wohlthuende Harmonie gesetzt.

Sichtlich schien er auch immer mehr zu verkümmern unter der rücksichtslosen Faust seiner Haushälterin, über deren Regiment man vielleicht zum Wohle manches Junggesellen Bände füllen könnte.

Vielleicht auch wäre das gerade ein Stoff, wie ich ihn brauchen könnte, um in einer einfachen, wahrheitsgetreuen Geschichte zu zeigen, wie ein solches Band sich unversehens fest und fester schlingt und endlich zum unzerreißbaren Strick wird, der nicht nur den Körper, sondern auch den Geist umschlingt und erdrückt.

Die Behandlung des Mannes durch seine Frau kann unangenehm, unerträglich, ja empörend sein, doch trägt sie unsern Namen und wird, wenn sie nicht ganz aus Rand und Band ist, immerhin eine gewisse Grenze einhalten, die ihr schon von den äußeren Verhältnissen geboten ist, und die, einmal überschritten, sie selbst in den Augen der Welt unmöglich machen müßte; sie muß ihrem Sklaven zuweilen die Kette lockern, ihn als selbstständig erscheinen lassen, und ihre Versicherung: „daß mein Mann eigentlich thun kann, was er will", hier und da zur Wahrheit machen.

Von einer Frau tyrannisirt zu werden ist allerdings sehr unangenehm, doch, besonders bei vorhandenen Kindern, schwer zu ändern, man fühlt sich ganz Georges Dandin und seufzt im Stillen! — Aber fürchterlich ist es, sich in Banden zu winden, die eigentlich gar nicht existiren, von Ketten wund gedrückt zu werden, die wir uns jeden Morgen selbst auf's Neue wieder um den Nacken legen, statt sie weit weg zu schleudern, und durch einen gewaltigen Fußtritt — zuerst vorsorglich die Hausthüre zu öffnen.

Entwürdigend ist es, als ein gehorsamer Sklave zu ducken, wo man, nöthigenfalls mit dem Stocke, Herr sein sollte, eine Faust, wenn auch nur moralisch, über sich zu fühlen, die oft nicht werth ist, uns die Stiefel auszuziehen, und die von ganz verlorenen Charakteren zuweilen noch gestreichelt und sanft gedrückt wird, und doch kommt ein solch' klägliches Verhältniß im Hagestolzleben häufig vor, sanft in seinen Anfängen, verlockend im ersten Auftreten wächst es rasch und unaufhaltsam, umschlingt Euch wie mit Polypenarmen, saugt Euer bestes Herzblut und macht Euch wehr- und willenlos.

Wie behaglich, wie angenehm und völlig genügend war auch dem Freiherrn von Plettenberg anfänglich die liebreiche Sorge Mamsell Christinens erschienen, wie hatte sie seine Wünsche erkannt, ja erfüllt, ehe dieselben noch ausgesprochen waren, und in jeder Beziehung auf's Zarteste und Zuvorkommendste für sein leibliches Wohl gesorgt. Auch sonst unterstützte sie ihn freundschaftlichst in den Mühen und Lasten des täglichen Lebens, sorgte für seine Correspondenzen, auch für die Richtigstellung seiner Rechnung im Kleinen wie im Großen, controllirte seine Besuche, regelte seine Ausgänge, bis sie ihn auf solche Art mit einem unzerreißbaren Spinnennetz umgeben, in dessen Mitte sie sich nun behaglich setzte und in dessen Fäden er verloren zappelte.

Einmal nur hatte er sich ermannt, und zwar auf so gefährliche Art, daß ihr kunstvolles Gewebe zu zerreißen drohte, und zwar als vor ein paar Jahren Herminens Eltern rasch nach einander starben und der Freiherr das junge verlassene Mädchen zu sich in's Haus nahm. Damals hatte Mamsell Christine allerdings Redensarten geführt, wie: „Entweder sie oder ich — nur über meine Leiche geht ihr Weg" — und ähnliche freundschaftliche Aeußerungen, fand es aber trotzdem für besser, rasch wieder einzulenken, da sie bemerkt hatte, daß der Freiherr mit seinem alten Kammerdiener zu conspiriren anfing und sich nebenbei so benommen, als habe er im Hause etwas zu befehlen.

Nun war das junge Mädchen da, aber von Mamsell Kugler sogleich in eine Stellung versetzt worden, die sich in der Mitte hielt zwischen einer Hausmagd und einer höheren Zimmerjungfer.

Häufig schon, wenn ich den alten Herrn oder Hermine da unten auf der Terrasse gesehen, hatte ich mich in Betrachtungen verloren, wie diese eigenthümlichen Verhältnisse vielleicht zu benutzen wären, aber nie wollte sich eine Verwickelung zeigen, nie jene interessante dritte Person, so unentbehrlich zu einem harmonischen Dreiklang. Auch blickte das junge Mädchen so unbefangen rings in der Nachbarschaft umher, schien an Niemand Interesse zu nehmen, am allerwenigsten an einer Person, die zuweilen im Hause erschien und die doch des näheren Betrachtens wohl der Mühe werth gewesen wäre; ein junger Mann nämlich, der auch mir zu jener Verwickelung hatte helfen können, und der Alles dazu hatte, um in einer Novelle als Hauptperson aufzutreten.

Es war dies ein entfernter Verwandter des alten Freiherrn, ein junger Freiherr von Plettenberg, allerdings von einer

unbemittelten Seitenlinie, der aber, von seinem reichen Verwandten wohlgelitten, auf der Forstakademie in der Nähe der Residenz wohl in der Hoffnung studirte, dereinst beim Tode des kinderlosen Anverwandten in den Besitz der ausgedehnten Güter zu kommen. Auch war diese Hoffnung wohl nicht unbegründet, denn der alte Freiherr hatte seinem Vetter Eugen jetzt schon ein anständiges Jahrgehalt ausgesetzt und ihm auch seine Hausthür so weit geöffnet, als Mamsell Christine dies gestattet. Doch schien auch der junge Mann selbst zu allzuhäufigen Besuchen keine große Lust zu haben, denn er kam selten und dann nur auf kurze Zeit, wobei er sich, wie ich schon und nicht ohne Vergnügen zu bemerken Gelegenheit hatte, in hochfahrender, ja barscher Art gegen die Dienerschaft, gegen Mamsell Kugler, ja sogar gegen Hermine benahm.

Schade, daß Beider Verhältnisse soweit auseinander gingen, so daß nicht einmal für eine schriftstellerische Phantasie eine Ueberbrückung dieser Kluft für möglich erschien und daß weder sie noch er auch nur je Mienen gemacht hatten, eine zufällige Begegnung anders als auf die gleichgültigste Art zu behandeln.

Jetzt war Hermine von der Altane verschwunden und dadurch mein Interesse völlig erloschen; was gab es auch sonst noch da unten zu beobachten oder aus dem Geschwirre von Tönen rings umher zu hören, was der Mühe werth gewesen wäre? Die gellende Stimme einer jungen Sängerin, die jetzt schon zum zehnten Male in der Mitte einer Passage strauchelt um dann zum Kummer ihrer Nachbarschaft von vorn wieder anzufangen, Flötenübungen eines Gymnasiasten, entfernte Trommelwirbel und Hornsignale, letzteres immerhin besser, als Pianospiel rechts und links, vorn und hinten, oben und unten — eine wahre Clavierpest.

Da unten in den schattigen Höfen zeigt sich jetzt, durch eine Häuserlücke eindringend, der mittägliche Sonnenstrahl, der sogleich von dem altem Jagdhunde benutzt wird, um sich in der Wärme behaglich auszustrecken — drüben bei Plettenbergs hat der Kutscher den Wagen aus der Remise gezogen nur aus alter Gewohnheit, nicht um ihn zu putzen, da der Freiherr höchst selten ausfährt; Martin fährt mit einem Leder über die Beschläge:

„und pfeift ein Lied dabei
Das hat eine gar betrübte traurige Melodei."

Auf einmal aber hört er zu putzen und zu pfeifen auf, horcht gegen das Hofthor und rennt dahin, um es einem Reiter zu öffnen, der sein Pferd nachlässig hereinleitet, um dann vom Sattel aus zu fragen: „Wie ist's, Martin, soll ausgefahren werden und komme ich deshalb ungelegen?" worauf jener zur Antwort gab: „O Gott bewahre, Herr Baron, man thut nur zuweilen so, damit das alte Zeug nicht ganz einrostet, auch um der Nachbarschaft zu zeigen, daß wir wenigstens noch eine Equipage haben."

Damit war er an das Pferd des jungen Reiters getreten, um stramm den Bügel zu halten, während sich jener leicht und gewandt aus dem Sattel schwang.

Es war ein schönes, elegantes Pferd und ein sehr hübscher Reiter, der, trotz seines einfachen Jagdrocks und des weichen Hutes, äußerst vornehm aussah.

„Soll ich ihn herumführen," sagte Martin, der die Trensenzügel ergriffen hatte, „oder darf ich ihn einstellen?"

„Du darfst ihn einstellen, aber nicht abzäumen, und dann geh' hinauf und frage Deinen Herrn, ob ich ihm willkommen bin."

„O — o — o — o, Herr Baron, das ist eigentlich sehr unnöthig," entgegnete der Kutscher, um aber alsdann rasch mit dem Pferde zu verschwinden, da der Andere eine rasche unmuthige Kopfbewegung machte.

Denn als Martin im Stalle verschwunden war, geschah etwas, von dem ich anfänglich nur die Wirkung aber keine Ursache sah, denn der junge Mann bückte sich plötzlich so hastig, als habe er einen kostbaren Gegenstand verloren und hob doch nur eine — Rosenknospe auf, die vom Himmel oder sonstwo herabgefallen war. Auch that er weder besonders überrascht, noch weniger erschreckt, als die Rosenknospe so gerade vor seiner Nase herabfiel und dann, nachdem er sie aufgehoben, drückte er sie an seine Lippen, während er rasch aufwärts blickte.

Schau, schau! und doch hatte ich drüben auf der Altane nichts bemerkt und war dort nichts zu sehen, als die leicht im Lufthauche schwingende, oder sich einer sonstigen Ursache halber bewegende Wäsche, welche Hermine vorhin aufgehängt.

Doch halt — jetzt trat Mamsell Kugler an die Brüstung und stützte ihre beiden Hände darauf, ihr Gesicht war stark geröthet und ich bemerkte, daß sie heftiger athmete als sonst, wahrscheinlich in Folge einer kleinen Scene, wie sie häufig dort vorkamen und wozu Mamsell Christine gern die Gelegenheit vom Zaune brach. Doch war sie es ihrem Aussehen nach wahrlich nicht, die Rosenknospen herabfallen ließ — ja, wenn es giftige Schlangen gewesen wären. Jetzt hatte sie den jungen Herrn drunten bemerkt, fuhr rasch zurück und verschwand, während jener in's Haus trat.

Was nun dort weiter geschah, konnte ich allerdings nicht sehen, doch interessirte mich die Geschichte mit der Rosenknospe dergestalt, daß ich meine vielwissende Nachbarin um eine Aufklärung anging, die sie mir auch bereitwilligst gab und die ich, die Wahrheit ihrer Mittheilung erkennend, füglich hier so anreihen darf, als wenn ich Alles das selbst mit angesehne hätte.

Was ich, kurz nachdem der junge Mann in's Haus getreten war, noch bemerkte, war eine so starke Bewegung zwischen der drüben aufgehängten Wäsche, daß sie unmöglich von dem sanften Lufthauche hervorgebracht sein konnte, und gleich darauf erschien Hermine wieder an der Ballustrade, rings um sich schauend, wobei ihre Züge sanft geröthet erschienen.

Eugen von Plettenberg trat indessen in das Cabinet seines Oheims, wo er den alten Herrn in seinem Lehnstuhl mehr liegend als sitzend fand, gerade so, wie nach einer heftigen Bewegung, auch reichte er ihm matt und abgespannt seine Rechte und umklammerte dann die Finger des jungen Mannes mit fühlbarem Drucke.

„Wie geht's Ihnen, lieber Oheim? Sie scheinen mir aufgeregt."

Nur ein kurzes Stöhnen war die Antwort.

„Ist denn was vorgefallen, seien Sie von meiner Theilnahme überzeugt."

Es folgte ein abermaliges Stöhnen, das vergeblich nach Worten rang.

„Sie erschrecken mich, lieber Oheim, ich bitte, reden Sie."

„Hier nicht — hier nicht —", brachte er mühsam hervor, worauf er sich erhob und von seinem Neffen gefolgt in das Nebenzimmer trat, dessen Thür er hinter sich verschloß, ebenso die des zweiten, dritten und vierten Gemachs, und als sie so ganz am Ende der Wohnung eine Rumpelkammer erreicht, ließ sich dort der alte Freiherr wie geknickt auf einen Koffer nieder, winkte den Andern an seine Seite, brachte seinen Mund hinter der vorgehaltenen Hand an dessen Ohr und hauchte, aber erst nach dreimaligem vergeblichem Anlauf: „Die Christine schlägt mich."

Einfache Worte, aber von erschütternder Wirkung, denn der Neffe wäre fast von dem alten Koffer heruntergefallen, während der Andere das Gesagte mit einem wehmüthigen Kopfnicken bekräftigte.

„Unmöglich, Oheim, entsetzlich, und das sagen Sie mir jetzt erst? — A — da muß schnelle Hülfe geschafft werden."

„Was konn—ten — wir thun, was woll—test Du thun?"

„Für Sie handeln, Ihnen jedes Opfer bringen."

„Wie so handeln?"

„Nun, indem ich Sie zuerst von diesem Ungeheuer befreie, und dann anderweitig sorge, daß Sie bei liebevoller Pflege noch frohe und glückliche Tage und Jahre erleben."

„Ja, wenn Herminens Mutter noch lebte," seufzte der alte Freiherr, indem er den Kopf in seine Hände sinken ließ.

„Aber Hermine lebt ja und ist da."

„Ein armes schwaches Mädchen."

„Die aber — — davon bin ich überzeugt, eine starke und gute Frau werden wird — und in dieser Richtung" — hier stockte

er ein wenig — „in dieser Richtung bin ich, um Ihnen erkenntlich zu sein, zu jedem Opfer bereit."

„Du wolltest — —", hauchte der alte Mann, wobei er seinen Mund wie zum größten Schrei aufriß, es aber nur zu einem kaum hörbaren Flüstern brachte, dem er ein furchtsames „b—s—s—s—s—t" anhing, während er sich ringsum schaute, um erst nach einer Pause etwas lauter fortzufahren: „B—s—st; die Wände haben Ohren, das muß vorsichtig angefaßt werden — glaube mir, sie wird nicht gehen."

„Davon bin ich überzeugt, aber wir werden gehen, Sie, Hermine und ich, oder vielleicht Sie und Hermine allein, während ich hier den Kampf mit dem Drachen bestehe."

„Nein, nein, wir gehen zusammen, das ist eine vortreffliche Idee," sagte der alte Herr, indem er sich lächelnd die Hände rieb — — „aber wohin."

„Nun, ich denke nach Frankenthal, Sie wollten ja schon lange wieder einmal Ihr Schloß besuchen."

„Aber die Christine! — — ja so — ja so."

„Für die Christine werde ich durch unseren Sachwalter bestens sorgen lassen — soll ich meine Befehle geben?"

„Welche — — lieber Eugen?" fragte der Andere in einem etwas ängstlichen Tone.

„Nun, daß angespannt wird, während Sie und Hermine sich umziehen."

„Und meinst Du, daß sie uns gehen läßt?"

„Bah; wenn ich da bin."

„Aber Du bleibst an meiner Seite, bis wir in den Wagen steigen."

„Gewiß und Sie sollen sehen, welch' wunderbares Leben wir in Frankenthal führen werden."

„Wahrhaftig, ich glaube, daß Du Recht hast, es dämmert jetzt schon in mir so etwas, wie von Freiheit und herrlichem Wohlbehagen auf — und Hermine?"

„Sie erwartet angstvoll Ihre Entscheidung!" —

— — — — — — — — — — — — —

Damit war die Mittagsstunde herangekommen, von verschiedenen Kirchthürmen läuteten die Glocken und aus der Ferne klang gedämpft die Musik der aufziehenden Wachtparade herüber. Gerade wollte ich meine Altane verlassen, als es mir auffiel, daß drunten im Hofe des Plettenbergischen Hauses der Wagen wieder aus der Remise hervorgezogen wurde und Martin, so eilfertig wie nie, die Pferde einspannte. Gleich darauf erschien der alte Freiherr mit Hermine, die ihn sorglich führte, und als die Beiden eingestiegen waren schwang sich der junge Baron, seine Rosenknospe im Knopfloch, in den Sattel und, nachdem drunten alle verschwunden waren, entstand in der aufgehängten Wäsche drüben auf der Altane eine solche Bewegung, als sei dort irgend etwas umgefallen — —.

So hat sich denn doch noch, was ich hier niedergeschrieben, nothdürftig novellistisch zugespitzt und bin ich wahrhaftig froh, noch zur rechten Zeit meine Altanebeobachtungen angestellt zu haben, denn was die Plettenbergische Wohnung anbelangt, so lag sie schon am andern Tage still und verlassen; drunten im Hofe wurden Kisten und Kasten gepackt, und während alsdann Mamsell Christine Kugler von dem betreffenden Sachwalter höflich in ihre Heimat spedirt wurde, fuhren die drei Glücklichen nach Frankenthal, wo bald darauf die Vermählung des jungen Freiherrn mit Hermine gefeiert wurde. — — —

Hier haben Sie nun, Verehrtester, meine Ihnen versprochene kleine Arbeit, und wenn sie Ihnen genügend gefällt, so könnten Sie ihr und mir wohl die Wohlthat des jetzt Mode gewordenen, vielfachen Abdrucks zu gleicher Zeit, zu Theil werden lassen. Sehr würde es mich freuen, in einem halben Dutzend Journale zu gleicher Zeit gedruckt zu werden und so die Segnung des neu entstandenen literarisch-gewerblichen Betriebes zu genießen.

Rumänische Poeten.

Ein Literaturbild aus „Halb-Asien".

Von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Diese intensive politische Färbung ist der wichtigste gemeinsame Zug all' der Dichter und Schriftsteller, die seit dem energischen Aufschwung dieser Literatur, seit 1848 bis zur Gegenwart, in Rumänien und den beiden halbrumänischen Provinzen Oestreichs, Siebenbürgen und der Bukowina, vor die Oeffentlichkeit getreten. Im Uebrigen sind sie fast in allen Stücken scharf geschieden und ich ziehe es vor, sie in ihrer natürlichen Gruppirung vorzuführen, statt, wie bisher, die chronologische Reihenfolge festzuhalten, was ja auch bei Zeitgenossen fast unmöglich wäre. Als gemeinsame Merkmale wären hier ferner nur einige Schattenseiten zu verzeichnen. Erstlich die Weitschweifigkeit; mit Ausnahme Bolintineanus hat kein rumänischer Poet eine Ahnung davon, daß sich Meisterschaft des Stils auch im Verschweigen zeigt. Nur Wenige treiben es so schlimm, wie der selige Vacarescu, aber Alle lassen es sich nicht nehmen, Alles zu sagen, was sie denken und empfinden, so daß oft der ursprüngliche Gedanke der Dichtung durch die massenhaften Einschiebsel de omnibus rebus et quibusdam aliis nur verzerrt und gedrückt zu Tage tritt. Zweitens die Nachlässigkeit in der Form; die Prosaisten schleudern ihre Arbeiten in ungeheuerlichen Perioden hin und mit Ausnahme des früh verstorbenen Bukowinaers Doctor Dimitrescu und des einstigen Cultusministers Maiorescu wüßte ich keinen Rumänen anzuführen, der eine Ahnung davon hätte, was künstlerisch geschulter Stil ist. Die Poeten aber erlauben sich die größten Freiheiten in Reim und Metrum. „So findet man", bemerkt Stauſe, „häufig genug in einem und demselben Lied Strophen von ganz verschiedener Verseanzahl; diese Willkür wird nicht selten noch dadurch gehoben, daß plötzlich von der normalen Anzahl der Füße abgewichen wird und diese eine Verringerung oder eine Vermehrung erfährt, — eine Willkür, die mit der bewundernswerthen Harmonie italienischer, französischer und spanischer Kunsterzeugnisse im schärfsten Widerspruch steht. Man wäre fast versucht zu glauben, daß diese Vernachlässigung der Form in einer etwaigen sprachlichen Ungefügigkeit oder in einem Mangel an gleichklingenden Wörtern, welcher der Verbindung der Verse hindernd in den Weg träte, begründet wäre, aber man täuscht sich! Es ist nichts als Laune, eine poetische Caprice! Denn die Sprache der Rumänen ist so reich an gleichklingenden Wörtern, daß Alexandri in seiner „Mariora Floriora" stellenweise zehn, ja sechzehn und achtzehn Verse continuirlich zusammenklingen läßt." Ich füge nur noch hinzu, daß es nach dieser Richtung hin in Rumänien nicht besser, sondern schlimmer wird. Gerade die jüngsten Poeten scheinen sich die Regellosigkeit zur Regel gemacht zu haben, und beherzigen die Herren nicht bald die weisen Ermahnungen, welche ihnen ihr nationaler Aesthetiker, Maiorescu, in seinem trefflichen „Critice" ertheilt, so können wir es noch erleben, daß ein rumänisches Poem in Hexametern beginnt, in gereimten Jamben fortsetzt und in Prosa schließt. Die südlichen Formen, das Ritornell und die Sestine, die Terzine und Canzone kommen gar nicht zur Anwendung, und was das Sonett betrifft, so ist es meines Wissens ein Einziger, Georgi Crecianu (spr. Kretzian), der es gepflegt. Hand in Hand mit diesem Mangel an Selbstkritik bezüglich der Form, geht natürlich auch ein solcher bezüglich des Inhalts. Die Literatur ist jung, die Gesellschaft pflegt sie mit nationalem Patriotismus — in Rumänien werden sogar, was deutsche Leser mit Verwunderung hören werden, Novellen und Gedichte gekauft —, die Kritik ist sehr mild und sucht die Production nach Kräften zu fördern. So kommt es, daß selbst talentvolle Poeten in Rumänien — von Dichterlingen wollen wir nicht sprechen, die bleiben sich überall gleich — Gedichte in ihre Sammlungen aufnehmen, die jeder Deutsche oder Franzose im tiefsten Abgrund seines Papierkorbs verbergen würde.

Da wird jeder gleichgültige Einfall, jedes Gelegenheitsgedicht mitgetheilt. Wären der rumänischen Kritik diese Sächelchen minder sacrosanct als ihren Erzeugern, der Unfug würde bald aufhören. Leider ist wenig Aussicht für das Erstere und darum auch für das Letztere.

Lassen wir nun diesen allgemeinen Bemerkungen den Versuch folgen, die rumänischen Poeten nach ihrer Eigenart zu gruppiren, so werden wir, wie bereits erwähnt, zunächst zwei Hauptgruppen unterscheiden müssen: die Nationalen, welche an Märchen und Sagen ihres Volkes anknüpfen und eine originelle Entwicklung ihrer Literatur anbahnen, und die Nachahmer fremder Literaturen, insbesondere der französischen. Rumänische Literarhistoriker werden diese Eintheilung freilich nicht gelten lassen und sie haben ihr sogar, da sie sehr nahe liegt, von vornherein mit Scheingründen begegnet, — der unbefangene Beurtheiler aber wird sie als die einzig richtige festhalten. Die Nationalen stehen im scharfen und für ihr Volksthum ehrenvollem Gegensatze zu den Nachahmern, welche weitaus an Zahl und Productivität überwiegen, aber keineswegs an Talent und Bedeutung. Jene wenigen Dichter, auf welche Rumänien stolz sein kann, sind durchweg Nationale. Diese Gruppe besteht übrigens fast ausschließlich aus Lyrikern und Epikern, während die Nachahmer ungleich vielseitiger sind und in ihrer Mitte sämmtliche Novellisten und, mit zwei Ausnahmen, sämmtliche Dramatiker Rumäniens zählen. Arun Pumnul, der tüchtige rumänische Sprach- und Literaturforscher, weiland Professor am Gymnasium zu Czernowitz, pflegte uns in seinen Vorlesungen über das Schriftthum der Rumänen oft und mit dem satten Behagen des Patrioten zu versichern, daß die sonst allgemein gültigen Gesetze geistiger Entwicklung sich bei seinem Volke nicht bewährt. Da spreche man davon, daß sich zuerst die lyrische und epische Poesie entwickeln müsse, dann nach Jahrhunderten die Prosa und das Drama — „und wir Rumänen haben seit 1848 erst ein reges Literaturleben und schon umfaßt es die Novelle, das Sittenbild und die Tragödie!" Aber wer unbefangener blickt, gewahrt leicht, daß sich jene Gesetze auch hier bewährt. Novelle und Drama sind hier importirte Treibhauspflanzen, welche blos den Geschmack verderben und eine einstige gesunde Production im Keime ersticken. Wie auf allen Gebieten des Culturlebens der Rumänen ist auch hier die Entwicklung überstürzt worden, man hat den Schein für das Sein genommen, die Schale für den Kern.

Wir fassen unsere Aufgabe nicht dahin auf, diesen Troß der Nachahmer des Näheren zu charakterisiren oder auch nur aufzuzählen. Wohl bilden ihre Werke den größeren Theil der rumänischen Literatur, aber weder ihr Talent, noch die Art, wie sie ihre Muster an der Seine copiren, macht es ersprießlich oder erquicklich, länger bei ihnen zu verweilen. Es genüge die schlichte thatsächliche Bemerkung, daß die Dramatiker und Romanciers Frankreichs in Rumänien nicht blos Uebersetzer und Bearbeiter, sondern auch ihre getreuen — Affen finden. Wie der rumänische Adolphe Belot oder der französische Xavier de Montepin heißt, wird dem Leser ziemlich gleichgültig sein. Einen rumänischen Daudet oder auch nur Feuillet gibt es nicht, ebensowenig, als etwa der gallisirte Bojar wirkliche Bildung und Feinheit erworben, sondern nur eben glatte Formen, im besten Falle den echten „Chic".

Um so sorgfältiger wollen wir die kleine Gruppe der Nationalen in's Auge fassen. Hier treten uns zunächst zwei wirklich bedeutende Dichter entgegen. Basil Alexandri und Demeter Bolintineanu. Beide dürfen sich wirklicher und großer Verdienste um ihr Volk rühmen: sie haben seinen größten geistigen Schatz, das Volkslied, aus seiner Verschollenheit und Niedrigkeit erlöst, sie haben die Glanzepoche nationaler Selbstständigkeit dem lebenden Geschlecht wieder in Erinnerung gebracht und mit dem Zauber der Poesie verschönt, sie haben durch ihre trefflichen Dichtungen bewiesen, daß auch ihr Volksthum ernster Geistesarbeit und großer geistiger Erhebung fähig ist. In ihrem Wesen grundverschieden, müssen sie gleichwohl zusammen genannt werden, nicht blos, weil sie die besten Dichter der Rumänen sind, sondern auch, weil der Ausgangspunkt ihres Wirkens ein gemeinsamer ist. Als Bolintineanu (im Beginne der vierziger Jahre) auf den geistigen Kampfplatz trat, erkannte er sofort, daß dem poetischen Streben seiner Nation die Hauptsache fehle: der originelle, nationale Zug. Und gleichzeitig erkannte er auch, wo der Quell der Heilung fließe: im Volkslied. Er wählte nicht blos Stoffe aus der Geschichte der Rumänen, sondern versuchte auch mit Glück, den Volkston darin anzuschlagen. „Wir müssen unsere Volkslieder sammeln", gab er als Parole aus, und wie ihm die Ehre der Anregung, so gebührt Alexandri das Verdienst der Ausführung. Seine Sammlung „Poesie poporale" (Jassy 1853 ff.) ist ein epochemachendes Werk, nicht blos um des herrlichen poetischen Schatzes willen, den es enthält, sondern auch der Anregung wegen, welche Alexandri und seine Mitstrebenden daraus gezogen. Der Erfolg war der Mühen werth, aber diese Mühen waren unsäglich und neben großer moralischer Ausdauer hat auch große körperliche Elasticität dazu gehört, das schöne Werk zu vollbringen. „Von dieser Mühe kann man sich", wie Kotzebue mit Recht bemerkt, „in einem civilisirten Lande kaum einen Begriff machen. Hier singt ein Bettler ein Bruchstück einer Ballade und unterbricht sich, um mit den gellenden Tönen seiner Sackpfeife die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu fesseln; dort sitzt ein zechender Bauernkreis in einer schmutzigen Judenschenke und mitten im Kreise steht ein zerlumpter Sänger und begleitet mit der Geige die näselnden Töne seines Gesanges; dort spielt eine Zigeunerbande zum Tanz auf und durch die wilde Harmonie dringen die Noten eines Liedes." Und Ubicini, der Freund Alexandris, erzählt: „Während Nikolai Balcesco die Klöster der Karpathen durchsuchte, um, wie er sich äußerte, unter ihren Ruinen Spuren von der Größe der Vorfahren aufzufinden, durchstreifte Alexandri zu Fuß die Berge und Ebenen von Rumänien und sammelte Lieder und Legenden. Noch gefällt er sich in der Erinnerung an diese reizende Zeit. Wie oft hat er mir von seinen Wanderungen erzählt, von seinem Aufenthalt in Ruinen, wo sich sonst ein berüchtigter Räuber verborgen, von seinen Unterredungen mit alten Bauern, von den Liedern, die er von jungen Mädchen gehört, von der Mamaliga (Polenta), die er in Bauernhütten gegessen, und wie er dann am Abend desselben Tages in ein Schloß gekommen, wo der Comfort, die Eleganz, die Sitte, ja selbst die Sprache von Paris herrscht." Wie mir von Freunden des Dichters erzählt worden, war es neben der Anregung Bolintineanus das Vorbild der deutschen Romantiker, welches aneifernd auf ihn eingewirkt. Wie als selbstständiger Poet, so hat Alexandri auch nach dieser Richtung hin Schule gemacht und das Sammeln von Volksliedern wird seitdem in Rumänien mit großem Eifer betrieben. Die Erfreulichkeit dieser Thatsache wird leider stark durch die Art getrübt, in der die Herren dabei ihren subjectiven Launen die Zügel schießen lassen. Sie „verbessern" die Lieder, kürzen oder verlängern sie, ersetzen alterthümliche Ausdrücke durch moderne oder schmuggeln wohl gar unter dieser Flagge ihre eigenen Erzeugnisse ein. Marianu Marianescu, der verdienstvollste Sammler nach Alexandri, ist von diesen schweren Fehlern nicht ganz freizusprechen, noch weniger D. Dimitrescu, Christin Joanin u. s. w. Als sonderbarer Kauz erweist sich A. Pann in seinem: „Spitalul amorului" (Bukarest 1850). „Ein Liebesspital" nennt er sein Buch, weil er darin Volkslieder mittheilt, welche Liebesweh besingen, und dieselbe Höhe des Geschmacks, wie der Titel, darf auch die Art beanspruchen, wie der Verfasser gemüthlich zwischen durch seine Originalerzeugnisse einschiebt. Zum Glück ist das rumänische Volk ein besserer Poet, als Herr A. Pann, und so lassen sich in diesem Buche Volks- und Kunstpoesie leicht unterscheiden.

Minder leicht bei Alexandri und seinen talentvollen Nachstrebenden. Sie treffen den Volkston oft so glücklich und ungezwungen, daß man kaum an einen bestimmten Urheber denken möchte. Schon darum ist es unerläßlich, hier das Volkslied der Rumänen zu charakterisiren, eine Aufgabe, die um so schwerer ist, je kürzer wir uns fassen müssen und je eigenartiger dieses Lied ist. Es gleicht dem Volkslied keiner anderen Nation und

steht dem deutschen an Universalität des Stoffs, dem nordischen an Kraft, dem slavischen an Keuschheit und Stimmungshaltigkeit nach und darf gleichwohl einen ebenbürtigen Platz neben ihnen beanspruchen durch die ungemeine Zartheit des Empfindens, den Glanz seiner Gleichnisse, die Leichtigkeit und Anmuth der Form, vor Allem aber durch die entzückende Gabe, das Gewöhnlichste echt dichterisch anzuschauen, dem Derbsten und Härtesten eine poetische Seite abzugewinnen. Es ist nicht sonderlich tief, arm an jenen elementaren Tönen, jenen Offenbarungen aus der tiefsten Tiefe der Menschenbrust, wie sie uns zuweilen aus dem germanischen Volksliede entgegen klingen, aber an Anmuth und süßem leichtem Spiel der Phantasie hat es kaum einen Rivalen. Es ist unendlich naiv; mit solchen Märchenaugen schaut etwa ein begabtes Kind in die Welt, es versteht sie nicht und macht sich ein unrichtiges Bild von ihr, ein Bild, welches tausend Mal poetischer ist als die Wirklichkeit. Poetischer, aber nicht heiterer — ein Zug tiefer Schwermuth geht auch durch das Lied der Rumänen, wie das aller Nationen, die lange Heloten gewesen. Hart daneben findet sich freilich auch derbe, ausgelassene Lustigkeit, es ist, wie die Volksseele, so recht auch das Lied der Contraste. So findet man im rumänischen Volksliede neben den zartesten Liedern, die sich irgendwo im Volksmunde finden, auch die derbsten Zoten. Bedeutender als das lyrische ist das epische Lied, eine Erscheinung, die sich bekanntlich auch bei den Südslaven wiederholt. Doch kann es kaum einen größeren Gegensatz geben, als das epische Lied der Serben und der Rumänen. Dort fließt die Handlung breit und ruhig dahin, von geringen lyrischen oder beschreibenden Stellen unterbrochen und mit jenen zahlreichen stereotypen Wendungen, welche aus dem griechischen Epos bekannt sind. Hingegen ist das erzählende Volkslied des Rumänen mehr Märchen als Ballade, die lyrischen Stellen sind breit und zahlreich, die Person des Sängers tritt stark in den Vordergrund. Selbst in jenen Liedern, welche sehr realistische Thatsachen behandeln, wie beispielsweise Scenen aus dem Räuberleben, spielt der Zug zum Märchenhaften stark hinein. Da treten Riesen und Zwerge auf; Sonne und Mond, Tag und Nacht, Winter und Sommer werden als Personen redend und handelnd eingeführt und auch die alten Götter kommen geschritten und prügeln sich mit den Räubern oder retten sie aus den Händen der türkischen Gerichtsdiener: Pan, Venus, Merkur, und zuweilen sogar der gewaltige Zeus ...

(Fortsetzung folgt.)

Zum Rubens-Jubiläum.

Von Hermann Riegel.

(Fortsetzung.)

Der Aufenthalt in Italien wirkte nach zwei Hauptseiten bildend und abschließend auf Rubens ein: nach der Seite des Stilistischen und des Coloristischen. Auf beide Einwirkungen war er genugsam innerlich und technisch vorbereitet und beide nahm er mit völliger ureigener Selbstständigkeit auf. Daß in coloristischer Hinsicht die Venetianer, Tizian und Veronese an ihrer Spitze, der Gegenstand seiner Bewunderung und seiner Studien waren, versteht sich von selbst; aber wie durchaus eigenartig er auch diesen großen Vorbildern gegenüber blieb, lehren die Copien, die er nach Gemälden Tizians machte, und die sehr deutlich Hand und Charakter von Rubens erkennen lassen. Ganz ähnlich verhielt er sich den großen Mustern des Stiles gegenüber. Er studirte die klassischen Meister und copirte nach ihnen, ohne sein eigenes Naturell zu verläugnen, wie das die noch vorhandene Copie einer Tafel aus Mantegnas Triumphzug des Cäsar, die Copie des uns nur durch Rubens erhaltenen Reitergefechtes von Leonardo, welche Edelinck gestochen hat, die Zeichnung von Leonardos Abendmahl, die Soutmann gestochen, und Andres darthun. Insbesondere beachtete Rubens auch die Antike. Und da ist es bewundrungswürdig, mit welcher Begeisterung er die Kunst der Alten verehrte. Schon die bloßen Namen eines Apelles, eines Timanthes waren ihm unnahbar. „Ich strebe — sagte er — jenen großen Geistern mit der höchsten Ehrfurcht nach, und ich begnüge mich lieber, die Spuren ihrer Fußtapfen zu verehren, als daß es mir, ich bekenne es offenherzig, je einfiele, dieselben auch nur in der bloßen Vorstellung erreichen zu können.“ In dieser Gesinnung betrachtete er auch die auf uns gekommenen Denkmäler des Alterthums, die großen wie die kleinen. In Bezug auf eine Sammlung von Gemmen schrieb er noch 1623: „Ich erinnere mich nie in meinem Leben irgend Etwas gesehen zu haben, was mir mehr Freude gemacht hätte.“ Trotz dieser warmen Begeisterung aber bewahrte er als Künstler doch der Antike gegenüber seine volle Freiheit. Kaum ist je von einem Maler etwas Lehrreicheres für Maler geschrieben worden, als jener Aufsatz, in welchem Rubens auseinandersetzt, was der Maler aus dem Studium der Antike, insbesondre der Marmorwerke lernen könne, wie er dies Studium betreiben müsse und wie Malereien doch ganz anders zu behandeln seien als Bildsäulen. Mit Meisterschaft verbreitete er sich über den Unterschied in Bewegung und Zeichnung, in Schattengebung und Ton, und er weist hin auf die Vorzüge der Malerei in Behandlung der Haut und des Fleisches. „Wer nun — sagt er schließlich — diese Unterschiede in gehöriger Schärfe erkannt hat, kann sich dem Studium der antiken Bildwerke nicht eifrig genug hingeben. Denn was vermögen wir Entartete in diesen Zeiten der Verkehrtheit? Wie groß ist der Abstand von dem kleinlichen Geiste, der uns Verkümmerte am Boden fesselt, zu jener erhabenen, dem Geiste als ursprüngliche Eigenschaft innewohnenden Einsicht bei den Alten!“ So betrachtete Rubens die Antike und suchte den großen und stillen Geist, der in ihr lebt, zu fassen. Aber er eignete sich ihn eben auch ganz auf seine eigene und selbstständige Weise an; und wenn wir das Studium der Antike in den Bildern des Meisters, besonders aus jener Zeit, unzweideutig erkennen, so müssen wir doch zugleich erstaunen, wie er diesen Geist in seine Natur und seine Kunst übertragen hat. Das ist eben auch eine der großartigsten Seiten an Rubens, daß er, empfänglich für alles Hohe und Schöne, zugänglich für fördernde und belehrende Einflüsse aller Art, diese Einwirkungen alle mit einer Ureigenheit und Freiheit aufnahm, wie wir sie nur bei sehr wenigen auserwählten Genien wahrnehmen. Sein Charakter ist von Natur so umfassend und so sicher, daß er wohl entwickelt und gebildet werden konnte, aber doch immer derselbe blieb, der seine unverkennbaren Stempel auf jedes Gebilde von der Hand des Meisters drückte.

Soll man es im Einzelnen bezeichnen, was Rubens in Italien gewann, so fällt vielleicht zuerst die Läuterung der Formengebung besonders in den Köpfen auf, die das Studium der klassischen Vorbilder so klar erkennen läßt. Und daneben macht sich die durchaus fertige und eigenthümlich vollendete Behandlungsweise in allen technischen Stücken der Malerei geltend. Seine Palette schon setzt Rubens auf seine Art zusammen, und seine Malerei, in ihrem heiteren Glanze, in ihrem hellen Lichte, ihrer feinen Stimmung von Ton und Farben, vor Allem aber zugleich in ihrer wunderbaren Lebenswahrheit auf jeder kleinsten Stelle wie im Ganzen, hatte vor ihm — und hat nach ihm — ihres Gleichen nicht. Ein kundiges Auge wird auch hier die Früchte des Studiums der großen Coloristen Italiens erkennen, wenn auch der Auftrag seiner Farben ganz ungleich dünner ist als bei Tizian und die Anwendung seiner Lasuren unvergleichlich ausgebildeter erscheint als bei diesem; diese Behandlung findet sich, wie wir zur Vermeidung von Irrungen bemerken, nicht gleichmäßig dauernd bei allen Bildern des Meisters, vielmehr zeigen die späteren in der Regel einen pastoseren und derberen Auftrag der Farben. Auch hinsichtlich der Composition seiner Bilder, dem Ausbau und der Anordnung derselben, sehen wir ihn hier schon das Princip fest ergreifen, dem er stets treu blieb. Es ist das Princip, welches bereits im 15. Jahrhundert namentlich in Venedig sich ankündigte, dem hie und da schon ein Rafael huldigte, welches zum Theil schon bei Tizian, bei

Michelangelo sehr wirksam ist, welches die Caracci, wenn auch in ihrer doctrinären Art, besonders begünstigt hatten, und das sich so bedeutend entwickelt bei Paolo Veronese zeigt. Dies Princip gab die an eine gewisse Architektonik sich lehnende Anordnung des alten Kirchenstiles auf, und strebte, indem es gern eine gewisse seitliche Anordnung — im Gegensatz zu der symmetrischen, von vorn gesehenen — anwendete, nach möglichster Natürlichkeit. Die ganze Kunstanschauung der damaligen Zeit huldigte diesem Principe, und Rubens mußte um so mehr zu demselben sich hingezogen fühlen, als sein Geist auch in der Composition nach entschiedener, womöglich dramatischer Lebendigkeit drängte.*) Endlich beschäftigte er sich in Italien, neben den selbstverständlichen Naturstudien verschiedener Art, auch eingehend mit dem Studium der Architektur. Namentlich die Paläste Genuas, die so mannigfaltig und meist so geistreich angelegt und entwickelt sind, fesselten ihn so mächtig, daß er eine ganze Reihe derselben ausmaß, zeichnete und später unter dem Titel: „Palazzi antichi di Genova raccolti e disegnati da P. P. Rubens“ herausgab. Die Früchte dieser Beschäftigung sind in den Architekturen mancher seiner Bilder zu erkennen.

Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Rubens während seines Aufenthaltes in Italien sich die italienische Sprache vollkommen aneignete; er hatte sie so lieb gewonnen, daß er Zeit seines Lebens nicht nur fast alle seine Briefe in derselben schrieb, sondern sich auch unter Briefen in vlämischer oder einer andern Sprache Pietro Paulo Rubens unterzeichnete. Er bewegte sich nämlich auch auf dem Gebiete der Sprachen seiner großen allgemeinen Begabung gemäß mit seltener Leichtigkeit und Fertigkeit; er verstand das Lateinische völlig und in Deutschland, Frankreich, Spanien und England machten die Sprachen ihm keine Schwierigkeiten.

Als Rubens im Jahre 1608 zum dritten Male sich zu Rom aufhielt, empfing er Ende October die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Mutter. Er brach ungesäumt auf und reiste nach Antwerpen, wo er dieselbe jedoch nicht mehr am Leben fand. Einmal wieder in der Heimat hielten ihn starke Bande daselbst zurück, und er gab den anfänglichen Entschluß, wieder nach Italien zu gehen, auf. Seine Persönlichkeit, sein Ruf und seine Leistungen hoben ihn von selbst über Alles, was damals malte, hoch empor und gewannen ihm auch in seinem Vaterlande leicht die ausgezeichnete äußere Stellung, die er dann fortan in immer steigendem Maße genoß. Gleich sein erstes Werk, eine „heilige Familie“, erregte die größte Bewunderung bei Künstlern, Kunstfreunden und in weiteren Kreisen. Wie wenn ein angestammter König in sein Reich kommt, so naturgemäß nahm Rubens, der wahrhaft ein Genius von Gottes Gnaden war, seinen Herrschersitz im Reiche der Malerei ein. Neben Ehrenbezeigungen und rühmlichen Auszeichnungen aller Art war die nächste Folge eine Ueberhäufung mit Aufträgen und ein Zudrang von Schülern, die von Jahr zu Jahr einen immer größeren Umfang annahmen. Im Jahre 1611 versicherte Rubens in einem Briefe „der Wahrheit gemäß und ohne alle Uebertreibung, daß er schon über hundert junge Leute habe abweisen müssen“; — und im Jahre 1618 schrieb er, daß er „mit öffentlichen und Privataufträgen so überhäuft und schon für die Zukunft in Beschlag genommen sei, daß er auf einige Jahre hinaus gar nicht über seine Person verfügen könne“.

Als aber die Bestellungen sich fort und fort mehrten, als immer umfänglichere und zahlreichere Werke von ihm begehrt wurden, sah er sich veranlaßt, fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen. Anfangs ließ er nach seinen Entwürfen von Gehülfen die Uebermalung machen und überging dann das Bild durchweg eigenhändig; ein solches von ihm „ganz mit eigener Hand übergangenes“ Gemälde, meinte er, „könnte für ein Original gelten“. Dann aber machten Schüler und Gehülfen wohl auch die Ausführungen ganz, und er selbst besserte nur hie und da nach, wie das im großen Maßstabe zuerst mit den 21 Kolossalbildern der Medici-Galerie zu Paris der Fall war. Athmen diese Werke nun wohl noch im hohen Maße den originalen Geist des Meisters, so finden sich doch auch von nun an nicht wenige, deren Ausführung, im Vergleich zu den Skizzen, nur mittelmäßig und fremdartig erscheint. Man mag aus diesen Thatsachen eine Anklage gegen Rubens erheben, doch wird derjenige, der die Verhältnisse und Umstände sachlich und gerecht beurtheilt, derselben ein besonderes Gewicht nicht beilegen können. Im Gegentheil wird er nur um so nachdrücklicher die Forderung erheben, daß nur die eigenhändigen Entwürfe und Gemälde von Rubens zu dessen künstlerischen Schätzung und Würdigung herangezogen werden. Der Unterschied und Abstand ist zu augenfällig, zu groß. Wem könnte es z. B. entgehen, daß das Kolossalgemälde der „Kreuztragung“ im Museum zu Brüssel starke Aeußerlichkeiten, besonders auch im Christus selbst enthält, im Vergleich zu der geistreichen und meisterhaft gemalten Skizze dieses Bildes im Museum zu Amsterdam? Wer sähe nicht den Abstand von dem Entwurfe des „jüngsten Gerichtes“ in Dresden zu der großen Ausführung in München! Diese umfängliche Zuhülfenahme fremder Kräfte ermöglichte ein sehr schnelles Arbeiten, und ich zweifle nicht an der Ueberlieferung, daß die „Anbetung der Könige“, die jetzt im Museum zu Antwerpen sich befindet (Nr. 266) und die 4,47 m. hoch und 3,35 m. breit ist, in 13 Tagen fertig gestellt sei. Das macht also auf den Tag etwas mehr als einen Quadratmeter! Freilich merkt man diese Herstellungsart dem Bilde auch an, denn es ist das äußerlichste, gemachteste und unerquicklichste von Rubens, das ich je gesehen habe. Und man begreift, daß von einem parteiischen Standpunkte aus wegen solchen Verfahrens Bitterkeiten ausgesprochen werden können, wie es Delaborde that, der „die Beschaffenheit jener fabrikmäßigen Werkstatt in Antwerpen mit den Wundern der Dampfmaschine“ verglich.

(Schluß folgt.)

*) Der Verfasser hat weitere Ausführungen über die „malerische Composition“ in seinem „Grundriß der bildenden Künste, im Sinne einer allgemeinen Kunstlehre und als Hülfsbuch beim Studium der Kunstgeschichte, bearbeitet ꝛc.“ (3. Aufl. S. 102 u. ff.) gegeben.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Hypochonder.

Lustspiel in 4 Acten von Gustav von Moser.

Ein neues Stück von Gustav von Moser — „hier stock' ich schon, wer hilft mir weiter fort?“ Ein Stück ist es, zum großen Theil auch von Moser, aber neu ist es gerade nicht. Man kann bei diesem dramatischen fa-prestissimo nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, ob es das letzte Stück ist, das er geschrieben hat.

Dem Titel nach zu schließen, scheint der Held oder sonst eine wichtige Figur des Stückes hypochondrischer Natur sein zu sollen. Sonderbarerweise ist aber in dem ganzen Lustspiel von Hypochondrie und Hypochondern auch nicht eine Spur zu entdecken. Ich habe wenigstens immer geglaubt, daß unter Hypochondrie ein durch wirkliches oder vermeintliches Unterleibsleiden, namentlich durch Verdauungsbeschwerden herbeigeführter krankhafter Zustand zu verstehen sei, der sich vornehmlich durch Schwermüthigkeit, durch eine gedrückte, trübe Gemüthsstimmung verrathe. Der Rentier Birkenstock, der „eingebildete Kranke“ des Moser'schen Stückes, ist aber ein ganz lustiger, aufgeräumter Herr, den ich niemals für einen Hypochonder halten würde; ich würde den äußerst reizbaren, nervösen, gallsüchtigen, leicht in Zorn gerathenden, aber auch leicht wieder besänftigten Mann den Cholerikern beigesellen. Aber auf diese mehr medicinischen als dichterischen Unterscheidungen kommt es hier offenbar wenig an. Wäre es ein Fehler, so ließe er sich durch eine einfache Veränderung der Aufschrift beseitigen.

Moser steckt seinem dramatischen Ehrgeize kein sehr hohes Ziel. Er kümmert sich weder um sociale, noch um psychologische Probleme. Es liegt ihm nichts daran, einen interessanten Charakter zu ergründen und diesen im Conflicte mit den übrigen Menschen oder Verhältnissen darzustellen. Er schenkt auch dem Dialoge keine besondere Aufmerksamkeit. Das Einzige, was er anstrebt, was er nie aus den Augen verliert, ist: die harmlose Belustigung seines Publicums; und in seinen Mitteln, um diesen Zweck zu erreichen, ist er nicht eben allzu wählerisch. Mit einer Reihe lustiger Situationen, die ihre Lustigkeit zumeist der Verwechslung verdanken, mit der ungezwungenen heiteren Sprache, die eben nur ungezwungen sein will, und sich deshalb um Nebensachen, wie Eleganz und Correctheit, wenig schiert, glaubt er schon auskommen zu können. Dabei ist es ihm ganz gleichgültig, ob die Situation, die er zur Erheiterung seiner Zuschauer vorführt, schon anderweitig gedient hat, ob das Witzwort, das er verwerthet, eigene Erfindung oder entlehnt ist. Moser lehnt sich insofern an die alten Dramatiker durchaus an, als er die eigene Erfindung als etwas ziemlich Gleichgültiges geringschätzig betrachtet und die Benutzung und Verwerthung höher stellt als die Erfindung. Die Hauptsache ist: daß der dramatische Acker eine gute Ernte gibt; was thut's, daß er mit einem fremden Kalbe gepflügt worden ist?

Im „Hypochonder" macht sich die Verwerthung des Nicht-Eigenen noch bemerkbarer als in den früheren gelungenen Lustspielen Mosers, als im „Stiftungsfest", an welchem übrigens dem braven Benedix ein redlich Theil gebührt, in „Ultimo" und im „Veilchenfresser". Hinter diesen sehr ergötzlichen Schwänken steht der „Hypochonder" trotz aller munteren und ausgelassenen Einzelheiten meines Erachtens erheblich zurück. Die Lustigkeit erscheint mir hier weniger lauter und echt, das unablässige Bestreben, die Leute zum Lachen zu bringen, absichtlicher, der Mangel an aller Einheitlichkeit in den Charakteren und in der Handlung störender als in den früheren Lustspielen des heiteren Dichters.

Der Fehler, der schon an den früheren Moser'schen Stücken besonders zu rügen war: daß die Situationen so zu sagen nur von der Hand in den Mund leben, ist hier noch erheblich verstärkt worden und tritt gleichsam als dramatisches Princip einer neuen Richtung auf. Die Scheidelinien zwischen dem Nothwendigen und dem Entbehrlichen, zwischen dem Erforderlichen und Ungehörigen sind ganz verwischt. Es scheint sich immer nur darum zu handeln, ohne Gefahr bis an's Ende einer Scene zu gelangen, einen Uebergang zu der nächsten zu gewinnen, um schließlich auf irgend eine Weise den Actschluß zu erreichen.

Mit diesen wenigen Andeutungen will ich des kritischen Spiels genug sein lassen. Dem anspruchslosen und heitern Verfasser gegenüber wäre eine ernste und anspruchsvolle Kritik unangebracht. Ich will auch nicht im Einzelnen alle die fremden Federn aufführen, mit denen sich der lustige Vogel diesmal geschmückt hat. Die Hauptfigur: der Choleriker oder „Hypochonder", wie ihn Moser nennt, hat mit der einer alten französischen Posse „Un Monsieur qui prend sa mouche" eine auffallende Aehnlichkeit.

Daß Moser alte und recht bekannte Scherze nicht verschmäht und daß seine neuen nicht immer ganz glücklich sind, dafür hier einige Beispiele: Ein Herr stellt sich dem Hypochonder Birkenstock vor.

— Ich heiße Sauerbrei.

— Wie?

— Sauerbrei.

— Ich verstehe nicht recht.

— Sauerbrei!!

— Merkwürdig, ich verstehe immer Sauerbrei.

Von demselben sagt ein Anderer, um ihn zu charakterisiren: „Auswärts zornig und sauer, innen der reine Brei!" „Daher der Name Sauerbrei," versetzt ein Dritter.

Ein gefährlicher Kalauer, aber wenigstens ein lustiger, ist der folgende: Ein junger Mann, der allen jungen Mädchen den Hof macht und sofort um deren Hand sich bewirbt, erhält von seinen Freunden den Spitznamen „Bummelzug, weil er so oft anhält."

Einige Scherze sind von besserem Geschmack und gerade so lustig, z. B. der komische Ausruf des Hypochonders, der seinem Verdrusse darüber, daß seine Tochter sich verheirathen will, in den Worten Ausdruck gibt: „Fremder Männer Frauen aufziehen, das ist ein Unsinn!" Und das Zwiegespräch zwischen der Wirthin und ihrem Miether, der im Zahlen säumig ist: „Vor 14 Tagen habe ich Ihnen die Rechnung hingelegt, da liegt sie noch auf demselben Flecke!"

„Sie mögen daraus ersehen, ein wie ordentlicher Mensch ich bin."

Daß Moser die Komik einer Figur dadurch bewerkstelligt, daß er dieselbe beständig „mir" und „mich" verwechseln läßt, erscheint mir denn doch etwas zu wohlfeil.

Einige Scenen sind außerordentlich gelungen, namentlich der Besuch des Baumeisters und seine Unterhaltung mit den drei Damen und die doppelte Verwechselung, deren Opfer der Hypochonder ist, welcher gleichzeitig seine Tochter mit dem Baumeister verheirathen und sein Leben versichern will, und nun seinen Schwiegersohn für den Versicherungsagenten und den Lebensversicherer für seinen Schwiegersohn hält. Das ist mit echt Moser'scher Verve und Flottheit durchgeführt und amüsirt.

In Summa: trotz aller „aber" und „obgleich" wieder ein lustiger Abend.

Das Stück wurde von den besten Kräften des Wallnertheaters mit Lebrun in der Titelrolle ausgezeichnet gespielt. In Herrn Schönfeld scheint das vortreffliche Ensemble dieses Theaters einen Ersatz für Herrn Kadelburg gefunden zu haben, dessen Ausscheiden aus dem Verbande des Lustspielpersonals, wie man zunächst befürchtete, eine empfindliche Lücke lassen würde. Das Debüt des neuen Bonvivants war äußerst glücklich.

P. L.

Notizen.

Der Kampf um's Dasein am Himmel. Versuch einer Philosophie der Astronomie von Dr. Karl Freiherr du Prel. Zweite umgestaltete und vermehrte Auflage. Berlin 1876, Denicke's Verlag (Georg Reincke).

Die erste, im Jahre 1874 erschienene Auflage dieser Schrift hat als erster Versuch, das Hauptprincip des Darwinismus, die natürliche Auslese im Kampf um's Dasein, auf die kosmischen Processe anzuwenden, ebensowohl die verdiente Beachtung der Fachmänner gefunden, als durch ihre gewandte und fesselnde Behandlung des Gegenstandes das Interesse der Laien erweckt. Dieselbe war hervorgegangen aus der Ueberarbeitung einer in Wiener und süddeutschen Tagesblättern veröffentlichten Feuilletonserie und würde vielleicht von der Fachkritik noch mehr geschätzt worden sein, wenn sie nicht diesen Stempel ihres Ursprungs an der Stirn getragen hätte. Gegenwärtig hat sich die Broschüre von 7 Bogen zu einem Bande von 23 Bogen erweitert, welcher Zeugniß davon ablegt, wie sehr der Verf. es sich in der Zwischenzeit hat angelegen sein lassen, sich in seinen Gegenstand zu vertiefen und sich die volle Vertrautheit mit dem neuesten Stande der astronomischen Wissenschaft nach allen Richtungen zu erwerben. Das Buch erörtert, unbeschadet seiner Gemeinverständlichkeit, gegenwärtig alle dem denkenden Menschen am Herzen liegenden Probleme der Astronomie und kosmischen Physik und bringt dabei werthvolle Excurse in das allgemeinere Gebiet der Naturphilosophie bei (z. B. Cap. XI.: „Bewegung und Empfindung der Materie"). So gewinnt dasselbe das Recht, sich „Versuch einer Philosophie der Astronomie" zu nennen und bietet in dieser Gestalt eine ebenso schätzbare Fortbildung der Wissenschaft, als eine werthvolle Quelle der Belehrung und Anregung für alle Gebildeten, welche das geistige Bedürfniß fühlen, den hier behandelten, zum Theil recht alten und doch immer neuen Fragen näher zu treten. Dabei hat der Gegenstand durch seine Beschränkung auf die unorganische Natur den Vorzug, neutrales Gebiet zu sein in Bezug auf die Streitigkeiten über den Werth des Darwinismus und speciell die Tragweite der natürlichen Auslese im Kampf um's Dasein in der organischen Natur. Dieses Vorzugs ist sich der Verf. wohl bewußt, und hebt es mit Nachdruck hervor, daß, wie auch immer die Zukunft des Darwinismus in der Biologie sich gestalten möge, doch nothwendig im Bereiche der unorganischen Natur die Entstehung zweckmäßiger Resultate durch die aus den Naturgesetzen sich von selbst ergebende Auswahl des Zweckvollen aus dem untergehenden Unzweckmäßigen zu erklären sei (S. 16 fg.). Da dieser Satz wohl aus dem Gesichtspunkte keiner Weltanschauung zu bestreiten sein dürfte, so hat dieser Versuch einer Philosophie der Astronomie auch den nämlichen Werth für Theologen, Philosophen und Naturforscher, für Spiritualisten und Materialisten, für Idealisten und Realisten. Jeder wird aus dem Buch mit Genuß lernen, und sein etwaiger Widerspruch wird sich

nur gegen Einzelheiten, nicht gegen den Grundgedanken des Ganzen richten. Der Verf., welchem oft neben Hieronymus Lorm die erste Stelle als Vertreter des philosophischen Feuilletons zuerkannt wird, und welcher durch seine freisinnigen und gedankenvollen Reiseskizzen („Unter Tannen und Pinien") das Herz mancher Leserin gewonnen hat, hat seinem Namen durch diese Arbeit für die Dauer einen ehrenvollen Platz in der wissenschaftlichen Literatur errungen.

E. v. Hartmann.

* * *

Pigeon-English.

Ein kurzer Nachtrag zu diesem in Nr. 39 und 43 des X. Bds. der „Gegenwart" von mir besprochenen kauderwelschen Wechselbalg elendesten Gebeins dürfte insofern nicht ohne Interesse sein, da derselbe eine anglo-amerikanische und eine anglo-chinesische Meinung über dieses Sprachungeheuer ausdrückt. Die beiden „Meinungen" verdanken ihren Ursprung dem von mir ebenfalls erwähnten ersten Literaturwerke dieser „Sprache": Pidgin-English Sing-Song or Songs and Stories in the China-English Dialect, with a vocabulary von Charles G. Leland, einem Werke, dessen „Mache" man weder Witz noch Humor gänzlich absprechen kann, das aber eher eine Satire sein sollte, als ein Medium zur weiteren Verbreitung eines widerlichen Mischmasches zerhackter, lebloser Wörter. Das in Newyork erscheinende „Eclectic Magazine of foreign literature" vertritt die anglo-amerikanische Meinung folgendermaßen:

Pidgin-English ist derjenige Dialekt unserer Sprache, der in den Seehafenstädten Chinas in bedeutendem Umfange als eine Vermittelungssprache zwischen Engländern oder Amerikanern und Eingeborenen gebraucht wird. Wegen der Leichtigkeit, mit welcher Chinesen diesen Dialekt lernen, und der Bereitwilligkeit, mit welcher Ausländer ihnen hierin halbwegs entgegen kommen, hat derselbe sich in großem Umfange ausgebreitet und bahnt somit dem Englischen den Weg als Sprache der Küstenländer des stillen Meeres. Und da die Chinesen eine Sprache lateinischen Ursprungs eher lernen als reines Englisch, so ist es wahrscheinlich, daß, wäre der pidgin Jargon nicht gewesen, ein verdrehter portugiesischer Dialekt die volksthümliche Verbindungssprache zwischen Ausländern und chinesischen Eingeborenen gebildet haben würde. Die Anzahl portugiesischer Wörter die jetzt schon im Pidgin-English vorkommen, scheint dies zu beweisen. Wie sie aber jetzt dasteht, hat unsre Sprache in dieser rohen Form sich ausgebreitet und breitet sich in solchem Umfang weiter aus, um verschiedene wichtige Probleme an die Hand zu geben. Der Kuli, der pidgin spricht, fühlt seine Befürchtungen, in einem fremden Lande vorwärts zu kommen, schwinden und die vorausgesehene „Auswanderung von Millionen der mongolischen Race" beginnt ernste Betrachtungen in Amerika zu verursachen. Daher sieht Mr. Simpson*) schon der Zeit entgegen, wo es nothwendig sein wird, die Heilige Schrift in pidgin herauszugeben, und Capitain Richard Burton bemerkt ganz ernsthaft in seinem „Ultima Thule", daß, wenn das Englische, wie es wahrscheinlich der Fall zu sein scheint, die kosmopolitische Handelssprache werden wird, es vom Chinesischen so viel einsilbige Wörter und so wenig Biegung als möglich borgen muß. Die Japanesen, fügt er hinzu, haben schon jetzt das systematische Verfahren des „pidgining", das schon Jahrhunderte an der westafrikanischen Küste und in der That durch das ganze tropische England, Hindostan allein ausgenommen, gebraucht worden ist.

In ganz anderem Sinne vertritt die „China-Review", eine jährlich sechsmal in Heften von etwa 70 Seiten erscheinende, sehr angesehene anglo-chinesische Zeitschrift, die das Medium und das Organ der Sinologen, d. h. der der chinesischen Sprache kundigen Ausländer in China, abgibt, die Rechte der Sprachen. In einer früheren aus China empfangenen Mittheilung habe ich schon darauf hingewiesen, wie Anglo-Chinesen, Engländer und Chinesen selbst sich gegen die empörenden Anmaßungen dieses elenden Sprachwechselbalges auflehnen, wie es für das Ansehn der englischen Sprache in China nachtheilig ist, wie der gebildete Chinese über eine Sprache urtheilen muß, die jeder Kuli in einigen Wochen, mit einigen Wendungen sich aneignen kann. In diesem Sinne schreibt auch die „China-Review": Es gibt Freibeuter in der Armee ausbündiger Sinologen, Männer, welche eingehende und systematische Erforschungen der chinesischen Literatur vermeiden und doch dahin zielen, große Entdeckungen zu machen und im Verfehlen derselben literarischen Curiosa nachjagen. Mr. Leland ist einer dieser irregulären Truppen. Indem er sich ein gewisses Ansehen verschafft hat durch die Neubelebung jener alten nichtigen und thörichten Argumente hinsichtlich der alten Verbindung von Mexiko mit China, zielt er jetzt darauf hin, ein chinesischer Hans Breitmann*) zu werden. Für diesen Zweck beansprucht er für das pidgin-Englische die Stellung eines chinesisch-englischen Dialekts. Ebenso gut könnte er jene Art von Baby-English, das man in jeder englischen Kinderstube hört, einen englischen Dialekt nennen. Pidgin-English verliert in diesem Augenblick auch schnell jene Wichtigkeit, welche es vor 35 Jahren hatte, als China eine allgemeine Kinderstube war, als die Ausländer zu faul waren, überhaupt Chinesisch zu lernen, und die Chinesen keine Gelegenheit hatten, Englisch gehörig zu erlernen. Pidgin-English hat außerdem, mit Ausnahme von ungefähr einem Dutzend eigenthümlicher Redewendungen, durchaus keine bestimmte feste Form, sondern verändert sich im Munde jedes Einzelnen, gerade wie jedes kleine Kindchen jede Sprache nach seinem eigenen willkürlich herrschenden Vergnügen umformt und verstümmelt. Die Ansammlung solcher rohen und immer veränderlichen Versuche Englisch sprechen zu lernen ernsthaft zu betreiben, ist augenscheinlich vernunftwidrig und albern; aber dummes rohes Geschwätz zu gebrauchen, um Gedichte daraus zu machen, ist der Gipfel der Albernheit. Mr. Lelands Gedichte sind unwahr von Anfang bis zu Ende. Er gibt weder wirkliches Pidgin-English wieder, noch drückt er selbst die Gefühle der Leute aus, die zufällig dieses Gemisch sprechen. Da ist ein falscher Klang in jeder Zeile die er schreibt. Sein Pidgin-English ist „fabricirt", seinen Gedichten fehlt jeder dichterischer Geist, seine Witze sind altbacken und abgeschmackt, und das ganze Buch ist eine schmerzliche Darstellung dessen, was einmal an dieser Stelle als die lues Sinologica eines sinologischen Amateurs beschrieben wurde! —

Hoffentlich ist es die Geschichte von dem Besen des Zauberlehrlings, der wieder „in die Ecke" muß. Einer solchen Monstrosität sollte auf keinen Fall das Leben gegönnt werden!

Hermann Kindt.

*) In dem von mir erwähnten Reisewerke: „Meeting the Sun."

*) „Gegenwart", Bd. X, Nr. 43, S. 271.

* * *

Am 29. März d. J. starb Alexander Braun. In ihm hat die botanische Wissenschaft einen ihrer hervorragendsten Vertreter, die Berliner Universität eine ihrer glänzendsten Zierden verloren.

Als Lehrer spendete er in den weitesten Kreisen Anregung; in selbstloser Weise hat er stets die Arbeiten Anderer durch die reichen Schätze seines Wissens bereitwilligst gefördert; von Allen, die das Glück hatten, ihm näher zu treten, ward er seines edlen Charakters und seiner Herzensgüte wegen verehrt.

Von dem Wunsche durchdrungen, dem Verewigten ein Zeichen bleibender Erinnerung zu widmen, beabsichtigen die Unterzeichneten, seine Büste dort, wo er länger als ein Vierteljahrhundert gelehrt und gewirkt hat, aufzustellen und bitten, die Ausführung ihres Vorhabens durch Beiträge zu unterstützen. Der mitunterzeichnete Herr Dr. Werner Siemens hat sich bereit erklärt, die Beiträge in Empfang zu nehmen und wolle man dieselben daher an das Bureau der Firma Siemens & Halske hier, Markgrafenstraße 94, einsenden.

Berlin, im Juli 1877.

P. Ascherson. A. Bastian. Beyrich. E. du Bois-Reymond. C. Bolle. Borchardt. Curtius. Ewald. Garcke. R. Hartmann. A. W. Hofmann. L. Kny. C. Koch. Kronecker. Lepsius. P. Magnus. v. Martens. Mommsen. W. Peters. Pringsheim. Roth. W. Siemens. Virchow. Weber. M. Websky. L. Wittmack. Zeller.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Inserate.

Verlag von **Eduard Loll** in Elberfeld:

Tisch für Lungenkranke.

Nebst einem Anhange: Schwindsuchts-Prophylaxe im kindlichen Lebensalter, von Dr. Michaelis, Specialarzt für Brustkranke in Freiburg i. S. — Mit 2 Abbildungen. — **Preis 3 ℳ 60 ₰.** — Die Behandlung der Brust- und Lungenleiden erfordert nach den neuesten Forschungen der Wissenschaft keine Medicamente, sondern frische Luft, Bewegung und vor Allem eine vernünftige, **jedem einzelnen Falle angepasste Diät.** Das vorstehende Buch bietet eine genaue Anleitung hierzu; es enthält ausführliche Vorschriften für alle Fälle von Magen- und Brustschmerz, Asthma, Blutsturz und Bluthusten, Fieberdiät, Diät für Katarrhe mit Luftröhrenerweiterung, für phthisische Pneumonie, für stationäre, nicht fieberhafte Schwindsucht u. s. w. — Von grösster Wichtigkeit für kranke Eltern ist der Anhang. — Von demselben Verfasser erschien: **Begriff und Ziel der heutigen Schwindsuchtslehre.** Preis 1 ℳ 50 ₰. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom Verleger.

Im Verlage der **Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Die Kypseliden".

Trauerspiel in fünf Acten

von

Wilhelm Jensen.

Zweite, vielfach umgearbeitete Ausgabe.

Eleg. broch. Preis 2 ℳ 40 ₰.

Urtheil der Presse über die erste Auflage:

„Jede Figur, bis zu den unbedeutendsten herunter, ist ein vollständiger Charakter, den man leibhaftig vor sich zu sehen glaubt, wie denn Alles so lebendig und anschaulich dargestellt ist, daß man nicht umhin kann, im Geiste die vollständige theatralische Aufführung vor sich zu sehen. Nicht die kürzeste Pause ist der Spannung gegönnt, nicht die leiseste Einbuße erleidet das Interesse; und während so die Handlung selber schon den Geist vollauf in Anspruch nimmt, wird er fortwährend durch die sinnlich bilderreichste Sprache, die glänzendsten Meisterstücke der Rede, die nicht ein einziges Mal leerer Schall und Bombast zu werden in Gefahr geräth, entzückt.

Wir glauben, daß sich die erste Bühne, die das Stück zur Aufführung brächte, ein großes Verdienst erwerben und sich selber einen großen Gefallen thun würde." B. M.

Deutsche Warte, Bd. IX, Heft 9.

Soeben erschien:

Der Werth des Lebens

populär dargestellt

von

Dr. E. Dühring,

Docent der Philosophie und Nationalökonomie an der Berliner Universität.

Zweite

völlig umgearbeitete u. verb. Auflage.

gr. 8. 19½ Bog. Preis: 6 ℳ

Leipzig, d. 25. April 1877.

Fues's Verlag (R. Reisland).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.

Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Prospecte gratis; Probeheft znr Ansicht durch jede Buchhandlnng.

☞ Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten. ☜

Inhalt des soeben ausgegebenen vierten Heftes (Juli):

I. Wilhelm Jensen. Monika Waldvogel. Novelle.

II. Moriz Carriere in München. Geschmack und Gewissen.

III. Paul Lindau. Victor Hugo. Vor der Verbannnng (1802—1851).

IV. Alfred Woltmann in Prag. Das Preußenthum in der neueren Kunst.

V. Friedrich Meyer v. Waldeck in Heidelberg. Russische Censur.

Hierzu das Porträt Victor Hugos, Radirung von Hans Meyer in Berlin.

Die bisher erschienenen Auflagen der einzelnen Hefte ergeben nnr noch wenige complette Exemplare; rückständige Bestellungen werden daher sobald als möglich erbeten.

Soeben wurde ausgegeben:

Europäischer Geschichtskalender. Herausg. v. Schultheß. **Jahrg. 1876. (Bd. XVII.)**

☞ Die spez. Berücksichtigung, welche der vorliegende Jahrgang des „Geschichtskalenders" der Verwickelung im Orient widmet, dürfte das in diesem Jahre möglich gewordene **frühere Erscheinen** doppelt willkommen machen. — **So lange der kleine Vorrath es gestattet, liefern wir die Bände I—XIV (1860—73) dieses unschätzbaren zeitgeschichtlichen Quellenwerkes zum ermäßigten Preis von 60 Mark.** Preis von Bd. XV (1874): 9 ℳ; Bd. XVI (1875): 10 ℳ; Bd. XVII (1876): 10 ℳ **C. H. Beck**'sche Verlagsbuchhandlung in Nördlingen.

Techn. Fachschulen d. Stadt Buxtehude

b. Hamburg. (Reorgan. Technikum) Baugewerk-, Kunstgewerbe-, Maschinenbau- und Architektur-Schule. — Diplom- und Meisterprüfungen. — Städtische Logirhäuser. — Vorschule b. 9. Oktober, Hauptkursus b. 6. Novbr. Programme u. Lehrpläne gratis. **Schleunige Anmeldungen an den Director Hittenkofer.** Besuch im Wintersem. 1876/77 = 226.

Compositionen für Pianoforte

von

Herrmann Scholtz.

Op. 20. **Albumblätter.** 12 Klavierstücke. In 1 Hefte . . . . . . ℳ 3.00
Op. 20. Dieselben in Nummern. . à ℳ 0.50
Op. 26. **Serenade** . . . . ℳ 1.50
Op. 27. **Variationen** über eine Norwegische Weise . . . . . . ℳ 2.00
Op. 28. **Trauermarsch** (in B-moll) . ℳ 1.50
Op. 29. **Acht Präludien** . . . . . ℳ 2.50
Op. 30. **Concert-Polonaise** (i. E-dur) ℳ 2.00
Op. 31. **Variationen** über ein Originalthema . . . . ℳ 2.00
Op. 34. **Vier Klavierstücke.** In 1 Hft. ℳ 2.00
Op. 34. Dieselben in Nummern. . à ℳ 0.60
Op. 39. **Trauerklänge** . . . . . ℳ 1.50
Op. 41. **Zwei Notturnos.** Nr. 1. 2. à ℳ 1.20
Op. 42. **Canzonetta** . . . . ℳ 1.20
Op. 43. **Barcarole** . . . . ℳ 1.20
Op. 44. **Sonate** (in G-moll) . . . . ℳ 4.00

Trauermarsch von Franz Schubert, f. Pianoforte bearb. v. H. Scholtz ℳ 1.50

Verlag v. **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

Soeben erschien:

Arthur Schopenhauer.

Beitrag zu

einer Dogmatik der Religionslosen

von

Otto Busch.

Gr. 8. Mit Schopenhauer's Bildniß in Photographie. Broschirt: 3 ℳ 60 ₰.

Der Verfasser, Bruder des berühmten Humoristen, giebt hier in knapper, origineller und anziehender Weise eine **jedem Gebildeten verständliche** Darstellung der Lehren des vielgeschmähten, aber von Wenigen wirklich gekannten Philosophen. Kühn und rückhaltslos die äußersten Consequenzen aus Schopenhauer's Lehren ziehend, wird das Werk allen Denen willkommen sein, die ungeschminkte Wahrheit und deren offenes Bekenntniß lieben.

Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhdlg. in Heidelberg.

Den zahlreichen Besitzern der frühern Gesammtausgabe in 11 Bänden von

Friedr. Spielhagen's Werken

hiermit zur Nachricht, daß im Anschluß an dieselbe soeben **zwei neue Bände**, enthaltend:

Was die Schwalbe sang. — Ultimo.
Aus meinem Skizzenbuche. — Gedichte.

Preis brosch. à Band 4 ℳ, geb. 4 ℳ 75 ₰.

erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen sind.

Verlagsbuchhandlung von **L. Staackmann** in Leipzig.

№ 29. Berlin, den 21. Juli 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Einige Bemerkungen über den Tourville'schen Proceß.

Von Franz von Holtzendorff.

Seit dem December 1875 und dem denkwürdigen Vorgange in Bremerhaven hat kein Verbrechen in gleichem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wie der Mord, über den das Schwurgericht zu Bozen vor kurzem entschieden hat. Perreau, der wie Keith-Thomas seinen Namen verändert hatte, ist schuldig gesprochen und zum Tode verurtheilt mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit der Geschworenen. Ob der Ausgang der Verhandlungen überall den gehegten Erwartungen entsprach und die gegen Tourville vorgeführten Beweismittel durchaus genügende waren, könnte zweifelhaft erscheinen, wenn die Thatsache wahr ist, daß auf den Ausfall des Verdicts zahlreiche und bedeutende Wetten unternommen wurden. Mir scheint, daß nicht der mindeste Grund vorliegt, die Geschworenen zu tadeln, zumal die Wirkung des auf dem Stilfser Joch an Ort und Stelle von den Geschworenen eingenommenen Augenscheins sich jeder kritischen Bemerkung entzieht und die leitenden Blätter der englischen Presse die Verurtheilung gebilligt haben. Denjenigen, die mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung auf die niedere Bildungsstufe der tyroler Alpenbewohner zu blicken pflegen und gelegentlich, wie einzelne deutsche Blätter, den hochmüthigen Zweifel ausdrückten, ob östreichische Geschworene den im Tourville'schen Falle vorhandenen Beweisschwierigkeiten gewachsen sein würden, ist die gebührende Antwort durch die Anerkennung geworden, mit der sich die Presse im alten Heimatlande der Jury über das verurtheilende Verdict geäußert hat. Ob nach dem Wahrspruch der Geschworenen noch irgend welche erhebliche Zweifel an der Schuld des Angeklagten bestehen bleiben, soll hier in keiner Weise untersucht werden. Die Möglichkeit, das Verdict in irgend einer Richtung anzufechten, mag man getrost zugeben. Für die Rechtfertigung der Geschworenen genügt es, daß sie auf Grund wohl zu beachtenswerther Beweismittel, einer schwerwiegenden Augenscheinseinnahme, nach gründlicher, mehrstündiger Berathung und gegenüber einem zur Vorsicht mahnenden, die Freisprechung im Zweifelsfalle befürwortenden Schlußvortrage des vorsitzenden Richters zu ihrem Wahrspruch gelangt sind.

Eine Vergleichung zwischen der von Thomas in Bremerhaven und Tourville am Stilfser Joch verübten Missethat könnte es zweifelhaft lassen, wer von Beiden, nach einem sittlichen Maßstabe gemessen, den Vorrang der größeren Verworfenheit beanspruchen könnte, falls nämlich die Tourville zur Last gelegte Handlung als wirklich begangen vorausgesetzt wird, was vor erledigter Nichtigkeitsbeschwerde nur bedingungsweise zulässig ist. Thomas vernichtete aus gewinnsüchtiger Absicht das Leben so Vieler, daß die Zahl der Opfer nach dem Maßstabe russischer Gefechtsberichte eine ungewöhnlich hohe genannt werden müßte; noch größer war die Anzahl Derer, die durch sein Unternehmen und seinen Verbrecherplan gefährdet waren. Allein er bewahrte trotz seiner Verderbniß erwiesener Maßen eine väterliche Treue für seine Familie. Diejenigen, deren Tod er herbeiführte, waren ihm persönlich unbekannt und gleichgültig. In seiner Bosheit steckte ein Element der Gleichgültigkeit, eine Abstumpfung menschlichen Gefühls, welche mit nichts entschuldigt, wohl aber damit erklärt wird, daß Angesichts der massenhaften und beinahe alltäglichen Zerstörung des menschlichen Lebens durch Häusereinsturz, Schiffbruch, Bergwerkszufälle, Eisenbahnentgleisungen, Explosionen, sowie durch die auf Massenvernichtung abzielenden Mittel der modernen Kriegsführung, die Sicherheit und der Werth der individuellen Existenz für das Begriffsvermögen sittlich herabgekommener Leute erheblich herabgesetzt wird. Ohnehin steht Thomas in der heutigen Zeit nicht so vereinzelt da, sobald man die Berichte über die Gräuelthaten herbeizieht, die von gewissenlosen Speculanten gegen ganze Schiffsladungen von Kulis oder von afrikanischen Sklavenhändlern gegen fortgetriebene Menschenheerden verübt wurden.

Es ist schwer, daß der Abscheu, der sich gegen Thomas richtete, noch irgendwie übertroffen werden könnte. Allein derselbe Grad von Entsetzen wäre psychologisch motivirt, wenn man sich den Fall als einen wirklichen denkt: daß ein genußsüchtiger, habgieriger, in den feinen Umgangsformen geübter Emporkömmling sein ganzes zukünftiges Leben auf den Plan eines straflos zu verübenden Mordes gegen solche Menschen stellt, die er durch Vorspiegelung der Kindes- oder Gattenliebe in seine Netze zu locken gedenkt. Die Person der zu Ermordenden steht nicht fest, der Gewinn ist nicht zu übersehen, aber der Plan ist fertig und beruht gerade auf dem Mißbrauch und der Verletzung eines ethischen Verhältnisses, das durch heuchlerische Zuneigung begründet werden soll. Diesen Mordplan im Herzen, läßt der Thäter sich und seine Gattin, deren Todesstunde er am Altar vorausschaut, einsegnen. Daß aus der Gattenliebe später ein sich zur Tragödie des tödtlichen Hasses umwandelnder Ingrimm hervorgehen kann, haben bereits die antiken Dramatiker anschaulich gemacht; daß aber ein mörderischer Entschluß dazu fortschreitet, ein Mädchen oder eine Frau durch die Formen der Eheschließung, die Zärtlichkeiten der Flitterwochen, die Betheuerungen der Liebe zu der Schlachtbank hinzulocken, würde selbst dann schwerlich geglaubt worden

sein, wenn sich die Feder eines der geschicktesten unter den französischen Theaterschriftstellern daran versucht hätte. Wie oft mag sich Tourville auf seinen Wanderungen durch die Alpenthäler eine beinahe gleich verführerische Gelegenheit zur Ausführung seines Mordplans dargeboten haben, wie oft mag sie als nicht hinreichend sicher und gefahrlos verworfen worden sein!

Die Entdeckung und Klarlegung einer solchen That hat für die Kräftigung des moralischen Sinnes und die allgemeine Rechtssicherheit eine weitaus höhere Bedeutung, als die Vollstreckung der schwersten Strafen. Der Glaube an die im Stillen waltende Gerechtigkeit, der die mächtigste Stütze der Gesetze ist, beruht auf der deutlichen Wahrnehmung des Selbstverrathes, den selbst der feinste Verbrecherplan nach reiflicher, jahrelanger Ueberlegung gegen sich selbst vollzieht.

Durfte ein Mörder, der vielleicht bereits früher die Augen der englischen Justiz und den Scharfblick erfahrener Polizeibeamten getäuscht hatte, nicht mit Sicherheit darauf rechnen, daß arme Bergbewohner in den Hochalpenthälern von Tyrol ohne weiteres Nachdenken bereit sein würden, gegen das Angebot von zweihundert Gulden eine Leiche aus dem Abgrunde auf die Heerstraße emporzutragen? Und gehört Angesichts moderner Injurienprocesse heute nicht ein ungewöhnliches Maß von Muth und Charakterstärke dazu, einem vornehmen Reisenden den Verdacht des Mordes geradezu in's Gesicht zu sagen. Unter den nicht allzuhäufigen Anzeichen sittlichen Fortschreitens, und Angesichts der oft gehörten, gegen die Alpenbewohner vorgebrachten Anschuldigung der Gewinnsucht, verdient die That der Männer von Trafoi, die trotz des Versprechens einer hohen Geldbelohnung den Transport der Leiche verweigerten, die höchste Anerkennung der öffentlichen Meinung. Gelang es Tourville, seine Frau aus der Tiefe emporzuschaffen und die nicht leicht aufzufindende Stelle des Sturzes in den Augen der ersten Zeugen nur als unverfänglich hinzustellen, so war er gegen alle Verfolgungen selbst dann gesichert, wenn nach seiner Rückkehr in England sich der stärkste Verdacht an ihn geheftet hätte. Wie stark die sociale Stellung eines Mannes auf die Beurtheilung seiner Handlungen einwirkt, zeigt das sachverständige, Tourville günstige Gutachten der zuerst vernommenen Aerzte und die ersten Maßregeln der Voruntersuchung, die mit der Freilassung des Angeschuldigten endeten, weil weder Arzt noch Richter in ihrer täglichen Umgebung und nach ihren bisherigen Erfahrungen glaubten, daß sich in Tyrol eine That abspielen würde, die die Feder des Romanschriftstellers bisher nur in die Centralpunkte der öffentlichen Unsittlichkeit verlegte. Und selbst dieser Fehler der Aerzte und Untersuchungsrichter, der in den Augen hauptstädtischer Beamten schwer wiegen mag, erscheint vom menschlichen Standpunkt aus gesehen als ein ehrenvoller und achtungswerther Irrthum nach demselben Maßstabe, den der Schwurgerichtspräsident an das Verdict der Geschworenen legte: „In zweifelhaften Fällen lieber freisprechen als verurtheilen."

Uebrigens lassen sich aus dem Tourville'schen Processe auch für die Zukunft mancherlei Nutzanwendungen ziehen, deren hauptsächlichste hier in der Kürze berührt werden mögen.

Allgemein aufgefallen ist zunächst, daß ein in England naturalisirter Unterthan, nachdem er von den östreichischen Behörden entlassen worden war, von seinem Lande zur Bestrafung an das Ausland ausgeliefert wurde, obwohl nach allgemein anerkannten Grundsätzen des Völkerrechts eine Verpflichtung zu solcher Auslieferung nicht besteht.

Aus zuverlässigster Quelle erfuhr ich auf eingezogene Erkundigung, daß das von Wien aus nach England gelangte Auslieferungsgesuch nur bedingungsweise für den Fall gestellt war, daß Tourville nicht englischer Unterthan wäre. England hat somit mehr geleistet, als begehrt wurde und überdies aus freiem Antriebe Anhaltpunkte zur Unterstützung der Strafverfolgung geboten.

Ebenso auffällig, wie es erscheint, daß die englische Regierung einen ihrer Unterthanen an eine Regierung ausliefert, die ihrerseits gehindert ist, die Gegenseitigkeit in diesem Stück walten zu lassen, könnte es auch befunden werden, daß Tourville seinerseits keinen Protest gegen seine Auslieferung an das Bozener Gericht einlegte. Warum dies nicht geschah, darüber kann man höchstens Vermuthungen hegen. Der englischen Regierung mußte, abgesehen von allgemein menschlichen Rechtsinteressen, auch vom nationalen Standpunkte daran gelegen sein, einen naturalisirten Unterthanen zur Verantwortung zu ziehen, der im Verdacht stand, zwei geborene Engländerinnen umgebracht zu haben. Es ist möglich, daß ein Gegensatz zwischen naturalisirten und geborenen Engländern in diesem Falle wirksam wurde. Und auch Tourville, der befürchten konnte, daß seine Eigenschaft als geborener Ausländer ihm bei einem englischen Proceß nachtheilig werden könnte, hat vielleicht, indem er seiner Auslieferung keinen Widerspruch entgegensetzte, erwartet, in Oestreich ein im höheren Maße unparteiisches, gleichsam der Nationalität gegenüber neutrales Gericht zu finden.

Wäre Tourville in London oder in England abgeurtheilt worden, so wäre seine Ueberführung wahrscheinlich unmöglich gewesen. Das vermuthlich entscheidende Beweismittel der Augenscheinseinnahme am Stilfser Joch wäre nicht anwendbar gewesen. Noch gibt es keinen internationalen Zeugnißzwang, durch den Unterthanen fremder Mächte genöthigt werden könnten, hunderte von Meilen zu reisen, um mündlich an der Gerichtsstelle auszusagen. Wie der englische Geistliche Glynn, dem Tourville zu Scarborough seine Geständnisse über die beste Methode, Schwiegermütter und Gattinnen aus dem Wege zu räumen, gemacht haben soll, nicht nach Bozen kam, so wären auch manche Tyroler, deren Aussage wichtig war, wahrscheinlich nicht nach London gegangen. Und wenn diese Tyroler in ihrer Mundart vor englischen Gerichten aussagten, hätte man einen zuverlässigen Dolmetscher finden können?

Der Tourville'sche Strafproceß läßt erkennen, daß es Verbrechen gibt, deren wirksame Bestrafung in Wirklichkeit an den Gerichtsstand der begangenen That gebunden ist. Eben deswegen darf bezweifelt werden, ob bei der Zunahme der internationalen Verkehrsbeziehungen das auch in's deutsche Strafgesetzbuch übergangene Verbot der Auslieferung eigener Unterthanen an das Ausland unbedingt und ausnahmlos aufrecht erhalten werden kann, ohne die höchsten Aufgaben der Gerechtigkeit zu schädigen. Möglich bliebe in der zukünftigen Entwickelung des Völkerrechts auch noch die Gestattung, daß auf Grund vertragsmäßiger Vereinbarung die Abhaltung eines Strafgerichts fremder Nationalität über die betreffenden Staatsangehörigen am Orte der That gestattet würde. Da die englische Regierung, in diesem Falle des Tourville'schen Processes minder beschränkt als die östreichische und deutsche Reichsregierung, durch kein Verbot an der Auslieferung behindert war, wird man gewiß nicht behaupten können, daß ihr Vorgehen ein tadelnswerthes gewesen ist. Der Vorgang selbst ist als Präcedenzfall nicht ohne Bedeutung.

Unter den denkbaren Motiven der Auslieferung könnte freilich auch die Erwägung einen Platz gefunden haben, daß nach den technischen Regeln der Beweisführung in Oestreich eine Verurtheilung leichter zu erreichen war als in England. Vieles von dem, was in Bozen als Verdachtsmoment gegen den Angeklagten vorgebracht wurde, hätte die Schwelle eines englischen Schwurgerichtssaales niemals überschreiten dürfen. Unzulässig wäre es gewesen, das frühere Leben des Angeklagten, seine Antecedentien auf französischem Boden, seine Beziehungen zu der Familie der ersten Frau, den Verdacht des Mordes an seiner ersten Schwiegermutter, die Andeutung eines Mordversuchs gegen seinen Sohn, überhaupt zur Sprache zu bringen. Keine Vernehmung hätte veranlaßt werden können, um zu erfahren, was in irgend einem Gasthaus ein Kellner von dritten Personen über den Thatbestand gehört haben wollte. Und ebenso wenig hätte ein Zeuge vor Gericht darüber aussagen dürfen, was er über den Angeklagten meine und glaube,

Scharf und klar scheidet der englische Strafproceß die Momente des rein subjectiven Verdachtes, die einen Polizeibeamten auf die Spuren der Thäterschaft leiten können, von solchen Thatsachen, auf die ein sicherer juristischer Schluß aufgebaut werden darf. Andererseits ist der moderne, dem französischen Strafproceß nachgebildete Grundzug unseres continentalen Rechtsganges gerade dieser, daß polizeiliche Verdachtsmomente im Strafverfahren unterscheidungslos mit Beweisregeln gemischt bleiben.

Nach der Definition eines ausgezeichneten englischen Juristen ist nur diejenige Thatsache für den Beweis einer anderen Thatsache erheblich und zulässig, welche eine Ursache oder eine von den Ursachen ist, oder eine Wirkung oder eine der Wirkungen in Beziehung auf die zu beweisende Thatsache; mindestens aber muß der Nachweis einer Thatsache entweder für sich allein oder im Zusammenhang mit anderen Thatsachen das Vorhandensein des für die richterliche Entscheidung wesentlichen Thatbestandes nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge höchst wahrscheinlich oder unwahrscheinlich machen. Demgemäß sind vor Gericht durchaus unzulässig: 1) Anführung von solchen Thatsachen, die mit dem Verbrechen in keinem wesentlichen Zusammenhange stehen; 2) Anführung von Mittheilungen, die auf Hörensagen beruhen; 3) Anführungen von Meinungen über das Sachverhältniß; 4) Anführungen über das Vorleben und den Charakter eines Angeschuldigten.

Ueber diese durch die Erfahrung der Jahrhunderte in England geheiligten Grenzen ist man in Bozen in Gemäßheit der continentalen Rechtsgrundsätze weit hinausgegangen; und es ist von höchstem Interesse, die Kritiken zu lesen, die englische Blätter an den continentalen Strafproceß knüpfen. Da in der Hauptsache in Oestreich dieselben Regeln gelten wie bei uns in Deutschland, so haben wir zu erwägen, in wie weit wir den Bemerkungen englischer Juristen Beachtung zu schenken haben.

Ohne auf die tiefer liegenden Regeln der Beweisführung hier an dieser Stelle einzugehen, wird man nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse zugestehen müssen, daß es ein schweres Gebrechen des continentalen Processes ist, in der Anklageschrift das Vorleben des Angeklagten so auszumalen, um Geschworene und Richter zu dem Glauben zu bringen, daß der Angeklagte ein schlechter Mensch ist und deswegen ein bestimmtes Verbrechen begangen habe.

Die Folge dieser biographischen Thätigkeit der Staatsanwaltschaft ist eine doppelte: einmal die bei uns tief eingewurzelte Verwechselung von Verdachtsmomenten und Beweismitteln, wodurch der Richter dahin gebracht wird, aus der Gesinnung des Angeschuldigten dessen verbrecherische Verschuldung abzuleiten, obwohl diese nur aus den bewiesenen Thatsachen des gerade vorliegenden Falles abgeleitet werden sollte. Daraus erklärt sich, daß Richter bei einer mehrfach möglichen Auslegungsweise der den Angeklagten leitenden Absichten nicht selten ohne jeden objectiven Beweis gerade die dem Angeklagten ungünstige Auslegung in der Unterstellung eines sogenannten rechtswidrigen Bewußtseins auswählen, weil sie sich auf dessen früher gehegten Gesinnungen stützen. Die in einzelnen continentalen Ländern bei gewissen Gerichten und bei gewissen Gruppen von Vergehen merklich angedeutete „Verdonnerungspraxis" findet ihren Ausgangspunkt an dieser fehlerhaften und gefährlichen Art der Criminalbiographie. Ein zweiter Nachtheil ist, daß selbst in Fällen der Freisprechung der in seinem Privatleben geschilderte Inculpat schwere Folgen zu tragen hat, als ob es Sache des Staates wäre, über einfache, nicht verbrecherische Unsittlichkeiten in öffentlicher Gerichtssitzung zu verhandeln.

In einer kürzlich zu München stattgehabten Gerichtsverhandlung wurde ein Zeuge befragt, ob ein Geistlicher, der von einer Kellnerin beleidigt zu sein behauptete, Neigungen für das schöne Geschlecht bei anderen Gelegenheiten gezeigt habe? Eine Frage, die unzweifelhaft nicht zur Sache gehörte. Was soll man aber dazu sagen, daß im ersten Arnim'schen Proceß die Staatsanwaltschaft nachträglich zur Rechtfertigung ihrer Appellation und zum Nachweis einer nach ihrer Behauptung 1874 bewirkten Unterschlagung amtlicher Urkunden die Thatsache anführte, daß achtzehn Jahre früher, nämlich 1856! der junge Graf Arnim auf verbotenen Wegen im Thiergarten spazieren reitend, sich einem Wächter gegenüber einen falschen Namen auf Befragen beigelegt habe? Wenn Jemand daraus zu Ungunsten eines Angeklagten einen Schluß ziehen soll, so würde auch der Vertheidiger seinerseits zur Abschwächung einer Anklage irgendwo anführen können, daß der Staatsanwalt vor Decennien in Gestalt einer Studentenmensur die Strafgesetze übertreten habe.

Für Tourvilles Verurtheilung sind die Einblicke in sein Vorleben möglicher Weise nicht ganz einflußlos geblieben, aber sie waren wahrscheinlich neben anderen wirklichen Beweismitteln durchaus entbehrlich.

Unsere neue deutsche Strafproceßgesetzgebung sagt nichts über die Ausdehnung, die dem Inhalt einer Anklageschrift gegeben werden soll und unterläßt auch eine Bestimmung dessen, was als Beweismittel vor Gericht verwerthet werden kann. Alles ist hier dem „richterlichen Ermessen", mit dem manche Laien einen Götzendienst treiben, oder der Praxis überlassen worden. Um so wichtiger ist es, bevor sich diese neue Praxis bildet, rechtzeitig zu warnen und einen Fehler zu rügen, den das in manchen anderen Stücken gleichfalls mangelhafte Strafproceßrecht der Engländer längst erkannt und beseitigt hat.

Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen.

Von Alsaticus.

II.

Es ist öfter schon hervorgehoben worden, daß von Seiten der französischen Regierung, und noch mehr von derjenigen der maßgebenden Kreise in Paris, dem deutsch-französischen Kriege, gleich beim Beginne, ein entschieden religiöser Charakter beigelegt wurde. Obgleich diese Ansicht von französischen Schriftstellern in Abrede gestellt wurde, so liegen doch Beweise zur Genüge vor, welche zeigen, daß dem also war, und daß dieses dynastische Unternehmen zugleich eine weltliche Inscenirung der römischen Unfehlbarkeit sein sollte. Wie oft begegnete man nicht noch vor der Kriegserklärung in Pariser Zeitungen jener eigenthümlichen Drohung: „Laßt uns zuerst mit den auswärtigen Preußen fertig werden, nachher kommt die Reihe an die innern!" — Und wer diese „innern Preußen" waren, das sollte bald in öffentlichen Documenten „vor ganz Europa" zur Schau gebracht werden.

Der Krieg hatte kaum begonnen, als auch schon die „innern Preußen" für die Sache der „auswärtigen" gestraft werden sollten. An die bekannte Depesche des Präfecten Pron braucht wohl nicht erinnert zu werden; Straßburg war noch nicht förmlich belagert, als dieser Beamte der Kaiserin schrieb: „Die Protestanten bieten dem Feinde die Hand; wir brauchen Hülfsmannschaften!" Des ehemaligen Generalsecretärs des Niederrheins, Grafen von Malartics, Buch über die Belagerung Straßburgs werden wir auch nur eine flüchtige Erwähnung machen: in diesem Buche sucht Prons Mitarbeiter nachzuweisen, daß die Protestanten mit dem Feinde in Verbindung standen, ihm Feuerzeichen von dem Thurme der St. Thomaskirche herunter gaben, seine Gefangenen in ihren Spitälern versteckten und dafür auch belohnt wurden, indem General von Werder ihre Kirchen und Gebäulichkeiten, wie Herr von Malartic fälschlich behauptet, verschonte. Weniger bekannt als diese Thatsachen ist das Auftreten der katholischen elsässischen Geistlichkeit in Stadt und Land. In der belagerten Veste lief aus dem Beichtstuhle das Losungswort: die Protestanten und Liberalen sind Verräther; „wären wir nicht gescheidter als unsere Pfarrer, so erginge es Euch schlecht!" — so sagte damals ein katholischer Bürger einem hervorragenden Mitgliede des Oberconsistoriums Augsburgischer Confession. Draußen aber, in den

Dörfern, flackerte der Religionszwist zu hellem Feuer auf; von Kanzeln herunter predigten die Fanatiker, die sich bis dahin mit dem Gifte clerikaler Zeitungen genährt, ihren innern Gegnern Krieg. Was bis dort noch geschlummert hatte, das erwachte mit furchtbar drohender Gewalt; dem geschriebenen Worte folgte das gesprochene, und diesem sollte bei dem ersten Siege der französischen Waffen die That auf dem Fuße folgen. Bewaffnet, die Axt am Fuße des Bettes, schliefen protestantische Pfarrer und Bauern in mehr als einer Gemeinde; im Steinthale rückte ein katholisches Dorf aus, um gegen das benachbarte protestantische zu Felde zu ziehen, und daß es nicht bis zum blutigen Streite kam, das verdankte man einzig und allein der Geistesgegenwart des Bürgermeisters ersterer Gemeinde, welcher den im Fortgehen begriffenen Bauern zurief, ob sie denn auch gebeichtet hätten, denn Alle würden doch nicht zurückkommen. Dies flößte den Leuten Bedenken ein und sie kehrten um.

Man könnte geneigt sein, diese verschiedenen Thatsachen als krankhafte Phänomene zu betrachten, wie sie nur zu oft in bewegten Zeiten erscheinen, als giftige, in einer Gewitternacht emporgeschossene Pilze, von deren Erscheinen man denn noch nicht auf die gewöhnliche Vegetation schließen darf. Aber es liegt in der großen Simultaneität dieser Erscheinungen, von einem Ende des Elsasses bis zum andern, ein Beweis vor, daß man es hier nicht mit Ausnahmen zu thun hat, sondern daß man vor einem tief ausgedachten und seit langer Zeit gehegtem Plane steht: indem die französischen Heerführer gegen die „auswärtigen Preußen“ zogen, hatten die Regierung und ihr Verbündeter, der Clerus, die „inneren Preußen“ in's Auge gefaßt; Frankreichs Siege hätten sich sofort im Innern auf das religiöse Gebiet hinübergespielt; und unter Napoleons des Dritten Herrschaft hätten die Priester dasjenige vollbracht, was Ludwig der Vierzehnte angefangen und was im Laufe der Jahrhunderte wieder verbessert werden sollte.

Daß dem also war, das bekundet eine Erklärung, welche der frühere kaiserliche Maire von Straßburg, Herr Humann in Basel, kurz nach dem Friedensschlusse einem der Schweizer Delegirten, die Straßburgs Kinder und Frauen aus der Festung geholt hatten, gegenüber that. „Wie es auch gegangen wäre,“ so sagte Herr Humann, „für das Elsaß hätte sich dieser Krieg jedenfalls zum Unglück gestaltet, denn hätten die Franzosen gesiegt, so wären die Protestanten über die Grenze gewiesen worden.“

Es wird wohl diese, dem Verfasser durch einen der beiden Unterredner mitgetheilte und schriftlich bezeugte Erklärung von einiger Wichtigkeit erscheinen; denn Herr Humann war eines der Häupter der clerikalen Partei in Straßburg; er stand nicht nur mit dem Präfecten Pron, sondern mit dem Hofe selbst und mit den Führern der ultramontanen Camarilla in intimer Befreundung; und so wird man erkennen müssen, daß die Befürchtungen, denen oft während des Krieges Ausdruck gegeben wurde, nicht bloße aus der Luft gegriffene Chimären waren, wie man es heutzutage so leichten Herzens, um den Schatten dieses dunkeln Planes von Frankreichs Angesicht wegzuwischen, erklärt.

Wie frech diese clerikale Camarilla ihr Spiel trieb, geht aus einem Schriftstücke hervor, das im Laufe des Monats August des Jahres 1870 in dem Mühlhauser „Industriel Alsacien“ veröffentlicht wurde und das ein recht merkwürdiges Licht auf die elsässischen Zustände wirft. Der bekannte Mühlhauser Deputirte, Herr Tachard, später Gesandter der Regierung des 4. September in Brüssel, hatte sich gleich bei Beginn des Krieges von seinem Krankenlager aufgerafft und war auf seinen Posten, in den gesetzgebenden Körper, zurückgeeilt; dort sprach und wirkte er nach Kräften, um dem hart mitgenommenen Elsaß Hülfstruppen zusenden zu lassen. Wäre Tachard katholischer Abgeordneter gewesen, so hätten alle französischen Zeitungen seinen Reden zugejubelt. So aber war er Protestant und entschieden liberaler Gesinnung. Die Folge davon war, daß Tachard durch die spätere Elsässer Liga, damals noch die ultramontane Partei, als „Preuße“ im Lande verschrien wurde, und daß seine Pariser Freunde, zu ihrem größten Erstaunen, selbst einschreiten mußten, um ihn gegen diese ebenso lächerlichen als perfiden Angriffe in Schutz zu nehmen. Unter dem Titel: Eine neue Verleumdung, veröffentlichte also der „Industriel Alsacien“ einen Brief des Abgeordneten Jules Ferry, in dem hervorgehoben wurde, welchen Anfeindungen die liberalen Deputirten, im Augenblicke, wo alle Landeskräfte gegen die feindlichen Armeen sich hätten zusammenstellen sollen, ausgesetzt waren. Brief und Einleitung lauten folgendermaßen:

— „Die ehrenwerthesten Männer, die lautersten Charaktere, sind, wie es scheint, nicht geschützt gegen verleumderische Einflüsterungen.

„Die Bosheit oder der Parteigeist streuen diese Verleumdungen aus. Die Unwissenheit und die Leichtgläubigkeit nehmen sie auf und verbreiten sie.

„Unsere Pflicht, die wir eine Feder halten und über eine Zeitung gebieten, ist es, gegen solche niedrige Verleumdungen mit der ganzen Kraft eines empörten Gewissens zu widerstreben.

„Darum veröffentlichen wir folgenden Auszug aus einem Briefe, welchen Herr Jules Ferry, Abgeordneter im gesetzgebenden Körper, an einen unserer Mitbürger gerichtet hat:

„Paris, 15. August 1870.

Lieber Freund!

Ich lese soeben einen Brief aus Mühlhausen, welcher unseren lieben und braven Freund Tachard von den Niederträchtigkeiten in Kenntniß setzt, die man gegen ihn ausstreut. Man wagt es, Tachards Patriotismus anzutasten, in dieser Stunde, in dieser Zeit! jetzt, wo er an seinem Posten steht, wo er spricht wie es Jeder weiß; wo er, gestern in geheimer Sitzung, die ganze Kammer erbeben und weinen machte, indem er von dem vom Feinde besetzten Elsaß erzählte. Er war beredt, weil er tief fühlte, was er sagte, und aus seinem französischen Herzen quollen die edelsten Worte.

Das ist dumm, noch dümmer als niederträchtig; denn das hat Chancen geglaubt zu werden, nicht in der Stadt, aber in den Tiefen jenes blinden Frankreichs, in das wir uns befleißigen ein wenig Licht fallen zu lassen, — und ohne Erfolg. Jules Ferry.“

„Die Infamien dürfen sich nicht verbreiten. Halten wir sie auf! Stellen wir ihnen die Wahrheit entgegen, die leuchtende Wahrheit, die siegen muß! Jeder soll wissen, daß, kaum genesen von einer furchtbaren Krankheit, welche lange Zeit seine vielen Freunde beunruhigte, der Abgeordnete Mühlhausens, nur der Stimme seiner Pflicht Gehör schenkend, auf seinen Kampfesposten, wie Herr Ferry sagt, sich begeben, daß er dort die Fahne Frankreichs mit starker Faust hochgehalten hat.

„Schicken wir den Verleumdern den Vorwurf des Preußenthums in's Gesicht, mit dem man heutzutage so ruhigen Muthes um sich herumschleudert, und das gewissen Leuten als Waffe dient gegen ihre politischen Gegner.

„Wahrlich, Tyrannei für Tyrannei, wäre es noch besser unter König Wilhelms Scepter zu leben, als unter der Herrschaft jener gewissenlosen Leute, die, Sklaven ihres eigenen Hasses, die ehrlichen Bürger, welche sie verderben wollen, mit der Pickelhaube Bismarcks bedecken.

A. Bernardini.“

Daß solche Angriffe und solche Veröffentlichungen großen Staub in dem Elsaß aufwirbelten, braucht nicht besonders betont zu werden; größeres Aufsehen hätten sie hervorgebracht, wenn die deutschen Armeen nicht das Land schon überfluthet hätten und Jedermann diese kleinen Vorfälle vor den welthistorischen Ereignissen, die sich abspielten, leicht vergessen hätte. Eines war aber die Folge dieser unverschämten Auftretens der ultramontanen Partei und dies Eine sollte auf die Zukunft des Elsaß einen überaus großen Einfluß ausüben: den giftgetränkten Pfeil spürend, der auf sie abgeschossen worden war, beeilten sich die protestantischen und liberalen Elemente des Oberelsaß, gleich nach Sedan in Patriotismus mit ihren Gegnern zu wetteifern; sie unterordneten sich den Häuptern der radicalen Partei, welche das Volk zu den Waffen riefen, Franctireurcompagnien aufstellten und so weit gingen, dem clerikalen Keller die Hand zu reichen und unter seiner eigensten Oberführung den Guerillakrieg

in den Vogesen anzufangen. Es galt eben zu beweisen, daß die katholischen Pfarrer nicht das Monopol des feurigsten Eifers besaßen; und den Franzosen andererseits wollte man zeigen, daß, seit die Republik proclamirt worden war, es im Gegentheil die republikanische Partei war, die mit der größten Unerschrockenheit das Land zu vertheidigen gesonnen war. In diesem Wettstreite entfaltete die radicale Partei nach Sedan den nämlichen einseitigen Patriotismus, welchen vorher die clericale entfaltet hatte, und man konnte von da an von Seiten der republikanischen Beamten und Zeitungen, im Innern Frankreichs sowohl als in den Grenzdepartements, dieselben Verdächtigungen sich gegen die Clerikalen erheben sehen, die früher diese Partei gegen ihre Nebenbuhlerin erhoben hatte.

Diese beiden widerhaarigen Elemente aber, die sich während des Krieges auf diese Weise bekämpften, einigten sich sofort nach dem Friedensschluß, um in der rührendsten Weise unter der Firma: Elsässer Liga, den gemeinsamen Rachekrieg zu beginnen, — nicht etwa gegen die deutsche Verwaltung, sondern vielmehr zuvörderst gegen diejenigen Elsässer, welche in die neue Sachlage sich schicken zu müssen glaubten, gegen die Auswanderung predigten und aus den neuen Verhältnissen das Beste für das Land zu gewinnen suchten.

Wer waren aber diese Elemente?

Die frühere liberale, gemäßigte, etliche sagten: protestantische Partei, gerade diejenige, gegen welche vor dem Kriege die beiden extremen Parteien ankämpften, welche sie damals als deutschfreundlich verdächtigt hatten, und gegen welche in den nunmehrigen Verhältnissen dieser Vorwurf mit erneuerter Schärfe erhoben werden sollte, da sie sich, wenn auch nothgedrungen, in die Lage fügte und nicht gesonnen war, nach Friedensschluß einen ebenso unmöglichen als unnützen Krieg fortzuführen.

Wer aber war der Erste, der diese Angriffe erdulden mußte? wer der Erste, der als Verräther verschrien und von den radicalen französischen Zeitungen an den Pranger gestellt wurde? — Erröthen werden unsere Nachkommen, wenn sie einst in der Geschichte längst vergangener Jahre nachforschen werden nach dem Manne, der Straßburg mit sicherer Hand durch die schweren Verhängnisse der Belagerung und der Capitulation führte, — und wenn sie lesen werden, daß jener Küß, als Belohnung seiner Aufopferung, nach kaum erschlossenen Thoren, von seinen eigenen Landsleuten verhöhnt, verdächtigt und beschuldigt wurde! Und warum? Weil er, um die Stadt vor größerem Unglücke zu bewahren, einen „schweren Gang“ that, wie ein schwererer wahrlich in jenen Zeiten Niemandem zugemuthet wurde! weil er, dem Befehle der Sieger Folge leistend, mit einer Anzahl von Gemeinderäthen dem feierlichen Gottesdienste in St. Thomä beiwohnte, wohl wissend, daß, wäre dieser Schritt nicht geschehen, die Bevölkerung für ihres Bürgermeisters Mangel an Hingebung hätte büßen müssen. Und was war die Belohnung? Küß wurde in dem „Siècle“ als Verräther von ganz Frankreich hingestellt; alle Blätter und Blättchen druckten diesen Anklageact (Un cas de forfaiture) ab, und in hunderten von Exemplaren wurde er im Elsaß verbreitet. Straßburgs Bürgermeister ward, von der damals schon in gemeinsamem Hasse wirkenden radicalen und ultramontanen Liga, als erstes, größtes und edelstes Opfer erkoren. Küß war eben, wie es seine Freunde und Nachfolger auch waren, welchen nach ihm die Ehre dieser nämlichen Beschimpfungen zu Theil wurde, Protestant und liberaler, gemäßigter Republikaner.

Wie die Dinge sich im Elsaß bald nach dem Friedensschlusse gestalteten, wie die spätere „elsässische Partei“ zuerst den Platz behauptete und wie sie sofort von der „Elsässer Liga“ furchtbar zurückgedrängt und ihr das Vertrauen der Bevölkerung für mehrere Jahre entrissen wurde, das haben wir jetzt zu erzählen und das führt uns direct zu der Geschichte der Entstehung und der Verbreitung dieser Liga, einer ebenso grotesken als unheimlichen und dem Lande verderblichen Influenz, die wie ein rother Faden sich bis auf die jüngste Zeit durch alle elsässischen Ereignisse durchwindet.

Literatur und Kunst.

August Tholuck.

Am 10. Juni d. J. starb in Halle Professor Tholuck, in theologischen und kirchlichen Kreisen eine Berühmtheit ersten Ranges. Und zwar war sein Name nicht blos in Deutschland hochangesehen, sondern fast noch mehr in England und Nordamerika. Es ist das auf jeden Fall ein Zeichen einer bedeutenden Persönlichkeit und einer tiefgreifenden Wirksamkeit. So wird es wohl auch den Lesern der „Gegenwart“, wenn sie auch keinen theologischen Leserkreis bilden, nicht uninteressant sein, Näheres von einem Manne wie Tholuck zu hören.

Seine Bedeutung lag in seiner Persönlichkeit. Er war kein Heros der Wissenschaft. Aber er hatte hervorragende Eigenschaften als akademischer Lehrer und als akademischer Prediger. Was er als Apologet, als Exeget, als Systematiker und als Historiker geleistet hat, ist Alles nicht unbedeutend, es ist vielmehr in hohem Maße interessant, lehrreich und anregend. Aber es ist nicht epochemachend. Tholuck war zu vielseitig, um wissenschaftlich auf einem Specialgebiete bahnbrechend zu sein. Er war auch zu geistreich, um sich auf ein enges Feld wissenschaftlicher Specialforschung zu beschränken. Aber einzig in seiner Art war er darin, wie er den Beruf, der ihm am nächsten lag, den Beruf eines akademischen Lehrers und Universitätspredigers auffaßte und in der anregendsten und erfolgreichsten Weise erfüllte.

Es wird sich dies besser zeigen lassen, nachdem zuvor ein kurzer Ueberblick über seinen Lebensgang bis zu seiner Berufung nach Halle vorausgeschickt ist. Er war geboren am 30. März 1799. Sein Vater war Goldschmied in Breslau, und er selbst bereits in dieses Geschäft eingetreten, als er wieder das Gymnasium bezog, um sich der Wissenschaft zu widmen. Er besuchte das Magdaleneum in Breslau, dessen Director der bekannte Manso war. Als er von der Schule abging, hielt er eine Abschiedsrede über die Vorzüge des Islam. Er studirte zunächst orientalische Sprachen, namentlich das Persische, und schrieb 1821 eine lateinische Darstellung der pantheistischen Mystik der Perser. Bald jedoch gerieth er auf andere Bahnen, auf denen erst seine eigentliche Natur zum Durchbruch kommen sollte.

Er hörte Hegel und Schleiermacher, und das regte sein inneres Leben dazu an, sich den Fragen zuzuwenden, wie sie in der Tiefe jeder Menschenbrust schlummern, und die darauf hinauslaufen, das große Räthsel des menschlichen Daseins zu entschleiern. In diesem Stadium seiner inneren Entwicklung gewannen der bibelgläubige und milde Kirchenhistoriker Neander und der von dem Geist inniger Frömmigkeit erfüllte Baron v. Kottwitz auf ihn einen entscheidenden Einfluß. Er fand die Lösung aller Zweifel in der Gewißheit einer bibelgläubigen Ueberzeugung, und hiermit war auch der Uebergang gemacht von der orientalischen Sprachgelehrsamkeit zur eigentlichen Theologie, und zwar einer Theologie, wie sie durch den Grundsatz charakterisirt wird: pectus facit theologum, das Gemüth macht den Theologen. Einen sehr interessanten Ausdruck fand diese innere Wandlung in dem ungemein anregend geschriebenen Buche, das 1823 als „Wahre Weihe des Zweiflers“ erschien und durch seinen Gedankenreichthum, durch die Frische der Darstellung und der Innigkeit des Glaubens die Aufmerksamkeit in den weitesten Kreisen auf Tholuck lenkte und nicht nur zahlreiche Auflagen erlebte, sondern auch in viele Sprachen übersetzt wurde. Im Jahre 1824 erschien die „Auslegung des Briefes an die Römer“, wodurch Tholuck seinen Beruf zum wissenschaftlichen Theologen documentirte, aber zugleich in den eingefügten Auszügen aus den exegetischen Schriften der Kirchenväter und Reformatoren eine entschiedene Richtung auf's praktische Christenthum bekundete. Einer blos grammatisch-historischen Methode zu huldigen, war dem reichen und lebhaft angeregten Gemüth Tholucks nicht möglich. So konnte es leicht kommen, daß dieser Arbeit noch eine gewisse philologische Schwäche anhaftete. Noch in der dritten Auflage

vom Jahre 1830 sieht Tholuck sich veranlaßt, im Vorwort der „renommistischen Ausfälle des Herrn Dr. Fritzsche in Rostock“ zu gedenken und zu bemerken: „Ich kenne die Quelle derselben, und wünsche nur, daß sich Herr Dr. Fritzsche seiner Zeit seiner Leidenschaftlichkeit schämen möge.“

Immerhin war diese Schrift in maßgebenden Kreisen als bedeutsam genug erschienen, so daß Tholuck noch in demselben Jahre eine außerordentliche Professur in Berlin erhielt, wo er schon angefangen hatte, Vorlesungen zu halten, besonders über alttestamentliche Exegese. Während er nun 1825 eine Reise durch England und Holland machte, starb in Halle der Exeget Knapp, und Tholuck wurde als der geeignete Mann angesehen, um ihn zu ersetzen. Er wurde 1826 für Halle zum ordentlichen Professor ernannt, ging jedoch, ehe er die neue Stellung antrat, seiner Gesundheit wegen erst noch auf einige Jahre als Gesandtschaftsprediger nach Rom.

Im Jahre 1829 kam er nach Halle, nachdem er 1827 durch seinen „Commentar zum Evangelium Johannis“ einen neuen Beweis wissenschaftlicher Tüchtigkeit abgelegt hatte. Trotzdem hatte er in Halle zuerst einen sehr schweren Stand. Hier hatte der vulgäre Rationalismus die unbeschränkteste Herrschaft, und zu seinen Repräsentanten gehörte der sehr gelehrte und zugleich geistreiche Gesenius. Wegscheider war nüchterner und prosaischer, hatte aber doch auch bedeutenden Einfluß.

Zu dem in Halle vertretenen vulgären Rationalismus bildete nun allerdings Tholuck einen diametralen Gegensatz. Dies gerade wird man von ihm schwerlich anders erwarten können. In den nicht exacten Wissenschaften spielt der Geschmack eine nicht unbedeutende Rolle. Die Theologie ist keine sogenannte exacte Wissenschaft. Eine Richtung nun, die sich so viele Blößen gab, wie der vulgäre Rationalismus, konnte unmöglich nach dem Geschmack tiefer angelegter Naturen sein. Er war eine vielfach an's Lächerliche streifende Halbheit. Der klassische Ausdruck dafür sind die natürlichen Wundererklärungen des Heidelberger Professor Paulus. Während er einerseits die evangelischen Berichte als historische Documente hinnimmt, mißhandelt er sie gegen ihren klaren Wortlaut durch eine ganz willkürliche Umdeutung. Aus der Geschichte von der Verwandlung des Wassers in Wein klaubt er heraus, daß Christus den Wein als Hochzeitspräsent mitgebracht und sich dabei eine heitere Ueberraschung erlaubt hat. Aus der Erzählung von dem wirklichen Tode Christi weiß er herauszubringen, daß es doch nur Scheintod gewesen ist, und daß die Auferstehung demnach nur ein Erwachen aus demselben war. Aus der Geschichte von der sichtbaren Himmelfahrt weiß er herauszulesen, daß Christus noch einige Jahre lang verborgen auf der Erde geweilt hat. Bei solcher Halbheit hat die kritische Theologie nicht stehen bleiben können. Strauß löste daher die ganze evangelische Ueberlieferung in Mythus auf, in welchem er nur noch wenige einfache Linien geschichtlicher Wahrheit zu erkennen vermochte. Tholuck hielt an der „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte“ fest, wie der Titel einer von ihm verfaßten Schrift lautet. Er ging dabei von der Alternative aus: „Entweder sind Christus und die Apostel bewußte Betrüger gewesen, und das Christenthum steht auf sehr zweifelhafter moralischer Grundlage, oder die evangelische Geschichte ist Wahrheit.“ Daß sie es sei, ergab sich ihm aus dem tiefsittlichen Eindruck, den sie auf ihn machte. In Betreff des Wunderbaren, welches die evangelische Geschichte enthält, konnte er dem Satze nicht zustimmen: „Weil so Wunderbares von Christo berichtet wird, darum wird mir das christliche Zeugniß verdächtig.“ Er machte hiergegen vielmehr geltend: „Wird dieser Grundsatz consequent angewendet, so verschließt sich dadurch die empirische Wissenschaft allem Fortschritt. Wie viele Thatsachen, die anfangs als Fabel angesehen wurden, haben sich hinterher bestätigt.“ Er beruft sich daher auf den Goethe'schen Satz: „Wir müssen unsere wissenschaftlichen Maximen elastisch erhalten, um immer neue Erfahrungen darin aufzunehmen.“ Demgemäß faßte er auch das Wunder nicht als „absolutes Wunder“ auf, nahm keine „Suspendirung der Naturgesetze“ an, die zu ihrer Ergänzung ein neues Wunder der Restituirung erfordert. Er beruft sich vielmehr auf Origenes und Augustin, die dagegen protestiren, daß das Wunder gegen die Natur sei. „Wie ist“, sagt Augustin, „das gegen die Natur, was durch Gottes Willen geschieht, da der Wille des großen Schöpfers die Natur jedes Dinges ist. Ein Wunder also geschieht nicht gegen die Natur, sondern nur gegen die bekannte Natur.“ Dies ist im Wesentlichen der Standpunkt Tholucks. Darnach sind zunächst im Allgemeinen alle Naturvorgänge für uns Wunder, so lange sie unerklärt sind. Davon unterscheidet er im Besonderen das religiöse Wunder, das einen religiösen Zweck hat und im Interesse der religiösen Wahrheit geschieht. Aber auch die religiösen Wunder sind ihm „Naturerscheinungen“, nur freilich im Augustin'schen Sinne. Sie sind ihm in diesem Sinne „Naturerscheinungen über menschliches Begreifen zu religiösen Zwecken“. Darnach würden sich, falls einmal die Zeit käme, wo sich alle Naturerscheinungen begreifen ließen, auch diese begreifen lassen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Tholuck, der es sich bei den einzelnen Wundern angelegen sein ließ, sie annähernd verständlich zu machen, nicht selten von strengorthodoxen Zuhörern dahin verstanden wurde, als wollte er die Wunder erklären.

Freilich als er nach Halle kam, erregte er nach dieser Seite hin noch keinen Anstoß. Damals war er den Studenten aus der quesiorationalistischen Schule anstößig. Keiner aber hätte geglaubt, daß er noch einmal eine einflußreiche Persönlichkeit in der akademischen Welt werden würde. Sich in der rationalistischen Welt, in die er versetzt war, Sympathien zu erwerben, wurde ihm auch durch mancherlei Conflicte mit seinen Collegen erschwert, und als gegen den Hallischen Rationalismus im Jahre 1830 officiell eingeschritten wurde — u. A. sollte Gesenius einen Psalm für ein „Nachtwächterlied“ erklärt haben — so wurde Tholuck fälschlich beschuldigt, als Denunciant thätig gewesen zu sein. Noch lange herrschten in Halle gegen ihn lebhafte Antipathien. Als ich im Jahre 1841 als zehnjähriger Junge nach Halle kam, wo ich zufällig zu Professor Christian Friedrich Fritsche — genannt „Spener“, einem entschiedenen Antipoden Tholucks — Beziehungen hatte, war es nicht blos dieser, bei dem ich wegwerfende Urtheile über Tholuck hörte. Ich hatte dazu auch sonst reichlich Gelegenheit. So brachte ich denn auch einen ganzen Vorrath von Vorurtheilen mit, als ich zum ersten Mal zu Tholuck in den akademischen Gottesdienst ging. Ich war damals kaum zehn Jahre alt, aber ich weiß noch ganz genau, wie sich die mir eingeimpften Vorurtheile dagegen sträubten, der eminenten Kanzelberedtsamkeit, die ich in einer mir völlig neuen Weise zu hören bekam, irgend welchen Beifall zu schenken. Aber ich mußte es, ich mochte wider den Stachel löcken, so viel ich wollte.

Wann Tholucks Ansehen zum Durchbruch gekommen ist, kann ich nicht angeben. Als ich im Jahre 1851 die Universität Halle bezog, befand sich Tholuck schon längst auf der Höhe seines Einflusses. Ich muß mich daher darauf beschränken, aus eigener Anschauung Einiges darüber beizubringen, wie er ihn geübt.

Tholuck war ein geborener Pädagoge. Es war ihm Bedürfniß, mit der studirenden Jugend zu verkehren, und er konnte es nicht blos ungezwungen, sondern auch in äußerst anregender Weise thun. Darin liegt die Erklärung der großen Anziehungskraft, die er auf die studirende Jugend ausübte. Wer, um Theologie zu studiren, nach Halle kam, wollte Tholuck nicht blos hören, sondern auch persönlich ihm näher treten. Dazu konnte schon die Anmeldung zu seinen Vorlesungen genügen. Man wurde dann aufgefordert, an dem und dem Tage um 11 oder um 4 Uhr sich bei ihm einzufinden, um mit ihm spazieren zu gehen. Dann erfolgte wohl auch eine Einladung zum Thee Abends von 9 bis 10 Uhr. Wer seine Geneigtheit zu solchem Verkehr irgendwie an den Tag legte, dem wurde es auch nicht schwer, dahin zu gelangen. Wer kein Empfehlungsschreiben mitbrachte, brauchte sich nur ein Buch aus seiner reichhaltigen Bibliothek auszubitten, so war, wenn man es wiederbrachte, ein Anknüpfungspunkt leicht gefunden.

Auf seinen täglichen Spaziergängen pflegte Tholuck jedesmal zwei Begleiter bei sich zu haben. Gern brachte er bei

solcher Gelegenheit verschiedene Elemente zusammen. Wie er gern Alles benutzte, was dazu dienen konnte, Anregung zu geben, so auch eine solche Zusammenstellung von Gegensätzen. So bestellte er mich, der ich Corpsstudent war, einst mit einem Salinger zusammen zum Spaziergange, gerade weil er wußte, daß die Corps mit den übrigen Verbindungen nicht auf bestem Fuße standen. Natürlich ließ er es auch nicht an Anspielungen hierauf fehlen. Endlich fragte er uns, was für ein Unterschied zwischen unsern Mützen sei, und amüsirte sich, als wir auch hierin eine Anzüglichkeit vermutheten, während nachher herauskam, daß sein Auge in der That die grüne und rothe Farbe nicht unterscheiden und daher zwischen meiner grünen Westfalen- und der rothen Salingermütze keinen Unterschied machen konnte.

Ueberhaupt liebte er es auf solchen Spaziergängen, durch paradoxe Fragen zu verblüffen, und weidete sich an der Verlegenheit dessen, der sich verblüffen ließ, wie er sich umgekehrt auch freute, wenn Jemand Geistesgegenwart zeigte. So fragte er einst einen Studenten: „Lieben Sie meine Frau?“ Der junge Mann gerieth darüber in höchste Verlegenheit. Wahrscheinlich hatte die noch sehr jugendliche Frau Consistorialräthin einen Eindruck auf ihn gemacht, so daß er die Frage ganz unwillkürlich in dem Sinne auffaßte, ob er in die Frau Räthin verliebt sei, während sie nur darauf gegangen war, ob sich seine christliche Nächstenliebe auch auf sie erstrecke. Mehr Geistesgegenwart zeigte jener junge Mann, der einst Tholuck auf einer Reise begleitete, und durch dessen Schuld ein Koffer auf einer Station stehen geblieben war. Wenn Tholuck sich auf seinen Reisen einen Begleiter mitnahm, so war ein nicht unwesentliches Motiv dafür der Umstand, daß er gegen sich selbst hinsichtlich der Besorgung des Gepäckes das größte Mißtrauen hegte. Er selbst erzählte mir einmal, er sei einst auf einer Station gefragt worden: „Ach, Sie sind wohl der Herr, der hier immer seinen Koffer stehen läßt?“ Kurz, jener junge Mann hatte die Sorge für das Gepäck gehabt, und ihm war seine Versäumniß sehr peinlich. Da fragt ihn Tholuck ganz gelassen: „Sagen Sie einmal, war das Zufall oder Vorsehung?“ worauf jener antwortete: „Nein, es war eine ganz nichtswürdige Bummelei.“ Manch Anderer würde sich vielleicht durch die Fragestellung haben verleiten lassen, auf dem dogmatischen Princip zu reiten, daß es keinen Zufall gebe, und also der Unfall der Vorsehung zuzuschreiben sei. Ueberhaupt waren seine verfänglichen Fragen in der Regel eine feine Ironie auf dogmatische Principienreiterei. Doch griff er auch das Paradoxe auf, wie es sich gerade bot. So sagte er einst zu einem Studenten, der vor dem Kirchthore wohnte: „Da wohnen Sie ja in einer sehr sündhaften Gegend.“ Der junge Mann wußte nicht, was er dazu sagen sollte, bis ihm deutlich gemacht wurde, daß er zwischen Zöllnern und Sündern wohne, nämlich zwischen dem Zollhause am Thore und dem Zuchthause.

Man sieht hieraus, daß Tholuck keine pietistischen und methodistischen Bekehrungsversuche machte. Daß er sich jedoch nicht darauf beschränkte, sich in seinem Verkehr mit der studirenden Jugend solche Scherze zu erlauben, daß er tiefe wissenschaftlich-sittliche Anregung gab, bedarf wohl kaum der Versicherung. Auch war er ein wahrhaft väterlicher Berather der Studenten und half ihnen auch mit der That, so viel nur irgend in seinen Kräften stand. Unvergeßlich wird mir die Theilnahme sein, die er mir in einem Falle in der wohlthuendsten Weise entgegenbrachte. Ich wurde gegen Ende des dritten Semesters von einem hartnäckigen Augenübel befallen. Ich hatte mir gerade einen Plan gemacht, was ich Alles arbeiten wollte, und durfte nun kein Buch anrühren. In tiefer Niedergeschlagenheit machte ich die mir vom Arzte verordneten Spaziergänge. Auf einem solchen begegnete ich Tholuck, der allein ging, weil er auf seine Predigt am folgenden Tage meditirte. Er redete mich an, und ich klagte ihm meine Noth. Welch tiefes Mitgefühl er hatte, erfuhr ich am andern Tage im akademischen Gottesdienst, wo er über die Geschichte von der Heilung des Blindgeborenen predigte. Ich sah, er hatte sich vollkommen in meine Lage versetzt und es war ihm darum zu thun, mich aufzurichten. Zugleich hatte er mir dringend gerathen, nach Berlin zu reisen und mich dort an eine der ersten Autoritäten zu wenden, die er selbst wegen seiner Augen zu consultiren pflegte. Zugleich gab er mir eine briefliche Empfehlung mit, und als ich nun in Berlin nach der Consultation bezahlen wollte, so war die Sache bereits erledigt. Ich glaube, dieser eine Fall sagt genug.

In Bezug auf seine Kanzelberedtsamkeit sei noch eine Stelle aus dem Nekrolog einer Hallischen Zeitung, der aus einer im Allgemeinen sehr sachkundigen Feder geflossen ist, hier angeführt: „Als Redner hat Halle nach Schleiermachers Weggange wohl zierlichere, aber nicht dämonisch wirksamere gehört; er machte immer den Eindruck eines aus tiefen Seelengründen schaffenden Mannes, auf der Kanzel wie auf dem Katheder.“

„Von seinen zahlreichen Werken“, heißt es ebenda, „werden nur wenige ihn überdauern, vielleicht die ideenreiche Behandlung der Bergpredigt, der tiefsinnige Commentar zum Hebräerbrief. Immer anziehend werden seine Stunden der Andacht sein, und seine Lebenszeugen der lutherischen Kirche.“ Abstoßend findet der Nekrolog seine „Vorstudien zu einer Geschichte des Rationalismus“. Abgesehen davon, daß der Titel heißt: „Vorgeschichte des Rationalismus“, so muß das Urtheil auch sachlich befremden. „Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts“ (erschienen 1853 und 1854) enthält höchst interessante, auf den umfassendsten Detailstudien beruhende Mittheilungen über die damaligen Universitätsverhältnisse im Allgemeinen, und der deutschen, skandinavischen, niederländischen, schweizerischen hohen Schulen im Besonderen, so daß das Werk, ganz abgesehen von seiner kirchenhistorischen Bedeutung, auch culturgeschichtlich von größter Wichtigkeit ist. Abgestoßen konnten sich durch die Schrift nur die fühlen, welche, wie die Einleitung sagt, „dem Verdacht Raum geben, als ob sie nur aus parteiischen Absichten die gute alte Zeit schwärzer zeichnet“, als seine Studien sie finden ließen. Dessen hatte man ihn bei der vorhergegangenen Schrift „Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs“ beschuldigt oder es wenigstens übel genommen, daß er auch, wie sich ein lutherischer Theologe gegen mich einmal ausdrückte, „das Fleisch der lutherischen Kirche“ geschildert habe. Nun, dafür erschienen 1859 die „Lebenszeugen“ der lutherischen Kirche. Das andere Werk der „Vorgeschichte“, die 1861 und 1862 erschienene Schrift „Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts“, ist nicht minder interessant und kirchen- und culturgeschichtlich bedeutsam. Und jedenfalls ist die „Vorgeschichte“ ein unzweideutiger Beweis dafür, daß Tholuck, der energische Vorkämpfer gegen den Rationalismus, zugleich auch ein energischer Widersacher confessioneller Engherzigkeit war, weil er eben der Ueberzeugung war, daß der Rationalismus in ihr seine „Vorgeschichte“ hat.

Halle. Carl Schutz.

Rumänische Poeten.

Ein Literaturblatt aus „Halb-Asien“.

Von Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

So lückenhaft und unzureichend diese Charakteristik an sich sein mag, so wird sie uns doch darüber orientiren können, wo Alexandri und Bolintineanu an das Volkslied angeknüpft. Der Erstere, vornehmlich Lyriker, steht seinem Vorbild sehr nahe. Es ist wohl ein wenig Absicht dabei, ein bewußtes Anlehnen an das Muster, aber das Hauptheil liegt gewiß in der inneren Verwandtschaft dieser reichbegabten Dichterseele zur Volksdichtung. Auch hier findet sich dasselbe anmuthige Spiel der Phantasie, ein holder Ueberfluß an Bildern und Gleichnissen, an Empfindungen und Reimen, auch hier schließt sich an zitternd verhallende Schwermuth der jähe Ausbruch derber Lustigkeit, auch hier schaut der Dichter die Welt mit Kindesaugen an. Das sind sämmtlich glänzende Gaben, die jedoch die Gefahr haben, leicht

in Fehler umzuschlagen, in Schwulst und Unklarheit. Viele Lieder Alexandris sind in der That hievon nicht freizusprechen. Insbesondere wird eine Eigenheit des Volkslieds, die dort schlicht und ungezwungen auftritt, der Hang zum Symbolischen, bei ihm fast immer zu gezierter, gezwungener Affectation. So wird das Volkslied stets durch die Anrufung einer Pflanze eingeleitet, welche mit dem Inhalt des Liedes in irgend einer symbolischen Beziehung steht. Ist es ein Heldenlied, so beginnt es: „Grünes Blatt der Eiche", ein glühendes Liebeslied: „Grünes Blatt der Rose", ein Lied verschämter Liebe: „Grünes Blatt des Veilchens", ein Trauerlied: „Grünes Blatt der Cypresse" u. s. w. Neben dem Hang zum symbolischen Spiel mag sich darin auch das innige Naturgefühl des Rumänen aussprechen, der gern seine grünende, blühende Umgebung beseelen und mit seinem Dasein in Verbindung bringen möchte. Was dort ein ungezwungenes Spiel der Phantasie ist, wird bei Alexandri oft zu unleidlicher Spielerei, und der Hang, recht viel in die Natur hineinzulegen, führt ihn oft zu großen Geschmacklosigkeiten. Das soll nicht verschwiegen sein, aber ebensowenig, daß er weit mehr reizende treffliche Lieder geschrieben, als solche, die unseren Tadel verdienen. Zu den ersteren gehören auch seine patriotischen Lieder; er ist nie in die Arena des Parteikampfs herabgestiegen, sondern hat stets als freisinniger, edeldenkender Mann alle Strebungen seiner Nation mahnend und ermunternd begleitet. Eine kleine, streng gesichtete Auswahl seiner Dichtungen, von einem guten Uebersetzer verdeutscht, würde das deutsche Publicum sicherlich in hohem Grade interessiren. L. A. Stause-Simiginowicz, der in seinen „Romanischen Poeten" (S. 4—46) eine Reihe dieser Dichtungen übersetzt, ist leider sowohl des Rumänischen als des Deutschen — er ist Ruthene — nicht in jenem Grade mächtig gewesen, um die ungemeinen Schwierigkeiten zu überwinden. Die Treue der Form ist ihm höher gestanden, als jene des Inhalts; an sich ein schwerer Fehler, doppelt schwer bei Alexandri, der in hohem Grade willkürlich in der Form ist, und in seiner überströmenden Reimfülle ohnehin im Deutschen nicht erreicht werden kann. So hat Stauses ungemeiner Fleiß, seine langjährige, selbstlose Arbeit im Dienste unserer Weltliteratur leider nur geringe Früchte getragen. Unter diesen Umständen wäre es fraglich, ob ich dem Leser und dem Dichter einen Dienst erwiese, wenn ich Proben in mangelhafter Uebersetzung mittheilte.

In seinen historischen Balladen sowie in seinen dramatischen Versuchen ist Alexandri unbedeutend. Eine reizende Dichtung aber ist sein „Mariora Floriora", ein Volksmärchen von bezauberndem Duft, von glühender Sinnlichkeit, von einer Musik des Verses, wie sie selbst bei italienischen Poeten selten das Ohr entzückt.

Wenden wir uns nun zu Bolintineanu. Auch er ist durch und durch national, aber, wie schon erwähnt, sehr verschieden von Alexandri. Wir wollen die Bedeutung der beiden Poeten nicht gegeneinander abwägen. Es ist dies eine Lieblingsarbeit rumänischer Literaten, die wohl in ihrer Ueberschwänglichkeit Alexandri als Schiller, Bolintineanu als Goethe ihrer Literatur preisen. Diese Vergleichung hat nur insofern Berechtigung, als Alexandri seinem Kunstprincipe nach Idealist, Bolintineanu Realist ist; im Uebrigen wollen wir hoffen, daß auch der rumänischen Literatur noch Dichter geboren werden, welche solche Parallelen mehr verdienen als die beiden jetzt wirkenden Dichter. Bolintineanu ist kein Goethe, aber immerhin der Uhland seiner Nation. Seine historischen Balladen sind trefflich, voll plastischer Gestaltungskraft, schlicht und edel im Ton, knapp in der Form. Hier lehnt sich der Dichter blos im Stoff und in einzelnen naiven Wendungen an das Volkslied, aber er unterscheidet sich von demselben auf das Schärfste durch die Ausscheidung aller lyrischen und descriptiven Zuthaten, alles Märchenhaften und Mystischen, durch die Knappheit und Kraft, mit der er im engen Rahmen reiche Stoffe bezwingt. Die gedrungene Kraft und Prägnanz ist im rumänischen Dichterwalde nur eben dem einzigen Bolintineanu verliehen, darum sind viele seiner Landsleute so thöricht, ihm seine Wortkargheit als Fehler anzurechnen. Wir aber müssen sein weises Maßhalten als eine Oase in der Wüste begrüßen. Zu welcher süßen oder süßlichen Idylle hätten andere Dichter beispielsweise die dem Volkslied entnommene Sage von der Vermählung des Fürsten Radu mit einer niedrig geborenen Zofe gestaltet! Bolintineanu (übers. v. Schuller) gestaltet sie knapp und plastisch:

„Komm und gib mir einen Kuß, mein süßes Leben!
Will ein Röckchen dir und einen Halsschmuck geben!"

„„Herr, für einen Rock und einen Halsschmuck — wißt —
Hab in meinem Leben niemals ich geküßt.""

„Küsse mich mein liebes Kind, für deine Ohren
Habe ich ein perlenreich Gehäng erkoren."

„„Perlen trag ich nicht für einen Kuß und Gold;
Niemals schmück' ich meinen Leib um solchen Sold.""

„Komm und küsse mich verschämtes Kind; sonst schleife
Dich ein Pferd in wilder Flucht an seinem Schweife."

„„An den Schweif des wilden Renners kannst du binden mich,
Aber nie, Gebieter, niemals küss' ich dich.""

Schnaubend kommt ein Renner, stampfet mit den Füßen;
„Willst du, junge Schöne, nun mich endlich küssen?"

„„An den Schweif des wilden Renners kannst du binden mich,
Aber nie, Gebieter, niemals küss' ich dich.""

Da im Kreis von seines Hofes Herrn und Frauen
Läßt sich Wode Radu mit dem Mädchen trauen.

Gleichfalls im knappsten Rahmen entrollt sich des Dichters populärste Ballade: „Die Mutter Stefan des Großen." Der Fürst weilt im Kampfe gegen die Türken, seine Gattin und seine greise Mutter verbringen den Tag und Abend im Gebete.

Die Mitternacht kam leise, da scholl mit einem Male
Ein lautes Rufen, Pochen am hohen Burgportale.
„Ja, ich bin's, gute Mutter, ersehnt wohl manche Stund',
Dein Sohn ist's und ich kehre vom Heere krank und wund.
Es brennen meine Wunden — der Türk' jagt hinter mir,
Meine Krieger sind geflohn! — Laß öffnen mir die Thür!"

Die greise Fürstin eilt zum Thore und ruft: „Du bist nicht Stefan, Lügner, mein Sohn weilt im Kampf." Da schämt sich der verzagte Held und eilt zurück in die Schlacht —

Die Schlacht beginnt auf's Neue — die Feinde sind zerschmettert
Und fallen wie die Aehren, wenn rings die Sense wettert.

Neben diesen kleinen epischen Kunstformen hat Bolintineanu auch die größere poetische Erzählung gepflegt. Hier sind es ausschließlich Stoffe aus dem Orient, die er behandelt, „Blumen des Bosporus" ist diese Abtheilung seiner Gedichte (Bukarest 1856) überschrieben. Es läßt sich nicht schildern, wie hoch gerade diese und nur diese Seite seines Schaffens in seiner Heimat gepriesen, wie überschwänglich sie gefeiert wird. Ich gebe hier den Excurs des relativ nüchternsten Kritikers wieder, des Dichters Joneskn. „Im Orient", schreibt er, „ist das wahre Reich des Dichters, hier entfaltet er seine ganze Phantasie. Wie weiß er uns jenes Land zu schildern, wo Alles Poesie ist, wo die leuchtendsten Blumen blühen, wo die melodienreichsten Vögel singen, wo die Frauen nur Liebe hauchen. Und mit welchem unendlichen Zauber malt er uns die Abende im Orient! Ueberall sehen wir, daß Alles ein volles Leben lebt, daß die Wasser krystallener leuchten, die Strahlen lieblicher glühen, die Dämmerungen mit süßeren Versprechungen uns erfüllen. Wenn dann der Mond sein melancholisches Licht ergießt, mit welchem Zauber entfalten die Blumen ihren Glanz und mit welchen Harmonien besingen die Nachtigallen die Schönheiten ihrer wahren Heimat. Und die Nächte auf dem Bosporus zugebracht! Das leise Rauschen der Kähne, wie diese die Wellen theilen, der Lärm der Ruderer, die harmonischen Gesänge auf den Ufern, aus Gärten und Hainen, endlich die Klänge des Saitenspiels, mit welchen der Geliebte seine Erkorene zum Fenster ruft." Dies, wie gesagt, eine der

nüchternsten Stimmen, die ich auch deshalb mittheile, weil sie mindestens nur dasjenige lobt, was vollsten Lobes würdig ist: das prächtige Localcolorit dieser Dichtungen. Hingegen ist der Dichter hier — und nur hier! — von einem gewissen Schwulst nicht freizusprechen, vielleicht hat das gerade seinen Erzählungen in Rumänien so rauschendes Lob eingebracht! Der Faden der Begebenheiten ist sehr dünn, auch in der Charakteristik sind diese kleinen Epen weit schwächer als die Balladen. Relativ die beste dieser Erzählungen ist „Zeila".

Muß bezüglich dieser Dichtungen unser Lob kälter sein, als das seiner Compatrioten, so müssen wir hingegen Bolintineanus Lieder höher stellen, als dies in Rumänien üblich. „Sie sind gar zu einfach", klagen die Herren, und in der That sind sie frei von jenem Ueberschwang an Worten und Bildern, wie er die Lieder der Anderen entstellt, frei auch, bis auf einige Jugendgedichte, von jener krankhaften, thränenduseligen Sentimentalität, die hier modern geworden, weil sie als „gefühlvoll" gilt. Der Ton ist frisch, naiv, volksthümlich. Als Probe stehe hier das folgende, „Des Popen Tochter" überschriebene Gedicht:

„Wäre ich ein Pascha heut',
Zög' nicht an ein gold'nes Kleid,
Baut mir auch nicht von Granit
Ein Serail, d'raus Reichthum sieht,
Gärten nicht voll gold'ner Pracht,
Von Eunuchen wohlbewacht,
Braucht' kein' Harem mit Kadinen,
Keine Barken mit Gardinen,
Doch beim Barte des Propheten
Schwör' ich — mag mich Allah tödten!
Wär' ich Türk und Pascha gar,
Böte auf ich meine Schaar,
Bräche rasch in Galacz ein,
Raubt' des Popen Töchterlein,
Dieses Mädchen mit den feuchten
Augen, die so lieblich leuchten!"

Schließlich ist der politischen Gedichte Bolintineanus zu gedenken, insbesondere seiner „Gesänge aus dem Exil". Der Dichter hatte 1848 starken Antheil an den politischen Kämpfen genommen und mußte bis zur Mitte der fünfziger Jahre auf fremdem Boden weilen. Auch diese Lieder charakterisiren wir wohl am besten durch die Mittheilung einer Probe:

„Hättest, trauernd Vaterland, du mir das Leben wollen rauben,
Wen'ger grausam wär's gewesen für das Herz, das heiß dich liebt —
Einen Kerker, Eisenbanden hätt' ich freudig vorgezogen
Diesem Leben, das die Fremde dem verbannten Fremdling gibt!

Dort im Vaterlande hätt' ich doch noch einmal hören können
Meiner Muttersprache Laute, lieblich, wie des Seraphs Lied,
Und dem Märtyrthum verfallen, hätt' die Seele noch gejubelt,
Und geweint ob meiner Qualen hätt' auch der noch, der mich flieht.

Doch du hast mich hart verstoßen, hast zerrissen alle Bande,
Daß allmählich sie erkalte, meine Lieb' zum Vaterlande,
Bis aus Bitterkeit einst Gleichmuth — und auch Glück vielleicht erwacht;
Denn es fehlt mir nichts von Allem, was die Menschen Glück je nannten —
Ich bin frei, doch diese Freiheit eines trauernden Verbannten
Möcht' auch denen ich nicht wünschen, die in's Elend mich gebracht!"

Aus dem Exil heimgekehrt, machte Bolintineanu eine große politische Carriere und war u. A. längere Zeit Cultusminister. Als solcher soll er sich insbesondere gemüht haben, in die schwankende rumänische Rechtschreibung Regel und Ordnung zu bringen. Mit geringem Erfolge — die Unordnung ist noch heute so groß, daß fast jeder Dichter, jeder Publicist und jeder Schulmeister seine eigene Orthographie hat.

Alexandri und Bolintineanu haben beide Schule gemacht; mit geringen Ausnahmen bewegt sich der gesammte Nachwuchs der „Nationalen" in den von ihnen gewiesenen Bahnen. Ehe wir diese betrachten haben wir jedoch noch eines Dichters zu gedenken, der neben den beiden Meistern eine fast ebenbürtige Ausnahmsstellung einnimmt: Georg Sion.

Er ist der hervorragendste politische Lyriker der Rumänen und unter den jüngeren der einzige, der nicht blos gereimte Leitartikel bietet. Im Uebrigen dominirt in diesem Genre die Phrase, die hohle, schale, geist- und gedankenlose Phrase. Weil Sion und Bolintineau wirklich verbannt gewesen und Gesänge aus dem Exil gedichtet, so behauptet in Rumänien heute jeder Poet in seinen Reimen, einmal verbannt gewesen zu sein. Die Herren sitzen behaglich in ihren Stuben zu Jassy und Bukarest und winseln, daß es einen Stein erbarmen könnte, wie bitter das Brod der Fremde ist. Und erlogen, wie diese Klage, ist auch ihr ganzer Patriotismus — echte Gefühle äußern sich anders, das sehen wir an Sion. In seinen Liedern ist eine Gluth der Begeisterung, ein elementarer Ton der Empfindung, eine Innigkeit der Vaterlandsliebe, die unwillkürlich ergreift, mag man auch sonst über dies Volksthum denken, wie man will. Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß dieser talentvolle, feurige Poet keine anderen Stoffe als politische wählen kann, ohne schal und trivial zu werden. Seine Liebeslieder sind kaum zu lesen, seine satirischen Bilder aus der Gesellschaft witzlos und matt. So hat er nur eine engbegrenzte, scharf ausgeprägte Begabung, aber innerhalb dieser Grenzen leistet er Treffliches. Er dichtet seit 1846 und ist sehr productiv, aus seinen Liedern ließe sich also eine poetische Geschichte Rumäniens zusammenstellen. Diese Lieder sind es werth, daß wir auch aus ihnen Proben mittheilen. Auch hiefür stehen uns nur Uebersetzungen Staufes zur Verfügung. Das folgende feurige Kampflied richtet sich gegen die Griechen, die „Fanarioten", die bis in die jüngste Zeit eine Geißel des unglücklichen Landes gewesen. Es ist 1857 entstanden und lautet in seinen Hauptstrophen:

„Unter allen Erdenübeln
Welches ist das ärgste doch?
Welchem Uebel fehlt der Name,
Selbst der Henker scheut ihn noch!
Welche Drachenbrut gedeihet
Zwischen uns im ganzen Land?
Wer vergiftet und verpestet,
Was er kapert, was er fand?
Soll ich's sagen, zu jeder Frist,
Daß der Fanariot es ist?

Wer besitzet keine Heimat
Und sucht sie in unsrem Land?
Wer sucht sich die reichste Wirthschaft
Und hat gleich sie bei der Hand?
Wer kommt bettelnd hergezogen
Weit, aus gottverlass'nem Nest?
Wer treibt mit dem Lande Spiel nur
Und verkauft es auf das Best'?
Soll ich's sagen zu jeder Frist,
Daß der Fanariot es ist!

Wer hat unsern Ruhm verdunkelt
Und Verleumdung ausgestreut?
Lethargie hervorgerufen
In Rumänien weit und breit?
Wer hat uns die Lieb' verleidet,
Die der Heimat wir geschenkt?
Sklavensinn und läss'ge Schwäche
Tief in unser Herz gesenkt?
Ach! ich sag's zu jeder Frist,
Daß der Fanariot es ist!

Nicht der Griech' ist's, der in Troja
Einst Homerens Lieder sang;
Der Homerens Iliade
Einst aus Brand und Asche schwang;
Nicht der Griech' ist's, der für Freiheit
Und für Volk sein Leben gibt;

Nicht der Griech' ist's, der mit Ehren
Unter uns zu walten liebt.
Nein, ich sag's zu jeder Frist,
Daß der Fanariot es ist!

Pest, Heuschrecken, Krankheit, Heere,
Jedes Uebel wuthentbrannt
Kam auf uns're armen Häupter,
Aber es verließ das Land,
Doch von diesem gier'gen Igel
Werden nimmermehr wir frei!
Gott, wann bringst du dem Romanen
Einsicht und Verstand doch bei?
Wann ruf' ich nach jedem Wind,
Daß wir frei des Igels sind?"

In begeisterten Reimen feierte Sion 1856 die „Union", die Vereinigung der Moldau und Walachei:

„Hoch am Himmel strahlt zur Stunde
Uns ein Stern, der bringt die Kunde,
Daß der argen Noth und Pein
Jetzo muß ein Ende sein.
Stern Rumäniens, gold'ner Schimmer,
Leuchte uns'rer Einheit immer,
Stern des Lebens, unser Gut,
Uns're Zukunft nimm in Hut!
Und du Gott im Himmel droben,
Den des Erdballs Völker loben,
Laß ihn leuchten immerdar
Uns'rem Glücke hell und klar!

Alle Welt muß uns vernehmen,
Uns're Rechte sind nicht Schemen!
Litten wir nicht mit Geduld?
Litten wir nicht ohne Schuld?
Glaub', es möchte uns gebühren
Unser armes Sein zu führen,
Glaub' es wär' auch endlich Zeit,
Daß die Noth uns meilenweit!
Daß die Uebel aller Arten
Endlich sich zum Ausbruch schaarten,
Ob sie heulend sind zu seh'n
Zähnefletschend weiter geh'n!

Neues Jahr, es wird uns geben
Neue Zeit und neues Leben,
Niemand sei mehr nach dem Land,
Das ihn nähret zubenannt.
Alle auf Rumäniens Erde,
Die bald frei und ruhmreich werde,
Alle steh'n wir im Verband
Seien Rumänen nur genannt.
Nur ein Vaterland, ein Name,
D'rin liegt uns'res Ruhmes Same,
Und so lang die Welt besteht
Unser Volk nicht untergeht!"

Wir kommen zu den dii minorum gentium. Nur wenige verdienen mehr, als die Nennung ihres Namens und die Andeutung des Genres, das sie pflegen. Georg von Assaci und Andres Morosanu sind Odendichter, beide haben in steifen, würdigen, nicht immer kurzweiligen Gedichten Thaten der Nationen oder einzelner Männer besungen. Morosanus Schwäche ist es leider, auch Kinder zu besingen; wird einem seiner Freunde ein Knäblein geboren, so dichtet er eine „Ode" darüber. Als Lyriker von hübscher Begabung, wenn auch in keiner Weise hervorragend, sind zu nennen: G. A. Baronzi, Cäsar Boliac, J. Grecu, N. Istrati, Jakob Marosanu, G. Melidon, Bostaki Negri, ferner Ghika, Grandea, Gusti, Jonesku, Carlowa, Lazzaresku, Pelimon, Teut, endlich die Bukowinaer Bumbec und Pelrino, der letztere reich begabt, aber auch so völlig ohne Selbstkritik und ernstes Streben, daß er nach glänzendem Debüt schon heute zu den Todten zählt. Fast alle diese Poeten haben auch Balladen und Sagen gedichtet. Bedeutender als die eben Genannten ist der edle, formvollendete Crecianu. Auch sein Talent hat einst mehr versprochen als es geleistet, aber er ist und bleibt eine vornehme Erscheinung, bei der man gern verweilt. Er allein verdient es noch, daß wir ihn der Ehre eines Citats würdigen, wir wählen einige Strophen aus seinem feurigen, leider nur allzu berechtigtem Mahn- und Strafliede: „An die rumänische Jugend":

„Wie, gesunken, einst die Römer die Mysterien der Venus
Schamlos priesen und verehrten, so versinkt auch Euer Sinn;
Während des Vulcanes Donner unter Euren Füßen toben
Lebt, in Freuden Euch berauschend, Ihr gedankenlos dahin.

Ohne Sorgen, ohne Bangen, wie die laubgekrönten Opfer,
Laßt Ihr fort und fort Euch drängen an des Abgrunds schroffen Rand;
Eitelkeit ist Eure Seele, leerer Dunst die Kraft des Denkens,
Während hohes, edles Wirken stets Euch zu Gebote stand.

Schüttle ab den Schlaf, o Jugend! Schüre an zur hellen Flamme
Jene Gluth auf deines Herzens gottverliehenem Altar —
Kämpfe mit den Elementen und gebiete deinem Schicksal,
Zeig' der Welt einen Rumänen wie er ist — und wie er war!

Siehst du nicht, wie bei dem Leben, das du heute glanzlos führest,
Träg des Herzens Schläge beben, welkt dein Jünglingsangesicht?
Wo ist deiner Jugend Rose? Wo das Feuer der Begeist'rung,
Das im Aug' sich wiederspiegelt, wie im See des Himmels Licht?

Edles Blut! Auf, laß dich sehen! Zünde, o verborg'ner Funke,
Laß den Baum, der modernd siechet, schnell in hellen Flammen stehn!
Ruhlos kämpfet heute Alles für ein Recht, einen Gedanken,
Tief im Staub soll überall die Macht der Willkür untergeh'n!

Negruzzi und Rosetti sind humoristische Dichter, der letztere macht recht eigenthümliche Witze, darunter solche, bei denen ein alter Husarenwachtmeister erröthen würde. Man nennt ihn den Béranger Rumäniens — ich denke, das ist eine Beleidigung, welche das Land nicht verdient. Auf dramatischem Gebiete ist von den „Nationalen" außer Alexandri nur Eliade zu erwähnen, der einen Operntext „Am Vorabend der Schlacht bei Calugereni" geschrieben, in klingenden Reimen und voll patriotischen Gefühls.

Wir sind zu Ende. Rumänien braucht sich seiner Dichter nicht zu schämen, ebensowenig kann es auf gewaltige, überaus glänzende Leistungen hinweisen. Immerhin ist eine Musterung seines Parnasses lohnender als man erwarten sollte, und seine Literatur verdient größere Beachtung als sie bisher gefunden. Mögen die „Nationalen" wachsen, die „Nachahmer" eine immer geringere Rolle spielen, möge eine ernsthafte Kritik nach diesem Ziele hinarbeiten! Besseres wissen wir der jungen Literatur als Abschiedsgruß nicht zu wünschen!

Grabbe in seiner Vaterstadt.

Eine Reminiscenz vom Detmolder Hermannsfest.

Es war ein heißer Augustmond, der August des Jahres 1875. Der deutschthümelerstaubige Festtrouble und Cheruskerenthusiasmus, der damals in der romantischen Residenz des eisenbahnlosen Fürstenthums Lippe grassirte, hatte mir, verbunden mit der tropischen Atmosphäre und einer anstrengenden journalistischen Thätigkeit so zugesetzt, daß ich meinen Aufenthalt um einige Tage verlängerte. Ich logirte im Hotel zur Stadt Frankfurt von Brokmann, gerade gegenüber dem Schloßplatz. Wenn man, das hübsche, im Rococostil erbaute Residenzschloß mit seinem prächtigen romanischen Thurm vor den Augen, auf der schmalen Veranda des Hotels saß, kamen einem ganz

von selbst allerlei alte Geschichten in den Kopf und der ergraute wackere Wirth wußte dieses für die Vergangenheit erwachende Faible durch den Eindruck seiner deftigen, wie aus einem alten Kupferstich geschnittenen Persönlichkeit und seines gemüthlichen Gesprächs noch bedeutend reger zu machen. Ich war kaum einige Tage in dem vortrefflichen Gasthof einquartiert, als ich auch schon heraus hatte, daß der Besitzer ein Jugendfreund des Dichters Ch. D. Grabbe, bekanntlich wie Freiligrath ein geborner Detmolder, und mit dem Leben desselben sehr vertraut war. Ich wäre ein schlechter Literaturfreund gewesen, wenn mich von jener Stunde ab der Wirth und sein guter Wein nicht noch mehr angezogen hätte, wie vorher. Die meisten Residenzler, mit denen ich während meines Aufenthaltes in dem reizenden Werrathale zusammentraf, besaßen oder heuchelten, sowie der Name Grabbe auf's Tapet kam, eine Ignoranz, welche durch ihr compatriotisches Verhältniß zu dem unglücklichen Poeten nur zu leicht erklärt wurde. Was ihm im Umfang seiner Stadtmauern täglich zur Verfügung steht, stachelt den Menschen selten zum Nachlaufen an. Jeder Besitz ruft schließlich ein gewisses Gleichgültigkeitsgefühl wach und so konnte ich es denn auch begreifen, wenn ein mir befreundeter angesehener Schriftsteller, ein geborener Detmolder — wir besitzen ein ausgezeichnetes „Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik" von ihm —, offenherzig erklärte, daß er das Grab von Grabbe noch nie gesehen habe.

Um so inniger fesselten mich die von wirklich freundschaftlicher Anhänglichkeit zeugenden Erzählungen des alten dicken Herrn Brokmann. Er besaß viele kleine Erinnerungszeichen an den genialen Todten, kannte eine Menge Anekdoten von ihm und nannte sich, nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, seinen Freund. Diese Freundschaft wurde mir übrigens von anderen Seiten auch bestätigt. Brokmann war damals noch Kellner in dem jetzt ihm gehörigen Hotel und er und ein etwas verlodderter Unteroffizier theilten sich manchmal in die Ehre, von Grabbe seine Dichtungen vorgelesen zu erhalten. Daß die Hautevolée der Miniaturresidenz, deren Standesdünkel bekanntlich überall desto größer, je kleiner die Anzahl ihrer Vertreter ist, von einem derartigen Umgang des Poeten gar wenig erbaut sein konnte, bedarf keiner Erklärung. Auch seine anstößige Zotenlust, noch mehr aber seine verderbliche Trunksucht und sein extravagantes Wesen mußten ihn in jenen Kreisen nothwendigerweise discreditiren. Als er von Düsseldorf, auch von Immermann verlassen, in desolatestem Zustande nach Detmold zurückkehrte, trug er das Manuscript seiner Hermannsschlacht auf kleine nummerirte Zettel geschrieben im Schnupftuch bei sich, eine Thatsache, die einem weniger zerfahrenen Manne wie Grabbe wohl kaum verübelt worden wäre, ihm aber, dem Schnaps und alte Brodkrusten liebenden poetischen Stromer, von seinen in behäbigen Alltagsgleisen durch's Leben fahrenden Mitbürgern jedenfalls als neuer Beweis vollständiger Versumpftheit gedeutet wurde. Nach den letzten Forschungsresultaten läßt sich annehmen, daß ein hoher Grad physischer Verkommenheit bei dem hochbegabten Menschen damals auch wirklich existirte. Der Schnapsgenuß, von dessen Wirkungen mir der verstorbene W. Müller von Königswinter aus der Zeit seines Düsseldorfer Aufenthalts so manches traurige Intermezzo erzählte, — es ist sehr prosaisch es sagen zu müssen, aber man muß es eben sagen: der Schnapsgenuß hatte ihn zu Grunde gerichtet. Wie tief er diesem widerlichen Laster verfallen war, beweist eine kleine Geschichte aus seiner letzten Krankheitsperiode, die mir von verschiedenen Personen in fast wortgetreuer Uebereinstimmung verbürgt wurde.

Der behandelnde Arzt redete ihm auf dem Siechbette seiner Trunksucht wegen häufig in's Gewissen. Grabbe aber hatte nur die Antwort: „Was nützt es mir, noch einige Jahre wider meine Gewohnheit zu leben, da ich doch sterben muß!"

„Wenn Sie den Schnaps nicht drangeben, können Sie nicht mehr von einigen Jahren, sondern höchstens von einigen Wochen sprechen!" versetzt der Arzt.

Der Patient erschrickt und verspricht hoch und theuer, sich fügen zu wollen. Der Doctor verschreibt eine Dosis Pillen und geht weg. Als er am anderen Tage wiederkommt, findet er das ganze Krankenzimmer mit Hühnern bevölkert.

„Was ist denn das?" ruft der erstaunte Jünger Aesculaps.

„Ach, die Pillen schmeckten so schlecht, daß sie nicht zu essen waren. Da habe ich denn die Hühner damit gefüttert!" —

Wäre die Handlung blos einer stoischen Todesergebenheit entsprungen, man hätte dem Arzte die Lection von Herzen gönnen können. Das Motiv derselben war jedoch mehr eine physische und psychische, der verhängnißvollen Leidenschaft entsprungene Schwäche, eine Schwäche, die der Arme nie überwinden sollte.

Ein zweites tragikomisches Intermezzo, dessen Mittheilung ich Herrn Brokmann verdanke, möge hier deshalb seinen Platz finden, weil es ein neues, eigenthümliches Licht auf das Verhältniß des Dichters zu seiner Frau wirft.

Auf dem Wege zur kirchlichen Trauungsfeierlichkeit ging das Brautpaar zufällig an Brokmann vorüber. Grabbe bemerkte den Freund und begrüßte ihn, halb spöttisch halb lustig auf seine Zukünftige deutend, mit der oft von ihm angewendeten Redensart:

„Da haben wir die Bohne!"

Eine derartige schnodderige Bemerkung würde meines Dafürhaltens selbst ein Grabbe nicht haben machen können, wenn er sich in einer echten reinen Bräutigamsstimmung befunden hätte. Vielleicht, daß er schon in jener Stunde die unzähligen Kränkungen und Querleien seiner sauberen Erwählten, die sich später sogar zu der infamen Lüge hinreißen ließ, die Ursache der Trunksucht des Mannes sei seine Mutter, die ihn dazu verführt habe, die Mutter, die dem Armen bis an's Ende in treuester, wahrster Fürsorge ergeben blieb und an deren Busen er seinen letzten Athemzug aushauchte — möglich, daß der beklagenswerthe Poet schon damals in der festlich geschmückten Braut die einstige Xantippe vorherahnte. —

Mein freundlicher Wirth theilte mir noch viele hierauf bezügliche Begebenheiten mit. Er zeigte sich auf dem Gebiete der Familiengeschichte des Dichters fast ebenso zu Hause wie in dem persönlichen Lebensgange desselben, und manche seiner Mittheilungen, die mich besonders anzogen und sich bei näherer Nachforschung als begründet oder wahrscheinlich erwiesen, habe ich aufgezeichnet. Er wußte auch, daß Grabbe auf dem alten Kirchhof — es gibt zwei Kirchhöfe in Detmold — neben seiner geliebten Mutter begraben liege und daß man sich den Schlüssel zu jenem Kirchhof bei dem nebenan wohnenden Steinhauermeister Jacobs holen müsse. Liebenswürdig, wie ein Wirth nur sein kann, erbot sich der Alte, mich durch einen dienstbaren Geist zu der denkwürdigen Stätte hinführen zu lassen. Ich mache derartige Gänge am liebsten immer allein, und so schritt ich denn eines Nachmittags durch die engen alterthümlichen Straßen der Lippe'schen Residenz, um den Schlüsselbewahrer Jacobs aufzusuchen. Der ehrsame Steinhauermeister war jedoch nicht zu Hause und unverrichteter Sache mußte ich nach einem flüchtigen Blick durch das eiserne Kirchhofgitter wieder abziehen. Dasselbe Resultat erhielt ich bei ein paar späteren Besuchen, bis ich schließlich mit dem festen Entschluß, diesmal coûte qui coûte zum Ziele zu gelangen, den nie zu Hause befindlichen Freund Jacobs noch einmal aufsuchte. Statt an ihn wandte ich mich diesmal, was ich eigentlich auch schon zu Anfang hätte thun können, an das Personal seiner dem Kirchhof gegenüber liegenden Werkstätte. Man konnte es schnell auswendig lernen dieses Personal, denn außer einem riesigen Greise, der in der glühenden Hitze unter freiem Himmel mit Steinklopfen beschäftigt war und einem fast ebenso alten Gehülfen, welcher seine Füße vor den versengenden Sonnenstrahlen in plumpen Holzschuhen zu schützen versuchte, bemerkte ich auf dem Platze nur noch eine Katze, die auf einem großen Sandquaderstein lag und den Kopf zwischen die Vorderpfoten steckte. Nachdem ich mein Anliegen während einer kleinen Pause des Steinklopfers vorgebracht hatte, gab dieser seinem Collegen einen stummen Wink. Die schweren Holzklumpen setzten sich nach dem anliegenden niedrigen Schuppen in Bewegung und ein paar Secunden später händigte mir ihr Träger schweigend einen großen Schlüssel aus.

Die ethnographische Beobachtung, daß sich die semmelblonden Bewohner des Werrathales durch eine auffällige Schweigsamkeit auszeichnen, machte ich schon auf der Postfahrt von Bergheim, einer kleinen Station der Hannover-Altenbekener Eisenbahn, bis Detmold. Fast drei Stunden lang saß ich da auf dem Bock neben dem falsch wie der Teufel blasenden Postillon. Ich hatte dem Kerl gleich von vornherein ein anständiges Trinkgeld gegeben und ließ ihm in der Hoffnung, wenigstens die Namen der uns umgebenden waldigen Berge und des einen oder anderen malerisch in den Thalschluchten versteckten Dörfchens oder Meierhofs zu erfahren, noch dazu an jedem Halteplatz ein Glas Bier schenken. Aber ja wohl! Der Mann steckte das Geld ruhig ein, ließ auch das kühle Bier mit offenbarem Wohlbehagen hinter seinem durchschwitzten, gelben Uniformkragen verschwinden, aber sprechen, nein, das that er nicht. Sein rostbraunes, von fuchsigem Kopfhaar umrahmtes Gesicht, das eine frappante Aehnlichkeit mit einer alten Kartoffel besaß, der man in der Mitte zwei Wurzelkeime ausgestochen hat, verharrte bei all' meinen Fragen in derselben Ausdruckslosigkeit, demselben stumpfsinnigen Schweigen. Und doch war der Mann weder taub noch stumm. Eingeweihte Freunde hatten mir schon vor Antritt meiner Reise erzählt, der Mangel einer Eisenbahn im Lande Lippe rühre nur daher, weil der Fürst Leopold befürchte, durch eine solche Neuerung die ursprüngliche Naturwüchsigkeit seiner Einwohner und seinen prächtigen Wildstand vermindert zu sehen. In der Gesellschaft des naturwüchsigen Postillons habe ich jene zarte fürstliche Vorsorge entschieden bedauert; bei Gelegenheit meines Friedhofbesuches gereichte sie mir zum Vortheil, denn nur ungern hätte ich mich durch das leere Gewäsch eines Cicerone auf meinem einsamen Gange stören lassen.

Neugierig schloß ich das Gitterthor auf und wanderte langsam durch die sonnig erhellte Pappelallee, welche den dicht besetzten, mit Strauchwerk und Unkraut bedeckten Friedhof der Länge nach durchschnitt. Wie ich wußte, hatte Ferdinand Freiligrath, der dem Hermannsfeste leider nicht beiwohnen konnte, einen Detmolder Bekannten telegraphisch beauftragt, das Grab des Dichters der Hermannsschlacht mit zwei Lorbeerkränzen zu schmücken. Ich besaß also ein untrügliches Erkennungszeichen der Ruhestätte und begab mich in diesem Bewußtsein ruhig auf die Suche. Gasse um Gasse des dichtbevölkerten Platzes schritt ich ab, Kreuze und Gedenktafeln von allen möglichen Dimensionen durchforschend — das lorbeergeschmückte Grab fand ich nicht. Eine alte Frau, die mir durch das offengelassene Gitterthor nachkam, frug mich nach der Ruhestätte irgend einer mir wildfremden Seele. Sie hielt mich wahrscheinlich für einen Eingeborenen. Leider vermochte ich ebensowenig ihre Frage zu beantworten, wie sie die meinige. Etwas unmuthig spazierte ich wieder nach der Steinhauerwerkstätte. Die Holzschuhe des alten Gehülfen setzten sich mechanisch in Bewegung, geleiteten mich in eine rechts vom Eingang des Kirchhofs befindliche Ecke, wobei ihr Träger eine stumme Handbewegung machte und entfernten sich mit demselben monotonen Geklapper, womit sie mich begleitet hatten.

Ich stand vor zwei gleich großen, mit demselben niedrigen Sandsteinrande eingefaßten, total mit Unkraut bedeckten Gräbern. Auf dem einen derselben lagen zwei, durch die Sonnengluth schon halb verdorrte Tannenzweigkränze und ein paar kleine, welke Blumensträußchen. Zweifelnd stieß ich mit meinem Stocke das Schlinggewächs, das die an den Kopfenden angebrachten primitiven Sandsteintafeln überwucherte, zurück und las den Namen Grabbe. Ich stand vor den Gräbern des unglücklichen Dramatikers und seiner treuen, guten Mutter.

Freiligrath war getäuscht worden. Seinem Beauftragten dünkte offenbar ein Tannenzweigkranz ebenso gut, wie ein aus Lorbeer gewundener! Armer Poet! Deine kleingeistige Vaterstadt scheint nicht zufrieden damit, dir im Leben so manchen Stachelkranz auf's Haupt gedrückt zu haben; sie setzt das traurige Geschäft auch nach deinem Tode noch fort! Kann man denn in diesem Lande den Lorbeer nur von auswärts beziehen?! Doch nein, ich erinnerte mich, vor dem Feste als gewissenhafter Reporter einen Gang durch die fürstlich Lippe'sche Hofküche gemacht zu haben. Ein Jägermeister erzählte mir, daß für die Festtage auf hohen Befehl viele Wildschweine abgeschossen worden wären. Wahrscheinlich consumirten sie den in Lippe-Detmold wachsenden Lorbeer. Heinrich Heine sagt wahr:

„Noch heute schmückt man den Schweinen bei uns
Mit Lorbeerblättern den Rüssel!" —

Wie verwahrlost die beiden Gräber aussahen! Der unangenehme Eindruck davon wurde noch verstärkt durch das hochsommerlich schöne Festgewand der Umgebung. Im Hintergrunde grüßten die beim neuen Residenzschloß liegenden waldumhüllten Berge herüber; rechts von ihnen, zwar durch Häuserbauten verdeckt, aber dem Geiste des Beschauers darum nicht minder nahe, die Grotenburg mit dem Hermannsdenkmal. Wälder und Berge, Häuser und Grabsteine, Sträuche und Blumen waren umschimmert von hellem fröhlichem Sonnengolde, das in vollen, blendenden Lichtmassen vom azurblauen Firmamente niederströmte; das Grab Dessen aber, der dieses schöne Ländchen so sehr geliebt und zum Ruhme desselben so Großes geschaffen, dessen Hermannsschlachtschluß tausendmal mehr werth ist, als all' die gereimten und ungereimten Redereien der patriotischen Liberalismus-Bier- und Großdeutschland-Champagner-Trinker es waren, — sein Grab und das der treuen Frau, die ihn gebar, sie lagen hier im Schatten, zwei ungepflegte und ungehegte Rasenplätze, verlassenen Bettlern gleich, wie zum Hohne mit Tannenreisig verziert! Es ist wahr, der Schriftsteller, dessen Name sich nicht auch ohne ein äußeres Denkmal der Zukunft überliefert, verdient gar kein Denkmal. Ich will auch durchaus nicht zur Gründung eines Grabbe-Monumentes auffordern — ist doch in unserem guten Vaterlande leider weniger Mangel an Denkmälern als an Dankmälern! — Daß aber die letzte Ruhestätte eines unserer begabtesten nationalen Dichter sich dauernd in so unwürdigem Zustande befinden kann, deß sollte nicht allein der Detmolder, sondern jeder ordentliche Deutsche sich aus tiefster Seele schämen.

„Mich frißt die Zeit oder ich fresse ein Stück von ihr!" schrieb der Todte einst an seine Braut. Könnten die Epigonen sich nicht an dem Bewußtsein genügen lassen, daß blos das Zweite richtig, das verzehrte Stück aber leider nicht das Beste gewesen ist? Oder soll sich Beides bewahrheiten? — —

Die rohen Sandsteinplatten, welche als Denkmäler der beiden Gräber dienen, stehen aufrecht. Grabbe liegt zur Linken seiner Mutter. Die Inschrift auf seinem Gedenkstein lautet:

„Hier ruhet in Frieden
der Dichter Christian Dietrich Grabbe,
geb. d. 11. Dec. 1801
† den 2. Sept. 1836.
Dieses widmet Deine Mutter Dir."

Der letzte Satz war ganz von wuchernden Gräsern bedeckt und wurde erst nach deren Hinwegschaffung von mir entdeckt. Dieser Grund erklärt es wohl auch, wenn in der kritischen Gesammtausgabe von Grabbes Schriften*) die Grabschrift nicht vollständig mitgetheilt ist. Und doch ist dieser Nachsatz auf dem Leichensteine des verheiratheten Mannes höchst charakteristisch.

Einen seltsamen Eindruck macht es dabei, daß der Steinmetz zuerst offenbar „Dier" in die Tafel meißelte, dann das e ausmerzte und so gut wie möglich in ein r verwandelte, jedoch schließlich, von der Fruchtlosigkeit einer Verdeckung seiner sprachlichen Sünde überzeugt, hinter das corrigirte Wort noch einmal „Dir" setzte und diesmal richtig, so daß man jetzt mit unwillkürlichem Nachdruck: „Dies widmet Deine Mutter Dir, Dir!" liest.

Ob der biedere Steinmetz voraus ahnte, daß eine gewisse Emphasis beim Lesen dieses Satzes berechtigt sei? Ob er wußte, wie lieb die gute Frau den armen, elenden Sohn hatte? Nicht die Gattin, nicht die Freunde, nicht das Vaterland, nicht die Mitbürger ehrten das Grab des gottbegnadeten Todten — auch

*) L. c. Band IV, Seite 327.

das noch mußte die Mutter thun, die Mutter, die für den Sohn gedarbt, geborgt und gesorgt hatte bis zu seinem letzten Seufzer, die Mutter, die, wie beschränkt und arm sie auch war, den Geistesreichthum ihres Knaben doch besser zu schätzen und zu ehren verstand, als mancher foliantenschwangere Literatorenkopf. Die treue Seele hat ihren Sohn noch zwanzig Jahre überlebt. Ihr Grabstein trägt die Worte: „Hier ruhet in Frieden neben ihrem Sohne die Mutter Dorothea Grabbe, geb. Grüttemeier, geb. den 10. November 1765, † den 2. October 1856." Was die gute Alte bis zu ihrem Tode noch Alles um den Geschiedenen auszustehen hatte, kann man theilweise in der Gesammtausgabe seiner Werke nachlesen. Im vierten Bande derselben finden sich auch Briefe der armen Mutter vor.

Als ich mich niederbeugte, um zum Abschied ein Blatt von dem Grabe des Dichters zu pflücken, stach ich mich heftig in die wuchernden Brennesseln. Ich leide durchaus nicht an Größenwahnsinn, aber in diesem Moment, der mich die gerügte Vernachlässigungssünde unserer Nation so schmerzlich empfinden ließ, wünschte ich wirklich mit einer Victor Hugo'schen Metapher, daß meine Hand die Hand von ganz Deutschland gewesen wäre!

Josef Schrattenholz.

Zum Rubens-Jubiläum.

Von Hermann Riegel.

(Schluß.)

Unter solchen Umständen ist die Zahl der Werke, die unter Rubens Namen gehen, eine wahrhaft riesige. Kaum eine öffentliche und Privatsammlung gibt es, wo nicht irgend ein Rubens wäre. Man wird diese Werke auf mehr als tausend Nummern anschlagen können. In den öffentlichen Sammlungen Europas befinden sich allein etwa 600 Gemälde. An der Spitze aller dieser Sammlungen steht München mit 89 Bildern, dann folgt Petersburg mit 61, Paris mit 43, das Belvedere in Wien mit 41 und die übrigen Sammlungen daselbst ungefähr mit der gleichen Ziffer, Dresden mit 35, Madrid mit 22, Antwerpen mit 21, Florenz mit 20, Berlin mit 18, Brüssel mit 11 u. s. w. Die Londoner Sammlungen mögen im Ganzen zwischen 70 und 80 Nummern umfassen. Hervorragende Meisterwerke befinden sich in den Kirchen zu Antwerpen, Mecheln, Köln, Genua und an andern Orten. Bei genauerer Betrachtung einer größeren Zahl dieser Bilder wird einem Jeden wohl der Unterschied zwischen den Originalarbeiten von Rubens und den Werkstattsbildern geläufig werden, und er wird dann finden, daß Rubens in den eigenhändigen Arbeiten durchgehends der geistreiche und gewissenhafte Maler blieb, der er von Anfang war. Dies gilt nicht nur von den Skizzen und Studien, sondern auch von den großen Gemälden, die er noch allein ausführte, wie das ganz schlagend die selbst aus den letzten Jahren seines Lebens stammenden Werke, die „Allegorie auf den dreißigjährigen Krieg" im Palast Pitti zu Florenz und die „Kreuzigung Petri" in der Peterskirche zu Köln darthun. In Bezug auf das letztere Bild sagte Rubens mit Recht, es sei „eines der besten Werke, die je aus seiner Hand hervorgegangen".

Der Inhalt dieser großen Menge von Gemälden erstreckt sich auf alle Gebiete des Darstellbaren: Gegenstände aus der Bibel und der Heiligenlegende, aus der Mythologie und Geschichte, aus dem Leben, thatsächlich oder allegorisch, im historischen Sinne oder genrehaft behandelt, Bildnisse bestimmter Personen, einzeln oder in Gruppen, Jagden und Thiere, Landschaften und Stillleben. Alles Darstellbare ergriff er und stellte es dar. Und dabei konnte er sich immer, so zu sagen, in den jedesmaligen Gegenstand verwandeln und ihn, dem Wesen desselben gemäß, zur Anschauung bringen. So könnte man ihn z. B. seinen mythologisch-allegorischen Bildern gegenüber für einen ausschließlichen Freund des Alterthums, seinen Kirchenbildern aus der neumodischen Legende gegenüber für einen Affilirten der Jesuiten halten. Eine solche Hingabe oder Anbequemung an die Natur und den Charakter des Gegenstandes läßt sich auch in seinen Briefen erkennen, und es macht einen sehr anziehenden Eindruck, wenn er in Briefen an seinen Freund Caspar Gevaerts, den klassischen Humanisten, so oft von den „Göttern" ja auch von der „Göttin der glücklichen Heimkehr" spricht. Man darf das Verhältniß von Rubens zu den von ihm dargestellten Gegenständen nur wie das des Dichters zu seinem Stoffe zu begreifen suchen, und man darf überzeugt sein, daß jede andre Art, welche den Künstler als innerlich dem Gegenstande nahe stehend voraussetzt, zu Irrungen verleitet. Ich halte dies für einen besonders wichtigen Punkt, weil man bei Betrachtung der bezüglichen Bilder allzu leicht verführt wird, ihn nicht zu beobachten, und weil seine Nichtbeachtung zu einer falschen Beurtheilung von Rubens als Mensch veranlassen muß. Zweierlei Beziehungen machen sich in dieser Hinsicht besonders geltend.

Zunächst fällt eine Reihe von Kirchenbildern wegen ihrer den jesuitischen Vorstellungen angehörenden Gegenstände auf. Da sehen wir fabelhafte Wunderthaten der Heiligen Ignatius und Xaverius (Wien), da sehen wir die wunderliche Allegorie, wie Christus, im Begriffe gegen die Welt die tödtlichen Blitze zu schleudern, hiervon auf Bitten der Maria absteht (Brüssel), da sehen wir eine prunkvolle „Communion des heiligen Franz von Assisi" (Antwerpen) und andres Aehnliche mehr. Wie Mancher hat aus diesen ihn tief abstoßenden Stoffen, die so glänzend und lebenswahr dargestellt ihm entgegen treten, einen Schluß auf das Verhältniß des Künstlers als Menschen zu den Gegenständen an sich, zur Kirche und Religion gezogen. Ein solcher Schluß ist falsch. Rubens war ein freier Geist und stand auch der Kirche, ja selbst der christlichen Religion gegenüber in seltener Freiheit da. Beweis hierfür ist unzweifelhaft, wie sich Rubens bei Gelegenheit von Todesfällen ausgedrückt hat. Wer da weiß, wie der Tod einer geliebten Person die Seele religiös zu stimmen geeignet ist, wird es recht würdigen, wenn Rubens in der Antwort auf ein Beileidschreiben unmittelbar nach dem Tode seiner ersten Frau im Sommer 1626 von der „Gewalt des Schicksals, diesem Ausdruck der höchsten Macht spricht, dem man Ergebung und Gehorsam" schulde, wenn er sich gleichsam entschuldigt, daß er von der Zeit erwarte, „was eigentlich die Vernunft thun sollte", und wenn er durchaus in diesem Tone fortfährt. Nicht minder deutlich ist ein Schreiben, das er einige Jahre später an Gevaerts nach dem Tode von dessen Gattin richtet. „Wenn von der Philosophie einiger Trost zu erwarten ist, so steht Dir ein reicher Schatz des Trostes bei Dir selber offen! Ich will nur das eine traurige Trostmittel hier hinzufügen, daß wir in einer Zeit leben, in welcher das Leben, gleich wie dem Schwimmer das Schwimmen, um so leichter ist, je weniger man mit sich führt." Das heißt wahrlich nicht jesuitisch, nicht kirchlich, ja kaum religiös gesprochen. Ich ziehe hier keine weitern Schlußfolgerungen, als die, daß ein Künstler von dieser Denkungsart jene Gegenstände nur als poetischen und künstlerischen Stoff ansehen und behandeln konnte.

Aehnlich verhält es sich mit den Gräßlichkeiten, die man in Rubens'schen Bildern nicht selten sieht. Wenn auf der Darstellung des „Martyriums vom heiligen Livinus" (Brüssel) einer der Henker die blutige Zunge des Heiligen, die er eben ausgerissen, sogleich einem Hunde vorhält, so mag dies als Beispiel für derartige Züge hier gelten. Man fragt sich, wie kann ein Künstler einen so scheußlich barbarischen Vorgang in dieser, bis zum Grauen wahren Weise malen? Muß er selbst nicht ein gutes Stück Härte besitzen? Man wird solche Darstellungen an sich ästhetisch nicht billigen wollen, doch muß man suchen, sie aus der Natur des Künstlers zu erklären, ohne dessen Charakter, der so unzweideutig als ein edler und bedeutender sich zu erkennen gibt, anzutasten. Und da möchte ich auf Shakespeare hinweisen. Wer wagt es, daraus, daß Glocestern auf offener Bühne die Augen ausgerissen werden, einen Schluß auf den Charakter des Dichters zu ziehen? Gerade ebenso ist das Verhältniß bei Rubens, der im Geiste, in der Kunstrichtung, in der Auffassung und Behandlung dem großen Meister der Bühnendichtung nahe verwandt ist.

Mit diesem Vergleiche treten wir mitten in den Kern der Rubens'schen Kunstweise. Was ist deren Wesen? Wahrheit und wiederum Wahrheit, selbst bis zur Härte, Leben und Bewegung bis zur höchsten dramatischen Spannung, bis zur flüchtigsten Erscheinung des Augenblicks. Die Leidenschaften in Bewegung und Ausdruck, die lebenden Organisationen in der flüchtigsten Bewegung konnte Rubens mit unvergleichlich sicherm Auge, mit einem einzigen Blick auffassen und das Gesehene in unnachahmlicher Richtigkeit und Wahrheit wiedergeben. Er wußte die Natur wie auswendig und die Darstellung war ihm wie ein Spiel. Dieser von dem reichsten Künstlergeiste, der gestaltungsfähigsten Phantasie und der gewandtesten Technik getragene Realismus ist das Charakterzeichen der Rubens'schen Kunst. Der Zeit und der Lebensstellung des Künstlers entsprechend laufen da eine Menge Elemente, die dem klassischen Kunstbegriffe widerstreiten, mit ein: voran jene Gräßlichkeiten und jene Jesuitenwunder; dann aber auch die Neigung für die Allegorie und deren Vermischung mit der Geschichte und dem Leben, die Kühnheit des Gedankens, die bisweilen in's Barocke umschlägt, die Lust an Kraft und Masse und damit zusammenhängend die Ueberfülle der Gestalten an Fleisch und Form, die Gleichartigkeit der Typen in Gestalten und Köpfen und Aehnliches mehr. In allen diesen Stücken ist er der Sohn seiner Zeit, die nicht mehr die Zeit der klassischen Kunst war, ist er der Vlamänder, den nicht die auch von ihm so hoch bewunderte Schönheit des alten Hellas umgab. Hiermit muß gerechnet werden, wenn man Rubens geschichtlich und folglich gerecht beurtheilen will. Dann wird man aber auch um so eher und um so höher seine Größe schätzen, und die Meisterwerke seiner Hand als etwas anerkennen, das ebensowenig seines Gleichen hat, wie die Antike, wie Rafael, wie Dürer, wie Michelangelo, wie Tizian, wie Rembrandt, wie Cornelius. Diese Meisterwerke sind von der gleichen Genialität getragen und gesättigt, ob sie nun eine heilige Familie oder eine Amazonenschlacht, ein Bildniß oder eine Landschaft, oder was sonst immer darstellen. Immer fesseln sie fort und fort, und immer von Neuem setzen sie in Staunen. Denn die größte Sicherheit und Meisterschaft in allen Mitteln der Malerei sehen wir da beseelt durch einen mächtigen Geist, der Alles durchdringt und Alles bis in den letzten und feinsten Pinselstrich hinein lebendig macht. Dieser Geist verleiht selbst da einen unwiderstehlichen Reiz, wo der Gedanke barock oder vielleicht gar abgeschmackt ist, oder wo Formengebung und Zeichnung hinsichtlich der Auffassung der Natur gewöhnlich sind. Diese leuchtende Farbe, dies blühende Leben, diese Fülle des Daseins sind so groß, daß man im Anschauen solcher Werke meinen möchte, jene Eigenschaften seien niemals wieder von irgend einem andern Maler erreicht worden. Und dieselben sind so kraftvoll und eigenartig, daß man Rubens mit keinem andern Künstler zutreffend vergleichen kann, daß eben seine vollkommensten Werke in ihrer Art ebenbürtig neben den Meisterwerken aller Zeiten stehen. Es ist der mächtige, Alles belebende Genius, der in ihnen waltet, und der denselben Ursprung hat, wie der Genius aller großen Meister!

Es würde Zweck und Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, wollte ich auf die Werke des Rubens, selbst nur auf die allerhervorragendsten, oder auf die weiteren Lebensereignisse desselben hier, wenn auch nur ganz flüchtig eingehen. Ich beschränke mich, nur noch einige wenige Punkte zu berühren.

Rubens lebte, wie bemerkt, mit Fürsten und Königen und verkehrte viel an den Höfen der Großen, aber er war kein Hofmann. Mit Bezug auf Paris sagte er: „ich bin dieses Hofes überdrüssig", mit Bezug auf London: „ich hege einen Abscheu dagegen". Rubens war Diplomat im Dienste seiner Fürsten, der Infantin Isabella und des Königs von Spanien, aber er blieb Künstler, der die Ereignisse immer von der menschlichen Seite ansah und der in seinen gesandtschaftlichen Sendungen immer nur ein Ziel kannte und verfolgte, die Herstellung des Friedens. Im Jahre 1628 schrieb er: „Es wäre wahrlich besser, wenn jene Jünglinge, die jetzt die Welt regieren, ein freundliches und gutes Einverständniß unter sich bewahrten, als daß sie die ganze Christenheit ihrer Grillen wegen in Aufruhr bringen. Aber man muß glauben, daß es so vom Himmel bestimmt sei und sich bei dem göttlichen Willen beruhigen." Tillys grausames Verfahren tadelt er heftig und Wallenstein schilt er einen Barbaren. So menschlich theilnehmend begleitete er Jahr um Jahr die Schicksale Europas, und im innigen Mitgefühle für dieselben stiftete er noch kurz vor seinem Tode dieser seiner Gesinnung ein künstlerisches Denkmal, eines seiner herrlichsten Gemälde. Er hat es selbst ausführlich beschrieben und erklärt. Es ist der unersättliche Krieg in Gestalt des Mars, der, von den Furien aufgereizt, zu immer neuen blutigen Thaten stürmt, während die Welt darüber zu Grunde geht. „Jene schmerzerfüllte Frau aber — sagt Rubens — im schwarzen Gewande, mit zerrissenem Schleier und alles Schmuckes beraubt, ist das unglückliche Europa, welches schon so viele Jahre lang Raub, Schmach und Elend erleidet." Dieses großartig gemalte, den Beschauer gewaltig ergreifende und packende Bild befindet sich im Palazzo Pitti zu Florenz. So beurtheilte Rubens die Ereignisse seiner Zeit. Doch ich will eine hierher gehörige Aeußerung von ihm nicht unterdrücken, wenn sie auch persönlich oder künstlerisch keine nähere Beziehung zu ihm hat; um so mehr Interesse bietet sie aber in Bezug auf die Gegenwart. Sie stammt aus dem Jahre 1626 und lautet: „Ueber den Türken aber wundre ich mich, daß er zu solcher Zeit und bei so ungünstigen Verhältnissen im Innern seines Reiches es wagt, unter solchen Conjuncturen mit den Christen zu brechen. Es scheint mir, als ob dieses Reich mit großen Schritten seinem Verfalle entgegen gehe, und daß nur ein Mann fehle, um ihm den letzten Stoß zu geben." Seitdem sind 250 Jahre vergangen und dasselbe Schauspiel wiederholt sich vor unsern Augen. Die Geschichte scheint bisweilen auch jetzt noch mit überraschender Langsamkeit sich zu bewegen.

Am 30. Mai 1640 hauchte Rubens seine große Seele aus. Lange schon hatte ihn die Gicht heimgesucht und hatte ihn mehr als seine Jahre es sonst gethan hätten, gealtert. Fünf Wochen vor seinem Tode klagte er über diese Feinde, über „Alter und Gicht"; aber trotzdem erhielt er sich eine heitre Stimmung bis an sein Ende. In der Jakobskirche zu Antwerpen ist er bestattet und über seiner Gruft hängt eines seiner schönsten Werke, ein christlich-allegorisches Familienbild. Er zog wie Achilles ein kurzes Leben in Ehren jedem andern vor und sagte in diesem Sinne: „Nicht darauf kommt es an, wie lange ein Stück spielt, sondern wie gut es gespielt wird." Nun er hat wahrlich sein Stück gut gespielt! Alles, was wir von Rubens sehen und lesen, bestätigt uns das glänzende Urtheil, welches der ausgezeichnete und geistreiche Franzose Fabri de Peiresc in einem Briefe an Gevaerts über ihn niedergelegt hat: „Ich kann weder seine Ehrenhaftigkeit genug rühmen, noch würdig genug die Vortrefflichkeit seiner Tugend und seiner großen Eigenschaften lobpreisen, sowohl was die tiefe Gelehrsamkeit und wunderbare Kenntniß des klassischen Alterthums, als auch was die Geschicklichkeit und das seltene Benehmen betrifft, welche er in den Angelegenheiten der Welt bekundet; endlich auch die große Unübertrefflichkeit seiner Hand und die große Anmuth seines Umganges." In dieser rühmlichen und schönen Gestalt lebt der einzige Mann unter der Nachwelt fort, und seine Werke vermitteln noch jeden Tag in immer neuer lebendiger Weise den Verkehr zwischen ihm und uns.

Denn das Vorbild von Rubens wirkt immerfort mit Macht auf Gemüth und Phantasie ein und regt strebsame Künstler zur Nacheiferung an. Noch heute können wir seinen unmittelbaren Einfluß in Werken unsrer Zeitgenossen nachweisen, und danach können wir ermessen, mit welcher überwältigenden Kraft dieser Einfluß die Zeitgenossen und besonders die Landsleute des großen Meisters gebannt hat. Eine ganze Schaar von Künstlern bildete im engeren oder weiteren Sinne seine Schule unter den niederländischen Malern; aber auch auf fast alle andern Nationen der damaligen Zeit hat er anregend und bestimmend eingewirkt. Und so steht er denn nicht nur als Künstler an und für sich, sondern auch in kunstgeschichtlicher Hinsicht als einer der ersten, bedeutendsten und einflußreichsten Maler da, dem die dankbare Nachwelt mit Recht die rühmlichsten Huldigungen darbringt.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gesammtgastspiel der Wiener Hofburgschauspieler

Conrad Hallenstein, Ernst Hartmann und Josef Lewinsky und des Fräulein Wessely vom Leipziger Stadttheater.

Wie alljährlich hat auch heuer der Hochsommer einige der begabtesten Mitglieder des Wiener Hoftheaters nach Berlin geführt, die sich zu einem Gesammtgastspiel am Nationaltheater vereinigt haben. In ihrer Begleitung ist diesmal eine blutjunge Künstlerin erschienen, die gleichfalls eine Wienerin ist und, wie wir Berliner befürchten dürfen, auch über kurz oder lang dem Hofburgtheater dauernd angehören wird. Es ist Fräulein Wessely, zur Zeit noch Mitglied des Leipziger Stadttheaters. Ich habe das junge Mädchen, das soeben das 17. Lebensjahr erreicht hat, nur noch an einem Abend als Marie in „Clavigo“ und als Marianne in den „Geschwistern“ sehen können; aber diese beiden Rollen genügen auch, um mich zu der vollkommenen Uebereinstimmung mit jenen Stimmen zu berechtigen, welche in dieser Schauspielerin eines der zukunftsreichsten Talente unserer Bühne erblicken.

Fräulein Wessely ist Schülerin desselben Wiener Conservatoriums, das uns Stella Gerster lieblichen Angedenkens gesandt hat. Diese beiden Künstlernaturen haben überdies mancherlei Verwandtes. Ihnen beiden ist vor Allem gemeinsam der schöne Ernst, mit dem sie ihre Aufgabe erfassen, und die keusche Bescheidenheit, mit der sie dieselbe ausführen; nirgends wird man durch aufdringliches Hervorthun verletzt, bei beiden ist es nicht auf das Blenden und Ueberraschen abgesehen. Die Stimmung, die beide erwecken, läßt sich vielleicht am besten bezeichnen als eine frohsinnige Behaglichkeit. Vom Virtuosenthum, wie es sich allmählich ausgebildet hat, sind sie so weit wie möglich entfernt. Beide sind daher auch bestimmt, die dauernden Zierden einer ernsten Kunstanstalt zu werden, oder unrettbar zu Grunde zu gehen, wenn sie den sicheren Hafen verlassen, um in das bedenkliche seichte Fahrwasser der flottirenden Gastspielerei hineinzuabenteuern.

Die Erscheinung der jugendlichen Schauspielerin hat durchaus nichts Auffallendes, aber sie ist sehr sympathisch. Ihr Organ ist genügend stark, ziemlich tief und von weichem, seelenvollen Klange. Ihre Bewegungen sind leicht, anspruchslos und richtig; sie scheinen mehr dem glücklichen Instincte als dem vorüberlegten Willen zu gehorchen. Fräulein Wessely ist die geborene Schauspielerin. Sie befindet sich jetzt unter Bedingungen, welche die Entwicklung ihres ungewöhnlichen Talentes begünstigen. Ich habe die Leipziger Bühne unter Förster zwar noch nicht gesehen und weiß daher auch nicht, ob und in wie weit die bitteren Klagen über Försters Direction berechtigte sind, aber ich weiß von Försters Thätigkeit am Burgtheater her, daß derselbe solide Eigenschaften als Regisseur und dramaturgischer Pädagog besitzt, und meine, daß Fräulein Wessely, die sicherlich nicht nur zu den Lieblingen des Leipziger Publicums, sondern auch zu denen der Direction gehören muß, da sie nach den unglaublichen Angaben, die über die Niedrigkeit ihrer Gage ohne Widerruf veröffentlicht worden sind, mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn sieht — ich meine, daß Fräulein Wessely unter Förster sehr viel lernen kann und als erste Schauspielerin des Leipziger Stadttheaters eine Beschäftigung findet, welche ihrem künstlerischen Ehrgeize und ihrem Entwicklungsdrange die vollste Befriedigung gewährt. Also Glück auf!

Mit dem Abgange des Fräulein Wessely ist an die Stelle des klassischen Repertoirs ein weniger klassisches getreten; zunächst das französische Drama „Didier“ von Pierre Berton. Ich brauche mich den Lesern der „Gegenwart“ gegenüber, welche mir die Ehre erweisen, meinen Aufsätzen einige Aufmerksamkeit zu schenken, nicht dagegen zu verwahren, daß ich blindlings auf Alles, was aus Frankreich kommt, losschlage, wie viele geistvolle Leute, weil es eben aus Frankreich kommt. Man hat mir mit mehr Recht sogar aus meiner zu starken Liebhaberei für die französische Bühnendichtung einen Vorwurf machen dürfen, an welcher ich den kühnen glücklichen Griff in der Wahl und die sorgfältige künstlerische Technik in der Behandlung des Stoffes oft anerkennen und oft sogar bewundern muß. Die Nothwendigkeit aber, ein Stück wie „Didier“ zu übersetzen, begreife ich trotz alledem ganz und gar nicht. Der Verfasser, Pierre Berton, stammt aus gutem Künstlerblut. Er ist der Sohn eines correcten, tüchtigen und angesehenen Schauspielers, der unter Anderem den „Marquis von Villemer“ von George Sand mit glänzendem Erfolge zuerst gespielt, oder wie es in der verwunderlichen und lächerlichen Hyperbel der Bühnensprache heißt, „geschaffen“ hat, und der vor ungefähr drei Jahren gestorben ist; er ist der Enkel des würdigen Samson, weiland ersten Schauspielers und Dramaturgen am Théâtre Français, des Lehrers der Rachel, der auch einige gute Stücke geschrieben hat, namentlich „die Familie Poisson“. Pierre Berton ist wie sein Vater und Großvater Schauspieler — nur ein weniger guter. Nebenbei hat er auch einige kleine Stücke geschrieben, z. B. „La vertu de ma femme“ und eben jenes Drama „Didier“, von dem jetzt in Kürze die Rede sein soll.

Dieses letztere Stück läßt alle die Eigenschaften, die wir sonst an den gelungenen französischen Bühnendichtungen loben dürfen, vermissen; es ist grob und unbeholfen und kann nur durch die Darstellung der Hauptrolle einige Theilnahme erwecken. Der Dialog ist über alle Begriffe schwerfällig, platt und wimmelt von Gemeinplätzen der bösesten Art, vermengt mit etlichen ernst gemeinten Kindereien, bei denen man sich des Lächelns kaum erwehren kann. So der Dithyrambus an den Kaffee: „Komm du bräunlicher, du treuer Gefährte meiner Nachtwachen“ — oder so ähnlich.

Didier — „Naturforscher“, wie der Zettel versichert — verliebt sich auf seine ältlichen Tage in die Tochter eines reichen Arztes, Dr. Raymond, die Lucie heißt und ihrerseits einen Andern liebt, nämlich den jungen Dr. Henri. Dieser junge Doctor, der kein Vermögen, keine Praxis, nicht einmal einen bürgerlichen Namen besitzt — er ist ein uneheliches Kind — hat wenig Aussicht, Fräulein Lucie heimzuführen, denn der alte Raymond ist im wahrsten Sinne ein praktischer Arzt, wobei auf das Wort „praktisch“ die Hauptbetonung zu legen ist. Didier erfährt alles das bei der Einleitung zu seiner Werbung, die er deswegen auch gar nicht ganz vorzubringen wagt. Er kommt sich lächerlich vor mit einem jungen und geliebten Manne in Liebesconcurrenz zu treten; er beschließt vielmehr, seiner stummen Liebe zu entsagen, die allerdings ein bischen unerwartet über ihn gekommen ist, den jungen Mann zu adoptiren und ihm auf diese Weise zu einem Namen, zu einem Vermögen und mithin auch zu einer Frau zu verhelfen. Aber Didier hat sich zuviel zugemuthet. Im Begriff das ungeheure Opfer zu bringen, schnappt er über. Ich bitte um Verzeihung wegen dieses etwas trivialen Ausdrucks, aber er ist der treffendste. Im Zwischenacte, der drei Monate währt, leidet er am Wahnsinn, der in einer heftigen Gehirnentzündung seine Basis hat, wird von Raymond und dessen Tochter gepflegt und gesundet wieder. Zu Beginn des letzten Aufzuges finden wir ihn als Reconvalescenten, aus dessen Geist jedoch die Erinnerung an die Ursachen seiner Erkrankung wie getilgt ist. Er weiß nichts mehr von seiner plötzlichen Liebe, von seiner Entsagung, von seinem Vorhaben Henri zu adoptiren und mit Lucie zu vermählen. Raymond befürchtet einen Rückfall, wenn Didier von diesen aufregenden Dingen wieder Kenntniß erhalten würde; diese Besorgniß ist jedoch glücklicher Weise eine überflüssige. Allmählich dämmert's in Didier wieder auf, das Gedächtniß beginnt wieder seine Dienstleistungen zu verrichten, diese und jene sporadische Thatsache vergegenwärtigt sich ihm auf's Neue, und aus denselben construirt er sich schließlich die ganze Geschichte. Aber nun bleibt er bei Vernunft, adoptirt den jungen Mann, vermählt ihn mit dem jungen Mädchen, sagt der Liebe und dem Gedanken an eine Frau schmerzlos Valet, denn ihm bleiben ja die Freundschaft und — Kinder! Es ist rührend.

Lewinsky spielte den Didier bewunderungswürdig — eigentlich viel zu gut, denn er ergreift uns, und wir ärgern uns hinterdrein, daß wir uns haben ergreifen lassen, daß wir das Opfer dieser plumpen schriftstellerischen Attentate auf unser Nervensystem geworden sind.

Der sehr, mitunter allzu drastische Schwank „Eine Jugendsünde“ von Julius Findeisen ist freilich auch kein sehr erhebliches Stück, und stellenweise ein bischen anstößig ohne Noth, aber es ist wenigstens anspruchslos, und man lacht einige Mal recht herzhaft. Das ist schon etwas, es ist sogar viel. In diesem Stücke, das eine eingehende Besprechung nicht begehrt, steht Herr Hartmann im Vordergrunde, der einen Dümmling mit der liebenswürdigsten Einfältigkeit und bestrickendsten Vornirtheit ausstattet. Ihm zur Seite steht Herr Lewinsky, dessen feine und geistvolle Komik mir besonders zusagt, als Pantoffelheld in beständiger Aufregung, daß seine „Jugendsünde“, die ihm in der Gestalt eines erwachsenen Menschen in den Weg läuft, bekannt werde. Im Interesse des Gesammtgastspiels hat sich Herr Hallenstein in den beiden Stücken zu untergeordneten und recht undankbaren Rollen bereit finden lassen, die nicht geeignet sind, das tüchtige Talent des Künstlers in's rechte Licht zu rücken, sondern nur die Liebenswürdigkeit des Collegen bekundet.

Der Erfolg der Gäste war glänzend und die ständigen Mitglieder des Nationaltheaters thaten ihre Schuldigkeit. P. L.

Inserate.

Die Berliner Akademie der Wissenschaften

hat, trotz meiner Bitte (4. Mai 1876) unterlassen, in den Monatsberichten über ihre physikalische Preisaufgabe vom 3. Juli 1873, über ihren Erfolg, die Art der Lösung, die Ertheilung des Preises ꝛc. zu berichten. Auch eine 1872 gestellte, durch Ausführlichkeit der Motive ausgezeichnete, Preisfrage ist nicht durch Schlußbericht erledigt. Geschah dieses der Raumersparniß halber? Oder ist die Akademie dermaßen zu Kreuz gekrochen, daß sie den verunglückten Kindern ihrer Laune, z. B. den mit doppelten Gliedern behafteten, nicht mehr den üblichen Leichensermon zu halten wagt? Oder? — —? Ist die Preisfrage von 1873 gelöst, erneuert oder zurückgezogen? — Letzteres wäre, nach der verdoppelten Arbeit, welche die Akademie darauf verwandte, doppelt zu beklagen. Und da mir, Anfang 1874, das seltene Glück, oder die, weniger gesuchte als auf der Straße gefundene, Ehre wurde, wenigstens den Namen, unter dem die Raupe des 3. Juli 1873 sich zum flügellosen Schmetterling verpuppen wollte, rathen und verkünden zu dürfen, liegt mir das fernere Schicksal unseres Täuflings recht am Herzen. Mit dem Vorbehalt, hierauf zurückzukommen, erlaube ich mir schon jetzt, eine wiederholte, **heimlich-stille,** Anerkennung meiner Spürnase durch die edle Akademie ganz ergebenst zu verbitten. Jeder bleibe bei seinem Leisten! Die Akademie bei Formung von Preisfragen; meine Wenigkeit bei Umformung derselben. Krittler und Gegner mag ich leiden, geheime Nachbeter und Nachtreter nicht! Zwei Mitarbeiter an zwei Preisfragen, welche dann für Eine Doppelfrage gelten sollten; das wird am Ende doch eine gar zu komische Verquickung des Bruit pour l'ommelette mit unserm Billig aber —! — — Auch der Schützling der guten Akademie, die deutsche Venus-Expedition von 1874, läßt (seit der anonymen Abkanzelung des Prof. Heis) noch nichts von sich hören. Ist auch hier vielleicht ein kleines Malheur passirt? Daß man nach der anzüglichen Warnung in der Frankfurter Zeitung (15. Dec. 1874) glaubt, sich vor der Oeffentlichkeit drücken zu müssen — und zu dürfen? — — Die Säcularfeier der Universität Tübingen, zusammentreffend mit der so glücklichen wie ehrenvollen Akme ihrer Studentenfrequenz, legt es den Docenten nahe, in recht gediegenen Festschriften, sich der Epoche werth zu zeigen. Ein Schriftsteller zumal, der so schnelle und volle Anerkennung seiner Verdienste erwarb, wie Professor Sigwart, kann wohl nicht **weniger** thun, als den seit 1874 aufgesparten zweiten Band seiner Logik jetzt ans Licht bringen; in einer Ausstattung, die es rechtfertigt, daß er seit Erscheinen der Principles of Science nicht zum Narrenspossen drei volle Jahre im Pult vergraben lag.

W. Schlötel.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 30. Berlin, den 28. Juli 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Vom Grafen Julius Andrássy.

(Persönliches und Allgemeines.)

Gegenüber von Dommayers Casino in Hietzing, mit der Front auf die vielbelebte Fahrstraße und der Rückseite auf die weltberühmten Alleen des Schönbrunner Schloßgartens gerichtet, steht eine reizende Villa. Sie ist ein Annex des kaiserlichen Lustschlosses und in dessen Stil gebaut; westwärts lugen die üppig bewachsenen Hügelketten des Wienerwaldes in ihre Fenster hinein und das Sonntagspublicum der kaiserlichen Donaustadt, das schaarenweise auf der Wanderung nach der „Neuen Welt", nach Lains, St. Veit und Hacking vorüberpilgert, schaut neugierigen Blickes zu den heimtückischen grünen Jalousien empor, die tagsüber fest verschlossen sind, als hätten sie ein Geheimniß oder mindestens eine empfindsame Misanthropensippe zu verhüllen.

In diesem graziösen Gebäu übersommert heuer, da der diplomatische Urlaub eine Fiction geworden, Graf Julius Andrássy, Oestreich-Ungarns gemeinsamer Minister des Aeußern, mit seiner Gattin, der ehemals als schön gepriesenen Gräfin Kathinka, und seiner Tochter, der als künftige Schönheit escomptirten Comtesse Ilona, pflegt er sorgsam die rheumatischen Gliedmaßen, die eine fatale Neigung zur Ischias verrathen, und die in die Krisis eingetretene orientalische Frage, welche für gewisse europäische Staaten gefährlicher ist als die peinvollste Gicht. Von zwei zu zwei Tagen rasselt er dazwischen auf etliche Stunden durch Fünfhaus und die endlose Mariahilfer Hauptstraße zum Ballplatz hinein, conferirt eine Weile mit Baron Calice, dem Referenten für orientalische, oder Hofrath von Taschenberg, demjenigen für deutsche Angelegenheiten, thut nothwendige Conversationen mit Aleko Pascha, dem türkischen, oder Herrn von Novikoff, dem russischen Botschafter ab, und jagt dann wieder seelenfroh in sein grünes Schönbrunner Paradies zurück, das der Kaiser ihm huldvoll als Villeggiatur einräumte, der Kaiser Franz Joseph dem nämlichen Grafen Julius Andrássy, der einstens als Rebell zum Tode durch den Strick verurtheilt war und in Stambul und Paris die Treppen des Exils auf- und niedersteigen mußte.

Es ist eine wunderliche Sache um die Schlangenwindungen des Schicksals. Teleki, Batthyanyi sind todt, „am Vaterlande gestorben", Kossuth ertheilt in der Fremde Privatunterricht, Klapka soufflirt den ottomanischen Strategen ihre Feldzugspläne und von Alexander Petöfi weiß Niemand, wo er begraben liegt, ja nicht einmal, ob er überhaupt gestorben ist. Julius Andrássy aber ist gemeinsamer Minister des Auswärtigen in dem dualistisch zusammengeschirrten Oestreich-Ungarn, ein Vertrauensmann des Kaisers Franz Joseph und ein Freund des Fürsten Otto von Bismarck, der in dem nämlichen Jahre, als Graf Julius zum Rebellentode bestimmt ward, zu den reactionärsten, wenn auch genialsten Landjunkern der Weltgeschichte zählte.

Und Graf Julius fühlt sich wohl bei diesem Schicksalswechsel, dieser ungeheuren Decorationsverwandlung, welche, zwischen den Jahren 1848 und 1866 vollzogen, ihn nach vorwärts schob auf eine der einflußreichsten Stellen in dem politischen Leben der Gegenwart. Er ist kein Charlatan, gewiß nicht. Wenn man ihn, den schlanken Mann mit dem elastischen Gange und dem hageren, gebräunten, fast zigeunerartig modellirten Gesichte so mitten unter allem Volke dahinschlendern sieht, ein stilles Lächeln in den Zügen, die Halsbinde nachlässig gelockert, den Cylinderhut schier jugendlich keck auf das schwarzkrause Haupt gestülpt, so braucht man kein Psycholog zu sein, um zu errathen, daß in ihm das Bewußtsein seines persönlichen Werthes nicht die bescheidene Selbsterkenntniß überwuchere, welche das Zeichen der echten Verdienstlichkeit ist.

Seine Gegner und Neider haben Mancherlei an ihm auszustellen; sie werfen ihm vor, daß sein Schulsack zu leicht und selbst sein Französisch zu mangelhaft sei; in ihrer Erinnerung lebt jener tiefgelehrte Sectionschef Baron Revertera fort, der einst die völkerrechtliche Autorität des östreichischen Cabinets war, und manchmal, wenn er den ehrwürdigen Hugo Grotius oder den scharfsinnigen Bodin citirte, sich von dem Grafen Julius, seinem Chef, die Antwort holte: „Ach lassen Sie mir diese alten Schmöker bei Seite, das verstehe ich besser!"

Und sie haben in ihrer Weise recht. Graf Andrássy ist nicht, was man einen literarischen Mann nennt, und glaubt auch nicht, es zu sein. Er lebt mit den Musen in einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse, etwa in dem eines Passionärs, der heute der einen von den neun Huldinnen, morgen einer anderen und übermorgen keiner von allen Respect bezeigt. Er reist eigens zu dem Wagner-Festspiel nach Bayreuth, während anscheinend „hinten weit in der Türkei" die Flammen bis an Oestreich-Ungarns Verfassungsmauern emporzüngeln, und ist vielleicht nicht einmal Musiker aus Neigung oder Anlage. Baron Hofmann, der gemeinsame Finanzminister, lebt förmlich für das Theater, hält öffentliche Vorträge über gelehrte afri-

kanische Themata, obgleich ihn tagsüber die leidigen Journalisten wie aufdringliche Bienen umschwärmen, um von seiner diplomatischen Weisheit zu naschen. Baron Hofmann ist der Aesthetiker unter den Diplomaten, während Graf Andrássy der Naturalist unter ihnen ist, der sattgemachte Mann, der mit seinem ganzen Ich im gesunden Menschenverstande steckt. Es ist nöthig, meinen die Leute, daß der diplomatische Lenker eines großen Staatswesens etwas von dem bureaukratischen Geschäftsgange, den äußeren Gepflogenheiten des internationalen Schriftenverkehrs verstehe; selbst Bismarck sitzt mitten in bewegter Reichtagsdebatte über Berichten und Erlässen, glossirt hier das Elaborat eines seiner Referenten, commentirt dort den Bericht eines Botschafters oder die Auskünfte eines rührigen Agenten. Graf Andrássy aber kehre sich nicht an diese Kleinlichkeiten, sondern höre nur mit halbem Ohre seine Räthe an, um sodann seine Meinung zu äußern und das Weitere den geschickten Federn eines Taschenberg oder Calice zu überlassen.

Je nun, die Skeptiker haben Recht und auch wieder Unrecht. Friedrich der Große schrieb und Bonaparte dictirte Alles selber, und man kann nicht sagen, daß es schlecht gewesen wäre. Graf Andrássy aber hat als der Typus eines Naturalisten seine eigene Methode und, wie die Dinge heute liegen, vermag man auch über diese sich nicht zu beklagen. Auch ist es recht wohlfeil, ihn der literarischen Gleichgültigkeit anzuklagen. Graf Beust, sein Vorgänger, war ein eminent gebildeter Mann; er dichtete, componirte, citirte alle Poeten der Welt und baute rhetorische Perioden von hinreißender Schönheit, aber Oestreich-Ungarn kam durch ihn auf keinen grünen Zweig, kracht heute noch an den Nachwehen des 67er Ausgleichs in allen Fugen, hat ihm die Ungeberdigkeit des serbischen Nachbars, dessen Hauptstadt er von der türkischen Garnison befreite, und tausend andere Unannehmlichkeiten zu verdanken, darunter nicht als geringste das unausrottbare Mißtrauen Deutschlands, gegen das der sächsische Graf bis zum heutigen Tage mit besonderer Passion intriguirt und zettelt.

Graf Andrássy faßte seine Aufgabe, wenngleich weniger zierlich und kokett, doch mit gesunderen Augen und realistischerem Verstande.

Die erste Maxime, welche er in sein Amt mitbrachte, war die Verständigung mit Deutschland. Der welt- und menschenkundige Magyar erkannte, was dem kleinstaatlichen Deutschen zeitlebens verborgen bleiben wird, daß Erz- und Fichtelgebirge zwar die Territorien, aber nicht die Bevölkerungen und Interessen scheiden. Geographische Wunderlichkeiten der Geschichte wie die schrullenhafte Mainlinie genirten ihn nicht, denn er hat von Ritters, Klödens und Daniels Erdbeschreibungen vielleicht niemals etwas gehört, jedenfalls sie noch nie in seiner Hand gehabt. Dagegen besaß er ein feines Ohr für den Geist der Völker und darum suchte, acceptirte er das Einvernehmen mit Deutschland, welches den östreichischen Staatsbestand stützt wie der Fels eine an seinen Hang gelehnte Stadt. Die Tradition, diesen Zopf, der der Gedankenlosigkeit vorn und hinten hängt, warf er entschlossen über Bord. Auf dem nämlichen Wege ging er auch der langgenährten Mißstimmung zwischen den Savoyern und den Habsburgern zu Leibe, und es war sicherlich kein leichtes Stück Arbeit, zu bewirken, daß Victor Emanuel als Gast in die Hofburg und Franz Joseph als Freund in den Palazzo Reale von Venedig einkehrte. Denn ob man es auch tausendmal leugne, es besteht eine mächtige Partei an dem Wiener Hofe, bunt gemischt aus intransigenten Altöstreichern, selbstbewußten Militärs, ränkesüchtigen Slaven und mißvergnügten Höflingen, welche mit scheelen Augen auf die italienische wie die deutsche Freundschaft blickt, die constitutionellen Magyaren zum Teufel wünscht, mit dem Vatican kokettirt, französische Intriguen begünstigt und russischen Umarmungen entgegenjauchzt. Dieses ganze Heer von Schatten und Riesen — einen wahren Dunsinanwald — mußte Andrássy bei Seite schieben, und er hätte es nimmer zuwege gebracht, wenn er nicht von jener ungetrübten, bis zu einem gewissen Grade sogar naiven Unbefangenheit wäre, welche neben dem complicirten Apparat moderner Bildung und Universalität so selten zu bestehen vermag.

Man denkt sich gerne, daß Fürst Bismarck, das Genie unter den Diplomaten, zu dem östreichischen Premier eben deshalb sich vertrauensvoll hingezogen fühlt, weil derselbe mit der eigenen Begabung und nicht nach den rostigen Schablonen der „alten Schule" arbeitet, und daß andererseits hinwiederum Graf Andrássy sich mit Vorliebe an den deutschen Reichskanzler anschließt, weil dessen Genialität ebenfalls zum Theil in der Unbefangenheit einer elementaren Naturanlage wurzelt.

Damit soll beileibe nicht gesagt sein, daß Andrássy auch nur von fern an Bismarcks Schultern hinanrage. Aber es erklärt sich doch auf diese Weise, weshalb der Kleinere so eifrig beflissen ist, in den Spuren des Größeren zu gehen, ihn äußerlich nicht minder als in seinen Handlungen nachzuahmen, sich in die Uniform eines Honvedgenerals zu stecken, weil jener diejenige eines Reitergenerals trägt, und Offenheit zur Schau zu tragen, weil jener die Geheimnißthuerei aus seinem diplomatischen Codex erbarmungslos verbannt hat.

Nur so hat Andrássys Wort, daß es für ihn keine Tradition gebe, einen Sinn. Und auch das andere, daß er eine Politik „von Fall zu Fall" mache, läßt sich in dieser Ideenverbindung ohne Künstelei erklären.

Freilich steht die Hauptsache noch aus.

Die orientalische Frage kann noch immer das Grab für Andrássys diplomatische Verdienste werden. Bisher ist es sein Ruhm, von abenteuerlichen Versuchungen sich frei gehalten zu haben. Er hat Reformnoten schreiben lassen, welche ebensogut hätten ungeschrieben bleiben können, denn sie zeichneten sich weder durch Originalität, noch durch Größe der Auffassung aus. Beust hätte sie ohne Frage geistreicher abgefaßt. Er hat aber auch mit löblicher Bedächtigkeit die gleißenden Verlockungen John Bulls, des egoistischen Weltkrämers, von sich fortgewiesen, um, so lange als möglich, auf der Terra firma des Dreikaiserbundes, und wenn dies nicht mehr angänglich, auf der Platform eines deutsch-östreichischen Einvernehmens zu bleiben. Die Politik der Passivität bildete seine Stärke. Man bedenke nur, gegen wie viele und wie hartnäckige Einflüsse er Stand zu halten hat. In der Hofburg dominirt der slavische Geist und das Gelüste, Hand in Hand mit Rußland die Türkei zu zertrümmern. Man möchte unverweilt nach Bosnien und der Herzegowina einmarschiren und vorläufig unter dem Titel eines Faustpfandes, dann aber nach dem Rechte der Ersetzung die vielgestaltige Misère dieses Reiches um eine neue Plage vermehren. In der deutschen Bevölkerung überwiegt die deutsch-böhmische Flickschuster-Genialität, die bei dem Anblicke eines Tschechen in angstvolle Convulsionen fällt, bei dem Gedanken an eine große Action an Händen und Füßen erzittert und doch wieder die Passivität in allen Tonarten bejammert. Jenseits der Leitha endlich wüthet und tobt es von altem Russenhasse; man klirrt mit dem Säbel, schreit nach einem Bündnisse mit dem Türken, dem man sich für die Gastfreundschaft Anno 1849 verflichtet fühlt, an welcher Graf Andrássy persönlich participirte; schnaubt Wuth und Verderben gegen die Slaven im eigenen Lande, gegen Serben und Croaten, die ihrerseits wiederum dem russischen Doppeladler sehnsüchtig zujubeln.

Inmitten dieser Brandung hat Graf Andrássy bis jetzt festgestanden wie ein Fels. Es waren Momente, wo er zu wanken schien. Die Rufe der „Metternichianer" wurden gar zu laut und zu dringlich. Als Rußland das Londoner Protokoll durch den Schuwaloff'schen Annex gegenstandslos machte, erfolgte der erste Stoß. Als der Uebergang über den Pruth sich vollzog, der zweite. Die Absperrung der Donau rüttelte weiter an dem mühsam festgehaltenen Gleichgewichte und Rumäniens Unabhängigkeitserklärung, die Forcirung des Donaustromes thaten es noch mehr. Immer wieder ertönte die Forderung eines englisch-östreichischen Bündnisses. „Ich habe es in der Hand", antwortete Andrássy, „die Russen in jedem

Augenblicke aus Rumänien zu delogiren, wenn ich durch die Siebenbürger Pässe ihnen in die rechte Flanke falle. Ich werde es thun, sobald meine Interessen bedroht sind." Deine Interessen sind nicht blos bedroht, hallte es ihm entgegen, sie sind schon längst geschädigt! Die Donau ist nicht mehr dein, der Serbe und Wallache spotten deiner; bedarf es noch weiterer Bedrohungen?

Inzwischen streifen die Russen bereits über den Balkan und Oestreich-Ungarn steht noch immer Gewehr beim Fuß. Ungarn zittert vor Aufregung und durch die gesammte Slavenwelt geht es wie allgemeines Erwachen. Wer hat nun Recht, Andrássy, der seelenruhig stille hält, oder seine Kritiker, die mit schmetternder Beredtsamkeit zur Action rufen? Sind diejenigen die Klügeren, welche Rußland bereits im Besitze Bulgariens und Rumeliens, England im Besitze Constantinopels und Oestreich-Ungarn im Besitze des — leeren Nachsehens erblicken, oder diejenigen, welche Oestreich beglückwünschen, weil es jedwedem Abenteuer behutsam aus dem Wege ging?

Freilich, wenn der Calcül sich als richtig erweisen sollte, daß Rußland aus diesem Kriege geschwächt und für Jahrzehnte ohnmächtig hervorgehen werde, so wird die Passivitätspolitik Andrássys ein Meisterstück gewesen sein. Die Boaconstrictor zermalmt und verzehrt ihre Beute, muß dann aber einen Tag und länger regungslos und unbeweglich, jedem Pfeilschuß und Kolbenschlage ausgesetzt, am Boden liegen. Dann kommt vielleicht Oestreichs Zeit, seinen Slaven die Russomanie auszutreiben, den kleinen Vexirpuppen in Belgrad, Cettinje und Bukarest Mores zu lehren und sich der Donau, seiner Lebensader, neuerdings zu versichern. Duobus litigantibus tertius gaudet.

Vielleicht, vielleicht. Wenn aber nicht, wenn Rußlands Prestige unter den Südslaven wächst, wenn der Panslavismus den Platz behauptet und kein Türke mehr vorhanden ist, ihm einen natürlichen Damm entgegenzusetzen — was dann? Wird Graf Andrássy auch dann noch für einen klugen Staatsmann zu gelten haben?

Dieses leidige delphische Orakel! Als Krösus hinauszog, den Cyrus zu bekriegen, antwortete er den Sendboten des Lydiers, welche den Erfolg seines Unternehmens zu erforschen kamen, jenes durch seinen Doppelsinn berühmt gewordene Wort: „Wenn der König über den Halys geht, wird er ein großes Reich zerstören." Seitdem gilt für jede Frage an die Zukunft die nämliche Antwort. Zerstört Gortschakoff da drunten auf der Balkanhalbinsel sein eigenes diplomatisches Renommé oder dasjenige des Grafen Julius Andrássy, der, schweigsam und regungslos wie ein Pagode, zu Schönbrunn seine rheumatischen Glieder pflegt? Wer doch der Zukunft in ihre Falten zu blicken vermöchte!

G. Baum.

Die Elsäßer Liga diesseits und jenseits der Vogesen.

Von Alsaticus.

III.

Es geht durch das elsässische Gemüth ein viel zu praktischer und nüchterner Zug, als daß, nach dem ebenso natürlichen als ehrbaren Fieberauswallen der Kriegsperiode, nicht sofort bei den Friedensverhandlungen die politische und besonnene Anschauung sich Bahn gebrochen hätte. Das Elsaß war nun einmal von Frankreich losgerissen; auf ewige Zeiten, sagten die Friedensprotokolle; auf lange, lange Zeit, sagten damals selbst diejenigen, die später, in so raschem Wiederaufleben ihrer Hoffnungen, die Revanche von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, von Woche zu Woche prophezeien und erwarten sollten. Was war also anderes zu thun, als sich in das Unvermeidliche zu schicken und auf der neuen, durch den Krieg geschaffenen Basis ein neues, dem Elsaß so günstig als möglich angemessenes Staatsleben anzubahnen? Wem wäre es damals eingefallen, an den Worten herumzuklauben und von dem Friedensvertrage mit hochwichtiger Miene zu sagen, man müsse ihn freilich erdulden (subir), aber man dürfe nicht sagen, man nehme ihn an (accepter)? Die frische Luft, die mit des Krieges Ende über Länder und Völker wehte und wie ein schweres Aufathmen nach lange bestandener Prüfung hervorrief, hatte die Gemüther befreit von allem Dunstigen, Trüben und Falschen, was während des Krieges die Geister beherrschte und sie leider nachher wieder beherrschen sollte. Die reine, gute Vernunft war Herrin der Lage. Die beiden Elemente, aus deren Verbündung die Liga entspringen sollte, lagen tödtlich getroffen darnieder. Sedan hatte den Ultramontanen, der Sturz der Hauptstadt und die fürchterlichen Niederlagen der gambettistischen Politik den Radicalen die Spitze abgebrochen. Wenn auch in Frankreich die clerikale Reaction nur auf den Frieden wartete, um ihren inneren Gegner, den Radicalismus, sofort zum Sturze zu bringen, so lagen doch im Elsaß die Dinge anders, und es schien als ob da, in dem durch den Krieg so hart mitgenommenen Lande, der Augenblick gekommen war, wo die gemäßigte, besonnene, von den beiden Extremen so hart bedrängte Partei die Oberhand gewinnen und behalten sollte. Das dem also werden sollte, dafür sprachen gleich im Anfange alle Anzeichen, und wahrlich, wäre Küß nicht so frühzeitig aus der Mitte seiner Freunde gerufen worden, vielleicht hätte sich die Sachlage ganz anders gestaltet und hätte das Elsaß in weit glücklichere Bahnen eingelenkt!

Als die elsässer Deputirten sich nach Bordeaux begaben und ehe sie in jener Stadt angekommen waren, wurden Besprechungen unter ihnen gepflogen, und die Frage aufgeworfen, welches ihre Haltung dem Friedensvorschlag, welches die Haltung des Elsaß der Annexion gegenüber sein sollte. Von einer Annahme des Friedensvorschlages konnte natürlich keine Rede sein; waren doch die Wahlen des Februars 1871 die letzte französische Manifestation der Elsässer gewesen und, wenn Jemand in der Nationalversammlung von Bordeaux, so mußten die elsässischen Deputirten gegen das Losreißen ihres Landes von Frankreich Protest erheben. Konnten sie aber für die Fortsetzung des Krieges stimmen, sie, denen es klar vor Augen liegen mußte, daß diese Lösung sich zu Frankreichs größtem Unglücke gestaltet hätte? Einige von den Deputirten warfen die Frage auf, ob Angesichts dieser Sachlage die elsässische Deputation sich nicht der Abstimmung enthalten, diese Enthaltung aber stark motiviren, und mit dem Ausdrucke der größten und betrübtesten Opferwilligkeit es Frankreich anheimstellen sollte, das ganze Vaterland durch Aufgeben zweier Provinzen zu retten, diesen zur Aufopferung bereiten Ländern es aber gestattend, ihre Stimmen zurückzuhalten und sich als lediglich passive Elemente, über deren Schicksale Andere zu bestimmen hatten, zu geberden. Die also dachten waren es, welche mit forschendem Blicke schon in die Zukunft schauten und sich, als Erwählte ihres Mutterlandes, dessen nahe und nähere Geschicke zu regeln mit Recht berufen glaubten. Ueber das Schicksal der Elsässer war die Entscheidung so gut wie gefallen; aber in welcher Form sollte sich der neue Staatsverband mit Deutschland gestalten? in wie weit das Elsaß in dem Reiche aufgehen? bis an welche Grenzen das Selbstbestimmungsrecht dieses Landstriches erhalten bleiben? Und war es nicht gleich beim Beginne der Unterhandlungen nothwendig, daß das Elsaß diesen großen, für dasselbe so wichtigen Fragen gegenüber, eine Stellung einnehme, welche, der Vergangenheit in würdigster Weise huldigend, den zukünftigen Geschicken die Bahn breche?

Hätte das Elsaß nur elsässische Deputirte gewählt, wie es doch der Lage angemessen erschien, so wären vielleicht diese Anschauungen durchgedrungen, und hätte die Deputation ihrem engeren Vaterlande unermeßliche Dienste leisten können. Leider hatte man aber andere als rein elsässische Elemente, mit jubelnder politischer Befangenheit, in diese Deputation eingemischt, oder besser, an die Spitze derselben gestellt. Diese war nicht mehr rein elsässisch; sie sollte rein französisch sein. Vollkommen

angemessen wäre eine solche Wahl gewesen, wenn irgend eine Hoffnung bestanden hätte, durch diese Manifestation das Elsaß bei Frankreich verbleiben zu lassen; verkehrt aber war sie, sowie diese Hoffnung nicht mehr bestehen konnte, und folglich, über die nächsten Tage und Wochen hinaus, die Zukunft des Landes in's Auge gefaßt werden mußte. Wie dem nun auch sein mag, in Bordeaux bewegte sich die elsässische Deputation als eine rein französische, die sich von den specifisch elsässischen Interessen kaum berührt fühlte und sich von vorn herein nur als dazu bestimmt ansah, gegen den Frieden zu protestiren und dann zu verschwinden.

Herrn Gambetta, der mit dem ultramontanen Keller der eigentliche Führer dieser Deputation war, kann man es nicht verübeln, wenn er in dieser Weise gehandelt hat; mußte ihm doch sehr wenig daran liegen, ob und wie sich die Elsässer in ihrem neuen Schicksale zurecht fänden; das Interesse der Revanchesuchenden war ja am Ende viel eher, daß das Elsaß sich recht unglücklich fühlte und sich recht lange in unbehaglichem Suchen auf seinem neuen Lager herumwinde. Daß aber die anderen, besonders die aus tiefem, elsässischen Grund und Boden heraus und mit dem Elsaß innig verwachsenen Abgeordneten ihre eigene Anschauung nicht durchzubringen vermochten, das muß bedauert werden, um so mehr wenn es größtentheils der Krankheit und dem Tode des vom Elsaß nie genug betrauerten Küß zuzuschreiben ist, daß jene und nicht diese Partei die Oberhand behielt.

Dem war nun so. Die Friedenspräliminarien wurden unterzeichnet und die elsässischen Deputirten ohne Gepränge entlassen.

Nun lag das Land vor seinem neuen Geschicke.

Daß bei einem Verhängnisse wie dasjenige, das über das Elsaß hereingebrochen war, eine Bevölkerung sich nicht sogleich zurechtzufinden vermag, daß nicht nur die große Masse, sondern selbst die vernünftigen Elemente ängstlich herumtasten und, wie verirrte Kinder im Walde, nach den Sternen aufschauen, wo denn eigentlich der Weg zu suchen sei, — das kann Niemanden Wunder nehmen. Auffallend wäre es im Gegentheil, wenn das Elsaß, in dessen Geiste die 20jährige napoleonische Wirthschaft wie im übrigen Frankreich allen politischen Sinn nahezu ausgerottet hatte und fast nichts von den früheren, reinen und kräftigen Eigenthümlichkeiten hatte bestehen lassen, noch Kraft in sich getragen, um diesem Schicksale die Stirne zu bieten und sofort, mit strengem Wollen, die neue Bahn angetreten hätte, auf welcher fortzugehen es nunmehr angewiesen war. Deutschland erwartete dieses; konnte man doch auf dem rechten Rheinufer keine Ahnung haben von der Zerfahrenheit, die hier herrschte und die nicht etwa die Folge des Krieges, sondern vielmehr der politischen von dem Kaiserreich lange gehegten und gepflegten Unmündigkeit dieses Stammes war! So kam es, daß Deutschland mit Ansprüchen an das Elsaß herantrat, welche dieses Land zu erfüllen nicht im Stande war. Hier hatte man es, wie im ganzen Frankreich, mit einer in politischen Sachen gänzlich unerfahrenen Bevölkerung zu thun; Kinder waren es, nicht Männer, die der Krieg in diese furchtbare Sackgasse getrieben hatte; und selbst an den Besten blieb etwas Kinderartiges haften, oder besser etwas Weibisches, oder Weibliches, wenn man weniger hart urtheilen will, ein Fühlen statt des Denkens, ein nervöses in Jammern sich gefallendes, aber zum männlichen Aufraffen vor der Hand ohnmächtiges Wesen. Etliche Wenige standen inmitten ihrer Mitbürger, muthig und unverdrossen die Fliehenden um sich zu schaaren suchend und bereit, die Anordnung der neuen Verhältnisse in die Hand zu nehmen: Klein, der Nachfolger von Küß, Nessel, Bürgermeister von Hagenau, Kablé, einer der Deputirten von Straßburg, Jean und August Dollfuß von Mühlhausen, J. Chauffour und Peyerimhoff von Colmar, Hartmann von Münster. Unter dieser Männer Einflusse wurden verschiedene Versammlungen sowohl in Colmar als auch in Straßburg zusammenberufen, in welchen die Cantonal-Bürgermeister und eine Anzahl von Notabeln die Sachlage besprachen und den Wünschen des Elsasses dem deutschen Reiche gegenüber Ausdruck gaben. Delegirte wurden erwählt, um diese Wünsche nach Berlin zu überbringen und ihnen bei Reichskanzler und Parlament Geltung zu verschaffen. Keine Stimme erhob sich um diese Männer zu tadeln, und es traten die Delegirten des Ober- und der Unter-Elsasses ihre schwere Reise nach Berlin an.

In jenen Versammlungen waren alle Confessionen und Parteien vertreten, und unter den Zeichnern jener Wünsche des Elsasses, die doch allzuvörderst die Autonomie des Landes, die selbstständige Verwaltung, die durch elsässische Richter zu handhabende Gerichtspflege, die Errichtung einer Universität u. s. w. betonten, befanden sich Leute wie Ernst Lauth, späterer Bürgermeister und Reichstagabgeordneter, die nach einigen Monaten und unter dem Druck der gleich nachher sich entfaltenden Pariser und Elsässer Liga, alle diese ihre eigenen Wünsche als nach Verrath riechend verdammen, und ihre eigenen Delegirten, ehe sie noch von Berlin zurückgekommen, als Verräther, als Verkaufte und als Preußen desavouiren sollten!

Ob diese Delegationen in Berlin Alles das verrichteten, was sie hätten verrichten können, ob die Delegirten, sammt und sonders, ihre Aufgabe bis an's Ende verfolgten, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber muß betont werden, daß sich diese lediglich nur auf das ausdrückliche Verlangen öffentlicher Versammlungen in die deutsche Reichshauptstadt begeben hatten, daß sie elsässische Delegirte waren, daß sie im Namen des Elsasses zu sprechen das förmlichste Recht hatten. Und doch waren es diese Delegirten, welche die ersten Opfer der Liga werden sollten, war es dieser, von den Mairesversammlungen gewünschte und aus ihnen hervorgegangene Schritt, der diese Liga eigentlich heraufbeschwor und sie in's Dasein beförderte.

In clerikalem Gewande durfte sie sich natürlich noch nicht an das Licht der Sonne wagen; dieses Vorgehen hätte der ganzen Intrigue den Hals gebrochen. Wollte man die liberalen Elemente, welche die Oberhand hatten, zurückdrängen, so mußte nothwendigerweise der radicale Patriotismus dazu helfen; Niemand sollte nur von weitem die sogenannte katholische Partei in diesem trojanischen Roß vermuthen können; diese behielt sich vor, später erst, wenn der Sieg sicher und nur noch an dessen Ausbeuten zu denken war, aus ihrem Verstecke herauszubrechen.

Die sogenannten „patriotischen" radicalen Elemente im Oberelsaß, verbunden mit der Gambetta'schen Pariser Partei, nahmen also den Rachekrieg gegen die Verräther in die Hand. Die Commune war damals gebändigt; Paris hatte sich wieder geöffnet, das Elsaß war wieder in Verbindung getreten mit den bis dahin zerstreuten, sich selbst suchenden und keiner Parole folgenden Anhängern der Gambetta'schen Republik, und wenn vorher, während dieser Pariser Dämmerung, das Elsaß seinem eigenen Lichte zu folgen angefangen hatte, so bedurfte es nur des Wiederauftauchens des Pariser Geistes und des Hereinlaufens einiger französischen, in Radicalismus machenden, freiwilligen Agenten, um Aller Augen von dem elsässischen Lichte zu der großen Sonne an der Seine Ufer zurückzuziehen. Nun aber was war natürlicher, als daß Gambetta und dessen Freunde mit Zorn auf die bis dahin versuchte elsässische Bewegung schauten? Hatte doch dieser „elsässische" Deputirte keinen Tropfen elsässisches Blut in den Adern! Hatte er doch niemals das Elsaß betreten oder es auch nur, von dem Gipfel eines Berges, als gelobtes Land in der Ferne begrüßt! Und konnte er sich in dessen Leben und Weben, Denken und Schaffen auch nicht im Entferntesten hineindenken, er, der genuesische, zwischen Loire und Pyrenäen aufgewachsene Franzose, in dessen Herz kein Sinn liegen konnte für rheinisches, nordisches, elsässisches Wesen! Aus dieses Mannes nächster Nähe sollte doch die Liga hervorgehen, welche sich erdreistete dem Elsaß Gesetze vorzuschreiben, die Elsässer auf die rechte oder linke Seite des Richterstuhls, als Erkorene oder Verworfene aufzustellen, und hoch von ihrer patriotischen Unfehlbarkeit herunter das gutmüthige Volk zu richten. Daß dieses sich von jenem Pariser Sanhedrin zu Paaren treiben ließ, ist eben wieder ein Beweis jener politischen Unmündigkeit, von der früher gesprochen wurde. Ein reifes, seinen Geschicken gewachsenes Volk, hätte wahrlich diesen

verwegenen Uebermuth zurückgewiesen und denjenigen die Stirne geboten, die ihres eigenen Landes Geschicke so schlecht besorgt und jetzt dem verlorenen Elsaß ihre Gesetze vorschreiben wollten. Diese waren es wahrhaftig nicht, die irgend ein Recht hatten, eines Andern Geschicke zu regeln, die Frankreich so tief in's Verderben gerissen hatten. Mit der Phrase war Frankreich regiert und zu Grunde gerichtet worden; mit der Phrase sollte nun auch das Elsaß, von den nämlichen Männern, in den Abgrund geführt werden.

In dem Monate Mai des Jahres 1871 kam das erste Flugblatt der Ligue d'Alsace heraus; es fand eine große Verbreitung im Elsaß, eine ebenso große in Frankreich, wo die meisten Zeitungen, radicale und ultramontane, es gefällig und jubelnd abdruckten und „vor ganz Europa“ den ersten elsässischen Verräther an den Pranger stellten. Muß es nicht sonderbar vorkommen, daß diese Patrioten, in dem an Deutschland preisgegebenen Lande, ein geheimes Blatt gründeten, nicht etwa um den Deutschen den Krieg zu machen, nicht um die Elsässer gegen den Eroberer zu vertheidigen, oder auch noch, um diesen letzteren wie vor eine Art modernes Vehmgericht zu laden und durch Tinte und Druck jeden Tag meuchlings zum platonischen Tod zu verurtheilen, — nein! aber um unter den Elsässern Verräther auszuwittern, um diese Elsässer, diese durch Frankreichs Schuld aufgeopferten Brüder, vor Frankreich als gemeine Verbrecher hinzustellen, um endlich und besonders diesen Unglücklichen im Elsaß selbst den Boden unter den Füßen wegzuziehen, ihren Einfluß zu untergraben, sie selbst auf längere Zeit unmöglich zu machen! Und wer war dieser erste und größte aller Verräther? Derselbe, der im Oberrhein seit dem Jahre 1863 der eigentliche Feind des Ultramontanismus, gegen den der „Volksbote von Rixheim“ lange Jahre hindurch zu Felde gezogen, dessen Einfluß während des Krieges ein mächtiger geworden, der nach Bordeaux gesandt worden war und von der Colmarer Versammlung als Vertreter des Elsasses nach Berlin gesandt wurde, — Fritz Hartmann von Münster! Wer sich die Hände rieb beim Erscheinen dieses radicalen, ersten Flugblattes der Liga, das merkte man vielleicht nicht in Paris, wo man von dem Elsaß von jeher so wenig wußte und verstand; das sahen aber mit Schrecken die liberalen, aufgeklärten und hellen Auges die Lage beurtheilenden Elsässer. Dem elsässischen Ultramontanismus hatte die radicale Partei einen glänzenden Erfolg erzielt: eine Kastanie war aus dem Feuer gezogen worden, aber nicht für dasjenige fabelhafte Thier, das sich die Pfoten dabei versengt hatte.

Was gegen Hartmann gesagt worden, das fand sofort seine Anwendung auf alle seine Parteigenossen. Die eigentliche Liga hatte den ersten Anklageact ausgefertigt; die französischen Zeitungen besorgten den Rest.*) Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch die radicale Pariser und provinzielle Presse das Gerücht, man hätte in dem Elsaß Verräther ausfindig gemacht, und wer den Hang, den man in Frankreich für solche Entdeckungen hat, zu würdigen weiß, der wird leicht verstehen, daß es nur des leisesten Winkes bedurfte, um sofort die öffentliche Meinung aufzuhetzen.

Oftmals hat sich das Ausland die Frage gestellt, wie es denn eigentlich komme, daß die Franzosen so fieberhaft nach Verräthern haschten; noch sonderbarer mußte es auffallen, daß, selbst dem verlassenen Elsaß gegenüber, dem Frankreich doch eine ganz besondere Liebe und Aufopferung hätte entgegen tragen sollen, dieses jesuitische Gaukelspiel in Scene gesetzt wurde. Von Frankreich hätte das Elsaß erwarten sollen, daß dieses große, gewöhnlich so edelmüthige Volk ganz von seinem eigenen Interesse Abstand genommen und nur die Interessen des Elsasses in's Auge gefaßt hätte. Weil denn doch jeder denkende Kopf nicht mehr annehmen durfte, die Rückeroberung des Elsasses werde vor langen, langen Jahren nur in Versuch genommen werden, so sollten die Elsässer von ihren früheren Landsleuten die vernünftigsten, praktischsten und gemäßigtsten Rathschläge erwarten. Aus Paris selbst, aus dem Munde der für das Elsaß am meisten schwärmenden Männer, sollte man gleich nach dem Frieden den Rath ergehen hören: „Schickt Euch in die unveränderliche Lage! Sucht zu retten, was zu retten ist! Strebt nach einer so unabhängig als möglichen Autonomie! und dieweil Ihr keine Franzosen mehr sein könnt, so bleibt also Elsässer!“— Dies wäre die Sprache nicht nur der Vernunft, nicht nur der Staatsklugheit, sondern auch der Liebe und des Edelmuthes gewesen. Wenn Einer ein Kind aufgeben muß, so übt er Vaterpflicht, indem er diesem Verlassenen in seiner neuen Familie die Lage so erträglich zu machen sucht als möglich, indem er ihm weise Rathschläge zusendet und ihn lehrt, aus den neuen Zuständen das Beste für sich und seine Nachkommen zu ziehen. Frankreich aber dachte nur an sich selbst, und die Rathschläge, die von dort aus in das Elsaß kamen, waren die des blinden Hasses, des ewigen Grollens, des unfruchtbaren Protestirens. Es schmeichelte dem französischen Geiste dort, über den Vogesen, ein Venetien gegründet zu haben; die Schmerzensschreie des Elsasses drangen in sein Herz wie eine Genugthuung für seine Niederlagen, wie eine moralische Revanche. Das Elsaß durfte sich nicht in die Lage schicken; es mußte unglücklich bleiben, sich unglücklich fühlen, um den Franzosen, dem mächtigen Deutschland gegenüber, als Trost und als Rache zu dienen. Dem weiblichen Zug, der den ganzen französischen Sinn beherrscht, mußte diese weibliche Genugthuung werden. Die nervöse Ueberreiztheit dieses Volkes brachte alle Vernunft zum Verstummen, und mit ihr selbst jenes Gefühl, auf das Frankreich mit Recht so stolz ist und das in vormaligen Zeiten so mächtig alle anderen Gefühle beherrschte, und so eigenthümlicher und fast alleiniger französischer Natur war, daß kein anderes Volk in seiner Sprache einen gleichlautenden Ausdruck dafür gefunden hat: die générosité.

Wo blieb diese in dem unaufhörlichen Jagen nach Verräthern im Elsaß? Wo bleibt sie bis auf den heutigen Tag, in dieser Hetze, welche die französischen radicalen, ultramontanen und selbst gemäßigten Blätter gegen die Elsässer in Scene setzen? Ist von dorther, außer in ganz letzter Zeit durch das „Journal des Débats“, ein Wort der ruhigen Würdigung der Elsässer Zustände über die Vogesen gedrungen? ein Wort der Anerkennung für die schweren Opfer, die die Elsässer ihrer neuen Sachlage zu bringen genöthigt sind? ein Wort der Schonung, der Liebe, der Charitas? Denn wahrlich, so wie die Liga und die ihr verbündeten Zeitungen sprechen, so spricht nicht eine wahre, tiefe Liebe; so spricht nur der egoistische Haß, der Unmuth über sein eigenes Unglück, die Liebe für sich selbst und nicht für das verloren gegangene Land.

Wie dem nun auch sein mag, nach Verräthern mußte im Elsaß gesucht, Verräther mußten entdeckt werden! — als ob es eigentlich möglich wäre, daß ein Elsässer, nachdem Frankreich durch völkerrechtlichen Vertrag dieses Land an Deutschland abgetreten hat, noch einen Verrath auszuüben im Stande gewesen sei gegen das Volk, zu dem er nicht mehr gehört und, Kraft des Willens der Nationalversammlung, nicht mehr gehören darf!

Nach Hartmann kam die Reihe an alle Diejenigen, die mit

---

*) Die Flugblätter der Liga wurden allen Zeitungen zugeschickt; wenige nur, „Temps“, „Débats“ in Paris, „Hâvre“, „Journal de Lyon“ in der Provinz, druckten sie nicht ab. Das letzte allein hatte den Muth, die von der Liga angegriffenen Elsässer in Schutz zu nehmen, unter Anderen Hartmann, Bürgermeister von Münster und früheren Deputirten. Die Folge davon war aber auch, daß die radicalen und ultramontanen Blätter diese Zeitung als des Verrathes verdächtig angriffen und daß, als der 24. Mai die clerikale Partei an's Ruder brachte, der Chefredacteur und heutige Reichstagsabgeordneter für Zabern, A. Schneegans, aus dem Blatt und aus Frankreich hinausgedrängt wurde. Selbst „Temps“ und „Débats“ wagten es nicht, gegen das Gebahren der Liga aufzutreten, obgleich die Hauptredacteure dieser Blätter, besonders des „Temps“, gänzlich mit der autonomistischen Partei übereinstimmten und namentlich der leider zu früh verstorbene Nefftzer, wie bekannt, mit den Führern dieser Partei in der engsten Verbindung stand.

ihm in Berlin gewesen waren und zuvörderst an den Maire von Straßburg, an Klein. „Meinherr Julius Klein“ (so hieß es von dort an in allen französischen Zeitungen) wurde als „Preuße“ verklagt und ohne Verhör natürlich sofort verurtheilt. Dieser Mann, der sich persönlicher Verhältnisse halber bei den letzten Reichstagswahlen als Candidat nicht aufstellen lassen wollte, obwohl die Vertreter verschiedener Kreise ihn inständig darum gebeten hatten, der aber jedenfalls in einer späteren Legislaturperiode eine ausgezeichnete Rolle im deutschen Parlamente spielen wird, leitete damals die städtischen Angelegenheiten mit großer Selbstverleugnung; er war es, der von der deutschen Regierung die Abzahlung der ersten Entschädigungsmillionen erlangt hatte; er, der mit den deutschen Beamten in steter Berührung, es verstand, die unvermeidlichen Reibungen zwischen der Verwaltung und der Bevölkerung abzuglätten, und nach Vermögen die Wunden des Krieges zu schließen, die Schmerzen der Eroberung zu lindern suchte. Auf diesen Mann entlud sich der Zorn der Liga. Keine Woche verging, ohne daß ein französisches Blatt von dem Verrath „Meinherr Julius Klein“ sprach; keine Woche, ohne daß Flugblätter in Druck und Manuscript ihn selbst bis in seinen Familienkreis aufsuchten. Die Liga verschrie ihn als „Preußen“; das Volk, diesem Leumund blindlings huldigend, antwortete wie ein willenloses Echo, und ohne daß Jemand hätte sagen können, in was denn eigentlich Kleins Verrätherei bestand, war Klein also der richtige Verräther am Vaterlande geworden.

Und nun, welche Partei hatte wiederum ein Interesse daran, sich dieses Mannes zu entledigen? und ihm, wenigstens für eine Spanne Zeit, die Zukunft abzusperren? Klein war von entschieden liberaler und republikanischer Gesinnung; Klein war Protestant; Klein hatte mitgewirkt, um die Unterrichtsliga zu begründen; Klein war einer der Verwalter der Volksbibliotheken gewesen; Klein, als Bürgermeister, machte kein Hehl daraus, daß er die Schulbrüder und Schwestern aus den öffentlichen Schulen entfernen, daß er der Kirche die Macht, über die Schule zu regieren, entreißen wolle; Klein war immer der ultramontanen Partei mit der größten Entschiedenheit entgegengetreten! — Klein war natürlich als eines der ersten Opfer der clerikalen Rache bezeichnet, und wie Hartmann, sein Bundesgenosse, so sollte auch er, einer der Ersten, unter den Hieben der Liga fallen. Die Spitze des Dolches war radical gefärbt; aber das Heft, das stak in römischer Hand.

So ging es weiter fort.

Man öffne den ersten Band der Liga; man durchblättre die Flugblätter der folgenden Jahre; man nehme die französischen Zeitungen zur Hand: und man urtheile! Die Männer, welche diese sogenannte patriotische, im Herzensgrund aber einzig und allein ultramontane, unter französischer Maske einherwandelnde Liga vor ihren Richterstuhl zog, das waren die früheren Gegner des Ultramontanismus im Elsaß, die Liberalen, die Freimaurer, die Protestanten: Tachard, Kablé, Dr. Schützenberger, J. Chauffour, Klein, Dollfuß, Bergmann, später A. Schneegans, der ehemalige, aus Frankreich durch den Clericalismus in das Elsaß zurückgetriebene Deputirte des Niederrheins, jetziger Reichstagsabgeordnete für Zabern. Die Häupter der früheren liberalen Partei, da standen sie alle. Einer fehlte; zu seinem Glücke war er todt; hätte er gelebt, so hätte sein Name an der Spitze dieser Liste der Verräther gestanden: Küß, der letzte Maire von Straßburg!

Literatur und Kunst.

Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne Willemer.

Herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Theodor Creizenach.
Stuttgart 1877, J. G. Cotta.*)

Goethe.

Seit jenem Liederherbst 1815, dem kein persönliches Wiedersehn folgte, bietet der Briefwechsel bis zu Goethes Tod einen Ersatz desselben. Es ist bezeichnend, daß Goethe die meisten Briefe an Herrn und Frau Willemer gemeinsam richtet, Marianne dann für sich und den Gatten schreibt. Es ist selbstverständlich, daß sie dem verehrten großen Manne gegenüber sich bemüht, das beste Theil ihres Innern, ihres Empfindens und Denkens in edler Form darzubringen, und so zieht denn ein Ton sinniger Anmuth und fein geistiger Bildung sich durch das Ganze; von Seiten Goethes tritt die menschliche Liebenswürdigkeit, die Humanität in den Vordergrund. „Ununterbrochene Thätigkeit nach innen und außen“ hält ihn in Allem aufrecht; er will Ordnung schaffen in allen Dingen um ihn, er beschäftigt sich mit dem Abschluß manches Begonnenen, wie des W. Meister, des Faust, und schreibt 1829: „Plane darf ich nicht mehr machen, sondern habe, von Augenblick zu Augenblick, mit der größten Besonnenheit zu beachten, was von außen oder innen geboten wird. Die Ausgabe meiner Werke, die ich gewissenhaft behandle, legt mir eine schwere Pflicht auf, hierzu habe ich die Zeit, die mir vergönnt ist, sorgfältigst anzuwenden. Nach meinem Wunsch bring ich einige Sommermonate auf dem Land in der Nähe zu, wenn ich nicht nach außen gelockt werden sollte. Doch gebieten mir in meinen Jahren andre Winke, und das Willkürliche wird immer mehr von dem Nothwendigen verdrängt.“ Und 1830: „Es ist mir nicht beschieden ein meinem Alter und Kräften gemäßes behagliches Leben zu führen. Die äußere Welt fragt nicht, wo man die Kräfte hernimmt, ihre Forderungen bleiben sich gleich; es thäte Noth man wäre immer dreißig Jahre alt.“ In Bezug auf die Wanderjahre heißt es: „Daß Sie sich mit meinem Wanderer gern unterhalten würden, durft' ich hoffen; denn eben deswegen bearbeiten wir uns ja selbst, damit wir an dem, was andre thun und leisten, desto gründlicheren und herzlicheren Antheil nehmen können. Durch eigne Arbeiten überzeugen wir uns, daß wir etwas vermögen; durch die Betrachtung fremden Thuns geht uns noch ein Licht auf: daß die ganze Menschheit kaum hinreichend ist, sich aus sich selbst aufzubauen.“ Krankheit und Genesung, auch der Tod seines Sohnes, ziehen an uns vorüber. Wenn er damals an Zelter das sittlich erhabne Wort schrieb: „Hier nur kann allein der große Begriff der Pflicht uns aufrecht halten“, so sagt er der Freundin, wie er in den Enkeln Trost findet: „Die Kinder sind wie heitres Wetter; wo sie hintreten ist es hell; im Augenblick Freude, er sei wie er wolle. Das theilt sich denn unmittelbar auch den Aeltesten mit, und so wollen wir die guten Geister loben, die uns dergleichen Lichtlein angezündet haben.“ Er fährt mit den Kleinen auf's Land; sie sehen die Kohlenbrenner, die Holzhauer, die Glasbläser, die das ganze Jahr weder Butter noch Bier zu sehen kriegen und von Kartoffeln und Ziegenmilch leben, „aber alle heiterer als Unsereiner, der gewöhnlich das Heute verliert, weil ein Gestern war und ein Morgen sein wird“. Endlich wirft er einen Blick auf seine Jugend, veranlaßt durch das Vermächtniß eines seiner ältesten Freunde, „des guten Riese“, das dieser vor seinem Tod den gemeinsamen Freunden übergeben: „Uralte redlich aufgehobene Briefe, deren Anblick mich nicht erfreuen konnte; hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur allzudeutlich ausdrückten, in welchen sittlich kümmerlichen Beschränktheiten man die schönsten

*) Siehe „Gegenwart“ XII. Bd. Nr. 27.

Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert; zwei von Straßburg heb' ich auf, in denen man endlich ein freieres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menschen gewahr wird. Freilich ist bei heiterem innern Trieb und einem löblich geselligen Freisinn noch keine Spur von woher und wohin? von wo aus, wo ein? deshalb auch einem solchen Wesen gar wundersame Prüfungen bevorstanden. Sie können selbst davon einiges Zeugniß abgeben, doch werden Sie ihm deshalb nicht Feind geworden sein." So betrachtete Goethe bis in's Greisenalter das Leben als Erziehung des Menschen in einem Zusammenhange des innern Wesens und der äußern Verhältnisse, Prüfungen, Schicksale.

Nur einmal schlägt Goethe einen wärmeren Ton an, in einem eigenhändigen Brief vom 26. Juli 1819. Willemer war im Februar nach Berlin gereist um das Loos des Offiziers zu erleichtern, durch dessen Kugel sein Sohn, Abraham Willemer, der den Befreiungskrieg mitgemacht, im Duell gefallen war. Auf der Durchfahrt begrüßte er den Dichter in Weimar; „der verehrte Freund tritt in's Zimmer, die geliebte Freundin hofft' ich im Hinterhalt. Da fühlt' ich erst recht, daß ich ihr noch immer angehöre", schrieb ihr dieser nach Frankfurt. Von Bad Baden aus antwortete sie mit dem Wunsch des Wiedersehens. Zum Verständniß seines Briefes noch die Bemerkung, daß Goethe den Wiedehof, upupa, der als Hudhud ein Vermittler zwischen Salomon und der Königin von Saba ist und bei Hafis als Liebesbote vorkommt, einst am Main auch zu solchem erkoren hatte; so kommt er im Divan und manchmal in unsern Briefen vor. Im vorliegenden ist es das einzigemal, daß Goethe die Freundin mit Du anredet; der Brief war an den Domänenverwalter Hugenest zur Beförderung in ein Couvert eingeschlagen. Er lautet:

„Nein, allerliebste Marianne, ein Wort von mir sollst Du in Baden nicht vermissen, da Du Deine lieben Lippen wieder walten lässest und ein unerfreuliches Stillschweigen brechen magst. Soll ich wiederholen, daß ich Dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt und daß bei seinem treuen Anblick alles in mir rege ward was er uns so gern und edel gönnt. Ob Du gleich schweigst, hatte ich allerlei zurechtgelegt, der Rückkehrende vermied, und es blieb liegen. Nun da Du sagst, und so lieblich, daß Du mein gedenkst und gern gedenken magst, so höre doppelt und dreifach die Versicherung, daß ich jedes Deiner Gefühle herzlich und unablässig erwiedre. Möge Dich dies zu guter Stunde treffen, und Dich zu einem recht langen Commentar über diesen kurzen Text veranlassen. Wäre ich Hudhud, ich liefe Dir nicht über den Weg, sondern schnurstracks auf Dich zu. Nicht als Boten, um mein selbst willen, müßtest Du mich freundlich aufnehmen. Zum Schluß den frommen liebevollen Wunsch: Eya! wären wir da. G."

Wie Willemer den innigen Verkehr von Geist und Herz dem Dichter und Marianne gönnte, beweist seine Nachschrift zu einem späteren Brief Mariannens. Sie und Goethe hatten zur Divanszeit ausgemacht beim Vollmond aneinander zu denken. Goethe sandte ihr am 25. August 1828 von Dornburg sein Gedicht: „Dem aufgehenden Vollmonde", und sie schildert eine Alpenreise über das Wormser Joch, indem sie hinzufügte, wie herrlich ihr der Münster von Freiburg im Vollmonde erschienen sei. „Nach Hause gegangen, blieb ich noch lange Zeit auf dem Balcon und ließ jenes unvergleichliche Mondlied (Füllest wieder Busch und Thal) dem Gefühl und den Worten nach in mir nachklingen; ich erinnerte mich jener Zeit, wo ich es Ihnen so oft gesungen und fühlte jeden Nachklang froher und trüber Zeit. Hätte ich ahnen können, wie in jenem Augenblicke wirklich des Freundes Auge mild über meinem Geschick weilte, ich würde gern mit ihm gerufen haben: „Ueberselig ist die Nacht!" (Der Schluß des Dornburger Gedichtes.) Dazu nun macht Willemer die Nachschrift: „Ein schöner Traum. Meine Frau ist ein Engel ohne Flügel in ihrem Hauswesen, aber ein Engel mit Flügel, wenn sie reist. Daß wir doch eine solche Reise zusammen machen könnten, Sie und Marianne und Ihr Bedienter in einer leichten Chaise mit drei Pferden, und ich und mein Bedienter in einer noch leichteren mit zwei Pferden; aber ich erwache — und — — doch zur Verwirklichung meines Traumes ist nur eines erforderlich: Ihre Beistimmung nächsten Sommer."

Die Briefe sind häufig von kleinen Geschenken begleitet oder durch solche veranlaßt. Frau Willemer sendet zwölf Rheinweinflaschen, als Apostel, dann Artischoken, Bienenhonig, Schwartemagen, Ingwer, Confect, süße Früchte; Goethe neue Schriften, außer dem Divan die Campagne in Frankreich, die Wanderjahre, die Lieferungen der Gesammtausgabe, die Schaumünze mit seinem Bildniß, oder Radirungen mit Versen, und mehrmals die Pflanze Bryophyllum calycinum, eine Laubmoosgattung, deren Blätter halb in Erdreich eingelegt endlos wuchern und unter günstigen Umständen zur Blüthe werden. Er nennt die „pantheistische" Pflanze das lebendigste Bild der Morphologie; das immerfort wachsende Leben ist ihm einmal ein Bild und Gleichniß des Wesens, von dem wir uns kein Bild machen sollen; ein andermal legt er die Verse bei:

Wie aus Einem Blatt unzählig
Frische Lebenszweige sprießen,
Mögst in Einer Liebe selig
Tausendfaches Glück genießen.

Von bekannten Personen, deren Marianne gedenkt, nenne ich Sailer, den Bischof von Regensburg: „welch' ein liebenswürdiges Naturell, ein wandelndes Herz mit einer Bischofsmütze!" Sodann Bettina von Arnim, die 1824 mit dem Entwurfe zu Goethes Denkmal beschäftigt war: „Sie kam von Ihnen! Wie glücklich ist diese Frau, welch' ein Lohn wird ihr in der glücklichen Anwendung Ihres schönen Talentes!" Noch 1856 fand ich Frau von Arnim an dieser Arbeit; sie dachte sich damals einen schönen Brunnen mit reichen Marmorreliefs um die Goethestatue, die, von Steinhäuser ausgeführt, eine Stelle im Kunstmuseum zu Weimar gefunden hat. Durch die englische Ausgabe des Briefwechsels Goethes mit einem Kinde hatte sie gehofft das Geld zur Ausführung zu gewinnen, aber sich bitter getäuscht; „das Monument hat Schulden!" seufzte sie. 1830 schreibt Marianne: „Bettina Arnim war hier, und brachte durch eine wirklich geniale Zeichnung, die sie dem König von Baiern bestimmt, unsre kleine Künstlerwelt in Verwirrung; jeder mochte wohl fühlen, daß er nicht im Stande sei etwas Aehnliches zu machen, die Composition ist ganz herrlich." Ich erinnere mich, daß 10 Jahre später Thorwaldsen an einer dieser gezeichneten mythologischen Dichtungen große Freude hatte; im Verkehr mit Bettina machte Schinkel seine Entwürfe für die Vorhalle des Berliner Museums. Einige ihrer Blätter sollten photographisch veröffentlicht werden!

Wie verständnißvoll Marianne sich in Goethes Werke vertiefte, davon zeugen folgende Stellen. 1830 schreibt sie: „Das Studium der letzten Lieferung Ihrer Werke hat mich in traurigen Tagen auf die heiterste Weise beschäftigt. Ich darf wohl sagen das Studium, denn gewiß würden Sie gelacht haben, wenn Sie mein unablässiges Vergleichen und Zusammenstellen der ältern und neuern Biographie mit den Briefen und andern Aufsätzen gesehen hätten; ich habe mir auch die Jahreszahlen bei verschiedenen gemerkt, und suche mir so den Dichter und seine Werke immer mehr zu eigen zu machen. Ich habe die Tage am Rhein und Main auf das Neue durchlebt, konnte mich aber einer Bemerkung nicht erwehren: die Erwähnung jener Tage gleicht einem Liede, wozu nur einige die Melodie kennen, für die meisten bleibt sie ungesungen. Da ich nun so glücklich bin die schöne gefühlvolle Weise zu kennen, so schließen mir einige Worte einen Himmel von Erinnerungen auf, und so denk' ich mir noch viele Tage in diesen ruhigen und besonnenen Erzählungen, und man muß alle glücklich preisen, die so eine rührende Melodie zu den einfachen Worten kennen. Davon abgesehen hat mir die Menge und Vielseitigkeit Ihrer Studien Erstaunen und Bewunderung verursacht. Ach Gott, welch' ein armes beengtes Leben führen so viele, wie wenigen ist es verliehen sich und andern klar zu werden, deren innere Ruhe weder durch eminentes Talent noch äußre verwickelte Ereignisse angeregt worden; und

so erscheinen Sie mir immer bewunderungswürdig in der vollkommen ruhigen Uebereinstimmung Ihres eigenthümlichen und angeeigneten Werthes."

1829 schreibt Marianne nach dem Erscheinen der Wanderjahre mit Bezug auf ihre bevorstehende Reise nach den oberitalienischen Seen: „Vielleicht bin ich so glücklich Hilarien und und ihre Begleiter dort zu treffen; vielleicht daß mir Wilhelm einiges über seine interessante Wittwe dort vertraut. Wie viel hätte ich nicht zu fragen was man schreibend weder verlangen noch gewähren kann. Sie würden vielleicht über mich lachen, wenn Sie wüßten mit welcher Genauigkeit ich auf alle Beziehungen und Andeutungen merke, die dazu helfen können den Dichter in seinen Werken kennen und verstehen zu lernen; und da sich nicht leugnen läßt daß er die Feder in sein Herzblut taucht, so ist bei allem Mitleid, das man für den innig geliebten Freund und seine Herzenswunden hat, doch die Ungewißheit kaum zu ertragen, mit der man sich abmüht zu errathen, wann, wie und durch wen sie ihm geschlagen wurden." Sie spielt hier auf die vorzüglichste unter jenen Novellen an, welche Goethe den Wanderjahren einfügte: „Der Mann von 50 Jahren". Hilarie selbst, die jugendliche, bietet dem viel älteren Major von freien Stücken Herz und Hand; er verjüngt sich im Gefühl der späten Liebe, aber sein Sohn kommt, und beim Eislauf entfaltet sich nun die Neigung zwischen diesem und dem Mädchen zu holder Blüthe; der Vater entsagt. Vielleicht muthmaßte Frau Willemer eine Beziehung auf Fräulein Ulrike von Lewezow, die Goethe 1822 in Marienbad kennen lernte. 1823 ward die Neigung dort mächtig; Ulrike war die Entgegenkommende; der Dichter hat uns in der Trilogie der Leidenschaft von dieser späten Gluth herrliches Zeugniß gegeben. Seine schwere Erkrankung brachte man mit den Gemüthserschütterungen in Zusammenhang. Besteht das von Marianne geahnte persönliche Verhältniß Goethes zur Novelle, so hat er es rein abgeklärt, ja nach dem Erguß des Schmerzgefühls in der Elegie sich zu heiterem Humor erhoben. Marianne fügt noch einen Satz hinzu, der ihre Beziehung zu Goethe zusammenfaßt: „Was ich mir von Paradiesesquellen aneignen durfte und wiederholt aneigne, erfrischt und erquickt mein Leben und erhebt mich in mir selbst; ich danke dem Geschick für diesen Glanzpunkt meines Daseins, der ohne bittere Zugabe, rein und unvermischt meine späten Lebenstage zu erhellen vermag; dies ist ein Geschenk des Himmels weit über mein Verdienst."

Goethes Tod ward im Willemer'schen Kreis tief empfunden. „Jeder Brief war ein Fest für uns, und bis zur letzten Stunde hat er mit Liebe an uns gedacht", schrieb Marianne an Sulpiz Boisserée; Rath Schlosser äußerte wie man sich gewöhnt habe dem alten Heros eine Art physischer Unsterblichkeit beizulegen; „in ihm und dem Minister von Stein starben die beiden kräftigsten Heldennaturen, die mir im Leben begegnet". — Willemer war hoch in den siebziger Jahren; in der Pflege des Leidenden, nicht leicht zu Behandelnden trat der Ernst des Lebens der Gattin nahe genug. Eine der Töchter schrieb 1835 an Boisserée: „Marianne hat ein schweres Leben, benimmt sich aber ganz vortrefflich. Wir können es ihr nie genug danken." Willemer selbst widmete ihr einmal den Vers, den ein Geschenk begleitete:

Du warst mein Trost, mein Glück in diesem Leben;
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand?
Doch fand ich nicht; Dich hat mir Gott gegeben;
So segnet keine ird'sche Hand.

Was aber die drollige Fabel von Spatz und Spätzin betrifft, so ist der Schluß mir und Andern längst bekannt. („Für die Spätzin sind die Pflichten, für den Spatzen das Pläsir.") Die Autorschaft von Frau Willemer scheint mir sehr fraglich; fanden sich die Verse von ihrer Hand, so konnte sie solche ja abgeschrieben haben. So höre ich denn, daß Director Karl August Meyer das Gedicht für sich in Anspruch nimmt.

1838 starb Willemer und der Schwiegersohn Bürgermeister Thomas. Marianne richtete sich ein kleines stilles Hauswesen ein, das sie mit Lectüre, Musik, der Geselligkeit eines gewählten Kreises belebte. Felix Mendelssohn, Schwind, Rückert, Herman Grimm haben dort verkehrt. Die dichterische Gabe blieb ihr treu; eine zierlich geistvolle Wendung und sprachlicher Wohllaut ist allen ihren Gelegenheitsversen eigen. Sie starb am 6. Dec. 1860. Das Bildniß, welches dem Buch beigegeben ist, zeigt keine Schönheit in den Formen, aber ein leuchtendes Auge und eine anmuthige Miene, die beide vereint in der Jugend einen gewinnenden Eindruck machen mußten. Ihr Grabstein trägt den Spruch: Die Liebe hört nimmer auf.

M. Carriere.

P. K. Rosegger.

Der schlichte Erzähler aus der Steiermark, Rosegger, welchen diese Zeilen hier einem weitern Publicum vorstellen wollen, dieser anspruchslose Bauernmaler würde heute vielleicht überhaupt keine Bücher schreiben, er würde gewiß nicht so schreiben, wie er schreibt, wenn nicht — um nur beim Nächsten zu bleiben — die Jahre 1848, 1859 und 1866 über Europa hinweggegangen wären und aus Oestreich, dem von der geistigen Mitwelt bereits verurtheilten, unglücklichen Pfaffenlande, nicht das gemacht hätten, was es heute ist: das neue Oestreich. Die künftige Literaturgeschichte wird eine scharfe Grenze zwischen seiner alten und neuen Dichtergeneration ziehen müssen. Dort die berühmten Namen, auf welche alle „wahrhaften Oestreicher", oft sogar alle Deutschen stolz sind, die Grün, Lenau, Grillparzer, Bauernfeld, und später noch Moritz Hartmann und Alfred Meißner, hier neue Männer wie Hamerling, wie Anzengruber. Die vormärzlichen Schriftsteller und diejenigen, welche aus den Stürmen der Revolution hervorgegangen sind, tragen sämmtlich einen Bruderzug in ihrem Antlitz. Ob Anastasius Grün jahrelang ängstlich das Geheimniß hütet, daß sich hinter seinem Pseudonym der hochgeborene Graf Auersperg verberge, — ob Grillparzer sein hohes Talent an „patriotischen" Stoffen aus der habsburgischen, ungarischen und böhmischen Geschichte oder Sage erschöpft, während er unter dem lästigen Drucke seiner unwürdigen Beamtenstellung die bittersten Worte über sein Vaterland auf den Lippen hat, — ob der eigentlich recht übermüthige Bauernfeld in seinen hübschen Lustspielen sich absichtlich auf den harmlosen Dialog kleinlicher, bürgerlicher Kreise beschränkt, — ja sogar, ob der geniale, thatendurstige Lenau in unfruchtbarem Ringen, in müßiger Selbstqual zu Grunde geht —: es ist immer derselbe Leidenszug, eine Eigenthümlichkeit, die sich als rother Faden durch ihre Werke zieht, die Verbitterung des Deutschen, der in einem niedergedrückten Staatswesen den Zusammenhang mit seiner Nationalität zu verlieren fürchtet. Gedrückt ist die Gesammtheit, gedrückt ist der Einzelne. Wo die Dichtung die öffentlichen Angelegenheiten berührt, da verliert sie den Athem. „Vaterland" und „Freiheit" sind auch in Oestreich beliebte Schlagworte, aber sie tönen nicht hell. Dem politischen Dichter des östreichischen Vormärz und unmittelbaren Nachmärz fehlt der Schwung, er wird leicht servil, wenn er sich duckt, oder verbissen, wenn er das Haupt zu heben versucht.

Da ereignete sich das Merkwürdige. Es kam das Jahr 1866, die lockeren Bande, welche Oestreich mit den lockeren Theilen des heutigen deutschen Reiches verbanden, wurden mit dem Schwerte durchgehauen, die Grenzen traten in Folge der politischen Trennung schärfer hervor, doch zugleich verlor sich allmählich der absolutistische Druck und die sociale Gedrücktheit, die natürliche geistige Einheit mit Deutschland büßte ihre Schärfe ein, die lebhafter betonte östreichische Individualität wirkte wohlthätig durch sattere Localfarben. So kann es ja auch mitunter in kleinern Familien ergehen. Wenn das Leben die Geschwister räumlich von einander trennt, so knüpft sich bald eine engere Verbindung, welche das wichtigste Gemeinsame nicht mehr außer Acht läßt.

Der Unterschied zwischen der alten und der neuen Generation deutsch-östreichischer Schriftsteller — der sich übrigens

natürlich nicht so einfach bestimmen läßt, wie ein mathematisches Gesetz — ist doch nicht gar so subtil. Früher saß dem Schriftsteller jedes Genres, ob er wollte oder nicht, der Oestreicher im „G'nack" und ließ ihn oft zu seinem Nachtheile gegen den „Deutschen" abstechen; heute macht nichts mehr den Dichter, der den Localton nicht treffen will, als Oestreicher kenntlich, wenn nicht ein paar gemüthliche Sprachwendungen, an welchen dann zornwüthige norddeutsche Kritiker ihr Müthchen kühlen können. Wen seine Neigung oder sein Bildungsgang der formfertigen, gebildeten Literatur zuführt, der kann in Oestreich ebenso unbehindert eine griechische „Aspasia" schreiben, wie Andere „im Reich" eine egyptische „Uarda" oder altdeutsche Romane; wer aber als Dialektdichter wirken will, der ist trotz seinem provinziellen Ton in Oestreich ebenso voll und ganz ein Förderer der deutschen Literatur, wie der schweizerische, plattdeutsche oder schwäbische Dichter es ist.

Der Uebergang von diesen theoretischen Bemerkungen zu den schlichten Geschichten Roseggers ist ziemlich jäh. Er ist der naivste Dorfgeschichtenerzähler, dessen Weisheit Bauernweisheit, dessen Schalkheit Bauernschalkheit ist. Man muß Roseggers dreibändiges Sammelwerk: „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen" lesen, um seinen unerschöpflichen Reichthum an dörfischen Erfahrungen zu würdigen. Hundert kleine Erzählungen reihen sich da aneinander, welche alle etwas von dem wilden Zauber ihrer heimatlichen Alpenberge zurückbehalten haben. Was aber den Grundzug dieser kleinen Feuilletons ausmacht und ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht, das ist eine kerngesunde, übermüthige Lustigkeit, die häufig an die deutsche Bibel des Humors, an das Volksbuch vom Eulenspiegel erinnert. Am köstlichsten ist Rosegger dann, wenn er — selbst übrigens ein innerlich religiöses Gemüth — den äußerlichen Formelkram der katholischen Gebräuche zum Opfer seiner Laune gewählt hat. Die Erzählung „Sanct Joseph der Zweite" z. B. ist von einer unwiderstehlichen Komik. Der Zimmermann Koloman hat sich in seiner Frömmigkeit vorgenommen, irgend einen Heiligen in seinem ganzen Lebenswandel nachzuahmen, und wählt als Vorbild auf den Rath seines jungen Beichtvaters den heiligen Joseph, den Mann der Jungfrau Maria. Trotzdem er seiner Rolle gemäß die eigene Gattin mit einer ihrer Heiligkeit schuldigen Achtung behandelt hat, spricht sie eines Tages erröthend zu ihm: „Koloman, wenn du Kirschbaumholz liegen hättest, so ein Wieglein könntest du einmal zimmern." — Der Koloman ging verstört umher, las die Legende, sann, las wieder, — stützte sein grauendes Haupt lange auf die Hand. — Sollte denn diese Familie thatsächlich so fromm sein, daß Zeichen und Wunder an ihr geschähen? — „Warum nicht?!" fuhr der Zimmermann auf und eilte sofort schnurstracks zu seinem Seelenfreunde, ihm freudig zu erzählen, was in seinem Hause geschehen. — Der junge Priester ging eben im Klostergarten spazieren, und als er den Koloman so aufgeregt und hastig auf sich zueilen sah, setzte er seine Füße aus, soweit es die Kutte nur gestattete, und floh durch das Buschwerk davon.

Neben dem guten Princip, der ungebundenen Lustigkeit, fehlt bei Rosegger auch das böse Princip nicht, der andere deutsche Grundzug der Sentimentalität. Rührselig kann unser Dichter werden, als ob er seinen Geist von Jugend auf mit nichts Andrem als von Jean Paul'schen Ueberschwänglichkeiten genährt hätte. Doch ist diese Rührseligkeit bei Rosegger echt; sie könnte sonst nicht so liebenswürdig berühren, und würde gewiß nicht so sehr in die Tiefe seiner Schöpfungen dringen, um den Gang, ja die Grundanlage seiner größten Compositionen zu beeinflussen. Es steckt in Roseggers ganzem schriftstellerischem Wirken etwas von Rousseaus Entsetzen vor der Cultur, eine nervöse Sehnsucht nach der wildesten und menschenfeindlichsten Natur. Wo der Dichter aus den engen Schranken des Bauernlebens heraustritt, um Stadtmenschen — am liebsten Lehrer — in den Bereich seiner Schilderungen zu ziehen, da wird der freisinnige Rosegger zum Culturfeind. Alle seine „studirten" Ideale haben einen Moment, in welchen sie nicht nur à la Diogenes den Weinkrug wegwerfen, um sich fortan mit der hohlen Hand und frischem Wasser zu begnügen, sondern wo sie auch ihre Bücher verbrennen und zur Fibel greifen. Schon in den minder bedeutenden kleinen Novellen laufen die verwöhntesten Kinder des Glücks gerne barfuß im ewigen Alpenschnee umher, in den großen, vollendetsten Dichtungen ist die Verzichtleistung auf Bildung und Cultur in Permanenz erklärt.

Am bezeichnendsten ist: „In der Einöde. Eine Geschichte in zwei Büchern." (Pest 1872, Gustav Heckenast.) — Der alte Schulmeister ist vom Pfarrer fortgejagt worden, weil er zum Begräbniß eines Selbstmörders die Glocken geläutet hat. Der Heidepeter in der Einöde hat ihn bei sich aufgenommen, der Schulmeister hat dafür die Erziehung der Kinder des Heidepeter geleitet. Nun geht zwar die ganze Einöde unter dem Drucke ihres Gutsherrn, eines tyrannischen Robottgrafen nach altem Zuschnitt, zu Grunde, der Heidepeter wird am Ende von seiner Hütte getrieben, aber die vom Schulmeister unterrichteten Kinder werden Trost und Rettung ihrer Eltern, bald der ganzen Niederlassung. Die Tochter heirathet einen intelligenten Landwirth, der Sohn ist Professor geworden, ist ein Freund des jungen Grafen und kann mit dessen Hülfe die Einöde zu einem ungeahnten Wohlstand emporheben. Soweit wäre Alles gut, da fährt plötzlich die Sentimentalität darein. Einige Frauen romantischer Herkunft werden von einem höchst unmotivirten Blitze erschlagen und der Professor verläßt trübsinnig die Stadt, um sein Leben unter den Halbwilden der Einöde zu beschließen, er will die Kinder das Abc lehren und scheint standesamtlich mit einer dauernden Stellung als Onkel zufrieden zu sein. Hoffentlich hält er es nicht länger als einen Winter fern von seinen Büchern aus und wird im nächsten Frühjahr zu seinen Schülern zurückkehren.

Eine solche Askese ist immer gleicherweise ungesund, ob der betreffende Selbstquäler nun seinen Geist oder seinen Leib auf schmale Kost setzt. Nur eine außerordentliche Natur oder außerordentliche Schicksale können uns modernen Menschen die Abkehr von der Cultur begreiflich machen. Der Professor in Roseggers „In der Einöde" ist nicht hervorragend genug, um sein Leben mit einem Narrenstreich abschließen zu dürfen. Unter abnormen Verhältnissen dürfte ein Sonderling freilich seine Bildung und sein Talent in der Wildniß begraben; dann wäre es eine große dichterische Aufgabe, die Entwicklung eines solchen freiwilligen Robinson Crusos zu verfolgen. Diese Aufgabe hat Rosegger selbst wunderbar gelöst in seinen „Schriften des Waldschulmeisters". Hier stehen die Prämissen aber auch im Verhältniß zur Folge, die Weltgeschichte wird aufgeboten, um den Helden zur Weltflucht zu bewegen. Er hat als Deutscher unter Bonapartes Fahnen gefochten, er hat bei Leipzig seinen besten Freund erschossen, — da wundert es uns nicht, wenn er unter den Waldteufeln Ruhe des Gemüthes sucht. Wie der Waldschulmeister mit unermüdlicher Thätigkeit und Geduld ein Segen der Gemeinde des kümmerlichen Alpendörfchens wird, wie er die Freundschaft und das Vertrauen der jungen Generation erwirbt, wie er allmählich altert und immer einsamer und einsamer am Ende auch in seiner Einsiedelei den Bitternissen des Lebens nicht entgeht, das hat Rosegger in Form eines Tagebuchs des Waldschulmeisters mit der schönsten und schlichtesten Wahrheit niedergeschrieben. „Die Schriften des Waldschulmeisters" sichern ihrem Verfasser das Interesse jedes Lesers bis zur letzten Zeile des gedankenreichen Werkes, trotz der Fremdartigkeit der Sprache, trotz der Rohheit der meisten Charaktere und des „Mangels an Handlung".

Andere Schriftsteller mögen nach den vier Winden reisen, um das Leben entfernter Völker zu schildern; Rosegger gehört zu den erfolgreichen Reisenden, welche, ohne die Heimat zu verlassen, in vertikaler Richtung, an den Abhängen ihrer von seltsamen Blumen und Menschen bewohnten Berge neue Länder entdecken, überall das Zucken, das Lachen und Leiden desselben Menschenherzens nachweisen und so trotz aller Neigung zum Uncultivirten doch den Fortschritt des Menschenthumes fördern helfen.

Fritz Mauthner.

Bulles Geschichte der neuesten Zeit.*)

Es gibt vielleicht kaum eine dankbarere, aber auch kaum eine schwierigere Aufgabe als eine Geschichte der letzten sechzig Jahre zu schreiben. Dankbar — denn Jeder, dem es um ein wirkliches Verständniß der Gegenwart zu thun ist, wünscht auch die allerletzte Vergangenheit zu kennen, jeder Gebildete möchte das, was er theilweise selbst mit erlebt hat und als Zeitungsleser doch immer nur bruchstückweise zu kosten bekommt, nun auch einmal im Zusammenhang überschauen. Und wie groß und allgemein dieses Bedürfniß, wie berechtigt dieser Wunsch ist, davon gibt wol den besten Beweis der Umstand, daß man seit dem Jahre 1870 selbst auf unseren deutschen Gymnasien die Geschichte bis auf die Gegenwart herabführt, um auch der Jugend schon jenen Zusammenhang und jenes Verständniß der Gegenwart zu geben und zu erschließen. Dankbar ist diese Aufgabe weiter auch deshalb, weil es gewissermaßen ein Neubruch ist, den zu bearbeiten doppelt erfreulich, ein ganz besonderer Genuß sein muß, und weil man hier nicht erst mühsam nach Stoff zu suchen hat, sondern weil sich dieser in Hülle und Fülle, sozusagen von selbst darbietet. Aber eben hier beginnen auch schon die Schwierigkeiten. Der embarras de richesses, die Fülle von Thatsachen nöthigt zu strengster Sichtung, wenn der Historiker nicht Gefahr laufen soll, unterzugehen in einer Menge von Einzelheiten, die interessant in der Gegenwart, doch kein Anrecht auf die Zukunft und auf ein Festhalten in derselben haben. Und auf der andern Seite ist es wiederum schwierig, ja unmöglich, die Thatsachen alle zusammenzufinden, die Fäden, welche das Einzelne verbinden, zu sondern und herauszulösen, den Causalzusammenhang richtig herzustellen. Noch laufen ja die Ereignisse weiter, noch fehlt zu so mancher Ursache ihre Wirkung, die jene erst erklären wird; und auch äußerlich: noch sind manche Quellen nicht zugänglich, noch sind die Archive nicht geöffnet, die Geheimnisse der Diplomatie — und welche Diplomatie hätte keine solchen von Perikles an bis herab auf Bismarck? — nicht entschleiert, und doch kann jeder Tag Enthüllungen bringen, die ganz neue Schlaglichter auf die Ereignisse werfen und die ganze bisherige Beurtheilung dieser oder jener Thatsache umstoßen. Und weil es keine archivalischen Studien gibt, auf die man sich stützen, keine gelehrten Controversen, durch deren Lösung man sich Ehre erholen könnte, so geht der Historiker vom Fach über derartige Arbeiten zum voraus mit einem vornehmen Achselzucken hinweg und sieht in Denen, die sich der dankenswerth-schwierigen Aufgabe, modernste Geschichte zu schreiben, unterziehen, höchstens historische Dilettanten. Aber wenn der Historiker daran vorübergeht, weil er weiß, daß er nichts weiß, so glaubt umgekehrt der Laie, der politisirende Laie namentlich, Alles so gut oder theilweise sogar noch besser zu wissen als der Verfasser eines solchen Werkes, glaubt zu wissen, wie dasselbe beschaffen sein sollte, und hält sich daher für vollkommen berufen, über dasselbe abzuurtheilen und scharfe Kritik daran zu üben. Und Jeder, der es liest, will in dem Werke seine eigene politische Ansicht bestätigt, durch die Geschichte selbst bewahrheitet sehen, und erwartet bestimmt als Resultat, sozusagen als die Moral der Geschichte, auf der letzten Seite sein Parteiprogramm wieder zu finden. Endlich ist aber der Geschichtschreiber selbst Parteimann, und daher dürfte es ihm kaum möglich sein, mit derselben Objectivität, wie ein Schwegler über römische oder ein Curtius über griechische Geschichte zu schreiben. Glücklicher Weise soll das übrigens ein populärer Geschichtschreiber auch gar nicht thun. Er darf recht wohl seine individuellen Anschauungen, seine politischen Ueberzeugungen durchschimmern lassen, wenn es nur nicht in der übertrieben einseitigen Weise geschieht, die wir seiner Zeit an dem Jäger'schen Werke tadeln mußten. Ist es ja doch auch möglich, des Thukydides politische Ansichten aus seinem Werke heraus zu destilliren, und konnte selbst dem Erfinder des geflügelten „sine ira et studio" der freilich in seiner Uebertreibung ungerechte Vorwurf der tendenziösen Geschichtschreibung gemacht werden.

So ist denn auch der Standpunkt Constantin Bulles in seiner neuesten Geschichte ein nicht zu verkennender, auch ohne daß er ihn in seiner „Schlußbetrachtung" noch besonders herausgestellt hätte. Gegenüber einem vaterlandslosen Republikanerthum, das nicht etwa nur als Socialdemokratie alles Bestehende umzustürzen strebt, sondern das auch in seiner salonfähigeren Form jedes nationale Bewußtsein als thörichten Chauvinismus verhöhnt und sich dadurch selbstverständlich zum Schleppenträger fremden Nationalhasses im Dienste gegen das eigene Vaterland qualificirt, steht Bulle zu dem Princip der Nationalität und betont mit Recht, und er hätte es noch weit mehr betonen dürfen, daß das entgegengesetzte Princip der Völkerföderation in seiner Lebensfähigkeit erst noch zu erproben sei, wie ja bis jetzt weder in Oestreich noch in der Schweiz die Verschmelzung verschiedener Stämme über das Stadium nothdürftigen äußerlichen Zusammenleimens hinausgekommen ist. Gegenüber derselben Demokratie weiter, welche den Culturkampf mit Anführungszeichen zu schreiben liebt und mit ihrer abstracten Forderung einer Trennung von Kirche und Staat eine unklare, aber tönende Phrase im Munde führt, um dem Kampfe unthätig räsonnirend zusehen zu dürfen, stellt sich Bulle im Kampfe zwischen diesen beiden Mächten entschieden auf den Standpunkt des Staates, ohne freilich energisch genug neben völliger Freiheit der religiösen Ueberzeugung die völlige Unterordnung der Kirche unter den Staat zu fordern. Gegenüber den anarchischen Bestrebungen der Socialdemokratie ist Bulle als Anhänger der constitutionellen Monarchie conservativ, liberal gegenüber den berechtigten Forderungen des Volkes; voll Stolz endlich auf die Entwickelung des deutschen Reiches, das er daher in die Mitte seiner Geschichte stellt, aber auch voll und ganz sich dessen bewußt, daß noch Vieles nicht gethan ist, daß schwierige und ernste Aufgaben als sittliche Pflichten an unser Volk herantreten und immer neu herantreten.

Bulle steht also im Grunde so ziemlich auf demselben Standpunkt wie Jäger. Aber wo dieser in sehr maßloser Weise seine Ansichten als die allein echten anpreist und wüthend auf jeden Gegner zur Rechten wie zur Linken losschlägt, da finden wir bei Bulle eine gewisse vornehme Objectivität, aus der er kaum einmal heraustritt, eine ruhige und fast durchweg unparteiische Würdigung des Gegners und seiner berechtigten Bestrebungen. Daß auch er einmal in seinem Streben, z. B. Bismarck sich und seiner d. h. der nationalliberalen Partei zu vindiciren, zu weit geht, so wenn er ein bekanntes Paradoxon desselben weder richtig noch objectiv genug dahin interpretirt: der Süden wolle deshalb nichts von dem Eintritt in den Nordbund wissen, weil dieser ihm zu liberal und national, im Ganzen also zu nationalliberal sei, mag hingehen, wenn es gleich besser in dem Leitartikel einer Zeitung, als in einer Weltgeschichte seine Stelle fände.

Mit Recht hat Bulle, wie schon gesagt, die deutsche Geschichte in den Mittelpunkt gestellt, um den sich alles Andere gruppirt; denn er schreibt für das deutsche Volk, und daher herrscht überall die Beziehung auf Deutschland vor. Wenn bei diesem Versuch, hieran die Begebenheiten und Erlebnisse der anderen Nationen bald vorausschreitend, bald nachholend anzuknüpfen, auch da und dort die Beziehung eine etwas gesuchte oder äußerliche genannt werden muß, so ist doch in der Hauptsache die Kunst anzuerkennen, mit der es Bulle gelungen ist, überall diesen Faden in fester Hand zu behalten und immer wieder bis zum Mittelpunkt zurückzuführen. Auch kommt darüber kaum je die auswärtige Geschichte zu kurz. Im Gegentheil ist stets das Wesentliche gegeben, vielleicht sogar — darüber läßt sich ja streiten — bisweilen noch mehr als das. Ich denke hier z. B. an die Schilderung der amerikanischen Freiheitskämpfe im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, während die Entstehung des amerikanischen Sonderbundskrieges mit einer dem Gegenstand

*) Geschichte der neuesten Zeit. 1815—1871. Von Dr. Constantin Bulle. Erster Band: Von 1815—1848. Zweiter Band: Von 1848—1871. Mit einem Namen- und Sachverzeichniß. Leipzig 1876, Verlag von Veit & Comp.

angemessenen Ausführlichkeit behandelt ist. Daß natürlich in den letzten zwölf Jahren Deutschland und neben ihm noch etwa Italien ein ganz besonders großer Raum zugewiesen ist, versteht sich von selbst: sowohl der Zweck und das Princip des Werkes als die Geschichte selbst haben das gefordert. Namentlich betont sind dann wiederum in der Geschichte unseres Vaterlandes die verschiedenen Wege und Stufen der Einheitsbestrebungen und zwar von ihren ersten gesunden Keimen im Zollverein an, von denen Bulle ein besonders klares und vollständiges Bild gegeben hat. Ueberhaupt ist gerade die Entstehung und das Wachsthum solcher gelöster oder noch ihrer Lösung harrender Fragen, wie z. B. der orientalischen oder der östreichischen, meist recht durchsichtig und, soweit das überhaupt möglich ist, erschöpfend dargelegt, und daher namentlich auch dem Politiker der Gegenwart das Buch zu empfehlen.

Weniger scheint mir jenes dem Verfasser bei der socialen und socialdemokratischen Frage gelungen zu sein, der er noch nicht die Aufmerksamkeit geschenkt hat, die sie nach den Erfahrungen des 10. Januar verdient. Ueberhaupt dürfte der Entwicklung der Culturfragen und Culturaufgaben in den letzten sechzig Jahren ein etwas breiterer Raum gegönnt sein. Während z. B. gleich in der Einleitung der Einfluß der Romantik auf die Gestaltung der heiligen Allianz in kurzen, richtigen Strichen gezeichnet ist, fehlt die literarische Seite des jungen Deutschland und der Doppeleinfluß der Hegel'schen Schule nach rechts und nach links zwar nicht gänzlich, kommt aber doch nicht zum vollen Ausdruck. Oder während die Geschichte des Concils, überhaupt die ganze katholische Frage mit der ihr gebührenden Ausführlichkeit behandelt ist, wird dagegen die andere Seite, die wissenschaftliche Opposition, die zuerst an die Hegel'sche Schule, dann an den mächtigen Aufschwung der Naturwissenschaften und ihre philosophischere Haltung geknüpft ist, völlig bei Seite gelassen. Denn damit ist es doch nicht gethan, daß man sagt, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung oder das, was einzelne Schulen dafür halten, seien unverstanden und unverarbeitet in das Volk geschleudert worden, um den überlieferten Glauben zu ertödten, und daher gelte es, die Kirche dem Verständniß der Gebildeten, dem Herzen des Volkes wieder näher zu rücken: das ist ja höchstens nur die eine Seite, das letztere vielleicht gar keine Seite der Sache. Ein Umschwung der Weltanschauung, wie er sich in den letzten dreißig, vierzig Jahren in den Köpfen der meisten Gebildeten, namentlich auch in Deutschlands Jugend vollzogen hat, der läßt sich nicht einfach wieder zurückdrehen, mit dem ist vielmehr als mit einer vollzogenen Thatsache zu rechnen. Nicht rückwärts liegt auch hier das Heil, sondern vorwärts!

Doch um wieder zu Bulle zurückzukehren: sehen wir ab von diesem eben gerügten Mangel, so liegen endlich auch noch in der Darstellung ganz bedeutende Vorzüge. Vor Allem sind es die meist kurzen, aber darum nicht minder treffenden Charakteristiken bedeutender historischer Persönlichkeiten, welche, die Lichter in dem Buche, dasselbe überaus anziehend machen. Zu den besten und gelungensten dieser Charakteristiken rechne ich diejenige Alexanders I. von Rußland, Louis Philipps, Friedrich Wilhelms IV., Cavours, Lincolns, Napoleons III., wenn natürlich auch da und dort die Beurtheilung des Lesers eine abweichende sein wird, wie das z. B. bei Napoleon III. vielfach der Fall sein dürfte.

Der Stil, nicht oratorisch, nicht glänzend und blendend, ist fast durchaus correct und dem Gegenstande angemessen, und das Buch liest sich wirklich gut, wenn auch nicht durchweg leicht. Ein ausführliches Register macht das Bulle'sche Werk auch zum Nachschlagen sehr geeignet und handlich. An Druckfehlern und kleinen Verstößen fehlt es neben und trotz dem Druckfehlerverzeichniß nicht ganz. Dieselben können in einer zweiten Auflage berichtigt werden, die dem Buche um seiner vielen guten Eigenschaften willen gewiß in nicht allzu ferner Zeit beschieden sein wird.

Theobald Ziegler.

Aus der Hauptstadt.

Hochsommer in Berlin.

I.

Die fortschreitende Erweiterung oder, richtiger gesagt, Verdichtung des deutschen Eisenbahnnetzes, die immer vermehrte Erleichterung der Benutzung desselben durch sinnreich arrangirte Züge zu ermäßigten Preisen, durch Hin- und Zurückbillets mit sechswöchentlicher Gültigkeit, haben seit etwa dreißig Jahren auch in der zur deutschen Kaiserstadt herangewachsenen „Preußischen Capitale" bekanntlich eine Epidemie, eine allsommerlich mit weit größerer Regelmäßigkeit als die Cholera auftretende Gemüthskrankheit erzeugt, die von Jahr zu Jahr immer weitere Kreise ergreift: die Scheu vor Berlin. Ich finde nicht das gesuchte knappere und doch gleich bezeichnende Wort dafür. Mit der Wasserscheu, an welche sein Klang erinnert, hat jene Krankheit in der That, wenigstens in einem Hauptpunkt, eine unheimliche Aehnlichkeit: den unnatürlichen, plötzlich eintretenden Widerwillen gegen Das, die leidenschaftliche Abwendung von Dem, was den von dem Uebel Ergriffenen bis dahin als etwas durchaus Angenehmes und Willkommenes, zur befriedigenden Existenz Nothwendiges erschien.

Daß ihnen das Leben in Berlin nicht Monate hindurch in jedem Jahr als etwas Derartiges galt, wird kaum einer von den Erkrankten bestreiten. Man gefällt sich bekanntlich bei uns darin, alles Störende, Ungenügende, Häßliche, Ungesunde, Krähwinklige, woran unsre Stadt trotz aller unausgesetzten kostspieligen Reform- und Verbesserungsbemühungen noch immer laborirt, geflissentlich hervorzuheben und sie mit so bitterem Spott zu überschütten, wie Heine sein deutsches Vaterland. Aber die heimliche, zärtliche Liebe für den Gegenstand dieses Hohns bleibt doch in den Berliner Herzen zurück und wird durch jenes Verhalten zu ihm für den Kundigen kaum maskirt. Wenn an einen von uns Eingesessenen und gründlich in Berlin Eingelebten die Frage ernstlich herantritt: Möchtest du die Existenz in einer andern Stadt der hiesigen vorziehen, Berlin dauernd mit Paris, Wien, London, Florenz, Rom oder welcher es sonst sei vertauschen? — die Antwort von Neunzig unter Hundert so Interpellirten würde sicher: Nein! lauten; am sichersten seitens Derer, welche viel und lange in jenen andern Städten, ihrer guten und schlechten Gesellschaft gelebt, ihre Reize genossen, ihre Sitten studirt, die weite Welt durchschweift und dadurch die Fähigkeit zu vergleichen, das Recht zu urtheilen erworben haben.

Wie man es bei allen Gemüthskrankheiten beobachten kann, so ergreift auch diese hochsommerliche Berlin-Scheu zuerst und am mächtigsten die Frauen. Und sonderbarer Weise die am frühesten und stärksten, welche es hier am besten haben, denen es hier am wohlsten wird; die von ihren glücklichen Gatten auf den Händen getragen, auf Gummirädern gefahren werden und „au peuple de rivaux" zu ihren Füßen sehen, von Freunden, von denen jeder einzelne ihnen gern und freudig „die Regung jeder Kraft, den Inbegriff der Leidenschaft ꝛc." weihen und zur unbedingten Verfügung stellen würde. Sonderbar! in der That sehr sonderbar!

Zwar noch nicht, wenn die ersten Lerchen schwirren, aber bereits, wenn die ersten Raupen auskriechen und ihr schönheitmörderisches Werk an dem Berliner Blätterschmuck beginnen, kann ein geübter Beobachter das Auftreten der ersten charakteristischen Symptome bei diesen alljährlich unentrinnbar der „Plage" verfallenen zarten Wesen constatiren. Man braucht dazu gar nicht ihr Hausarzt zu sein. Aber dieser ist pflichtgemäß Derjenige, der zuerst die praktischen Consequenzen seiner Beobachtung zu ziehen hat. Selbstverständlich hat er Bildung und Galanterie zur Genüge, um das Kind nicht beim rechten Namen zu nennen. Er „nimmt die Gottheit auf in seinen Willen", erräth das Verlangen und erklärt mit wissenschaftlicher Begründung das, was der geheime Wunsch eines veränderungs-

lustigen Frauenherzens ist, als das allerdings traurige, aber unabweisliche Gebot des allgemeinen Gesundheitszustandes der seiner schirmenden Ueberwachung Anvertrauten. Eine solche hausärztliche Erklärung der Nothwendigkeit, daß Madame Berlin verlassen und in diesem oder jenem Bade- resp. „klimatischen Kurort“ die dringend erforderliche Heilung und Kräftigung während der Hochsommermonate suchen müsse, zählt indeß heute bereits zu den überflüssigen Pressionsmitteln auf Gattenherzen und -Börsen. In den fünfziger Jahren ist dieser Gegenstand von Ernst Kossak und anderen Berliner Humoristen, und viel früher schon von Börne mit glücklicher satirischer Laune, Menschenkenntniß und Naturbeobachtung novellistisch und feuilletonistisch erschöpfend behandelt worden. Heute sind diese kleinen medicinischen Intriguen zur Erreichung des Zwecks der bewilligten Sommerreise und des Badeaufenthalts der Hausherrin bereits historisch geworden. Diese bedarf solcher Vorarbeiten von langer Hand her dazu einfach nicht mehr zu seiner Erreichung. Die Sache ist durch Gewohnheit selbstverständlich geworden. Durch Vererbung ist schon bei der gegenwärtigen Generation von jüngern Paaren (die von 30 und 40 mit einbegriffen) die hochsommerliche Berlin-Scheu und die Flucht in die vermeintlich schönere Welt draußen zur charakteristischen Gattungseigenschaft, zu einer von ihrem Wesen so untrennbaren Lebensäußerung gewandelt, wie etwa „das Hochzeitskleid der Vögel“ oder „der Bart des Mannes“. Bei den Kindern dieser Berliner Generation aber tritt jener charakteristische Zug, dies Product von Aneignung und Vererbung, wenn möglich noch entschiedener auf. Daß die Hochsommerferien für sie dazu da sind, um zu verreisen, — es wäre lächerlich, dafür noch nach ärztlichen Motiven zu suchen oder sich um logische Beweisgründe dafür zu bemühen. Dergleichen — wie Lassalle einmal von der Gewerbefreiheit sagte — „discutirt man heute nicht, sondern man decretirt es“.

Und ob sie es decretiren, der Widerspruch dagegen, die Debatte darüber hat längst aufgehört. Die Gatten und Väter zahlen, die Frauen und Kinder schütteln den Berliner Staub von ihren Schuhen, verlieren sich in ferne Weiten, in Alpenthälern, auf Gletscher nahen Gipfeln, an Meeresküsten, in's Waldesdickicht. Lange hält auch der vermeintlich tapferste Gemahl das öde Einsiedlerleben nicht aus. Berlin wird leer und immer leerer. In den Straßen, wo die besten Männer und die schönsten Frauen wohnen (diese Straßen führen sonderbarerweise auf den Postadressen fast durchweg die Bezeichnung W. NW. SW.), sieht man, nach allerneuester Pariser Sitte, Tag und Nacht die Wetterrouleaux vor den öden Fensterhöhlen niedergelassen oder die Jalousien geschlossen, was sich der verständnißvolle Vorüberwandelnde übersetzt: Wir sind nicht in Berlin. In den Journalen wird es so still und öde, wie in den Straßen jener Viertel und den nahen Parkwegen. Die alte Seeschlange hebt wieder ihr unheimliches Haupt und die Windungen ihres ungeheuren Leibes aus den Fluthen des Oceans und den Spalten unserer Zeitungen. Dem schwarzen Schlamme der Spree und des Schifffahrtcanals entsteigen immer verderblichere Dünste. Das Laub der Wipfel, welches die übersättigte, ihr Stündlein nahe fühlende Raupe zu ihrem lebhaften Bedauern nicht mehr vertilgen konnte, deckt sich mit der weißen Kruste des Staubes, dessen erstickende Wolken die Luft verdunkeln und jeden Ausgang vergällen. Bei Kroll wird die Sommeroper eröffnet. Wiener Hofschauspieler gastiren auf irgend einer Bühne im fernen Osten Berlins. Die Pforten der hohen Häuser am Schiller-, am Opernplatz und am Kastanienwäldchen sind geschlossen, wie das des provisorischen und ewig provisorisch restaurirten Reichstagshauses und der definitiven Landtagshäuser in der Leipzigerstraße. Der Schlaf des Hochsommers senkt sich schwer auf Berlin herab.

So wenigstens hatte man mir den Juli- und Augustzustand in unsrer guten Stadt jederzeit geschildert. Konnte ich persönlich doch längst schon immer nur aus der Erinnerung an weit, weit hinter mir liegende Tage darüber urtheilen. Seit etwa siebzehn Jahren hatte ich keinen Hochsommer in Berlin erlebt.

Das Schicksal hat so sonderbare Launen! Menschen, deren heißestes Sehnen in die Ferne gerichtet ist, welche von der Faustleidenschaft bei dem Anblick jedes Sonnenunterganges gemartert werden, „ihr nach und immer nach zu schweben“, die für den, von dem Doctor gewünschten, Zaubermantel willig ihre Seele dem Bösen und ihren Namen auf einer beliebigen Anzahl von Papierstreifen mit Tinte oder Blut quer schreiben würden, bleiben hartnäckig an die Scholle, an das Schulkatheder, Comptoir- oder Bureaupult gekettet; möchten sich rüstig vom Boden heben und können's nicht, und verkümmern Jugend und Leben in dem schlimmsten Leid, das uns quälen kann: in unbefriedigtem Verlangen.

Andere aber, geschaffen dazu, sich ein stilles, ruhiges, seßhaftes Leben zu zimmern; sich und ihren Sinn in einem ganz beschränkten engen Kreise, und diesen für „weit genug“ zu halten; genügsame, bedürfnißlose Geistesverwandte von Jean Pauls Quintus Fixlein, Fibel und Wuz, werden, sie wissen selbst nicht wie, vom Strom, Sturm und Wirbel des Lebens und eines Geschickes, das sie niemals suchten, zu dessen Verwirklichung sie nie eine Hand ausstreckten, erfaßt, hinein- und fortgerissen über ungeheure Weiten, nach allen Himmelsgegenden hin; — ein Wunder, daß nicht die letzten Wurzeln reißen, die sie im Haus und Heimatboden geschlagen hatten in früheren, stillen, engen Zeiten.

Aehnlich ist es dem Unterzeichneten ergangen. Nach Nord und Süd geworfen (es soll dies wirklich keine Reclame für die Monatschrift dieses Namens sein) und nach Ost und West nicht minder, fast in jedem Frühling und sicher in jedem Hochsommer, bin ich, seit ich in die Jahre der Urtheilsreife gekommen war, noch nie seit 1860 in der Lage gewesen, einen Hochsommer in Berlin aus eigener Anschauung kennen zu lernen bis zu diesem Jahr der Gnade und der Lösung der Orientfrage 1877. Vor drei und vor zwei Jahren hat „der hohe Wille“, welcher mein bewegtes unfreiwillig unruhiges Dasein lenkt und dem ich mich in Demuth beuge, mich Anfangs Juli nach dem Land voll Sonnenschein jenseits der Alpen dirigirt, um den Hochsommer, welchen dort selbst die wärmsten Verehrer Italiens für zu heiß halten und kaum minder scheuen und fliehen, wie die Berlins den hiesigen, zu genießen, zu studiren und zu schildern. Er hat mich entzückt, wie es kein Frühling, Herbst und Winter, auf der hesperischen Halbinsel verlebt, vermöchte. Aber erst in diesem Jahr wird mir das kaum erhoffte Glück, endlich einmal noch vor meiner letzten leider unvermeidlichen Reise in das bekannte „unbekannte Land, von deß Bezirk kein Wandrer heimkehrt“, einen Hochsommer in Berlin zu erleben und kennen zu lernen.

Während dreier Juliwochen in Berlin zugebracht, der vorurtheilslosen Betrachtung des hochsommerlichen Daseins und der praktischen Theilnahme daran eifrig hingegeben, kann ein richtiges Urtheil sich füglich zu formen beginnen. Ich bekenne gern, daß es das allergünstigste ist. Der Hochsommer in Berlin war und ist nächst dem Fürsten Reichskanzler das bestverleumdete Object der Welt. Und wie ich es nun erfahren habe, — ungefähr mit gleichem Fug und Recht.

„Ja, in diesem Jahr haben Sie gut reden,“ — so entgegnen mir verdrossen, nur gezwungen hier zurückgebliebene Freunde — „Sie haben eben wieder Glück wie immer. Ein solcher Juli ist auch noch nicht dagewesen in Berlin, da kann es Ihnen freilich gut gefallen. Keine Hitze, kein Staub, täglich vom Regen erfrischtes Laub und Erdreich; in den Zeitungen kein Platz auch für die winzigste Seeschlange; der großartigste Krieg mit seinen weltgeschichtlichen Entscheidungen in vollem Gange, — von Dühring, Hosbach und Most und den erhebenden „Kämpfen für die Freiheit der Wissenschaft“ gar nicht einmal zu reden. Im Nationaltheater zwei Wochen lang ein „liebliches Wunder“ wie Fräulein Wessely, bei Kroll ein „junges Wesen“ mit Augen und Talent wie Fräulein Kalmann. Und, — ob Manche auch bereits hinweggezogen und geschwunden seien, — Frau M.—B., Frau A.—L., Frau C.—M., Frau C.—R., Frau M.—P. u. s. w. T. U. V. W. X. Y. Z. (und wie viele liebe und schöne Fräulein erst blieben noch immer!) in Berlin sehen im Hochsommer und in der Julisassion vielleicht noch besser aus und scheinen noch liebenswürdiger, als in der

großen Saison, wo sie von tausend geselligen Pflichten occupirt sind. — Und abgesehen von alledem: wenn Sie einmal zufrieden sind, ruhig zu Hause bleiben zu können, ist das ein Wunder? Wenn man sich Monate lang auf solchen Reisen umhergetrieben hat, kann das Ausruhen wohl behagen und das natürliche Verlangen von uns andern Vielgeplagten, endlich Alles hinter uns zu werfen und „in die Freiheit" zu ziehen, hat man dann leicht unverständlich zu finden."

Sie mögen Recht haben, die mir so entgegnen. Jedes Urtheil ist schließlich ein subjectives, das Resultat persönlicher, individueller Sinneseindrücke, Denkprocesse und Körperzustände. Wer, mit Zahnschmerzen und Verdauungsbeschwerden behaftet, die Welt, Menschen und Leben anfaßt, wer seinen Standpunkt ihrer Betrachtung im Koth des Bodens oder in den Wolken wählt, oder durch Natur und Schicksal angewiesen erhält, empfängt ein andres Bild von ihnen, als der gesunde Mensch mit normaler Horizonthöhe und Gesichtskreisweite. Wer in der Kloster-, Spandauer-, Rosenstraße, im kleinen Jüdenhof oder am Krögel zu wohnen und auszuharren gezwungen ist, wird den Hochsommer in Berlin unerträglich zu finden mehr Anlaß und Recht haben, als der am Kronprinzenufer, in der Bellevue-, Matthäikirch-, Thiergarten-, Stüler- oder Landgrafenstraße Einquartierte.

Jene alte, immer gedankenlos nachgestammelte und den tausend Bänden unsrer belletristischen Literatur nachgedruckte Klage über die Armseligkeit und Reizlosigkeit der landschaftlichen Umgebung Berlins kann zumeist nur von solchen erhoben worden sein, die in jenen Citygassen oder den nicht viel angenehmeren der Neustadt rings um die Große Friedrichsstraße statt in den letztgenannten westlichen Vierteln gewohnt haben. Man darf das um so sicherer behaupten, als in der Zeit, in welche der Ursprung dieser Klagen fällt, letztere noch gar nicht existirten.

Ich kenne genau ziemlich alle außerhalb Amerikas und Asiens gelegenen Stätten, welche Legende, Poesie und Reiseschilderungen als die, mit der höchsten landschaftlichen Schönheit unter Allen gesegneten, preisen. Aber das konnte mich nie gegen die Einsicht verblenden, daß gerade die landschaftliche nächste Umgebung, in welche unsre Stadt eingebettet liegt, von einem außerordentlich feinen und lieblichen Reiz ist, welcher den Wettkampf mit dem bedeutenderen effectvolleren der reichern, üppigern Natur und Landschaft andrer keineswegs zu scheuen braucht. Bei keiner mir bekannten Stadt drängen sich zwei Parks wie der Thiergarten und der Zoologische (deren Gleichen wir überhaupt in aller Welt vergebens suchen dürften) so unmittelbar an und in die Stadt, wie in Berlin. In keiner wird es möglich, von den Fenstern, Dächern und Balcons bürgerlicher Wohnhäuser her, ringsum in unmittelbarer Nähe auf ein so dichtes grünes Meer vollrauschiger Wipfel und in ihre reizend grüne Schattendämmerung hinein zu blicken, wie hier von denen der genannten Weststraßen. Selbst in Paris bedarf es dazu erst einer Eisenbahnfahrt nach St. Cloud, Ville d'Avray, Bougival oder Sceaux, Plessis-Poquet, Fontenay les Roses. Der Prater von Wien liegt fern ab von den Wohnungen der Menschen, die Parks von London, die Cascinen von Florenz nicht minder. Aber auf einem Balcon oder in einem Erkerfenster der Wohnungen in einer jener vorgeschobenen Berliner Weststraßen in der ersten Morgenfrühe, in stiller Vormittags- oder abendlicher Dämmerungsstunde sitzend, genießt man jene nahen laubreichen urwaldähnlichen Gärten, schön angebaute fruchtbare Ebenen, glänzende Wasserläufe, die sie durchschlängeln, weite Horizonte, von blauen Hügelketten begrenzt, genau so, als ob alle diese guten Dinge zur Wohnung und zu uns gehörten. Und mit tiefem Mitgefühl gedenkt man der fernen Seinigen und jener, der Sommerkrankheit erlegenen Freundinnen und Freunde, welche freiwillig, ja mit Begeisterung, die Qualen auf sich genommen haben, denen kein Sommerreisender und kein Sommerwohnender draußen in der fremden kalten, resp. heißen Welt entgeht. Fern von all dieser heimischen Behaglichkeit und Anmuth, zwischen ungastlichen Bergen, an sandigen Dünen, in feuchten Wäldern, in erbärmlichen Provinzialnestern, armseligen Gebirgsdörfern, lächerlichen Badeorten voll großstädtischer Prätensionen und schöppenstädtischer Leistungsfähigkeit, müssen sie ihr hochsommerliches Dasein seufzend dahinschleppen. In Wohnungsräumen, möblirten Zimmern oder Hotelgemächern hausen, deren Tapeten und Farbendruckbilder an den Wänden, deren Möbelbezüge und Vorhänge schon genügen, um seiner organisirten und an das Echte und Gute gewöhnten Naturen Sinnen- und Seelenschmerzen von schwer erträglicher Art zu verursachen. Und zu alledem Hotelessen oder Brunnendiät!

Der Briefbote hat die unvermeidliche Partie Postkarten und Briefe mit bayrischen, östreichischen oder deutschen Marken abgegeben; doch ehe man diese eröffnet, jene ansieht, ahnt man ihren Inhalt.

„Wie schön wäre es hier, wenn es nur nicht immerfort regnen wollte! Wir haben noch nicht ein einziges Mal in den Wald, auf die Berge, auf den See gekonnt; kaum in den Garten, so strömt es herunter Tag für Tag. In den kleinen, niedrigen Zimmern sitzt es sich nicht eben behaglich. Aber Alles ist so überfüllt. Wir finden keine andere Wohnung. Doch trotz alledem — die Luft ist so himmlisch schön 2c. 2c."

„Die himmlische Luft", das ist immer der letzte Trost, wenn jede andere Sommerfrische und Freude zu Wasser wurde. Die menschliche Illusionskraft und das Bedürfniß der Illusionen ist so groß, daß sie uns nöthigenfalls selbst ein so windiges und unfaßbares Wesen, wie jene „Luft", als ein Gut verehren macht, hinreichend köstlich, um für alle sonstigen Leiden und Entbehrungen uns durch dessen Genuß für entschädigt zu halten.

Allerdings: gerade mit diesem Gut kann der Berliner Hochsommer nicht eben viel Staat machen und Ehre einlegen. Bis Herrn Hobrechts gewaltige Herkulesarbeit vollendet ist — die ihn noch immer die Eingeweide der Stadt erbarmungslos und taub für alle Klagen und Anklagen der Kurzsichtigen, der Droschkenkutscher und Pferde durchwühlen läßt —, wird noch viel Abflußwasser, angefüllt mit dem, was Uebeles in den Berliner Canal Grande, nicht zum Heil auch der hauptstädtischen Luft, hinein geleitet und ergossen werden! Aber das Ozon ist der Güter höchstes nicht und das Maß ruhigen innern Glücks und Behagens hängt nicht so ausschließlich nur von der Masse dieses modernen Gases ab, welche uns zum stündlichen Genuß kredenzt wird. Der Juli in Berlin — und ich hoffe auch der August — gönnt und bereitet uns dafür sicht-, greif- und fühlbarere Gaben und Freuden, die wir in den höchsten Bergen, in der stärksten Brandung und an den wirksamsten Brunnen vergeblich suchen. Könnt' ich ihn in Liedern preisen, so würde ich es thun. Da das aber seine Schwierigkeiten haben dürfte, so mag es denn in Prosa und in der nächsten Nummer der „Gegenwart" wie er es verdient — und so selten noch erfuhr —, geschehen.

Ludwig Pietsch.

Dramatische Aufführungen.

Le fils de Giboyer.

Schauspiel in 5 Acten von Emil Augier, in's Deutsche übersetzt („Ein Pelikan") von Heinrich Laube.

Gesammtgastspiel der Wiener Hofschauspieler.

„Le fils de Giboyer" wurde im December 1862 in einer musterhaften Darstellung mit Samson, Provost, Got, Delaunay 2c. in den Hauptrollen zum ersten Mal im Théâtre Français gegeben. Das Stück erregte zu jener Zeit einen wahren Sturm; es gab die Veranlassung zu einer ganzen Reihe von Processen in Paris und in der Provinz. Ueberall war die erste Aufführung von tumultuarischen Störungen begleitet, die zum Theil, wie namentlich in Toulouse, ganz bedenkliche Verhältnisse annahmen. Die besänftigende Zeit hat die scharfen Spitzen dieses Lustspiels erheblich abgestumpft, und wenn man heute, nach fünfzehn

Jahren, das Augier'sche Schauspiel, das uns nun wie ein neues Stück entgegentritt, auf den Brettern sieht, so begreift man kaum, wie dasselbe in seltenem Maße die Leidenschaften entfesseln und eine ernsthafte Erregung durch das ganze Land hervorrufen konnte.

Wie schon der Titel sagt, ist „Le fils de Giboyer" eine Art von Fortsetzung des Schauspiels „Les Effrontés"; wenigstens sind zwei der interessantesten Typen aus dem früheren Stücke, in welchem die furchtbare Macht des Geldes, das sich die öffentliche Meinung zu unterjochen weiß, gegeißelt worden war, in dieses spätere Lustspiel übergegangen: der Marquis d'Auberive, der Vertreter der legitimen ultramontanen Anschauungen, der Todfeind unserer modernen Gesellschaft, die er als die Ausgeburt der verhaßten Revolution zu vernichten trachtet, und Giboyer, ein Stiefkind dieser modernen Gesellschaft, der mit Haß und Geist ausgestattete Proletarier, Socialist aus Ueberzeugung, dabei journalistischer Landsknecht ohne jede Ueberzeugung.

Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Der Marquis ist ein alter Mann geworden, aber noch immer kampfbereit, ein Führer seiner Partei. Giboyer ist durch den Sturz seines früheren Brodherrn, des Millionärs und Zeitungsbesitzers Vernouillet — das ist Mirès — mit in die Tiefe hinabgezogen. Er hat sich durch seine Soldschreiberei für den früheren Kapitalisten in der Presse unmöglich gemacht und nun allerhand andere zweideutige Geschäfte betrieben. Als Regisseur an Bühnen dritten und vierten Ranges, als Billetcontroleur an einem kleinen Pariser Theater, als Vorstand eines Ammenvermiethungsbureaus und als Ordner bei Leichenbegängnissen — seine Thätigkeit in dieser letzteren Eigenschaft besteht darin, daß er den Leidtragenden den Weg weist und ihnen mit angenehmem Lächeln sagt: „Wenn es den Herrschaften gefällig wäre" — hat Giboyer in den demüthigendsten Verhältnissen unter bittren Entbehrungen sein Dasein kärglich gefristet.

Schon in diesen Aeußerlichkeiten zeigt sich eine gewisse Verwandtschaft zwischen den beiden Augier'schen Stücken und den beiden ersten Lustspielen der Figaro-Trilogie von Beaumarchais. Der Giboyer im zweiten Lustspiel Augiers verhält sich zu Giboyer in den „Effrontés" ungefähr wie Figaro in der „Hochzeit" zu Figaro im „Barbier von Sevilla". Beide sind älter und gefährlicher geworden, beide zugleich auch milder. Giboyer selbst hat mit Figaro Manches gemein. Beide stehen vermöge ihres Geistes und ihrer Bildung hoch über dem Stande, den ihnen ihre Geburt angewiesen hat; beide sind mit Erbitterung erfüllt gegen die Institutionen, die sie zu einer ewigen Unterordnung nöthigen, nur äußert sich bei Figaro dieses gehässige Gefühl in einer frischen satirischen Lustigkeit, bei Giboyer aber in unversöhnlichem, gifterfülltem Cynismus. Bei Figaro wird das ideale Gegengewicht zu seinen schlechten Gesinnungen durch die Liebe zu der reizenden Susanne hergestellt, bei Giboyer durch die Liebe zu seinem Sohne.

Giboyer hat nämlich in den Tagen seiner Größe, als er noch an der Spitze des einflußreichen Vernouillet-Mirès'schen Blattes stand, ein flüchtiges und gänzlich poesieloses Verhältniß mit einem armen Mädchen aus der Zeitungsdruckerei gehabt; er hat das Mädchen später laufen lassen. Er hat sich weder um die Mutter, noch um sein Kind gekümmert, bis zu dem Augenblicke, da die Mutter gestorben ist. Da ist ihm die Erkenntniß seiner Vaterpflichten gekommen, und er hat sich denselben in rührender Weise unterzogen. Er hat dem Kinde eine mehr als sorgfältige, ja eine ausgezeichnete Erziehung geben lassen, er hat seinen Sohn auf die Universität geschickt, er hat ihn große Reisen unternehmen lassen; mit einem Worte, er hat nichts versäumt, um Maximilian eine vollkommene Bildung zu geben. Nur seinen Namen hat er ihm vorenthalten, und zwar aus Schamhaftigkeit, aus Vaterliebe. Er selbst gibt uns darüber die beste Aufklärung. „Ich habe ein Buch geschrieben," sagt er, „das alle meine Erfahrungen und alle meine Gedanken zusammenfaßt. Ich halte dieses Buch für schön und wahr, ich bin stolz darauf, es versöhnt mich mit mir selbst; und dennoch werde ich es nicht unter meinem Namen veröffentlichen, weil ich besorge, daß mein Name dem Buche schaden könnte. — Nun, wenn ich meinem Buche nicht meinen Namen gebe, soll ich ihn meinem Sohne geben?"

Für diesen Sohn hat Giboyer alle Niedrigkeiten mit Heroismus ertragen, für ihn verkauft er jetzt seine Feder, und er, der radicale Socialist — Socialist „bis auf die Knochen", „jusqu'aux moëlles", wie er sich in den „Effrontés" nennt — dient jetzt der clerikalen Sache. Denn der alte Marquis hat sich in diesem Augenblicke, da der Tod der clerikalen Partei den bedeutendsten Journalisten geraubt hat — den hochbegabten Déodat, einen giftigen, schmähsüchtigen Pamphletisten, der wie Augier sagt, „das dies irae auf der Jahrmarktsflöte bläst" (Jedermann, der mit den französischen Verhältnissen einigermaßen Bescheid weiß, erkennt in der unerbittlichen Charakterisirung dieses Déodat den ultramontanen Stimmführer Louis Veuillot) — der Marquis hat sich in seiner Bedrängniß des früheren Redacteurs des Vernouillet-Mirès'schen Blattes erinnert und demselben Déodats Erbschaft angetragen.

Die aufopfernde Liebe Giboyers zu seinem Sohn hat den Bearbeiter Heinrich Laube zu dem mehr seltsamen als schönen Titel: „Ein Pelikan" veranlaßt. Mir will diese zoologische Trope nicht recht in den Sinn; denn die bis zur Selbstaufopferung gehende Liebe des Alten zum Jungen bildet nicht eigentlich den Mittelpunkt der Handlung, sie ist nur einer der Factoren derselben. Augier hat sich zu einem nichtssagenden Titel bequemen müssen, aber lediglich aus Censurrücksichten; sein Stück sollte, wie er in der Vorrede zu dem Stück erklärt, eigentlich heißen: „Les Cléricaux", und das wäre auch der richtige Titel gewesen.

Die Opposition gegen den Ultramontanismus, gegen die Vermengung des Glaubens mit der Politik, gegen die Bigotterie als politische Waffe — das ist der eigentliche Schwerpunkt des Stückes. Das haben auch die französischen Ultramontanen zur Zeit sehr wohl begriffen, deswegen haben sie das Stück auszupfeifen versucht, deswegen ist es zwischen den reactionären Orthodoxen und den Voltairianern zum lebhaften Wortwechsel und zu Prügeleien gekommen. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man jetzt nachliest, welche Vorwürfe die Ultramontanen damals hauptsächlich gegen den Dichter vorbrachten. Das Stichwort der Römlinge war zu jener Zeit, daß es ein wohlfeiles und wenig rühmliches Vergnügen sei, den zu Boden geworfenen Feind mit Füßen zu treten. Der Mangel an Hochherzigkeit war es, der dem Dichter vor Allem zum Vorwurf gemacht wurde. Die Ultramontanen zu Boden geworfen, vernichtet, mundtodt gemacht, unschädlich, wehrlos und verfolgt! — es macht wie gesagt einen sonderbaren Eindruck, wenn man dies heutzutage liest. Der liberale Dichter hat wirklich mehr Scharfsinn bewiesen als seine scheintodten Gegner, und „le fils de Giboyer" hat in unsern Tagen des Culturkampfes eine ganz merkwürdige Actualität wiedergewonnen.

Die Clerikalen sind in dem Augier'schen Stücke in allen Spielarten vertreten. Da ist zunächst der alte Marquis d'Auberive, der Clerikale von Geburt und von Erziehung, ein Aristokrat, der in der blinden Verehrung des Thrones und des Altars aufgewachsen ist und die Revolution, die ihn und Seinesgleichen aller Vorrechte beraubt hat, verabscheut. Auch für den Marquis ist die strenge Rechtgläubigkeit unzertrennbar von seiner reactionären Politik; der Katholicismus gehört nun einmal zum Legitimismus. Im Uebrigen kümmert er sich aber nicht viel um den Glauben und was damit zu thun hat; er betrachtet ihn eben nur als nothwendiges Requisit und führt dabei ein ganz flottes Leben. Wenn er auch Junggeselle ist, so hat er doch offenbar vom Gelübde der Keuschheit nicht viel gehalten, und seine auffallende Fürsorge für das Geschick der Tochter des Herrn Maréchal erklärt sich nur aus den sehr intimen Beziehungen, die zwischen ihm und der verstorbenen ersten Frau des Herrn Maréchal bestanden haben. Er versäumt keine Gelegenheit, um auf dieselben in discreter oder indiscreter Weise hinzudeuten und damit das Interesse, das er an dem Bürgermädchen nimmt, zu entschuldigen.

Meisterhaft in der Charakteristik ist die Baronin Pfeffers, ein seltenes Gemisch von liebenswürdiger Salondame und politischer Intriguantin. Auch sie gehört zu den Clerikalen; sie steht an der Spitze von Wohlthätigkeitsanstalten, pflegt das Samariterthum, fährt ihren Beichtvater in der Equipage mit sich umher, schmiedet dabei kleine politische Ränke und verfolgt überdies noch gewisse private Vortheile, die sie durch die Verbindung mit der Partei des hohen Adels und des wahren Glaubens am besten zu erreichen hofft. Sie hat als ganz junges Mädchen einen ganz alten Mann geheirathet, dessen deutscher Adel nicht ganz unanfechtbar zu sein scheint. Baron Pfeffers hat sich und ihr den Dienst erwiesen, bald zu sterben. Sie ist Wittwe und legt in der Unterhaltung, wenn man auf ihre Ehe zu sprechen kommt, einen gewissen Werth darauf, durchblicken zu lassen, daß zwischen ihr und ihrem verstorbenen Gemahl nur das harmlose Verhältniß des Kindes zum Vater bestanden habe. Ihr Adel ist wie gesagt nicht ganz sturmfest, und es scheint sich jetzt die Gelegenheit zu bieten, das etwas zweifelhafte Wappen der freiherrlichen Pfeffers durch ein solideres, in welchem die Farben der Bourbonen, blau und gold, vertreten sind, zu ersetzen. Dieses beneidens-

werthe Wappen führt der Graf d'Outreville, ein Verwandter des Marquis, ein blutjunger Mensch, in dem uns ein neues Exemplar der clerikalen Sippe vorgestellt wird. Der junge Graf ist in der strengsten Bigotterie und unter den verdummenden Einflüssen seines geistlichen Leiters Sainte Agathe in der Provinz aufgewachsen, — ein schreckliches Product der geistlichen Erziehung! Dieser junge Mensch, halb Idiot, halb Tartuffe, ist zum Bräutigam des Fräulein Fernande Maréchal vom Marquis ausersehen worden, desselben jungen Mädchens, für das sich der Marquis aus unzweifelhaft sehr guten Gründen so lebhaft interessirt.

Das Interesse des Marquis hat sich auch auf den gesetzlichen Vater, auf den guten, einfältigen, ehrgeizigen Herrn Maréchal übertragen, der gleichfalls zur clericalen Partei gehört, weil diese ihm durch den Marquis einen Sitz in der Kammer verschafft hat, und der jetzt im Begriff steht, sogar eine politische Rolle zu spielen. Es handelt sich um eine bedeutende Rede, welche gleichsam das Programm der Partei enthalten soll; als Sprecher der Partei soll Maréchal auftreten. Giboyer schreibt die Rede, und Maréchal memorirt sie. Im letzten Augenblicke aber faßt das Comité den Beschluß, die Rede von einem Protestanten halten zu lassen, weil es sich davon eine noch größere Wirkung verspricht, und der unglückliche Maréchal wird bei Seite geschoben. Erbittert über diese unverdiente Zurücksetzung, sinnt er auf Rache, und Giboyer gibt ihm die wirksamen Mittel zu deren Ausführung. Sein Sohn, Maximilian, Maréchals Secretair, der die Rede ganz genau kennt — er hat sie copirt und sie hat zunächst einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er an seiner demokratischen Gesinnung irre zu werden anfängt, bis er schließlich das Lügengewebe von Sophismen durchschaut —, Maximilian soll vom demokratischen Standpunkt aus die Antwort auf diese Rede verfassen. Dies geschieht in der That, Maréchal tritt als Redner der liberalen Partei auf, vernichtet die Argumente des protestantischen Clerikalen und feiert einen unglaublichen Erfolg als Volksmann.

In dem Stücke von Augier ist sehr wenig Handlung, wenn man das Wort in dem Sinne gebraucht, in dem es gewöhnlich in der Theatersprache angewandt wird. Daß Fernande Maréchal Maximilian liebt, daß der lächerliche Bräutigam, Graf d'Outreville, zur rechten Zeit verschwindet, daß Maréchal seine Einwilligung zu der Vermählung Fernandens mit Maximilian, seinem talentvollen Secretaire, gibt, dessen Dienste er für die folgenden Sitzungen noch nothwendig gebraucht, und daher auch den berechtigten Abscheu gegen den Namen Giboyers überwindet — daß Alles ist selbstverständlich, eigentlich nebensächlich und ohne besonderes Interesse; die Hauptsache ist in diesem Stücke die treffende, scharfe und tiefe Charakteristik und der gedankenvolle, schneidende, oft grausame, immer geistreiche Dialog. Ich habe im Allgemeinen eine gewisse Abneigung gegen alle Bezeichnungen eines dramatischen Werkes, welche von den einfachen: „Trauerspiel", „Schauspiel", „Lustspiel" und „Posse" abweichen; die Art dieses Stückes ließe sich jedoch füglich am besten als „Charaktergemälde" bezeichnen.

Wir sind den Wienern dankbar, daß sie uns die Gelegenheit geboten haben, dieses fesselnde, gute und wirksame Stück Emil Augiers, den ich für den bedeutendsten französischen Dramatiker unserer Zeit halte, in genügender, und soweit sie selbst dabei betheiligt waren, sogar in ausgezeichneter Darstellung gesehen zu haben. Herr Lewinsky gab den Giboyer in vorzüglicher Maske, in scharfer Charakterisirung und mit wohlthuender Discretion. Vortrefflich war Herr Hartmann als Maximilian; die große Scene am Schluß des dritten Actes zwischen Vater und Sohn brauchte den Vergleich mit dem Théâtre Français in keiner Weise zu scheuen. Der Maréchal des Herrn Hallenstein war eine breite, behagliche, komische Gestalt, echt und lebensvoll.

Paul Lindau.

Notizen.

Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien von Franz Lenormant. Autorisirte, vom Verfasser revidirte und verbesserte Auflage Jena 1875, Hermann Costenoble.

Die Lenormants bilden in Frankreich eine archäologische Dynastie, bei der man sich streitet, ob sich der Vater oder der Sohn größere Verdienste um die Wissenschaft erworben hat. Karl Lenormant, geb. am 1. Juni 1802 in Paris und gestorben am 24. November 1859 in Athen, wo er auf dem Kolonos-Hügel neben unserem deutschen Otfried Müller begraben liegt, war von Haus aus Jurist, bekehrte sich aber auf einer italienischen Ferienreise zur Archäologie und hat dann in stets gleich unersättlichem Forschungstriebe wiederholt Italien, Egypten (mit Champollion dem Jüngern), Griechenland und die Türkei durchwandert. In Frankreich bekleidete er früher das Amt eines „Inspecteur des beaux arts" und zuletzt das eines Professors der Egyptologie an dem Collège de France. Unter seinen zahlreichen Schriften ist vor Allem die „Auswahl keramographischer Monumente" (4 Bände) zu erwähnen. Seine Frau Amalie Lenormant, eine Nichte der durch Geist und Grazie berühmten Madame de Récamier, war ebenfalls literarisch thätig. Wir verdanken ihr ein schönes Buch über Madame Récamier (mit einer interessanten Correspondenz), dann ein Werk betitelt: „Coppet et Weimar", welches von der Großherzogin Luise von Weimar und Madame Staël-Holstein und deren gegenseitigen Beziehungen handelt, und endlich culturhistorische Skizzen über „die Frauen im Zeitalter der (französischen) Revolution".

Der würdige Sohn dieser berühmten Eltern ist Franz Lenormant, der in Deutschland zuerst bekannt wurde durch seine Publicationen über „die Christenverfolgungen in Syrien" (1860), und dessen neuestes Werk uns hier vorliegt, in einer sorgfältigen und gelungenen Uebersetzung herausgegeben von Herrn Costenoble in Jena, der dem deutschen Publicum auf demselben Wege auch die beiden verwandten Werke Lubbocks „Prehistoric Times" und „The Origin of Civilisation" (ersteres 1870 und letzteres 1875) zugänglich gemacht hat.

Die „Anfänge der Cultur" sind eine Sammlung einzelner Abhandlungen oder Essays, welche uns von der vorhistorischen Zeit, von der Zeit des fossilen Menschen und der neolithischen Periode, durch das alte Egypten, Chaldäa, Assyrien und Phönizien bis an die Schwelle der Zeiten des klassischen Griechenlandes führen.

Bezeichnend für die Methode des Verfassers, welcher mit Glück und Geschick die großartigen Entdeckungen und die neuesten Forschungen der Fachleute dem ganzen wissenschaftlich gebildeten Publicum zugänglich zu machen versucht, ist es z. B., daß er seine egyptologischen Alterthümer anknüpft an die Pariser Weltausstellung von 1867, auf welcher der Vicekönig von Egypten die seltensten und kostbarsten Stücke seiner Sammlungen (namentlich das Museum von Bulaq) nach Paris bringen ließ und sie dort in einem besonderen Tempel ausstellte, der unter Mariettes Leitung nach den Principien der altpharaonischen Architektur ausgeführt ward.

Herr Lenormant besitzt die in der That sehr seltene Gabe, die schwierigsten und verwickeltsten Probleme der Philologie, Paläologie und Archäologie dem Verständniß nahe zu rücken und selbst die verwickeltsten Dinge mit durchsichtiger Klarheit darzustellen. Für uns Deutsche ist es besonders erfreulich zu sehn, wie sehr der gelehrte Nachfolger Beulés bei dem „Institut de correspondance archéologique", die Arbeiten unserer deutschen Gelehrten kennt und schätzt. Wir erinnern uns, in früheren Zeiten sogar deutschgeschriebene Abhandlungen Lenormants in dem zu Bonn erschienenen „Rheinischen Museum für Philologie" gelesen zu haben.

Franz Lenormant hat überall das Bestreben, das christliche Dogma möglichst in Uebereinstimmung zu bringen mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung. Dies Bestreben, die Grenzen zwischen den Gebieten des Glaubens und des Wissens, welche man stets getrennt halten sollte, zu confundiren, theilt er mit seinem verstorbenen Vater Karl Lenormant. Dies ist die einzige Schwäche, welche seinen Arbeiten, wenn man sie von unserem Standpunkt beurtheilt, anklebt. Man wird sie begreiflich finden, wenn man hört, daß Herr Lenormant ein eifriger Mitarbeiter der „Gazette de France" und des „Ami de la religion" ist.

K. B.-W.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Inserate.

Für
Verleger und Redaktionen.

Ein junger Schriftsteller wünscht in ein bis zwei Jahren der Redaktion eines größeren kritischen Feuilletons oder eines literarischen Unternehmens vorzustehen. Da er sich unter Umständen mit einer Capitaleinlage betheiligen könnte, so möchte er schon jetzt mit einem rührigen und unternehmenden Verleger in Verbindung treten. Die nächste Zeit, die er mit Reisen zu verbringen gedenkt, würde er gern gegen mäßige Honorirung zur Probe dem betreffenden Organe mit literarischen Arbeiten widmen.

Fr.-Offerten und Anfragen besorgt die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** unter **H. E. 272.**

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

von Moltke,
Hauptmann, später Generalfeldmarschall.
Briefe
über
Zustände und Begebenheiten
in der
Türkei.
Dritte Auflage. Mit einem Bildniß des Verfassers aus dem Jahre 1851.
431 S. 8 M.
E. S. Mittler & Sohn,
Kgl. Hofbuchhandlung **Berlin, Kochstraße 69. 70.**

In 2. Auflage sind soeben erschienen:
Lindau, Paul, Alfred de Musset.
2. verbesserte und ergänzte Auflage.
Bodenstedt, Fr., Hafis. Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder.
Büchner, Dr. Louis, Aus dem Geistesleben der Thiere.
Preis jedes Bandes, elegant geb. 6 Mk.
Berlin, 15. Juli 1877.
Bureau d. Vereins f. Deutsche Literatur.
A. Hofmann & Comp.

HELGOLAND, FÖHR & SYLT.
Verlag von Otto Meissner in Hamburg:
HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.** Preis 3 M.

DIE NORDFRIESISCHEN INSELN.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 M.



Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.
Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.
Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Prospecte gratis; Probeheft zur Ansicht durch jede Buchhandlung.
☛ **Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.** ☚

Inhalt des soeben ausgegebenen fünften Heftes (August):
I. **Ludwig Anzengruber.** Zur Psychologie der Bauern: Der gottüberlegene Jakob.
II. **Rudolph von Jhering** in Göttingen. Honorar und Gehalt.
III. **Eduard Hanslick** in Wien. Adelina Patti. Erinnerungen.
IV. **Georg Gerland** in Straßbueg. Das Gesetz der Vereebung und die Poesie.
V. **Paul Lindau.** Victor Hugo. In und nach der Verbannung (1851—1877).
VI. **Josef Rank** in Wien. Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.
VII. **Rudolph Lindan.** Der Seher. Novelle.
Hierzu das Poeträt L. Anzengruber's, Kupferstich von H. Sachs in Berlin.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.
Belgien und Holland. 13. Aufl. 1875. 5 M. — **Mittel- und Nord-Deutschland.** 17. Aufl. 1876. 6 M. — **Süd-Deutschland und Oesterreich.** 17. Aufl. 1876. 7 M. — **Oesterreich-Ungarn.** 16. Aufl. 1873. 4 M. — **Südbaiern und die oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg etc.** 17. Aufl. 1876. 5 M. — **Ober-Italien.** 8. Aufl. 1877. 6 M. — **Mittel-Italien.** 5. Aufl. 1877. 6 M. — **Unter-Italien.** 5. Aufl. 1876. 6 M. — **London.** 5. Aufl. 1875. 5 M. — **Paris.** 8. Aufl. 1876. 5 M. — **Rheinlande.** 19. Aufl. 1876. 5 M. — **Schweiz.** 17. Aufl. 1877. 7 M. — **Conversationsbuch in 4 Sprachen.** 22. Aufl. 3 M.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Dramaturgische Blätter.
Beiträge zur Kenntniss des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich
von **Paul Lindau.**
2. Auflage. Elegant geheftet. Preis 5 M.

Vergnügungsreisen.
Gelegentliche Aufzeichnungen
von
Paul Lindau.
Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 ₰.

Soeben erschienen:

Unsere Meister.
Sammlung auserlesener Werke für das Pianoforte.
10 Bände, gr. 8. Eleg. cart. in Carminglacé. **Preis à 3 M.**
Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann.
Band X.
Robert Schumann.
(Originale und Bearbeitungen.) 78 S.

Inhalt: No. 1—9. Aus den Kinderstücken Op. 15. — No. 10. Romanze II aus Op. 28. — No. 11—12. Novellette Fd. u. Ed. aus Op. 21. — No. 13—16. Stücke aus Manfred Op. 115. — No. 17—19. Aus dem Kinderball Op. 130. — No. 20—25. Aus dem Carneval Op. 9. — No. 26. Romanze und Scherzo a. d. Dmoll-Symphonie Op. 120. — No. 27—31. Aus den Phantasiestücken Op. 12. — No. 32—36. Aus „Das Paradies und die Peri" Op. 50. — No. 37. Zigeunerleben Op. 29. — No. 38. Fantasie (Dritter Satz) Op. 17.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Königliche Rheinisch-Westphälische
Polytechnische Schule zu Aachen.
Beginn der Vorlesungen Anfang October dieses Jahres. Programme, Aufnahme-Bedingungen ꝛc. von dem Director, Baurath v. Kaven, franco gegen 80 ₰ in Briefmarken.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 31. Berlin, den 4. August 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Entwickelung der Papstwahl bis zum Conclave.

Wiederholt ist in öffentlichen Blättern auf die Möglichkeit des baldigen Eintritts eines Ereignisses hingewiesen worden, das im engsten Zusammenhang mit einer brennenden Tagesfrage und dem Culturkampf steht: auf das Ableben des mehr als achtzigjährigen Greises auf dem Stuhle des heiligen Petrus und die dadurch nothwendig werdende Neuwahl seines Nachfolgers. Und in der That, bei der Lage der Dinge in Rom, in der katholischen Christenheit, wie in der protestantischen Welt des deutschen Reichs in ihrer religiösen und politischen Wechselbeziehung, könnte wohl kaum ein Ereigniß von größerer Bedeutung gedacht werden, als ein Wechsel in der Person des Statthalters Christi, vorausgesetzt, daß hiermit zugleich eine Aenderung des bisher in Rom herrschenden Systems sich vollziehen würde.

Gewiß wird in letzter Instanz Alles davon abhängen, welche Einflüsse von Innen und Außen sich bei einer solchen Wahl geltend machen werden. Vor Allem aber wird es darauf ankommen, alle diejenigen Factoren, welche das geltende Recht bei der Papstwahl zur Mitwirkung zuläßt, in Bewegung zu setzen, um wenigstens hier nichts zu verabsäumen, was einen legalen Druck auf die widerstrebenden Coterien am päpstlichen Hofe ausüben könnte. Bietet doch die Wahlverfassung, die überdies in letzterer Zeit durch die Jesuiten noch mannigfach verclausulirt und variirt worden ist, schon an und für sich nur eine geringe Handhabe zur Einwirkung der außenstehenden Mächte dar, die es zudem, wie bekannt, mit einer Partei in Rom zu thun haben, der bisher jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke willkommen gewesen ist.

Knüpft sich somit das Interesse an der Papstwahl zunächst und hauptsächlich an das geltende Recht, so dürfte es doch nicht überflüssig erscheinen, das verfassungsgeschichtliche Werden der Papstwahl bis zum Abschluß in ihrer jetzigen Gestalt, dem Conclave, zu verfolgen, um sich in den Hauptzügen die Entstehung und Ausbildung einer Institution zu vergegenwärtigen, die aus dem Mittelalter fast unverändert, ihrem leitenden Grundgedanken nach, zu uns gekommen ist, deren rechtliche Basis gerade an den entscheidendsten Stützpunkten aus dem Unrecht, ja der Anarchie hervorgegangen und deren Geist und Tendenz so wenig im Einklang mit dem Geist des XIX. Jahrhunderts steht, wie noch vor kurzem die weltliche Herrschaft des Kirchenfürsten. Die Geschichte ist die Lehrerin der Gegenwart und nur dasjenige Wissen hat einen tieferen Gehalt, das sich seiner Herkunft deutlich bewußt ist.

Das Ableben des Papstes, sowie die Neuwahl seines Nachfolgers gehörten im Mittelalter zu den vornehmsten Ereignissen der abendländischen Welt. So dürre auch sonst wohl unsere älteren Annalen und Chroniken über die Weltvorgänge berichten, so oft sie auch selbst die wichtigsten Schlachten, ja die deutsche Königswahl nicht selten ganz unerwähnt lassen: das Ableben des heiligen Vaters, den Namen seines Nachfolgers vermissen wir fast nie in jenen Aufzeichnungen. Ein Blick auf die Bedeutung und Stellung Roms in der damaligen Welt genügt, um die Wichtigkeit eines solchen Ereignisses zu bemessen, auch wenn sich daran nicht, wie so oft, all' der gährende Stoff des Haders weltlicher und geistlicher Macht abgesetzt hätte.

So lange das Papstthum noch auf einen geringen Kreis seiner Machtbefugniß und seines Einflusses beschränkt war, der Name des Papstes noch von dem eines Bischofs von Rom verschlungen wurde, war auch die Wahl eines solchen eine sich stiller vollziehende Angelegenheit der römischen Geistlichkeit und des römischen Volkes. Außer dem ersten Papst Petrus, den Christus selbst noch mit dem Primat der Kirche betraut haben soll, sind die nachfolgenden Päpste von dem römischen Clerus, der Stadtgemeinde und vielleicht unter Mitwirkung der suburbanen Bischöfe, die zu Rom im Metropolitanverhältnisse standen, erwählt worden. Diese Sachlage änderte sich jedoch als das Christenthum Staatsreligion geworden, die römischen Kaiser ihren Einfluß zunächst bei zwiespaltigen Bischofswahlen geltend zu machen suchten und bald auch ein Bestätigungsrecht des Erwählten in Anspruch nahmen. Die Päpste selbst mußten sich dieser Forderung fortan unterwerfen. So hat beispielsweise Gregor der Große die Machtbefugniß des Kaisers, wenn auch nur indirect, anerkannt, dürfen wir der Erzählung Glauben schenken, daß er vor seiner Wahl heimlich Briefe an den Kaiser Mauritius in Konstantinopel richtete, die seine etwaige Wahl nicht zu bestätigen erbaten. Die Thatsache selbst jedoch, daß dem Kaiser zu Byzanz oder seinem Stellvertreter, dem Exarchen zu Ravenna, die Bestätigung des Erwählten zustand, resp. dessen Verwerfung, erhellt unzweifelhaft aus dem liber diurnus, jener authentischen Formelsammlung der römischen Curie, die ganz genau den äußern Modus der Sache angibt.

Das Entscheidende des weiteren Entwickelungsganges ist nun aber, daß dies Recht des Kaisers, welches sich wohl zunächst auf die Unterthanenqualität des römischen Bischofs stützte, in der nachfolgenden Periode der Langobardenherrschaft nicht mehr zur Anwendung gekommen ist, namentlich nicht zur Zeit des Niederganges derselben. Es ist diese Periode zugleich die Zeit des Wachsthums und der zunehmenden Bedeutung des Bischofs von Rom, der in der schwierigen Stellung zwischen

Byzanz, Ravenna und den Langobarden Schritt für Schritt an Einfluß gewinnt. Schon unter dem zweiten Gregor wurde die Stadt Sutri dem Papste geschenkt, und damit der erste Keim des Kirchenstaates gelegt. Mit ihm, der 731 starb, sind wir in das achte Jahrhundert gelangt, das bekanntlich für das Papstthum von größter Bedeutung werden sollte, sowohl für die Ausbildung des Patrimonium Petri, als auch für das Ansehen des Papstes, dem als obersten Bischof der Christenheit die höchste Stelle neben dem Kaiser eingeräumt ward.

Es war eine einfache Handlung, die sich am Weihnachtstag des Jahres 800 in der Basilika des heil. Petrus zu Rom vollzog, als der Papst Leo dem knieenden Kaiser Karl dem Großen die Krone auf's Haupt setzte, jedoch in ihren Wirkungen eine der bedeutsamsten Handlungen in der Geschichte der Welt. Fortan wurde bei der steigenden Macht des Clerus, des „auserwählten" Standes, die Vorstellung, daß das Gottesreich in zwei Theile geschieden sei, die Lehre von den zwei Schwertern ausgebildet, von denen dem Kaiser das weltliche, dem Papste das geistliche zukomme. „Seitdem gewöhnte sich die Welt," schreibt der geistvolle Ferdinand Gregororius, „den Begriff des Augustus gleichsam zu zertheilen, Kaiser und Papst als die zwei großen Sonnen zu betrachten, von denen Licht und Ordnung durch die sittliche Welt verbreitet würden." Rom war — schon durch die Thätigkeit eines Bonifaz, durch die Pseudo-Isidorischen Decretalen bedeutsam gefördert — allmählich das ideale Haupt des neuen Weltimperiums geworden, Sitz und Mittelpunkt einer Weltreligion, Ausgangspunkt jeder geistigen Strömung; „in Rom, als der Bundeslade christlicher Cultur, sahen die Völker fortan die Gesetze, die Urkunden, die Symbole der Christenheit versammelt: es war das neue Jerusalem, die Quelle der Erlösung von der Sünde, jeder geistlichen Amtsgewalt, das Fundament der Bisthümer, Klöster, Missionen; seine Sprache die der gebildeten Welt." Unter dem straffen Regiment eines Karl des Großen waltete noch die Persönlichkeit des großen Herrschers zu mächtig vor; noch war der Papst, wie Waitz es faßt, ein Bischof des Reichs wie andere auch, dem Rang und Ansehen nach zwar höher, man kann sagen, der oberste Bischof des Abendlandes. So hat auch Karl seine Stellung dem Papst gegenüber aufgefaßt, wobei es allerdings auffallend erscheint, daß sich der Kaiser, der sonst bei Besetzungen der Bisthümer auf's Freiste verfügte, bei der Besetzung des römischen Bischofsstuhls zurückhielt. Hier ist die Annahme von Hinschius wohl die richtige, daß das freundschaftliche Verhältniß zwischen Karl und den Päpsten Hadrian und Leo den Grund jener Zurückhaltung abgegeben habe. Die ganze Einwirkung des Kaisers auf die Papstwahl beschränkte sich in der nächsten Zeit nur auf den Gebrauch, daß der neue Papst dem ersteren seine Wahl und Krönung anzeigte, eine Praxis, die von Ludwig dem Frommen 824 dahin modificirt worden ist, daß die kaiserliche Bestätigung des Erwählten vor der Weihe eingeholt werden sollte, wodurch wenigstens eine Controle über die Ordnungsmäßigkeit der stattgefundenen Wahl ermöglicht wurde. Allein bei dem zunehmenden Zerfall des karolingischen Königthums, bei den politischen Wirren in Italien, den Kämpfen der Adelsfactionen in Rom, wurden nicht selten die Päpste mit Nichtbeachtung jener Verordnung gewählt und dadurch in ihrem schon hervortretenden Streben nach Befreiung von dem kaiserlichen Einfluß begünstigt. Ob schon damals eine Veränderung der Wahlordnung eingetreten oder versucht worden, vermögen wir nicht zu bestimmen; bei dem Mangel einer festen Wahlordnung in dieser Zeit läßt sich nur erkennen, daß dem Clerus von Rom die eigentliche Entscheidung zustand. Bis zum Anfang des zehnten Jahrhunderts steigerten sich die Verwirrungen in Rom in einer Weise, daß das schmähliche Regiment dreier Buhlerinnen, die über den Stuhl Petri verfügten, möglich war, wenn auch die Erzählung von einer Päpstin Johanna im neunten Jahrhundert längst in das Gebiet der Fabeln verwiesen worden ist. Eine jener Frauen, Marozia, besaß sogar die Stirn, ihren mit Papst Sergius erzeugten Sohn als Johann XII. mit der dreifachen Tiara krönen zu lassen. Die Macht der städtischen Adelsfactionen legte die Befugnisse der Geistlichkeit vollständig lahm; sie erhob und stürzte die Päpste im bunten Wechsel; nicht selten wurden die Statthalter Christi eingekerkert, geschlagen und ermordet. Da erscheint, vom Papst selbst gerufen, der deutsche König Otto der Sachse; er wird zum zweiten Mal der Wiederhersteller des abendländischen Kaiserthums, welches nun an die deutsche Nation übergeht. Sofort übt er in Rom und dem Papst gegenüber die Kaiserrechte im weitesten Umfang aus. Er läßt Johann XII. durch eine Synode absetzen, Leo VIII. an dessen Stelle erwählen und als die Römer noch einmal durch die Erhebung Benedicts V. sich des päpstlichen Stuhls zu bemächtigen trachten, läßt er auch diesen absetzen und in's Exil nach Deutschland führen. (Vgl. Hinschius, Kirchenrecht.) Die eintretende Regeneration des Papstthums mußte dieses freilich mit dem Verlust der freien Papstwahl erkaufen. Fortan wurde dem Kaiser zunächst der designirte Candidat präsentirt, ehe seine definitive Wahl geschehen konnte. Bei der Auswahl der Person faßte man die Würdigkeit allein in's Auge; sogar Männer aus dem Laienstand, wie Leo VIII., zogen das purpurne Pluviale an, Translationen der Bischöfe nach dem Sitz des heiligen Petrus wurden nicht vermieden. Die römische Kirche, aus dem Schlamme des Weiberregiments gezogen, wurde durch den deutschen Geist neu belebt; dafür mußte sie aber auch demselben Unterthanin werden. Die Römer waren daher weit entfernt davon, dieses Verhältniß als ein günstiges zu betrachten. Sobald sich eine passende Gelegenheit darbot, wie nach dem Tode Ottos I., brach mit den Parteikämpfen der römischen Adelsgeschlechter das alte Unwesen hinsichtlich der Wahlen wieder hervor: die Päpste wurden von der einen Partei erhoben, nach kurzer Zeit verdrängt und endigten durch Mord oder im Kerker. Von 1033—48 saß ein zwölfjähriger Knabe, Benedict IX. auf dem Thron von St. Peter, dessen Laster zu einer Spaltung der Kirche, diese zur Schmach und Erniedrigung führen mußten.

Abermals sollte der deutsche Arm, der deutsche Geist die Rettung bringen. Diesmal war es der starke Heinrich III., der bleibende Zustände und Ordnung geschaffen hat. Es ist hinlänglich bekannt, wie dieser Herrscher nach einander fünf deutsche Bischöfe den Römern zu Päpsten setzte und die Unwürdigen durch eine Synode absetzen ließ. Nicht nur wurde ihm von den Römern das Recht, den päpstlichen Stuhl zu besetzen, ausdrücklich übertragen, während sie selbst nur das Präsentationsrecht des Candidaten behielten, sondern auch die Wahl selbst wurde von diesem Kaiser wie eine deutsche Reichsangelegenheit angesehen. Dabei handelte der Kaiser im Einvernehmen mit einer sich neu bildenden Reformpartei innerhalb der Geistlichkeit, an deren Spitze schon damals jener Hildebrand, der nachherige so berühmt gewordene Gregor VII. stand. Heinrich III. konnte freilich nicht ahnen, daß diese Machtentfaltung der reformirten Kirche, die unter seinem Schutze sich vollzog, dereinst seinen eigenen Sohn zur schimpflichen Buße nach Canossa führen würde. Diese zweite Restauration des Papstthums in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts bildet einen entscheidenden Wendepunkt, wie überhaupt in der Geschichte des Papstthums, so insbesondere in der Entwickelung der Papstwahl. Das Wesentliche ist, neben der wichtigen Veränderung des Wahlrechts, daß der Einfluß, den die deutschen Kaiser bisher ausgeübt hatten, nunmehr gänzlich fortfiel.

Den eigentlichen Hebel zur Aufhebung jener auf der Kirche lastenden Uebelstände hat das Pontificat Leos IX. († 1054) angesetzt; Leo IX. machte zuerst mit Bewußtsein das Papstthum zum Mittelpunkt jener kirchlichen Bewegung, die von Südfrankreich aus, von dem Kloster Cluny, ausging, deren mönchisch-ascetische Tendenz sogar in Heinrich III. selbst einen eifrigen Beförderer gefunden hatte. Nichts ist bezeichnender für die Anschauungen Leos IX. als seine Reise nach Rom zur Besteigung des heiligen Stuhls. Im demüthigen Aufzug durch Burgund über Cluny wandernd, erscheint er, ein barfüßiger Pilger, nur mit wenigen Begleitern vor den Thoren der Leostadt. Aber unter diesen wenigen Männern war jener

Hildebrand, dessen Name als Gregor VII. nachmals die Welt erfüllte. Ihn hatte sich der neue Papst in Cluny von dem Abt erbeten, weil er einen Geistesverwandten in ihm erkannt haben mochte, auf den hauptsächlich gestützt er den Kampf gegen das Verderben der Kirche, gegen die Verweltlichung des Clerus im ascetischen Geist unternehmen wollte. Mit Leo IX. wurde eine neue Aera des Papstthums, die Hildebrandinische, inaugurirt und zwar im Geist der pseudo-isidorischen Richtung, nach festen und einheitlichen Gesichtspunkten.

Damit hängt es zusammen und wird es verständlich, wenn auch für die Umbildung der Papstwahl, zwar zunächst nur in indirecter Weise, Leos Regiment von großer Bedeutung geworden ist. Leo berief nämlich in das heilige Consistorium des Papstes, das bis dahin nur aus Creaturen des römischen Adels bestanden hatte, Kloster- und Weltgeistliche aus allen Theilen des Abendlandes, die durch besondere theologische Bildung oder durch kirchlichen Eifer sich hervorgethan hatten. So stempelte er das Cardinalcollegium zum permanenten Träger des Reformgedankens, so verewigte er gleichsam seine Ideen von der Befreiung der Kirche von jeder weltlichen Gewalt, ja ihrer Herrschaft über die ganze abendländische Welt.

Es war nur eine natürliche Consequenz dieses Ideenganges, daß auch die Wahl des höchsten Vertreters der kirchlichen Idee in die Hände eines abgeschlossenen Wahlkörpers gebracht werden müsse, dessen Mitglieder gleiche Interessen mit ihrem selbst zu bestellenden Oberhaupt hegten, mit einem Worte: die Papstwahl mußte das alleinige Recht der Cardinäle werden, Clerus, Adel und vor Allem der deutsche König von der Mitwirkung ausgeschlossen bleiben. In diesem Streben sind die Cardinäle jederzeit einig gewesen, wie sehr auch sonst Parteiungen unter ihnen geherrscht haben. Den ersten gesetzlichen Schritt zur Feststellung des schon mehrfach geübten Vorrechtes der Cardinäle, namentlich der Cardinalbischöfe, bei den Wahlen, hat nicht Leo IX. selbst gethan, sondern sein dritter Nachfolger Nicolaus II. im Jahr 1059, ebenfalls unter Mitwirkung Hildebrands. Es geschah dies unter dem Eindruck der letzteren Vorgänge, welche sich an den Tod Leo IX. knüpften. Victor II. hatte das Werk des genannten Kirchenfürsten fortgesetzt, ebenfalls in innigster Verbindung mit dem Kaiser. Da trat ein Wendepunkt ein: Kaiser und Papst schieden rasch nach einander aus dem Leben; in Deutschland herrschten eine kirchlich gesinnte Frau und ein sechsjähriger Knabe. Nun regten sich plötzlich alle Elemente der Reaction, kirchliche wie politische, die nach größeren Veränderungen im geschichtlichen Leben einzutreten pflegt: in Deutschland die unterdrückte Fürstengewalt, in Rom die Adelsclassen, im Cardinalcollegium die Einheimischen gegen die Fremden, die ohnedies als solche schon gehaßt wurden. Freilich überwog hier die Reformpartei und diese glaubte jetzt die Gelegenheit benutzen zu müssen, bei der nächsten Papstwahl die bisherige Anlehnung an das Königthum aufzugeben.

So wurde denn Stephan X. Wahl in's Werk gesetzt, deren Stützpunkte in Italien bei Elementen gefunden werden, die im Gegensatz zum deutschen König standen, bei jenem mächtigen Fürstengeschlecht von Canossa, der welfischen Beatrice und ihrem lothringischen Gemahl, Herzog Gottfried. Dieser Wahl fehlte die Zustimmung der Kaiserin Agnes; Hildebrand holte dieselbe erst bei der nächsten Vacanz ein, als die Gefahr drohte, daß die Adelsfactionen in Rom sich wieder der Wahlen bemächtigen könnten. Diese hatten nämlich bereits einen neuen Papst gewählt; nun mußte die Kaiserin einen Gegenpapst, Nicolaus II., nach dem Sinne der Cardinäle ernennen, wogegen das Recht des Königs, wie es Heinrich III. geübt, ausdrücklich anerkannt wurde. Unter dem Schutze Herzog Gottfrieds wurde fern von Rom, zu Siena, hauptsächlich durch die Cardinalbischöfe, der Candidat der Kaiserin gewählt und hierauf der Adelspapst aus Rom mit Waffengewalt vertrieben.

In kanonischer Hinsicht war bei dieser Wahl Außergewöhnliches geschehen. Die römische Curie mußte auf Mittel sinnen, die Vorgänge nachträglich zu legalisiren, um die scharfen Spitzen der Thatsachen, welche Herkommen und Recht durchlöchert hatten, abzustumpfen. Weder die römische Geistlichkeit, noch das Volk hatten eine Vertretung bei der Wahl des Papstes gefunden, die nicht einmal in Rom selbst vollzogen war; zudem hatte das Königthum noch einmal eine Entscheidung geübt, die den Principien der Reformpartei zu Gute kam. So wurde denn von Nicolaus II. auf einer großen Synode zu Rom (1059) das neue Gesetz über die Papstwahl verkündet: Die Wahl solle in erster Linie den Cardinalbischöfen zustehen, ihnen hätten sich die übrigen Cardinäle und der römische Clerus anzuschließen. Der Antheil des Adels und des Senats von Rom wurde auf ein Minimum herabgedrückt, das Recht des deutschen Königs lediglich als ein persönliches, für Heinrich IV. Geltung habendes, in unbestimmter Weise gefaßt. Viel wissenschaftlicher Streit ist über dies Wahldecret von 1059 geführt worden, das in verschiedener, absichtlich gefälschter Gestalt auf uns gekommen ist, dessen echte Fassung selbst, wie sie zuerst schärfer von Waitz erwiesen, von Hinschius, Zöppfel u. A. bestimmter formulirt worden ist, noch des Diplomatischen und Unbestimmten genug enthält.

Der erste Schritt nach dem Ziel, die Papstwahl ganz zu einer inneren Angelegenheit der römischen Cardinäle zu machen, war gethan; aber lange noch hat es gedauert und viele Kämpfe verursacht, ehe das Ziel ganz erreicht worden ist. Für's Erste muß man sogar sagen, daß die Hauptabsicht des Gesetzes, einen Vorzug der Cardinalbischöfe zu begründen, gar nicht erreicht wurde, daß das Gesetz überhaupt von allen Seiten die heftigste Opposition hervorgerufen hat. Vor Allen opponirte der deutsche Episkopat. Unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Köln vernichtete eine deutsche Synode — damals gab es noch dergleichen — alle Amtshandlungen des Papstes, sprach Bann und Entsetzung über denselben aus. In der Lombardei traten der Reformpartei die Bischöfe entgegen, in Rom kündigte der Adel dem Papst und seinen Cardinälen den Gehorsam auf. Nicolaus II. mußte unter den bedrohlichsten Zeichen der Aufregung gegen den päpstlichen Stuhl seine Tage beschließen. Trotzdem führten die Cardinalbischöfe nach seinem Tode das Schisma herbei, indem sie nach dem Decret und zwar ohne Einwilligung der Kaiserin einen Papst aufstellten, während die deutschen und italienischen Bischöfe den Cadaulus erhoben. Diese Wirren endigten gleichwohl mit der Anerkennung Alexanders II., ein Vorgang, der wenigstens einen Theil jenes Decrets praktisch machte. Im Uebrigen ist es noch lange Zeit, ein volles Jahrhundert, beim Alten geblieben: die Wahlen geschahen unter Concurrenz des Clerus und Adels, nur das Recht des deutschen Königs ist in den folgenden Kämpfen der Päpste mit den Kaisern nicht zur Geltung gelangt.

Erst hundertundzwanzig Jahre später ist es zu einer weiteren Gesetzgebung hinsichtlich der Papstwahl gekommen, die unter nicht minder interessanten Verhältnissen, als sie unter Nicolaus II. vorlagen, erfolgte. Sie knüpfen sich an die Doppelwahl des Jahres 1159. Kaiser Friedrich I., der Staufer, war mit dem Papste Hadrian IV. unversöhnlich zusammengestoßen; die alten Gegensätze zwischen Kaiserthum und Papstthum, die im Investiturstreit nur besänftigt, aber nicht beigelegt waren, platzten unter den beiden genannten Vertretern der Christenheit auf's Neue heftig auseinander. Auch das Cardinalcollegium ward von der Spaltung ergriffen, welche die ganze abendländische Welt in zwei Heereslager theilte. Die strenge, hierarchische, papistische Richtung im heil. Collegium, welche die Kirche von jedem Einfluß weltlicher Gewalt frei zu machen, ja eine dauernde Suprematie über dieselbe zu begründen strebte, trat in offenen Widerstand gegen die Vertreter der kaiserlichen Tendenzen, die im Anschluß an das deutsche Reich das Heil und Gedeihen der kirchlichen Institutionen erblickte. In den letzten Tagen seines Pontificats war Hadrian IV. mit den politischen Gegnern des Kaisers, Wilhelm von Sicilien und den lombardischen Städten, in eine reichsfeindliche Verbindung („conjuratio“) getreten, die dem Kaiser den äußersten Widerstand zu leisten entschlossen war. Insbesondere sollte zum Nachfolger Hadrians IV. ein Papst aufgestellt werden, der

unter dem Schutz jener Allianzen sogar den Bannfluch über den Kaiser auszusprechen sich verpflichten würde. Die Seele des ganzen Getriebes war der energische Kanzler Hadrians IV., Roland Bandinelli, der nachmalige Papst Alexander III. Dieser wurde in der tumultuarischen Wahl des Jahres 1159 zwar von dem größten Theil der Cardinäle als Candidat designirt und ernannt, jedoch gelangte sein kaiserlich gesinnter Gegner als Victor IV., unterstützt von einigen wenigen Cardinälen, von der römischen Geistlichkeit, vom Adel und Senat, in den Besitz des Purpurmantels und des Laterans. Alexander mußte mit den Seinen Schutz im Auslande suchen. Friedrich I. glaubte sich einer solchen unkanonischen Wahl gegenüber im Rechte, unter seinem Vorsitz eine Synode die Entscheidung über die beiden Erwählten treffen zu lassen. Da Roland sich nicht stellte, auch die Wahl beider Prätendenten unrechtmäßig geschehen, Victor IV. aber zuerst inthronisirt worden war, so ward dem letzteren die Anerkennung der Synode zu Theil. Ein achtzehnjähriges Schisma der Kirche war die Folge, das erst nach der Schlacht bei Legnano durch den Congreß von Venedig im Jahre 1177 beigelegt worden ist. Es war jener Frieden, der dem Kaiserreich sicherlich eine tiefere Demüthigung brachte als jene Scene im Schloßhofe zu Canossa. In Venedig mußte Friedrich erklären, er habe in seinem Leben mehr der Gewalt als dem Rechte nachgetrachtet, während der Papst auf einer großen Lateransynode mit gewaltigem Pomp der Christenheit Gesetze dictiren konnte.

Unter diesen befindet sich auch das Decret über die Papstwahl aus dem Jahre 1179, das in ganz gleicher Weise wie es einst das Gesetz Nicolaus II. gethan hatte, die inneren Vorgänge bei der Erhebung Alexanders III. nachträglich legalisiren sollte. Alexander hatte bei der Designation die Majorität der Stimmen erhalten; nun wurde bestimmt, Derjenige solle rechtmäßig erwählter Papst sein, der zwei Dritttheile aller Stimmen auf sich vereinige, — eine Hauptbestimmung, die seitdem in Kraft geblieben ist. Stillschweigend wurde ferner in jenem Gesetz der Antheil der übrigen alten Wahlfactoren beseitigt, von dem Recht des deutschen Kaisers aber kein Wort erwähnt.

Die Decretalen Nicolaus II. und Alexander III. sind der römischen Kirche heilsam geworden; die feste Form, welche die Wahlverfassung annahm, bewahrte die Kirche lange Zeit vor zwiespältigen Wahlen. Bald entschloß man sich auch, ein festes Rituale aufzustellen; der erste sogenannte Ordo romanus datirt noch aus der letzten Zeit des zwölften Jahrhunderts. Nur ein Punkt war noch mangelhaft in der Wahlordnung: im Falle die vorgeschriebene Zweidrittelmajorität nicht erreicht wurde, mußte die Vacanz des päpstlichen Stuhls ungebührlich verlängert werden, wie es z. B. bei der Wahl Gregors X. (1271—80) der Fall gewesen, wo die Kirche drei Jahre lang des Papstes harrte. Dieser Uebelstand gab die Veranlassung zur **Einführung des Conclaves**, dessen bekannte Einrichtungen durch die großen körperlichen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, die den Wählern auferlegt werden, zu einer schnelleren Erledigung der wichtigen Handlung zu führen geeignet sind.

Die Cardinäle sind die einzigen Träger der Papstwahl im Laufe der Zeit geworden; auf ihnen beruht somit zum großen Theile das Heil und Gedeihen der römischen Kirche. Freilich wurde durch die katholischen Mächte, insbesondere durch das deutsche Kaiserreich wahrscheinlich schon wieder seit dem dreizehnten Jahrhundert, das sogenannte Jus exclusivae, d. h. das Recht der Ausschließung eines den Mächten nicht genehmen Candidaten von der Wahl geübt. Aber dieses „Recht“ — die römische Curie hat es niemals, so weit ersichtlich, ausdrücklich anerkannt — ist doch nur ein negatives. Auch das Institut der Cardinalprotectoren, die mit der Ausübung jenes Rechts betraut werden, erweist sich in seiner heutigen Gestalt gewiß als ungenügend. Man wird so nicht zu viel behaupten mit dem Satze, daß die allerbedeutendsten Interessen der katholischen Welt, ja aller Staaten, an die Cardinäle geknüpft sind — noch abgesehen davon, daß diese selbst wieder Spielbälle in den Händen der Jesuiten —, also vom deutschen Standpunkt aus an Ausländer und Römlinge, deren Einfluß auf das kirchliche Leben des deutschen Volks unstreitig — nach der Autorität von Janus-Döllinger — ein überragend nachtheiliger gewesen ist. „Das Institut war eine spätere künstliche Schöpfung, ein erst tausend Jahre nach der Gründung der Kirche eingeschobenes Glied, welches fremdartig und störend sich in die ursprüngliche, auf der Anordnung Christi und der Apostel beruhende Hierarchie eindrängte.“ Auch sonst haben die Cardinäle es verstanden, ihren Vortheil bei den Wahlen auszubeuten. Schon seit dem zwölften Jahrhundert wählten sie meistens nur einen der Ihrigen zum Papst; konnten sie ihre Absicht nicht erreichen, so zogen sie die Vacanz in die Länge.

Dabei machten sie nicht selten das Conclave zum Schauplatz der schmutzigsten Ränke, der widerlichsten Intriguen und Zwistigkeiten. Insbesondere aber schlossen sie die deutsche Nation vom Cardinalcollegium und damit um so sicherer von der päpstlichen Würde aus. Mit einem Worte: die Papstwahl befindet sich in den Händen einer Coterie, sie beruht auf ganz feudalistischen, mittelalterlichen Institutionen, die dem Interesse und dem Geist unserer Tage geradezu Hohn sprechen. Sollte es keine Mittel und Wege geben, eine solch' hochwichtige Angelegenheit, wie die Papstwahl, von der der Frieden der Welt zum nicht geringen Theile abhängt, dem Bedürfniß des neunzehnten Jahrhunderts gemäß umzugestalten? Gerade die letzten Handlungen Pius' IX. in Bezug auf die Papstwahl lassen eine solche Frage gerechtfertigt, ja dringlich erscheinen.

Moritz Meyer.

Vor vierzehn Jahren.

Eine geschichtliche Erinnerung an den polnischen Aufstand von 1863—64.

Von Karl Blind.

III.

Von der geheimen Warschauer Nationalregierung ohne nähere Unterscheidung zu sagen: sie sei dies oder das gewesen, verräth ferner ebenfalls vollkommene Unkenntniß.

Es ist, als ob man sagen wollte: die „republikanische Regierung Frankreichs“ im Jahre 1848 habe das oder jenes Gepräge getragen, während es doch nach einander eine provisorische Regierung, einen Vollzugsausschuß, eine Cavaignac'sche Dictatur und eine Regierung des Prinzpräsidenten gab, die stark von einander abstachen! Aehnliches gilt, wenigstens in gewissem Maße, für die damaligen Verhältnisse in Russisch-Polen. Mehrfach hat die **geheime Nationalregierung** in ihrer Zusammensetzung und in ihrem Verfahren gewechselt. In Einer Beziehung ist sie sich stets gleich geblieben. Im Widerspruch mit gewissen Rathschlägen, die ihr vom Auslande zukamen, weigerte sie sich beharrlich, **Posen** und **Galizien** in den Kreis ihrer Unternehmung zu ziehen.

Die Anklage auf „**Oestreicherthum**“ ist deshalb damals von Einigen gegen die Führer erhoben worden; — gewiß ganz ungehöriger Weise. Der Aufstand ist nie so stark gewesen, daß er es hätte wagen können, gleichzeitig die Feindseligkeit von Rußland, Preußen und Oestreich herauszufordern. Eine vereinigte Einmischung der drei Theilungsmächte hätte die Erhebung sofort erstickt. Nur dadurch, daß von östreichischem, hie und da sogar von preußischem Gebiet mehrfach Zufuhr von Mannschaft und Kriegsbedarf erfolgte, konnte sich der Aufstand überhaupt so lange halten.

Für Oestreich war die Theilung Polens bekanntlich kein Vortheil gewesen. Der karpathische Wall ist sein wirkliches Bollwerk. Deutschöstreicher und Magyaren fühlen die Unbequemlichkeit der russischen Nachbarschaft tief genug. Der Versuch der Wiederaufrichtung einer Schutzmauer gegen das stets weiter nach den Donaugebieten hinstrebende Moskowiterreich trifft daher bei diesen Bevölkerungen auf mehr oder minder ausgesprochene

Theilnahme. Es decken sich, in der polnischen Frage, die Ansichten der zwei Hauptstämme von Oestreich-Ungarn mit dem wohlverstandenen Vortheile des Herrscherhauses. Dies erklärt, daß im Jahre 1863, wie früher während der Erhebung von 1830—31, die polnischen Aufständischen sich zur Wiener Regierung nicht in ein feindliches Verhältniß stellen wollten.

Mir ist von dem demokratischen Bevollmächtigten der Warschauer Nationalregierung, der persönlich einer Erweiterung des Aufstandsgebietes nicht abgeneigt gewesen wäre, damals eine das Obige bestätigende Mittheilung über die Haltung gemacht worden, welche Oestreich im Anfang des Aufstandes einnahm. Aus anderen Quellen sind mir weitere Einzelheiten bekannt, die den verdeckten Gegensatz zwischen Wien und Petersburg scharf widerspiegeln. Bezeichnend war es, daß, während der Warschauer Ausschuß, und nachher die geheime Nationalregierung, es durchgehends für verkehrt, ja später sogar für verrätherisch erklärten, Galizien und Posen in den Aufstand hereinzuziehen, russische Sendlinge in Lemberg sich bemühten, auf galizischem Gebiet einen Ausbruch herbeizuführen. Der Wiener Hof sollte dadurch zum feindseligen Austreten gegen die polnische Sache gezwungen werden. Man muß dies im Gedächtnisse behalten, um die gegen die Nationalregierung von unkundiger oder hitzköpfiger Seite gerichteten Vorwürfe wegen „Oestreicherthum“ in ihrem wahren Werthe zu erkennen.

Die ruthenische Bevölkerung in Galizien kann bekanntlich nur allzu leicht gegen den polnischen Stamm gehetzt werden. In Posen andrerseits liegen die Dinge so, daß, wie aus dem Berliner Polenprocesse von 1864 erhellte, gewisse herübergekommene Sendlinge sich „in Großpolen wie in einem fremden Lande“ fühlten. Von ihrem eigensten Standpunkte that daher die Warschauer Regierung das nach den Umständen Vernünftigste, ja, das einzig Mögliche. Indem sie die deutsch-polnischen Länder nur zur Heranziehung von Hülfsmitteln benutzte, sicherte sie sich eine Grenze, über die eine Freischaar gelegentlich, wenn allzu hart bedrängt, sich retten konnte, um an anderer Stelle wieder einzubrechen und den Streifkrieg von Neuem anzufachen.

Doch gehen wir auf den Ursprung und die treibenden Kräfte des Aufstandes näher ein. Die Erscheinung, daß ein von der furchtbarsten Uebermacht bedrücktes Volk überhaupt eine solche Erhebung zu Stande bringen konnte, ohne daß auch nur die Namen der geheimen Leiter bekannt wurden, ist eine so merkwürdige Thatsache, daß der spätere Geschichtschreiber staunend vor ihr stehen und nach der Lösung des Räthsels forschen wird.

Das stärkere Wiederaufleben der polnischen Bestrebungen stammt aus der Zeit nach dem letzten italienischen Kriege. Es war um dieselbe Zeit, wo auch in Deutschland sich wieder vollere Schwingungen im Staatsleben zeigten. Der Czar, im eigenen Rußland durch eine aufkeimende Adelsbewegung und durch dumpfe Regungen der Städtebevölkerung von Moskau, Twer, Kiew, theilweise auch von Petersburg beunruhigt, hatte durch die Befreiung der Bauern aus dem Joche der Leibeigenschaft den Edelleuten den Handschuh hingeworfen und sich die große Masse zu Dank verpflichtet. Was das Ergebniß eines Beschlusses der Landesvertretung gewesen wäre, hätte man dem Kaiser Alexander die Gewährung parlamentarischer Einrichtungen abringen können, das that er auf eigene Faust, um seine bedrohte Willkürherrschaft frisch zu stärken. Als echter Gewaltherrscher schlug er den Adel durch das Volk. Indem er sich der leiblichen Wohlfahrt der gedrückten Frohnknechte annahm, wurde er der Gefahr los, in Gemeinschaft mit den gebildeteren Ständen nach einer Verfassung regieren zu müssen.

Polnische Anträge auf Abschaffung der Hörigkeit hatte er früher abgewiesen. Dem dortigen Adel, der dieselben gestellt, wollte Kaiser Alexander nicht erlauben, sich mit der Bauernschaft zurecht zu setzen und dadurch an Einfluß zu gewinnen. Im Uebrigen gedachte er in Polen theils durch den Säbel, theils durch die andauernde Spaltung zwischen der aristokratischen und demokratischen Partei seine Herrschaft aufrecht zu halten. In dieser Hoffnung sprach er zu Warschau sein berühmtes oder berüchtigtes Wort: „Keine Träumereien mehr, meine Herren!“

Als die polnische Bewegung dennoch stärker wurde, ließ er sich zu kleinen Zugeständnissen herbei, um Zeit zu gewinnen. Zur Vermeidung der bekannten „schiefen Ebene“ versuchte er indessen eine neue Wendung — und zwar mittelst des Panslaventhums. Ein polnischer Abtrünniger oder Zwischenläufer, der Marquis Wielopolski, wurde dazu ausersehen, seinen aufstrebenden jungen Landsleuten eine all-slavische Fata Morgana vorzuzaubern, um sie allmählich in's moskowitische Netz zu locken. Die Bemühung mißlang. Vergeblich sprach Wielopolski von einem großen Slavenreiche, in welchem „zwar der russische Herrscher die Krone trüge, die polnische Nation jedoch thatsächlich die Führerschaft hätte“. Außer wenigen traurigen Gesellen, wie Minißzewski, ging polnischerseits Niemand von irgend welchem Namen auf diese Anerbietungen ein.

Nach und nach bildeten sich in Warschau zwei Hauptausschüsse von entgegengesetzter oder nebenbuhlerischer Richtung: ein demokratischer und ein aristokratischer oder sogenannter Ausschuß der Szlachta. Außerdem bestanden da und dort kleinere Ausschüsse, die mit gewissen demokratischen, aber plonplonisirten polnischen Ausgewanderten zusammenhingen.

Der aus kleinem Adel bestehende Ausschuß der Szlachta bemühte sich, durch friedliche, aber eindrucksvolle öffentliche Kundgebungen zu wirken. Ihm war die Anregung der Umzüge auf den Straßen, des Tragens von Trauergewändern, des Niederkniens vor den Kirchen, während die Kosaken ansprengten, u. dgl. m. zuzuschreiben. Seinerseits trieb der demokratische Ausschuß auf wirkliches Handeln hin. Je mehr sich in dem letzteren Ausschusse die Ansicht herausstellte, daß man, um die Bauern zu gewinnen, die Zustände des liegenden Eigenthums ändern müsse, um so kopfscheuer wurde die aristokratische Partei. Schließlich zog sie sich ganz von aller Theilnahme an der Leitung zurück und löste ihren Ausschuß auf.

IV.

Von da an blieb der demokratische Ausschuß fast ausschließlich im Besitz der Leitung. Durch keinen Nebenbuhler gehemmt, beschleunigte er jetzt seine Vorbereitungen zur Handlung, ohne indessen eine bestimmte Zeitfrist dafür anzusetzen.

Beigefügt mag hier gleich werden, daß die Bezeichnung „demokratisch“ bei weitem noch nicht die Bedeutung wie in Mittel- und Westeuropa hat; schon deswegen nicht, weil auch unter den demokratischen Führern Polens ein überwiegender Theil, vermöge der eigenthümlichen Landeszustände, dem Adel entstammt. Eine noch viel größere Masse der Bevölkerung, als dies schon in Frankreich und Deutschland der Fall ist, gehört in Russisch-Polen dem ackerbauenden Stande an. Die wenigen Städte und der kleine Adel sind die Vertreter eines verhältnißmäßigen Fortschrittes. In ihnen auch ist der nationale Geist am stärksten vertreten, während die Bauern nur in wenigen Bezirken zur offenen Bekämpfung des Russenthums geneigt sind.

Jede Erhebung hat unter solchen Verhältnissen eine schwierige Aufgabe vor sich. Es handelt sich immer darum, die städtischen und adeligen Nationalgesinnten zu gemeinsamem Vorgehen zusammenzuhalten — denn getrennt wären sie zu schwach, einen Aufstand zu beginnen —, gleichzeitig jedoch den Bauern, auf Kosten sowohl des großen, wie des kleinen Adels, Vortheile zu bieten, die zum Uebertritt in's nationale Lager bewegen sollen. Der Bauer aber ist wesentlich mißtrauisch. Er glaubt meist nur an den Vortheil, den er wirklich in der Hand hat. Es ist daher ein vergebliches Bemühen, durch weitgehende Versprechungen unter der Landbevölkerung Anhänger werben zu wollen, während man möglicherweise den Theil des Adels, der zur Theilnahme am Widerstand gegen das Fremdjoch bereit ist, dadurch zurückschrecken würde. Hätte Lord John Russell auch nur diese Zustände bedacht, so würde er sein thörichtes Wort von dem „communistischen“ Ziele des Aufstandes nicht ausgesprochen haben.

Der gleichzeitige Ausbruch in Polen, im Januar 1863, ist das Werk des demokratischen Ausschusses in Warschau gewesen. Letzterer bestand damals aus zwölf Mitgliedern — meist jüngeren

Männern. Nur wenige derselben waren, meines Wissens, nach Niederwerfung des Aufstandes noch am Leben.

Man hat diese Männer getadelt, daß sie das Zeichen zur Erhebung gaben. Auch sie, dessen bin ich überzeugt, hätten vorgezogen, zu warten, bis die Vorbereitungen in anderen Ländern — namentlich auch bei der immer noch sehr kleinen Bewegungspartei in Rußland — weiter gediehen gewesen wären. Allein **Wielopolski** ließ ihnen nicht Zeit. Wie er sah, daß Niemand auf seinen panslavistischen Köder anbiß, stimmte er der scheußlichen „Conscriptions- oder vielmehr Proscriptionsverordnung“ zu (so wurde sie damals von englischen Staatsmännern genannt), durch welche der waffenfähige Theil der polnischen Bevölkerung bei Nacht und Nebel aufgehoben und in's Innere Rußlands geschleppt werden sollte. Der Warschauer Ausschuß hatte von dieser Maßregel durch Späher Nachricht erhalten. Ihrer Ausführung mußte um jeden Preis widerstanden werden — oder die polnische Sache war auf Jahre hinaus einfach aus Mangel an Streitkräften verloren.

Der Rath, den **Mazzini** wiederholt gegeben, noch nicht loszuschlagen (s. darüber einen veröffentlichten Brief von ihm), konnte unter diesen Umständen nicht befolgt werden. So brach denn jene Erhebung aus, über deren Bevorstehen die von Earl Russell so heftig angegriffenen „Kosmopoliten“ allerdings zum Voraus, und zwar, so zu sagen, auf regelmäßigem revolutionär-diplomatischem Wege unterrichtet waren, während die gewöhnliche Regierungsdiplomatie sich den Kopf darüber kraute, wie es nur möglich gewesen sei, daß *sie* von der Nähe eines solchen Weltereignisses gar keine Ahnung gehabt.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Heinrich Heine und Frau Maxime Jaubert.

In dem unglücklichen Leben des Dichters Alfred de Musset bilden die Beziehungen, die zwischen diesem und einer geistvollen und reizenden jungen Frau lange Jahre hindurch bestanden haben, die freundlichste und anmuthigste Episode. Diese Dame ist Frau Maxime Jaubert, die Alfred de Musset im Jahre 1835, nach seiner Trennung von George Sand, persönlich kennen lernte, und die ihm bis zu seinem Tode die treueste, liebevollste und anregendste Freundin und Trösterin gewesen ist. Musset nannte sie scherzweise seine „marraine“, und unter diesem Titel hat sie durch den Dichter des „Rolla“ eine dauernde Stätte in der Literatur erhalten. Die interessantesten Briefe Mussets, die nach seinem Tode veröffentlicht worden sind und uns den wahrsten Aufschluß über seinen Charakter und seine Stimmung gewähren, sind an die „marraine“ gerichtet, ebenso der bekannte Bericht über das Abendessen bei der Rachel. Der Einfluß der Frau Jaubert auf den Dichter ist in Wahrheit ein noch viel größerer und dauernderer gewesen, als man bisher angenommen hat. Aus den Andeutungen in der jüngst veröffentlichten Biographie Alfred de Mussets von seinem Bruder Paul geht klar hervor, daß einige der bekanntesten Dichtungen Alfreds, von denen man bisher vermuthete, daß sie durch andere Personen angeregt seien, direct durch Frau Maxime Jaubert inspirirt worden sind. Musset hat uns in dem reizenden Stücke „Un caprice“ in der Figur der Madame de Léry ein Porträt der graziösen, geistreichen und anmuthigen Französin gegeben.

Frau Maxime Jaubert ist eine geborene d'Alton, die Schwester des Grafen d'Alton-Shée, der unter der Herrschaft der letzten Bourbonen Pair von Frankreich war. Graf d'Alton-Shée hat eine ähnliche Wandlung durchgemacht wie Victor Hugo. Von Geburt Aristokrat hat er in seiner Jugend zu den feurigen Vertheidigern der Rechtgläubigkeit und der Legitimität gehört; im Jahre 1848 machte er eine starke Schwenkung nach links und schloß sich der Partei der socialistischen Demokraten an. Er hatte das Unglück, in seinem Alter zu erblinden. Frau Jaubert ist außerdem eine leibliche Cousine der Frau von Paul de Musset, der ebenfalls ein Fräulein d'Alton-Shée, die Tochter des Divisionsgenerals d'Alton-Shée geheirathet hat. Die „marraine“ hat sich sehr jung, als sie 15 Jahre alt war, mit dem 25 Jahre ältern Herrn Maxime Jaubert, der später Tribunalsrath war (conseiller de la Cour de cassation), verheirathet. Ihre einzige Tochter hat sich mit dem Marquis de la Grange vermählt.

Es war natürlich, daß in einem Buche, welches das Leben Alfred de Mussets schildert, der kleinen „marraine“ mit besonderer Sympathie und Achtung gedacht werden mußte; und auf diese Weise habe ich die Ehre und Freude gehabt, mit Frau Maxime Jaubert, die sich in ihrem Alter die geistige Frische und Anmuth der Jugend in seltenem Maße bewahrt hat, in Verbindung zu treten. Frau Maxime Jaubert hat nun nicht nur mit Alfred de Musset in jahrelangem, ununterbrochenem freundschaftlichem Verkehre gestanden, sondern sie ist auch eine treue und gute Freundin unseres Heinrich Heine gewesen. Ganz vor kurzem hat sie sich entschlossen, ihre Erinnerungen an Heinrich Heine der Oeffentlichkeit zu übergeben, und sie hat mir die Autorisation ertheilt, diese „Erinnerungen“ an unsern unglücklichen und großen Landsmann für Deutschland zu bearbeiten. Ich mache von dieser liebenswürdigen Erlaubniß in dem Folgenden zu Gunsten unserer Leser Gebrauch.

I.

Heinrich Heine lernte Frau Maxime Jaubert im Frühjahr 1835 kennen. Die zierliche, witzige, kleine Französin machte auf unsern Dichter sofort einen tiefen Eindruck und gleich sein erster Brief ist von ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit. Frau Maxime Jaubert gesteht, daß die beständigen boshaften Witzeleien Heines ihr zunächst einiges Mißtrauen eingeflößt haben; aber gleichwohl fand sie an Heines merkwürdiger Unterhaltungsgabe, an seinen lustigen Einfällen und Aussprüchen so großes Behagen, daß sie ihn mehrfach zu ihren kleinen Gesellschaften, die zu den ausgewähltesten von ganz Paris gehörten, einlud. Heine folgte diesen Einladungen immer mit großem Vergnügen und wenn er durch irgend einen Umstand am Erscheinen verhindert war, so wußte er durch einen geistreichen Absagebrief die freundliche Wirthin wenigstens einigermaßen zu entschädigen. Einer dieser Briefe lautet:

Gnädige Frau!

Mit großem Vergnügen sehe ich, daß Sie hartnäckig darauf bestehen, mich nicht zu vergessen. Ich danke Ihnen dafür. Aber wissen Sie denn nicht, daß ich seit langer Zeit todt bin? Das würde mich freilich nicht verhindern, mit Ihnen heute zusammen zu speisen, da meine sterbliche Hülle mich überlebt hat; aber ich leide in dem Augenblick an posthumem Nerven-Kopfschmerz, der mich recht verdrießlich macht. Ich kann daher nicht kommen. Seien Sie überzeugt, daß ich es lebhaft bedauere; aber Sie wissen ja, was so eine Migraine, diese kleine Hölle, die man im Gehirn mit sich herumschleppt, zu bedeuten hat. Ich werde in diesen Tagen Ihnen meinen Dank, gnädige Frau, persönlich überbringen. Inzwischen bitte ich die unsterblichen Götter, Sie in ihre heilige und würdige Obhut zu nehmen.

Montag früh. Heinrich Heine.

Wie schon bemerkt, verhinderten einige Zeit lang die boshaften Hänseleien, mit denen Heinrich Heine seine Umgebung verfolgte, eine wirklich gemüthliche Annäherung zwischen ihm und Frau Jaubert. „Aber“, fährt sie fort, „der Anblick seiner Leiden, die heldenmüthige Tapferkeit, mit der er dieselben ertrug, erzwangen endlich meine Freundschaft für ihn. Ich konnte auch nicht gegen das Vergnügen, das ihm meine Gegenwart verursachte, gleichgültig bleiben, während er ausgestreckt auf seinem Leidenslager fast alle Besuche abwies. Mit der Zeit wurde ich immer nachsichtiger, als ich die Wahrnehmung machte, daß er seine kleinen Bosheiten eigentlich nur sagte, um sie zu sagen, aber nicht in der Absicht, zu schaden. Die ersten Anfälle der Lähmung zeigten sich bei Heine 2—3 Jahre bevor er ganz von derselben

niedergeworfen wurde. Er konnte damals noch über sein Leiden scherzen; und wie hätten wir nun gar es ernsthaft nehmen sollen?

„Ich verliere das Gesicht," sagt er, „und werde die Nachtigall nun um so schöner singen hören." Bei einer andern Gelegenheit theilte er uns mitten in einem übermüthigen Gespräche mit, daß sein rechter Gesichtsmuskel sich einer beklagenswerthen Trägheit hingebe. „Ach," sagt er, „ich kann nur noch auf einer Seite kauen und kann nur noch mit einem Auge weinen. Ich bin nur noch ein Halbmensch. Ich kann die Liebe nicht ausdrücken, ich kann nur noch auf der linken Seite Gefallen erregen. O Weiber! werde ich in Zukunft nur noch die Hälfte eines Herzens zu beanspruchen haben?"

Dergleichen lustige Jeremiaden, die der Dichter mit einem tragikomischen Ton vorbrachte, veranlaßten seine Umgebung zu dem Glauben, daß es sich schließlich nur um eine mehr oder minder eingeredete Krankheit handle. Aber mit der Zeit mußte man die Bemerkung machen, daß das Lid sich über das rechte Auge senkte und daß auf derselben Seite das Gesicht unbeweglich wurde; dies bildete einen sonderbaren Gegensatz zu der belebten Physiognomie der linken Seite."

Bei jeder neuen Begegnung bemerkte Frau Jaubert die rapiden Fortschritte, welche die Lähmung des Dichters machte. Man konnte sich schließlich keinen Täuschungen mehr über das Schicksal Heines hingeben. Seine guten Freunde wünschten daher auch, daß er sich verheirathen möge, sei es auch nur, um eine treue Pflegerin zu haben. Im Jahre 1835 und 1836 hatte er sich mit einer jungen und hübschen Arbeiterin, mit der er lange Zeit ein intimes Verhältniß unterhalten, überworfen. Er glaubte Grund zu haben, auf seine „Kleine", wie er sie nannte, eifersüchtig zu sein. Er sprach mit aller Welt sehr offenherzig darüber. Er machte ernsthafte Anstrengungen, sich anderweitig zu verlieben; aber es wollte ihm nicht gelingen und das Ende vom Liede war, daß er sich mit der „Kleinen", die Frau Maxime Jaubert beständig Juliette nennt, die wir aber als Mathilde Crescence Mirat kennen, wieder aussöhnte. Heine brachte darauf das junge Mädchen in eine Erziehungsanstalt. „Als ich davon hörte," schreibt Frau Jaubert, „merkte ich gleich, daß in Heines Geist Heirathsgedanken schwirrten. Ich war daher auch gar nicht besonders überrascht, als diese Thatsache mir später mitgetheilt wurde. Er glaubte die Sache als eine Gewissensfrage hinstellen zu sollen. Am Vorabende eines Duells hatte er es für seine Pflicht gehalten, die Zukunft seiner „Kleinen" sicher zu stellen, und das Duell war bis nach dem Abschluß des Heirathscontractes ausgesetzt worden. Er erzählte mir alle diese Einzelheiten mit einer gewissen Befangenheit, die gegen sein sonstiges freies Wesen merklich abstach. Aber wo wäre auch der Mann zu finden, der bei der Mittheilung, daß er seine Freiheit aufgibt, nicht einige Verlegenheit an den Tag legte? Ich stellte keine Frage, ich gab keine Zeichen des Erstaunens. Ich fragte ihn lächelnd, ob er mir gestatte, das Ereigniß Rossini mitzutheilen, dem die Geschichte ein besonderes Vergnügen bereiten würde.

„Wieso?" fragte mich Heine beunruhigt.

„Jedenfalls aus Corpsgeist," gab ich zur Antwort. „Rossini empfindet ein gewisses Behagen, erlauchte Leidensgenossen aufzuzählen. Als ich ihm vor wenigen Tagen auf dieser Stelle zufällig Madame Berryer nannte, fragte mich Rossini im höchsten Grade überrascht: „Was, hat sich denn mein Freund Berryer verheirathet?" „Versteht sich," versetzte ich, „und schon seit einer ganzen Reihe von Jahren mit einer sehr niedlichen Frau." Da rief der Maestro freudetrunken aus: „Ist das ein Glücksstern! Also er hat eine legitime Frau, eine eheliche Gattin, gerade wie ich? Sehen Sie, der Gedanke gewährt mir dieselbe Befriedigung wie der Anblick einer ausgezeichneten Schüssel Macaroni."

„Nun," versetzte Heine mit Tapferkeit, „dann wollen wir ihn noch glücklicher machen und wollen ihm Kenntniß davon geben, daß ich künftighin gerade wie er allen Unbilden der Ehe ausgesetzt bin. Er kann die Geschichte in Musik setzen und ich werde sie dichten; aber er muß auch erfahren, daß man mir die Pistole auf die Brust gesetzt hat, um mich glücklich zu machen."

Er sprach darauf wieder von dem Duell. Sein Gegner war ein Deutscher gewesen. Er gab ein reizendes Bild von dem Kampfplatze und von der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Empfindungen während des Zweikampfs. „Der Himmel war so rein, so blau, alle Aepfelbäume standen in Blüthe; rings um mich her streuten die Felder Düfte aus, die meine Lebenslust verhundertfachten. Ich richtete ein stilles Gebet an Flora und Pomona; Angesichts des Todes bemächtigte sich wieder das alte Heidenthum meines ganzen Herzens. Der liebe Gott wollte jedenfalls nicht, daß ich von einer Kugel getroffen wurde, in dem Augenblicke, wo ich in meinem Kopfe nur die schönsten Dinge von der Welt hatte, diejenigen, die zu den Sinnen sprechen."

Während eines Jahres verlor Frau Maxime Jaubert, die durch Familienangelegenheiten aller Art stark in Anspruch genommen war, den Dichter aus den Augen. Darauf gab sie ihm ein neues Lebenszeichen und war so liebenswürdig und taktvoll, in ihrem Briefe von seiner Frau zu sprechen. Sie wußte, daß dies Heine besonders angenehm berühren würde. Als Antwort darauf erhielt sie folgenden Brief vom 13. April 1847:

Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für Ihren letzten kleinen Brief und für das andere Zuckerwerk. Wie Sie richtig vorausgesehen haben, hat Juliette beinahe die ganze Schachtel aufgenascht. Was sind Sie liebenswürdig!

Ich habe einen fürchterlichen Winter zugebracht, und ich wundre mich darüber, daß ich ihm nicht unterlegen bin. Also nächstens.

Ich habe mich über das, was Sie mir von Ihrer Frau Tochter erzählen, sehr gefreut. Das ist noch jung, das kann immer wieder in Ordnung gebracht werden. Ich komme nächstens zu Ihnen. Ich bin neugierig, Madame de Grignan als Reconvalescentin zu sehen. Sie muß sehr mager geworden sein und die Magerkeit gibt ihr ohne Zweifel einen ganz neuen Reiz. Wenn man die Sache recht betrachtet, so verbirgt eigentlich das Fleisch die Schönheit, die sich in ihrem idealen Glanze erst dann offenbart, wenn eine Krankheit den Körper erschüttert hat. Was mich anbetrifft, so bin ich in diesem Augenblicke bis zum Skelett Adonis geworden. Wenn ich durch die Straßen gehe, wenden sich die hübschen Weiber um; meine geschlossenen Augen — das rechte Auge ist nur noch ein Achtel offen — meine hohlen Wangen, mein phantastischer Bart, mein schwankender Gang, alles das gibt mir das Aussehen eines Sterbenden, das mich reizend kleidet. Ich versichere Sie, ich habe in diesem Augenblicke einen außerordentlichen Erfolg als Todescandidat. Ich speise Herzen; aber ich kann sie nur leider nicht verdauen. Ich bin augenblicklich ein sehr gefährlicher Mensch, und passen Sie auf, die Marquise Christine Trivulzi wird sich noch in mich verlieben; ich bin ganz genau der Todesknochen, den sie braucht. Leben Sie wohl, Allgütige und Allschöne, der Himmel bewahre Sie davor, auf meine Weise schön zu werden. Ich empfehle Sie seinem heiligen und würdigen Schutze.

Heinrich Heine.

Im Winter desselben Jahres machte Heine Frau Maxime Jaubert einen Besuch. Ueber denselben hat sie in ihrem Tagebuch unter dem 16. Januar 1848 Folgendes notirt:

„Heinrich Heine hat mich besucht, um mich wiederzusehen — mich sehen? Ach! seine gelähmten Lider verschließen seine Augen! Das Uebel scheint immer mehr um sich zu greifen. Sein armer Körper ist nur noch ein Hauch, aber sein Geist hat seine ganze Stärke sich bewahrt. Er hat mir von seiner Mutter erzählt, die in Hamburg wohnt. Er schreibt ihr täglich, um sie zu beruhigen, so mühsam es ihm auch ist, bei der Schwäche seines Gesichts diese Aufgabe zu erfüllen. Die deutschen Blätter haben die traurige Krankheit, an der er leidet, mitgetheilt. Heinrich Heine hat seiner Mutter vorgeredet, daß es eine einfache Buchhändlerreclame und Speculation sei, wenn man von ihm als von einem Sterbenden spreche.

„So stark ich auch bin," fügte er hinzu, „als ich gestern einen Brief von meiner Mutter erhielt, in dem sie mir mittheilte, daß sie vom Grunde ihres Herzens aus täglich zu Gott bete, ihrem theuren Sohne die Gesundheit zu erhalten, wurde ich doch tief ergriffen. Und wenn man bedenkt, daß Gott diese Gebete ohne Gewissensbisse annimmt! Ach! es ist ein barbarischer Gott, — ein Gott, wie ihn die Aegypter dargestellt haben. Das

ist nicht eine Gottheit Griechenlands, diese würde einen Dichter anders behandeln. Sie würde ihn vielleicht mit dem Blitzstrahl treffen, aber ihn elendiglich, langsam, Stück für Stück hinsterben zu lassen . . . !"

Wie viele Gedanken erweckten diese Worte! Es trat eine lange Pause ein und endlich fuhr der Dichter mit lauter Stimme fort:

„Die Aegypter wußten nichts von den Künsten und kümmerten sich auch gar nicht darum. Wenn ich nun ganz aufrichtig mit Ihnen sein soll, so muß ich doch sagen, daß ich bei allem physischen Leiden, das ich zu erdulden habe, in meiner Einsamkeit doch weniger zu beklagen bin als viele Andere. Ich fühle dann, ich will nicht sagen meinen inneren Werth, aber mein inneres Wesen, ich trete aus mir heraus."

„Nun," sagte ich, „wenn diese Trennung zwischen der Materie und dem Geiste für Sie jeden Tag fühlbarer wird, welche Richtung nehmen dann Ihre Gedanken in Bezug auf die großen Fragen der Unsterblichkeit und des Nichts?"

Heine zauderte lange, man merkte ihm an, daß er über sich selbst im Ungewissen war, und dann antwortete er mit einem Seufzer: „Man mag sagen, was man wolle, im Menschen ist schließlich doch ein Winkelchen Göttliches."

Im Januar 1848 machte Heinrich Heine Frau Jaubert seinen letzten Besuch. Er hatte sich auf dem Rücken seines Dieners vom Wagen aus die zwei Treppen zur Wohnung der Frau Jaubert hinauftragen lassen. Aber er hatte sich zu viel zugemuthet. Kaum war er auf das Sopha niedergelegt worden, so befiel ihn einer jener fürchterlichen Krämpfe, die ihn bis zu seiner Todesstunde gemartert haben, — Krämpfe, die im Gehirn ihren Anfang nahmen und den ganzen Körper bis zu den Fußspitzen durchwütheten. Das furchtbare Leiden konnte nur durch Anwendung von Morphium gelindert werden. Heine selbst hat später Frau Maxime Jaubert die schreckliche Mittheilung gemacht, daß er jährlich für 500 Francs von diesem wohlthätigen Gifte zu sich nahm. Als Heine wieder zu sich kam, bat ihn Frau Maxime Jaubert inständig, einstweilen keine Besuche mehr zu machen und das Krankenzimmer zu hüten, bis eine vernünftige Kur eine Besserung seines Zustandes herbeigeführt haben würde.

„Meine Krankheit ist unheilbar," war die Antwort darauf. „Wenn ich mich niederlege, werde ich nicht wieder aufstehen! Ich bin auch nur deshalb hierher gekommen, meine theure Freundin, um Ihnen das Versprechen, das durch einen Eid bekräftigte Versprechen zu entreißen: daß Sie mich von Zeit zu Zeit besuchen und mich niemals verlassen werden. Wenn Sie mir das nicht schwören, so lasse ich mich wieder hierher bringen und jage Ihnen von Neuem denselben Schrecken ein, den ich Ihnen eben eingejagt habe."

Darauf entwarf er ein jämmerliches und überaus komisches Bild von der Verlegenheit, in die er Frau Maxime Jaubert gebracht haben würde, wenn er auf ihrem Sopha gestorben wäre. „Das Publicum würde natürlich mit dem tragischen Ereigniß irgend eine Liebesgeschichte verknüpft haben. Auf die Weise wäre ich noch der Held eines reizenden posthumen Romans geworden. „Darüber müssen Sie mir eine Novelle schreiben!" würde Buloz (der Redacteur der „Revue des deux Mondes") einem seiner Lieutenants commandirt haben." Er unterbrach sich. „Nein, mir zu Ehren würde er wohl einen geschickten Capitain mit der Mission betraut haben!" setzte er hinzu. So scherzte er weiter, aber er kam bei jeder Gelegenheit darauf zurück, daß Frau Maxime Jaubert ihn besuchen müsse. Sie gab auch das feierliche Versprechen, er ließ sich nach Hause schleppen, legte sich nieder und stand in der That nicht wieder auf. Acht lange Jahre blieb er an sein Schmerzenslager gefesselt, und seine Krankheit offenbarte seine bewunderungswürdige Seelenstärke.

Einige Monate nach der Februarrevolution von 1848 hatte sich der Kranke auf Zureden seiner Frau nach Passy bei Paris transportiren lassen; man wollte es mit einer Luftveränderung versuchen. Von da aus empfing Frau Jaubert den folgenden Brief, dessen große und unsichere Schriftzüge auf den ersten Blick das Fortschreiten der Krankheit verriethen.

Passy 16. Juni 1848.

Bürgerin!

Wenn Sie in Paris sind und eines Tages im Bois de Boulogne spazieren fahren, so bitte ich Sie, einige Augenblicke in Passy 64, grande rue, halten zu lassen, wo mitten in einem Garten ein armer deutscher Dichter lebt, der jetzt vollkommen paralysirt ist. Meine Beine sind ganz und gar gelähmt; man trägt mich, man füttert mich wie ein Kind. Gruß und Brüderlichkeit!

Heinrich Heine.

Frau Maxime Jaubert besuchte ihn gleich nach den blutigen Junitagen. Sie fand den Dichter ausgestreckt auf zwei Matratzen, die man auf den Fußboden gelegt hatte. Die äußerste Sauberkeit bekundete die liebevolle Pflege, die ihm von seiner Frau zu Theil wurde. Die Matratzen lagen an einer offenen Glasthür. Der Duft der Blumen drang aus dem Garten in das kleine Zimmer.

Noch ein Brief ist aus Passy, vom 19. September 1848 datirt. Es heißt in demselben:

Kleine Fee!

— Unter diesem Namen, den Ihnen Frau Heine gegeben hat, sind Sie bei uns bekannt. — Ich schreibe Ihnen heute nur, um Ihnen zu sagen, daß Sie mich von morgen ab nicht mehr in meiner Villa Dolorosa von Passy finden werden, die ich verlasse, um nach Paris, rue de Berlin, Ecke der rue d'Amsterdam zurückzukehren. Ich werde dort nur so lange bleiben, bis Frau Heine eine Wohnung gefunden hat, die für meinen Gesundheitszustand geeignet ist. Seitdem ich die tröstliche Freude gehabt habe, Sie zum letzten Male zu sehen, haben meine Leiden zugenommen. Es zeigen sich gewisse beunruhigende Symptome, die mich veranlassen, Paris wieder aufzusuchen. In Passy möchte ich nicht begraben werden, der Kirchhof muß da recht langweilig sein. Ich will mich dem Kirchhof von Montmartre nähern, den ich mir schon seit langer Zeit zu meiner letzten Residenz auserseh habe. Meine Krämpfe haben nicht aufgehört, im Gegentheil, sie haben jetzt das ganze Rückgrat erfaßt und steigen bis in's Gehirn auf, wo sie vielleicht schon mehr Verwüstungen angerichtet haben, als ich selbst constatiren kann; es steigen mir fromme Gedanken auf. Leben Sie wohl, kleine Fee! Möge Ihnen der liebe Gott Ihren bezaubernden Reiz verzeihen und Sie in seine heilige und würdige Obhut nehmen.

Heinrich Heine.

Sein Leiden griff nach der Rückkehr nach Paris noch immer mehr um sich. Der Dichter gab sich keinen Täuschungen darüber hin, er wußte, daß er unheilbar sei. Eine fürchterliche Angst quälte ihn beständig: die Angst, daß sein Gehirn gelähmt werden, daß er den Verstand verlieren würde. Man weiß, daß diese Besorgniß unbegründet war. Heine hat bis zum letzten Augenblicke seine Selbstbeherrschung bewahrt, und alle seine Anstrengungen richteten sich darauf, durch einen Vertrag mit seinem Verleger die Zukunft seiner Wittwe sicher zu stellen.

Die interessanten Mittheilungen der Frau Jaubert über Heines Verhältniß zu seiner Frau behalten wir uns für den folgenden Aufsatz vor.

Paul Lindau.

Zur Geschichte des Chloralhydrates.

Herr Dr. Karl Gutzkow hat in einer der letzten Nummern des „Deutschen Montagsblattes" von Arthur Levysohn seinen früheren Anregungen über die Postkarte 2c. eine neue über das Chloralhydrat folgen lassen. So dankbar man es nun auch aufnehmen kann, daß ein so hervorragender Laie auf dem Gebiete der angewandten Naturforschung das Wort erhebt, besonders wenn man, wie aus den Auslassungen des Herrn Gutzkow, herausfühlt, daß es ihm um Belehrung zu thun scheint, so ist doch andererseits die Pflicht, den dabei etwa entwickelten Irrthümern entgegenzutreten, gerade um deswillen um so unabweislicher.

Was zuvörderst seinen Zorn gegen das Staßfurter Salz, mit welchem Preußen ganz Deutschland überschwemme, sowie seine Behauptung anbetrifft, daß es einen schädigenden Einfluß auf unsere Küche ausübe, so hat Herr Gutzkow allerdings einen noch

weiter gehenden hervorragenden Verbündeten in dem großen holländischen Physiologen Donders, der z. B. den Salzgenuß für den thierischen Organismus als unnöthig, wenn nicht schädlich erklärte, und diesem in der menschlichen Gesellschaft so geschätzten Mineral, daß zu dessen Erlangung im Innern Afrikas von dem Familienvater eigene Angehörige in die Sklaverei verkauft werden, — nur den Rang eines Genußmittels vindicirte. Solche Anschauungen sind aber durch die bahnbrechenden Untersuchungen über die Ernährung des Menschen, die wir besonders Voit in München verdanken, längst widerlegt, und es ist andererseits auch nichts weniger als wahrscheinlich, daß der Salzgenuß infolge der Erschließung der Staßfurter Lager irgendwie zugenommen habe. Bezüglich der Beimischung von Bittersalz, für die Herr Gutzkow Staßfurt noch speciell verantwortlich macht, muß er es besonders unglücklich getroffen haben, da die zahlreichsten Wahrnehmungen seinen Klagen durchaus widersprechen. Auch das Chloralhydrat hätte der Erschließung Staßfurts nicht bedurft, um in genügender Menge dargestellt werden zu können. Indessen ist der Abschnitt des Gutzkow'schen Artikels, der sich mit dem Chloral beschäftigt, gerade wegen seiner Irrthümer vielleicht nicht ganz ungeeignet, um einige Mittheilungen über einen Stoff zu geben, der, seit Liebreich ihn für den Arzneischatz gewonnen, eine überaus große Popularität sich mit Recht errungen hat.

In der That ist das Chloralhydrat eine der größten Bereicherungen, die unsere Heilmittellehre jemals erlangt hat, und verdient durchaus den nachhaltigen Enthusiasmus, den es erregte. Es war übrigens nicht die Frucht eines Zufalls, daß Professor Liebreich auf die Entdeckung seiner schlafmachenden Wirkung geführt wurde, sondern die einer echt naturwissenschaftlichen Methode, die sich vor Allem bestimmte, klare Fragen vorlegt. Die Heilmittellehre ist nicht reich an solchen Untersuchungen. Liebreich sagt vielmehr, daß man die Auffindung neuer, wirksamer Substanzen im Allgemeinen mehr dem Zufalle überlasse. Er selbst legte sich bei seinen Arbeiten die Fundamentalfrage vor: ob eine Substanz in dem menschlichen Körper sich spalte und nun ihre Spaltungsproducte auf denselben eine Wirkung ausüben?

Wir wissen nun, daß eine Reihe von Substanzen den Organismus passiren, ohne in demselben zersetzt zu werden, daß andere in ihrer Beschaffenheit dadurch geändert werden, daß sie unter Aufnahme eines zweiten Körpers eine neue Verbindung eingehen, und so den Organismus verlassen; wir wissen endlich, daß manche der eingeführten Substanzen in der That zerlegt werden. Die Körper, welche zu dieser Gruppe gehören, erfahren, wie Liebreich darlegt, nach ihrer chemischen Beschaffenheit verschiedene Zerlegungen und wir sind bisher leider meistens nur im Stande gewesen, lediglich die Endproducte solcher Umwandelungen festzustellen. Keine der drei Gruppen braucht bezüglich der Wirkung auf den Organismus einen Vorzug vor der anderen zu haben. Bei allen dreien ist unsere eigentliche Kenntniß der hier in Frage kommenden Vorgänge noch eine außerordentlich lückenhafte, und doch kann keine Untersuchung, Liebreich zufolge, zur Erklärung der Wirkung der Arzneimittel so erfolgreich dienen, als gerade die Verfolgung der in den Organismus eingeführten, chemisch bekannten Substanzen. Nur darf man nicht auf's Gerathewohl hin untersuchen, sondern muß die Frage so stellen, daß nach dem jetzigen Stande der chemischen und physiologischen Kenntniß wenigstens die Möglichkeit einer Beantwortung vorliegt. Liebreich wählte sich daher für seine Arbeiten vor Allem Körper, von denen wir nicht nur die Spaltungsproducte genau kennen, sondern deren Spaltungsproducte uns auch in ihrer Wirkung auf den Organismus bekannt sind. Einer dieser Körper war das Chloralhydrat. Von diesem wußte man aus der Chemie längst, daß es sich in einer alkalischen Lösung in mehrere Stoffe zerlege, deren einer das Chloroform ist. Es war von vornherein anzunehmen, daß diese Spaltung nicht beschränkt sein würde auf das Laboratorium, sondern daß, wenn der Organismus die gleichen Bedingungen darbiete, diese Zersetzung auch innerhalb desselben stattfinden werde. Liebreichs zahlreiche Versuche bewiesen thatsächlich die Richtigkeit dieser Anschauung: es ergab sich, daß aus dem in den Organismus eingeführten Chloral in der That Chloroform durch Zerfall desselben hervorgeht, und daß die Wirkung desselben der Art ist, daß in jedem kleinen Zeittheilchen eine geringe Menge von Chloroform sich bildet, und zuvörderst an dem ersten Orte der Einwirkung, an den Nervenzellen des großen Hirnes, zur Wirkung gelangt, und dann, wenn die Chloroformmenge im Blute immer zunimmt, auch die gleichen Nervenelemente des Rückenmarkes, schließlich aber die des Herzens, gewissermaßen eingeschläfert werden. Die Wirkung des Chlorals besteht daher, um es kurz zu sagen, in einer sehr allmählichen Chloroformirung gewisser Elemente, besonders des Centralnervensystems, und so entspricht dieselbe denn auch im Großen und Ganzen der des Chloroforms selbst, nur daß gerade infolge dieser äußerst allmählichen Einwirkung gewisse wichtige Symptome nicht eintreten, die bei der Anwendung des Chloroforms unvermeidlich sind und dadurch für eine Reihe von Fällen dasselbe verbieten. Bei dem Chloroformiren tritt nämlich zuerst ein Stadium der Erregung ein, ihm folgt das der Erschlaffung und des Schlafes, dann das der Gefühllosigkeit und geht man noch weiter, so erscheint über dieses hinaus das der tödtlichen Ohnmacht, aus der kein Erwachen mehr erfolgt. Bei der allmählichen, langsamen Chloroformirung aber, wie sie durch das Chloralhydrat hervorgerufen wird, fehlt das Stadium der Erregung und das der vollständigen Gefühllosigkeit erscheint erst, wenn Mengen des Mittels gegeben werden, die den tödtlichen Dosen nahestehen, aber in den Vordergrund tritt hier vor Allem die schlafmachende Wirkung. Damit sind auch die Heilanzeigen des Mittels gegeben. Um Gefühllosigkeit bei Operationen hervorzurufen, ist es wenig geeignet, und es kommt in dieser Beziehung noch dazu, daß man bei dem Chloralhydrat ja überhaupt die erforderliche Menge mit einem Male eingeben muß, und daher, wenn dies einmal geschehen ist, keine freie Hand mehr hat, während man beim Chloroform einfach die Operation des Einathmens, sobald bedenkliche Symptome eintreten, nach Belieben unterbrechen kann.

Die klinische Beobachtung stimmte mit dem Ergebnissen des Laboratoriums und der Thierversuche durchaus überein. Die Anwendung in den Krankenhäusern ergab mit voller Sicherheit, daß das Chloral alle bisherigen zu ähnlichen Zwecken angewendeten Mittel, um den Schmerz zu stillen und Schlaf hervorzurufen, übertraf, und daß es die unangenehmen Nebenwirkungen nicht darbot, welche mit der Anwendung seines großen Concurrenten, des Opiums, fast unausbleiblich verbunden sind. Die Nachwehen des Opiums, vor Allem anhaltende Abgeschlagenheit, Kopfschmerz und ähnliche Symptome, wurden nicht beobachtet, und während das letztere bei seinem längeren Gebrauch zu einer Zerrüttung des gesammten Nervensystems führt, war das Chloralhydrat hiervon frei zu sprechen. Liebreich konnte daher schon im Jahre 1871 als festgestellt annehmen, daß das Chloralhydrat, in passender Dosis dargereicht, innerhalb 10 bis 20 Minuten unbedingt den Schlaf hervorrufen kann, ohne daß eine Erregung vorher eintritt. Die Dauer dieses Schlafes ist bei normalen Menschen zwischen 4 bis 10 Stunden, denen nach dem Erwachen noch einige Schläfrigkeit folgen kann. Ist diese vorüber, so zeigt sich keine weitere übele Nachempfindung, im Gegentheil, das Gefühl der Erquickung wie nach einem normalen Schlaf tritt ein. Der Chloralschlaf unterscheidet sich überhaupt nicht von dem physiologischen, und wird derselbe durch eine Störung unterbrochen, so kommt das betreffende Individuum wieder zu vollem Bewußtsein. Auch andere Störungen in den übrigen Systemen des Körpers fehlen, so vor Allem die Blutüberfüllung des Gehirns, wie die Opiumwirkung sie fast ausnahmslos bedingt.

Damit war schon festgestellt, daß die Anwendung des Chloralhydrats bei allen Zuständen von Schlaflosigkeit, mögen dieselben von Fieber begleitet sein oder nicht, angezeigt ist. Hieran reihen sich dann die verschiedenen Formen der Krämpfe, vor Allem die allgemeinen, auf einer Störung des Centralnervensystems beruhenden, und auch für sie ist es von großer Bedeutung, daß dies Mittel, ohne Rücksicht auf den Charakter dieser Störung, angewandt werden kann, mit Ausnahme anscheinend der Krämpfe, die speciell dem weiblichen Ge-

schlecht angehören, und als hysterische eine so ominöse Bedeutung auch für Laien längst gewonnen haben. Als eigentlich beruhigendes Mittel bei starken Schmerzen spielt das Chloralhydrat kaum eine hervorragende Rolle, und um das Individuum gefühllos zu machen, darf es überhaupt schwerlich angewendet werden, da es für diesen Zweck sehr großer Dosen bedarf, beziehungsweise der directen Einspritzung in die Venen, deren methodische Anwendung zur Zeit wenigstens nicht anzurathen ist, ehe noch weitere Erfahrungen vorliegen.

II.

Das Chloralhydrat hat demnächst alle Phasen durchgemacht, die jeder neue Arzneikörper, der sich einen dauernden Platz in dem Arzneischatz erwerben will, absolviren muß. Zuerst werden sie wie epochemachende Erfindungen überhaupt mit Enthusiasmus begrüßt, dann tritt ein Rückschlag durch Kritik und Zweifel ein, bis endlich Erfahrung und ruhige Erwägung die Zweifel verstummen machen und dem Uebermaße des Enthusiasmus ein Ziel setzen. Fast 40 Jahre war das Chloralhydrat eine chemische Rarität der Präparatenschränke geblieben, ehe Liebreichs klassische Untersuchungen aus ihm einen der begehrtesten medicinischen Consumartikel machten. Kaum hatten sich diese Mittheilungen in weitere Kreise verbreitet, als auch die Anforderungen an die Fabrikation rapide stiegen, und hier trat nun gleich ein Umstand ein, der für die Würdigung des neuen Mittels außerordentlich schädlich sein sollte. Es zeigte sich, daß der Weg, den Liebig zur Herstellung des Chloralhydrats angegeben hatte, große Schwierigkeiten darbot. Es traten dabei Nebenproducte auf, chemisch und physikalisch dem Chloralhydrat ähnlich, aber in ihrer Wirksamkeit gänzlich von demselben verschieden, ja ihm entgegengesetzt. Der hohe Preis von fast 200 Mark pro Kilo reizte natürlich zu einer ausgedehnten Fabrikation, so daß es nicht auffallen kann, wenn die widersprechendsten Urtheile laut wurden. Diese störenden Nebenwirkungen konnten dem, der das neue Mittel in die Praxis eingeführt hatte, nicht lange verborgen bleiben und seit mehreren Jahren ist es gelungen, ein Präparat des Chloral herzustellen, welches allen, auch den höchsten Anforderungen entspricht. Liebreich selbst nahm sich der Sache an, und die Verbesserung der Methode, das Chloralhydrat herzustellen, wurde dadurch noch vorzüglich gefördert, daß in Folge des Sinkens des Preises die Zersplitterung der Fabrikation nach und nach aufhörte, so daß letztere schließlich nur noch in den Händen zweier großen Fabrikanten, Laame in Ludwigshafen und der chemischen Fabrik auf Actien, vormals Schering in Berlin verblieb. In letzterer wurde ein Präparat hergestellt, für welches Liebreich selbst eine Modification der früheren Darstellungsweise ausfindig machte, die seitdem unter seiner Aufsicht dort angewendet wird. Die Menge des in diesen beiden Fabriken hergestellten Chloralhydrats ist eine ungeheuere, und stieg von Jahr zu Jahr. Sie betrug in der Berliner Fabrik allein:

im	Jahre	1869	Kilo	1500
„	„	1870	„	4000
„	„	1871	„	8000
„	„	1872	„	12000
„	„	1873	„	13000
„	„	1874	„	15000
„	„	1875	„	16700

Man kann annehmen, daß gegenwärtig in beiden Fabriken, Schering und Laame, monatlich zusammen 3000 Kilo, also während eines Jahres in Summa 36,000 Kilo producirt und abgesetzt werden. Von diesem Gesammtquantum geht etwa die Hälfte nach Amerika, $^1/_4$ nach England und $^1/_4$ bleibt im übrigen Europa.

Inzwischen war nun allerdings im Laufe der Jahre eine Reihe von Fällen mitgetheilt worden, in denen das Chloralhydrat schädlich, ja tödtlich gewirkt haben sollte, und zwar, vielen Angaben zufolge, selbst dann, wenn die nöthigen Cautelen bezüglich der Anwendungsweise und der Menge beobachtet waren. Liebreich hatte schon in seinen ersten Publicationen auf mehrere Umstände aufmerksam gemacht, die man wohl im Auge halten solle, wenn man nicht unliebsame Erfahrungen machen will. Er hatte dann 1871 darauf hingewiesen, daß besonders in England ein großer Mißbrauch mit dem Chloralhydrat getrieben werde, der zu einer größeren Anzahl von Vergiftungen geführt habe, und er hatte auch ein Gegenmittel in dem Alkaloid der Brechnuß, dem Strychnin, vorgeschlagen. Er konnte indessen nach den Erfahrungen der ersten drei Jahre andererseits mit voller Sicherheit feststellen, daß bei der nöthigen Vorsicht, und wenn man nicht die Gegenanzeigen, die er selbst entwickelt hatte, aus den Augen ließ, weder bei einmaliger Dosis, noch bei längerem Gebrauche reinen Chloralhydrates unglückliche Zufälle wirklich vorgekommen seien, die, wie bekannt, trotz aller Vorsicht bei dem Chloroform anscheinend nicht immer zu vermeiden seien. Solche Zufälle sollen nun aber, je größere Gebiete, wie oben dargelegt, das Chloralhydrat sich eroberte, auch bei diesem sich eingestellt haben, und Gutzkow führt sogar einen Professor der Arzneimittel redend ein, der empört darüber ist, daß ein Artikel der „Augsburger Allg. Ztg." von einem Consumenten des Chlorals spricht, welcher dieses Mittel ohne Nachtheil für seine Gesundheit allabendlich anwende, und fragt, woher die große Uneinigkeit der Aerzte über den regelmäßigen Gebrauch dieses Mittels bei constanter Schlaflosigkeit herrühre? Beiläufig bringt Herr Gutzkow auch hier recht curiose Anschauungen über die physiologische Wirkung des berühmten Mittels bei. Daß durch irgend einen Einfluß die Brust zu einem aus der Tiefe der Bauchhöhle kommenden höchst wohlthuenden Athemzuge erhoben werde, ist denn doch eine arge Verkennung der Physiologie der Respiration, und wenn Herr Gutzkow förmlich fühlt, daß das Geheimniß des Schlafs im Unterleibe, und zwar im Sonnengeflecht liege, so findet er sich auch bezüglich dieser Behauptung im Gegensatz zu dem, was die Physiologie als unbestrittene Thatsachen seit langer Zeit lehrte, daß nämlich der Schlaf die Folge einer Veränderung des Gehirnzustandes ist, und daß das Sonnengeflecht mit ihm nichts zu thun hat.

Wiederum ist es England, aus welchem die zahlreichsten Mittheilungen über Todesfälle durch Chloralhydrat berichtet werden. Einer derselben machte im vorigen Jahre umsomehr Aufsehen, als der Leichenschauer erklärte, es sei dies nun der dritte Fall von Chloraltod, über den er zu befinden habe, und darüber klagte, daß die medicinischen Sachverständigen über die anzuwendende Dosis ihm die allerverschiedensten Aussagen gemacht hätten. Es handelte sich, beiläufig gesagt, in diesem, dem sogenannten Balham-Falle, um einen Gentleman, der, der Trunksucht ergeben, zu einer zur Heilung dieser Krankheit oder dieses Lasters, wie man nun will, speciell bestimmten Heilanstalt seine Zuflucht gesucht, schon zu Hause regelmäßig Chloral genommen, und, nachdem er, den gemachten allerdings sehr unsicheren Angaben nach, eine nicht zu große Dosis von Chloralhydrat bekommen hatte, unter den Erscheinungen der tödtlichen Asphyxie gestorben war. Wie in den meisten der bisher bekannten Fällen von Chloraltod war auch bei diesem Vieles so überaus unklar, daß derselbe schwerlich als ein gegen das Chloral sehr beweiskräftiger angesehen werden kann. Prof. Liebreich nahm indessen mit Recht von demselben Veranlassung, sowohl in englischen Zeitschriften, als in der von mir herausgegeben „Deutschen medicinischen Wochenschrift" ausführlich auf die Ursachen solcher bei der Anwendung des Chlorals eintretenden Unglücksfälle einzugehen, und konnte, wie er schon in der 3. Auflage seiner Schrift 1871 gethan hatte, feststellen, daß es sich hier, wie nach den bisherigen wissenschaftlichen Erfahrungen überhaupt, wieder um eine Vernachlässigung der von ihm selbst so präcise aufgestellten Vorsichtsmaßregeln gehandelt habe. Zuvörderst gehört dazu die sorgfältige Abmessung der zu gebenden Dosis, die keineswegs für Jeden von vornherein als dieselbe anzunehmen ist, die man vielmehr erst dadurch kennen lernt, daß man mit kleineren Mengen beginnt, und nach und nach zu größeren übergeht, bis die Quantität gefunden ist, welche den Schlaf für eine entsprechend lange Zeit hervorruft. Nach den Erfahrungen zahlreicher Aerzte, die sich ja jetzt für viele Individuen schon auf eine Reihe von Jahren erstrecken, hat das Chloralhydrat dann vor den sonstigen schlaf-

machenden Mitteln, und speciell vor dem Opium, auch den Vortheil, daß die Dosis nicht fort und fort, um die gleiche Wirkung zu erzielen, erhöht werden braucht, mit einem Wort, daß eine „Gewöhnung" des Organismus, wie sie bei Morphiumeinspritzungen ja so bekannt ist, nicht einzutreten scheint. Was die Heilanzeigen anbetrifft, so darf man ferner nicht übersehen, daß Herr Liebreich schon in seinen schon erwähnten kleinen Schriften, die Herr Gutzkow anscheinend doch nicht genau gelesen hat, einerseits davor warnt, Chloralhydrat bei hysterischen Krämpfen ohne ganz besondere Vorsicht zu geben und andererseits vor Allem darauf aufmerksam machte, daß erhöhte Vorsicht besonders beim Alkoholismus im Auge zu behalten sei. In der That haben auch wohl zahlreiche Laien bei der weiten Verbreitung des Mittels die Beobachtung gemacht, daß bei denjenigen, welche neben dem Chloralhydrat dem Genusse der Spirituosen, wenn auch nur im geringen Grade, ergeben bleiben, ganz constant ein Symptom eintritt: nämlich die Röthung der Gesichtshaut selbst bei dem Genusse weniger Gläser Wein oder Bier, eine Röthung, die sofort ausbleibt, wenn man das Chloralhydrat aussetzt. Andererseits brauchen Personen, die an Alkohol gewöhnt sind, an und für sich größere Dosen, um Schlaf zu erzielen, während Liebreich mit Recht vor diesen bei Trunksüchtigen, besonders wenn dieselben, wie das im Balham-Falle festgestellt, gleichzeitig noch Alkohol zu sich nehmen, warnt, weil dann in der That eine nicht zu übersehende Gefahr vorhanden ist.

Endlich ist aber noch ein Moment von allergrößter Wichtigkeit. Noch heute werden nämlich außer Deutschland, besonders in England und noch mehr in Nordamerika, Präparate des Chloral in den Handel gebracht, welche keineswegs denjenigen Grad der Reinheit besitzen, der hier nothwendig ist. Bei diesen Präparaten handelt es sich nicht nur darum, daß sie weniger Chloral enthalten als die wirklich guten Präparate, sondern, wie schon erwähnt ist, auch darum, daß sie mit schädlichen Substanzen geschwängert sind. Liebreich führt eine Reihe von Fällen an, in denen das Mittel nachweislich schlecht bekam, während, nachdem ein anderes Präparat versucht wurde, die schlechte Nachwirkung ausblieb. Wenn man also nicht die absolute Sicherheit hat, ein ganz reines, von Nebensubstanzen freies Chloral zu haben, so ist man keineswegs berechtigt, unglückliche Zufälle diesem zuzuschreiben, selbst wenn man die Vorschriften des Arztes in Bezug auf die zu nehmende Menge nicht außer Augen setzt. In Deutschland sind wir, wie schon dargelegt worden ist, glücklicherweise in der Lage, ein solches Präparat zu besitzen, welches sich unter den Aerzten auch dem entsprechend nach und nach vor allen anderen den Sieg errungen hat. Wer statt dessen zu seinem Privatgebrauch bei irgend einem Droguisten oder Pfuschapotheker Chloralhydrat kauft, muß es sich selbst zuschreiben, wenn, was für Andere ein Segen, für ihn zum Fluche wird. Liebreich fordert daher mit Nachdruck, daß die Aerzte nur Chloralhydratkrystalle im reinsten Zustande, wie sie z. B. in der Schering'schen Fabrik in vollkommener Weise dargestellt werden, zur Lösung verschreiben sollten, weil solche Krystalle allein die nöthige Garantie geben, daß keine Beimischungen vorhanden sind. Beiläufig gesagt ist überhaupt die Auflösung des Chlorals in destillirtem Wasser, und zwar eine sehr verdünnte, allen anderen Anwendungsweisen vorzuziehen, auch der ziemlich gebräuchlichen, bei welcher die Krystalle in Gelatinekapseln genommen werden. Selbst wenn man Wasser nachtrinkt, findet im letzteren Falle manchmal eine Verletzung der Magenwände durch leichtes Anätzen derselben statt.

Sind aber diese Vorsichtsmaßregeln festgehalten worden, handelt es sich nicht um alkoholsüchtige Herren oder hysterische Damen, so ergeben die bisherigen Erfahrungen, daß auch der längere Gebrauch des Chloralhydrats bis zu vier und fünf Jahren in keiner Weise schädliche Folgen hervorgebracht hat, und sie ergeben ferner, was schon oben angeführt wurde, daß trotz langer Dauer der Anwendung, die Dosis nicht gesteigert zu werden braucht, durch die man die schlafmachende Wirkung erzielte.

Man wird nicht leugnen können, daß diese Erfahrungen sehr werthvoll, und daß sie hoffentlich auch Herrn Gutzkow zu beruhigen im Stande sind. Andererseits geht aber aus meiner Darlegung wohl nicht minder hervor, daß es nicht rathsam ist, das Chloralhydrat wegen der für dasselbe nothwendigen Cautelen ohne ärztliche Verordnung selbstständig anzuwenden. Wo es genommen wurde, um ohne Noth seine Wohlthaten zu erreichen, wie z. B. bei dem sogenannten Chloralpunsch mancher Taverne, der auch wieder, wie ich glaube, fast ausnahmslos nur in England und Amerika im Gebrauch ist, wird stets wenigstens die Gefahr vorliegen, daß das Präparat nicht vollkommen rein ist. Keineswegs ist das Chloralhydrat übrigens wie die Morphiumeinspritzungen in größerem Umfange angewandt worden, um nicht nur Schlaf, sondern eine angenehme Erregung zu verschaffen, schon weil bei ihm das Stadium der Irritation überhaupt nicht vorhanden ist. Gegen die Schlaflosigkeit aber, woher dieselbe auch stammen möge, ist das Chloral trotz aller Angriffe, die ihm in jüngster Zeit geworden sind, mit wenigen Ausnahmen das souveräne Mittel geblieben, und für alle Zeiten wird Herrn Liebreich der unantastbare Ruhm bleiben, den Menschen durch seine erfolgreiche Untersuchung, die er so glänzend aus dem Laboratorium in die allgemeine Praxis überführte, eine um so unbezahlbarere Wohlthat erwiesen zu haben, als bei richtiger Anwendung ihre volle Unschädlichkeit erwiesen ist.

P. Boerner.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Culturhistorische Novellen von Wilhelm Jensen.

(Bielefeld und Leipzig, Belhagen und Klasing).

Ein Prachtwerk ersten Ranges und im besten Sinne des Wortes. Für den Kritiker ist der Reclameruf „ein Prachtwerk!" im Allgemeinen kein lockender, man weiß, was sich meistens darunter birgt: eine kunstvolle Ausstattung zu leerem Inhalt. Es muß auch solche Bücher geben; man bedarf ihrer, wie man der Nippessachen im Salon bedarf, sie sollen schmücken. Und es ist ein altes Wort, welches auch der Verfasser des vorliegenden Buches gern gebraucht, daß bei uns die schlechtesten Bücher die beste Ausstattung erhalten. Der Kritiker betrachtet die zierlichsten Goldschnittbände deshalb mit etwas anderem Auge, als die schöne Leserin, und pflegt dem Deckel die unumwundenste Anerkennung zu zollen, während er den Inhalt, der ja auch Verfasser und Verleger als Nebensache gegolten, mit wohlthuendem Schweigen ehrt. Einen ganz anderen Platz, als die zierlichen Anthologien mit den sinnigsten Blumenarabesken, nehmen jene nur ausnahmsweise auf dem literarischen Wochenmarkt aufgetauchten Werke ein, in denen die beschreibende und darstellende Kunst sich in schöner Harmonie vereinigen. Die Lösung dieses Problems brachten uns Scheffel und Anton von Werner; in Büchern, wie der „Juniperus" und der „Trompeter" wird man zweifelhaft, welchem der beiden zu gemeinsamem Schaffen vereinigten Künstlern man den Preis zuerkennen soll. Dergleichen Werke bezeichnen den entschiedenen Höhepunkt im Gebiet verwandter Künste, und ihnen gehört das vorliegende, neuerschienene Werk des emsig schaffenden Dichters an. Ausstattung und Inhalt stehen in edel-harmonischem Verhältniß zu einander, sie ergänzen sich dergestalt, daß weder der Inhalt als begleitender Bildertext, noch die Illustrationen als zwar gefällige aber nutzlose Beigabe erscheinen. Das Ganze ist aus einem Guß; man darf es unumwunden ein literarisch hervorragendes Prachtwerk nennen, wie wir ihrer nicht eben viele besitzen, und gerade deshalb sollte man seine Bedeutung nicht verkennen oder gar in thörichtem Dünkel derjenigen, denen die löschpapiernen Druckwerke allein Werth haben, über die Achsel ansehen. Wie die freundliche Anmuth des Lebens, deren Trieb Allen innewohnt, das eigene Heim schmückt, warum sollte nicht auch der Dichter seine Festgabe im lachenden Schmuck anmuthiger Kunst vor uns hinbreiten?

Die drei Novellen, die der Verfasser hier unter gemeinsamem Titel hinaussendet, sind nicht neu, sie erschienen bereits, zwei davon unter anderem Namen, als dem jetzt gewählten, in

verschiedenen Zeitschriften. In ihrer Zusammenstellung zeigt sich auch ihre Zusammengehörigkeit, und erst so vermögen sie vollauf ihre Wirkung zu üben. Sie geben das Spiegelbild einer sturmdurchdonnerten, wildkriegerischen Zeit, in der langverhaltener Groll der Geister todbringend auseinanderplatzte, und die Hakenbüchsen und Feldschlangen donnerten vom Aufgang bis zum Niedergang. In einer solchen Zeit gerade bieten des Daseins lichtere Seiten den ergreifenden Contrast zu der Umgebung und gewähren dem Dichter, der dem Herzschlag edlen Menschenthums am liebsten inmitten des umringenden Greuels lauschen mag, wohlverständlichen Reiz zur Schilderung.

Das Buch ist Emanuel Geibel gewidmet, dem Freunde des Dichters und zugleich demjenigen, dem wir es zumeist verdanken, daß Jensen „nur Schriftsteller" geworden ist, mit folgendem sinnigem Vers:

„Dir, der des neuen Reiches Herrlichkeit
Verkündet und erstehen sah,
Sei, schon dem Untergange nah
Des alten Reiches Bild geweiht."

Die drei in ihrer Art so verschiedenen Erzählungen haben in der That das Gemeinsame, ein treffendes Bild von zwanzig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts im alten, deutschen Reich zu geben. Wir sehen es in seiner Sprache, seinen Gebräuchen, seiner Sitte, seinen Anschauungen vor uns leben; es sind alles Gestalten, die vor uns auftreten, wie sie jene Zeit hervorgebracht. Der Localton wie die Gesprächsart sind auf das Glücklichste wiedergegeben. Das ganze deutsche Land lernen wir von Nord bis Süden in jenen buntfarbigen Schilderungen kennen, die nur ein echter Dichter gibt. Im Hintergrunde aller drei Geschichten steht ein Held, auf dem zu jener Zeit Deutschlands einzige Hoffnung ruhte, und der, ohne den Kaisermantel zu tragen, doch der rechte Kaiser war: Moritz von Sachsen. Auf ihm beruhte damals die Macht, das vom Krieg wild zerrüttete und zerstückelte Reich einer glänzenden Zukunft entgegenzuführen, auf ihn hin zielen mehr oder minder sichtbar die Fäden dieser Erzählungen. Da er zu Sievershausen sein blondes Haupt zur Erde legte, sank Deutschlands edelste Hoffnung und sank der größte Held seiner Zeit in den Staub. Die Gestalt des hochfliegenden Kurfürsten Moritz verleiht dem Buche derart einen Einheitspunkt.

Man hat Jensen zuweilen darüber gezürnt, daß er seine poetische Gestaltungskraft den verschollenen Jahrhunderten zuzuwenden beginne, statt daß er seine Stimmungsbilder aus dem warmpulsirenden Leben der Gegenwart fortführe. Man meint, an historischen Romanen, zumal aus der Reformationszeit, sei unsere Literatur nicht eben arm. Wahre Freunde der culturgeschichtlichen Erzählung werden dem nicht beistimmen können. Wir haben freilich ihrer Viele, Berufene und Unberufene, die uns den geschichtlichen Roman vorführen, und wir können uns nicht verhehlen, daß in Bezug auf gewissenhaftes Quellenstudium und verständnißvolle Wiedergabe des Geschehenen in unserer Literatur in dieser Beziehung Hervorragendes geleistet wird. Aber das Höchste wird doch immer nur der leisten, der mit dem feinen, künstlerisch abwägenden Sinn des echten Poeten an die Thatsachen herantritt, der uns nicht die Dinge, wie sie geschehn, sondern auch das Etwas um die Dinge zu schildern versteht. Unsere historischen Romanschriftsteller — um den Ausdruck zu gebrauchen — verstehn es ihrer größten Mehrzahl nach nicht, das Mittelalter in der goldigen Beleuchtung der Dichtkunst zu schildern, sie sind zu sehr Historiographen; das große Problem des geschichtlichen Romans, der doch zugleich ein poetisches Kunstwerk sein soll, hat erst Scheffel in seinem unvergleichlichen „Ekkehard" befriedigend gelöst. Jensen folgt seinen Spuren in seiner eigenen Art. Die Landsknechtlieder Franz Körbers zumal und manch andere Einzelheit mag davon zeugen, wie sich dem Dichter die Zeit, die er schildert, lebensvoll widergespiegelt.

Hin und wieder schadet der Dichter dem eigenartig-charakteristischen Ton seiner Erzählung durch die wörtliche Wiedergabe des alten Chroniktextes, dergleichen sollte noch sporadischer vorkommen. Auch hat sich noch ein Uebelstand durch die Zusammenfügung der wahrscheinlich zu ganz verschiedenen Zeiten verfaßten Novellen herausgestellt: es finden sich an einzelnen Orten Wiederholungen. Des Kurfürsten Albrechts Wahlspruch, der Zug Moritzens gegen Innsbruck und Aehnliches kommt in jeder der Novellen vor. Sobald sie zusammen gehören, ist dergleichen eine bekannte Thatsache, die in der zweiten Erzählung bereits fehlen müßte. Zuweilen ist dasselbe sogar mit gleichen Worten gesagt.

Die Illustrationen sind ihrer Mehrzahl nach vorzüglich, wie auch der Dichter freudig anerkennt, zumal die männlichen Figuren. Die weiblichen Gestalten sind weniger gelungen; Margarete Ruprecht hat etwas zu Mondschein-schwärmerisches, und bei Sibylle Brede fehlt der Ausdruck bestrickenden, jugendlichen Liebreizes. Am Ende des Buches ist nach Art mittelalterlicher Druckwerke der Name jedes einzelnen Malers und Lieferanten getreulich angegeben. Die Ausstattung im Allgemeinen verdient das uneingeschränkteste Lob.

„Wolfgang Ruprecht", die erste Erzählung des Buches, führt uns in die Zeit, wo Kurfürst Moritz von Sachsen, den Jensen nicht nur den „Erzmarschall" sondern auch den „Erzschalk" des heiligen römischen Reiches deutscher Nation nennt, die getreue Stadt Magdeburg belagerte, weil sie sich dem Interim von Augsburg, das Kaiser Karl V. erlassen, nicht fügen wollte. Ihm zu Hülfe entbietet der Kaiser den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, der widerstrebend dem Gebot Folge leistet, und den Prediger Wolfgang Ruprecht, weil er von der Kanzel herab Alle, die zu Magdeburgs Belagerung auszögen, als Diener des Antichrists bezeichnet, gewaltsam mit sich in's Feldlager führt, und den er nicht loslassen will, bis er selbst heimgezogen. Des Predigers Tochter, die holdselige Jungfrau Margaret, aber zieht mit dem jungen, lebensfrischen Landsknecht Franz Körber, der das Studium der Theologie auf der Wittenberger Hochschule gegen das bunte Kriegsleben vertauscht, selbst in Landsknechtgewandung, von Culmbach mitten durch's Herz Deutschlands gen Magdeburg, wo sie einen Oheim hat, um dem Vater nahe zu sein und ihm die nothwendigen Kleidungsstücke zu bringen. Das ist nun eine gar poesieduftige Wanderung, welche die Beiden machen, und die Schilderung dieses gemeinsamen Rittes mit seinen mancherlei Abenteuern, Naturbeschreibungen und stimmungsvollen Scenen ist der Glanzpunkt der Novelle und des ganzen Buches. Es ruht ein anmuthiger Zauber der echtesten, goldigsten Wanderpoesie über diesen Blättern, die allein für des Dichters Beruf leuchtendes Zeugniß ablegt. Wie der wackere Franz Körber seiner aufwallenden Liebe gegen das holde Mädchen an seiner Seite Zwang anlegt, wie er in muthigem Ringen gegen die Wellen des Elbstromes oder im Kampfe gegen den Raubvogel in der Haide sein eigenes Herz besiegt, das Alles hat der Dichter uns in warmpulsirendem, lebensvoll ergreifenden Bild gezeigt. Als er seinen Schatz in Magdeburg sicher geborgen, zieht Franz Körber zu seinem Heer, das vor der Stadt lagert, und beschließt sein Vorhaben, zu dessen Vollendung ihn das Herz treibt, zu vollbringen: er will den Kurfürsten Moritz tödten, den „Raubvogel", von dem er alles Unheil, das über das deutsche Reich gekommen, — denn für das allein, nicht im Sold jedes beliebigen Herrn gegen jedweden Feind zieht der junge Landsknecht das Schwert — heraufgeführt sieht. Schon lauert er mit der langen Reiterpistole und zielt auf des Kurfürsten unbedecktes Haupt, als er den zwischen ihm und Albrecht von Brandenburg, der sich in Weiberkleidern hier mit seinem Kampfgenossen ein geheimes Stelldichein gibt, geführte Unterredung mitanhört, aus der er erkennt, daß es keiner ehrlicher meint und den Pfaffen grimmiger gesinnt ist, als der junge Kurfürst. Hoffnungsfroh erharrt er nun die schönere Zukunft, ob ihn auch Wolfgang Ruprecht, der ihn als den mißrathenen Sohn seines Amtsbruders und als einen, der als Landsknecht seine Seele dem Satan verschrieben, von sich stößt, und auch seine eigene Tochter, als er deren abenteuerlichen Ritt erfahren, nicht mehr anerkennen will. Nachdem er auch die letzte Last von seinem Herzen genommen und dem Kurfürsten seinen ehemaligen Mordplan

entdeckt hat, zieht er als Hauptmann und Junker in's Lager des Kaisers als Gesandter. In Innsbruck empfängt ihn der schlaue Cardinal Granvella zwar leutselig, läßt ihn aber durch seinen alten Feind, den Junker Thil von Trot, in einen dunklen Burgverließ dem Hungertod preisgeben, von dem er nur durch die aufopfernde Liebe einer Wirthstochter, die ihn in ihr Herz geschlossen, befreit wird. Inzwischen hat sich Moritz von dem übergebenen Magdeburg mit Blitzesschnelle gegen das kaiserliche Heer selbst gewandt, und Carolus quintus — dessen mehr charakteristisches als schönes Porträt die Titelvignette des Buches bildet — ist mit Mühe seinem Rächerarm entronnen. Der Vertrag von Passau kommt zu Stande, und Franz zieht mit seinem fürstlichen Oberfeldherrn gegen die Türken aus. Als sie heimkommen, hat der jähzornige, wild aufflammende, aber biedersinnige Albrecht von Brandenburg, der den Passauer Vertrag nicht anerkennen will, ehe das ganze römische Raubnest vertilgt ist, neue Fehde gegen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg begonnen und gefährdet den nothdürftig hergestellten Frieden des Landes. Moritz entsendet den jungen Hauptmann zu ihm, um ihn zum Frieden zu stimmen, aber der Düsterverbitterte weigert ihn hart und ingrimmig. Da nun die Uebermacht ihn bedrückt, wirft er sich auf seine Veste Blassenburg, welche die feindlichen Pfaffen belagern. Moritz hat indeß sein junges Heldenleben bei Sievershausen ausgehaucht; der Junker Thil von Trot durchbohrt ihn mit meuchelmörderischer Kugel. Von der Blassenburg, die unrettbar verloren ist, flüchtet sich Albrecht mit Franz Körbers Hülfe, durch die auch dessen alte Eltern und die lang gesuchte, endlich dort oben wiedergefundene Margarete geborgen werden. Da Albrecht seine Gewaltthat an Ruprecht diesem abbittet, verzeiht auch dieser der Tochter und läßt sie und Franz ein Paar werden. Das Kriegsleben hat der junge Hauptmann jedoch satt, er will mit seiner jungen Frau nach Bologna ziehen und Arzeneikunde erlernen. Sie beide kennen ja das gemeinsame Wandern, und es hat ihnen wohlbehagt.

Die zweite Erzählung „Wiben Peters", führt uns um etwa die gleiche Zeit nach Holstein. Es ist eine in grelles Colorit getauchte Historie, düster und fast dämonisch; schon um deswillen hinterläßt sie nicht den harmonischen Eindruck der sonnigen Liebesgeschichte Franz Körbers und Margarete Ruprechts, wie sie sich aus dem dunklen Rahmen stürmischer Zeit abhebt, aber auch sonst schadet ihr hin und wieder eine springende Erzählung und das oft kurz Abgerissene in den Gesprächen. Beides freilich ist unzweifelhaft beabsichtigt und soll das Düstre der Färbung nur mehr hervortreten lassen.

In eine blutige, gräuelvolle Scenerie fallen manche herzerquickenden Sonnenblicke. Die Naturschilderungen sind, ob sie dem Norden oder Süden gelten, gleich lebensvoll; die Charakteristiken des starr und unbeugsam bis zum letzten Augenblick, wo Wiben Peters sich selbst den „letzten Dithmarschen" nennt, auf seinem Recht trotzenden, freien Bauern, der zum grimmsten Feinde an seinem eignen, über Alles geliebten Lande wird, sowie der stolzen Oda Peters, die frei und hochsinnig nur der Stimme des Herzens gehorcht, sind meisterhaft und bis in's kleinste Detail mit künstlerischem, feinwägenden Sinn ausgestattet. Beide sind durchweg originelle Charakterköpfe, alle andren verblassen mehr oder minder dagegen. Oda ist eine echt Jensen'sche Mädchengestalt; sie möchte mit Maue Todiemen am liebsten ringen, wenn sie nur ein Mann wäre. Das ist der Grundzug auch in den Charakteren Gisa Grevenbrocks und Maren Torstensens. Die Liebe dieser Naturkinder ist ein starr unbeugsamer Trotz, dem das Herz nicht gebieten kann. Und doch weint Oda Peters, als sie im Blüthenschnee ihres frühlingshaft lachenden Heimatdorfes den Knaben zu einer trotzigen Spielgefährtin sagen hört: „Wenn du mir nicht aus Demuth dich beugen willst, so thu's aus — Liebe." Es steckt etwas von ihrem Vater auch in ihr, sie ist eine eiserne Kernnatur wie er, und wo ihr das Herz sagt, daß es Recht ist, da scheut sie nichts, ihm blindlings zu gehorchen. Sie hat sich als Magd dem Manne verdungen, den sie mit jeder Faser ihres Herzens liebt, und sie nimmt trotzig Abschied, da er sie heimlich im Schlaf geküßt. Wo es das Recht, dessen Gesetze ihr eigenes Herz klopft, befiehlt, verräth sie selbst den Vater und erschießt den Geliebten, dem sie höher galt als seines Landes Freiheit.

Die eine Charakteristik Oda Peters, an dessen bildlicher Wiedergabe des Malers Stift sich vergeblich versucht hat, würde die Geschichte und das Buch selbst, wenn es anderer Schönheiten baar wäre, zu hervorragenden Erscheinungen erheben. Man sucht in unserer modernen Romanliteratur vergebens nach einer ähnlichen, und selbst Freytag'sche Mädchengestalten, wie die anmuthige Anna Fabricius im „Markus König", erscheinen farblos gegenüber dieser freien Tochter der Marschen. Mit manchen Seltsamkeiten der Erzählung, welcher das Zuviel der darin auftretenden Figuren schadet, und der es an einer geschlosseneren Einheit mangelt, vermögen die Charaktere des Helden und seiner Tochter zu versöhnen, beide sind echt, wie Dithmarscher Bauerntrotz.

Die letzte Erzählung, zugleich die bedeutendste, „Wilhelm von Grumbach" hat seinerzeit schon in der „Deutschen Rundschau" gerechtes Aufsehen erregt und kann deshalb füglich hier übergangen werden.

Konrad Telmann.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Kuß.

Lustspiel in 4 Acten nebst einem Vorspiel, aus dem Ungarischen des L. Dóczi. Von der ungarischen Akademie der Wissenschaften mit dem Graf-Teleki-Preise gekrönt.

Gesammtgastspiel der Wiener Hofschauspieler.

Daß die ungarische Akademie der Wissenschaften berechtigt und geneigt war, dem „Kuß" einen Preis zuzusprechen, gereicht ihr ebenso wie dem Dichter, dem jungen östreichischen Hofrathe L. Dóczi, zur Ehre. Für uns wäre vorher allerdings eine höchst interessante Frage zu lösen gewesen. Ist das Lustspiel wirklich ein ungarisches Originalstück, oder ist seine deutsche Bearbeitung vielleicht die eigenste Schöpfung eines Deutschen? Ist Dóczi — ein neuer Name, der wohl noch oft genannt werden wird — ein deutscher oder ein ungarischer Dichter? Oder ist er beides? Theilt er sich am Ende, wie der östreichische Kaiserstaat, in eine cis- und eine transleithanische Hälfte, welche jede berechtigte Ansprüche an sein Haupt machen und abwechselnd zum Worte kommen?

Im Ernste. Es gibt unter den ungarischen ebenso wie unter den tschechischen Schriftstellern gar viele, welche von Jugend auf die deutsche Sprache — aber fragt mich nur nicht, wie? — sprechen, welche in deutschen Schulen mit deutschem Bildungsstoff groß gezogen werden, welche die deutsche Sprache wenigstens mit der Feder in der Hand wie geborene Deutsche beherrschen, die aber eines schönen Tages in ungarischer resp. tschechischer Kleidung erscheinen und die Sprache ihrer Ammen — ihre Mütter sprechen gewöhnlich deutsch — zu ihrer Carrièresprache wählen. Am frappantesten ist hierfür das Beispiel des vor einem Jahre verstorbenen, gelehrten Tschechenführers Palacky, dem alten Hussiten in Frack und Cylinderhut, der die ersten Bände seines großen Geschichtsbuches — des Hauptwerkes der gesammten tschechischen Literatur — deutsch niederschrieb und dann erst in's Slavische übersetzen ließ, bis er sich einmal eines Andern besann, die letzten Bände slavisch abfaßte und in's Deutsche übersetzte. Solche „Optionen" der Nationalität sind in Prag unter Schriftstellern, Professoren und Schauspielern nicht gar zu selten, und ähnlich mögen einzelne Ungarn der gegenwärtigen Generation die Wahl zwischen ihrer Ammen- und ihrer Muttersprache freiwillig vollzogen haben. Ist Dóczi ein Vollblutmagyar oder nicht? Ich weiß es nicht, doch die Meisterschaft seiner von ihm selbst besorgten „Uebersetzung" läßt zu seinem eigenen Vortheil den „Kuß" als ein deutsches Originalstück erscheinen. Desto besser für ihn, wenn die Magyaren das ungarische Stück ebenso vortrefflich finden. Am interessantesten an diesem Doppeltalent, wie es nur in den zweisprachigen Provinzen

Oestreichs so häufig vorkommt, wäre — wie gesagt — nur die psychologische Frage: in welcher Sprache hat der Dichter sein Werk zuerst gedacht? Im Gehirn anderer Leute kann kein Kritiker lesen, darum könnte nur Dóczi selbst diese Frage erschöpfend beantworten.

Am Ende ist aber diese Sucht, einen fremden Dichter zu annectiren, nicht ganz berechtigt. Man wandelt eben nicht ungestraft unter der Siegessäule. Uebrigens wäre es auch sonst schwierig, die Nation und das Zeitalter zu bestimmen, welchen Dóczis „Kuß" entstammen konnte. Shakespeare und Calderon, Moreto und Halm, romantische Neigungen und die spanischen Schätze der Wiener Hofbibliothek scheinen die Richtung des Dichters bestimmt zu haben. Der Stoff aber ist Dóczis Eigenthum, wenn auch Hippolyt Schaufferts ebenfalls preisgekröntes Lustspiel „Schach dem König" wahrscheinlich die erste Anregung zum „Kuß" gegeben haben dürfte. Dóczis Lustspiel könnte ebenso gut selbst „Schach dem König" heißen.

Auch bei Schauffert befindet sich ein König im Kampfe mit den Neigungen seines Volkes. König Jakob von England hat den Tabak für ein Satanskraut erklärt und muß zu seinem Entsetzen erfahren, daß sämmtliche Hofleute, ja seine intimsten Günstlinge dem höllischen Laster fröhnen. Darob die üblichen Hofintriguen, welche damit schließen, daß der König selbst bei einem Pfeifchen Tabak ertappt wird und Gnade für Recht ergehen lassen muß. Da ist Alles mit Händen zu greifen; die kurze Pfeife im Munde des Königs sieht man, man sieht den Tabaksrauch, man hat die Klagen über rücksichtslose Raucher von den Damen seiner Bekanntschaft vernommen, und so wäre in den Kampf um die Tabakspfeife auch ohne Schaufferts directe Nachahmung Shakespeares ein realistischer Ton hineingebracht, den alle unmöglichen Verkleidungen des Stückes, alle romantischen Abenteuer nicht mehr vernichten können.

Dóczi will das Gegentheil und erreicht es mit dem rücksichtslosen Preisgeben jedes Schattens von Wahrscheinlichkeit. Der König Sever von Navarra — ebenso gut könnte er König vom Monde heißen — will wie sein College Jakob dem Volke seine Freude nicht gönnen; nur erstreckt sich das spanische Verbot auf dringendere Bedürfnisse des Menschen. Der bedauernswerthe König Sever, der zu seiner nicht minder teuschen Gattin sprechen darf:

„Du mein Gemahl, seitdem ich dich erschaut,
Und, weil ich lebe, ewig meine Braut —"

verlangt von seinem gesammten Volke einen ebenso gottgefälligen Lebenswandel; um ein ausreichendes Menschenmaterial für seine Armee scheint es ihm offenbar nicht zu thun zu sein. Er hat vor einem Jahre sogar seinen eigenen Halbbruder Adolar verbannt, weil derselbe an einem Fräulein Angela, der Tochter des Kanzlers, nicht ganz gleichgültig vorüberzugehen pflegte. Adolar hat in der Zwischenzeit am lustigen Hofe des Herzogs von Aragon gelebt, kehrt aber nun verkleidet auf den Schauplatz seiner ersten Thaten zurück, um ein gewagtes Schachspiel mit dem König zu beginnen. Sever soll sich scheinbar zu einer längeren Reise anschicken, heimlich jedoch zurückkehren und zusehen, was aus Navarra wird; bei der Dunkelheit, welche während der folgenden Acte herrscht, erscheint es ganz überflüssig, daß auch der König sich verkleiden muß. Die beiden nobeln Spieler, Adolar und Sever, wetten um fünf Dörfer — das moderne Staatsbewußtsein ist bei Dóczi wenig ausgebildet — um die Tugend Navarras. Zwei bäuerische Verliebte, die tolldreiste Maritta und ihr Carlo, die vom König um einen recht menschlichen Fehltritt gestraft werden sollen, werden von Adolar für seine Intrigue benutzt. Der horchende König muß erfahren, daß Niemand an seinem ganzen Hofe ein Küßchen verschmäht. Warum der alte Kanzler sich dem Horcher an der Wand als ein in der Wolle schwarz gefärbter Theaterbösewicht entpuppen muß, ist um so weniger erklärlich, als er zum Schlusse nicht einmal die Rache der siegenden Tugend erfährt. Nachdem der König das Treiben seines Hofes sattsam kennen gelernt hat, macht er die allertrübste Erfahrung an sich selber. Die allmähliche Bekehrung Severs zur Religion der Natur ist der gelungenste Theil von Dóczis Dichtung. Maritta hält ihn im Finstern für ihren Carlo und drückt eine beträchtliche Anzahl von Küssen auf den Mund, bevor der verblüffte Jüngling sich zur Wehre setzen kann. Nachher ist es zu spät. Er hat einmal vom süßesten Kusse, dem verbotenen, gekostet und sehnt sich nun im Wachen und im Träumen nach Marittas Umarmung. Maritta aber ist ebenso brav als übermüthig. Sie schenkt dem Könige nicht das harmloseste Zeichen ihrer Gunst mehr, denn

— „das ist kein Herrenforst,
Aus dem man Gärten, Wiesen, Aecker rodet,
Und doch das Andre Wald und Forst verbleibt.
Mein Gut ist so bestellt, daß jeder Pfennig,
Wenn er mir fehlt, mich gleich zum Bettler macht" —

und so gehen Maritta und der König, nach den bedenklichsten Situationen, zwar vielfach gefoppt und verlacht, doch reinlich aus dem Conflicte hervor.

In seinem loyalen Eifer, die Königin, die ja doch auch der platonischen Liebe abwendig gemacht werden muß, mindestens auf einen Glorienschein fallen zu lassen — da er sie nun einmal fallen lassen muß — hat dagegen Dóczi einen falschen Griff gethan. Adolar erzählt der Königin von einem Mohren, der den größten Edelstein der Welt besitzt und ihn nur der schönsten Frau der Welt um Liebeslohn zum Geschenke machen will. Diese Geschichte hat zwar echten morgenländischen Märchenzauber, die dramatische Vertheilung der Worte gehört zu den feinsten Momenten der geistvollen Dichtung, auch ist es ebenso scharfsinnig wie realistisch erdacht, daß die übersinnliche Königin durch Mitleid und Eitelkeit gewonnen werden soll, aber die Weise, in welcher Dóczi im letzten Augenblicke die Ehrenrettung der in unseren Augen gar nicht einmal so tadelnswerthen Königin versucht, muß für fromme Gemüther etwas Empörendes haben; auf uns wirkte der Kuß, den die Königin einem häßlichen Mohren nur unter der Bedingung geben will, daß er sich auf der Stelle tansen lasse, beinahe parodistisch. Oder sollte Dóczi der Schalk sein und seinen Spott auch mit dem Kreuz getrieben haben? Vor dem Königthum hat er jedenfalls größere Achtung, denn sowohl Sever als seine Gattin werden von den letzten Schritten nur durch Mahnung ihres königlichen Blutes zurückgehalten.

Es wäre nach allem Gesagten ein Leichtes, das ganze Lustspiel zu Tode zu kritisiren. Die Charaktere sind verschwommen, die Situationen mindestens unwahrscheinlich und nicht einmal die Grundidee, ein Plaidoyer für die Rechte der Natur, ist mit der nöthigen Kühnheit auch an den hochgestellten Personen erprobt worden. Ehrlich gestanden aber, der Hörer kommt zu all diesen Bedenken erst hinterher. Während das Lustspiel sich, wie ein wohlgeordnetes Feuerwerk, vor unseren Augen abspielt, während die Verse schmeichelnd und witzig von den Lippen der Redenden strömen, während ein wollüstiges Behagen, geweckt durch alle Zauber des Geistes und der Sinne, die Zuschauer durchströmt, da steht man vor der Dichtung Dóczis dankbar, beinahe bewundernd. Er ist vorläufig noch keiner von den Unsern, so lange er sein prachtvolles Talent nicht an Stoffe wendet, die unserem modernen Leben verwandt oder doch congenial sind, so lange er nicht zu der Fahne des bildlich nicht darstellbaren, aber begrifflich wohl zu fassenden modernen Ideals geschworen hat; aber unter den Meistern der Sprache hat er sich schon mit diesem Erstlingswerke einen so hervorragenden Platz erobert, daß jedem neuen Werke aus seiner Feder mit günstigem Vorurtheil entgegengesehen wird. Freilich, Meisterschaft in der Sprache allein ist eine schwache Garantie für dauernde Geltung des Dichters; Herzenswärme aber läßt sich weder lehren noch lernen. Dóczi suche doch einmal in seiner Vorrathskammer nach; wenn er dort findet, was wir ihm zu suchen rathen, dann . . . doch nein, Prophezeien ist gefährlich. —

Die Bekanntschaft mit der Novität verdanken wir den Wiener Künstlern. Lewinski erwies sich in der Rolle des Protonotar Cobrinus als trefflicher Komiker, ebenso tüchtig Herr Hallenstein als Adolar; Hartmann war der König Sever, wie der Dichter ihn wollte, so jünglinghaft, so zierlich, wie eine Figur aus Schwinds Märchenbildern. Neu eingetreten waren in das Ensemble Herr Thimig und Frau Hartmann-Schneeberger. Herr Thimig, dem ein guter Ruf vorausgegangen war, spielte die chargirte Partie des Bauers Carlo mit kräftigem Humor; es mag mehr an dem Dichter als am Darsteller liegen, daß die Charakteristik ein wenig an die komischen Nationalmasken der Operette erinnert. Frau Hartmann spielte die Maritta; diese Maritta hätte allein das Stück zu tragen vermocht und ihr gebührt neben der Kunst des Dichters der größte Antheil an dem durchschlagenden Erfolge.

Fritz Mauthner.

Notizen.

H. A. O. Reichard — (1751—1828). Seine Selbstbiographie, überarbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde. Stuttgart 1877, Cotta.

Hermann Uhde hatte in den „Streifzügen auf dem Kriegsschauplatze (1870—1871)" von seinen friedlichen Kriegsfahrten eine farbenreiche Schilderung gegeben, welche an vielen Stellen über die Theilnahme des Augenblicks hinausreicht. So behaupten z. B. ein dauerndes Interesse: das gelungene Eindringen in die äußerste deutsche Verschanzungskette und den Park von St. Cloud, welche doch — außer dem Könige, dem Kronprinzen, den Generalen Moltke und Blumenthal — Jedem, der nicht dienstlich dort verweilen mußte, hermetisch abgeschlossen die Zähne wies; desgleichen sein längerer Verkehr mit Felix, Bischof von Orleans — Monseigneur Dupanloup —, während des Aufenthalts in dieser Stadt; vor Allem aber die Fahrt als vermeintlicher Engländer mit einem der ersten Proviantzüge in das kapitulirende Paris nebst achttägigem Verweilen dort, wo denn das Bild der ausgehungerten Weltstadt noch unverwischt dem Beschauer entgegentrat, der überall umherstrich. Hätte man ihn als Deutschen erkannt, sein Leben wäre schwerlich zu garantiren gewesen; und als er dann zu Fuße den Rückweg nimmt, erklären es die deutschen Vorposten für „unmöglich", daß er aus Paris kommen könne. — Diesen Kriegserlebnissen folgte später eine biographische Skizze der Schauspielerin Kummerfeld, welche zu den Koryphäen des alten Gothaischen Hoftheaters zählte und bei dessen Auflösung 1779 das Mannheimer Nationaltheater begründen half; sodann eine ausgeführtere Biographie — die erste überhaupt vorhandene — Konrad Eckhofs, des „Vaters der deutschen Schauspielkunst". Sie ist reich an Neuem, an Aufklärung und Berichtigung — gegenüber so mancher verjährten Tradition, die sich nun als schief oder haltlos erweist; dahin gehört auch die späte Ehrenrettung, welche der Gattin Eckhofs, als einer Darstellerin von hervorragender Bedeutung, zu Theil wird.

Dieser Production Hermann Uhdes gesellt sich nun eine noch umfänglichere Reproduction: „Leben und Erinnerungen der Malerin Louise Seidler" (schon in 2. Auflage), deren anspruchslose Persönlichkeit den Mittelpunkt bildet, von welchem die Fäden auslaufen zu den Bedeutendsten unter den Zeitgenossen, vor Allen zu Goethe; „Denkwürdigkeiten des Schauspieldirectors F. L. Schmidt", die erlebte Geschichte der deutschen Bühne und ihrer Wandlungen vom Ende des vergangenen Jahrhunderts an; das hier vorliegende „Leben Reichards"; und demnächst das „Leben E. v. Bandels", der das Hermannsdenkmal erdacht und gemacht hat, wovon im Feuilleton der „Neuen Hannoverschen Zeitung" bereits die vielbewegte Jugendzeit erschienen ist. Allen diesen Büchern liegen eigene Aufzeichnungen der Verstorbenen zu Grunde, allein sie bedurften der ordnenden, sichtenden, klärenden Hand, um die Spreu, welche dem Autobiographen nebenher leicht unter die Feder geräth, vom gewichtigeren Weizen zu sondern. Gerade für solche Thätigkeit besitzt Uhde eine ganz eigenartige Begabung durch Takt, Geschmack, pünktlichst prüfende Sorgfalt, unterstützt von glücklichem Spürsinn (mir fehlt ein besser klingendes Wort), der immer an der richtigen Stelle die Hacke einzuschlagen weiß, um Vergrabenes herauszufördern. Damit verbindet sich Detailkenntniß des Literaturgebiets, namentlich auch für die verschollenere Zeit von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, und auf dem Felde der Theatergeschichte wird ihm schwerlich ein Anderer gewachsen sein. Er scheut keine Mühe, Daten oder Thatsachen richtig zu stellen, Namen, die der Text bringt, mit bestimmter, die Person bezeichnender Notiz zu versehen. Der Leser gewinnt dadurch das angenehme Gefühl, daß er immer auf festem Boden steht, und wer das Buch neben dem Lesen weiter benutzen will, der freut sich doppelt des zuverlässigen Gewährsmannes. Endlich fehlt nie ein genaues Register, unschätzbar für den Gebrauch — und doch so häufig gerade da vermißt, wo es eine Nothwendigkeit wäre. Wenn die Thatsache feststeht, daß ein reiches Material die Auswahl in demselben Maße erschwert als das Interesse des Herausgebers für den Gegenstand sich steigert, weil nun ihm manche Einzelnheit wichtiger wird, als sie dem objectiven Leser erscheinen mag, so zeigt sich das auch hier: der erfahrene Regisseur hätte die Waffe des Rothstifts mitunter grausamer schwingen dürfen; von dem entgegengesetzten Fehler, die Eigenthümlichkeit des Originals in der des Bearbeiters aufgehen zu lassen, hat er sich überall frei gehalten.

Heinrich August Ottokar Reichard, dessen Biographie uns jetzt vorliegt, wurde schon bei Lebzeiten öfter verwechselt mit dem völlig gleichaltrigen Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, welcher verschiedene Gedichte von Klopstock, Goethe, Schiller, auch eine Anzahl Opern componirte und nebenher als Schriftsteller thätig war. Jener hingegen machte sich besonders bekannt durch seinen „Passagier auf Reisen", einst nicht minder gefeiert und gebraucht als heutzutage „der rothe Bädeker"; durch die 10 Jahrgänge seines antirevolutionären Revolutionsalmanachs; durch 25 Jahrgänge seines Theaterkalenders und durch die Redaction des Gothaischen Hofkalenders, die er länger denn 40 Jahre leitete. Reichard war in Gotha geboren, er verweilte dort — von Studien und Reisen abgesehen — zeitlebens, als Beamter in uneigennütziger Anhänglichkeit vier Fürsten dienend. Herzog Ernst, durch große Eigenschaften als Mensch und Landesherr der bedeutendste unter ihnen, wird anziehend geschildert; seinen Tod begleitet die kaum mißzuverstehende Vermuthung einer langsamen Vergiftung. Das Geheimbundswesen, wie es vor hundert Jahren in Blüthe stand (Studentenorden, Illuminatenthum, endlich Freimaurerei), zieht sich durch Reichards Leben. Hier namentlich hätten Kürzungen stattfinden dürfen; denn dem Uneingeweihten wird es zu viel des halben Lichts, wenn's auch dem Eingeweihten (der sich doch wohl in der verschwindenden Minderheit befindet) noch nicht genug sein mag: dann ist aber jedenfalls Niemand befriedigt. Der 24jährige Reichard tritt mit Konrad Eckhof zusammen an die Spitze des neu erstehenden Gothaischen Hoftheaters; dieser überkommt die Leitung des Schauspiels, jener die des literarischen Fachs und der Kasse (1775.) Aber Eckhof stirbt zu früh, das Publicum ist zu klein: so scheitert die Unternehmung schon 1779. Reichards gereiftere Mannesjahre erhalten weltgeschichtliche Illustrationen: zuerst die französische Revolution mit ihrem Emigrantenthum, welches Deutschland überschwemmte, dann Napoleons Stern vom Aufgang bis zum Niedergang; Gotha wird durch seine Lage von den Ereignissen vielfach unmittelbar berührt: so zieht eine Menge der bewegtesten Bilder, der hervorragendsten Personen dem Auge vorüber, und durch kleine aus dem Leben gegriffene Züge fällt oft ein neues Schlaglicht auf die großen Begebenheiten. Das Buch enthält einen Reichthum von Notizen sowohl über Literargeschichtliches als über bekannte oder nur dem Namen nach bekannte Personen. Mit besonderer Sorgfalt ist das Bild des Barons Grimm ausgeführt, der als Gesandter des Gothaischen Hofes, zugleich aber Geschäftsträger und Freund der Kaiserin Katharina, mit d'Alembert, Diderot und dem ganzen französischen Gelehrtenkreise eng verbunden, lange in Paris verweilte und zu Gotha 84jährig starb. Aus der Göttinger Studienzeit von der Wirthstafel stammt die Bekanntschaft des abenteuerlichen Freiherrn Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen, dem nur Freundesvermittelung es erspart, seine phantasievollen Erzählungen vor dem Pistolenlauf vertreten zu müssen. Das geflügelte Wort: „Ausgelitten hast du, ausgerungen!" (welches bei Büchmann fehlt) wird als der Anfang eines Wertherliedes bezeichnet, welches von einem Herrn von Reitzenstein verfaßt und in Wielands „Merkur" (1775) zuerst gedruckt war. An die „Studentenzeit" knüpft sich noch eine etymologische Streitfrage. Reichard nennt unter den Jenenser Verbindungen (1770): die wilden „Mosellaner" und eine, wie schon ihr Name besagt, sehr rohe und berüchtigte Gesellschaft, „die Schwefelbande". Fast 50 Jahre später erläßt Karl Immermann zu Halle mit anderen Genossen eine Erklärung gegen die Rohheit der Verbindung Teutonia, mit dem Beifügen, daß die Unterzeichner jede Herausforderung ablehnen würden, und diese Declaranten werden dafür spottweise „Sulphuristen" genannt. Sollten nicht diese „Sulphuristen" mit jener „Schwefelbande" in geistiger Verbindung stehen und der jetzt allgemein gewordene Ausdruck „Schwefelbande" dort seine Wiege haben?

G. v. Vincke.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Inserate.

HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg:

HELGOLAND.
Nordseestudien
von E. HALLIER. Preis 3 M.

DIE NORDFRIESISCHEN INSELN.
Von G. WEIGELT.
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 M.

Für
Verleger und Redaktionen.

Ein junger Schriftsteller wünscht in ein bis zwei Jahren der Redaktion eines größeren kritischen Feuilletons oder eines literarischen Unternehmens vorzustehen. Da er sich unter Umständen mit einer Capitaleinlage betheiligen könnte, so möchte er schon jetzt mit einem rührigen und unternehmenden Verleger in Verbindung treten. Die nächste Zeit, die er mit Reisen zu verbringen gedenkt, würde er gern gegen mäßige Honorirung zur Probe dem betreffenden Organe mit literarischen Arbeiten widmen.

Fr.-Offerten und Anfragen besorgt die Annoncen-Expedition Haasenstein & Vogler in Leipzig unter H. E. 272.

Im Verlage von S. Schottlaender in Breslau erschien soeben:

Nirwana.

Drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

4 Bände. Preis geheftet: 18 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der neuesten Zeit.
1815—1871.
Von
Constantin Bulle.
Mit einem Namen- und Sachverzeichniß.
2 Bände. Gr. Octav. 76 Bogen.
Preis geh. 18 M., eleg. gebunden in Halbfranz 21 M.

„Diese Darstellung ist wegen ihrer trefflichen Form und wegen ihres gediegenen Inhaltes ernsten und geschmackvollen Lesern sehr warm zu empfehlen. Wir geben ihr vor allen uns bekannten populären Handbüchern der neuesten Geschichte entschieden den Vorzug."

Deutsche Rundschau. Juni 1876.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Geschichte des Deutschen Buchhandels.

Die unterzeichnete Commission ersucht die deutschen Gelehrten und Schriftsteller um ihre Mitwirkung bei der Abfassung einer von dem Börsenverein der Deutschen Buchhändler unternommenen

Geschichte des Deutschen Buchhandels,

sowie bei der Herausgabe des zur Vorbereitung derselben erscheinenden

Archivs für Geschichte des Deutschen Buchhandels.

Näheres darüber ist in einem Aufrufe enthalten, der auf Wunsch jedem sich dafür Interessirenden übersandt wird.

Leipzig, im Juli 1877.

Die historische Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler.
Dr. Eduard Brockhaus, Vorsitzender.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Friedrich von Hellwald:

Der Islam.	Die Türkei im
Türken und Slaven.	**Kampfe mit Russland.**
Preis 1 M.	Preis 2 M.

Verlag von **Lampart & Comp.** *in Augsburg.*

Soeben erschien:

Requiem
von
Wolfgang Amadeus Mozart
herausgegeben von
Johannes Brahms.

Partitur. Gross Musikformat. Preis 8 M. n.

Das Requiem von Mozart erscheint auch in dieser neuen Ausgabe mit den Ergänzungen Süssmayer's. Die Handschriften Mozart's und Süssmayer's, welche die Hofbibliothek in Wien besitzt, sind von Jahn und Köchel ausführlich beschrieben. Süssmayer sowohl als auch die Herausgeber der älteren Ausgaben Breitkopf und Härtel haben mit so viel Fleiss als Pietät gearbeitet. Der jetzige Herausgeber konnte nur nochmals auf das Sorgfältigste revidiren. Er durfte aber, im Hinblick auf die Grossartigkeit des Unternehmens, von praktischen Zwecken absehen und einzig bestrebt sein ein möglichst treues und sicheres Bild jener Handschriften selbst zu geben.

Das Fragmentarische konnte also der Partitur nicht genommen werden, musste ihr sogar in bedeutendem Maasse bleiben. So ist denn auch von der, für die Mozart-Ausgabe gewünschten Anordnung der Partitur im ersten Satze abgewichen worden. Die Posaunen stehen hier am selben Platz wie in der Handschrift. Dass sie weiter mit den Singstimmen gehen sollen (ebenso im letzten Satze, wo ihre Angabe fehlt), steht wohl ausser Zweifel. Der Herausgeber hat jedoch auch hier nicht ergänzt.

Dem ausführlichen kritischen Bericht muss der genauere Nachweiss des Einzelnen überlassen bleiben. Er wird vor Allem zu zeigen haben, dass Fragliches und Zweifelhaftes in dieser Partitur eben in den Handschriften so sich findet.

Den Besitzern dieser monumentalen Ausgabe aber wird es wichtiger sein, das unvollendete Werk Mozart's in der Gestalt in der er es hinterlassen, zu besitzen, als in einer für den praktischen Gebrauch, die Aufführung, bearbeiteten. Diese wäre schliesslich verhältnissmässig leicht herzurichten oder ist, wenn man will, bereits vorhanden.

Durch die Buchstaben M. und S. ist durchweg der Eintritt von Mozart's oder Süssmayer's Arbeit bezeichnet. Das wenige, vom Redakteur Hinzugefügte oder Ausgesetzte ist in Klammern oder klein gestochen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Vor Kurzem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Macalda.
Trauerspiel in fünf Aufzügen
von
Hermann Lingg.
8. Preis 3 M.
Stuttgart, Juli 1877.
J. G. Göschen'sche Verlagshdlg.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber Bedeutung und Aufgabe
einer
Philosophie der Naturwissenschaft.
Ein Vortrag
von
Dr. Fritz Schultze,
o. ö. Professor der Philosophie an der k. polytechnischen Hochschule zu Dresden.
gr. 8. brosch. Preis 1 M.
Jena, Juli 1877. Hermann Dufft.

In meinem Verlage erschien soeben:

Nach zehn Jahren.
Schauspiel in fünf Aufzügen
von
Hermann Kette.
Preis 1 M. 50 ₰.
A. Gosohorsky's Buchhandlung,
(Adolf Kiepert, Hofbuchhändler) Breslau.

Im Verlage von H. Hartung & Sohn in Leipzig erschien soeben:

Niccolo Machiavelli
und seine Zeit.
Durch neue Dokumente beleuchtet
von
Pasquale Villari.
Mit des Verfassers Erlaubniß übersetzt
von
Bernhard Mangold.
Band 1. gr. 8. Preis: geh. 8 M., geb. 9 M. 20 ₰.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.
Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

№ 32. Berlin, den 11. August 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Leon Gambetta.

Unmittelbar vor dem „jüngsten Staatsstreich“ in Frankreich, der, die letzten republikanischen Elemente aus dem Gouvernement der soi-disant Mac Mahon'schen Republik ausscheidend, nicht nur von der Masse der Gambettisten, sondern namentlich auch von dem Haupt und Führer derselben eine so herbe Verurtheilung erfuhr, erschien in Deutschland ein Buch unter dem Titel: „Leon Gambetta und seine Armeen; vom Freiherrn Colmar v. d. Goltz“, das im Ganzen genommen den bekannten Ausspruch des ehemaligen Dictators, „er habe Gerechtigkeit bisher nur bei seinen Feinden gefunden“, rechtfertigt. Der Herr Verfasser kargt mit seinem Lobe nicht. Dennoch ist das Einzige, was wir, von unserm Standpunkte aus, gegen sein aus mehr als einem Grunde höchst interessantes und lesenswerthes Buch auszusetzen haben, das, daß es eine mit mannigfachem Tadel untermischte, also eine nur bedingte Anerkennung ausspricht, wo wir unsererseits eine nahezu unbedingte unterhalten. In That und Gesinnung steht der ehemalige Dictator makellos da. Makellos, nicht fehlerlos. Aber diese Fehler, wie sie sicherlich nicht seinen Charakter schädigten, haben auch nicht einmal den Erfolg geschädigt. Daß dieser ausblieb, hat mit der Frage, ob dieser oder jener General zu lange oder zu kurze Zeit ein Commando besessen, ob er in Briefen und Depeschen zu gut oder zu schlecht behandelt wurde, nicht das Geringste zu schaffen. Wir kommen weiterhin darauf zurück.

Freiherr v. d. Goltz, worin wir ihm zustimmen, verzichtet darauf, Gambetta den Politiker zu kritisiren, sondern wendet sich an Gambetta den Dictator. Nicht der Parteimann, sondern der Staatsmann, nicht die Theorien und Meinungen, sondern die Handlungen werden gewogen. Die Methode, nach der er dabei verfahren ist, erhellt einigermaßen schon aus der Gruppirung des Stoffes, aus der Eintheilung, die er seinem Buche gegeben hat. Die Loirearmee unter Aurelle de Paladines, die erste und zweite Loirearmee, die Ostarmee (Bourbaki), der Waffenstillstand u. s. w. Er schildert in diesen Kapiteln die Bildung der verschiedenen Armeen, ihre Dirigirung und Beeinflussung von Tours aus, die Meinungsverschiedenheiten mit den Generälen, und geht dann erst, nachdem er dem Leser ein höchst schätzenswerthes Material zu selbstständiger Beurtheilung der Frage, bez. zu Controlirung der Schlußfolgerungen des Verfassers geboten hat, dazu über, eben diese Schlußfolgerungen nunmehr seinerseits zu ziehen. Dies geschieht in dem Hauptkapitel: „Gambettas Bedeutung als Kriegsminister und Feldherr.“ Wir entnehmen demselben zunächst die folgenden Sätze.

„Es ist nicht leicht — so beginnt der Herr Verfasser seinen in diesem Kapitel niedergelegten Versuch zwischen Großem und Kleinem in der Handelsweise des Dictators abzuwägen — über einen Mann zu urtheilen, der mit seinem Leben und Wirken nicht abgeschlossen hat. Leon Gambetta ist jetzt 38 Jahre alt. Er steht also noch mitten in seiner Entwicklungsfähigkeit. Es ist möglich, daß er uns in einer zweiten geschichtlichen Krisis als ein Anderer, Größerer entgegentritt; das hier über ihn Gesagte mag leicht durch seine Zukunft widerlegt oder doch geändert werden. Wer möchte leugnen, daß wir z. B. die Jugendgeschichte Friedrich des Großen jetzt mit anderen Augen sehen, als wenn ihr der siebenjährige Krieg nicht gefolgt wäre. Die ersten Ausschreitungen erscheinen immer als die nothwendige Kraftäußerung großer Anlagen eines Menschen, wenn dieser später Zeit gewinnt, eine bedeutende Individualität zu entwickeln.

„In dem Augenblicke, in welchem Gambetta in Tours ankam, stand er ganz auf sich selbst angewiesen da; sein Kopf und seine Hand blieben seine einzigen Gehülfen. Jetzt sollte aller Hader vor der einen großen Aufgabe schweigen: Befreiung des Vaterlandes. Das zu erreichen, war nicht leicht. Und dennoch hatte er in kurzer Zeit die Parteien geeinigt, das Kriegsfeuer im ganzen Lande wieder angefacht. Er beruhigte die Mißvergnügten und endete den Streit der Meinungen. Und Alles dies vollendete er ohne außergewöhnliche oder gar harte Mittel. In gewissem Sinne hatte er in seiner Vertheidigungsrede vom 7. September 1871 ein Recht zu sagen: „Ich verachte die Anwendung der Gewalt.“ Dann stellte er, der bis dahin nur die Rechte und die Politik studirt hatte, für die Heeresorganisation, den Krieg und die Kriegführung neue Gedanken auf. Er wollte den nationalen Kampf nicht mehr durch das Heer, sondern durch das bürgerliche Element führen. Das ganze Volk sollte sein Heer werden. Auf die Mitwirkung der erfahrenen Kräfte mußte er dabei verzichten, als er empfand, daß sie ihm wohl äußerlich gehorchen, in ihrer Seele ihm aber heimlich widerstreben würden. Nur wenige Männer unterstützten ihn aufrichtig; denn fast Niemand glaubte an die Möglichkeit des Gelingens. Von diesen Wenigen aber war wieder die Mehrzahl niemals Soldat gewesen. Trotzdem gelang ihm, was er wollte. Das große Heer, das er aufstellte, bewaffnete, bekleidete und organisirte, ist ein beredtes Denkmal seines Geistes. Mit dieser Riesenarbeit wurde er in kürzerer Frist fertig, als jemals ein Organisator.

„Zugegeben muß ferner werden, daß er auch für die Kriegführung mit Scharfblick das Richtige traf. In den großen Zügen wenigstens. Er erkannte die Achillesferse seiner Gegner, die numerische Schwäche, die Schwierigkeit, ihre Verluste zu

ersetzen. Er beförderte die Zähigkeit und Ausdauer, er drang auf Sorgsalt in dem innern kleinen Dienste der Armee, diesem ersten Erziehungsmittel des altpreußischen Heeres. Er strebte danach, die gebildeten Elemente des Volkes, gleichgültig, welches früher ihre Parteistellung gewesen war, in das Offiziercorps zu ziehen. Er that viel, um die locker zusammengefügten Truppenmassen durch eine gute und starke Artillerie zu stützen, dem zahlreichen aber wenig brauchbaren Fußvolke durch eine vorzügliche Schußwaffe Bedeutung zu verleihen. Darin und in vielem Anderen, was er für die Armee gethan, oder was er sie gelehrt hat, liegen treffliche Gedanken.

„Mit einem Worte, er war groß als Kriegsminister. Man hat ihn in Frankreich spottweise den „Carnot der Niederlage" genannt; mag der unglückliche Ausgang seiner Thätigkeit dem immerhin einen Schein von Recht geben, ein Carnot ist er gewesen. Ja auch der Vorwurf, daß seine großen Organisationen nur mit einem ganz unverhältnißmäßigen Aufwande von Geldmitteln erreicht worden wären, ist ein ungerechter. Die Neigung der Franzosen, sich selbst zu ironisiren, machte aus dem „gouvernement de la défense nationale" schon zu Zeiten des Krieges ein „gouvernement de la dépense nationale", allein diese Erfindung kann nur das Verdienst eines sinnreichen Wortspiels beanspruchen, nichts weiter."

Besonders gelungen ist uns im weitern Verlauf dieses die Summe ziehenden Hauptkapitels auch jener Passus erschienen, in dem Freiherr v. d. Goltz der ungebeugten Willens- und Widerstandskraft des Dictators, wie sich dieselbe namentlich nach der Besiegung der Aurelle de Paladines'schen Loirearmee, also nach der Wiedereroberung Orleans durch die Armeen des Großherzogs von Mecklenburg und des Prinzen Friedrich Karl zu erkennen gab, seine Bewunderung ausspricht.

„Er allein hielt bei der allgemeinen Entmuthigung den Glauben an den Sieg aufrecht. Er allein ermahnte zum ferneren Widerstande, während Alles auf dem Punkte stand, die Waffen niederzulegen. Aus den Schaaren, die sich aufzulösen begannen, formirte er neue Heere, er führte ihnen Verstärkungen zu und versuchte es durch eine kühn gedachte Aenderung seiner Pläne einen Umschwung in den Gang des Feldzuges zu bringen. Aus dem auflösenden Rückzuge, welchen der größere Theil der Loirearmee nach den Kämpfen von Orleans begonnen hatte, wollte er eine schnelle und weitaussehende Offensive machen. Wenn er das richtige Werkzeug hierzu besessen hätte, so wäre dieser Gedanke ein wahrhaft großer gewesen."

Dem Allem ist nur zuzustimmen. Noch mehr dem Folgenden: „Daß Gambettas persönliche Ehre hin und wieder angegriffen oder doch angezweifelt worden ist, verdient keine Beachtung. Er theilte darin nur das Loos aller gefallenen Größen. Ueber den gestürzten Riesen klettern die Zwerge jedesmal muthig hinweg, hämmern auf ihn los und zerren an ihm, weil sie so lange nicht über seine Schuhsohlen hinaufreichten. Wer dieses Mannes Natur nur in großen Zügen erfaßt hat, wird sich sagen, daß er nicht danach geartet war, aus dem Schiffbruch seines Vaterlandes einen Sack voll Gold zu retten."

„Und fürwahr — so fährt die Schilderung fort — es fehlte nicht viel, um aus dem jugendlichen Dictator Frankreichs eine historische Erscheinung ersten Ranges zu machen. Um einen Zoll hätte er größer sein müssen. Die Geschichte seiner Dictatur läßt uns in Gambetta für jetzt mehr einen Cola di Rienzi, als einen Washington erkennen. Dennoch muß gesagt werden: was er that, ist vor ihm nur Wenigen gelungen; es wird auch nach ihm nur von Wenigen erreicht werden. Die Masse der Sterblichen überragt er um mehr als Hauptes-länge. Und die Geschichtschreibung der Zukunft wird ihn noch günstiger beurtheilen, als es hier geschehen. Sie wird ihn, von entfernterem Standpunkte aus, einsamer inmitten seines Volkes und seiner Zeit erblicken, und dies wird seine Größe hervorheben, während die einzelnen Schlagschatten und Makel der Erscheinung fortfallen. Schon heute läßt sich übersehen, daß sie ihm zwei unsterbliche Verdienste nachrühmen muß. Das erste ist, daß er Frankreich unmittelbar nach dem tiefsten Falle das Bewußtsein der Kraft wiedergegeben hat. Das zweite besteht darin, daß er mit dem gewaltsamen Aufraffen seines Volkes für ein ideales Ziel die sittliche Wiedererhebung anbahnte, welche sich in Frankreich zu dieser Stunde nicht mehr verkennen läßt."

So der Herr Verfasser über seinen Helden. All' diese Worte voll beinah enthusiastischer Anerkennung aber, sind in dem Kapitel, dem wir sie entnommen haben, durch viele die Wirkung wieder aufhebende Tadelsäußerungen unterbrochen, Aeußerungen, die sich, ihrem wesentlichen Inhalte nach, in folgende drei Sätze zusammenfassen lassen: 1) Es genügte ihm nicht an der Kriegsministerschaft; er wollte auch Feldherr sein; 2) er scheute in bestimmten Fällen vor Verantwortung, namentlich vor bestimmten und klaren Entschlüssen in Personalfragen, zurück, weil er seine Popularität nicht einbüßen wollte; 3) er proclamirte den „guerre à outrance" und als es galt, ihn wirklich „à outrance" zu führen, unterwarf er sich halb parlamentarischen Beschlüssen, die zu ignoriren, nachdem er einmal so weit gegangen war, seine Pflicht gewesen wäre.

Dies die drei Punkte, an die Freiherr v. d. Goltz seinen Tadel knüpft, einen Tadel, dessen Berechtigung einzusehen wir uns, bei aller sonstigen Uebereinstimmung mit dem Herrn Verfasser, ganz außer Stande fühlen.

Erster Punkt. „Er wollte ein Feldherr sein." Freiherr v. d. Goltz räumt selbst ein, daß er, Gambetta, an strategischen Gedanken die Fachleute, die damals die Armeecorps commandirten, weit überragte. Er „wollte" nicht ein Feldherr sein, er war ein Feldherr, und bestand darauf, den großen von ihm geplanten Unternehmungen ihre Richtung und ihr Ziel zu geben. Und daran that er Recht. Denn dies wird immer vorwiegend Sache des Genies und nicht des Metiers oder gar der Routine sein. Die großen Gesichtspunkte, die glücklichen und siegbringenden Ideen lernen sich nicht in der Front; es hat sie einer, oder er hat sie nicht. Gambetta hatte sie. Wenn er in Einzelfällen sich auch um das Detail kümmerte und „hineinredete", so trifft nicht ihn die Schuld. Wo er es that, war es nöthig. Chanzy und Faidherbe, selbst Cremer als er bei Nuits seine Fähigkeit bewiesen hatte, haben unter seinem „Hineinreden" nicht zu leiden gehabt. Er ließ sie gewähren, er vertraute ihnen, weil er es durfte.

Der zweite Punkt. „Er scheute vor Verantwortung, weil er seine Popularität nicht einbüßen wollte." Herr v. d. Goltz knüpft diesen Tadel namentlich an sein Verhalten gegen Aurelle de Paladines. Er habe diesem General das Leben schwer gemacht, ihn mit Zweifeln und Vorschlägen überschüttet, um, im Falle des Mißlingens, vor Frankreich erklären zu können: „Seht, ich habe gezweifelt, ich habe Vorschläge gemacht; sie sind aber unbeachtet geblieben." Es würde dies, wenn es zuträfe, einen kleinen, mesquinen Zug verrathen, von dem sich in dem ganzen Auftreten Gambettas keine Spur entdecken läßt. Wenn der Herr Verfasser dem Sinne nach hinzufügt, daß es, bei wirklichem Zweifel in die Fähigkeiten Aurelles, edler und geziemender gewesen wäre, den General vor der Katastrophe von Orleans aus dem Commando zu entfernen, so muß ich auch darin ihm widersprechen. Einem Manne wie Aurelle gegenüber hatte Gambetta zunächst die Pflicht, sich zu mißtrauen. Erst aus der Niederlage des Generals erwuchs Gambetta das Recht, einer bis dahin zurückgedrängten Ueberzeugung Ausdruck zu geben und auch Aurelle zu den Todten zu werfen.

Der dritte Punkt. „Er hatte nicht den Muth, den von ihm selber „à outrance" proclamirten Krieg schließlich auch wirklich „à outrance" fortzusetzen." Freiherr v. d. Goltz sagt wörtlich: „Wenn Gambetta in dem Momente von seinem Platze wich, als die Pariser Regierung den Frieden für ganz Frankreich schloß, erklärte er selbst dasjenige für einen Irrthum, was er bisher vertreten und erstrebt hatte." Nein. Hier gerade liegt seine Größe, seine Kraft, seine Weisheit, vor Allem auch der Adel seiner Gesinnung. Den rollenden Stein weiter

rollen lassen, ist immer das Leichteste. Ihm nachspringen, ihn mit Daransetzung seiner selbst anhalten, weil aus den veränderten Verhältnissen plötzlich die Erkenntniß leuchtet: „an diesem rollenden Stein, der die Rettung bringen sollte, hängt jetzt das Verderben“ — das ist das Schwerere und das Größere. „Jeder Ehrgeizige, — so fährt der Herr Verfasser in weiterer Ausführung seines Gedankens fort — der es aus eigener Machtvollkommenheit unternimmt, die Geschicke seines Volkes zu lenken, wird einmal vor eine solche Frage gestellt werden. Hätte er sich mit diesem Gedanken bei Zeiten vertraut gemacht, so würde er, als der Augenblick kam, vor dem wohlbegründeten Staatsstreich nicht zurückgeschreckt sein. Er durfte ihn nicht scheuen.“ Er durfte ihn nicht scheuen, dann nicht, wenn er ein „Ehrgeiziger“ war; er war aber kein Ehrgeiziger, wenigstens nicht in dem Sinne, daß er seinem Ich jede andere Rücksicht untergeordnet hätte; er war in erster Reihe ein von einem glühenden Patriotismus erfüllter Mann. Als solcher stand er ab von einem „Staatsstreich“, von dem er selbst am besten wußte, daß er zu nichts geführt haben würde, als zu der Eitelkeitsbefriedigung einer heroischen, aber thörichten Consequenz, und im Uebrigen zum Ruin des Vaterlandes. Denn das Feuer war ausgebrannt.

Und so haben wir denn die drei Anklagepunkte des Goltz'schen Buches zu widerlegen gesucht.

Aber gesetzt auch, daß wir damit gescheitert wären, so wäre dies, wie wir Eingangs bereits andeuteten, für die Hauptsache ohne jeden Belang. Es kann bei Beurtheilung dieses bedeutenden Mannes immer nur auf die Beantwortung der einen Frage ankommen, ob er irgend etwas gethan oder unterlassen habe, das, wenn er es nicht gethan oder nicht unterlassen hätte, sein Kolossalunternehmen zu einem für Frankreich muthmaßlich glücklicheren Ende geführt haben würde, und diese Frage beantworten wir mit einem allerbestimmtesten „nein“. Es war für den Ausgang absolut irrelevant, ob er den „Feldherrn“ etwas mehr oder weniger zu spielen, ob er Aurelle de Paladines etwas mehr oder weniger zu chagriniren beflissen war. Es kommt auf den Grundgedanken des Unternehmens und demnächst auf die Kraft zu dessen Durchführung an. Der Gedanke war richtig, und die Kraft, physisch und moralisch, anstaunenswerth.

Wir finden in einem Briefe des Prinzen Heinrich aus dem Jahre 1792 die folgende Stelle: „... Sie werden vielleicht glauben, lieber H., daß ich übertreibe, aber es bleibt wahr, daß die Franzosen im nächsten Jahre achtmalhunderttausend Mann auf den Beinen haben werden. Solche Menschenmenge ist schrecklich. Man könnte davon vier Mal 50,000 Mann schlagen, und würde doch vernichtet sein, ohne etwas gewonnen zu haben.“ Wenn das schon in den Zeiten der Feuerschloßflinte ein preußischer Prinz schreiben durfte, was durfte nicht ein Gambetta in den Zeiten der Chassepots und Remingtons von einer allgemeinen Volkserhebung erwarten. Der Gedanke der levée en masse war nicht nur richtig, sondern würde sich auch, trotz Allem, was über „Milizsystem“ einerseits, über „preußische Disciplin“ sammt „preußischem Schulmeister“ andererseits gesagt worden ist, als richtig erwiesen und uns die Frucht unserer ersten blutigen Erfolge mindestens sehr erheblich geschmälert haben, wenn nicht, vom ersten Tage dieses Krieges an, jener räthselvolle Mitstreiter in den Wolken, der entweder die Flügel beschwingt oder lähmt, der blind macht oder das Auge schärft, und von dem es gleichgültig ist, ob wir ihn Gott, Schicksal, Glück oder Zufall nennen, unablässig und unabänderlich gegen Frankreich gestanden hätte. Ilium fiel, weil es nach der Götter Rathschluß fallen sollte, nicht weil Priamus zu alt oder Astyanax zu jung war. Am wenigsten weil Hektor einen Fehler gemacht hatte. So Großes wir geleistet haben, unser Größtes war unser Glück, und so weitab wir davon sind, den überall waltenden natürlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung in Sachen des Krieges paradox oder launenhaft wegleugnen zu wollen, so gewiß ist es doch auch, daß in dem großen Gang der Zeiten über unser Thun und Lassen, über unsern Muth und unser Rechnen weit hinaus liegende Mächte thätig sind, die den endlichen Ausgang der Dinge bestimmen. Hielt sich Metz vier Wochen länger, so nahm Alles eine andere Gestalt an und das belachte Programm: „Kein Stein von unseren Festungen, kein Fuß breit Erde vom heiligen Boden Frankreichs“, würde sich sehr wahrscheinlich verwirklicht haben.

Noch einmal, wenn Gambetta Fehler beging, und wer wollte bezweifeln daß er sie beging, so waren sie doch, unserer festesten Ueberzeugung nach, nicht der Art, daß sie den Erfolg nachweisbar auch nur an einer einzigen Stelle in einen Mißerfolg verwandelt hätten. Der Mißerfolg stand in den Sternen vorgezeichnet. Und Frankreich und sein Machthaber hatten sich dem, was über sie beschlossen war, zu unterwerfen. Ein nachträgliches, oberrechnungskammerhaftes Controliren der Specialposten, ein Billigen oder Beanstanden von Kleinzahlen und mehr oder minder gleichgültigen Einzelfactoren, ist nur dazu angethan, das Auge von dem großen „Total“ dieses Krieges abzuziehen, das, für uns wenigstens, nicht in der Frage „Miliz“ oder „Armee“, „Kriegsminister“ oder „Feldherr“, am wenigsten aber in der Glorification dieses oder jenes Systems, sondern in dem alten, Demuth predigenden Satze ausgesprochen liegt: Fürchte die Götter!

Es erübrigt uns noch, einen Blick auf die letzten zwei Kapitel des Buches zu werfen, die, einen Anhang bildend, vielleicht besser als selbstständige Broschüre erschienen wären. Sie beschäftigen sich mit der Frage: „Stehendes Heer oder Miliz?“ und kommen, nach Verwerfung der Milizen, doch schließlich zu Vorschlägen, die, wenn sie verwirklicht werden sollten, unser Land, aller gegentheiligen Versicherungen des Herrn Verfassers unerachtet, mindestens mit einem nahen Anverwandten des Milizsystems beschenken würden. Herr v. d. Goltz plaidirt, nachdem er die Mittel und Wege angegeben hat, ein tüchtiges und zahlreiches Reserve- und Landwehroffiziercorps heranzubilden, für die Creirung einer Landwehrarmee neben der Linienarmee, so daß dieser letzteren, der Linienarmee, wenn wir ihn recht verstanden haben, im Wesentlichen die Aufgabe einer militärischen Schulung, einer Wehrhaftmachung der gesammten männlichen Bevölkerung des Landes zufallen würde. Im Anschluß daran dann, und als natürliche Folge des neuen Systems: ein kürzeres Verweilen bei der Fahne, und die Beschränkung der Dienstpflicht auf eine geringere Zahl von Lebensjahren. Freiherr v. d. Goltz sagt S. 296 wörtlich: „Solche Einrichtungen möchten keineswegs Deutschland in einen einzigen großen Exercierschuppen umwandeln, sondern nur die sittliche Qualität der Massen, ihre Zucht und ihren Gehorsam fördern. Das Mehr der Pflichten, das der Einzelne auf sich zu nehmen hätte, würde ihm durch das kürzere Verweilen bei der Fahne, durch die Beschränkung der Wehrpflicht auf eine geringere Zahl von Lebensjahren, wie sie mit der erhöhten Einstellung von Rekruten Hand in Hand geht, reichlich aufgewogen werden. Es ist also auch keine Gefahr vorhanden, daß das materielle Gedeihen unseres Volkes damit geschädigt würde.“

Wenige Wochen nach dem Erscheinen des Gambettabuches brachten unsere Zeitungen die kurze Mittheilung, „daß Freiherr v. d. Goltz, bis dahin Generalstabsoffizier in der sechsten Division (Brandenburg), aus dieser Stelle in den Frontdienst zurückversetzt worden sei“. Nach einer anderen Mittheilung hatte er den Abschied genommen. Was war vorgefallen? War es anstößig, über Gambetta zu schreiben? War es noch anstößiger, ihn „beinah einen großen Mann“ genannt zu haben? Nicht doch. Wir bezweifeln es, daß der historische Theil des Buches seinem Verfasser irgend welche Ungelegenheiten geschaffen hat. Wir suchen den Schlüssel zum Verständniß an anderer Stelle. Wenn es nicht die letzten Zeilen auf S. 222 waren, so werden es die oben citirten und gesperrt gedruckten Worte von dem „kürzeren Verweilen bei der Fahne“ und von der „Beschränkung der Wehrpflicht auf eine geringere Zahl von Lebensjahren“ gewesen sein.

„Denke was du willst und thue was du mußt", war ein altpreußischer Grundsatz, unter dem die Helden und die Raisonneurs gleich gut gediehen. Die dienstliche Weisheits-Magnacharta von damals hat aber seitdem einen Zusatzparagraphen erhalten: Schreibe was du darfst!

Pequin.

Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen.

Von Alsaticus.

IV.

Auf drei Kategorien von Männern hatte es die Liga gleich am Anfang ihres Unternehmens abgesehen: erstens und besonders auf die vormaligen Führer der liberalen Partei; dann auf die unter deutscher Herrschaft gebliebenen Richter und Professoren; und endlich auf die protestantische Geistlichkeit. Was die Angriffe anbelangt, welchen die Ersteren sofort nach dem Friedensschlusse ausgesetzt wurden, so haben wir schon zur Genüge darauf hingewiesen und werden im weiteren Verlaufe dieser Arbeit noch öfters darauf zurückzukommen haben; galt es doch da für die Liga den Kernpunkt der gegnerischen Macht anzugreifen und — das hoffte sie wenigstens — zu vernichten. Nicht minder bedeutend aber, obgleich in politischer Hinsicht weniger treffend, waren die Angriffe gegen die verschiedenen im Lande gebliebenen Beamten.

Als in Straßburg am 16. April 1871 die Versammlung der Maires und Notabeln tagte, um die Wünsche der Elsässer niederzuschreiben und Deputirte nach Berlin zu schicken, war einer der ersten Artikel, unter den die Einstimmigkeit der Anwesenden ihre Unterschrift setzte, der, daß die Justiz im Elsaß durch Elsässer gehandhabt und daß eine Landesuniversität errichtet werde. Diesem Winke folgend erklärte sich die Mehrzahl der elsässischen einheimischen Richter bereit, im Dienste des deutschen Herrschers zu verbleiben, und des Nämlichen die hervorragendsten elsässischen Kräfte der ehemaligen französischen Akademie. Was war auch natürlicher, was dem Lande zuträglicher? Oder konnte man hoffen, dem Elsaß irgend einen Dienst zu erweisen, wenn alle seine Kräfte auswanderten, Richter- und Lehrstühle leer ließen, Justiz und Unterricht der deutschen Einwanderung Preis gaben, und in Frankreich als Polenflüchtlinge des neunzehnten Jahrhunderts die Mildthätigkeit des Staates oder der gegen diese Auswanderung zum voraus eingenommenen Bürger anriefen? In bewegten Zeiten, sagt ein Denker, ist es schwerer zu erkennen, wo die Pflicht liege, als diese zu erfüllen. Die Pflicht der Elsässer — das anerkannte damals nicht Jeder, das kommt aber je mehr und mehr zum vollkommenen Verständniß —, diese Pflicht lag nicht im Weglaufen, sondern im Verharren, und ob es gleich Manchem eine harte Ueberwindung kosten sollte, lag diese Pflicht so für die Beamten noch mehr als für Andere.

Die Liga aber verfolgte andere Pläne als der gemeine elsässische Sinn. Von den Wünschen der Straßburger und Colmarer Versammlungen nahm sie keine Notiz; mit desto größerer Wuth ging sie auf die „Abtrünnigen" los, die unter Kaiser Wilhelms Regierung ihr Amt fortzusetzen sich bereit erklärten. Deutsche Zeitungen werden, wie Jedermann weiß, in Frankreich nicht gelesen; der „Niederrheinische Curier" war, als ein damals an einen Deutschen verkauftes elsässisches Blatt, verpönt; die Nachrichten aus dem Elsaß kamen also nach Frankreich nur mittelst der Flugblätter der Liga und der Pariser Correspondenzen. Darin war aber nichts über jene Versammlungen und Wünsche des Elsasses zu erfahren; oder wenn davon die Rede war, so wurden die Thatsachen möglichst kurz erwähnt und in sonderbar gefälschtem Lichte dargestellt. Von den Beamten aber und ihrer „Abtrünnigkeit" wurde weit und breit berichtet! Nicht das Gefühl ihrer elsässischen Pflicht ward in dieser Männer Handlungen anerkannt, nicht die Redlichkeit, sich von ihren Mitbürgern in der Stunde der Gefahr nicht losreißen zu wollen; nicht der innere Kampf, den es sie kostete, mit dem großen Vaterlande zu brechen und in dem engeren Mutterlande zu verbleiben! Nein! da war nur Selbstsucht und eigennützige Berechnung im Spiele! Daß der leichte und kecke französische Witz seine Zügel losließ und, vom literarischen Standpunkte aus, köstliche und wahrhaft musterhaft bearbeite Skizzen über irgend eine an sich komische Persönlichkeit veröffentlichte, das hätte wohl Niemanden befremdet; lächelnd hätte man selbst im Elsaß diese lächelnden Erzeugnisse einer leichtfertigen, gegen die eigene Entmuthigung durch Witz ankämpfenden Muse hingenommen. Dabei aber blieb es nicht! Liga und Zeitungen schleuderten blutigen Hohn gegen jene Männer; von der Höhe ihres unfehlbaren Patriotismus herab zogen sie diese „Verräther" vor ihren unerbittlichen Richterstuhl und sprachen Urtheil, als ob diejenigen noch auf die Elsässer ein Recht hätten, welche Land und Leute im Friedensvertrag an das deutsche Reich, gegen deren in Bordeaux ausdrücklich betonten Willen, ausgeliefert hatten!

Wenn die Stimme des Elsasses sich nach der Annexion irgendwo erhoben hatte, so war es wahrlich in jenen Versammlungen der Maires und Notabeln; und diese Versammlungen hatten gefordert, daß die elsässische Justiz durch elsässische Beamte fortgesetzt würde: dieser Wunsch sollte maßgebend sein für die elsässischen Beamten, und gegen diesen Wunsch hatte Niemand, auch nicht die Anstifter der elsässischen Liga, das Recht, im Namen des Landes Protest zu erheben; noch weniger diejenigen der Verrätherei anzuschuldigen, die diesem Wunsche Folge geleistet hatten.

In Frankreich und im Elsaß warfen diese Anschuldigungen der Liga großen Staub auf. Umsonst versuchten es einige furchtlose, mit richtigem Sachverständnisse urtheilende Männer, dem Sturm, der sofort in den beängstigten und aller festen moralischen Stützen ledigen Gemüthern losbrach, entgegenzutreten. Umsonst erhob in dem „Niederrheinischen Curier" ein angesehener Bürger, Herr Jöranson von Rappoltsweiler, Protest im Namen des Elsasses. Angst hatte sich der Leute bemächtigt, Angst für Verräther zu gelten, Angst in Frankreich verschrieen zu werden. Zu dem gesellte sich ein Umstand, der größere Wirkung hervorbrachte als die Anklageacte der Liga; das war das Schweigen, in welches sich die vernünftigen, moderirten, liberalen französischen Zeitungen diesen Ergüssen des blinden Hasses gegenüber hüllten. „Temps" und „Journal des Débats" hielten zurück mit ihrer Anschauung, und diese vorsichtige, jenen Zeitungen durch die unerquicklichen französischen Zustände auferlegte Zurückhaltung wurde sofort als eine Connivenz mit der Liga ausgebeutet. — „Seht!" so rief man, „selbst diese Zeitungen verurtheilen unsere Richter und Beamten! Ihr Schweigen ist ein härterer Urtheilsspruch, als die gröbsten Insulten der Liga und der „République française!""

Der Sturm war entfesselt. Einer Lawine gleich verbreitete sich die Verleumdung über das Elsaß, Alles umreißend, was in ihrem Bereiche lag, die ehrenwerthesten Männer niederschlagend und eine Tabula rasa für das spätere Gebahren der ultramontanen Partei bereitend.

Nach den Richtern kam die Reihe an die Professoren der neuen Universität, und insbesondere an die Lehrer der protestantischen theologischen Facultät. Verräther am Vaterlande waren diese Männer sammt und sonders! Im Unglücke waren sie der französischen Fahne untreu geworden und hatten unter dem deutschen Reiche ihre Lehrstühle innebehalten. Wie kam es aber, daß Niemand, weder in der Liga noch in den französischen Blättern, auch nur mit einem Sterbenswörtchen der katholischen Ober- und Unterseminarien erwähnte, deren Lehrer, gerade wie die der lutherischen Confession, auf ihren Posten blieben? Waren diese Verräther, warum jene nicht auch? Oder waren jene unschuldig, warum diese nicht?

Und ist dasselbe nicht in dem nämlichem Maße wahr von den Pfarrern der einen und der andern Confession? Man schlage die Blätter der Liga auf; man durchlese die Correspon-

denzen der französischen Zeitungen: Anfeindungen gegen protestantische Pfarrer wird man zur Genüge begegnen; aber niemals versuchte Jemand die katholischen zu tadeln, daß sie ihre Gemeinde nicht hätten verlassen wollen. Der Bischof verharrte auf seinem Stuhle; mit ihm das ganze Capitel des Domes; mit ihnen die sämmtlichen Curés, einer ausgenommen, der in Patriotismus machende, berüchtigte Abbé de Hombourg. Diese katholische Geistlichkeit, die auf so sonderbare Weise aller Anfeindungen baar und ledig aus dem Gewühl hervortrat, hatte sich aber der neuen Gewalt gegenüber gleich von Anfang an ungemein geschmeidig benommen. War es nicht der Straßburger Bischof, Herr Raeß, gewesen, der sofort nach Friedensschluß alle höheren deutschen Beamten, und sogar einen deutschen General, auf sein Schloß Sigolsheim zum gemüthlichen Diner eingeladen? War es nicht Bischof Raeß gewesen, der in der Hirtenversammlung in Fulda als **deutscher** Bischof mitgesprochen und mitgearbeitet? Waren es nicht die elsässischen katholischen Pfarrer gewesen, die fast einstimmig dem deutschen Reiche in einer gemeinschaftlichen, in der „Germania“ veröffentlichten Adresse, ihre Freundschaft unter gewissen Bedingungen angeboten? Und wenn dem also war, warum verklagte die Liga einen protestantischen Pfarrer, der den Elsässern zurief: „Erinnert Euch, daß Ihr, die Ihr Franzosen nicht mehr sein könnt, noch Elsässer seid und noch Eure elsässischen Interessen zu wahren habt!“ — und warum verklagte sie nicht auf die nämliche Weise die katholischen Unterzeichner jener Adresse, und den katholischen, mit deutschen Beamten im heimischen Schlosse schmausenden Prälaten?

Warum? Das ahnten einige Wenige damals; das sollten aber die späteren Ereignisse zur Genüge hervorheben.

Was nun aber in jener ersten Zeit aus diesem Gebahren der Liga sich erzeugte, das war eine, das Land nach und nach völlig überfluthende Furcht, irgend etwas zu unternehmen oder gut zu heißen, was nicht französischerseits als gut befunden werden sollte. Aus einem sehr ehrbaren Gefühle der Anhänglichkeit an das ehemalige Vaterland entsprossen, bildete sich die natürliche Anschmiegung an Frankreichs Erinnerung aus in eine krankhafte, fieberartige, despotische Nervengereiztheit, die sich als erste und einzige Aufgabe stellte, nicht nur vor dem französischen Volke des Elsasses unerschütterliche Treue fortwährend zur Schau zu tragen, sondern vielmehr noch diese Treue dadurch zu besiegeln, daß man im Elsaß selbst Verräther entdeckte, sie als solche öffentlich brandmarkte und also durch diese Denunciationen sich selbst von Frankreich aus ein Zeugniß der eigenen Treue zu überantworten strebte. Die Masse der Bevölkerung verfiel auf diese Weise einem Terrorismus, den die letzten Wahlen in gewissem Maße, und zwar im Niederelsaß besonders, gebrochen haben, der dennoch nicht ganz gewichen ist, der aber in dem Grade abnehmen wird, in welchem man dem Lande die geheimen Ziele der Liga vor Augen führen wird.

Dazu haben nun die parlamentarischen Ereignisse der letzten drei Jahre eine mächtige Handhabe geboten, und von diesen ersten Reichstagswahlen im Jahre 1874 an beginnt eine neue Aera, in welcher sich die Parteielemente im Niederelsaß wenigstens auf's Neue gruppirt und nicht mehr in sogenannte „patriotische“ und „elsässische“, sondern in liberale und clericale Partei zerfallen sind. Aus dieser Parteigruppirung sind denn auch die letzten Parlamentswahlen, welche der elsässischen liberalen Partei im Niederelsaß so außerordentliche Siege brachten und die Liga in der nordöstlichen Ecke des Reichslandes vollständig zu Boden warfen, hervorgegangen.

Cesare Correnti.

Ein italienischer Staatsmann.

Von A. Divanti.

Der Commendatore Cesare Correnti, der Führer der Centrumspartei im italienischen Abgeordnetenhause und früherer Minister des Unterrichts, ist vor kurzem zum ersten Secretair des Königs von Italien, zum Großmeister des Ordens San Maurizio e Lazzaro und zum Kanzler des Ordens La Corona d'Italia ernannt worden. Er hat, indem er diese Würden angenommen, zum Theil wenigstens auf seine politische Thätigkeit verzichtet, eine Thätigkeit, die sich über einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren erstreckt und in der letzten Zeit ganz besonders hervortrat. Correnti ist zwar nicht ein Mann, der die Blicke der Welt auf sich gezogen hat wie Mazzini, Garibaldi und Cavour, doch ist sein Einfluß auf die Geschicke seines Vaterlandes ein bedeutender und segensreicher gewesen, und Niemand hat mit größerem und edlerem Eifer, Wenige haben mit ähnlichem Erfolge wie er für die politische Wiedergeburt und Unabhängigkeit Italiens gewirkt.

Cesare Correnti wurde im Jahre 1815 in Mailand geboren. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und begann dort bereits, im Alter von 15 Jahren, seine politische Thätigkeit. Er war sich schon damals dessen, was er anstrebte, wohl bewußt und gab sich der Aufgabe, zur Unabhängigkeit und Einigung Italiens beizutragen, mit ganzer Seele hin. Sein erstes Bemühen war, in Andern gleiches Streben zu erwecken und die besten Kräfte der Mailändischen Jugend für seine Zwecke zu begeistern. Dies gelang ihm auch, und schon als Schüler erscheint er uns als Führer einer politischen Partei. Auf der Universität fand er sodann ein größeres und ergiebigeres Feld für seine Thätigkeit. Alle, die durch Talent und Charakter ausgezeichnet waren, schaarten sich um ihn, und fast sämmtliche Lombarden, die sich später durch ihre Mitwirkung an der Befreiung und politischen Wiedergeburt Italiens hervorgethan haben — Giovanni Visconti, Visconti Venosta, Giulio Carcano, Antonio Allieni, Pietro Maestri, der General Sirtori, die Söhne des Grafen Gabrio Casati, die Gebrüder Grafen Porro und viele Andere —, befanden sich unter seinen Anhängern und waren sozusagen seine Schüler.

Nach vollendeten Studien der Rechte kehrte Correnti nach Mailand zurück, wo er das begonnene Werk mit immer wachsendem Erfolge fortsetzte. Er lieferte zunächst zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften, namentlich auch zu den von Maestri herausgegebenen „Annali Statistici“. Er zeigte dabei eine seltene Gewandtheit, indem er so zu schreiben verstand, daß seine Arbeiten die argwöhnische östreichische Censur nicht aufmerksam machten, aber gleichzeitig die Italiener, die zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, zum Haß gegen die Fremdherrschaft aufreizten. — Nach einiger Zeit gründete er sodann eigene Organe; auch setzte er sich in Verbindung mit der ausländischen, namentlich mit der französischen Presse, wo er seinen Ideen und seinen Wünschen in klareren Worten Ausdruck zu geben wagen durfte. Er trug auf diese Weise viel dazu bei, im Auslande Sympathien für die italienische Sache zu erwecken; endlich veröffentlichte er eine Anzahl im Geheimen gedruckter Flugschriften und Bücher, in denen er seinen innersten Gedanken ohne Rückhalt Ausdruck gab. Er setzte sich, indem er dies that, großen Gefahren aus, da die östreichische Polizei der Zeit mit unversöhnlicher Strenge alle diejenigen verfolgte, welche sich die Befreiung der Lombardei von der Fremdherrschaft zur Aufgabe gestellt hatten.

Das bedeutendste Werk Correntis, welches im Geheimen gedruckt und verbreitet wurde, führt den Titel „L'Austria e la Lombardia“. Correnti bekundete in demselben alle Eigenschaften, die ihn in so hohem Maße zum politischen Schriftsteller befähigten: den glühenden Enthusiasmus des Patrioten, vereint mit der verständigen Mäßigung des Staatsmannes; die blühende Sprache des Dichters neben der genauen Sachkenntniß des Ge-

lehrten. Das Buch brachte eine mächtige Wirkung hervor. Der Haß gegen die Unterdrücker, der seit Jahren in den Herzen aller Lombarden schlummerte, wurde dadurch wie mit einem Zauberschlage erweckt. Sie warteten nun nur noch auf den günstigen Augenblick, um der Schande und dem Elend, unter dem sie litten, ein Ende zu machen, entschlossen Alles, Hab und Gut, ja das Leben für die Freiheit und Ehre Italiens in die Schanze zu schlagen.

Correnti, dessen politischer Scharfblick dies Alles wohl erkannte, fand es nun für geeignet, seine Partei zu organisiren, um im geeigneten Momente an ihrer Spitze kampfbereit dazustehen. Er nannte diese Partei die „liberale" und zwar absichtlich gerade so und nicht anders. Er erkannte nämlich mit scharfem Verstande, daß die Befreiung von fremder Herrschaft die Lebensfrage für Italien sei und daß alles Andere erst später, nachdem die nationale Freiheit errungen, in Betracht gezogen werden könne. Ob dies „Andere" nun eine Republik sein würde, wie Mazzini sie anstrebte, oder eine Föderation freier Staaten, wie Manin sie verwirklicht zu sehen wünschte, oder endlich eine constitutionelle Monarchie, wie Cavour sie später gründete, alles dies erschien vorläufig noch als Nebensache. Das Losungswort des Moments sollte „Fuori lo staniero" und kein anderes sein. Correnti verstand es, Alle, die sich ihm nahten, in diesem Sinne zu begeistern, und mit dem Geschick des Mannes, der zum Führer geboren ist, ordnete er die chaotischen Kräfte, die sich ihm willig unterordneten und sich seinen Anordnungen fügten: einige übernahmen es Geldmittel herbeizuschaffen; andere besorgten den Ankauf und die Einführung von Waffen; endlich fanden sich Patrioten, um eine Art geheimer Polizei zu bilden, deren Pflicht es war, die östreichische Regierung zu überwachen, ihre Absichten auszuspüren und so viel wie möglich zu vereiteln.

So nahte der Frühling des Jahres 1848. Von Paris, dem Heerd der Revolutionen, flogen die zündenden Funken in alle Länder, und in Mailand, wo sich der Zündstoff seit Jahren angehäuft hatte, loderte es bald in lichten Flammen auf.

Correnti, der die Revolution vorbereitet hatte, blieb die Seele der Bewegung. Er leitete den Aufstand wie er die Verschwörung geleitet, und kämpfte, das Schwert in der Hand, auf den Barrikaden gegen den Feind, den er so lange durch Wort und Schrift angegriffen hatte.

Nach fünftägigem Kampfe zwangen die Mailänder Radetzky, den Führer der feindlichen Truppen, Mailand zu verlassen. Eine provisorische Regierung wurde gegründet und Correnti zum Generalsecretair derselben ernannt. Umsichtig und ruhig inmitten der allgemeinen Aufregung, ließ er es sich zunächst angelegen sein, sich mit den andern italienischen Regierungen in Verbindung zu setzen, um durch ihren Beistand die Resultate des errungenen ersten Sieges zu sichern. Carl Albert, König von Piemont, versprach zuerst seine Unterstützung, und begab sich, an der Spitze seiner Armee, an den Po, um den Oestreichern, für den Fall sie nach Mailand zurückzukehren beabsichtigen sollten, entgegentreten zu können. Auch König Ferdinand von Neapel erklärte sich bereit, die Sache Italiens zu der seinen zu machen und schickte eine Armee nach dem Norden, um sich dort der piemontesischen anzuschließen.

Die Oestreicher ließen nicht lange Zeit vergehen ohne den Versuch zu machen, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Das Glück begünstigte zunächst Carl Albert, er siegte bei Goito und Santa Lucia; aber bei Custoza geschlagen mußte er sich nach Piemont zurückziehen. Der König Ferdinand, der sich nur aus Furcht vor einem Aufstand in Neapel den siegreichen Lombarden angeschlossen hatte, fühlte sich durchaus nicht veranlaßt, den von ihm gehaßten Revolutionären ferner Vorschub zu leisten und rief seine Truppen ebenfalls zurück.

Correnti ließ sich durch diese Unfälle nicht entmuthigen. Er eilte an den Po, und seiner begeisterten Beredtsamkeit gelang es, einen großen Theil der dort versammelten Truppen zu bewegen, statt dem Befehl zum Rückzug zu gehorchen, sich der provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen und für die Befreiung Italiens in der Lombardei und Venedig zu kämpfen. —

Aber die kleine Schaar italienischer Truppen konnte der überwältigenden Macht unmöglich widerstehen. Radetzky gelangte auf's Neue in den Besitz von Mailand, und Alle, die sich an der Revolution betheiligt hatten, mußten, wenn sie ihr Leben retten wollten, fliehen. Correnti begab sich zunächst nach Venedig, wo Manin den Oestreichern heldenmüthigen Widerstand leistete, und von dort nach Turin. Hier schaarten sich nicht nur alle Emigranten um ihren alten Führer, auch die Partei der piemontesischen Unionisten zeigte ihm die wärmste Sympathie. Er wurde in die Kammer gewählt, wo er bald darauf eine hervorragende Stellung einnahm. Auch nahm er jetzt auf's Neue seine, während einiger Zeit unterbrochene schriftstellerische Thätigkeit wieder auf. Der „Bollettino dell' emigrazione", den er während des Waffenstillstandes 1848 herausgab, enthält Artikel von ihm, die wahre Meisterwerke in ihrer Art sind. Sie richteten das sinkende Vertrauen der Bevölkerung wieder auf und ermuthigten zu hartnäckigem Widerstand gegen den Feind. Viele andere Schriften Correntis könnten hier genannt werden, welche erheblich dazu beitrugen, die Herrschaft der Oestreicher in Italien auf die Dauer unmöglich zu machen.

Bis zum Ausbruch des Krimkrieges gehörte Correnti der Partei der gemäßigten Linken an. Als diese sich gegen den Krieg erklärte, sagte er sich von ihr los. Er vertheidigte in einer glänzenden Rede die weise Politik Cavours und trat zur Rechten über. Von jener Zeit, bis zum Tode des großen Staatsmannes, blieb er dessen getreuester Anhänger. Dieser seinerseits erblickte in Correnti die beste Stütze seiner patriotischen Politik.

Während des Krieges 1859 begab sich Correnti, nicht ohne sein Leben großer Gefahr auszusetzen, nach Mailand, um, Cavours Anweisung folgend, die Mailänder zum Aufstand zu bewegen. Nach der Schlacht von Magenta eilte er in das Lager Victor Emanuels und des Kaisers Napoleon, um Bericht über die Stimmung in Mailand abzustatten; nach dem Frieden von Villafranca endlich wurde er beauftragt, die Interessen der Lombardei und Piemonts in den Verhandlungen mit Oestreich zu vertreten.

Mit der Befreiung der Lombardei im Jahre 1859 beginnt nun eine neue Epoche in Correntis Laufbahn. Aus dem Verschwörer und Revolutionär wird der Politiker und Staatsmann. Unterrichtsminister unter Ricasoli und Lanza, Mitglied der Kammer, in der er zuerst Abbiate Grasso und seit 1865 seine Vaterstadt Mailand vertrat, wandte er sein Hauptaugenmerk der zerrütteten Finanzlage Italiens zu. Diese war damals eine so trostlose, daß Pasini noch im Jahre 1863 erklären konnte: Italien, nachdem es die Oestreicher vertrieben, werde jetzt von einem innern Krebsschaden, seiner Staatsschuld, aufgefressen. Leider wurden die von der Finanzcommission, in der Depretis und Correnti unermüdliche Thätigkeit entfalteten, gemachten Vorschläge von der Kammer verworfen. „Wären dieselben in Kraft getreten," schreibt Correnti, „so hätten wir schon vor zehn Jahren das Gleichgewicht unseres Budgets herstellen können."

Die Ereignisse des Jahres 1866 wendeten die Aufmerksamkeit italienischer Staatsmänner gezwungenermaßen wieder den rein politischen Fragen zu. Die Revision der Finanzen wurde auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Correnti, der sich, solange Cavour und Ricasoli an der Spitze der Regierung gestanden, als ein zuverlässiger Anhänger derselben bewährt hatte, trat, nach Lanzas Ausscheiden, von der Regierungs- zu der Centrumspartei über, deren Führer er ward.

In dieser einflußreichen Stellung, in der er sowohl von der Rechten als von der Linken angefeindet wurde, leistete er seinem Lande die wichtigsten Dienste, indem er die äußerste Linke verhinderte, das Land in Wirren und Unruhen zu stürzen, und, auf der andern Seite, die Rechte zwang, wenigstens einen Anschein von Constitutionalismus aufrecht zu erhalten. Seine besonnene und patriotische Politik bewährte sich ganz besonders unter dem Ministerium Menabrea, dessen absolutistische Tendenzen von Correnti energisch bekämpft wurden.

Das Ministerium Minghetti war nicht geeignet, die gelockerten Bande zwischen der Regierung und dem Centrum wieder fester zu knüpfen. Ganz besonders fand die Kirchenpolitik Minghettis in Correnti einen entschiedenen Gegner. Zwar ging dieser in seiner Opposition nicht so weit wie die äußerste Linke, aber er wollte der Macht der Kirche keinen neuen Vorschub leisten und begünstigte das Bestreben des niederen Clerus, sich von dem Einfluß der Bischöfe einigermaßen unabhängig zu machen. Die Kluft zwischen der Regierungspartei und dem Centrum wurde weiter und weiter. Die Eisenbahnfrage, welche die Veranlassung war, daß die toscanischen Abgeordneten sich von der Rechten lossagten, raubte dem schon auf so schwankenden Füßen stehenden Ministerium Minghetti die letzte Stütze. Im Gefühle seiner gänzlichen Hinfälligkeit, um dem Todeskampfe ein Ende zu machen, forderte es ein Vertrauensvotum. Dieses wurde ihm von einer überwältigenden Majorität verweigert.

Obgleich der Sturz Minghettis seit langer Zeit vorausgesehen war, so erregte doch die Nachricht, daß derselbe durch die Coalition des Centrums mit der Linken herbeigeführt sei und ein Ministerium der Linken unter Depretis zur Folge haben würde, die größte Sensation. Die Conservativen brachen in einen Sturm des Unwillens aus, der um so lebhafter wurde, je weniger Depretis sich geneigt zeigte, irgend welche extreme Maßregel zu ergreifen, die ihn compromittirt haben würde. Der neue Minister ließ sich bei dieser Gelegenheit von den Rathschlägen Correntis leiten, der, nachdem er Minghetti gestürzt, in der Mäßigung Depretis eine neue Rechtfertigung seiner Politik fand. Die ihm wiederholt gemachten Vorschläge, ein Portefeuille in dem liberalen Cabinet anzunehmen, wies Correnti zurück. Er wollte selbst den Schein vermeiden, als ob selbstische Motive ihn geleitet hätten, als ob er den Sturz Minghettis herbeigeführt, um unter einem neuen Ministerium zur Macht zu gelangen. Auch konnte er, der langjährige Führer der Centrumspartei, sich nicht mit einer Regierung verbinden, deren Mitglieder ausschließlich der Linken angehörten.

Als Depretis sich genügend in seiner Stellung befestigt glaubte, löste er die Kammer auf und appellirte an die Nation.

Seltener ist ein Wahlkampf mit größerer Energie gekämpft worden, wie der im November vergangenen Jahres. Im dritten Bezirk Mailands, wo es sich um die Wiedererwählung Correntis handelte, war die Erbitterung geradezu beispiellos. Visconti Venosta, der dort gegen Correnti auftrat, ließ nichts unversucht, um Correnti, dem er zu so vielem Danke verpflichtet war, zu schaden. Aber er unterlag, und Mailand blieb seinem alten Vertreter getreu. Dieser mußte jedoch sein Mandat bald darauf wieder niederlegen. Depretis, nachdem er die Hoffnung aufgegeben hatte, Correnti als Mitglied seines Ministeriums ganz für sich zu gewinnen, fühlte sich veranlaßt, ihm die seit mehreren Jahren vacante Stelle als erster Secretair des Königs anzubieten, die Correnti auch nach einigem Widerstreben annahm. Da Correnti dessen ungeachtet auf seinen Sitz im Parlament nicht verzichten wollte, so wurde eine Wiederwahl nothwendig. Seine Gegner schmeichelten sich mit der Hoffnung, er habe durch die von ihm in letzter Zeit befolgte Politik viel von seiner Popularität verloren und werde im Wahlkampfe unterliegen. Sie täuschten sich darin. Mailand hat seinem langjährigen Vertreter sein volles Vertrauen bewahrt und sich am 5. Juni von Neuem für ihn erklärt.

Nachdem Correnti sein langes Leben dem Dienste des Vaterlandes gewidmet hatte, ohne je eine andere Belohnung dafür zu verlangen als das Bewußtsein wie ein guter Patriot gehandelt zu haben, und die Befriedigung zu wissen, daß er als ein solcher von seinen Zeitgenossen anerkannt werde, hat er nun, am Abend seines vielbewegten Lebens, eine Stellung errungen, die ihm gestatten wird, nach der schweren Arbeit des Tages sich wohlverdienter Ruhe zu erfreuen. Bei seiner unermüdlichen Thätigkeit, bei der geistigen Frische, die er sich bewahrt hat, bei dem ungeschwächten Ansehn endlich, in dem er bei seinen Landsleuten steht, darf jedoch seine politische Laufbahn keineswegs als vollständig abgeschlossen betrachtet werden, und man darf im Gegentheil mit Sicherheit voraussagen, daß er keine Gelegenheit vorübergehen lassen wird, um seinem Vaterlande auch noch in Zukunft, innerhalb der weiten Grenzen seiner bedeutenden Fähigkeiten, neue Dienste zu leisten.

Vor vierzehn Jahren.

Eine geschichtliche Erinnerung an den polnischen Aufstand von 1863—64.

Von Karl Blind.

(Schluß.)

Rußland selbst war unglaublich schlecht unterrichtet gewesen. Die amtlichen russischen Blätter, z. B. „Dziennik Powszechny“, brachten noch am Vorabend vor der Erhebung Mittheilungen über die Fröhlichkeit, mit der die eingezogene polnische Mannschaft der russischen Fahne gefolgt sei. Diese Mannschaft bestand zu nicht geringem Theil aus Verschworenen! Ihre Fröhlichkeit war — vom späteren Ausgange abgesehen — die römerfreundliche Fröhlichkeit des Arminius vor der Varusschlacht.

Von den ursprünglichen zwölf Führern wurden, wie bemerkt, bald mehrere das Opfer des Befreiungskampfes. Ihre Stelle nahmen andere Mitglieder der demokratischen Partei ein. Die von ihnen ausgehenden Erlasse trugen den Stempel des Freisinns in staatlicher und religiöser Beziehung. Gleichheit vor dem Gesetz; gleichmäßige Duldung der Glaubensbekenntnisse; Abschaffung der auf den Bauern lastenden Frohnden; Uebertragung von freiem Eigenthum — allerdings in nicht sehr ausgedehntem Maße — an die bisher an die Scholle Gefesselten: das waren die Grundzüge der den Umwälzungsversuch einleitenden Aufrufe.

Bis über die Mitte des Jahres 1863 hinaus beantwortete die Mehrzahl der Leiter des Aufstandes alle von Paris aus an sie gerichteten Anfragen durch eine ablehnende Erklärung. Eine Spaltung vorübergehender Art ergab sich indessen, einige Monate nach der Erhebung, doch einmal im Ausschusse. Es handelte sich um die Frage der fremden Einmischung zur Stützung der polnischen Revolution.

Ludwig Napoleon schmeichelte sich damals noch mit der Hoffnung, England zu einer gemeinsamen Einmischung gegen Rußland veranlassen zu können. Durch Zwischenträger machte er, wie mir bekannt, den Versuch, ob nicht polnischerseits ein Gesuch zu diesem Zwecke an ihn gerichtet werden könne, das ihm bei der öffentlichen Meinung für seine Politik einen besseren Anhaltspunkt und Boden gäbe. Da um jene Zeit auch eine Personenveränderung in der geheimen Nationalregierung zu Warschau stattgefunden hatte, so erzeugte diese Frage allerdings eine zeitweilige Spaltung und Lähmung der Thätigkeit der Aufständischen.

Schließlich wurde die napoleonisirende Richtung vollkommen niedergekämpft und die alte Losung: „Befreiung aus eigenen Kräften!“ wieder festgehalten. Der Entschluß war aller Ehren werth, wenn man erwägt, gegen welche Hindernisse die Polen zu kämpfen hatten.

Als die Führer ihr Werk unternahmen, haben sie ohne Zweifel in dreifacher Richtung auf Unterstützung gehofft. Im Innern — auf die regere Theilnahme der polnischen Landbevölkerung. Gegenüber Rußland — auf den Uebertritt von Truppen, namentlich von Offizieren; ebenso auf den Ausbruch einer mehr oder weniger entschiedenen Bewegung in Moskau und Petersburg. Endlich in Deutschland — auf eine durchgreifende Entwickelung in Preußen.

Diese Hoffnungen wurden alle getäuscht. Die polnischen Bauern verhielten sich meist beobachtend, wenn nicht geradezu feindlich. Die so pomphaft lautenden angeblichen Aufrufe russischer Offiziere in Warschau erwiesen sich als hohle Worte. In

Rußland selbst zeigte sich jene Bewegungspartei, die früher dem ganzen Europa durch den Hauch des „jungen Slaventhums“ die Wiedergeburt bringen wollte, unfähig oder unwillig zu irgendwelchem Widerstande gegen den Czaren. In Preußen endlich verlief ein scheinbar kühn begonnener Ansturm der Verfassungspartei in kläglicher Weise.

So kämpften denn die Polen den Kampf der Verzweiflung ohne irgendwelche Unterstützung fort. Kein Wunder, daß bei solcher Lage, namentlich in Folge des Ausbleibens der erhofften allgemeinen Theilnahme der Bauern, die demokratische Partei sich mehr und mehr genöthigt sah, die angebotene Hülfe des durch gesellschaftliche Stellung, finanzielle Mittel und politische Beziehungen im Auslande einflußreicheren Adels in größerem Maße anzunehmen. Monate hindurch hatte die Czartoryski'sche Partei sich um Anknüpfung engerer Beziehungen zu den Führern des Aufstandes bemüht, um in Frankreich und England die Vertretung der polnischen Sache in die Hand zu bekommen. Im August 1863 gelang es ihr, Boden zu gewinnen. Damit erhielt Napoleon einen Faden der Anknüpfung: und nun betrieb er nochmals mit verdoppeltem Eifer seine Anträge bei England und seinen Congreßplan.

In Warschau erklärte die Nationalregierung mittlerweile von Neuem, daß die Beschlüsse vom 22. Januar die allein maßgebenden seien. Die Verhältnisse waren indessen geändert — und von da an machten sich in den Aufstandszuckungen allerdings die aristokratischen, katholischen und französischen Einflüsse öfter geltend, obwohl der Aufstand im Ganzen doch noch mehr den ursprünglichen Charakter trug.

Schritt um Schritt sank die Erhebung nun zusammen. Russisch-Polen, das heißt, der vaterländisch gesinnte Theil seiner Bevölkerung, hatte das Uebermenschliche geleistet, ohne daß ihm von den Volksparteien oder den Regierungen Europas etwas Anderes entgegengebracht wurde, als höchstens Worte des Mitleides. Die einzige Macht, die eine Zeit lang auf ein anderes Verfahren drang, war von dunkeln Plänen des Ehrgeizes geleitet und hatte den besten Theil der Polen selbst gegen sich. An dem natürlichen Mißtrauen zwischen England und dem napoleonischen Frankreich, das unter der Maske der Sorge um Polen nach dem Rhein zueilte, mußte der Gedanke einer Einmischung ohnedies scheitern.

Noch wenige Monate verzweifelten Kampfes — und Rußland konnte die Gefahr des polnischen Aufstandes für beseitigt erklären. Bald nachher bewillkommten wir mit Gefühlen der Bewegung den General Langiewicz als einen der jüngsten Genossen der Verbannung in London.

V.

Erst nach fast anderthalb Jahren war der Aufstand völlig niedergeworfen; und doch hatte Rußland seine ganze Macht auf die Bewältigung desselben vereinigen können! Wahrlich, Kosciuszko hatte Recht, als er sich mit Unwillen gegen die Behauptung erhob, er habe den (wohl von russischer Seite erfundenen, von Freunden Polens thöricht nachgebeteten) Ausruf gethan: „Finis Poloniae!“

Wer übrigens die wahre Meinung erkennen will, die unter Russen selbst über die Lebensfähigkeit des polnischen Stammes herrscht, der lese General Fadejeffs Schrift über die orientalische Frage. Dort wird offen anerkannt, daß „die westlichen Gebiete Rußlands, und zwar nicht blos das Königreich Polen, sondern sogar Volhynien, wo die Katholiken nur zehn Procent der Bevölkerung ausmachen, sicherlich vollkommen polnisch und gegen Rußland feindlich sich zeigen werden, sobald nur ein fremder Feind auf dem dortigen Boden erscheint“.

In Wien, in Pest, in Krakau, sagt Fadejeff, seien diese Verhältnisse wohl bekannt. Oestreich-Ungarn halte die polnische Frage sozusagen als Blitzableiter in der Hand, sobald die Dinge im Osten sich zu einer Gefahr zuspitzen. In Westgalizien besitze Oestreich den polnischen Aufruhr „gewissermaßen im Auszug zur bequemsten Benutzung; es brauche nur heißes Wasser aufzugießen, und die Empörung stehe fertig da“. Darum räth General Fadejeff zugleich die Vernichtung Oestreich-Ungarns und die Herbeiziehung sämmtlicher Slaven der Türkei, desgleichen der Rumänen und Griechen zum russischen Reiche an, um dadurch die Polen in die Mitte zu nehmen, einzumauern und zu zerdrücken.

Die Lehre für Andere ergibt sich aus diesen Rathschlägen von selbst.

Kosciuszkos im Eingang erwähnter Brief befindet sich in der Urkundensammlung der Familie Ségur in Frankreich. Folgendes ist die Uebersetzung nach der mir von Herrn Ch. Ed. Chojecki mitgetheilten französischen Urschrift:

Brief Kosciuszkos an den Grafen Ségur, den Verfasser der „Decade Historique“: in Bezug auf das angebliche „Finis Poloniae“ vom 10. October 1794.

Herr Graf, —

Indem ich Ihnen gestern das auf die Angelegenheit des Herrn Adam Poninski bezügliche Schriftstück übermittelte, hätte ich noch einer anderen, auf die unglückliche Schlacht von Maciejowice bezüglichen Thatsache erwähnen sollen, die aufzuklären es mich drängt.

Die Unwissenheit oder der böse Wille ist darauf versessen (l'ignorance ou la mauvaise foi s'acharnent), mir den Ausruf: „Finis Poloniae“ in den Mund zu legen, den ich an jenem Unglückstage gethan haben soll. Nun war ich, erstens, schon vor dem Ende der Schlacht fast tödtlich verwundet gewesen, und kam erst zwei Tage nachher, wo ich mich in den Händen meiner Feinde befand, wieder zu Sinnen. Sodann wäre ein solcher Ausruf, wenn er verstandlos und verbrecherisch in jedes Polen Munde ist, es noch viel mehr in dem meinigen.

Indem mich das polnische Volk zur Vertheidigung des Gebietsbestandes, der Unabhängigkeit, der Würde, des Ruhmes und der Freiheit des Vaterlandes aufrief, wußte es wohl, daß ich nicht der letzte Pole war und daß mit meinem Tode, sei es auf dem Schlachtfeld oder anderwärts, Polen nicht enden konnte, nicht enden durfte. Alles, was die Polen seitdem in den ruhmreichen polnischen Legionen gethan haben, und Alles, was sie noch in der Zukunft thun werden, um ihr Vaterland wieder zu gewinnen, dient genügend als Beweis, daß, wenn wir, die ergebenen Kämpfer dieses Vaterlandes, sterblich sind, Polen unsterblich ist. Niemandem ist es daher gestattet, den schändlichen Ausdruck (l'outrageante épithète): „Finis Poloniae“ zu gebrauchen oder zu wiederholen.

Was würden die Franzosen sagen, wenn nach der Unglücksschlacht von Roßbach im Jahre 1757 der Marschall Karl von Rohan, Fürst von Soubise, ausgerufen hätte: „Finis Galliae!“ — oder wenn man ihm diese grausamen Worte in seinen Lebensbeschreibungen beilegte?

Ich wäre Ihnen somit verbunden, wenn Sie nicht von diesem „Finis Poloniae“ in der neuen Ausgabe Ihres Werkes sprechen wollten; und ich hoffe, daß das Ansehen Ihres Namens auf alle Diejenigen Eindruck machen wird, die in Zukunft etwa diese Worte wiederholen und mir eine schmachvolle Lästerrede (un blasphème) zuschreiben wollten, gegen die ich aus tiefster Seele Verwahrung einlege.

Mein Vetter und Zögling, der junge Georg Zenowicz, wird die Ehre haben, Ihnen diesen Brief zu überreichen. Obwohl es seine Absicht ist, sich der kriegerischen Laufbahn zu widmen, wird er sich doch glücklich schätzen, ihre wohlwollende Gönnerschaft verdienen zu können, wenn je die Umstände ihn in die Lage versetzen, aus derselben Nutzen zu ziehen.

Genehmigen Sie, Herr Graf, die Zusicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

T. Kosciuszko.

Paris, den 20. Brumaire; Jahr XII.
(= 31. Oktober 1803.)

Literatur und Kunst.

Heinrich Heine und Frau Maxime Jaubert.

II.

Die Mittheilungen der Frau Maxime Jaubert über Heines Beziehungen zu seiner Frau bestätigen nicht nur das, was man aus den anderen biographischen Schilderungen Heines über diesen Punkt weiß, sondern bringen auch eine höchst merkwürdige psychologische Einzelheit, von der, soviel mir bekannt, bisher noch nie öffentlich die Rede gewesen ist.

Heine, erzählt Frau Maxime Jaubert, liebte seine Frau gleichzeitig wie eine Geliebte und wie sein Kind; ihre Harmlosigkeit und intellectuelle Unbeholfenheit rührten ihn, ihre Unwissenheit bereitete ihm ein besonderes reizvolles Behagen.

„Sie hat von mir nicht eine Silbe gelesen," vertraute er der Freundin, indem er mit leiser Stimme sprach, „und sie weiß gar nicht, was ein Dichter eigentlich ist. Indessen habe ich Eins herausbekommen: sie hat eine dunkle Vorstellung davon, daß mein Name in einer Revue gedruckt zu lesen steht." Und indem er noch leiser sprach, fügte er hinzu: „Aber sie weiß nicht, in welcher."

Jedesmal, wenn in der Unterhaltung von „Juliette", d. i. Mathilde, die Rede war, richtete sich der Kranke, indem er sich auf die Ellenbogen stützte, von seinem Lager auf und sprach mit leiser Stimme, als ob er befürchtete, daß man an der Thür horchte.

Der arme Heine, fährt Frau Maxime Jaubert fort, war entsetzlich eifersüchtig. Mathilde hatte nun, wenn auch gerade keine besondere Vorliebe für die Literatur, doch eine ausgesprochene Leidenschaft für das Theater und den Circus. Das Dasein der jungen Frau verlief in der Einsamkeit und Traurigkeit. Bisweilen erlangte sie von ihrem Manne die Erlaubniß, mit einigen Freunden in's Theater zu gehen. In diesem Falle verriethen immer einige Worte, die dem Kranken unwillkürlich entschlüpften, die quälende Herzensangst, von der er nicht sprechen mochte.

Ein Zufall sollte Frau Jaubert über diese peinigende Leidenschaft Heines aufklären. Eines Morgens machte ihr ein Arzt einen Besuch, den Heinrich Heine an sie abgesandt hatte, um sie zu benachrichtigen, daß er wieder eine sehr ernsthafte Krisis überstanden habe und sich freuen würde, Frau Jaubert zu sehen. Frau Jaubert, die durch diese Mittheilungen sehr beunruhigt war, fragte den Arzt, ob er das Schlimmste schon jetzt befürchte. Der Arzt, der voraussetzte, daß Frau Jaubert bei den intimen Beziehungen, die zwischen ihr und Heine bestanden, von Allem, was Heine betraf, genau unterrichtet sei, sprach ganz offenherzig mit ihr.

„Was vermag unsere Kunst," sagte er, „im Kampfe gegen eine unsinnige Liebe und gegen die zügellose Eifersucht? Es ist nicht möglich, Heine davon abzubringen, da er den Gegenstand seines Wahnsinns immer in seiner nächsten Nähe hat. Unter solchen Bedingungen war auch seine Verheirathung verhängnißvoll, und die Ehe hat das Fortschreiten seiner Krankheit erheblich beschleunigt."

„Aber," versetzte Frau Jaubert, „seine Frau pflegt ihn doch mit rührender Sorgfalt, und das muß doch für seinen Zustand eine große Erleichterung sein."

Der Doctor zuckte die Achseln und entgegnete: „Seine Frau kann nichts dafür; aber wie viel Pflege wäre wohl erforderlich, um einen Schaden wieder gut zu machen, wie den, den die vergangene Nacht angerichtet hat! Ich weiß nicht, welcher unbegründete Verdacht sich der Einbildung unseres Patienten bemächtigt hatte, ich constatire nur die Thatsache. Nachdem er sich von seiner auf den Boden gelegten Matratze hatte heruntergleiten oder vielmehr herunterfallen lassen, ist er auf dem Bauche, indem er sich auf die Hände stützte, mit Anspannung aller seiner Kräfte bis zur Thür des Schlafzimmers der Frau Heine gekrochen, wo er ohnmächtig zusammengebrochen ist und Gott weiß wie lange gelegen hat. Man hat mir als Arzt diese beklagenswerthe Scene anvertrauen und mich darüber aufklären müssen, weshalb ich den Patienten heute auf dem Bette seiner Frau fand. Frau Heine hat mir die Geschichte mit einer wirklich trostlosen Miene erzählt."

Es war darauf von allen den weiteren Quälereien und Operationen die Rede, welche die Lähmung der inneren Organe zur nothwendigen Folge haben würden. Es mußte einem das Herz bluten, wenn man hörte, eine wie schreckliche Zukunft dem Unglücklichen vorbehalten war.

„Heine," fügte der Doctor hinzu, „kennt sein Schicksal ganz genau, und ich weiß, daß ihn sein Muth nicht verlassen wird. Es ist ein wunderbarer Mensch; er hat nur zwei Gedanken im Kopf: seiner Mutter den Zustand seiner Gesundheit zu verheimlichen und die Zukunft seiner Frau zu sichern."

„Aber es ist ja in Wahrheit ein guter Mensch!" rief Frau Jaubert aus mit einem Tone, als wolle sie sich selbst wegen ihres früheren Zweifels an Heines guten Eigenschaften einen Vorwurf machen.

„Relativ gut," versetzte der Doctor mit Kälte. „Man darf nicht vergessen, er ist nachtragend, ja rachsüchtig. Seine Güte reicht nicht weit, und wer vorsichtig ist, wird seine Intimität scheuen. Bedenken Sie nur, mit welcher Hartnäckigkeit er Meyerbeer verfolgt! Ganz vor kurzem hat er noch ein Spottgedicht: „Heil dem großen Beerenmeyer" auf den Componisten verfaßt, in welchem er Meyerbeer zur Zielscheibe seiner boshaftesten Witze macht; und weshalb? Weshalb diese beständigen Angriffe auf einen Mann, dessen Freund und Bewunderer er gewesen ist? — Weil er von Meyerbeer eine Loge für die erste Aufführung des „Propheten" erbeten und nicht erhalten hat."

„Sie dürfen aber auch nicht vergessen," versetzte Frau Jaubert, „daß da wieder die Liebe die Hand im Spiele hat. Die erbetene Loge war für seine Frau bestimmt, und er hat es Meyerbeer nicht verziehen, daß derselbe Frau Heine diese Enttäuschung bereitet hat."

Nachdem der Doctor sich entfernt hatte — fährt Frau Jaubert in ihrem Berichte fort — verfiel ich in Nachdenklichkeit und suchte in meiner Erinnerung mir noch einmal Alles zu vergegenwärtigen, was ich soeben vernommen hatte. Nun, wenn ich es offen gestehen darf, ich empfand eine gewisse Nachsicht für Heine und mochte ihm gern das Unrecht nachsehen, das er sich gegen den berühmten Componisten zu Schulden hatte kommen lassen; denn dieses Unrecht fand eben in der Liebe seine Entschuldigung. Seine Liebe war so stark, sein Unglück so groß! Strenger beurtheilte ich die Angriffe, mit denen er aus reinem Uebermuth ihm nahestehende Personen verfolgte. Er schien der Ansicht zu sein, daß es ein erlaubtes Vergnügen sei, seine besten Freunde mit überströmender Ironie und den grausamsten Witzen dichterisch zu quälen; und wenn man ihm darüber Vorwürfe machen wollte, so horchte er neugierig auf, als ob man ihm eine wildfremde Geschichte erzählte, und dann brachte er noch mit sichtlichem Behagen eine ganze Reihe von neuen kleinen Bosheiten vor, die er drucken zu lassen sich gescheut hatte. So war es um seine Reue bestellt. Ich glaube, daß er, wenn er sich in seinem Gewissen fragte und sich sagen durfte: mein Herz hat mit der Sache nichts zu schaffen — ich glaube, daß er sich dann schon für unschuldig hielt. So auch würde es sich erklären, daß er gelegentlich auch von solchen Personen, die er durch seine Schriften beleidigt hatte, Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste erwartete. Ich war darüber sehr erstaunt und fragte ihn, ob er denn vergessen habe, was er über die betreffende Persönlichkeit geschrieben habe.

„Das wird man mir doch nicht übel genommen haben, wir waren ja Freunde," versetzte Heine unbefangen.

„Gerade deshalb," entgegnete ich.

„Bah! Man kennt mich ja. Das Pittoreske, das Bild oder die Komik nehmen mich im Fluge mit; das ist meine Natur."

„Aber ich bitte Sie," versetzte ich ärgerlich, „Sie sagen etwa wie ein Pilz in einer Fabel, dem man sein Gift zum Vorwurf machte, antworten würde: 'Es ist meine Natur'."

„Bravo!" rief Heine. „Das ist ganz mein Fall, liebe Freundin." Und der Kranke freute sich aufrichtig und dachte gar nicht an die werthvollen Freundschaften, die er sich entfrembet hatte.

Bemerkenswerth ist noch, daß Heine von seinem Leiden und von allem Jammer, den dasselbe im Gefolge hatte, sehr wenig und immer im einfachsten Tone sprach. Von Zeit zu Zeit erlaubte er sich einen Scherz auf seine eigenen Kosten; aber niemals suchte er durch eine Redensart das Mitleid hervorzurufen. Das Kopfende seiner Matratze lag hart am Kamin, zweimal fing das Kamin Feuer — er sprach davon mit derselben Ruhe, als ob er bei diesem Unfall nicht größere Gefahr gelaufen wäre denn jeder Andere.

Die Einrichtung seiner Wohnung war die des behäbigen Mittelstandes. Die äußerste Reinlichkeit herrschte in seinem Zimmer. Er hatte immer das Porträt seiner Frau vor Augen. Frau Heine zog sich, sobald Besuch kam, discret in ihr Zimmer zurück, das ganz hinten in der Wohnung lag. Wahrscheinlich hatte Heine dies selbst angeordnet, damit er Jeden, der zu Frau Heine gehen wollte, hören konnte. „Wer weiß," sagt Frau Jaubert, „ob bei diesem verliebten und eifersüchtigen genialen Menschen die Seelenqualen nicht noch stärker gewesen sind, als das körperliche Leiden!"

Die junge, lebenslustige Frau, die vergnügungssüchtig wie eine echte Pariserin, kinderlos und ihrer Erziehung nach geistig träge war, hatte ein recht schweres Dasein. Man kann ihr nur das Rühmlichste in ihren Beziehungen zu Heine als ihrem Gatten und ihrem Pflegling nachsagen. Nur sehr kurze Zeit und nur selten hatte sie die verzeihliche Eitelkeit befriedigen können, sich an Heines Arme in Concerten und Theatern dem Pariser Publicum zu zeigen. Aus der Musik machte sich Heine übrigens nicht sehr viel, wenigstens nicht aus der Musik, die er in Paris zu hören bekam. Die Malerei schien ihn mehr zu fesseln, und vor Allem die Bildhauerkunst.

Man weiß, mit welcher wahren Begeisterung er über „unsere liebe Frau von Milo" geschrieben hat. In der Unterhaltung mit seinen Freunden kam er wiederholt auf den letzten Besuch, den er der Venus im Louvre gemacht hatte, zurück.

Im Frühjahr des Jahres 1848 hatte sich sein Zustand etwas gebessert. Er konnte seine Hände wieder bewegen, sein Gaumen war empfindlich geworden, und das eine Augenlid war nicht geschlossen. Man durfte wieder einige Hoffnung schöpfen. An einem schönen Frühlingstage, als Heine spazieren ging, trat er, um sich auszuruhen, in das Louvre und setzte sich der Venus von Milo gegenüber. Da, in dem Halblichte unter der Einwirkung dieses himmlischen Lächelns, dieser plastischen Schönheit, die fernerhin für ihn nur noch eine Erinnerung sein sollte, gerieth Heine in eine poetische Verzückung. „Ach!" rief er, „weshalb bin ich nicht da gestorben, an jener Stelle und in jenem Augenblick! Das wäre ein dichterischer, heidnischer, ein herrlicher Tod gewesen, wie ich ihn verdient hätte. Ach, wäre ich damals gestorben!" Nach einer kurzen Pause fuhr er mit spöttischem Tone fort: „Aber die Göttin hat mich mit ihren Armen nicht umschlingen wollen — Sie kennen ja ihr Unglück! Ihre Göttlichkeit ist auf die Hälfte reducirt wie meine Menschlichkeit; aber allen mathematischen und algebraischen Regeln zum Trotz haben unsere beiden Hälften noch kein Ganzes gemacht."

Heine hatte eine besondere Vorliebe für bleiche Frauen mit regelmäßigen Zügen, von einer gespensterhaften Schönheit; aber auch eigenthümliche, mehr räthselhafte als regelmäßige Gesichter reizten ihn.

Seine Frau hatte ein rundes, volles Gesicht mit großen, freundlichen schwarzen Augen, üppigen Haarwuchs, schöne weiße Zähne im lachenden Munde, schwellende Formen, — der richtige Typus einer Pariser Arbeiterin mit kleinen Händen von aristokratischer Feinheit! Der Klang ihrer Stimme war für Heinrich Heine ein beständiger Zauber, und er sprach immer davon.

„Er hat mir mehrmals die Versicherung gegeben," sagt Frau Jaubert, „daß er durch diese helle frische Stimme in's Leben zurückgerufen sei in Augenblicken, als seine Seele zu den unbekannten Bezirken sich aufschwingen wollte. Wenn die hohe, helle Stimme seiner Frau aus dem Nebenzimmer in die Krankenstube hinüberklang, hielt Heine im Gespräch inne, lauschte auf, ein freundliches Lächeln ging über sein Gesicht, und er horchte, bis wieder Stille eintrat."

Frau Jaubert erzählt noch, daß Heine besonders unglücklich darüber gewesen sei, daß er seine Prosa und seine Verse einem Secretär habe dictiren müssen. Da Heine argwöhnischer Natur gewesen sei, so habe er beständig Angst gehabt, daß sein Secretär das, was der Dichter ihm dictirt, eigennützig verwerthen könne. Er habe es daher eine Zeit lang mit ungebildeten und thörichten Menschen versucht, von denen er vorausgesetzt habe, daß sie den Werth der Dictate nicht zu würdigen vermochten; aber diese hätten solchen Unsinn zusammengeschrieben, daß er sie immer wieder habe fortschicken müssen. Eines Tages fand ihn Frau Jaubert sehr betrübt darüber — er hatte wieder einen Secretär fortgeschickt —, daß er nun nicht einmal im Stande sei, sich die Zeitung vorlesen zu lassen. „Aber können Sie denn Ihre Frau nicht um die kleine Gefälligkeit bitten?" fragte Frau Jaubert.

„Nein," entgegnete Heine, „Frau Heine kann nur die Musterbriefe von Madame de Sévigné lesen."

Also auch die Person, die er am meisten auf der Welt liebte, verschonte er nicht mit seinen Witzen. Eine seiner bekannten Eigenthümlichkeiten war es ja überhaupt, einen witzigen Einfall um keinen Preis verschweigen zu können; er mußte ihn sagen, wenn er auch wußte, daß dadurch das Opfer seines boshaften Geistes tödtlich verletzt werden würde. Frau Jaubert selbst sollte ihm ein solches Opfer zuführen.

Zu jener Zeit — ich spreche von den Tagen der Republik und dem Beginn des Kaiserreichs — hielt sich in Paris die wegen ihrer Schönheit berühmte russische Gräfin Kalergis, die Nichte des Herrn von Nesselrode auf. Frau von Kalergis, die an Berühmtheiten ein besonderes Gefallen fand und Heine, dessen Werke sie im Original lesen konnte, hoch verehrte, drückte Frau Jaubert den Wunsch aus, dem Dichter der „Reisebilder" vorgestellt zu werden. Frau Jaubert wußte aber, daß Heine nur sehr ungern Fremde empfing, und that was sie konnte, um Frau von Kalergis von ihrem Vorhaben abzubringen. Heine klagte nämlich beständig darüber, daß er von weiblichen Schöngeistern überlaufen würde. Nur selten bereitete ihm eine neue Bekanntschaft wirkliches Vergnügen. Zu diesen seltenen Fällen zählt Frau Jaubert die Bekanntschaft Heines mit Fanny Lewald. Frau von Kalergis kam indessen immer wieder und wieder auf ihre Bitte zurück, und Frau Jaubert blieb nichts weiter übrig als den Versuch zu machen, die Bekanntschaft zwischen Heine und ihr anzubahnen. Sie suchte also seine Neugier zu reizen und las ihm ein Gedicht vor, welches Theophile Gautier auf die wunderbare Hautfarbe dieser nordischen Schönheit geschrieben hatte. Wenn Heine das durch die Lähmung geschlossene Augenlid mit dem Finger aufhob, so konnte er auf einen Augenblick einen Gegenstand in heller Beleuchtung sehen. „Nun gut," sagte er endlich, „ich werde mich bemühen, um alle die Reize, die Sie mir rühmen, in Augenschein zu nehmen." Die Vorstellung fand also statt. Die Gräfin, die immer liebenswürdig und anmuthig war, war es an jenem Tage doppelt. Dem Anschein nach waren beide von der Begegnung sehr entzückt. Die Gräfin bat um einen zweiten Besuch, und dieser wurde gewährt. Frau Jaubert war bei dieser zweiten Begegnung nicht zugegen. Am andern Tag ging sie zu Heine, um sich zu erkundigen, wie die Sache verlaufen sei. „Jetzt werden Sie mir wohl Dank wissen," sagte sie zu ihm als sie in das Zimmer trat, „Sie sind natürlich auch bezaubert?" —

„Aber, liebste Freundin," versetzte Heine, „das ist ja gar kein Weib, das Sie mir da zugeführt haben; das ist ein Denkmal, das ist die Kathedrale der Liebesgottheit."

„Ich bemerkte gleich," fährt Frau Jaubert fort, „daß etwas Schreckliches im Anzuge war, und richtig, nach einem Augenblicke trug er mir in der Uebersetzung einige Verse vor, die er unter dem Titel: „Der weiße Elephant" gedichtet hatte. Bei

der Uebersetzung hatte er die größte Freude. Ich bat ihn, hie und da eine Härte des Ausdrucks, eine Derbheit der Anspielung zu mildern, aber jedesmal sagte er: „Das ist ja gerade der beste Vers," und er ließ es beim Alten. Nichts konnte ihn davon abhalten, die Verse sofort nach Deutschland zu schicken, wo sie in den „Romancero", der damals gerade veröffentlicht wurde, eingereiht wurden. Sobald der Band erschienen war, schickte er ihn der Gräfin Kalergis."

Man kennt die übermüthigen und köstlichen Verse:

„Es lebt im Norden ein schönes Weib
Von hohem Wuchs und weißem Leib,
Dein Elephant ist herrlich, unleugbar,
Doch ist er nicht mit ihr vergleichbar.

Mit ihr verglichen, erscheint er nur
Ein weißes Mäuschen. Es mahnt die Natur
An Bincha, die Riesin, im Ramajana,
Und an der Epheser große Diana.

Wie sich die Gliedermassen wölben
Zum schönsten Bau! Es tragen dieselben
Anmuthig und stolz zwei hohe Pilaster
Von blendend weißem Alabaster.

Das ist Gott Amors kolossale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falsch und Makel.

Die Dichter jagen vergebens nach Bildern,
Um ihre weiße Haut zu schildern;
Selbst Gautier ist dessen nicht kapabel, —
O, diese Weiße ist implakabel" rc.

In Deutschland, wo man die Geschichte vom weißen Elephanten nicht recht verstand, konnte die Anspielung wenig Schaden anrichten; da aber Heine das Gedicht für die „Revue des deux Mondes" selbst übersetzte und nun einen Leserkreis fand, in dem die Gräfin Kalergis sehr bekannt war, wurde die Sache bedenklicher. Auf Frau Jauberts Zureden ließ er sich noch zu einigen gelinden Veränderungen herbei. „Weswegen liebt diese Frau die seltenen Thiere?" sagte er. „Ich will ihr den Geschmack daran verderben. Uebrigens sind meine Verse außerordentlich schmeichelhaft für sie." Und um das zu beweisen, ging er die Verse noch einmal durch und machte auf all' die kolossalen Schönheiten aufmerksam, die er dem „weißen Elephanten" nachgerühmt hatte.

In den letzten Jahren seines Lebens sprach Heine sehr oft den Wunsch aus, in aller Stille und ohne Ceremonie begraben zu werden. „Nur meine Werke sollen sprechen," sagte er, „nur sie. Und Sie wissen überdies, meine liebe Freundin, daß mich der literarische Lorbeer nicht besonders reizt. Nein, ich bin nur ein tapferer Krieger, der seine Kraft und sein Talent der großen Familie der Menschheit zur Verfügung gestellt hat. Legen Sie auf mein Grab in Form eines Kreuzes eine Schleuder und einen Bogen."

„Mit einigen guten Pfeilen," versetzte Frau Jaubert.

Er lächelte. „Von Ihnen verlange ich nichts weiter, als daß Sie mir ein Sträußchen Reseda bringen. Sie wissen ja, das ist die Blume, die mir die kleine Veronika einst gegeben hat."

„Und ich weiß auch," entgegnete Frau Jaubert, „daß ich von dieser kindlichen Leidenschaft bis jetzt nur den Anfang gehört habe."

„Dann muß ich Ihnen also jetzt die Geschichte ganz erzählen. Das Kind kletterte den Berg hinauf und spielte mit einer Blume, die es in der Hand hielt. Es war Reseda. Es brachte die Blume an seine Lippen und schenkte sie mir. Im nächsten Jahre in den Ferien wollte ich die kleine Veronika aufsuchen, und sie war todt. Daran habe ich immer wieder denken müssen, ich weiß nicht, weshalb. Es ist etwas Eigenthümliches, Geheimnißvolles. Wenn ich an diese kleine Geschichte denke, ist mir bisweilen ganz schmerzlich zu Muthe wie bei der Erinnerung an ein großes Unglück."

Es trat tiefes Schweigen ein; die Erinnerung und die Gegenwart, Alles sprach vom Tode. Frau Jaubert wollte der Unterhaltung eine andere Wendung geben und sah sich im Zimmer um. Da bemerkte sie zum ersten Mal eine Vorrichtung, die am Kopfende des Lagers angebracht ungefähr wie ein Steigbügel aussah, der vermittels eines Strickes an der Wand befestigt war. Frau Jaubert fragte ihn, was das zu bedeuten habe.

„Das ist eine neue gymnastische Erfindung," gab Heine zur Antwort, „die angeblich dazu dienen soll, meinen rechten Arm in Bewegung zu erhalten und zu üben. Unter uns gesagt, halte ich es aber mehr für eine Aufforderung zum Erhängen. Es ist eine zarte Aufmerksamkeit meines Arztes. Es gibt Dummköpfe, die sich darüber wundern, mit welchem Muth ich das Leben noch ertrage: die Leute werden aber nicht bedacht haben, wie ich es eigentlich anfangen soll, um mich umzubringen. Ich kann mich weder hängen, noch mich vergiften, noch mir eine Kugel durch den Kopf jagen, noch mich aus dem Fenster stürzen. Ich könnte mich höchstens verhungern lassen; aber diese Todesart widerstrebt allen meinen Grundsätzen. Wenn man nicht einmal mehr die Art des Selbstmordes wählen darf, dann muß man die ganze Geschichte auf sich beruhen lassen."

Heinrich Heine hat niemals daran gedacht, sein Ende zu beschleunigen und sich freiwillig von seiner Frau zu trennen. Bedurfte sie denn nicht seiner, war er nicht ihr Beschützer? Diese Rolle des Schutzherrn schmeichelte ihm besonders. Während sich Frau Heine mit ihren Blumen und mit ihrem Papagei zu schaffen machte, ordnete, regelte und zahlte er alle Rechnungen. In seiner Ehe war Heine ein sehr haushälterischer Mann geworden, der immer sorgsam darauf bedacht war, Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu erhalten. Wie Heine fühlte, daß er für seine Frau nothwendig, so fühlte er auch, daß diese ihm unentbehrlich geworden war. Er behauptete, Mathilde übe auf ihn einen magnetischen Einfluß, und durch die Wirkung ihrer hellen Stimme, durch die Berührung ihrer kleinen Hand sei er schon mehrfach in's Leben zurückgerufen worden. Frau Jaubert citirt zur Bekräftigung dieser magnetischen Gewalt der Frau Heine die Geschichte vom Papagei, die in die letzten Lebenstage Heinrich Heines fällt.

Mitten in der Nacht wurde Heine wieder von einer jener fürchterlichen Krisen erfaßt, die man diesmal für die letzte halten durfte. Seine Frau stürzte im äußersten Schrecken herbei, ergriff seine Hand, drückte sie, wärmte sie, streichelte sie, weinte heiße Thränen und bitterlich, und Heine hörte sie schluchzen: „Nein, Heinrich, das darfst Du mir nicht anthun! Du darfst nicht sterben! Du wirst Mitleid mit mir haben. Ich habe heute Morgen schon meinen Papagei verloren, wenn Du auch noch stirbst, dann werde ich zu unglücklich." „Das war ein Befehl," fügte Heine hinzu, „und ich mußte gehorchen. Ich habe weiter gelebt, denn Sie begreifen, liebe Freundin, wenn man mir mit guten Gründen kommt . . . ."

Es machte dem Kranken das größte Vergnügen, diese Geschichte zu erzählen. Er erzählte sie mehrmals und machte immer den trostlosen Accent der Frau Heine nach, wobei er besonders das Wort „Papagei" betonte. Der Schmerz seiner Frau rührte ihn, und gleichzeitig amüsirte ihn königlich die komische Form, in welche sich die Verzweiflung seiner Frau gekleidet hatte.

Zu Beginn des Jahres 1855 ließ sich das nahe Ende des Dichters mit Bestimmtheit vorhersagen. Die Krampfsanfälle wiederholten sich immer mehr und das Morphium versagte seine Dienste. Ungefähr 14 Tage vor seinem Tode kam Frau Jaubert in den Vormittagsstunden zu ihm. In dem ersten Zimmer war kein Mensch und die Thür zum Krankenzimmer stand offen. Frau Jaubert trat geräuschlos ein. Man machte sein Bett, während man ihn auf eine Art von Chaiselongue gebettet hatte, die er sich hatte herrichten lassen. Er war ganz in Flanell gehüllt. Frau Jaubert rührte sich nicht, weil sie voraussetzte, daß es ihm unangenehm sein würde, wenn er sich von ihr unter diesen Bedingungen überrascht wüßte. Eines der Dienstmädchen trug ihn

auf dem Arm von der Chaiselongue auf die Matratze. Sein Körper, der durch die Entkräftung vermindert erschien, sah aus wie der eines Kindes von 10 Jahren. Seine Füße hingen leblos baumelnd herab und waren so verdreht, daß die Hacken sich da befanden, wo der Spann hätte sein sollen. Es war ein entsetzliches Schauspiel. Vier Tage vor seinem Tode sah ihn Frau Jaubert zum letzten Mal. Er sprach mit der vollen Freiheit des Geistes, und mit Ernst. Als sie ihm beim Abschiede die Hand reichte, hielt er diese eine Zeit lang fest und flüsterte: „Bleiben Sie nicht zu lange aus, liebe Freundin, es wäre unvorsichtig."

Paul Lindau.

Zur Geschichte der modernen französischen Literatur.*)

Mit der Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen ist auch der Republik der deutschen Gelehrten und Schriftsteller ein bedeutendes Mitglied annectirt worden, — Ludwig Spach. — Wir glauben nicht, daß ihm die erste der Annexionen, welche die seiner Person im Gefolge hatte, angenehm war, — im Gegentheil; aber als nun das Unabwendbare geschehen war, dachte der treue Sohn seiner elsässischen Erde nicht daran, wie Andere in Reden und Verwünschungen seinen Patriotismus leuchten zu lassen, sondern er blieb und arbeitete im Dienste seines Landes weiter. Da er täglich sehen mußte, wie den Neuangekommenen nichts nothwendiger, ja unentbehrlicher sei, als über die jüngste Vergangenheit dieses Landes, seine administrativen Einrichtungen und Vorgänge, seine Gesellschaften und Vereine, seine Literatur und Kunst, seine berühmten und berüchtigten Persönlichkeiten Näheres und Gründliches zu erfahren, so ordnete er seine Excerpte, frischte seine Erinnerungen auf, durchblätterte die dicken Actenhefte des Archivs, das seiner Obhut anvertraut ist, die langen Reihen gedruckter Berichte und Protokolle, und hob mit sicherer Hand heraus, was die Fremdlinge belehren konnte. Diesen Bemühungen entstammten die drei Bände „Moderne Culturzustände im Elsaß", deren erste beide in diesen Blättern seiner Zeit angezeigt worden sind.

Spach ist aber auch ein gründlicher Kenner Frankreichs und seiner Literatur. Er bewegte sich als junger Mann viel in den Salons der Restauration und der Julìregierung, „als die Spitzen der Pariser Gesellschaft und der Dichterwelt in verjüngtem Glanze strahlten". Dann folgte er der literarischen Entwicklung der Revolution und des zweiten Kaiserreichs aus einer Ferne, die ihn unabhängig machte, und doch noch erlaubte, den Dingen in's Herz zu sehen. Es kam der Krieg, und es hatte den Anschein, als ob derselbe eine tiefgehende geistige und literarische Verfeindung im Gefolge haben sollte. Vermittelnd, und wo es nöthig war die Ungerechtigkeit abwehrend, trat Spach ein in diese jüngsten Kämpfe, in denen die Geister, wie in der Hunnenschlacht, sich über den Todten der Wahlstatt weiter bestritten. Die Essays des vorliegenden Bandes sind dem entsprechend theils historischen, theils polemischen Inhalts, nachdem der Verleger den Autor „zu einer Scheidung zwischen den literarischen, auf französische Persönlichkeiten bezüglichen Porträts und den zahlreichen mit elsässischen Zuständen sich befassenden Excursen" bestimmt hatte.

In dem ersten Essay macht Spach das deutsche Publicum bekannt mit dem merkwürdigen Roman des Herrn von Stendhal (Henry Beyle): „Rouge et noir", der, um 1830 entstanden, in diesen Tagen eine sonderbare Auferstehung feiert. Der mephistophelische Charakterkopf des rücksichtslosesten der französischen Neuromantiker steht vor einer meisterhaften Skizze seines Hauptwerkes. Möge dieselbe dazu beitragen, daß der Roman selbst in Deutschland recht viel von allen Denen gelesen werde, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen.**) Wir haben für diesen Wunsch einen besonderen Grund, der absieht von dem ästhetischen Gefallen oder Mißfallen. Im protestantischen Deutschland hat man keinen Begriff von der Art, der weitgreifenden Bedeutung und den Agitationsmitteln des Ultramontanismus. Da die Gefahr nicht im Kirchspiele droht, so hält man sich den unbequemen Gedanken von der Nothwendigkeit des unaufhörlichen „Culturkampfes" möglichst fern. „Rouge et noir" zeigt uns mit erschreckender, greifbarer Wahrheit die Dunkelmänner an der Arbeit. Was in Frankreich möglich war, ist es in Deutschland wahrlich nicht minder. Wir sind aber noch weit davon entfernt, einen Roman der clericalen Gefahr zu besitzen, welcher der üblichen, den Gebildeten abstoßenden Phraseologie aus dem Wege ginge, und mit solcher Kenntniß der Sache, der Personen, mit solcher Kraft der Charakteristik geschrieben wäre.

Die Verunglimpfung Goethes ist ein stehendes literarisches Geschäft jenseits der Vogesen geworden. Herr Camille Doucet stellt sich auf die Fußspitzen, um an dem Stiefel von Goethes Standbild einigen Rost zu entdecken. Dumas der Jüngere bewirft es mit Schmutz, und der gründlichere Elsässer Scherer weist nach, daß die Bestandtheile des Materials, aus dem Goethe gemacht sei, äußerst fragwürdiger Natur seien. Es ist ein angenehmer Anblick zu sehen, wie der greise Goetheverehrer, auch ein Elsässer, die Klinge des Wortes handhabt und seine Gegner an die Wand drückt.

Ueber Lamartine, Daniel Stern, George Sand und Balzac erfahren wir manches Neue, und das Alte in neuer Beleuchtung. Graziös und congenial schildert Spach uns diese Schriftstellerwelt der vergangenen Jahrzehnte; nicht, daß man in Allem dem positiven, manchmal ängstlichen Urtheil zustimmen möchte, aber auch dort, wo man es nicht thut, erscheint der Standpunkt des Essayisten solid und begründet.

Mit einem bedeutenden Manne werden wir bekannt gemacht, dessen Namen wohl gleich uns die meisten der Leser zum ersten Mal hören dürften, mit Ximenes Doudan, von dem Spach behauptet: „Seit zwei Jahrhunderten sind viele klassische Briefsammlungen in Frankreich an's Licht getreten, doch wenige, die sich durch ihren sprühend geistreichen, durchaus naturwüchsigen Inhalt mit diesen leichthingeworfenen Briefen Doudans messen dürften."

Doudan kam in das Haus der Broglie als Hauslehrer, wurde mit dem Herrn desselben intim, ging nach der Julirevolution mit ihm in das Ministerium als Chef des Cabinets, und bald wieder aus demselben, wendete dem späteren Kaiserreiche mit „unverschleierter Mißachtung" den Rücken, erlebt noch die Belagerung von 1870 und die Commune, und stirbt einige Jahre später; das Alles im Schoß der Familie, die vier Generationen hindurch den geistreichen Sonderling als geistiges Erbgut bewahrt. Gedruckt ist von ihm nichts als die zwei von Spach besprochenen Bände mit einigen philosophisch-literarischen Abhandlungen und der Correspondenz.

Wer das intime Leben des edelsten Theiles der französischen hohen Gesellschaft kennen lernen will, wird aus Doudan viel Gewinn ziehen.

Wie mit Doudan ist es auch mit Spach; er ist nicht für die Vielen, er ist für die Wenigen, die in die Dinge eindringen und es bis zur Fähigkeit einer klaren Intuition bringen wollen. Diesen Wenigen sei er immer von Neuem empfohlen. Diese werden sich auch nicht an Eigenthümlichkeiten der Auschauung, oder der Sprachbildung und des Wortschatzes stoßen.

Wilhelm Scherer gedenkt in seinen unlängst erschienenen „Vorträgen und Aufsätzen" des verhängnißvollen Einflusses, den die Rückgabe des Elsasses an Frankreich in den Pariser Verträgen von 1814 und 1815 auf Ludwig Spach gehabt habe: „Was hätte ein Mann von diesen wissenschaftlichen und poetischen Gaben für die deutsche Literatur werden können. Was für einen Geschichtschreiber hätten wir an ihm gewonnen mit dieser glücklichen Anmuth und Leichtigkeit der Sprache, mit dieser vergegenwärtigenden Phantasie, mit dieser Gabe zu charakterisiren, mit diesen allseitigen Culturinteressen und dem sichern Blick für politische Verhältnisse." Wir fügen hinzu: Er ist uns viel geworden, trotzdem erst der Friedensvertrag von Frankfurt ihn uns zurückgab, und an uns ist es, das dankbar anzuerkennen.

A. Schricker.

*) Essays von Ludwig Spach. Straßburg 1877, Trübner.

**) Collection Michel Levy. 2 Bände. 2 frcs. 50 c.

Aus der Hauptstadt.

Hochsommer in Berlin.

II.

Mit vielem Aufwande von Geist und Witz haben Ernst Dohm und Julius Stettenheim während dieses Juli in gereimten und „ungereimten" Berliner Wochenchroniken das Bild der Menschenspecies in ihrem Thun, Denken und Empfinden gezeichnet, welche in Berlin nur der Hochsommer — ähnlich wie der Berliner Juni die Raupen, oder der Wonnemond die Maikäfer und, wie diese, immer nur für die Zeit seiner eignen Dauer, zu einer in diesem Fall etwa 6—8wöchentlichen Existenz — auszubrüten scheint: die der Strohwittwer. Sie ist eins der am meisten charakteristischen Elemente im hochsommerlichen Leben unsrer Stadt. Wie die Heuschrecken in der Teltower Feldmark, tritt sie urplötzlich eines schönen Juliabends nach dem Abgange der Courierzüge desselben in Geschwadern auf, verbreitet sich über die Straßen, Promenaden, Sommertheater und öffentlichen Gärten, richtet Verwüstungen unter den Vorräthen der Cafés und Bierlocale an, verweilt und nistet aber eben so gern auch im Privatgarten und Salon noch zurückgebliebener liebenswürdiger Familien und ungetrennter Ehepaare, in Häusern mit noch unverhängten, von Holz und Leinendecken noch unverschlossenen Fenstern. Ueber die Mitte des September hinaus dauert ihr Leben nur ausnahmsweise. Die ungeheure Mehrzahl verpuppt sich bereits wieder gegen Ende des August, ein Theil schon mit dem Ende der Schulferien ihrer Kleinen, ein andrer mit dem letzten Termin der sechswöchentlichen Gültigkeit Riesel'scher Gebirgsreise-Hin- und Rückfahrt-Billets. Aber je kürzer die Spanne Zeit ist, die irgend einem Wesen der Schöpfung zum Dasein gegeben wurde, desto eifriger und unermüdlicher strebt es bekanntlich danach, dieselbe auszunutzen und auszugenießen. Auch der Berliner Strohwittwer soll, wenn wir Stettenheim und unsern eignen Beobachtungen glauben können, keine Ausnahme von diesem Gesetz darstellen. Dohm seinerseits stimmte freilich, als er im Namen der armen Verlassenen sprach und sang, seine Laute zu den schmerzlichsten Klagetönen, welche auf eine tiefe innere Verzweiflung der unglücklichen Opfer der Berliner hochsommerlichen Verhältnisse über letztere und über den eignen Zustand deuteten. Ich meine doch: in der Julimitte waren dieselben etwas verfrüht; nur subjectiv berechtigt. Als der allgemeine Ausdruck der Stimmung der gesammten Gattung um jene Zeit zu gelten, konnten sie schwerlich Anspruch erheben.

Ergeht es dieser Gattung in der ersten Periode ihres Zustandes doch noch zu wohl in Berlin, falls sie in dessen Weichbild noch etwas mehr als „nur eine Seele" ihr eigen oder ihnen doch freundlich gesinnt nennen darf, — was wir für jedes Individuum derselben hoffen und herzlich wünschen wollen. Alle Männer werden mir darin beistimmen, daß alle Frauen (selbstverständlich immer mit Ausnahme — ihrer eignen) unvergleichlich liebenswürdiger, glänzender, anziehender und behaglicher ohne ihre Herren Gemahle als in deren Gesellschaft oder unmittelbarer Nähe erscheinen und wirken. Sollte nicht etwas Aehnliches auch in Bezug auf die Männer gelten? Von mehr als einer gescheidten Frau ist dasselbe wenigstens schon als Factum behauptet worden. Für sommerliche Strohwittwer liegt die Gefahr sehr nahe, zu dieser Anschauung von sich zu gelangen, sich mit dem schönen Bewußtsein zu erfüllen, daß sie, sobald sie es geworden, wie ein Börsenpapier plötzlich um (es klingt kaum glaublich: wie) viele Procente im Werthe gestiegen seien. Und wie ein solches Papier tragen sie doch immer noch denselben Namen, zeigen dasselbe Aussehen, dieselbe Nummer; ihr Material ist doch in keiner Faser verwandelt worden?! Da indeß der Werth nach Bastiat nur in der Leistung des Objects für den Schätzenden besteht, so könnte jene Meinung sehr berechtigt erscheinen. Eine große Summe von werkthätigem Interesse, welche der Mann sonst täglich für seine Familie, für die Nächsten, Liebsten, Theuersten seinem Herzen, aufzuwenden hat, ist durch den plötzlich eintretenden Zustand der Strohwittwerschaft, des, wenn auch nichts weniger als „böswilligen" Verlassenseins, frei geworden. Sie kommt nothwendigerweise als Leistung den Freunden zugute, welche sonst nur über einen unvergleichlich geringen Theil derselben verfügen konnten. Kein Wunder wäre es mithin, wenn der Werth wirklich stiege.

Aber im Grunde ist das dennoch eine freundliche Selbsttäuschung. Das Hauptmotiv der um so viel gesteigerten Liebenswürdigkeit, welche der Unglückliche empfängt, welche ihn tröstet und mächtig dazu mitwirkt, ihm den Hochsommer in Berlin im rosigen Lichte zu zeigen, ist eine Art von Mitleid. Auch der poesieloseste Strohwittwer erhält durch diese Eigenschaft eine gewisse interessante Tasso-Aehnlichkeit. Noch den Tag vor dem Beginn jenes, immer acut mit der Secunde, unter Begleitung eines gellenden Locomotivenpfiffs eintretenden, anormalen Zustandes konnte Lenore gleichgültig, wie zu Antonio, zu ihm sagen: „Du hast, was man Dir geben möchte", — und dachte nicht daran, es ihm anzubieten. Aber kaum ist die Wandlung im Hause eingetreten, so ändert sich das Verhältniß sofort. Nun heißt es: „Er beschäftigt uns in unsrem eignen Fache; ihm fehlts an tausend Kleinigkeiten, die zu schaffen eine Frau sich gern bemüht." — Und gerade „diese Sorge macht ihn lieb und theuer." Es ist so elend, einsam an dem mit einem Couvert besetzten Tisch zwischen unsern leeren vier Wänden zu speisen, und elender noch, wenn man aus der Gewohnheit gekommen ist, an Sommertagen am Tisch eines Berliner Restaurants und (sei er auch die weiße Taub' in einer Krähenschaar) im heißen, immer leicht von gelindem Fettdunst durchzogenen, schlecht ventilirten Speisesaal, oder im Vorgarten zum Schauspiel jedem Vorübergehenden, zu tafeln. Wir selbst können uns dessen nicht besser bewußt sein, als jene freundlichen und barmherzigen Schwesterseelen, welche diesmal ein gütiges Geschick in ihren Häusern, bei ihren Männern, noch bis tief in den Hochsommer hinein in Berlin zurückhielt. Welche reizenden Garten-, Terrassen- und „Flach-Dachfeste" wissen sie hinter und auf ihren Häusern zu veranstalten und zu improvisiren; welche wohlgemischten und wohlgekühlten Erdbeerbowlen zu bereiten, zu credenzen und mit dem Zauber ihres Worts und ihres Lächelns zu würzen! Welche „Solokrebse", der Pariser Concurrenz um deren Erwerb zum Trotz, in den geheimsten Uferlöchern märkischer Wasserläufe oder doch an der Wallstraße in dem berühmten Süß- und Seewasseraquarium für genießbare und schmackhafte Fluß- und Meeresproducte auszuspüren und, zu ganzen Schaaren in ungeheuren Schüsseln versammelt, im grün garnirten Purpurkleide ihren Gästen zum schönen Sommertrost zu serviren, und so jeden Schmerz und jede Ungeduld über die Monate vergessen zu machen, welche uns noch von dem Wiedersehen der zarten, mild anlächelnden, holden Blume der Meerestiefe, der Auster, trennen!

In ältern Zeiten, als noch der in Berlin verlebte Sommer die Regel, der sommerliche Exodus nichts weniger als allgemeiner Gebrauch geworden war, stand im Vordergrund der hiesigen Sommerfreuden nicht nur für die Mitglieder jener kleinbürgerlichen Gesellschaft, welche einst Adolf Glasbrenner so meisterhaft in seinen humoristischen Lebensbildern porträtirt hat, sondern auch für die der sogenannten „Guten" und „Besten", die Landpartie nach irgend einem der in der Kiefernhaide versteckten, an Havelseen oder Flußufern, in der Nähe wohlgefüllter Fischkästen gelegenen, Gasthäuser oder kleiner Ortschaften im zweimeiligen Belagerungsrayon der Hauptstadt. Die Hochsommermonate, die Monate der beständigsten Witterungszustände, während welcher man mit einiger Sicherheit auf ein mehr als achtundvierzigstündiges Farbehalten der sinnreichen Barometerblume rechnen gekonnt hätte, wenn dieselbe damals bereits erfunden gewesen wäre, waren vorzugsweise auch die der zahlreichsten und merkwürdigsten Berliner Landpartien. Schulzendorf, das alte Saatwinkel, Pichelsberg, die Grunewaldseen und das reizendste weltverborgenste, der großen Menge noch immer am wenigsten bekannte, Ziel derselben, das Tegler Forsthaus unter den alten Föhren am See, der Förster und die Frau Försterin Schulz

wissen davon zu erzählen. Gegenwärtig will es mir so erscheinen, als ob, in jener „guten“ und „besten“ Gesellschaft wenigstens, der Geschmack an diesen idyllischen Sommergenüssen in Berlins Umgebung bedeutend abgenommen hätte, als ob diese Picknicks von mühsam dazu zusammengetrommelten Paaren, heirathsfähigen Fräuleins und hoffnungsvollen jungen Männern mit mitgebrachten Kuchen, Kaffee, Wein, Braten und Würsteln im Kiefernwalde, mit obligater Wasserfahrt, abendlichem Quartettgesang, wildem Feuerwerk, Tanz und „Katze und Maus“ auf moosigem Boden, immer seltener geplant und ausgeführt würden. Es ist, als sagte man sich: wollen wir Waldluft und Losgebundenheit von allem gehemmten, eingeengten städtischen Wesen genießen, so suchen wir diese Güter lieber gleich da, wo wir sie doch noch unverfälschter und reiner zu finden sicher sind: in entlegenen Gebirgen, an Alpenseen, im Hochwald, an breiteren, prächtigeren Strömen und tobenden Katarakten auf. Durch die enormen Steigerungen des Fuhrlohnes für Berliner Miethwagen und des Trinkgeldes für ihre Lenker ist der Unterschied der Kosten zwischen den Expeditionen in carrozza zu den Berliner Umgebungen und den auf der Eisenbahn in die schöneren Fernen während der letzten Jahre bereits immer mehr und mehr auf ein Minimum verringert. Haben wir aber Grund, die Reise zu scheuen, so leistet der nahe, unvergleichliche Garten der Flora, der Zoologische, der eigne, zu unserm Hause gehörige, uns den gleichen Dienst, erfüllt den gleichen Zweck jedenfalls noch bequemer, angenehmer, ausgiebiger als jede jener umständlichen, ermüdenden, zeitraubenden Partien.

Ich nannte hier einen Namen, welcher durch schmerzliche Schicksale, mit denen das betreffende Wesen während seines erst dreijährigen Daseins zu kämpfen gehabt hat, für manche Berliner Ohren einen nicht ganz reinen und angenehmen Klang erhalten hat: die Charlottenburger Flora. Man weiß, daß sie von Geburt an von Schwierigkeiten umlagert, von der Ungunst der allgemeinen Verhältnisse, der Gleichgültigkeit der Menschen und den Consequenzen gewisser, ihre Gründung begleitender Vorgänge belastet und gehemmt, einen harten, zuweilen fast hoffnungslosen Kampf um's Dasein zu führen gehabt hat. Verschiedene Aerzte haben mannigfache Heilmethoden an ihr versucht und damit oft die Uebel nur noch schlimmer gemacht, an denen sie krankte. Aber während der ganzen Dauer ihres Leidens hat man ihrer schönen, edlen, liebenswürdigen Erscheinung es niemals anzusehen vermocht, daß lebensfeindliche Mächte an den Wurzeln ihrer Existenz zerrten. Immer zeigte sie ihren Freunden dasselbe bezaubernde Gesicht, und verschärfte damit doppelt den Schmerz, daß so viele erquickliche Anmuth die damit Geschmückte nicht vor dem gemeinem Geschick des Zugrundegehens bewahren sollte.

Durch glücklich angewendete Beschwörungsmittel ist dasselbe bisher noch immer wieder von ihr abgewendet, seine Erfüllung wenigstens hinausgeschoben worden. Ein neuer Sommer ist gekommen, und sie ist schöner wie je. Nach meinem Geschmack am schönsten, wenn sie am einsamsten ist, in den Morgen-, Vormittags- und Nachtstunden solcher Julitage, wie sie uns in diesem Jahr leider nur gar zu selten und wenig vergönnt sind. Aber, wie bei mancher menschlichen „Flora“ auch, stimmen in diesem Punkte ihr eigner Geschmack und ihre eignen Neigungen keineswegs mit denen ihrer liebevollen, aber egoistischen Freunde überein. Sie zieht den Massenbesuch von ganzen Völkern von Gästen, soviel sie deren nur in ihrem weiten, herrlich geschmückten Garten und ihren Palasträumen aufnehmen kann, dem auch des sinnigsten, schönheitkundigsten einzelnen Verehrers bei weitem vor; hält es zu ihrem fröhlichen Gedeihen für viel ersprießlicher und nothwendiger, wenn sich der Schwarm auf ihren Wegen drängt, als wenn einsam wandelt ihr Freund, zwischen den Teppichbeeten, den Rasen- und Rosenparkets. Sie scheut daher kein Mittel, um jenen Schwarm an- und hereinzulocken. Nach traurigen Erfahrungen an der alleinigen Macht ihrer Schönheit zur Erreichung dieses Zweckes zweifelnd, hat sie sich mit dem allen Berlinern werthen und lieben Tonmeister Bilse associirt, dessen Orchester allabendlich, von ihm geleitet, seine feurigen, elektrisirenden, süß einschmeichelnden und verlockenden Weisen dort unter den prächtigen alten Bäumen der Flußterrasse erklingen läßt. An jedem regenfreien Abende sicher nicht vergebens. Die Kraft, welche während des Winters die Säle des Concerthauses mit der musikdurstigen Menge bis zum Ersticken füllt, bewährt sich auch hier in diesen weiten Gartenhallen. Aber gegen die feindliche Macht des Regens, welcher Berlin in diesem Hochsommer erbarmungslos den Einen zur Lust, den Andern zum Jammer preisgegeben zu bleiben scheint, kämpfte ein Gartenorchester vergebens; und wenn es selbst „verdeckt“ wie in Bayreuth spielte, aus Meistern wie jenes zusammengesetzt wäre und von dem „Meister an sich“ persönlich in der geschopptesten Rosa-Atlasrobe und „Stiefeln in Rosen“ dirigirt würde.

Schade für die schöne Flora ist es, daß der Fürst-Reichskanzler nicht die innige, treue, anhängliche Liebe theilt, welche sein berühmtester und ihm am längsten zu Rath und That verbundener Ministercollege derselben widmet und beweist, oder daß dieser trotz seiner unsterblichen Verdienste um Regiment, Staat und Gemeinde nicht denselben Grad der Popularität im Vaterlande und der ganzen übrigen irdischen Welt zu erobern vermocht hat wie jener. Wenn der „terrible chancelier“, statt weltverborgen in Varzin sich der Einsamkeit zu ergeben, dieselbe und seinen Morgenkaffee, wie Graf Eulenburg, an jedem Sommertage, ob schön, ob Regen, in dem stillen duftdurchwehten Garten der Charlottenburger Flora zwischen den blühenden Meisterschöpfungen Joseph Glatts suchte, würde er zwar sehr bald nichts weniger als allein darin sein und die Gesundene erschreckend schnell verloren haben; während ihr Genuß dem Herrn Minister des Innern dort noch niemals durch die zudringliche Menge verkümmert worden ist. Aber der Flora wäre geholfen und den Leiden, welchen man sie wohl unterliegen zu sehen fürchtete, sicherer obgesiegt, als es selbst Bilses „Musik mit ihrem Silberklang“ gelingen dürfte. Sie könnte die Höhe des Eintrittspreises während dieser Kaffeestunden des Fürsten Bismarck ganz nach Belieben steigern, — man würde dennoch sich an ihrer Kasse um ein Billet fast die Hälse brechen, und bald wäre der Wurm definitiv getödtet, der so lange an der Blüthe der Gesundheit und Lebenskraft Floras genagt hat. Ein schöner Traum! Es soll geringe Aussicht auf seine Realisirung sein.

Näher der Stadt, oder vielmehr im innersten Westen Berlins selbst, hat sich in diesem Frühling ein anderes Garteninstitut aufgethan, welches sich während der Abende (den Begriff in der weitesten Ausdehnung über Mitternacht hinaus gefaßt) dieses Juli als ein so vorzüglicher Hochsommertröster erwiesen hat, wie während der früheren Tagesstunden die Flora dem, welcher sie aufsucht. Das Wiener Café, mit so unwiderstehlichen Waffen wie seine Melange und sein Pilsener Bier operirend, hat auf seinem an Siegen und an Ehren reichen Eroberungszuge durch Berlin endlich auch den Hauptsitz der schönen und eleganten Welt unserer Stadt, die Bellevuestraße, erreicht und hier das Panier seiner Herrschaft aufgepflanzt. Die Herren Bauer und Brückel errichteten auf diesem vorgeschobenen Posten eine glänzend ausgestattete Station, welcher sich sehr bald die enthusiastischen Sympathien der guten Gesellschaft, der „Westlichen“, Berlins zuwandten.

Es läßt sich nicht behaupten, daß die Landschaftgärtnerei an diesem überraschenden Erfolge des neuen öffentlichen Gartens einen Antheil gehabt hätte. Die Reize, welche er jener schönen Kunst oder der ihr zur Bearbeitung gegebenen Natur dankt, sind außerordentlich bescheiden. Auf die Mitwirkung der Musik ist gänzlich verzichtet worden; und zum Heil der Besucher und der Nachbarschaft! Die Vertheilung von Licht und Schatten in dem Kunstwerk dieses Etablissements erfährt gerechte kritische Anfechtungen. Man leidet von einem Zuviel des Ersteren, welches in der wenig angenehmen Form von Bogenreihen weißer blendender Glaskugeln auftritt. Aber weder was er zu viel, noch was er zu wenig hat, konnte die Zugkraft dieses Gartens mindern. Sein heißer Kaffee und Eierpunsch und sein desto kälterer Eiskaffee, sein Wiener Märzen und sein Pilsener, seine Wiener Kellner und ihrer Sitten Freundlichkeit haben ihm schnell die Schätzung

der Männer und nicht weniger die Gunst der Frauen erworben. Gern saugen diese jenes verführerisch süße, würzig eisige Naß durch die hineingestellten Strohhalme auf; gern die ersteren den vollen Strom der echten Brauereiproducte des östreichischen Kaiserstaates aus ungezählten Seideln. Noch scheinen die interessanten Artikel der sinnreichen Herren Ermisch und Hellwig in der Dresdener Straße zu Berlin sich noch keinen Zutritt in die Bottiche errungen zu haben, in welchen man diese Biere braute; noch ist darin der Hopfen schwerlich bereits durch den von jenen so freundlich empfohlenen, „in jüngster Zeit so sehr in Aufnahme gekommenen und als praktisch anerkannten, echten, concentrirten, doppelt schweflig sauren Kalk“ ersetzt und verdrängt, das Malz noch nicht dem Glycerin „zum Vollmundig- und Süffigmachen des Bieres“ gewichen. So hat auch der baumlose Garten die Besucher und bald hat noch mehr die Gesellschaft darin — die Gesellschaft angezogen. Wo in aller Welt fände man eine solche Zahl der besten, gescheidtesten, bekanntesten „Ritter vom Geist“? so viele anmuthvolle, lebensfrohe, kluge Frauen von so glücklicher Natur und so reicher Bildung, mit so lachenden Augen und Lippen, mit so unvergleichlichen spitzen, breitkrämpigen oder krämpelosen Hütchen auf dem braunen Haar, die graziösen, blühenden Gestalten von so wahrhaft „mirabolanten“ Prinzeßroben eng umspannt, auf einem Raum von so wenigen Quadratmetern unter freiem Himmel während der Abendstunden beisammen, wie in denen dieses Juli in jenem Garten der Berliner Bellevuestraße? Wie oft hat uns während dieses so übel verleumdeten Monats dort das von heiterem Geist, Witz und Leben sprühende Geplauder und Gespräch mancher Tafelrunde und der Anblick ihrer Beisitzerinnen gebannt oder gefesselt, daß uns „wurde die Nacht zur schöneren Hälfte des Tages!“ Und wir sollten vor dem Berliner Hochsommer fliehen, der uns dazu verhalf?!

Und noch zu vielen anderen guten und vollkommenen Gaben, von denen wir freilich einige der besten — Beispiel: Frau Hartmann-Schneeberger — auch wieder dem lieben Wien verdanken.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Dr. Ludwig Geßner, kaiserlicher Legationsrath, der Verfasser des trefflichen, nun in zweiter Auflage erschienenen Buches: „Le Droit des Neutres sur Mer“, hat eine Reihe völkerrechtlicher Aufsätze, die zuerst in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen waren, nun gesammelt und in verbesserter Auflage als besondere Schrift unter dem Titel: „Kriegführende und neutrale Mächte“ (Berlin 1877, Heymanns Verlag) herausgegeben. Die Schrift bespricht in sachkundiger und klarer Weise die Hauptfragen des Seekriegsrechts und verdient die Beachtung nicht allein der Diplomaten und Juristen, sondern besonders der großen Kaufleute, deren Interessen dringend eine Reform des großentheils noch barbarischen Seerechts fordern.

Der überlieferte Kriegsgebrauch im Seekrieg ist bekanntlich noch weit roher und barbarischer als das heutige Landkriegsrecht. Insbesondere besteht noch immer der große Unterschied, daß die civilisirten Staaten heute im Landkrieg das Privateigenthum der Einwohner auch im feindlichen Lande achten und so weit schonen, als es die Natur des Kampfes und die Sicherheit der Armeen irgend möglich macht, während im Seekrieg die Seemächte sich heute noch für berechtigt halten, das Privateigenthum friedlicher Kaufleute als Beute wegzurauben. Der Hauptgrund dieses Unterschiedes liegt nicht darin, daß das Privateigenthum, wenn es auf Kauffahrteischiffen schwimmt, weniger Beachtung verdiente, als wenn es in dem Magazine einer Stadt verwahrt wird, auch nicht darin, daß der Seekrieg wesentlich andere Bedürfnisse hätte als der Landkrieg, sondern lediglich darin, daß die größte Seemacht der Welt, Großbritannien, sich bisher nicht hat bewegen lassen, die alte räuberische Willkür, welche die englische Marine zu üben gewohnt ist, zu beschränken und die übrigen Seemächte sich zu schwach fühlen oder nicht entschlossen und einig genug sind, die Reform, von deren Berechtigung sie überzeugt sind, auch gegen den englischen Widerspruch durchzusetzen.

Einmal hat sich allerdings auch England entschlossen, dem vereinten Drängen der übrigen Seestaaten ein Zugeständniß zu machen. Auf dem Pariser Congreß von 1856 hat es nach langem hartnäckigem Sträuben endlich zugestimmt, daß die Kaperei abgeschafft werde, d. h. daß die feindlichen Handelsschiffe und das Handelsgut wenigstens vor der Raubgier privilegirter Privatseeräuber gesichert werden, ferner, daß die feindliche Handelswaare unter neutraler Flagge gedeckt sei, nicht auf neutralem Gebiet geraubt werden dürfe, endlich, daß der Handelsverkehr nur durch eine wirkliche nicht eine blos fictive Blokade bedroht werden dürfe.

Von Zeit zu Zeit wurde freilich in dem englischen Parlament und in der englischen Presse heftige Klage geführt über solche Zugeständnisse. Aber die leitenden Staatsmänner trauten sich doch nicht, dieselbe zurückzunehmen. Vergeblich bemühten sich englische Publicisten und Juristen, die frühere Willkür als geheiligtes geschichtliches Völkerrecht zu preisen und wider die philosophische und philanthropische Neuerungssucht zu eifern. In England selbst konnte die Wahrheit, daß die Welt unmöglich alles alte geschichtliche Recht unverändert forterhalten könne auch dann, wenn Jedermann einsieht, daß dasselbe jeden sittlichen, vernünftigen Grundes entbehre und nur überlieferte Gewaltthat, Rohheit, Willkür sei, doch nicht dauernd verkannt werden. Ein Volk, das die Sklaverei bekämpfte, die einstmals auch als geheiligtes geschichtliches Recht vertheidigt worden war, konnte und kann den geschichtlichen Seeraub nicht in seiner vollen zügellosen Wildheit fortwährend gutheißen.

In der That einige Symptome zeigen sich, daß man in England sich zu schämen anfängt der alten von allen civilisirten Völkern verurtheilten Seeraubpolitik.

Die Reform von 1856 war aber eine halbe. Die Menschheit verlangt heute ganze Arbeit. Der Seeraub von Kapern und der Seeraub von Kriegsschiffen geübt, ist gleich verwerflich. Die Frage der Reform ist nur durch gänzliches Verbot aller Plünderung, wie auf dem Lande, so zur See zu lösen.

Ueber diese Grundfrage wird sich die „Gegenwart“ in Bälde näher aussprechen, einstweilen mag diese Andeutung und die Verweisung auf die oben genannte Schrift genügen.

Bluntschli.

Bibliographie.

H. Baumgart, Aristoteles, Lessing und Goethe. Ueber das ethische und das ästhetische Princip der Tragödie. 8. II u. 83 S. Leipzig 1877, Teubner. 2. 40.

Br. Bauer, Christus und die Caesaren. Der Ursprung des Christenthums aus dem römischen Griechenthume. 8. II u. 388 S. Berlin 1877, Grosser.

L. Capuana, profili di donne. Con un' acqua forte di G. Grandi. 8. VIII u. 254 S. Mailand 1877, Brigola. L. 3. 50.

Colombi (Marchesa), tempesta e bonaccia. Romanzo senza eroi. 8. 231 S. Mailand 1877, Brigola. L. 2. 50.

Cordula, seconde pagine. 8. IV u. 263 S. Mailand 1877, Brigola. L. 2. 50.

P. Deußen, die Elemente der Metaphysik. Als Leitfaden zum Gebrauch bei Vorlesungen sowie zum Selbststudium. Lex.-8. XII u. 188 S. Aachen 1877, Mayer.

Emma, la leggenda di Valfreda. 8. XV u. 280 S. Mailand 1877, Brigola. L. 3. —.

B. Erdmann, die Axiome der Geometrie. Eine philosophische Untersuchung der Riemann-Helmholtz'schen Raumtheorie. Lex.-8. X u. 174 S. Leipzig 1877, Voß. 4. 80.

G. Gaskell, Algerien wie es ist. Aus dem Englischen in's Deutsche übertragen von M. von Weißenthurn. 8. XI u. 356 S. Wien 1877, Faesy u. Frick.

Thom Lange, die hellen Nächte. Eine Erzählung. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. 8. VIII u. 380 S. Gotha 1877, Schloeßmann. 4. 50.

Inserate.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 18. August 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Eine „diocletianische" Kirchenverfolgung im vorigen Jahrhundert.

Unter den Schlagwörtern, mit denen die ultramontane Partei der Masse zu imponiren sucht, steht die „diocletianische Verfolgung", mit welcher der augenblickliche Zustand der katholischen Kirche verglichen wird, so ziemlich oben an. Warum aber gerade diesen römischen Kaiser, der an der Schwelle zum Eingang der christlichen Aera stand, den Compagnon von Constantius Chlorus, den Vater des nachher unter die Zahl der Heiligen aufgenommenen sogenannten großen Constantin, zum Typus von Satan und Belial machen und nicht vielmehr Nero, der seine Gärten mit den mit Pech überzogenen Körpern der Christen auf so eigenthümliche Manier illuminirte? Es läßt sich geschichtlich nachweisen, daß die Zahl der Christen, welche unter Diocletian im ganzen Umfange des Reiches hingerichtet wurden, fünfzehnhundert nicht übersteigt, ein Betrag, der nach der extensiven Ausbreitung, welche das Christenthum damals schon angenommen hatte, einen verschwindend kleinen Procentsatz der christlichen Bevölkerung des römischen Reiches repräsentirt, während die früheren Kaiser ihr Ausrottungswerk bekanntlich ganz anders und viel energischer angegriffen hatten. Den Massenschlächtereien eines Torquemada und Arbues gegenüber kann natürlich die Periode Diocletians kaum irgendwie in Betracht kommen.

Der Grund für diese einer gewaltigen geschichtlichen Hyperbel entsprungene Stigmatisation der diocletianischen Zeit als derjenigen, in welcher die Kirche die schlimmsten Tage erlebte, liegt ziemlich nahe. Damals, am Schlusse des dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts, war das Christenthum factisch schon die herrschende Religion geworden, und der von verschiedenen Kaisern gemachte Versuch, durch seine Unterdrückung die mehr und mehr gefährdete Staatseinheit zu retten, verschaffte ihm nur desto sicherer den vollständigen Sieg. Eine Kirche aber, die ihre Macht und ihren Einfluß steigen sieht, tritt der Welt, d. h. der Obrigkeit, mit ganz anderen Prätensionen gegenüber, als eine Anzahl getrennter Gemeinden, die zufrieden sind, sich in Katakomben und Wäldern versammeln zu können. Uebrigens kann die neronische Verfolgung heute schon aus dem Grunde nicht für kirchlich-ultramontane Argumentationen ausgebeutet werden, weil Paulus bekanntlich damals die nicht mißzuverstehenden und durch exegetische Verdrehungen auch nicht mißzudeutenden Worte geschrieben hat: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat!" Weltbeherrschende Gedanken lagen den Angehörigen der christlichen Gemeinden ferne, erst im dritten Jahrhundert bildete sich der Begriff einer die Welt umfassenden Kirche heraus.

Ebensowenig jedoch wie die neronische Christenverfolgung hält man von Seiten der leitenden Macht, d. h. der Jesuiten, den Gläubigen eine andere Verfolgung der Kirche entgegen, die vielleicht als Unicum in der katholischen Kirche dasteht, und dies nicht etwa deshalb, weil die Leiden der Gläubigen dazumal den Himmel um Erbarmen angerufen hätten, sondern weil die Verfolgung in einem Lande stattfand, das in der Darbringung zahlreicher Hekatomben an die Inquisition mit Spanien wetteiferte und dessen Herrscher von jeher eine Ehre darein gesetzt hatten, für die Ausbreitung der Kirche auf Erden zu sorgen. Ich wüßte nur einen analogen Fall in der Geschichte namhaft zu machen, der mit der Pombal'schen Periode auf gleichen Fuß zu stellen ist: die Behandlung der Templer durch Philipp den Schönen, wobei allerdings der Unterschied besteht, daß Clemens V. die verächtliche Creatur des französischen Königs war und zur entsetzlichen Vernichtung des Ordens mitwirkte, während die verschiedenen Päpste, mit denen Pombal zu thun hatte, die Sache des Jesuitenordens auch zu der ihrigen machten.

Ehe wir jedoch die Art und Weise näher auseinandersetzen, wie Pombal widerspänstige Bischöfe und Geistliche „sperrte" und wie nachdrücklich er sein „Brodkorbgesetzsystem" zu handhaben wußte, möge einer historischen Legende, zu der jene Zeit Veranlassung gegeben, näher in's Auge gesehen werden.

Man ist heutzutage gewöhnt, den Papst Clemens XIV. mit dem Glorienschein einer Freisinnigkeit zu umgeben, in dem uns weder vor noch nach ihm irgend ein Träger der Tiara wieder erscheint, und dies vermuthlich aus dem einzigen Grunde, weil dieser Papst seinen Namen unter die Bulle Dominus Redemptor noster setzte oder zu setzen genöthigt war. Clemens XIV. war vielmehr vom Beginne seiner Laufbahn eine Creatur des Jesuitenordens gewesen, durch seine Bemühungen hatte er unter Clemens XIII. den Purpur erhalten und trotz allen Versicherungen von Louise Mühlbach, die Joseph II. bei der Nachricht von der Wahl dieses Papstes einen seiner liberalen Purzelbäume schlagen läßt, wurde sein Auftreten von den Höfen von Frankreich, Spanien und Portugal, welche damals gemeinschaftlich an der Aufhebung des Ordens arbeiteten, nichts weniger als gern gesehen. Diesen vereinten Bemühungen setzte Ganganelli im Anfang den hartnäckigsten Widerstand entgegen, ja er verlieh einige Monate nach seiner Wahl dem Orden die den Freiheiten der gallikanischen Kirche schnurstracks zuwiderlaufende Befugniß, Generalablässe zu ertheilen. Und als endlich dem Andringen der Gesandten der drei Mächte nachgegeben

werden mußte, spielte Clemens XIV. eine so erbärmliche, unwürdige Rolle, wie kein Nachfolger Petri vor oder nach ihm; da weder Bitten noch Beschwörungen und noch viel weniger heiße Gebete etwas fruchteten, nahm er zu Selbstdemüthigungen seine Zuflucht, welche seine Dränger natürlich nur bestärken mußten. Clemens XIV. hatte vollständig dieselben Ansichten über die Jesuiten, wie sie jeder Papst hatte und jeder auch für immer haben wird, höchstens daß ihm die zähe Widerstandskraft seiner Vorgänger fehlte, welche dem Andringen der katholischen Mächte ein unerbittliches Non possumus entgegensetzten. Zugleich sah er im Hintergrunde das Gespenst selbstständiger, von Rom unabhängiger Nationalkirchen aufsteigen, und zwischen die Alternative eines Schismas und der Aufhebung des Ordens gestellt, wählte er das kleinere Uebel; vielleicht sah er mit prophetischem Blick voraus, daß dem expellimur ut canes auch das renovabimur ut aquilae folgen mußte. Wenn irgend Jemand in dieser Hinsicht ein Verdienst zu beanspruchen hat, so ist es der Minister Portugals, der Marquis von Pombal.

Der durchgreifende Unterschied, der hinsichtlich des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den Regierungen und dem Gesammtapparat der römisch-katholischen Hierarchie vor und nach dem Jahre 1789 in die Augen fällt, ist bekanntlich der, daß, während im vorigen Jahrhundert Regierung und Geistlichkeit einander befehdeten, weil jene in dieser mit Recht den Hemmschuh auf dem Wege zum vollkommenen und ausgebildeten Absolutismus sah, nach dem Wiener Frieden Thron und Altar friedlich Arm in Arm gingen, mit gegenseitiger Unterstützung ihre Orgien feierten und aus dem Leder der misera contribuens plebs die Riemen zu ihrer Knechtung schnitten. Daher auch die auf den ersten Anblick auffallend erscheinende, aber bei näherem Zusehen sehr leicht erklärbare Thatsache, daß das Volk früher in den Geistlichen und den Orden seine natürlichen Verbündeten und Helfer gegen den willkürlichen Absolutismus sah; und bekanntlich bat das Volk in Madrid den König Karl III., der ihm die Gewährung einer besonderen Gunst in Aussicht gestellt hatte, nicht um Erleichterung der Steuern, sondern um — Zurückrufung der vertriebenen Jesuiten. Das fleischgewordene Princip dieses mit der geistlichen Macht um den Alleinbesitz der Gewalt ringenden Absolutismus ist der Marquis von Pombal, einer der energischsten Charaktere, welche die Geschichte überhaupt aufzuweisen hat.

Nachdem er das Volk durch die blutige Unterdrückung eines Aufstandes eingeschüchtert, kam der Adel an die Reihe und eine wahrscheinlich fingirte Verschwörung des Herzogs von Aveiro diente dazu, um auch diesen Stand zu demüthigen. Gewöhnlich wird angenommen, daß die Jesuiten bei dieser Verschwörung die Hand im Spiele hatten; in dem gegen Aveiro und seine Mitschuldigen gefällten Urtheil wird aber des Ordens als Mitschuldigen nur in secundärer Beziehung gedacht, der eigentlichen Theilnahme konnte er nicht überführt werden. „Diese Priester," sagte er erst später, „haben sich die schmählichsten und schamlosesten Uebergriffe gegen die Krone in Afrika, Amerika und Asien zu Schulden kommen lassen, sie sind es, welche einen frühern Aufruhr in Portugal hervorgerufen haben, welche die schändlichsten Verleumdungen gegen die Ehre des Königs verbreiteten, Zwietracht und Haß unter den Unterthanen aussäeten, in den intimsten Beziehungen mit dem Herzog von Aveiro standen und ihn ihrem alten Grundsatz gemäß, daß der Königsmord erlaubt sei, zu dem Attentate auf das Leben des Königs verleiteten. Ja, hätte man gar keine andern Beweise für die Schuld der Jesuiten, so spricht doch der Grundsatz: semel malus semper praesumitur malus in eodem genere malo für ihre Theilnahme am Attentat; denn, wenn ein Jesuit ein Interesse dabei hat, ein Verbrechen zu begehen, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß er es begangen hat, besonders wenn er seine Unschuld nicht auf die evidenteste Weise beweisen kann." Der selige Herr von Mühler hat bekanntlich in seinen Correspondenzen mit den deutschen Bischöfen sich weit urbanerer Ausdrücke bedient.

Schon vorher hatte Pombal den Orden seiner Beichtvaterstellen am königlichen Hofe entsetzt und der Cardinalpatriarch von Lissabon mußte auf Andringen des Ministers wohl oder übel in den sauren Apfel beißen und den Vätern der Gesellschaft in seiner Diöcese die Abnahme der Beichte verbieten, welchem Beispiele dann die andern Bischöfe Portugals nothgedrungen folgten. Natürlich kam der Tod des Cardinalpatriarchen, der bald darauf erfolgte, zu gelegen, um denselben nicht als eine gerechte Strafe des Himmels darzustellen, in ganz ähnlicher Weise, wie kürzlich der Tod des Erzbischofs Loos von Utrecht, der einige Wochen vor der Weihe von Reinkens starb, von jesuitischer Seite ausgebeutet wurde.

Zufolge des Attentats waren verschiedene Jesuiten verhaftet worden, darunter auch Malagrida, in dem der ganze Orden gedemüthigt werden sollte. Die Verhandlungen mit der Curie, welche sich natürlich weigerte, ihre Zustimmung dazu zu geben, daß ein Jesuit vor ein weltliches Gericht gestellt würde, zogen sich in die Länge, Clemens XIII. beharrte auf dem Standpunkt des Non possumus, aber Pombal durchhieb den Knoten, indem er am 28. Juni 1759 ein Decret veröffentlichte, durch welches die Jesuiten aus Portugal und allen seinen Besitzungen verbannt wurden. Diese waren aber nicht in der Lage, wie ihre späteren Collegen in Preußen, ruhig das Erscheinen eines sie zum Abzug auffordernden Polizeicommissärs abwarten zu können oder mit gefüllten Taschen den Staub von den Füßen zu schütteln, sondern Pombal bekannte sich zu einem viel summarischeren Verfahren: er ließ mehr als 600 Jesuiten auf Schiffe packen und in Civitavecchia an's Land setzen; ein großer Theil derselben starb aber unterwegs Hungers und ihre Güter waren selbstverständlich vorher confiscirt worden. Malagrida aber, ein 73jähriger Mann, wurde vom Parlament von Lissabon zum Scheiterhaufen verurtheilt, aber nicht etwa wegen Theilnahme an der Verschwörung gegen das Leben des Königs — denn davon stand in seinem Urtheil keine Silbe —, sondern wegen — Häresie! Er wurde in seinem Ordenskleide nach dem Richtplatze geführt und Lissabon hatte noch bei keinem Autodafé die Entfaltung eines solchen Glanzes gesehen. Voltaire nannte den Fall Malagridas mit Recht „l'excès du ridicule joint à l'excès de l'horreur". Bei den Verhandlungen mit Rom hatte Pombal seinem Gesandten beim heil. Stuhl die denkwürdigen Worte geschrieben: „Daß Seine Majestät der König einen fünfzigjährigen Krieg mit dem reichsten und mächtigsten Staate Europas bei weitem nicht für so gefährlich halten würde als die längere Anwesenheit der Jesuiten in Portugal."

Dies war aber nur das unbedeutende Vorspiel zu noch anderen „Insherzstoßmaßregeln" gegen Papst und Geistlichkeit. Am 6. Juni 1760 wurde die Vermählung der Thronerbin von Brasilien mit dem Infanten Dom Pedro, Bruder des Königs gefeiert. Allen Mitgliedern des diplomatischen Corps wurde das Ereigniß officiell mitgetheilt, nur der päpstliche Nuntius wurde übergangen.

Auf seine Beschwerde erhielt er eine ausweichende Antwort von Pombal, und als an den folgenden Abenden ganz Lissabon festlich illuminirt war und die Gesandten einander in der Entfaltung der luxuriösesten Pracht förmlich zu überbieten suchten, bot nur das Hotel des Nuntius eine dunkle Façade in dem allgemeinen Lichtmeer. Darauf eben hatte Pombal gewartet, er berief sofort den Staatsrath, dem der König selbst präsidiren mußte, und die Austreibung des Nuntius aus Portugal wurde beschlossen und sofort ausgeführt. Nicht einmal die nothwendige Zeit, um seine Angelegenheiten zu ordnen, wurde ihm gelassen, Bewaffnete drangen in seine Wohnung, man brachte ihn in einen schon bereitstehenden Wagen, führte ihn an's Ufer des Tajo, von wo ihn ein Fahrzeug an die spanische Grenze brachte! Das war eine Brutalität ohne Gleichen und man muß mit dieser Behandlung die Situation vergleichen, deren sich heute die päpstlichen Nuntien überall, wo sie accreditirt sind, erfreuen. Meglia konnte ungestraft von München aus in der katholischen Kirche Württembergs wühlen

und dem Bischof Lipp von Rottenburg ein Bein stellen, in Belgien betheiligt sich der Nuntius an allen Processionen, die mehr einen politischen, als einen religiösen Charakter tragen, in Brasilien muß der päpstliche Gesandte vom Minister des Aeußern daran erinnert werden, daß dem Vertreter einer fremden Macht ein Einmischungsrecht in die Angelegenheiten des Staates, bei dem er beglaubigt ist, nicht zusteht, in Madrid droht Simeoni mit seiner Abreise, wenn der Staat Gewissensfreiheit gewährt, und im Haag, wo die Anwesenheit eines Nuntius ein diplomatischer Nonsens in des Wortes vollster Bedeutung ist, mißbraucht derselbe das ihm gewährte Gastrecht, um in einer dem Grafen Perponcher in die Hände geschmuggelten Note die bischöfliche Clerisei von Utrecht zu verhöhnen und Zwietracht unter den Bürgern desselben Staats zu säen. Das sind heute für die Herren der Hierarchie ganz andere Tage als damals.

Pombal wäre aber nur ein Stümper gewesen, wenn er seinen Arm ausschließlich dem Jesuitenorden hätte fühlen lassen, die Weltgeistlichkeit empfand an sich nicht minder die schlagenden Beweise seiner Energie, die einmal keinen Widerspruch dulden konnte, besonders wenn dieser von Trägern der Sutane ausging. Der Bischof von Coimbra wurde in's Gefängniß geworfen, warum? weil er seinen Gläubigen die Lectüre eines Buches verboten hatte, welches durch die von Carvalho eingesetzte Censurbehörde nicht verboten war.*) Widerspänstige Bischöfe und Priester ließ er kurzweg nach Afrika transportiren und wehe dem Kapitel, das sich geweigert hätte, eine Neuwahl vorzunehmen, sondern den ihm von Pombal oktroyirten Vorgesetzten nicht rückhaltlos anzuerkennen. Die geistlichen Güter, die von ihm eingezogen wurden, oder die Einkünfte der erledigten Pfründen flossen in den Staatssäckel; an die Möglichkeit, Laien, natürlich gut „katholische Christen", zur Verwaltung des sequestrirten Kirchenguts heranzuziehen, scheint er nicht gedacht zu haben.

Und wie, wird man endlich fragen, verhielt sich denn Curie und Papst zu diesem Vorgehen des portugiesischen Ministers? An Verfluchungen, Bannstrahlen u. s. w. darf man natürlich nicht denken, denn einmal wachte Pombal auf's Gewissenhafteste über die Ausführung des von ihm verschärften Placet regium bei allen päpstlichen Bullen, und dann wäre dem Bischof oder Geistlichen, der es etwa gewagt hätte, sie zu verkünden, der Scheiterhaufen sicher gewesen. Von einem „rollenden Steinchen" träumte der Nachfolger Petri damals auch nicht, und so blieb schließlich nichts übrig, als den Weg directer Vorstellungen beim König zu versuchen, den aber Pombal schon nach dem ersten derartigen Versuch gründlich zu verbarrikadiren wußte. Er selbst hatte Edelsteine, sächsisches Porzellan und klingende Münze nicht gespart, um sich im Cardinalscollegium eine starke, ihm ergebene Partei zu werben. Man sah in Rom damals wohl, daß man mit Gewalt blutwenig ausrichten würde, zumal auch die Höfe von Madrid und Paris auf die Unterdrückung des Ordens drangen. Clemens XIV. scheint ein echter politischer Allöopath gewesen zu sein, denn er erwiederte die Grobheiten und Insolennitäten des portugiesischen Gesandten in Rom mit Zuvorkommenheiten gegen Pombal, die man geradezu in's Reich der Fabeln verweisen würde, wenn sie nicht historisch beglaubigt wären. Dieser Papst pries nämlich — alle die hier geschilderten Maßregeln waren in Portugal schon genommen worden — in einem Consistorium die Verdienste Pombals um die Kirche, gab bereitwillig seine Erlaubniß zur Unterdrückung vieler Klöster in Portugal und verlieh dem Bruder seines Drängers und Peinigers den Purpur!

Dieser „Culturkampf" wurde doch in ganz anderer Weise geführt als heute in Deutschland, aber man thut von ultramontaner Seite gut, sich nicht auf ihn als abschreckendes Beispiel zu berufen. Denn einmal fand Pombal selbst bei Geistlichen und Bischöfen sehr nachdrückliche Unterstützung und ein Dominikaner, Figueireido, schrieb eine theologia tentativa, in welcher die Grundlinien einer freien, vom Papst unabhängigen, lusitanischen Staatskirche in feuriger und begeisterter Sprache festgestellt waren, und dann ist es ja ein Papst selbst, ein Nachfolger des Apostelfürsten, der den Bannfluch gegen den heute die Kirche beherrschenden Orden geschleudert, und wie könnte man die Prätension der rückwirkenden Kraft der Infallibilität auf alle Päpste im Ernste mit Thatsachen reimen, die man heute lieber mit dem Deckmantel der Vergangenheit übertüncht? Und im Buche der Geschichte darf bekanntlich der Laie nicht blättern, es sei denn, daß sein geistlicher Mentor für ihn diejenigen Seiten überschlägt, welche zu einem für die jesuitisch gewordene römische Kirche ungünstigen Vergleiche zwischen sonst und jetzt herausfordern.

Delft. Th. Wenzelburger.

*) Ein portugiesisches Gefängniß war aber natürlich nicht mit dem Comfort ausgestattet, dessen sich heute gefangene Kirchenfürsten erfreuen können; Pombal scheint auch nicht daran gedacht zu haben, zuerst die nothwendigen baulichen Veränderungen vornehmen zu lassen, welche etwa der Stand des Gefangenen erforderte.

Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen.

Von Alsaticus.

V.

Während zwei vollen Jahren, von 1871 bis 1873, konnte die ultramontane Partei ihr Terrain zubereiten. Der Plan war, alle Liberale, welche nach hartnäckigem und langjährigem Kampfe den Einfluß erobert hatten, zu beseitigen, ihnen das Recht das Elsaß zu vertreten aus den Händen zu winden und sodann clerikale Candidaten, am geeigneten Tage, auf die geeignete Stelle vorzudrängen und auch durchzubringen. Um zu diesem Ziele zu gelangen mußte aber von unten herauf gearbeitet und eine Lage geschaffen werden, in der nach und nach das politische Gebiet brach gelegt würde, um die neue Saat in wohl vorbereitetem Schoß aufzunehmen und gedeihen zu lassen. Dieser Plan konnte nur dadurch zur Geltung gelangen, indem man bei allen Municipal- und Generalrathswahlen zuvörderst die systematische Enthaltung predigte, die liberalen Einflüsse, die vorher in den Gemeinden und im Generalrathe ziemlich vorwiegend waren, verschwinden ließe, und nachher, bei gesäubertem Felde, mit aller Kraft zu den Parlamentswahlen vorschritte. In diesen letzten Wahlen allein lag für die ultramontane Partei der Schwerpunkt. Parlamentssitze mußten zuerst erobert werden; da war die eigentliche Macht und aus glücklichen Parlamentswahlen dachte wohl diese Partei später siegreich in die General- und Municipalräthe herunterzubringen.

Wer den verschiedenen Veröffentlichungen der Liga aufmerksam folgte, der wird mit Staunen bemerkt haben, daß von Anfang an die Enthaltung als Wahlprogramm aufgesetzt wurde; — nicht aber die Enthaltung in politischen, wo diese bei der Erhitzung der Gemüther nicht allzu sehr Befremdendes gehabt hätte, aber vielmehr in den Gemeinde- und Departementswahlen, wo es sich denn doch um Politik gar nicht handelte und wo im Gegentheil jeder Elsässer mit seinem ganzen Einflusse hätte mitwirken sollen, um zu verhindern, daß die Verwaltung oder auch die Eingewanderten die Handhabung der localen Geschäfte an sich rissen. Als die ersten Flugblätter der Liga, die ersten Correspondenzen der „République française" die Wahlenthaltung förmlich als Princip aufstellten und diejenigen mit Verdammung bedrohten, die es wagen würden zu wählen oder gar sich wählen zu lassen, da mag man mit Achselzucken auf diese unsinnige und unselige Politik heruntergeblickt haben. War es doch die vollständige Aufgebung alles elsässischen Sinnes, alles elsässischen Einflusses, und eine förmliche Abdankung zu Gunsten der deutschen Einwanderung! Einige Wenige nur schüttelten mit größerem Bedenken den Kopf und fragten sich, zu wessen Gunsten am Ende eine solche Politik in Scene gesetzt werde, und wer durch sie an's Ruder zu kommen hoffen konnte?

Was daraus entstehen sollte, das lag auf der Hand: Zogen sich die Liberalen unter ihr Zelt zurück, sie, die damals die Lage beherrschten und die, wollten sie es nur, fast überall siegreich aus der Wahlurne hervorgegangen wären, so mußte die Zeit kommen, wo die Wähler, dieser Enthaltung müde, sich an diejenigen halten würden, welche sich ihnen anböten; und wer konnten diese sein, als die clericale Partei, — oder auch noch die specifisch deutsch-eingewanderten Candidaten? Dem Landvolk liegt nicht viel an reiner Politik; von dieser hat es auch kein Verständniß; aber was es, auf längere Zeit, niemals aufgeben wird, das ist das Recht, in seinen localen Geschäften durch eigene, von ihm erwählte Vertreter mitzureden. Weigerten sich also die Liberalen, so würde es sich jedenfalls auf eine andere Seite hinwenden und brachte man ihm dann bei, daß die Liberalen es in Stich gelassen hatten, so wäre es ganz bereit, Anderen sein Zutrauen zu schenken.

Da mußte nun also der patriotische Terrorismus helfen. Blatt auf Blatt verbreitete die Liga im Lande ihre Parole: Wer wählt, der erkennt die Annexion als gültig, der verzichtet auf sein Recht, Franzose zu sein, oder wieder zu werden, der ist ein Deutscher und wird ein Deutscher bleiben — auch als solcher von seinen Landsleuten angesehen und verstoßen werden.

„Man ladet Euch ein, Wähler, in nächster Zeit zu den Municipalwahlen zu schreiten. Das ist ein Fallstrick, den man Euch legt .... laßt Euch nicht irre leiten! durch diese Stimmengabe heißen wir die Losreißung gut, deren Opfer wir sind! ..... Wenn Ihr zur Urne geht und dem Rufe der preußischen Regierung folgt, tretet Ihr von jetzt an Euer Recht als französische Bürger ab, und durch Euch selbst werdet Ihr preußische Unterthanen .... Höret nicht auf die, welche Euch sagen, man müsse wählen, um nicht die Gemeindeinteressen in fremde Hände übergehen zu lassen. Bismarck ist zu klug, um uns aus Deutschland, selbst wenn er deren finden könnte, Commissäre zu senden, um uns zu verwalten.*) Wenn wir durch unsere Enthaltung ihm werden bewiesen haben, daß er auf falschem Wege ist, wird er stille stehen!! ...“

So sprach die Liga im Juni 1871, in ihrer sechsten Nummer.

Schlag auf Schlag folgte eine zweite:

„Was kann es unserer localen Entwickelung schaden, wenn wir vorübergehend unserem Municipalrecht entsagen? Wenn auch der Fortschritt unserer Gemeinde aufgehalten wird, ... so haben wir doch wenigstens nicht Hand geboten zur Organisation der preußischen Eroberung.

... Ihr werdet die höhnische Wahl meiden, welche Euch der Feind anbietet und welche seine Polizei überwacht ...

Wir wollen durch passiven Widerstand kämpfen. Enthalten wir uns!“

So klang es in dem achten Blatte der Liga.

Nicht so befriedigend als diese es wahrscheinlich hoffte, fiel das Wahlresultat aus. Die großen Städte wählten, in Straßburg kam es selbst zu einem heftigen Streite zwischen der liberalen und clerikalen Partei, wobei diese völlig unterlag. Auf Straßburg richtete sich auch alsobald das besondere Augenmerk der Liga. Durch die Wahl Lauths als Bürgermeister hatte sie ein gefälliges, allen Einschüchterungen williges Instrument zur Hand, und als im Laufe des Jahres 1873 die Bezirkswahlen in der Hauptstadt unter großer Theilnahme vorgenommen wurden, und der abgesetzte Bürgermeister mit drei Adjuncten gewählt ward, war es der Liga leicht, diesen schwachen Mann zur Eidesverweigerung zu bringen und somit in Straßburg plötzlich die trübste aller Lagen zu schaffen und die große Majorität dieser bis dahin so ruhigen und besonnenen Bevölkerung in die Reihen der heftigsten Opposition hineinzuwerfen. Nicht vergessen muß man, was Straßburg anbetrifft, daß das unpolitische und schroffe Auftreten der Regierung viel dazu beitrug, diese traurige Sachlage herbeizuführen. Märtyrer erzeugen war niemals eine gute Politik, und aus dem früheren Straßburger Maire verfertigte die Regierung den sich selbst nicht ahnenden, vor seinem Heiligenglanze erstaunten und bald verblendeten Märtyrer, der nun seinen wie er selbst verblendeten Mitbürgern in Stadt-, Bezirks- und Parlamentswahlen auf das Leidigste mitspielte. Das sei aber nur nebenbei bemerkt, wie es denn eine besondere Abhandlung brauchte, um alle die schweren Fehler der Regierung im Elsaß und ihre unwillkürliche Connivenz mit den Zwecken der Liga auseinanderzusetzen.

Wie dem nun sein mag, die Wahlenthaltung ward zur Parole. Im Ober-Elsaß folgten die Landbevölkerungen fast einhellig den Rathschlägen der Liga; im Unter-Elsaß die katholischen Gemeinden fast im nämlichen Maße.

Liga und „République française“ frohlockten. Das Elsaß hatte bewiesen, daß seine Gefühle immer noch französisch geblieben. Was lag diesen, das Elsaß von fern herab regierenden Männern daran, daß der öffentliche Geist erschlaffte, daß diese bequeme Enthaltungslehre in Fleisch und Blut überging, daß das Land seine Geschäfte zu besorgen verlernte? Das Hauptziel war eine französische Manifestation zu bewirken, und ob diese mit einer vollständigen Erstarrung des Herzblutes des Elsasses endigte, was kümmerte das? Fiat justitia, pereat mundus!

Wie in den Municipalwahlen, so und noch ärger wurde die Enthaltung bei den Kreis- und Bezirkswahlen gepredigt; und so groß war der Terrorismus, daß in einigen Bezirken schon gewählte Candidaten vor dem Drucke der Liga scheu zurückwichen, ihr Mandat wieder niederlegten und ihre Wähler ihrem Schicksale überließen. Hierbei, das muß auch betont werden, half aber auch wieder die Verwaltung selbst den von der Liga beeinflußten Abstentionspolitikern, indem sie den neugewählten Räthen plötzlich den politischen Eid auferlegte, was nicht zum wenigsten dazu beitrug, die Gemüther aufzuregen und der Liga den Sieg zu verschaffen.

Nun war aber auch der psychologische Augenblick gekommen, wo plötzlich eine erstaunliche Wandlung in der Politik der Liga vorgenommen werden sollte! Das Land war mürbe. Alle Häupter der liberalen Partei lagen darnieder, die Einen als Preußen und Verräther auf lange Zeit, das glaubten ihre Feinde, unmöglich gemacht, die Andern in principieller Zurückgezogenheit und dem öffentlichen Leben fern verharrend. Kurze Zeit vor den Parlamentswahlen hatte noch die clericale Pariser Zeitung „Assemblée Nationale“ in längeren Artikeln die früheren republikanischen Abgeordneten sammt und sonders als Ueberläufer hingestellt und die Wahl der „katholischen“ Deputirten vorbereitet. Ein Elsässer hatte diesen Anklageact verfaßt und im Elsaß wurde er auch sofort durch die Pfarrer verbreitet. Die doppelköpfige Liga herrschte allein und nun sollte die radicale Partei erfahren, mit wem sie sich drei Jahre hindurch verbunden, für wen sie gearbeitet, zu wessen Zwecken sie die ultramontanen Kastanien aus dem patriotischen Feuer gezogen hatte.

Nicht mehr Wahlenthaltung ward auf einmal die Parole, sondern die größte, die fieberhafteste Betheiligung sollte bezweckt werden. Die nämlichen Männer und Zeitungen, die die Bevölkerung von den Urnen weggetrieben hatten, als es sich nicht um Politik handelte, sondern um die gewöhnlichen materiellen Municipal- und Departementsinteressen, dieselben waren es, die jetzt das Land zur Urne peitschten. Bis dahin war derjenige ein Verräther gewesen, der sich zum Wählen bereit erklärte, jetzt sollte es anders kommen. Eine Hetzjagd begann, um die Leute zum Wählen aufzumuntern; eine Hetzjagd in den französischen Zeitungen, eine Hetzjagd in den Comités, eine Hetzjagd aber zum ersten von den Kanzeln herunter.

Kaum waren die Parlamentswahlen vom Jahre 1874 ausgeschrieben, als auch schon zwischen den beiden Verbündeten Unterhandlungen gepflogen wurden, um die Candidaturen unter

*) In Straßburg war, kaum ein Jahr nachher, der Municipalrath suspendirt, ein deutscher Commissär mit der Verwaltung betraut, und heute ist dieser Commissär, allein, ohne Municipalrath, noch für lange Jahre im Amte. So richtig stand es mit den Prophezeiungen der Liga.

sich zu vertheilen. Elf Abgeordnete hatte das Elsaß zu wählen. Hätte von Anfang an nicht ein feinausgedachter Plan der clericalen Partei vorgelegen, so wäre die Vertheilung der Sitze so ausgefallen, daß die radicale fünf, die ultramontane Partei sechs Candidaturen aufgestellt hätte; und besonders, daß das Wahlprogramm gemeinschaftlich ausgearbeitet worden und sich ausschließlich auf patriotischen Boden bewegt hätte.

Nichts von alledem aber geschah. Umsonst versuchte es die radicale Partei, ihre Protestcandidaten aufzustellen. Nicht nur von Protest sollte die Rede sein, sondern plötzlich entrollte die ultramontane Partei ihre kirchliche Fahne: Gegen die preußischen Maigesetze sollte gewählt werden! Der Bischof erließ einen Hirtenbrief, in dem von Politik, von Annexion auch kein Sterbenswörtchen verlautete, die Wähler aber ermahnt wurden, gute, der Kirchenfreiheit ergebene Abgeordnete zu ernennen; ein Manifest wurde von dem Clerus veröffentlicht, das einzig und allein von Kirchenpolitik und katholischer Kirchenfreiheit sprach. Die Vertheilung der Sitze folgte auf dem Fuße und diese war so angelegt, daß acht Candidaten der reinen, ausschließlich ultramontanen Partei, drei nur der specifischen Protestpartei angehörten, und diese dreie noch den Wählern anempfohlen wurden als Männer, die sich verpflichtet hatten, in allen kirchlichen Angelegenheiten mit dem Centrum zu stimmen.

Der radicale Mohr hatte eben seine Schuldigkeit gethan!

Klar und offen lag nun der Plan vor Aller Augen. Das war der Zweck der dreijährigen Verrätherhetzereien im Elsaß. Unter sogenanntem patriotischem Deckmantel hatte die clerikale Partei sich einen Boden geschaffen, auf welchem ihr Niemand etwas anhaben konnte. Wie um ihrem unbezweifelten Sieg noch den Stachel der Ironie hinzuzufügen, stellte diese Partei an die Spitze ihrer Candidaten den Bischof selbst und hinter ihm ein halbes Dutzend Pfarrer, Capläne und Seminaristen. Die drei Protestler liefen hinten nach als nothwendige, unabweisbare, aber auch gänzlich unzurechnungsfähige Anhängsel.

Umsonst ereiferte man sich im radicalen Lager dieses Vorgehen zu bemänteln, sich selbst patriotischen Sand in die Augen zu streuen und den Leuten von der innigen Verbrüderung, von dem Gleichbedeuten der einen und der anderen Candidaten etwas vorzulügen. In's Schwarze hatte der Schuß getroffen und selbst der „République Française“ mußte vor dem Geiste, den sie drei Jahre lang gepflegt und jetzt zu Aller Verderben und ihr selbst zur Schande über das Elsaß entfesselt hatte, innerlich bangen.

Dies war aber erst der Anfang des unvergleichlichen, in den Annalen des Parlamentarismus einzig dastehenden Gaukelspiels, das im Elsaß angefangen, in Berlin aber zu Ende geführt werden sollte.

Die Wahlen fielen aus wie es die clerikale Partei gewollt hatte. Bischof, Pfarrer und Seminaristen, und hinterdrein auch die drei protestantischen, den Clerikalen gegenüber verpflichteten Protestmänner, wanderten in den Reichstag. Jubel ertönte in den französischen Zeitungen, als ob Frankreich einen Sieg davongetragen hätte! Ja, wohl mochte Frankreich als Sieger sich in die Brust werfen, wenn es einmal feststeht, daß Frankreich und Rom identisch sind und daß, was Rom erlangt, für Frankreich auch Gewinn ist!

Was aber nun?

Zum reinsten Ultramontanismus hatte sich die Liga entpuppt. Die clerikale Partei war Herrin der Lage. Nun mußte es sich darum handeln, die Lage, die mit Hülfe der Radicalen und unter der Maske des französischen Patriotismus erobert, zum Vortheil der Kirche und der deutschen Centrumspartei, zu der diese Abgeordneten sich sofort bekannten, auszunützen. Die Protestpartei hatte dem Ultramontanismus in redlicher Borniertheit zum Siege verholfen, ihre früheren natürlichen Verbündeten auf das Nachdrücklichste und auf das Gewissenhafteste in den Koth gezogen. Nun war die Reihe an ihr, von den Ultramontanen im Stiche gelassen und öffentlich desavouirt zu werden.

Um in der inneren preußischen und deutschen Kirchenpolitik dem Centrum behülflich zur Seite zu stehen, mußten die Elsässer Clerikalen sich offen zu der neuen, durch den Frankfurter Friedensvertrag geschaffenen Lage bekennen. Des gewandten Windthorsts Rathschläge brauchte es wahrlich nicht, um diesen Abgeordneten diese Nothwendigkeit klar vor Augen zu führen. Das Centrum war so und so schon im Reichstag der immer wieder auftauchenden Anklage ausgesetzt, einer eichsfeindliche Partei zu sein und das junge deutsche Reich in seinen Grundvesten erschüttern zu wollen. Wie viel mehr wäre dies nun der Fall, wenn aus dem Elsaß sich eine Gruppe direct reichsfeindlicher, gegen den Friedensvertrag protestirender Abgeordneter dieser Partei anschlössen, mit ihr stimmten und von ihr unterstützt würden? Eine Lebensfrage für die acht Herren des Elsasses war es also, den Protest abzuschütteln und sich als Deutsche zu entpuppen; — eine Lebensfrage aber auch wieder andererseits für ihre Zukunft, sich diesem Protest nicht feindlich entgegenzustellen und ihn scheinbar mit insceniren zu helfen. Den doppelköpfigen Janus mußte diese Partei spielen, hier lächelnd, dort grollend, und Jedem das Gesicht zuwendend, das für Jeden passend erschien.

Mit einer Fertigkeit, die ihres Gleichen sucht, entledigte sich die elsässische Deputation dieser heikeln Aufgabe.

Ein radicaler Protestant, Herr Teutsch, wurde beordert, auf der Tribüne gegen den Frankfurter Vertrag, gegen die Annexion und gegen die Angehörigkeit zu Deutschland Protest zu erheben; — und kaum waren Teutschs letzte Worte verhallt, als Bischof Raeß in eigener Person, das Haupt, der Leader des katholischen Elsasses, alsobald in dürren Worten der Protestpartei das Bündniß aufkündigte und im Namen seiner Glaubensgenossen den Frankfurter Vertrag förmlich anerkannte.

Wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel wirkte diese Erklärung. Im Nu hatte sich die Sachlage verändert: als Reichsfeinde standen sammt und sonders die elsässischen Protestanten da; als Reichsfreunde aber die Katholiken! Jenen konnte mit Recht die Regierung Alles verweigern, was sie zu fordern geneigt wären; wie aber diesen, die sich in so auffallender und drastischer Weise zu Deutschland bekannten?

Die Politik hatte wieder einmal der Religion als Deckmantel gedient; unter jenem Banner hatte diese für den eignen Zweck das Schlachtfeld errungen und, nun sie es behauptete, kam plötzlich das rechte Banner aus seinem Versteck heraus, und unter dem Kreuze zog die drohende Heerschaar, die Verbündeten in schmachvoller Vereinzelung hinter sich zurücklassend und ihnen mit höhnischem Lächeln den Abschiedsgruß zuwinkend, hinüber in des gestrigen Feindes Lager.

Was an Protesten, an Briefen, an Erklärungen den Elsässer Wählern nachher vorgelegt wurde, war eitel Staub und Schimmer. Die ultramontanen Abgeordneten behaupteten ihre Sitze neben dem Bischof, und dieweil die andern kleinlaut, gesenkten Hauptes und mit kaum verhehltem Unmuth über ihre ruhmlose Niederlage, den Weg zur Heimat wieder betraten, verblieben ihre clerikalen Genossen im Parlament.

So hatte sich demnach des Pudels Kern mit einem Schlage entfaltet. Dieses war das Endziel jener, drei Jahre lang im Elsaß sich breitmachenden Intrigue! Die Liga zeigte sich in ihrem wahrem Lichte!

In dem Elsaß machte natürlich des Bischofs Erklärung viel Aufsehen. Groß war die Aufregung aller derer, die mit Entrüstung die Mahnrufe derjenigen abgewiesen hatten, die vor und während der Wahlen vor Ultramontanismus gewarnt und, die Maske der Liga lüftend, die Kirchenpolitik unter dem erheuchelten französischen Patriotismus entlarvt hatten. Was man ungern eingesteht, das leugnet man selbst nach dem Ereignisse, selbst gegen das eigene Erkenntniß. So erging es den Anhängern der Liga. Gegen den Bischof wurde protestirt mit Zorn und Hohn, als ob der Bischof allein so vorgegangen wäre, als ob seine Erklärung nicht eine ganz neue Sachlage enthüllt hätte; als ob hinter dem Prälaten und seinen Priestern nicht das ganze katholische Landvolk gestanden hätte, das fortan nimmer und nimmermehr gegen seines Oberhirten Declaration in Bewegung zu setzen und es im Gegentheil ruhig mit ansehen

würde, daß seine Abgeordneten als Deutsche im deutschen Reichstage sich geberdeten.

Mit der Liga war es vor der Hand aus; das mußte Jedermann erkennen. Sie selbst aber, wo blieb sie in diesem bedeutungsvollen Augenblicke? und wäre sie nicht einzig und allein, in letzter Zeit, ein in clerikalen Händen sich befindendes Instrument gewesen, wie hätte sie schweigen können, als der Bischof den Friedensvertrag anerkannte? wie hätte es kommen können, daß dieser „Verräther" nicht gebrandmarkt wurde? daß kein Flugblatt den Kirchenfürsten neben den andern „Preußen" an den Schandpfahl haftete? Alles blieb stille; kein Flugblatt erschien; die ultramontanen französischen Zeitungen suchten das Geschehene zu vertuschen, ihren Lesern sorgfältig jesuitisch zubereitete Artikel hinschreibend; in der Provinz wurde selbst Teutsch als Bischof von Straßburg mit einer patriotischen Glorie beleuchtet und, höchste Ironie des Schicksals! dem abtrünnigen Prälaten mit des Protestanten Manifestation eine Krone des Bürgerverdienstes gewunden! In republikanischen Blättern trat die radicale elsässische und französische Protestpartei drohend auf, ohnmächtige Blitze gegen den, von ihr gestern noch als Sinnbild des Patriotismus verherrlichten Prälaten schleudernd. Dann ward es auch hier stiller und stiller. Es legten sich die Wogen. Das Elsaß ward vergessen. E finita la comedia!

Literatur und Kunst.

Ottilie Wildermuth.

Stirbt ein Poet in jungen Jahren, so heißt es gleich: Der Tod hat ihn um seinen Ruhm betrogen. Lebt einer aber in das Greisenalter hinein, so lautet die Nachrede: Er hätte früher sterben sollen; er hat seinen Ruhm überlebt.

So sagen die kurzsichtigen Menschen, deren Blick nicht weiter reicht als von einer Dämmerung zur anderen oder, wenn's hoch kommt, siebzig Jahre weit. Die Sprache aber, die weiser ist als sie, weil sie von dem Ewigen ein Theil ist, sagt, gleichviel ob für Alt oder Jung der Todtengräber die Schaufel rührt, er grabe ein frisches Grab. Und so ist's auch das Richtige. Denn wenn eine Menschenseele davongeflogen ist, einen morschen, zerfallenden Leib auf Erden zurücklassend, so ist es stets von Neuem ein Verlust, ein doppelter, wenn diese Menschenseele nicht in sich selbst begnügt und schweigsam durch die Welt zappelte, sondern sich freudig mittheilte in gedeihlichem Schaffen.

Die alte Frau, welcher sie neulich am Neckar drunten ihr Heim im Schoße der Erde zurecht machten, war eine solche Menschenseele, und wenn bei dem Namen Ottilie Wildermuth sich gleich der Mund so voll nicht nimmt wie bei den Namen George Sand oder Fernan Caballero, so schwebt dagegen ein Zug tiefsinniger deutscher Wehmuth um ihr Gedächtniß.

Die Geschichte ihres Lebenslaufes ist in zwanzig Zeilen durchmessen. Zu Rottenburg, dem Castell der Römlinge im Schwabenlande, wo der Bischof Hefele sich vergebens mit der Unfehlbarkeit auszusöhnen strebt, war sie geboren; zu Tübingen, wo evangelische Lichter in funkelndem Glanze aufgingen und die Baur, Strauß u. s. w. zu Vorkämpfern der Gewissensfreiheit heranwuchsen, liegt ihr Grab. Dazwischen, den Neckar ab und auf, spann sich ihr einfaches Dasein aus, von den frohen Kindertagen, die sie als Tochter eines Oberamtsrichters in Marbach verbrachte, bis zu der Tanzstunde in Stuttgart und der Verheirathung mit dem Mathematicus Professor Wildermuth, an dessen Seite sie, ergeben der groben Arbeit des Hauses wie der vornehmeren der Musen, das Gleichmaß der Tage zu Tübingen genoß. Der Vater war ein Original, im ganzen Schwabenlande als der „alte Rooschütz" bekannt und verehrt, von dem Schlage der mißvergnügten Juristen, die lieber Botanik und Landwirthschaft treiben als das Corpus juris und dessen Erläuterer studiren; der Gatte Pädagog von schlichter Führung, keine Leuchte der Wissenschaft, aber ein wackerer, pflichtgetreuer Mann.

Der Kreis war eng, in welchem Ottilie aufwuchs, sich entwickelte, sorgte und schrieb, doch nicht zu eng, um ihr die Bekanntschaft mit der französischen und englischen Literatur zu verwehren. Sie verließ ihn nur zweimal in ihrem Leben, während der Hochzeitsreise, die sich bis zum Genfersee ausdehnte, und später, als sie zu einem Besuche ihrer wohlverheiratheten Tochter nach Schleswig fuhr. Aber eng oder nicht, der heilige Schatten Schillers, des Marbachers, schwebte durch diesen Kreis, und Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Gustav Pfizer bevölkerten ihn. Als Backfisch lernte sie deren Gedichte auswendig und als „Frau Professorin" kam sie mit ihnen in persönliche Berührung. Das sind Eindrücke, welche sich niemals verwischen und immer wieder befruchtend wirken, wenn auch ihre Unmittelbarkeit längst dahin ist.

An einem traulichen Winterabende war's, als Ottiliens literarisches Schicksal sich entschied.

Sie saß mit ihren Brüdern im Marbacher Oberamtsgerichte beisammen und einer von ihnen, ein angehender Mediciner, zog mit triumphirendem Blicke eine Nummer des Cotta'schen „Morgenblattes" aus der Busentasche, um einen Aufsatz vorzulesen, den er selbst in das vornehme Journal hineingegeben. Ottilie lauschte andächtig wie bei dem Gottesdienste dem Pfarrer auf der Kanzel; dann ging sie in ihr Kämmerlein und schrieb mit hastiger Feder ebenfalls einen Aufsatz. Den packte sie sorgfältigst ein und sendete ihn an den „Hochwohlgeborenen Herren Doctor Hermann Hauff, Redacteur des Morgenblatt in Stuttgart". Und als vier Wochen in's Land gegangen waren, da saß sie wieder mit ihren Brüdern beisammen; diesmal aber war sie es, die hinter der Schürze eine Nummer des „Morgenblatt" hervorlangte, um daraus eine Geschichte vorzulesen, welche sie selbst in das vornehme Journal hineingeschrieben hatte. Sie stolperte hie und da bei der Lectüre, zum Theil aus selbstbewußtem Stolz, der ihr die frischen Wangen röthete, und zum Theil aus gerechter Freude über die lauschende Aufmerksamkeit ihrer Brüder; ganz besonders aber, weil sie ihre Geschichte kaum wiedererkannte, denn der Doctor Hermann Hauff hatte ihr ihre Orthographie mit unbarmherziger Hand fast ganz verändert.

An diesem Abende aber war es ausgemacht, in ihrer eigenen Seele und im Rathe der Brüder, daß sie eine Schriftstellerin werden müsse, eine Erzählerin, deren das ganze Schwabenland sich freuen solle von der rauhen Alb bis zum schwäbischen Meer und von Ulm bis zum Schwarzwald.

Die Frage war nur, wo die Stoffe zu suchen seien, denn für den ersten Augenblick schien es ein recht ärmliches Revier, das Revier der „schwäbischen Pfarrhäuser" und des Philisterthums von Marbach, Tübingen und Rottenburg, ja der „Residenz" Stuttgart selbst mit ihren steifgescheitelten Candidaten, ihren triefäugigen Nähterinnen, pensionirten Soldaten und Hofräthen, prätentiösen Künstlern und declamirenden Literaten. Der alte Rooschütz hatte mit seinem kaustischen Witz das vornehme und niedere Völkchen der Heimat nicht verschont, und das Töchterlein war keine von den idealistischen Naturen, welche dem schönen Schein vor der grellen Wirklichkeit den Vorzug einräumen. Es ist leicht zu fabuliren, wenn man jedes Sonnenstäubchen in leuchtendes Gold und jede Bauernhaube in ein Diadem verwandeln mag; aber schwer, sich Gehör zu schaffen, wenn man, spärlich mit Phantasien bedacht, nur eben das unter seine Feder nehmen kann, was auch alle die Anderen mit ihren Augen schauen.

Aber hatte denn nicht der Doctor Hermann Hauff, als er ihr die Nummer des „Morgenblatt" mit ihrer ersten Erzählung übersendete, sie aufgemuntert, fleißig fortzuschreiten auf dem betretenen Wege? Und mußte er es nicht besser wissen als sie mitsammt ihren Brüdern, was gut und schön zum Lesen sei, da er doch der literarische Allmächtige im Schwabenlande war und alle Welt schier den Hut abzog, sobald vom „Morgenblatt" die Rede war? Vom „Morgenblatt", in das auch Uhland und

Kerner und ihr väterlicher Freund Gustav Schwab hineinschrieben? Was zagte sie um Beifall und um Stoffe, um Leser und Leserinnen, wenn von der höchsten Stelle der Ruf an sie erging?

Und da sie dann die Sache recht erwogen hatte, so kamen ihr die eigenen Zweifel kindisch vor. Ihr schwäbisches Heimatsgefühl, ein gar starkes und selbstisches Gefühl, sprang ihr zu Hülfe und mit einem Male erschienen ihr der Dorfpfarrer mit dem leutseligen Herzen und seiner geizigen Frau, der Bauer mit dem querköpfigen Eigensinn und der biederen Seele so poetisch als — was weiß ich! — der Manfred Lord Byrons oder Walter Scotts Rittergestalten und der Rauschebort Graf Eberhard.

Erwogen und gethan — das war so ihre schwäbische Art.

Und kaum nach ein paar Jahren lag sauber geschichtet das Material zu ihren „Geschichten und Bildern aus Schwaben" auf ihrem Tische, druckfähig, wie sie meinte, und auch druckfertig, wenn nur ein Verleger sich fände. Ewiger Kummer des literarischen Anfängers, du bleibst keinem erspart! Ottilie aber trug ihn nicht lange, denn Gustav Schwab, der Vielgeschäftige, war ja ihr Gönner und dessen Freund wiederum war der junge, unternehmende Buchhändler Adolf Krabbe in Stuttgart, der auch an dem jungen Hackländer sich als Wohlthäter erweisen sollte. Krabbe las, prüfte und — druckte. Mehr noch, das Schwabenland ergötzte sich an Ottiliens Geschichten, fand sie ungemein lebenstreu und wahr, verbreitete ihren Ruhm bis weit hinaus in das große, deutsche Gesammtvaterland.

Das war Sporn und Ehre, Gewinn und Stolz und Freude zugleich. Der Triumph beflügelte ihre Feder und über ein Jahr waren „Neue Bilder und Geschichten aus Schwaben" für den begehrlichen Krabbe fertig gemacht, und so von Weihnacht zu Weihnacht immer neue Bücher, Romane und Novellen, Kinderschriften, Skizzen und Erzählungen.

Nur ein wenig ernsthafter ward mit steigendem Alter die schriftstellernde „Frau Professorin", denn sie wollte am Ende nicht blos ergötzen, sondern auch belehren, nicht blos erzählen, sondern auch predigen. Der Roman „Auguste", das Buch „Die Heimat der Frau" und viele, viele andere, zwischen denen meistens eine große Aehnlichkeit waltet, begnügen sich nicht mehr mit der sozusagen epischen Genugthuung an Gestalten und Vorgängen, sie verfolgen — eine Mission.

Eine Mission der Zufriedenheit und derlei wunderliche Missionen mehr.

Wenn es nach mir ginge, so würde an einer bestimmten Stelle zwischen den Schriften Ottilie Wildermuths ein dicker Strich gemacht. Was vor demselben liegt, wäre festzuhalten als Kleinod deutscher Erzählungskunst, als Juwel einer schier unerhörten Beobachtungs- und Darstellungsgabe auf engem Raume; was hinter dem Striche liegt, müßte „weggelöscht werden von der Tafel der Erinnerungen". Denn eine Frau, die zu philosophiren anfängt, zu reflectiren, zu moralisiren, ist etwas Unheimliches. Das paßt zu ihr wie das Politisiren zum Nachtwächter oder das Trapezspringen zum Rabbiner. Schreiben soll sie meinetwegen, wenn sie es so gut vermag wie Fanny Lewald oder Ottilie Wildermuth; soll auch ein kräftig Wörtlein einlegen für die entsprechende gesellschaftliche Geltung ihres Geschlechtes, wenn sie sich nun einmal zum Kämpfen berufen wähnt; aber von dem literarischen Katheder bleibe sie um Gottes Willen fort, denn da hinauf gehört sie nun einmal nicht und die streitbarste ist mir noch immer als Xanthippe lieber denn als Gräfin Hahn-Hahn.

Und was für seltsame Anwandlungen hat Frau Ottilie Wildermuth in der zweiten Hälfte ihrer schriftstellerischen Thätigkeit! Da schreibt sie ein ganzes Buch, „Die Heimat der Frau", um darzuthun, daß in der Ehe die Liebe eine pure Nebensache, dagegen das Pflichtgefühl die Hauptsache sei. Oder sie baut sich ein ganzes fürchterliches System von der „Mission der Zufriedenheit" auf, über das sie folgenden Segen spricht: „Noch lange ehe ich von einer inneren Mission reden hörte, hat mich der Gedanke beschäftigt, wie Noth es thäte, daß wir auch in Christenlanden Missionäre der Zufriedenheit hätten, um den Armen und Verkümmerten, den vom Geschick Verkürzten die lichten Seiten ihrer Tage zu zeigen und die alte Wahrheit, daß Jeder seines Glückes Schmied sei, im Lichte des Glaubens geläutert und gekräftigt vorzustellen. Wohl haben wir längst eine selige Friedensbotschaft und wer sie recht versteht, der findet in jedem rechten Verkünder des Evangeliums einen Missionär der Zufriedenheit. Aber nicht Alle verstehen die Botschaft vom ewigen Heil auch auf die kleinen Erlebnisse und Schwierigkeiten des Alltagslebens anzuwenden; warum sonst gäbe es noch so viele trübselige Mienen und verdüsterte Herzen, selbst unter solchen, die da glauben **wollen** an jene ewige Friedenskunde? So wohl es dem Blicke thut, sich zu ergötzen an heiteren Lebenslosen und glücklichen Herzen, so hatte es doch stets noch tieferen Reiz für mich, die hellen Punkte in einem dunklen Geschick zu entdecken, die stillen Gottesgaben, durch welche die anscheinende Härte und Ungleichheit des Geschickes ausgeglichen wird. Als Probe solcher Entdeckungen, als kleinen Beitrag zu einer Mission der Zufriedenheit theile ich den Inhalt dieser Blätter mit."

Ja, ja, es lagert wie eine breite Schicht von Mehlthau zwischen jener Erstlingserzählung für das „Morgenblatt", welche, wenn ich nicht irre, „Die alte Jungfer" hieß, und dieser faden Frömmigkeit mit dem moralischen Augenaufschlag, und wenn es nicht gottlos wäre, so wollte ich meinen, daß die Mathematik ihres Ehegemahls und ihre eigene steigende Gelehrsamkeit ihr die ursprüngliche Unbefangenheit des Schaffens zu schanden machten. Denn die gelehrten Frauen — von Herrad von Landsberg und der Nonne Roswitha angefangen — sind, mit allem Respecte gesagt, bis zur Möglichkeit langweilig, und tritt noch die Mathematik hinzu, diese in Zahlen ausgedrückte Logik, so ist es um die arme Frauenseele, um ihren Duft und Schmelz, ihre Heiterkeit und Lebensfreude unwiderruflich geschehen. Dann aber kommen diese ewig kranken, ewig entsagenden und ewig duldenden Jungfrauen zu Tage, deren bitter ungenießbares Modell Ottilie Wildermuth in ihrer „Auguste" und in ihrem „Frauenleben" auf die Beine stellte.

In den „Bildern und Geschichten aus Schwaben" ist es mir doch manchmal gewesen, als befände ich mich in einer Dorfgeschichte von Jeremias Gotthelf, und das will etwas bedeuten. Wenn die arme Bäuerin jammert, sie könne dem Herren Pfarrer die Gebühren für das Begräbniß ihres Mannes nicht bezahlen, und die Frau Pfarrerin trocken erwiedert: „Nun ein paar Körbe Mist werdet Ihr uns doch bringen können!" so riecht das freilich ganz wie bei Jeremias Gotthelf nach Stall und Düngergrube, aber es steckt auch realistische Naturwahrheit darin; es ist ein Zug wie bei einem Niederländer. Was aber steckt in dieser abgeschmackten „Mission der Zufriedenheit!" Ach ja, diese Frömmigkeit und diese — Mathematik dazu! Kein Genie ist mächtig genug, um ihnen zu trotzen, geschweige denn das feine, sensitive Gespinnst einer Frauenseele.

Ottilie Wildermuth hat das deutsche Volk als Universalerben hinterlassen. Ich, du und tausend Andere, zumal Tausende ihres Geschlechtes — wir freuen uns an der Erbschaft und genießen sie. Aber wenn es schon mein Recht ist, nur dasjenige Erbtheil anzunehmen, was mir nützlich und begehrenswerth dünkt, so sage ich: die „Bilder und Geschichten aus Schwaben" lasse ich mir nicht nehmen, denn sie bilden einen Schatz von Lebensweisheit, Seelenfrische und Darstellungskunst; sie werden den Namen Ottilie Wildermuth stets bei gutem Klange erhalten. Im Uebrigen aber würde ich wenigstens kein anderes Buch der schwäbischen Schriftstellerin im deutschen Literaturkataloge schwerlich vermissen.

Wilhelm Goldbaum.

Sprachliche Sünden der Gegenwart.

Ich war kurze Zeit Student und hatte mir außer Kappe und Band auch einen großen Vorrath jener seltsamen Ausdrücke angeeignet, durch welche der junge akademische Bürger den noch auf dem Gymnasium weilenden Freunden ebensosehr zu imponiren pflegt, als er gewöhnlichen Sterblichen unverständlich und anstößig ist. Reich beladen mit diesen Früchten der begonnenen Sprachstudien — zunächst leider den einzigen — besuchte ich während der Ferien einen Oheim auf dem Lande. In der Unterhaltung begegnete es mir nun nicht selten, daß ich den allen Gebildeten zu Gebote stehenden Sprachschatz durch einen Ausdruck würzte, der sich weniger durch Grazie, als durch Derbheit auszeichnete und mehr Vorliebe für urwüchsige Wortmalerei, als seinen Geschmack verrieth. Wenige Tage nach meiner Ankunft belauschte ich ein Gespräch zwischen Onkel und Tante, welches mein studentisches Rothwälsch zum Gegenstande hatte. „Der Herr Neven," sagte mein Onkel, „befleißigt sich einer recht wunderlichen Ausdrucksweise." „Sie ist mehr drastisch, als gewählt," bemerkte die Tante. „Sie muß wohl unter den Studenten Mode sein; fein ist sie freilich nicht," entgegnete der Onkel. — Das absprechende Urtheil über eine Errungenschaft, auf die ich damals stolz war, verdroß mich sehr; aber eine große Genugthuung war mir vorbehalten. Es entfuhr nicht blos dem Onkel bisweilen ein „Kameel", ein „Bonze", oder ein ähnlicher von mir beliebter Kraftausdruck, sondern selbst die Tante vergaß sich eines Tages zu der Aeußerung, daß sich der Milchpächter noch nicht mit der Abrechnung „gelöffelt" habe. Und wer weiß, wie weit diese Sprachbereicherung sich noch ausgedehnt hätte, wenn nicht die Ferien zu Ende gegangen wären.

Diese kleine Geschichte, welche beweist, wie die Gewohnheit über die bessere Einsicht siegt, fiel mir wieder ein, als ich in einem „Sprachliche Sünden der Gegenwart" betitelten Buche von August Lehmann*) eine sehr reichhaltige Zusammenstellung von stilistischen Unarten, unlogischen Wortverbindungen und fehlerhaften Constructionen fand, deren weite Verbreitung selbst bis in die Bücher guter Autoren sich nur aus dem Einfluß der Gewohnheit erklären läßt. Denn wie der Sinn für das Schickliche in roher Gesellschaft, so schwindet das Gefühl für Schönheit und Richtigkeit des Stils bei steter Wiederkehr derselben sprachlichen Fehler; sie werden dem Lesenden vertraut, der Zweifel an ihrer Richtigkeit verstummt und unbedenklich werden sie weiter verstößt. Sind doch nicht alle sprachlichen Sünden, welche der Verf. aufzählt, so in die Augen springend, wie „die reitende Artilleriekaserne", oder „die von mir innehabende Wohnung", sondern bei vielen ist das Fehlerhafte so versteckt, daß nur ein sehr geschärftes Sprachgefühl den Verstoß gegen die Logik sofort herausfindet. Auch die Urheber und Verbreiter derselben sind nicht etwa blos die wöchentlich zweimal erscheinenden, von halbgebildeten Druckereibesitzern redigirten Localblätter kleiner Städte, oder die größeren Zeitungen mit ihren oft rasch entstehenden, keine Ueberarbeitung gestattenden Artikeln: viele Schnitzer haben geradezu erst durch die Werke tüchtiger Autoren Bürgerrecht erlangt, und selbst Lessing, Goethe und Schiller sind nicht frei von dem Vorwurf, sprachliche Fehler mit ihrer Autorität gedeckt zu haben.

Ob das Buch bei dem Einfluß, welchen die Tagespresse auf die Gestaltung des Stils gewonnen hat, der nicht abzuleugnenden Verschlechterung desselben wirksam entgegenzutreten im Stande sein wird, ist fraglich; denn gegen stilistische Geschmacklosigkeiten, welche allgemein Aufnahme gefunden haben, ist der Kampf ebenso vergeblich, wie gegen unschöne Toiletten, die Mode geworden sind. Aber vielleicht bestärkt es die Einsichtsvolleren in ihrem Widerstande gegen Neuerungen von zweifelhaftem Werth und ruft diesem und jenem, dem es vor Allem um Kürze des Ausdrucks, um eine gewisse originelle Färbung seines Stils zu thun ist, die Warnung zu, daß diese Vorzüge nicht auf Kosten der Grammatik und Logik errungen werden dürfen.

Von den sprachlichen Sünden nun, welche der Verf. aufzählt, kommen einige so selten vor, andere sind so ausschließlich durch Inschriften auf Firmenschildern und durch Zeitungsinserate vertreten, daß sie hier mit Stillschweigen übergangen werden können. Nur einige, deren sich gelegentlich auch Gebildete schuldig machen, mögen Erwähnung finden.

Wie Viele denken daran, daß sie einen Fehler machen, wenn sie von einem „adligen Fräuleinstift", von „kleinem Kindergeschrei", von „römischer Alterthumskunde" sprechen? Und doch ist hier das Eigenschaftswort ebenso falsch bezogen, wie in den Verbindungen: „eine geräucherte Fleischwaarenhandlung", „ein feiner Weinkeller". Der „getrocknete Obsthändler", der „seidene Strumpfwirker" sind zu drastische und komische Zusammenstellungen, als daß ein Gebildeter sie anders, denn im Scherz gebrauchen sollte, aber sie sind nicht unrichtiger als das „bairische Bierhaus", die ländliche Arbeiterfrage," die „silberne Hochzeitsfeier". Die Composita sind überhaupt eine gefährliche Wortart, wenn es sich um irgend welche Zusätze handelt. „Versicherungsgesellschaft gegen Hagelschaden", „Erkrankungsfälle an der Cholera", „Erinnerungsfest an den Sieg" liest man oft geschrieben und gedruckt, und doch sind es fehlerhafte Constructionen, wie sofort einleuchtet, wenn das zusammengesetzte Wort in seine Bestandtheile zerlegt wird.

Der Hauptsündenbock aber ist das harmlose Wörtchen „und", das selbst die gefeiertsten Autoren zu Verstößen verführt hat. Zunächst findet sich bei Verbindung zweier Hauptsätze mit verschiedenen Subjecten sehr oft im zweiten das Verbum dem Subject vorangestellt, was falsch ist; z. B. „der Gerichtshof zog sich zurück, und wurde das Resultat nach einer Stunde verkündigt" statt „und das Resultat wurde nach einer Stunde verkündigt". Nicht weniger als 16 Seiten füllt der Verf. mit ähnlichen Beispielen, die er seiner Lectüre entnommen. Ich glaube, er hätte sich die Mühe ersparen können, denn der Fehler wuchert wie die Wasserpest und ist beinahe zur Regel geworden.

Nicht minder zahlreich sind fehlerhafte Zusammenziehungen von Nebensätzen, namentlich Relativsätzen. Diese können nur zusammengezogen werden, wenn das zweite Relativ mit dem ersten in gleichem Casus steht, anderenfalls muß dasselbe wiederholt werden. Das Bestreben, diese mitunter etwas schwerfällige Construction zu vermeiden, hat zu dem Fehler geführt, das Relativ durch ein demonstratives, persönliches oder possessives Pronomen zu ersetzen, z. B. „Er befriedigte die Zuschauer, welche er herbeigelockt hatte und die Verkünder seiner Thaten in ihnen zu finden hoffte" statt „und in welchen er u. s. w.". Dieser üble Gebrauch, den unter den Klassikern Goethe besonders geliebt, ist als die Vorstufe völlig sinnloser Satzverbindungen anzusehen. In den Sätzen:

„Ich befand mich in einem hellen Saale, den wir kreuzten und jetzt in einen neuen Kerker traten."

„Die Bäuerin setzte uns Schwarzbrod vor, welches wir aßen und dann das Zimmer verließen."

gibt es für die zweiten durch „und" angeschlossenen Sätze gar keine Erklärung; sie sind weder Hauptsätze, noch läßt sich ein Relativ einschieben.

Es folgen die Participien. Daß Ausdrücke wie „eine schwindelnde Höhe", „eine sitzende Lebensweise", eine „bleibende Stätte" ebenso wie „ein vielgereister Naturforscher", „ein ausgedienter Soldat", „ein gelernter Tischler" im Grunde genommen falsch sind, mag wohl den Wenigsten bei ihrer Anwendung einfallen; denn sie sind so allgemein im Gebrauch, daß ihre Unrichtigkeit vergessen worden ist, und so festgewurzelt, daß eine Berufung auf die Grammatik ihre Existenz wenig gefährden wird. Der Verf. will ihnen auch das erschlichene Bürgerrecht nicht entzogen wissen, sondern nur vor einer weiteren Ausdehnung des Gebrauchs durch analoge Bildungen warnen. Aerger sind die falschen Beziehungen des Particips. Worauf kann sich in dem Satze: „noch sterbend droht sein Säbel in der Hand" das

*) Sprachliche Sünden der Gegenwart von Professor Dr. August Lehmann, Königl. Gymnasialdirector a. D., Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. Braunschweig 1877, Verlag von Friedrich Wreden.

Particip „sterbend“ anders beziehen, als auf Säbel? Aus dem Possessivpronomen „sein“ ein Subject zu ergänzen, ist ein kümmerlicher Versuch, dem jeder grammatische Anhalt fehlt. Noch abenteuerlicher sind folgende Sätze:

„Ihrer Mutter schon früh beraubt, blieb Pflege und Bildung dem Vater anheimgestellt.“

„Wiederholte Vorstöße der Franzosen wurden abgewiesen, unterstützt von sächsischen Bataillonen.“

Hier stehen die Participien „beraubt“ und „unterstützt“ völlig sinnlos. Namentlich bei den mit „weil, obgleich, wenn“ und ähnlichen Conjunctionen verbundenen Participien liegt die Gefahr eines Fehlers nahe, weil eine Zusammenziehung nur in den wenigsten Fällen möglich ist. In Sätzen, wie:

„Er ist, wenn wirklich gebildet, des Vorzugs würdig.“

„Sie waren, weil mit Dank erfüllt, nicht schwankend in der Bethätigung desselben.“

wird Niemand an der Zusammenziehung Anstoß nehmen. Unzulässig dagegen ist dieselbe in folgendem Satz:

„Die Kammer bewilligte ihm, weil völlig verarmt, eine Unterstützung.“

ebenso die Coordinirung des Particips mit einem andern Adjectiv, wie in dem Satz:

„Sie haben ihr leicht befriedigtes, weil gerne lachendes Publicum, nicht blos in diesem Kreise gefunden.“

Zu den sprachlichen Sünden der Gegenwart gehört auch der pleonastische Gebrauch des Zeitworts „sollen“ und der Conjunctiv nach Ausdrücken: „wie verlautet, wie erzählt wird, einer Nachricht zufolge“ und ähnlichen. Während der Satz: „es verlautet, der Friede sei abgeschlossen“ richtig ist — denn hier haben wir abhängige Rede — steht in dem Satz: „wie verlautet, sei der Friede abgeschlossen“ der Conjunctiv statt des Indicativs mit Unrecht. Die Unbestimmtheit der Behauptung liegt bereits in den Worten „wie verlautet“ und von einer Abhängigkeit kann keine Rede sein. Ebenso ist in dem Satz: „nach einer andern Nachricht sollen die Türken gesiegt haben“ die Ungewißheit der Thatsache schon mit den Worten „nach einer andern Nachricht“ ausgedrückt, und das Wort „sollen“ steht falsch.

Während der Verf. kaum eine Art grammatischer oder logischer Fehler unerwähnt läßt und meines Erachtens auch mit den sogenannten „Constructionen nach dem Sinne“ stellenweis zu streng verfährt, muß es befremden, daß er eine sehr weitverbreitete sprachliche Sünde nicht nur nicht erwähnt, sondern sie auf S. 24 sogar selbst begeht. Da lesen wir „der Gebrauch von nach dem Substantiv stehenden Adverbalien u. s. w.“. Ich erinnerte mich sofort folgenden Mustersatzes: „Gestern ist ein türkisches Transportgeschwader mit gegen Montenegro im Felde gestandenen Truppen unweit von hier vorüberpassirt.“

Gibt es etwas Härteres, als diese Nebeneinanderstellung zweier Präpositionen, welche, durch den Telegrammenstil eingeschmuggelt, jetzt fast auf jeder Seite zu lesen sind? Selbst die alten Sprachen, die man mit Recht für manche Härte und Fehlerhaftigkeit des deutschen Stils verantwortlich machen kann, haben sich bei aller Freiheit in der Wortstellung dieser Aneinanderreihung der Präpositionen — die Datumsangabe im Lateinischen kann nicht in Betracht kommen — streng enthalten. Fort also mit diesem Gebrauch, der consequent durchgeführt zu den abgeschmacktesten Verbindungen führt!

Otto Buchwald.

Sommerliche Briefe.

Pseudonymus-Finckenreich-Funde.

Sie haben zu früh gejubelt, meine verehrteste Freundin! Sie sehen, es war keine leere Drohung, als ich meinen letzten Brief mit den Worten schloß, daß ich Ihnen vielleicht im Laufe des Sommers doch noch einmal schreiben würde. In Ihrem letzten Briefe frohlocken Sie also zu schnell, daß dieser Kelch an Ihnen vorübergegangen sei, und die Strafe folgt nun auf dem Fuße. Was soll man auch in diesem langweiligen Sommer anders beginnen? Und ist denn das überhaupt ein Sommer? Zu Ehren unseres trefflichen Planeten möchte ich annehmen, daß der Mond an Allem schuld ist;

„Er kommt der Erde näher, als er pflegt,
Und macht die Menschen rasend.“

— der Mond oder jener andere herrlich glänzende Stern des Hundes, dem man schon seit langer Zeit eine sonderbare Einwirkung auf das menschliche Gehirn zugeschrieben hat. Trotz der Schwärmerei unseres liebenswürdigen Freundes Ludwig Pietsch für den „Hochsommer in Berlin“ wüßte ich wahrhaftig nicht, wie ich die Abende zubringen sollte, wenn das Flaschenei nicht erfunden wäre, oder ein guter Dichter uns nicht die langen Stunden des regnerischen Dunkels kürzte. Sie wissen doch jedenfalls was ein „Flaschenei“ ist? — Mit der Ausbeutung dieser Erfindung, die darin besteht, daß man vermöge eines angezündeten Fidibus, den man in eine Flasche steckt, die in derselben enthaltene Luft verdünnt und dadurch die schwerere Luftsäule außerhalb der Flasche gefälligst veranlaßt, ein auf das Ende des Flaschenhalses gelegtes, hart gekochtes und geschältes Ei derart zu drücken, daß es, „gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge“, durch den schmalen Hals sich hindurchzwängen muß — mit diesem sinnigen naturwissenschaftlichen Experimente verbringen wir, meine Freunde und ich, jetzt einen nicht unwesentlichen Theil unserer abendlichen Mußestunden. Bleibt uns dann noch Zeit zu andern Erfreulichkeiten, so lesen wir auch 'mal ein gutes Buch; und von einem solchen will ich Ihnen heute berichten.

Dasselbe führt den Titel: „Klänge und Reflexe“ und ist in diesem Jahre, 1877, in Neumünster bei Julius Brumby erschienen. Auf dem Titelblatte ist als Verfasser „Pseudonymus“ angegeben, und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß es dem Dichter der „Klänge und Reflexe“ um die Wahrung seiner Pseudonymität ernsthaft zu thun ist. In der 12 Seiten langen Einleitung versichert er gleich zu Anfang: „Ich fühle mich nicht als Dichter und kenne den Spott unserer praktischen Zeit über das Versemachen gar zu gut, als daß ich öffentlich meine nackte Haut zu beliebiger Behandlung darbieten möchte.“ Ich würde das sogar in einer weniger praktischen Zeit begreifen, denn die öffentliche Darbietung der nackten Haut zu beliebiger Behandlung hat immer etwas Mißliches; man geräth da in Collision mit allen möglichen philisterhaften Vorschriften, man weiß nicht wie. „Dem entsprechend mich im Schatten stehen zu lassen,“ fährt Pseudonymus fort, „bitte ich den, der ihn zu durchschauen glaubt.“ Wir wollen ihm einstweilen den Gefallen herzlich gern erweisen.

Was sind nun die „Klänge und Reflexe“? Der Verfasser gibt uns darauf eine eben so bündige wie genügende Antwort. Er sagt: „Sie sind Producte schöner Stimmungen und ernster Selbstklärung.“

Von diesem Gesichtspunkte aus wollen also die folgenden Gedichte behandelt sein. Des Weiteren beschäftigt sich der Verfasser in der relativ recht langen Einleitung mit prosodischen Dingen, mit Metrum, Reim, Hebung, Hochton, Klangreim, Stabreim, Rhythmus u. dergl. und wir merken gleich, daß wir nicht mit dem Erstenbesten zu thun haben. Der Verfasser hat offenbar sehr gründliche Studien gemacht und wenn wir im Bande blättern, so wird uns diese Vermuthung zur Gewißheit. Wir finden sogar Gedichte in lateinischer Sprache, die beinahe eben so gut sind wie die deutschen. Der Dichter ist ein eben so großer Verehrer des Stabreims wie des Klangreims; beide Arten von Reimen haben für ihn eine gedankliche Bedeutung, und um das für den Klangreim nachzuweisen, führt er einige außerordentlich treffende Beispiele an. Der Laut „und“ bedeutet für ihn das „Verbindende“ und deswegen reimt „und“ folgerichtig mit „Bund“. Auch das Wort „Hund“ läßt durch diesen Laut die bindende Eigenthümlichkeit erkennen; denn, sagt der Verfasser, „der Hund ist ein seinem Herrn treu anhängendes Thier“. Etwas schwieriger zu begreifen ist in diesem Falle das Wort „wund“. Der Verfasser führt dafür als sinnliche

Erklärung an: „wund (mit Weh verbundenes Gestörtsein der nothwendigen Bedeckung)"; die Definition hat wenigstens das Gute für sich, daß sie zum Nachdenken anregt. Merkwürdigerweise fehlt der Reim „Mund", der doch offenbar auch so eine Verbindung darstellt; denn der Mund ist sicherlich nichts Anderes als die Verbindung zwischen der tosenden Außenwelt und dem verschwiegenen Innern.

Der Laut „auch" bedeutet für ihn gleichsam das Degradirte, das Tieferstehende. „Auch stellt das Folgende tiefer", und als treffendes Beispiel wird dafür angeführt: „Hängebauch". Auch das Wort „Jauche" befindet sich dabei, indessen der Verfasser bemerkt vorsichtig: „Jauche wird freilich mehr das weiche Nachgeben und den Laut beim Hineintreten nachahmen, als etwas sich unten Sammelndes ausdrücken sollen." Da Sie jetzt auf dem Lande sind, können Sie das anmuthige Experiment gleich selbst machen. Versuchen Sie es einmal.

Am Schlusse seiner Abhandlung über die sinnliche Bedeutung der Klangreime hat sich Pseudonymus doch eines Besseren besonnen und den Gattungsbegriff aufgegeben. Er nennt sich jetzt: Ger Hugo Finckenreich. Und dieser Name, für den wir ebenfalls eine Erklärung in der Vorrede finden, — es heißt da in einem Gedichte:

„Im germanischen Walde
Da schlugen die Finken, da blitzte der Ger ꝛc."

— daher der Name Finckenreich — steht auf der letzten Zeile der Seite XIII. Wir blättern um, und auf Seite XIV steht wieder ein anderer Name. Ach was, wird sich der Verfasser gesagt haben, wenn schon, denn schon! Und siehe da, er unterzeichnet sich jetzt mit seinem vollen Namen: Georg Heinrich Funcke. „Ohne Schuld des Druckereibesitzers und des Setzers," sagt er, „hat ein Herr Einiges aus meinen Gedichten abgeschrieben und mit meinem Namen einem andern Herrn und noch einem mitgetheilt ꝛc., sodaß das Pseudonym aufgedeckt ist. Ich bekenne mich also mit meinem vollen Namen als Verfasser der folgenden Verse." Und da nun einmal der Name aufgedeckt ist, kann ich Ihnen im Vertrauen noch mittheilen, daß Herr Dr. Funcke Realschullehrer in Neumünster ist.

Einigermaßen verwundert hat es mich, daß Herr Dr. Funcke, der soviel über Reime nachgedacht hat, diese Eigenheit gewisser Gedichte so sehr en bagatelle behandelt. „Welt" und „spielt" reimt doch schlecht, wie auf Seite 95, und auch das folgende könnte eine strenge Kritik zu einer Rüge herausfordern, Seite 19:

„Die Liebe ist ja ganz allein
Der Grund von unserm Kummer,
Nur wer ihn trank, den Liebeswein,
Kennt seinen Rausch und Jammer."

„Jummer" müßte es eigentlich heißen, oder aber, was ich sogar vorziehen würde:

Die Liebe ist ja ganz allein
Der Grund von unsrer Kammer,
Nur wer ihn trank, den Liebeswein,
Kennt seinen Rausch und Jammer.

Auch die Reime Seite 65:

„In den Grundbaß seines Wuthgeorgels. —
Da donnert's aus dem Chaos des Gegurgels:"

— auch diese Reime sind nicht ganz rein, es müßte „Gegorgels" heißen.

Dagegen hat der Verfasser auch einige ebenso originelle wie treffliche Reime gefunden, z. B. Seite 32. Es ist von der „holden Liebe reiner Blume" die Rede:

„Zweigewurzelt, zweigeweiget,
Aber eines stets im Stamme,
Ein Par Kinder, das sich neiget
Gern zusammen an der Mamme,"

Noch schöner und kunstvoller ist der Reim auf „Ambrosia". Sie könnten sich den Kopf zerbrechen und kämen doch nicht darauf! Venus spricht beim Umlauf um die Sonne, Seite 32:

„War einst 'ne munt're Wachtel,
Trank Nektar, aß Ambrosia;
Ich liebte jede Hose ja,
Bin jetzt 'ne alte Schachtel."

Aber wir wollen bei dem Formalen nicht zu lange stehen bleiben und gleich auf das innere Wesen des Dichters kommen, auf seine „schönen Stimmungen" und seine „ernste Selbstklärung".

Da finden wir denn in der That für alle lieblichen und freundlichen Charaktereigenheiten den gelungensten Ausdruck: für Zärtlichkeit, Gemüthlichkeit, neckische Anmuth und tolle Ausgelassenheit. Hier einige Beispiele: Seite 6, „Liebeslust". Das Lied ist, wie der Verfasser bemerkt, zu singen nach der Melodie: „Wir winden dir den Jungfernkranz," Zeile 6 jeder Strophe und 1 im Refrain nach: „O Schill, dein Säbel thut weh!" Eine etwas eigenthümliche Verbindung des Schill'schen Säbels mit dem Jungfernkranz!

„Tenorsolo. Ein trauliches Mädel bist du doch.
Männl. Chor. Mit Liebe in dem Herzen.
Solo. Drum liebt ich dich lange und liebe dich noch.
M. Ch. Willst Schalt mit Schmerzen scherzen.
Solo. So reich mir denn deine warme Hand!
M. Ch. O Liebchen, die Liebe gesteh'!
Solo. Uns beide soll einen das heiligste Band.
M. Ch. O, daß ich im Kusse vergeh'!
Schöner, warmer,
Lieb macht ein Kuß auch Verdruß und Weh.
Der Schmerzen Erbarmer:
Immer neu wird die Treu' in dem Kuß."

Es ist nicht ganz leicht zu verstehen, aber es ist ohne Zweifel sehr zärtlich.

Ein anderes schönes Lied steht auf S. 24: „Furcht vor Trennung." Da heißt es:

„Mir schwillt das Herz so wehmuthsvoll,
Denk' ich, daß ich dich lassen soll,
Ja lassen!

Da's doch durch dich in Ahnung schwoll,
In Seligkeiten-Prassen quoll,
Ja Prassen!"

Und zum Schluß:

„Denn ohne Lieb' ist Flur und Feld,
Mir eigenes Haus und Beweiben vergällt,
Beweiben."

Für sinnigen Scherz hat der Dichter der schönen Stimmungen und ernsten Selbstklärung offenbar eine ganz ausgesprochene Begabung. Sie kennen den schönen Chor aus der Lortzing'schen Oper: „O du, der du die Tugend selber bist." Es ist vielleicht eine unbewußte Reminiscenz, wenn der Dichter auf S. 33 als „Glückwunsch" singt:

„Da du mir
Wie ich und dir
Und ich dir
So lieb und eigen bist,
Und unser ganzes Wünschen drum
So ganz dasselbe ist,
Und ganz allein und in und um
Du, du mein Glück ja bist,
Sag' ich meine Wünsche dir
Nicht noch hier."

Es ist wieder nicht ganz leicht zu verstehen, aber ich glaube, es wird Ihnen gefallen, wenn Sie es recht oft lesen. Die neckische Lust steigert sich bisweilen zur unbändigen Ausge-

lassenheit. So S. 55, wo einem Verliebten, der sich an Spiel und Tanz und fröhlicher Zechgesellschaft nicht betheiligen mag, zugeraunt wird:

„Es sollte doch Poussiren
Lust fixem Turner sein
Und Mädchen heim zu führen
Und andres solches Schwein!“

wozu der Verfasser, Realschullehrer, die Bemerkung macht: „Schwein als studentischer Ausdruck = Glück.“ Das Gedicht auf der folgenden Seite 56 heißt „Kuhschwof“ und wird wiederum durch die Bemerkung erhellt: „Kuhschwof, studentischer Ausdruck, Tanzbelustigung des niederen Volkes.“

Aber der Schalk kann auch ernst sein, und einige seiner Aussprüche, jedenfalls die Producte obgemeldeter ernster Selbstklärung, wirken mächtig auf uns durch ihre Tiefsinnigkeit. Bei diesen tiefsinnigen Aussprüchen tritt allerdings die Eigenheit des Dichters, mitunter etwas zu dunkel zu sein, in zu starker Weise hervor; Einiges habe ich vor Tiefsinnigkeit gar nicht verstanden, z. B. Seite 16:

„Doch: denk' ich, daß es Traum ja nur,
Daß du mir ferne, ferne,
Vielleicht die Hoffnung Schaum ja nur,
Wär' ich es selber gerne.“

Ich kann mich anstrengen, so viel ich will, ich bekomme nicht heraus, was der Dichter selber gerne wäre, ob Schaum, ob ferne, ob Traum, ob Hoffnung — ich weiß es nicht! Denselben Mangel an Durchsichtigkeit weisen auch einige der „Sprüche“ auf, welche den Band beschließen. Ich wähle auf's Gerathewohl die folgenden. Seite 122:

„Ein Telegraph ist uns're Ahnung,
Denn sie bringt von ferne Mahnung.
Stärkt Hülfsmagnet' und Ortsbatt'rie:
Gewissen heißt, gewiß auch sei sie.“

Dann heißt es wieder auf Seite 126:

„Reißt die Leitung, springt in Funken
Die elektrische Erregung.
Spring auch du ganz feuertrunken —
Nur wo nöthig Rückbewegung!“

Ganz dunkel ist der Rede Sinn für mich in den beiden folgenden Sprüchen, Seite 124:

„Nicht im Scheine ruht das Schöne,
Ist das Reine, das Geschonte.
Maß in Lust! und froh verpöne
Die entkräftend sieggewohnte!“

und Seite 128:

„Das Ego ist ein Eckewart,
Das Echo, matt nur, narrt und narrt.
Genuß, Verdruß macht's eigne Blut;
Genieße jeder, was er thut!“

Da lobe ich mir denn doch einige andere Sinnsprüche, wie Seite 25:

„Was soll mir denn das Leben
Und was die Freude dann,
Wenn ich mich ihm nicht geben,
Sie nicht mehr fühlen kann?“

oder Seite 73:

„Enthirnt, verharzet, bewickelt
Ward mancher ägyptische König.
Verholzt erhielt sich die Hülle,
Doch half es ihm außerdem wenig.“

Das ist doch klar, das ist verständlich! Denn was nützt einem der Mantel, wenn er nicht gerollt ist, das Leben, wenn man es nicht hat, die Freude, wenn man sie nicht genießen kann, und was macht sich so eine alte Mumie wohl daraus, ob sie sich conservirt oder nicht.

Aber alle diese Dinge, so merkwürdig sie auch sein mögen, so schön die Stimmungen und so ernst die Selbstklärung, — sie würden mich schwerlich dazu veranlaßt haben, Ihnen diesen langen Brief über die „Klänge und Reflexe“ von Georg Heinrich Funcke zu schreiben, wenn der Dichter nicht eine Eigenthümlichkeit in diesem Bande bewährt hätte, die mir in unserem Zeitalter des Epigonenthums außerordentlich entwicklungsfähig zu sein scheint und vielleicht sogar berufen ist, uns eine neue dichterische Aera zu erschließen: die Aera der Umkehr möchte ich sie nennen. Herr Dr. Funcke hat wie viele andere Leute die Wahrnehmung gemacht, daß die besten Gedichte eigentlich schon längst gemacht sind und daß uns Nachgebornen beinahe die Hoffnung versagt ist, unsere großen Vorbilder zu erreichen, daß wir nimmermehr uns schmeicheln dürfen, dieselben zu übertreffen. Da ist er denn auf einen außerordentlich glücklichen Einfall gekommen, um für unser Geschlecht gleichwohl noch poetische Hervorbringungen erster Ordnung herzustellen; und zwar hat er es so angefangen, daß er einige der schönsten schon vorhandenen Dichtungen einfach umkehrt. Wenn Heine also sagt: „Du hast Diamanten und Perlen“, so sagt unser Dichter Seite 15:

„Du hast nicht Schmuck noch Geschmeide,
Hast wenig, was Menschenbegehr,
Gebunden in Leide, in Leide
An Launen und Trübsinn so sehr.“

und er schließt das Gedicht:

„Ich trübte die treulichen Augen,
Bedurft' ich Vertrauens auch sehr.
Du hast mich nun aufgerichtet,
Mein Liebchen, was kannst du noch mehr?“

Sie errathen das System; wo Heine zu Grunde richtet, richtet Funcke auf und dem von Heine reich ausgestatteten Liebchen nimmt er Schmuck und Geschmeide. Am schönsten aber ist in dieser Beziehung die Umkehr von des „Mädchens Klage“.

Drehen Sie einmal des „Mädchens Klage“ herum! — Was bekommen Sie heraus? Nicht wahr: „des Jünglings Trost?“ Und richtig, das Gedicht „des Jünglings Trost“ steht auf Seite 18:

„Der Eichwald brauset, es blitzet grell,
Der Jüngling stehet auf Felsengeröll,
Und unter ihm stürzen die Wasser mit Macht,
Und er blicket hinab in die finstere Nacht,
Das Auge von Zorn entflammet:“

So geht's weiter.

Dieses neue System hat meinen Ehrgeiz auf's Aeußerste angestachelt, — denn auch ich möchte ein Dichter sein — und ich habe mich gleich daran gemacht, nach dem von Georg Heinrich Funcke gegebenen Recepte einige bekannte Gedichte, „soweit es die vorhandenen Kräfte gestatten,“ wie Richard Wagner sagt, umzudrehen. Daß ich bei dem Namen des Verfassers sofort des Liedes „an die Freude“ gedenken mußte — „Freude, schöner Götterfunken“, — werden Sie begreifen; und nun passen Sie einmal auf, was daraus entsteht! Der Bequemlichkeit halber setze ich auf die eine Seite die alte, auf die andere die neue Dichtung:

Freude, schöner Götterfunken,	Aerger, wüster Teufelsbraten,
Tochter aus Elysium,	Söhnchen aus der Schattenwelt,
Wir betreten feuertrunken	Wassernüchtern wir betraten
Himmlische, dein Heiligthum.	Irdischer, dein Götzenzelt.
Deine Zauber binden wieder,	Deine Nüchternheiten lösen,
Was die Mode streng getheilt;	Was die Dauer milde fügt;
Alle Menschen werden Brüder,	Schwestern werden alle Wesen,
Wo dein sanfter Flügel weilt.	Wo dein rauhes Bruststück fliegt.
Chor.	Solo.
Seid umschlungen, Millionen!	Losgelassen, ihr Paar Heller!
Diesen Kuß der ganzen Welt!	Keinen Schlag auf keine Nase!
Brüder — über'm Sternenzelt	Schwestern — unter'm dunkeln Keller
Muß ein lieber Vater wohnen.	Wohnt vielleicht die böse Base.

Man kann das auch noch mit anderen Gedichten versuchen, z. B. mit dem „Kampf um den Drachen“.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort	Was steht der Hof, was hemmt sich hier
Die langen Gassen brausend fort?	Lautlos im kürzesten Revier?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?	Hebt Rixdorf sich aus Wasser-wellen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,	Friedlich thut's auseinanderschnellen
Und einen Ritter hoch zu Roß	Und einen Bauern tief zu Fuß
Gewahr' ich aus dem Menschentroß.	In Einsamkeit ich suchen muß.

Wissen Sie, was das Folgende ist?

Der Wilhelm ging zur Abendstund'
Hinab in leichtes Wachen.
„Bist treu mir, Lorchen, bist gesund?
Wie kurz willst du es machen?“

Das ist der Anfang von Bürgers „Leonore“ in der Umdrehung. Sie sehen, man kann da auf ganz billige Weise ganz originell sein. Auch die Volkslieder machen sich gut in dieser Wendung; z. B.

„Es schritt ein Wandrer zum Fenster herein.
Guten Tag!“

Aber ich will des grausamen Spiels nun wirklich genug sein lassen. Für Ihr übertriebenes Vertrauen, daß ich Ihre sommerliche Zurückgezogenheit durch meine Briefe nicht mehr stören würde, gebührte Ihnen eine kleine Zurechtweisung; aber es wäre grausam, Ihre Qual noch mehr zu verlängern. Und so leben Sie denn wohl und wenn Sie sich an einem regnerischen Abend langweilen, versuchen Sie es mit den Flascheneiern und mit Funckes „Klängen und Reflexen“, den Producten „schöner Stimmungen und ernster Selbstklärung“, mit welcher auch ich meinerseits die Ehre habe, mich Ihnen zu empfehlen

Ihr

p. L.

Aus der Hauptstadt.

Hochsommer in Berlin.

III.

Man muß die Feste feiern wie sie fallen. Wenn sie in Zeiten und auf Tage treffen, in welchen die Mehrzahl der für ihre Feier so unentbehrlichen Personen am Orte derselben nicht anwesend ist, — desto schlimmer für die letztern. Allerdings auch für die Feste!

So recht mitten in den Hochsommer fällt für Berlin besonders eine derartige außerkirchliche öffentliche Tagesfeier von hervorragenderem Interesse: die des dritten August. Vielleicht — so sagte ich zu mir — mag sie danach so angethan sein, daß sie für uns, die wir tapfer wie nur die Vertheidiger von Kars und Bajazid, in Gluth und Wasser auf unserm Berliner Posten aushielten, die Zahl der Tröstungen und der Belohnungen dafür und auch ganz allgemein die der Reize eines Hochsommers in Berlin wesentlich vermehren hilft. Jedenfalls hatte sie für mich persönlich einen nicht zu unterschätzenden Reiz: den der Neuheit.

Diese Feier ist bekanntlich ein Nachklang, ein sanftes Austönen jener älteren, welche ehemals in vormärzlichen Zeiten während eines halben Jahrhunderts in ganz Preußen mit allen Kundgebungen der patriotischen Begeisterung in tausendfachen Gestalten und Stilarten begangen wurde. „Königsgeburtstag“ hieß sie damals bis zum Jahr 1840, wo Königs Friedrich Wilhelm des Dritten Todestag für immer die lange Glanzperiode dieser Feste schloß. Aus früher Kindheit entsinne ich mich, daß der größte und eindrucksvollste Act derselben in meiner Heimat wenigstens immer in einem brillanten Feuerwerk bestand. So stark sind solche erste Jugendeindrücke, so fest haften sie in unsrer Phantasie, daß ich auch heute nicht das Datum „der dritte August“ denken, aussprechen, schreiben kann, ohne deutlich vor dem innern Auge die Lichterscheinung von aufzischenden Raketen und drehenden buntfarbigen Feuerrädern zu empfinden. Bekanntlich gab ein solches Drittesaugustfeuerwerk vor 44 Jahren in Berlin auf der damaligen Kroll-losen Sandwüste des für den Rheumatismus des Abgeordneten Bamberger so verhängnißvollen Königplatzes — der hoffentlich trotz alledem und alledem dennoch mehr als nur wahrscheinlichen Baustelle des künftigen Parlamentgebäudes — den äußern Anlaß zu dem ersten Rebellionsversuch des „Volks von Berlin“, der seiner Natur und seinem Verlauf nach allerdings so harmlos und unpolitisch wie nur möglich ausfiel.

Was diese Geburtstagfeier das Leben dessen, dem sie ursprünglich galt, noch so lange überleben ließ, ist nicht nur die Pietät für das Andenken des volksbeliebten Monarchen, sondern mehr der Umstand, daß letzterer gewisse Stiftungen im Interesse der Wissenschaft und Kunst gemacht hat, deren wohlthätige Früchte statutengemäß an diesem Gedenktage zur Vertheilung kommen. Die wichtigste dieser Stiftungen ist bekanntlich die Berliner Universität selbst. Eine andere ist der Staatspreis eines Reisestipendiums für junge Künstler, welchen sich dieselben im Wettkampf um die beste Lösung einer ihnen gestellten Aufgabe zu erobern haben. Die Berliner Akademie der Künste, spezieller: ihr Senat, bezeichnet den Sieger, und theilt den Preis aus. So veranlaßt der dritte August noch immer — und wahrscheinlich noch in der fernsten Zukunft, so lange Preußen und Berlin, Universität und Akademie bestehen — eine Festsitzung der Universität mit Fest- und Gedächtnißrede und Vertheilung der Preise für wissenschaftliche Arbeiten; und eine Festsitzung der Akademie der Künste, bei welcher jene Rede allerdings nur die nüchterne Form des vorgelesenen Jahresberichts annimmt, die Feier aber gleichfalls in der Besprechung und Ueberweisung der Preise nicht nur an die Sieger jenes einen künstlerischen Wettkampfs, sondern auch an die der Concurrenzen um mehrere von privaten Kunstgönnern gestifteten, und der Ertheilung der ermunternden Ehrengaben und Belohnungen an die Schüler der mit der Akademie verbundenen künstlerischen Lehranstalten gipfelt. Beide Feierlichkeiten pflegen immer so ziemlich in die gleichen Stunden des genannten Tages zu fallen. In Folge dessen ist es für den gewöhnlichen Menschen, der nicht für ein Zeitungsreporterbureau arbeitet, und weder so glücklich ist der Geh. Rath Greif, noch der Geh. Rath Schöne zu sein (welche diesmal im Bunde mit dem Geh. Rath Raffel die fernbleibende Person des Herrn Cultusministers hier und dort vertraten), fast unmöglich, sich den Genuß beider Festsitzungen zu verschaffen. Nur jene besitzen das beneidenswerthe Geheimniß, es zu können, hic et ubique zu sein.

Der ernstakademische Actus hat außer der geschilderten noch die Bedeutung: eine Eröffnungsfeier der an demselben Tage in demselben Sitzungssaal beginnenden akademischen Schülerarbeiten-Ausstellung zu sein.

Es haben sich wie man weiß während der letzten zwei bis drei Jahre tiefgreifende Umwälzungen im innern Organismus der „Berliner Akademie“ genannten, ehrwürdigen Körperschaft vollzogen. Seit ihrer Reorganisation, seit der Berufung des Collegiums von meist durchaus neuen frischen Lehrkräften ist dieser Name zur Bezeichnung eines gänzlich andern Wesens als das, welches man ursprünglich darunter verstand, geworden. In meinen Erinnerungen aus längst entschwundenen Tagen aber stand mir die den dritten August feiernde Akademie immer noch in ihrer damaligen Urgestalt und Erscheinung vor. Die neue — diesen prächtigen Schmetterling, welcher die alte Puppenhülle gesprengt hat, und seine farbigen kräftigen Schwingen im Glanz der Sonne des neuen Tages ausbreitet — hatte ich noch nicht als Ganzes, als Reinheit zu einem derartigen Festact versammelt auftreten und handeln sehn. Wieder ein Grund mehr

für mich, den Berliner Hochsommer und mein diesjähriges hundstägiges „Mauernweilen" zu segnen, da sie mir endlich einmal zu einem Genuß zu helfen versprachen, von dem ich mir meinerseits mit gutem Fug und Recht das Allerbeste versprechen zu können glaubte.

Von allen ernstern nicht militärischen öffentlichen Feierlichkeiten wissen wir allerdings aus reicher Erfahrung, daß wir Norddeutschen zumal von einer besonders sorglichen Inscenirung, von der Hervorbringung des Scheins festlicher Würde nicht viel halten. Wir fürchten, in das unsrer Natur widerstrebende Theatralische zu verfallen, sobald wir irgend in den Formen und Manieren über die schlichteste und — bequemste Natürlichkeit hinausgehn. Und so ziehn wir vor, das lieber ganz zu lassen und begingen unsre ceremoniellen Acte am liebsten im Hausrock und mit der Cigarre resp. der Pfeife zwischen den Lippen. Bei einem künstlerischen Collegium und einem so wichtigen und bedeutsamen Anlaß freilich kommt auch bei uns selbstverständlich dergleichen nicht vor. Eine solche Befürchtung konnte man „im Vornhinein", wie die Wiener sagen und schreiben, weit von sich weisen.

Die Scene dieser, wie jeder Feier in der Berliner Akademie der Künste, war der bekannte lange Saal, in welchem die abendlichen Ausstellungen religiöser Transparentgemälde während der Weihnachtszeit stattzufinden pflegen. Seine Wände waren diesmal mit den Schülerarbeiten aus den verschiedenen Zeichen- und Malklassen bedeckt; eine stattliche und interessante Decoration, welche die durchgeführte Reorganisation, die Wirksamkeit des Lehrerpersonals, die Begabung und eifrige Thätigkeit der jungen Männer im besten Lichte zeigt. Das letzte Drittel der Länge des Raumes verbarg eine Laubwand von hohen Topfgewächsen. Die lorbeergekrönten Büsten des Kaisers und seines königlichen Vaters, Friedrich Wilhelm des Dritten, ragten auf Postamenten daraus hervor. Diesseits jener Gebüsche stand der grüne Tisch, an welchem die Mitglieder des Senats und der Akademie versammelt saßen. Das Publicum, das sich ziemlich spärlich eingefunden hatte, hielt mehrere Stuhlreihen in der vorderen Saalhälfte besetzt. Die akademische Jugend, die Preisgewinner, so viele ihrer noch in Berlin anwesend waren, füllten den vor dem langen Saal befindlichen „Uhrsaal", in welchem die Concurrenzarbeiten der Bildhauer und Architekten ausgestellt waren.

Den Eindruck empfing man sofort beim Eintreten in den Festraum: der August ist in Berlin nicht der Monat, welcher für das rechte Gelingen, für den erwünschten Glanz einer solchen Feier besonders geeignet wäre. Im Präsidentensessel fehlte der Senatspräsident, Geh. Rath Hitzig, durch seine Badereise ferngehalten und hier allerdings durch einen allgemein verehrten liebenswürdigen Mann und Künstler, Professor Becker, ersetzt und vertreten. Die königlichen Behörden blieben einzig durch die genannten drei Ministerialräthe repräsentirt. Persönlichkeiten der höheren Gesellschaft Berlins hätte man im Publicum vergebens gesucht. Das ist nicht auffallend in der Jahreszeit der geschlossenen Jalousieen, der verlassenen Villen und Stadthäuser und der gefüllten Bäder. Desto auffallender aber erschien mir das Wegbleiben sämmtlicher Lehrer der Akademie der bildenden Künste; der der Hochschule für Musik nicht minder; den Director der ersteren, Herrn v. Werner, nicht ausgenommen. Und sie wären doch, meine ich, die „Ersten darbau" gewesen.

Trug der Zufall oder eine Absicht die Schuld daran? War dies Ausbleiben eine bloße Thatsache oder ein Ereigniß? „Wissen Sie denn nicht," sagte man mir, „die Lehrer striken. Senat und Lehrercollegium sind in eine Conflictsperiode eingetreten: Wir geben den Unterricht, wir kennen unsre Schüler am besten; wir wären mithin die berufenen Preisrichter und Preisvertheiler, und nicht der Senat, wenn es nach dem Rechten ginge — der Senat, in welchem Herren mitsitzen und mitstimmen, die von der bildenden Kunst nicht so viel verstehn! — so sagen die Herren Lehrer. Als nur eingeladene Zuschauer und Zuhörer bei dieser sie so nahe angehenden Feier zu erscheinen, ihr nur passiv beiwohnen zu sollen, scheint ihnen nicht passend; daher haben sie es vorgezogen, heute in corpore — wegzubleiben."

So erklärte ein sonst in akademischen Angelegenheiten immer als zuverlässig bewährter Freund mir die auffällige Thatsache. Wobei für mich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen bleibt, daß das Erzählte in Bezug auf die Richtigkeit sich von den so beliebten „Russengräueln" nicht wesentlich unterscheidet. Dieser Kriegssommer hat nun einmal die Phantasie der Menschen in solchem Maß aufgeregt, daß es kaum mehr möglich scheint, auch sonst wahrheitsliebenden Männern, besonders solchen, die von der leidigen Krankheit des „In-die-Blätter-Schreibens" befallen sind, noch unbedingten Glauben zu schenken, wenn sie von etwas angeblich Geschehenem als von einem selbst Gesehenem und Erlebten berichten. Der peinlichen Frage unterworfen, kommt im günstigen Fall immer nur heraus, daß es ihnen „ein alter Türke" erzählt und beschworen habe; oder daß sie selbst gar nichts berichtet und bezeugt hätten, sondern nur ihre Unterschrift gefälscht und mißbraucht worden wäre.

Aber wie dem auch sei: die lehrenden Herren Professoren und Noch-Nichtprofessoren fehlten dem akademischen Feste. Vergeblich suchte der, von den schönen Resultaten ihrer Bemühungen, jenen Schülerarbeiten, erfreute Blick sich mit dem beredten Ausdruck der Anerkennung und Dankbarkeit ihnen zuzuwenden. Die Herren in ordengeschmückten Fracks da vor uns am grünen Tisch konnten über den Empfang nur per procuram quittiren.

Der neue ständige Secretär der Akademie, mein verehrter alter Freund und Gevatter, Geh. Rath Zöllner, welcher seinen alten Freund Th. Fontane in jener Stellung neuerdings abgelöst hat, nachdem letzterer die von ihm ohne Enthusiasmus geführte Feder dieses Amtes freiwillig niedergelegt, hielt heute, wenn ich nicht irre, auf der Tribüne dieses Saales, seine Maiden speech. Sie hatte die Form eines rein sachlichen Berichts über die Ereignisse im Leben der Akademie während des verflossenen Jahres. Die Ceremonie der Eröffnung der verschlossenen Couverts, welche, außen mit einer Nummer oder einem Motto versehn, die Namenangabe der Sieger in den verschiedenen Concurrenzen enthielten, vollbrachte er mit vielem Anstande und jenem amtlichen Aplomb, welchen allein eine längere Uebung im juristischen Staatsdienst zu geben vermag. Diese Namen sind längst seitdem durch die Tagesblätter bekannt gemacht: „Ohmann, ein Schüler von Reinhold Begas, wie man es seinem Concurrenzrelief auf den ersten Blick ansieht, ist der des Gewinners des großen Staatspreises, welcher diesmal für Bildhauer ausgesetzt war; Kayser der des Siegers im Wettkampf um den ersten Michael-Beer'schen Preis, bei welcher Concurrenz er das Schicksal hatte, angemeldeter Mitconcurrenten zu entbehren, und in Folge davon „allein über die Bahn zu gehn"; Maerz in München der des Siegers im musikalischen Werben um den zweiten Michael-Beer'schen Preis, — den confessionslosen, welchen die Erben des Stifters hochherzig und mit edlem Freisinne vor etwa 18 Jahren zur Ergänzung des ersten nur für israelitische Künstler ausgesetzten, gestiftet haben; Arnold König in Berlin — der Erringer des großen Meyerbeer'schen Preises für Musiker; endlich Schick in Frankfurt a. M. — der des v. Rohr'schen Preises, um welchen diesmal von Architekten gekämpft wurde.

Die Mittheilungen über die Verluste von Mitgliedern der Akademie durch den Tod, über neue Ernennungen, über die Kunstausstellung ꝛc. bildeten den übrigen Inhalt der Vorlesung.

Dann ergriff Professor Becker als Vicepräsident des Senats das Wort vom Platz aus. Nachdem er die auffallende Klanglosigkeit dieser Feier, welche abweichend von allen ihres Gleichen ohne jede Mitwirkung der ungern entbehrten Musik verlief, dadurch erklärt hatte, daß die Mitglieder der musikalischen Hochschule größtentheils von Berlin abwesend seien, begann er mit dem Namensaufruf der Sieger und der für ihre Leistungen prämiirten Schüler der Akademie. So viele ihrer anwesend waren — manche erst nach längerem Warten — traten sie an den Tisch heran; einige machten ihre Verbeugung gegen die Herren vom Ministerium; andere kehrten denselben, sie nicht beachtend, in nächster Nähe die Schattenseite zu, und begnügten sich mit der Neigung des Hauptes und Oberkörpers gegen die Herren des

Senats. Die Sieger empfingen nach einigem Suchen in den Listen und unter den im Hintergrunde deponirten herkömmlichermaßen als Preise verwendeten Objecten, den ihrigen und das dazu gehörige Patent, um sich mit diesen Schätzen auf eine Andeutung des Herrn Vicepräsidenten aus der nächsten Seitenthür nach dem Corridor hin zu entfernen. Durch keine Art von Anrede unterbrochen, gewann dieser Theil der Feier einen etwas ermüdenden Charakter. Die Repräsentanten des Ministeriums erhoben sich denn auch noch während seiner Dauer und verschwanden durch dieselbe Seitenthüre. Eine kleine Abwechslung wurde durch das Herantreten zweier jungen Damen von anziehender Erscheinung herbeigeführt: Schülerinnen der mit der Akademie verbundenen Kunstschule, welche für ihre Arbeiten prämiirt wurden, Frl. Kleist und Frl. Menzel. Jene empfing die silberne Medaille, diese „ein Werk“ oder eine Mappe mit Kunstblättern. Jene „Werke“, die hier nach altem Brauch bei diesem Anlaß zur Verwendung kommen, wären einer gründlichen Revision und Sichtung nicht so unbedürftig. Es sind Euch Sächelchen darunter, deren noch immer beliebte Aufnahme in die Zahl dieser akademischen Ermunterungsprämien auf ein tüchtiges Stück des wohlconservirten klassisch-romantischen Zopfes deutet.

Als keine Prämiirten mehr aufzurufen waren oder keine mehr dem Rufe folgten, da sie so wenig anwesend waren wie ihre Meister, so ging die Feier in sich selbst wie ein Lämpchen aus Mangel an Oel aus, ohne Schlußrede-Girandola und „Apotheose“. Alle Welt erhob sich und sah sich die Schülerarbeiten an und die Sache war zu Ende.

Man sollte, was doch kaum als Verletzung der Pietät angesehen werden könnte, demnächst einmal den Versuch einer Verlegung der Feier in eine andere Zeit des Jahres machen. Sie gewänne sicher dadurch sofort an der keineswegs überflüssigen Würde und Form, auf welche sie jetzt doch wohl zu consequent verzichtet oder zu verzichten gezwungen ist.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, eine Kritik der Schülerarbeiten zu geben. Treten diese ja doch mit wenigen Ausnahmen gar nicht mit dem Anspruch auf, als selbstständige Kunstschöpfungen angesehen und geschätzt zu werden, sondern hauptsächlich um die lehrende Wirksamkeit der die einzelnen Klassen leitenden Meister zu illustriren.

Für diese sind sie sehr charakteristisch. Die Arbeiten aus Thumanns Vorbereitungsklasse, die aus Knilles Antiken- und Actzeichenklasse, aus v. Werners Aquarellirschule, aus Hertels Landschafts-, Michaels und besonders Gussows Mal-, Albert Wolffs und Fr. Schapers Modellirklasse, aus Luthmers Ornamentzeichenschule, aus Pfannschmidts Compositions- und Gewand-, aus Bellermanns Landschaftszeichenklasse tragen das persönliche Gepräge ihrer Meister viel entschiedener aufgedrückt, als der besondern künstlerischen Persönlichkeit der einzelnen Schüler. Für die Probearbeiten aus der Anatomie- und Perspectiveklasse kann das der Natur dieser Fächer nach nicht in gleichem Maße gelten. Hier sind Lehrer und Schüler gleich unpersönlich. In Prof. Eybels Thierklasse aber hält sich, wie man sieht, der Meister mehr davon zurück, einen etwa alleinseligmachenden Weg zu weisen, und begnügt sich damit, das treue Naturstudium der Schüler redlich zu überwachen.

Imponirend vor Allem wirken die Unterrichtsresultate aus Gussows Klasse: eine ganze Wand voller lebensgroßer, mit eminenter Kraft der Farbe und Modellirung gemalter Naturstudien, theils nach lebendigen Menschengesichtern und Halbfiguren, theils nach prächtig zusammengestellten „Stillleben“, malerisch wirksamen Objecten der mannigfachsten Art. Daß Gussow seine Schüler anhält, eben Alles, was ihnen die Natur zeigt, zu malen, und sie eben so gründlich frei gemacht hat von dem posirenden akademischen „schönen Modell“ und dem „Charakterkopf“ der ältern Unterrichtsweise, wie von jener Art Oelmalerei, deren Resultat die „colorirten Bleistiftzeichnungen“ der deutschen Malerschulen unserer Jugend wären, ist sicher ein Segen für die junge Künstlergeneration. Aber ist es darum nothwendig, in seiner Klasse so grauenvolle Vogelscheuchen, so seekrankmachende Menschenwesen als Modelle einzuführen, wie einige der hier in überzeugender Wahrheit getreulich der Natur nachgemalten?

Wenn in den Arbeiten aller dieser Klassenschüler das Unpersönliche durchaus vorherrscht, so tritt uns trotzdem in der Ausstellung eine künstlerische Individualität von um so entschiedenerer Eigenart entgegen, — eine Eigenart, deren äußerlich sehr anspruchslose Schöpfungen unter allem hier vorhandenen Tüchtigen, Talentvollen, Vielversprechenden doch die stärkste geistige Wirkung machen und den tiefsten Eindruck hinterlassen. An einigen freistehenden Schirmwänden im Saal sind hier, außer den phantasievollen liebenswürdigen Compositionen des jungen Doepler und den Holzschnitten nach Zeichnungen von Claudius, zahlreiche Entwürfe eines uns bisher gänzlich unbekannten, wie man mich versichert, nicht älter als zwanzigjährigen Künstlers Namens Klinger befestigt. Von ihnen gilt das Gesagte.

Sie sind von sehr mannigfacher Art, den Gegenständen wie der Behandlung nach. Es fehlt nicht an Anklängen an die Anschauungs- und Zeichenweise einiger der ersten Charakteristiker in der modernen Kunst, an A. Menzel, an v. Gebhard; die wilde und seltsame Phantastik in manchen dieser gezeichneten Träume errinnern wieder auf's Lebhafteste an manche tolle und grausige Gebilde des Spaniers Goya. Japanische Holzschnitte und Malereien haben gleichzeitig ersichtlich einen starken Einfluß auf die Art, die Gegenstände zu sehn und die Anschauung künstlerisch auszudrücken geübt. Aber bei und trotz dieser verschiedenen Vorbilder und ihrer Influenzen bekundet der Zeichner doch gleichzeitig viel persönliche Schöpferkraft der Phantasie, einen so ganz und gar ihm gehörigen Dämon, und hat sich so ehrlich dem Studium der lebendigen Natur hingegeben, daß jene Aehnlichkeiten mehr aus innerster Verwandtschaft des Talents, der Geistesart, des Traumlebens mit dem der genannten Meister erklärt werden mögen, als aus dem Bedürfniß der Anlehnung und der Reminiscenzen etwaigen eignen Mangels halber.

Von zwei Hauptmängeln, welche sonst solchen jugendlichen, auf's Phantastische gerichteten Talenten fast immer anhaften, ist Klinger durchaus frei: von der Unsicherheit, Zerflossenheit, Vernachlässigung der Form, und von der Unzulänglichkeit der technischen Darstellungsweise. Mit so bescheidenen zeichnerischen Ausdrucksmitteln er arbeitet (Feder und schwarze Tusche, oft nur Umriß und ein einfacher getuschter Ton als Gegensatz), so spricht doch auf's Entschiedenste ein echt malerischer, ja coloristischer Sinn aus diesen simpeln Blättern. Und ebenso erkennt man selbst noch im Unwirklichsten, Traumhaftesten das redliche Naturstudium, den Respect und das genaue Verständniß der lebendigen Form, bis in das Detail der Glieder, der Hände. Und deren Behandlungsweise giebt ja immer den besten und sichersten Maßstab für den wahren Beruf und die bereits erreichte Stufe der künstlerischen Bildung eines Zeichners. Ich muß hier darauf verzichten, einzelne dieser merkwürdigen Blätter zu schildern, wie sehr sie mich auch dazu reizen. Hoffentlich begegnen wir diesem merkwürdigen Talente noch in weitern Stadien seiner Entwicklung zur vollen allseitigen Reife auf unsern künftigen Ausstellungen. Er arbeitet in der Malerschule Gussows, der besten für ihn. Bei seiner vorwiegend phantastischen Richtung bedarf er vor Allem des Gegengewichts oder festen Bodens der derben Gesundheit und Wahrhaftigkeit. Und in welches heutigen deutschen Meisters Schule wäre das sicherer zu erwerben, als in der des Genannten?

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Im Frühling dieses Jahres wurde in einer thüringischen Residenz von jungen Mädchen ein Wohlthätigkeitsfest veranstaltet, mit dessen Ertrage Betten für kranke Kinder im Hospital gestiftet werden sollten. Albert Traeger wurde aufgefordert, zu diesem Feste den Prolog zu schreiben. Wir theilen das schöne und tief empfundene Gedicht des thüringischen Dichters hier mit.

Nun Alles sich mit hoffendem Gemüthe
Dem neuen Lenze froh entgegen drängt,
Wen jammert nicht die kaum erwachte Blüthe,
Die schon am Morgen welk das Köpfchen hängt?
Sie darf zur Sonne sich empor nicht heben,
Sein sich'res Opfer heischt der rauhe Wind,
Und mitten in dem wonnreichen Leben
Sinkt still hinab des Frühlings krankes Kind.

Ein krankes Kind — gebleicht die frischen Wangen,
Getrübt das Auge, das so heiter lacht,
Das Licht des Tages, der kaum aufgegangen,
Im Kampf schon wieder mit der finstern Nacht;
Wer hätte je aus einem kleinen Munde
Der bangen Klage leisen Laut gehört,
Und nicht gebebt im tiefsten Herzensgrunde,
Als sei ein ganzer Frühling hier zerstört?

Und wo verzweifelnd auf den schwachen Armen
Ein krankes Kind hülflos die Armuth wiegt,
Da müssen Steine selber sich erbarmen,
Fühlt sich der rauh'ste Widerstand besiegt;
Die Frühlingblüthe können wir nicht retten,
Schmerzt es uns auch, wenn sie vorzeitig bricht,
Doch gilt's ein armes krankes Kind zu betten,
Verwandelt sich das Mitleid in die Pflicht.

Und also haben wir es unternommen,
Vertrauend Eure Güte anzufleh'n,
Die Kindlein sind es, welche zu Euch kommen,
Ihr werdet sie nicht ohne Rührung seh'n,
Wie solchen eine Zuflucht sie erwoben,
Die draußen elend und verlassen sind,
Sei's zum Genesen, sei's auch nur zum Sterben,
Ein Bett nur für ein armes krankes Kind.

Ihr seht den Frühling draußen sich entfalten,
Der Menschheit Frühling seht Ihr vor Euch blüh'n,
Mag heiter drum die schöne Stunde walten,
Der reichste Segen kröne unser Müh'n;
Und reifen auch nicht alle jungen Triebe,
Den neuen Lenz bringt jedes neue Jahr,
Der Schmerz vergeht, doch ewig bleibt die Liebe,
Und jede Noth macht neu sie offenbar!

Nordhausen, den 2. Mai. Albert Traeger.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Frage des Chloralhydrats.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Da der Aufsatz „Zur Geschichte des Chloralhydrats", welchen die Nr. 31 der „Gegenwart" enthielt, wesentlich dem Wunsche seinen Ursprung verdankt, Mittheilungen Gutzkows über dies unschätzbare Arzneimittel zu rectificiren, und man in einer Verbesserung am wenigsten Irriges zu finden erwartet, so bitte ich Sie, der nachfolgenden, jene „Berichtigung" „berichtigenden" Notiz gütigst Raum in Ihrer geschätzten Zeitschrift zu gewähren.

Der Verfasser des erwähnten Artikels bemerkt mit Recht, daß nicht der Zufall, sondern eine klare wissenschaftliche Ueberlegung Liebreich zu den Versuchen veranlaßte, deren Folge seine bedeutungsvolle Entdeckung war. „Wenn je eine Entdeckung mit der Absicht des Entdeckens gemacht ward, so ist es die Liebreich'sche Entdeckung der wunderbaren Wirkung des Chloralhydrats auf den thierischen Organismus" ruft A. W. Hofmann*) in seiner Rede „Die organische Chemie und die Heilmittellehre" aus. — Da das zuerst von Liebig dargestellte Chloral die Eigenschaft hat, sich in Berührung mit alkalischen Flüssigkeiten unter Erzeugung von Chloroform zu zersetzen, die Säfte des Organismus aber im Allgemeinen ein schwach alkalisches Mittel darstellen, so kam Lieberich auf den Gedanken, durch innerliche Verabreichung von Chloral das Chloroform im Organismus selbst zu erzeugen, und zu prüfen, ob nun die bekannten Wirkungen dieses Agens sich zeigen, ob so eine, so zu sagen innere Chloroformirung erreichbar sei. Die Folge dieser Versuche war die Entdeckung der hypnotischen Wirkung des Chloralhydrats (1869), welche Liebreich selbst keinen Anstand nahm, auf eine Wirkung des im Körper entstandenen Chloroforms zurückzuführen. Allein diese Interpretation der Beobachtungsergebnisse, welche der Artikel „Zur Geschichte des Chloralhydrats" als eine feststehende Wahrheit verkündet, ist schon längst von der exacten Wissenschaft als ein geistreicher — Irrthum erkannt worden. Eingehende Forschungen, welche wir wesentlich Hamarsten, Rajewsky, A. Tomaszewicz, Lewisson, Hermann, v. Mering und Musculus u. A. verdanken, haben gezeigt, daß das Chloral im Organismus gar nicht die von Liebreich angenommene Umwandlung in Chloroform erleidet, daß vielmehr die Alkalicität der Körpersäfte zu schwach ist, um diese Veränderung hervorzubringen. Sie bewirken, daß das in dem Organismus eingeführte Chloral denselben theilweise unverändert passirt, theilweise in die sogenannte Urochloralsäure übergeführt wird, nicht aber in Chloroform übergeht. Die dem entgegenstehenden älteren Beobachtungen von Richardson, Personne und Külz, welche die ursprüngliche Liebreich'sche Hypothese der Chloralwirkung zu bestätigen schienen, fanden durch die erstgenannten Arbeiten ihre Erledigung.

Es steht heute fest, daß das Chloral eine specifische, ihm selbst zukommende und von der des Chloroforms verschiedene physiologische Wirkung besitzt. Wenn demnach die ursprüngliche Idee, welche Liebreichs erste Versuche über das Chloral veranlaßte, sich als irrthümlich erwies, wenn seine Theorie der Chloralwirkungen den Thatsachen nicht Stand hielt, so bleibt doch seine Entdeckung dieser Wirkungen, durch welche ein äußerst leicht applicirbares, im Allgemeinen unschädliches Mittel gegen die furchtbare Plage der Schlaflosigkeit geschaffen worden, ein epochemachendes Ereigniß, welches dem Namen des Entdeckers für alle Zeiten einen Platz unter den Wohlthätern der Menschheit sichert. Um so weniger haben seine Anhänger Ursache, seinen Ruhm dadurch zu vergrößern, daß sie auch seine Irrthümer als unbezweifelte Dogmen verkündigen.*)

Den 7. August 1877. Chemicus.

Obige Zuschrift ist mir durch die Freundlichkeit der Redaction der „Gegenwart" im Manuscripte zur Kenntnißnahme zugestellt worden. Ich habe darauf Folgendes zu erwidern:

1) Mein Artikel verdankt keineswegs lediglich dem Wunsche seinen Ursprung, Mittheilungen Gutzkows zu rectificiren. Diese waren nur die erste Veranlassung und es lag mir überhaupt daran, dem Leserkreise der „Gegenwart" die Bedeutung des Chlorals und seine relative Unschädlichkeit klar zu machen.

2) Der Herr Chemicus hat seiner Zuschrift zufolge im Allgemeinen gegen meine Darstellung nichts einzuwenden, er will mich aber bezüglich des Processes eines Besseren belehren, durch den, wie ich referirte, das Chloralhydrat im Körper zerlegt und aus demselben Chloroform nach Liebreichs Ansicht gebildet wird. Er wirft mir vor, einen geistreichen Irrthum Liebreichs als feststehende Wahrheit verkündet zu haben. Ihm zufolge ist es durch die exacte Wissenschaft längst erkannt worden, daß eine Umwandlung in Chloroform nicht stattfindet.

Der Herr Chemicus mag mir nun schon zutrauen, daß ich die Untersuchungen, welche er anführt, sehe wohl kenne. Er muß mir aber die Berechtigung zugestehen, diese für absolut abschließend nicht zu halten. Es konnte nicht in meiner Absicht liegen, die Discussion über diese Seite der Frage vor das Forum des Leserkreises der „Gegenwart" zu bringen. Sie war hier eine nebensächliche, und ich berühre sie hier lediglich um deswillen, um dem Herrn Chemicus gegenüber zu constatiren, daß die von ihm vertretene Ansicht eine allgemeine Gültigkeit keineswegs in Anspruch nehmen kann, und daß, solange dies nicht der Fall ist, es gewiß keinen Vorwurf verdient, wenn der Verfasser des Artikels „Zur Geschichte des Chloralhydrats" es für zweckmäßig hielt, vorläufig noch an dem festzuhalten, was der Erfinder der schlafmachenden Wirkung dieses Mittels festgestellt und was er selbst noch für das Richtige hält. Solange Herr Liebreich sich in dieser Beziehung nicht im Sinne des Herr Chemicus ausgesprochen hat, muß letzterer mir schon verzeihen, daß ich an der absoluten Richtigkeit seiner Ansichten mir auch ferner zu zweifeln erlaube.

P. Börner.

*) Berlin 1871, Aug. Hirschwald.

*) Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die in dem Artikel „Zur Geschichte des Chloralhydrats" genannte Fabrik in Ludwigshafen nicht wie infolge eines Druckfehlers gesagt ist, „Laame", sondern „Saame u. Co." heißt.

Inserate.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 34. Berlin, den 25. August 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. | Verleger: Georg Stilke in Berlin. | Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Reichsfinanzprojecte und der Reichstag.

Von Johannes Berg.

> Euch der Finanzen Wesen deuten wollen,
> Leicht dürfte das als Redesucht erscheinen,
> Da ich wohl weiß, daß Eure eig'ne Kenntniß
> Darin schon jeden Aufschluß übersteigt,
> Den ich Euch bieten kann. Es fehlt Euch nichts,
> Als die Selbstständigkeit, die jenem Drängen
> Sich widersetzt. Laßt die sich jetzt bewähren!
>
> Shakespeare, Maß für Maß.

Früher pflegten nur die Socialisten den Reichstag zu schmähen, und das deutsche Parlament war von jeher gnädig genug, ihnen dies zu gestatten und alle Anträge auf strafrechtliche Verfolgung zurückzuweisen. Es erinnerte sich dabei an den altdeutschen Rechtsbrauch, welcher dem Verurtheilten gestattet, drei Tage lang „seinen Richter zu schelten". Bis jetzt hat die Großmuth des Reichstags auf die Socialisten keinen Eindruck gemacht. Sie fahren fort zu schimpfen.

Es haben sich ihnen aber seit einigen Jahren verschiedene andere Interessenten oder Parteien beigesellt, welche bittere Beschwerden erheben würden, wenn man versuchen wollte, sie mit den Socialisten zu identificiren. Wir wollen uns solchen Beschwerden nicht aussetzen und ziehen es daher vor, unseren Gedanken einen schonenden und vorsichtigen Ausdruck zu geben. Diese Parteien haben etwas mit einander gemeinsam. Es sind Vertreter nicht bestimmter politischer Richtungen, sondern einseitiger materieller Interessen. Wir sagen nicht einmal „unberechtigter" Interessen, sondern einseitiger Interessen. Die Vertreter derselben suchen die Befriedigung dieser Einzelninteressen nicht in der Harmonie derselben mit dem Gesammtinteresse zu erreichen, vielmehr verlangen sie, daß das Sonderinteresse befriedigt werde auf Kosten des Ganzen. Wenn der „Agrarier" oder, wie er sich auch zuweilen nennt, der „Steuer- und Wirthschaftsreformer" verlangt, daß die Grundsteuer abgeschafft werde, während er gegen den Fortbestand der Gebäude- und Gewerbesteuer durchaus nichts einzuwenden hat; wenn er sein Rittergut wieder steuerfrei machen will, ohne von der Rückerstattung der großen Entschädigungssumme zu sprechen, welche er für den Verzicht auf die Steuerfreiheit aus den Mitteln der Steuerzahler erhalten; wenn er den Ausfall, der durch Abschaffung der Grundsteuer in den Staatseinnahmen entstehen würde, nicht durch Verminderung der Staatsausgaben ausgleichen, sondern durch Mehrbesteuerung aller übrigen Staatsangehörigen decken will: so begehrt er ein Privilegium auf Kosten aller Andern. Wenn der Schutzzöllner so hohe Zölle verlangt, daß dadurch die Einfuhr sinkt und somit sich die Reichseinnahmen aus den Zöllen vermindern; wenn er mit Ungestüm fordert, daß die Verbraucher der Waaren nicht allein die höheren Zölle bezahlen, sondern sich auch daneben noch indirect die im Inlande erzeugten Waaren künstlich vertheuern lassen; wenn er dem Tagelöhner seinen Kittel und dem Bauer seine Hacke, seinen Pflug und seine Schaufel höher besteuern will; wenn er das System des gemäßigten Freihandels, unter welchem er selbst ein reicher Mann geworden, schmäht und statt dessen ein anderes System anpreist, nach welchem der Staat aus den Steuern der Armen und Geringbemittelten die Bessersituirten subventioniren soll: so begehrt er ein Privileg auf Kosten der Andern. Wenn ein Priester, nicht zufrieden mit seinem Einfluß in geistlichen Angelegenheiten, denselben mißbraucht, um Herrschaft in weltlichen Dingen zu erringen; wenn er sich der Religion als Schwert und Schild bedient, um für profane Interessen zu kämpfen; wenn er seine politischen Gegner als Feinde Gottes und der Religion, als Kirchenzerstörer und Bilderstürmer ausschreit; wenn er die Freiheit, welche ihm das Gesetz des Staates gewährt, dazu gebraucht, das Gesetz zu untergraben und die Freiheit der Andern zu vernichten; wenn er uns vorschreiben will, nicht nur, was wir zu glauben, sondern auch, wen wir zu wählen haben, und die Nichtbeachtung dieser Vorschrift mit dem Strafgerichte Gottes bedrohet: dann begehrt er ein Privileg auf Kosten aller Andern.

Alle diese Interessenvertreter und Standesgruppen können ihrer Natur nach unter sich nur in der Verneinung harmoniren. Sobald sie an die Regierung gelangten — quod Deus avertat — oder wenn sie auch nur die geringste positive Handlung gemeinschaftlich mit einander vornehmen sollten, würden sie einander sofort in die Haare gerathen, weil ihre Sonderinteressen einander widerstreben und sie alle durchaus nicht geneigt sind, dem Ganzen den Vorzug vor dem Theil einzuräumen. Als eine Deputation von Interessenten bei dem Reichskanzler sich lebhaft gegen den Finanzminister Camphausen beschwerte, antwortete derselbe lachend: „Schön, gebt mir nur einen Andern." Die Herren Querulanten wußten hierauf keine Antwort. Herrn von Schorlemer-Alst, Herrn von Kardorff, Herrn von Diest-Daber oder Herrn Commercienrath Baare von Bochum vorzuschlagen, schien ihnen, trotz ihres Feuereifers, doch etwas bedenklich; und so hat es denn der Fürst Bismarck bis auf weiteres bei seinem Camphausen belassen.

Desto einiger sind sie im Verneinen. Namentlich ist es bei diesen verschiedenen Interessentengruppen Sitte geworden, mit den Socialisten um die Wette den Reichstag zu schmähen,

weil derselbe sich wenig geneigt zeigt, Sonderinteressen zu begünstigen. Bei den letzten Reichstagswahlen reichte der katholische Hierarch dem protestantischen, der Schutzzöllner dem Socialisten, der Agrarier dem Zünftler die Bruderhand, um die liberale Mehrheit des Reichstages zu stürzen. Dies ist nicht gelungen, obgleich die Haltung der Reichsregierung nicht deutlich hervortrat, und in Preußen Landräthe sich hin und wieder erlaubten, auf eigene Hand eine Politik zu machen, welche mit der bisherigen Richtung der Reichs- und Landesregierung in schreiender Dissonanz stand. Allerdings hat die Mehrheit einige Sitze verloren. Dies war lediglich die Folge jener unüberlegten Attake, welche aus Anlaß der Reichsjustizgesetze die Fortschrittspartei gegen die Nationalliberalen Angesichts des Feindes und mitten in der Wahlschlacht machen zu müssen geglaubt hat. Im Uebrigen hat die große Masse des Volkes, und haben namentlich die Bauern in Deutschland gezeigt, daß sie nicht zu Gunsten fremder Sonderinteressen ausgebeutet werden wollen.

Trotzdem setzen jene Interessenten ihren Kampf gegen den Reichstag fort und führen ihn vorzugsweise auf dem Gebiete der Steuern, Finanzen und Zölle. Sie wollen das Volk glücklich machen durch neue Belastung.

Nun hat aber der Reichstag in seiner zehnjährigen Geschichte kein glänzenderes Blatt aufzuweisen, als gerade jenes aus dem Gebiet der Finanzen und Steuern; und da manche Leute ein kurzes Gedächtniß haben (vielleicht auch fingiren), so wollen wir heute wieder dieses Triumphes der Steuerpolitik des Reichstages gedenken.

Es war im Winter 1868 auf 1869, als sich plötzlich das Gerücht eines kolossalen Deficits im Norddeutschen Bund und in Preußen verbreitete. Die Veranlassung war folgende: Der Krieg, die Annexionen, eine Reihe von Reformen, die Abfindung der Depossedirten hatten vorübergehend die Einnahmen vermindert und die Ausgaben erhöht und dadurch eine augenblickliche Ebbe in der preußischen Kasse erzeugt, welche sich auf die Bundeskasse übertrug; denn damals ging ja der Bund noch bei Preußen zu Tische. Der preußische Finanzminister von der Heydt, dessen Gesundheit unter einem Schlaganfalle gelitten, gerieth in Verlegenheit und suchte sich dadurch zu helfen, daß er heimlich und ohne höhere Autorisation schwebende Schulden contrahirte. Der Bundeskanzler war abwesend. Als er zurückkam forschte er, durch dunkele Gerüchte beunruhigt, nach und stellte endlich, es war während des Reichstags, ein hervorragendes Mitglied des Finanzministeriums fest in eine Ecke, aus der er es nicht eher wieder herausließ, als bis es ihm, dem Bundeskanzler, welcher die Verantwortlichkeit für dasselbe übernahm, über den Geldmangel und die eigenthümlichen Mittel, denselben zu heben oder wenigstens zu verschleiern, Farbe bekannte. Der Bundeskanzler gerieth in eine furchtbare Aufregung, welche Jeder begreift, der seine große Verantwortlichkeit für das noch so junge Gemeinwesen kennt und das starke und gewissenhafte Bewußtsein dieser Verantwortlichkeit, welches alle seine Gedanken und Handlungen regelt. Ein Krieg mit Frankreich stand vor der Thüre; zwischen dem Grafen Beust und Napoleon III. hatten, ohne Rücksicht auf einen kurz vorher den Ränken und den Schwächen des französischen Kaisers zum Opfer gefallenen Erzherzog von Oestreich, die bekannten Verabredungen stattgefunden; und in der That würde Napoleon schon 1868 unter irgend einem Vorwande — wie leicht ein solcher zu finden, haben wir ja im Juli 1870 erfahren — Deutschland mit Krieg überzogen haben, wenn ihm nicht die spanische Revolution dazwischen getreten wäre. Und Angesichts dieses bevorstehenden Kriegs — kein Geld in der Kasse und ein kolossales Deficit im Budget Preußens und des Norddeutschen Bundes! Ein durch die verwerflichsten Mittel verheimlichtes Deficit, welches früher oder später desto verderblicher eclatiren mußte, je länger man es verheimlicht hatte, und das dann dem Rufe des Glanzes und der Ordnung der Finanzen, dessen sich Preußen, allerdings bei einem schweren Steuerdrucke, erfreute, und dem Credit des kaum erst aufgerichteten neuen deutschen Gemeinwesens ein Ende mit Schrecken zu bereiten im Stande war. Unerhört!

Unter diesen Umständen zwang der gewaltige Kanzler den halb verzweifelten Finanzminister Preußens, erstens in einer ausführlichen Denkschrift dem Reichstage das Deficit zu bekennen, und zweitens eine Reihe von Gesetzentwürfen einzubringen, welche geeignet wären, das Deficit im Norddeutschen Bund und in Preußen abzuschaffen. Am 18. Mai 1869 überreichte Herr von der Heydt dem Reichstage die Denkschrift, worin er seine Sünden bekannte. Schon am 13. April, während der Budgetdebatten, kündigte der Präsident des Bundeskanzleramts Delbrück drei Gesetzentwürfe an, „welche den Zweck hätten, die Einnahmen des Norddeutschen Bundes zu erhöhen". Sie betrafen 1) die Aufhebung der Portofreiheit, 2) die Erhöhung der Spiritussteuer und 3) die Einführung eines allgemeinen Wechselstempels. Und nun folgte ein wahrer Wolkenbruch von Steuerprojecten und Gesetzentwürfen, — das directe Gegentheil des Danaëregens. Dem Volke sollte eine Mehrbelastung von etwa vierzehn Millionen jährlich auferlegt, Alles und Jedes sollte entweder neu belastet oder in Zukunft höher besteuert werden: die Wechsel, der Branntwein, das Bier, der Tabak, das Gas, der Zucker, das Petroleum, die Eisenbahnfahrbillets, die Rechnungen und die Quittungen u. s. w. — „Es ist die Zahl der Musen, in welcher sich uns die Steuerprojecte vorstellen," sagte der „rothe Becker", jetzt Oberbürgermeister in Köln und Mitglied des preußischen Herrenhauses, „und von diesen Steuern sollen sechs Millionen Thaler aufgebracht werden durch Besteuerung nothwendiger Lebensmittel, ja durch Besteuerung des Gebrauchs, welchen der Mensch von seinen Augen zum Sehen macht; denn nichts Anderes ist ja doch die projectirte Besteuerung des Petroleums und des Gases." —

Und der sonst so ernste Waldeck begann gar zu scherzen: — „Was unser Deficit anbetrifft," sagte er, „so scheint dasselbe die Eigenschaft der Fallstaff'schen Steifleinen zu haben. Erst waren es nur drei Millionen, dann wurden es sieben, jetzt sind es schon zwölfe. Aber das Papier ist geduldig." —

Angenommen wurden nur zwei Entwürfe, nämlich der wegen Abschaffung der zahllosen und mißbräuchlichen Portofreiheit, welche ungerechtfertigte Privilegien gewährte und die Vielschreiberei der Behörden förderte, und der wegen Ersatz der Wechselstempel der einzelnen Territorien durch eine unificirte Reichswechselsteuer, welche eine gleichmäßigere Vertheilung der Stempelhöhe nach den Werthen gewährte, der Doppelbesteuerung vorbaute und ein einheitliches Verkehrs- und Wirthschaftsgebiet herstellte.

Beide Gesetze haben sich in der Praxis bewährt. Sie boten wünschenswerthe Reformen und erhöhten die selbstständigen Einnahmen des Gesammtstaates, ohne eine höhere Besteuerung des Volkes zu bewirken.

Alle übrigen Steuerprojecte wurden abgelehnt. Die liberale Partei stimmte geschlossen und ohne irgend eine Ausnahme dagegen; nur bei einzelnen Steuern wurde sie durch andere Parteien verstärkt, so z. B. bei der Branntweinsteuer durch die Polen und durch die Conservativen. Und der Erfolg zeigte, daß die gegenwärtig von den Schutzzöllnern und den Socialisten, von den Agrariern und den Zünftlern um die Wette geschmähte liberale und freihändlerische Reichstagsmajorität Recht hatte, als sie deducirte, daß der Finanzminister sich irre, daß er nur eine augenblickliche und vorübergehende Ebbe in seiner Kasse habe, welche er mit einem chronisch gewordenen Deficit verwechsle, daß die Ausfälle keine bleibenden seien, und daß daher kein Grund vorliege, in den Tag hinein neue Steuern einzuführen und bestehende zu erhöhen.

Es war diese Mehrheit des Reichstags, welche ihrer bessern Ueberzeugung folgte, auch als der erzürnte Bundeskanzler ihr die Worte entgegenschleuderte:

„Meine Herrn, wir verlangen von Ihnen Brod, und Sie geben uns Steine!"

Sie war es, welche eine ungerechtfertige Besteuerung abwehrte, — eine Besteuerung, welche nach der Berechnung des in finanziellen Dingen bewährten Abgeordneten Becker auf den Kopf der Bevölkerung fünf Silbergroschen Netto betragen haben würde, und zwar für solche Gegenstände, an welchen der Reichere kaum einen größeren Verbrauch hat als der Aermere, ja bei welchen das Zünglein der Steuerwage das Mehr nach der Seite der Armuth hin gravitirte, also eine Besteuerung, welche auf die Familie etwa einen Thaler jährlich im Durchschnitt betragen und welche sich in dem jetzigen deutschen Reich auf wenigstens 120 Millionen gesteigert haben würde.

Warum wir an das Alles erinnern? Weil uns für den nächsten Reichstag abermals die Vorlage einer Reihe von Steuerprojecten bevorsteht. Bier, Branntwein, Tabak werden ihre gewohnte Rolle spielen. Neu hinzu kommen wird wahrscheinlich: Besteuerung der Urkunden für Mobilien- und Immobilienverkehr, für Versicherungsgeschäfte, für Quittungen, Spielkartenstempel, Erbschaftssteuer. Vielleicht auch die Unificirung der Hausir- und Gewerbesteuer. Gewiß, nicht alle diese Projecte sind an und für sich schon verwerflich; wir behalten uns vielmehr vor, dieselben in einem späteren Aufsatz Revue passiren zu lassen und zu kritisiren. Denn sie bedürfen der sorgfältigsten Prüfung in Betreff ihrer Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit. Ebenso ist die Frage der Abschaffung der Matricularumlagen eine sehr schwierige. Insoweit sie eine Kopfsteuer sind, erscheinen dieselben verwerflich; aber man könnte die Art der Distribution auf die einzelnen Staaten ja ändern. Soweit sie die einzige bewegliche und quotisirbare Steuer sind, erscheinen sie als zur Wahrung des Budgetrechtes des Reichstags unentbehrlich. Ihre Aufbringung durch die Einzelstaaten ist sehr natürlich, da die letzteren ja auch in allen anderen Dingen ihre Souverainetät nachdrücklich betonen.

Im Jahre 1869 standen die Dinge insoweit viel besser, als sich kein Sonderinteresse einmischte. Es handelte sich lediglich um den Bedarf des Gesammtstaats. Heute, 1877, erheben die einseitigen Vertreter der Sonderinteressen immer lauter die Stimme; und viele verwechseln Schutzzoll und Finanzzoll, während doch der letztere das Gegentheil des ersteren ist, da ersterer je mehr er „schützt", desto mehr den Import und folglich auch die Einnahmen des Reichs aus den Zöllen vermindert.

Die Organe der Interessenten haben kürzlich unter dem Titel „Zollpolitische Reminiscenz" eine Rede reproducirt, welche der damalige Prinz von Preußen, unser jetziger Kaiser, am 17. Mai 1847, also vor dreißig Jahren und unter ganz anderen Umständen, in der ersten Curie des vereinigten Landtags gehalten. Obgleich der hohe Redner die Behauptung, „daß das Freihandelssystem durchaus beibehalten werden müsse", an die Spitze seiner Ausführung setzt, versucht man heute dieselbe im Interesse des Schutzzollsystems auszubeuten und das letztere als „die wahre Hohenzollernpolitik" zu glorificiren. Dem gegenüber erinnern wir an die bekannte preußische Regierungs-Instruction vom 26. December 1808. Der § 50 derselben lautet wörtlich wie folgt:

„Es ist dem Staate und seinen einzelnen Gliedern immer am zuträglichsten, die Gewerbe jedesmal ihrem natürlichen Gange zu überlassen, das heißt: keine derselben vorzugsweise durch besondere Unterstützungen zu begünstigen und zu heben, aber auch keine in ihrem Entstehen, ihrem Betriebe und Ausbreiten zu beschränken.

„Neben der Unbeschränktheit bei Erzeugung und Verfeinerung der Producte ist Leichtigkeit des Verkehrs und Freiheit des Handels, sowohl im Innern als mit dem Auslande, ein nothwendiges Erforderniß, wenn Industrie, Gewerbsfleiß und Wohlstand gedeihen sollen, zugleich aber auch das natürlichste, wirksamste und bleibendste Mittel sie zu befördern.

„Es werden sich alsdann Gewerbe von selbst erzeugen, die mit Vortheil betrieben werden können, und dieses sind wieder diejenigen, welche dem jedesmaligen Productionszustande des Landes und dem Culturzustande der Nation am angemessensten sind. Es ist unrichtig, wenn man glaubt, es sei dem Staate vortheilhaft, Sachen dann noch selbst oder im Inlande zu verfertigen, wenn man sie im Auslande wohlfeiler kaufen kann. Die Mehrkosten, welche die eigene Verfertigung verursacht, sind rein verloren und hätten, wären sie auf ein anderes Gewerbe angelegt, reichhaltigen Gewinn bringen können. Es ist eine schiefe Ansicht, man müsse in einem solchen Falle das Geld im Lande zu behalten suchen und lieber nicht kaufen. Hat der Staat Producte, die er ablassen kann, so kann er sich auch Gold und Silber kaufen und es münzen lassen.

„Es ist nicht nothwendig, den Handel zu begünstigen, er muß nur nicht erschwert werden.

„Der Regierungen Augenmerk muß dahin gehen, die Gewerbe- und Handelsfreiheit soviel als möglich zu befördern und darauf Bedacht zu nehmen, daß die verschiedenen Beschränkungen, denen sie noch unterworfen ist, abgeschafft werden."

Das ist die wahre Hohenzollernpolitik.

Die Schutzzöllner haben sich nicht gescheut, die erhabene Person unseres Kaisers in den Streit der Parteien herunter zu zerren. Wir werden ihnen darin nicht folgen und beschränken uns auf folgenden Schlußsatz: Die obigen Lehren sind eine kurze und klare Zusammenfassung der Zoll- und Wirthschaftspolitik des kaiserlichen Vaters, Königs Friedrich Wilhelm III., und diese Politik ist es, mittels deren der unvergeßliche König die preußische Monarchie von dem tiefsten Verfall wieder aufgerichtet, das gänzlich verarmte Land wieder zu Blüthe und Wohlstand gebracht und das Band des Zollvereins um die Mehrzahl der deutschen Staaten geschlungen hat, aus welchem unter der treuen und festen Hand seines glorreichen Sohnes sich die deutsche Einheit, die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde sich ergeben.

Wir sagen: In diesem Zeichen wirst Du auch fernerhin siegen!

Die Elsäßer Liga diesseits und jenseits der Vogesen.

Von Alsaticus.

(Schluß.)

VI.

So ganz ausgespielt war denn doch jene Comedia der Liga noch nicht im Jahre 1874, und haben wir in den Reichstagswahlen vom 10. Januar 1877 erst deren nunmehr letztes Aufflackern, sowie deren definitives Ableben zu registriren. Obwohl diese Wahlen noch mit ihren verschiedenen, so interessanten Momenten in Jedermanns Erinnerung stehen mögen, so ist es doch nothwendig, gewisse Incidenzfälle von dem besonderen Standpunkte dieser Geschichte der elsässischen Liga näher zu betrachten und somit dem Leser ein vollständiges Bild des Entstehens, der Blüthe und des Verfalls jenes, anfangs in terroristischem, polnisch-venezianischem Aufzug einherschreitenden und ungebührlich aufgebauschten, nachher aber in kläglichem Fiasco endenden Mummenschanzes vor die Augen zu führen. Dazu braucht es nur noch eines kurzen Ueberblickes über die parlamentarischen Ereignisse der letzten Reichstagssession und über die im Elsaß selbst und andererseits in Frankreich vorgekommenen Wandlungen und Rückfälle.

Als die clericale Partei ihre Sitze im Reichstage behauptete, mag sie sich wohl Anfangs ob ihres feinen Spieles beglückwünscht haben; denn Alles schien ihr gelungen zu sein: über die Autonomisten hatte sie mit Hülfe der Protestpartei gesiegt, und diese letztere war nachher, auf Grund ihres eigenen

Abstentionsprincips sowohl als auch durch die Haltung des Bischofs von Straßburg, aus dem Felde geschlagen worden. Die drei Führer der elsässischen Ultramontanen, die längst mit einander gegen den Liberalismus ankämpfenden Pfarrer Gerber, Winterer und Simonis nahmen, sofort nach des hochbejahrten und durch die Protestationen einer Anzahl Elsässer und der clerikalen französischen Presse tief gekränkten Bischofs Rückkehr in das Elsaß, die Leitung der Partei in die Hand, konnten aber nicht mehr Meister über ihre ganze Truppe werden und mußten es mit ansehen, daß Einer nach dem Anderen, vorläufig zwar nur vorübergehend, bald aber gänzlich, nach Hause zurückkehrte und in Berlin nicht mehr erschien, so daß nur zwei Getreue in der vorletzten Session neben den Führern tagten: dies waren die in den Wahlen vom Jahre 1877 von ihren betreffenden Kreisen nicht wieder erwählten Abgeordneten von Straßburg-Land und Hagenau-Weißenburg, die Herren von Schauenburg und Hartmann. Alle Andern, und die der deutschen Sprache nicht mächtigen Lothringer zuerst, waren — meistentheils aus Furcht vor der durch des Bischofs Erklärung aufgebrachten öffentlichen Meinung, oder auch durch das mehr oder weniger aufrichtige Gefühl ihrer politischen Ohnmacht, vielleicht endlich durch die Einsicht, die über sie kommen mußte, daß, wenn sie überhaupt im Parlament zu tagen sich entschlössen, sie füglich zu dem von ihnen bei den Wahlen so laut perhorrescirten autonomistischen Programm hingedrängt werden müßten — in ihren Pfarreien im Elsaß verblieben, und rührten sich ebenso wenig als ihre Collegen von der reinen Protestpartei, welche weder durch die Mahnungen der Presse, noch selbst am Ende durch die Vorstellungen ihrer eigenen, von der Unmöglichkeit einer längeren Abstention sich selbst überzeugenden Parteigänger dazu gebracht werden konnten, die Vertheidigung der öfters bedrohten Interessen des Landes in die Hand zu nehmen. Diese Stellung, besonders der öffentlichen Meinung gegenüber, brachte die im Reichstage verharrenden Führer der Partei zu dem Gedanken, sich durch jene eigenthümliche, drei Jahre lang befolgte Methode, Kraft welcher sie zwar im Plenum sprachen, nicht aber in den Commissionen mitarbeiteten, aus der Klemme zu ziehen. Ihren Wählern konnten sie somit sagen, sie seien ihrem Protestprogramme treu geblieben, und andererseits saßen sie doch im Parlamente und waren in der Lage, denjenigen, welche die Abstention und ihre Folgen rügten, zu antworten, sie trieben ja keine Abstention und seien im Gegentheil niemals von der Bresche gewichen.

Daß alle diese Ereignisse und Incidenzfälle die vormalige radicale und ultramontane Liga zerstört hatten, das konnte man an dem Auftreten der republikanischen Presse Frankreichs gegen die Herren Pfarrer herauslesen. Wie vorhin bemerkt, erschien zwar kein Flugblatt der Liga, was ja unmöglich war, da das Heft der Liga in ultramontanen Händen lag, allein die radicalen Blätter, sobald sie sich durch den Bischof und seine Genossen „verrathen" sahen, ergingen sich sofort in wüthenden Ausfällen gegen diese ihre vormaligen Bundesgenossen und kündigten der ultramontanen Partei im Elsaß die Freundschaft, indem sie in der ihr eigenen hochtrabenden Weise erklärten, die elsässischen Wahlen würden das nächste Wahl rein „republikanische und protestirende" sein und man dürfte sich nicht mehr mit den Ultramontanen verbünden. Die autonomistische Partei hingegen, deren Prophezeiungen sich so drastisch verwirklicht hatten, sah nach und nach ihre Anhänger wachsen an Zahl und an Macht, und an verschiedenen Anzeichen konnte man vorausmerken, daß sich, nach dem so durchaus verfehlten Experimente [...]dicalen und des clerikalen Bundes, die verschiedenen libe[...]ccen zum gemeinsamen Handeln vereinigen würden. [...]lte sich das Mühlhauser radicale Blatt „Industriel [...]aßt, den damals in Folge geschäftlicher Zwistig[...] „Elsässer Journal" ausgetretenen Redacteur, [...]eordneten A. Schneegans, einzuladen, als [...] die speciell politischen elsässischen Fragen, [...]nes entschieden anti-clerikalen Programms, [...]sprechen, was auch zur Folge hatte, daß der „Industriel alsacien" plötzlich, zum nicht geringen Verdruß der französischen Zeitungen, in die Fußstapfen des „Elsässer Journals" trat und eine Reihe von Artikeln über die Verwaltung und Finanzen des Elsasses veröffentlichte, welche in Deutschland großes Aufsehen hervorriefen und als der erste, energische Anlauf der autonomistischen Partei betrachtet wurden. Eigenthümlicher Weise, und als richtige Beleuchtung der Sachlage, muß hinzugefügt werden, daß das so verpönte Wort „Autonomie" in jenen Artikeln niemals vorkam, sondern durch das andere Wort „Selfgovernment" ersetzt wurde, um den Lesern des Blattes den Uebergang zur „elsässischen Partei" zu ermöglichen, nichtsdestoweniger aber eine ganz und gar autonomistische Politik an Stelle der früheren Abstentionspolitik trat. In Straßburg selbst suchten die Radicalen wieder Fühlung zu erhalten mit den Liberalen, um zusammen bei nächster Gelegenheit gegen die Ultramontanen in's Feld zu ziehen. Hätten damals die reinen Protestdeputirten, Lauth, Teutsch und die anderen, einen richtigen politischen Sinn bekundet und die Veränderung der Sachlage verstanden, so hätten sich die Dinge wohl ganz anders gestaltet und wäre die liberale Partei überall geeinigt vorgegangen. Leider verharrten aber diese Abgeordneten auf ihrem rein negirenden Programme und waren sie es gerade, die ganz direct und durch ihr persönliches Auftreten die Annäherung der verschiedenen liberalen Richtungen verhinderten und am Ende geradezu bekämpften, und somit das Wiederauftauchen der Liga im Jahre 1877 ermöglichten. Bis zu Ende des Jahres 1876 dauerten die Versuche der Autonomisten, sich mit den Radicalen zu verständigen, und so weit waren die Dinge gediehen, daß ein Mühlhauser Blatt, das „Journal de Mulhouse", sich öffentlich zu dem von dem „Elsässer Journal" aufgestellten Wahlprogramme, eine elsaß-lothringische Deputirtenkammer und eine im Lande selbst weilende höhere Verwaltung, bekannte. In der französischen Presse selbst waren Stimmen laut geworden, welche den Elsässern anriethen, aus der unnützen Protestation zur Action überzugehen, ja die „Autonomie" als den Zielpunkt der elsässischen Anstrebungen hinstellten. Andererseits war inzwischen der elsaß-lothringische Landesausschuß eingesetzt worden, und fingen die Bevölkerungen an, sich mit dem Gedanken, daß die Annexion eine definitive sei, zu befreunden. Im Niederelsaß besonders faßte somit ein neuer Gedankengang Wurzel und konnte man voraussehen, daß die autonomistische Partei, wo nicht in allen, doch in mehreren niederelsässischen Kreisen Wahlsiege erringen würde. Von der Liga selbst ward nicht mehr gesprochen, und so völlig todt schien jenes Gespenst, daß einige junge, radicale Hitzköpfe in Mühlhausen eine neue rein republikanische, anticlericale und auch anti-autonomistische Liga, unter dem Namen Patrie, zu gründen sich berufen fühlten, es aber nicht weiter brachten, als bis zu einem einzigen Flugblatt; um eine wahre Liga zu gründen, brauchte man eben die Hülfe des Clerus mit seinen Tausenden von Verzweigungen, und sobald diese fehlte, fiel auch die neue Liga kläglich zu Boden.

Wie kam es nun, daß die alte Liga, die wahre, clerikale und radicale Elsässer Liga, plötzlich wieder erstehen und ihre von den Ereignissen so furchtbar zersetzte Fahne wieder entfalten konnte?

Diesseits der Vogesen hatte sie sich überlebt; jenseits der Berge aber wollte man keine Ahnung von irgend einer in der Sachlage und in den Gemüthern vorgekommenen Aenderung haben. Während sich hier, im Rheinthale, die Elemente, aus welchen sich die Liga im Anfang zusammengebildet, zersetzt hatten und der ganze Mechanismus aus den Fugen gegangen war, bestand in Frankreich, beziehungsweise in den mit der elsässischen Angelegenheit specifisch betrauten Gambettistischen Kreisen, in den Pariser, Belforter, Lyoner u. s. w. elsaß-lothringischen Wohlthätigkeitsgesellschaften und Comités die Meinung, man könne und müsse wiederum von Paris aus die elsässischen Wahlen leiten, man brauche eben nur die alten Triebfedern wieder in Bewegung zu setzen, um sofort das ganze Ländchen, wie ein gefügiges Uhrwerk, die an dem Seineufer von den radicalen Meistern bestimmte Bewegung ausführen zu sehen, und

die braven, guten Wahlmänner des biedern Elsasses würden sich am Ende noch äußerst geehrt fühlen, wenn sie nur, wie eine Heerde Schafe, dem Winke des Pariser Hirten folgen dürften. Während die Elsässer sich unter einander beriethen, welche Candidaten aufzustellen seien, während die sämmtlichen Blätter über das Protest- und Abstentionsprincip den Stab gebrochen hatten, — waren schon in den Bureaus der „République française", mit Hülfe der elsässischen Emigration und unter der großen Führerschaft des Herrn Gambetta, die Schlachtpläne zu dem neuen Feldzuge ausgearbeitet, den Generalen und Offizieren ihre Plätze angewiesen, und den Mannschaften, bezw. den ehrlichen elsässischen Wählern, ihre Pflichten vorgeschrieben worden. Mit den Clericalen sollte diesmal kein Bündniß geschlossen, die Candidaturen aber mit ihnen vertheilt werden, so daß es in keinem Kreise zu einem Kampfe käme zwischen einem radicalen oder einem ultramontanen Bewerber. Der einzige Feind, den die erneuerte Liga zu bekämpfen sich bemüßigt fühlte, das war die autonomistische Partei. Da jener Pariser Sanhedrin aber wohlweislich erkannte, daß man dem im Elsaß sich allseits kundgebenden Drängen nach einer activen Politik Rechnung tragen müsse, so richtete man sich so ein, daß die Candidaturen vorerst unter vier Augen besprochen und festgestellt, und nachher, ohne eigentliches Programm, von den früheren Protestcomités, aber mit der Hinzufügung, daß auf den reinen Protest die Action folgen solle, den Wählern anempfohlen werden sollten. Für die Heißsporne und für die französische Presse standen jene Comités als Bürgen des lauteren Patriotismus da; für die Wähler aber betonte man die Nothwendigkeit der activen Politik.

In Mühlhausen wurde diese neue Auflage der Liga in Scene gesetzt und zwar in der bekannten Volksversammlung, welche nicht nur die Mühlhauser Candidatur aufstellte, sondern zugleich oder noch besser zuvörderst den Autonomisten den Fehdehandschuh hinwarf, sie als die „Schande des Elsasses" brandmarkte und das nothwendige Zusammengehen aller Meinungen, der clericalen wie der radicalen, unter dem gemeinsamen Banner des Nationalitätsprincips als Programm aufrichtete. Im Nu waren auch sofort die oberelsässischen Blätter von ihrem früheren Standpunkt zurückgedrängt und in das Fahrwasser der Liga eingeführt; eine Candidatur nach der anderen tauchte auf; Oberelsaß und Lothringen waren der Liga gesichert, und alsbald erschien auch das neue — und wahrscheinlich auch das letzte — Flugblatt, in welchem die Wähler, in einem aus clericaler und republikanischer Mischung seltsam zusammengesetztem Pathos aufgefordert wurden, wieder wie vor drei Jahren „französische Candidaten aus der deutschen Wahlurne" hervorgehen zu lassen.

Wie es aber dieser Liga im Unter-Elsaß ergehen sollte, das ahnte wohl keiner jener Pariser Barnums. Hier hatte die autonomistische Partei tiefere und festere Wurzeln geschlagen; hier wollte man nichts mehr von den Ultramontanen und von den reinen Protestlern hören. In allen Kreisen wurden von Seiten der Bevölkerung selbst, und mit Hintansetzung aller außerelsässischen Einflüsse, liberale Candidaturen aufgestellt. Das Flugblatt der Liga wurde von den Wählern, denen es zugeschickt worden war, diesen Candidaten eigenhändig überantwortet und öffentlich desavouirt, — und als der Wahltag vorbei war, da erfuhr man mit Staunen und Frohlocken im Unter-Elsaß, mit Schrecken und Verwünschungen in Mülhausen und Paris, daß überall, wo die Autonomisten sich gegen die Liga aufgestellt, sie auch gesiegt hatten und daß das ganze Unter-Elsaß sich von dem Banne der Pariser radicalen und clericalen Bevormundung losgesagt hatte. Es war ein Aufathmen wie nach einem schweren Alpdrücken. Nun konnte man endlich von jener unseligen Liga, deren Ideal in Polen, nicht aber im Elsaß zu suchen war, sagen, daß sie tödtlich getroffen zu Boden lag und daß die Elsässer wieder die Herrschaft über sich selbst in schwerem Kampfe errungen hatten.

Weiter brauchen wir nichts hinzuzufügen. Absicht dieser Arbeit war, die Elsässer Liga als das zu kennzeichnen, was sie seit dem ersten Tage ihres Erscheinens war, als ein Instrument der clerikalen Partei, dazu eigens gegründet, um die liberalen Elemente durch radicale Verläumdung ihres Einflusses zu berauben und den Ultramontanen, mit Hülfe der patriotischen Maske, einen festen Boden im Elsaß und im Reichstag zu gewinnen. Daß der Verleumdung Macht so schnell und so vollständig gebrochen würde, daß die liberalen Elemente, selbst ohne ein Zusammengehen mit den radicalen, wie man es vor drei Jahren noch erwarten konnte, den Kampfplatz behaupten könnten, das wagte keiner vor dem 10. Januar zu hoffen. Das Ereigniß übertraf alle Erwartungen. Nun aber konnte das Unter-Elsaß durch seine erwählten Vertreter vor das deutsche Reich treten und ihm zurufen: „Unsere Pflicht haben wir erfüllt; möge Deutschland nun das Seinige thun!"

Milch, Milchverfälschung und Milchuntersuchung.

Prüfungsmethoden, welche die Güte und Reinheit der Kuhmilch in wenigen Minuten nachweisen lassen, sind bisher noch nicht aufgefunden worden und die Controle des genannten hochwichtigen Nahrungsmittels entzieht sich demnach den Händen der Polizei. Trotz dieses Erfahrungsgesetzes, welches durch den derzeitigen Standpunkt der Wissenschaft begründet wird, bringen aber die politischen Blätter immer und immer wieder die Notiz, daß da und dort seitens der öffentlichen Sicherheitsbehörden verfälschte oder verdünnte Milch confiscirt und weggenommen worden sei. So gewiß es nun auch ist, daß schnöde Gewinnsucht außerordentlich oft unser wichtigstes Kindernahrungsmittel fälscht und manches junge Leben dadurch gefährdet oder vernichtet, so gewiß ist es auch, daß den Milchverkäufern durch die Wegnahme ihres Verkaufsartikels auf Grund vorgenommener Prüfungen mit der Milchwage u. s. w. oftmals schweres Unrecht geschieht.

Die Milch ist eine Emulsion, d. h. eine durch fein vertheiltes Fett milchig gewordene wässerige Flüssigkeit. Sie ist das Produkt verschiedener Drüsen, der Milchdrüsen, und in ihrem wesentlichsten Theile, dem Gehalt an Milchkügelchen, das sind kleine mit einer Hülle umgebene Fettkügelchen, das Product eines Zellenbildungsprocesses. Die Absonderungsthätigkeit der Milchdrüsen ist bei ein und demselben Thiere eine wechselnde und bei verschiedenen Thieren nach Menge und Güte der Milch eine oft sehr ungleiche. Daraus ergibt sich, daß auch die Beschaffenheit der Milch eine innerhalb bestimmter Grenzen wechselnde sein muß. Außer dem Butterfett, welches tropfenförmig und mit einer Caseïnhülle umgeben in der Milch schwebt, enthält sie noch Käsestoff oder Caseïn, Milchzucker und geringe Mengen unorganischer Stoffe, besonders Calciumphosphat und Magnesiumphosphat.

Der Wassergehalt der Milch (bis zu 90%) und das Verhältniß der übrigen Stoffe ist ein nach der Melkzeit, dem Futter und der individuellen Organisation der Thiere sehr wechselnder; er ist im Allgemeinen um so größer, je reicher die Milchabsonderung ist. Die Trockensubstanz (d. h. die Gesammtmenge der in der Milch enthaltenen festen Bestandtheile, circa 10 bis 15%) der wasserreicheren Milch enthält durchschnittlich mehr Käsestoff und weniger Butter. Eine reichliche Wasseraufnahme durch das Thier vermehrt die Milchmenge, aber die Milch wird dünner und ärmer an Trockensubstanz. Die Milch ein und derselben Kuh ist an Fett und Käse unmittelbar nach der Geburt am reichsten; ihr Gehalt vermindert sich dann bis zu dem 5. oder 7. Tage, bleibt hierauf einige Zeit mehr oder weniger constant und wird dann allmählich an festen Bestandtheilen und besonders an Fett reicher. Je altmelker eine Kuh ist, je butterhaltiger ist ihre Milch. Von jungen noch im Wachsthum befindlichen Thieren ist die Milch ärmer an Trockensubstanz als von ausgewachsenen. Die Morgenmilch enthält in der Regel mehr Wasser und weniger

Fett als die Abendmilch und neben allen diesen verschiedenen Thatsachen steht die klar erkannte Wahrheit, daß die Zusammensetzung aller Milch, namentlich in Bezug auf ihren Gehalt an Wasser, Käsestoff und Fett, vorzugsweise bedingt wird durch die Eigenthümlichkeiten der Rassen, Zuchten und Individuen. So kann die Zusammensetzung der frischen Kuhmilch schwanken, in Bezug auf den Wassergehalt zwischen 85 bis 90%, sie kann ferner enthalten 2,4 bis 6,8% Proteïnstoffe (besonders Käse und kleinere Mengen von Eiweiß), 2,2 bis 6% Fett, 2,9 bis 8,3 stickstofffreie Extractstoffe, besonders Milchzucker, und 0,7% unorganische Massen. Ihr specifisches Gewicht schwankt zwischen 1,028 und 1,032. Als wahrscheinliches Mittel für gute Kuhmilch gilt 87% Wasser, 4% Proteïnstoffe, 3,6% Fett, 4,7% stickstofffreie Extractstoffe und 0,7% unorganische Substanzen.

Innerhalb der angegebenen Grenzen kann also die Zusammensetzung der Milch schwanken, ohne daß man berechtigt ist von Verfälschung zu sprechen, und man wird bei ihrer Beurtheilung nothwendigerweise darauf Rücksicht zu nehmen haben. Aus naheliegenden und gewiß auch zum Theil berechtigten Gründen ist das Publicum vorwiegend besorgt, daß die Producenten oder doch die Verkäufer und Zwischenverkäufer der Milch willkürlich Wasser zusetzen oder derselben einen Theil der Sahne vor dem Zumarktebringen entziehen.

In ländlichen Kreisen und den Städten, welchen die Milch unmittelbar von den Producenten zugeführt und verkauft wird, dürfte ein directes Versetzen mit Wasser durch die Landwirthe selbst im Großen und Ganzen seltener auftreten als man gewöhnlich annimmt, wenn es auch immerhin vorkommen kann. Auch ist es ja klar, daß die Verkäuferinnen nicht immer der Versuchung widerstehen werden, sich sogenannte Marktgroschen zu machen. Ungleich häufiger aber als ein unmittelbares Verdünnen müssen sich die Consumenten ein theilweises Abrahmen gefallen lassen. Die Abendmilch wird, ehe sie des Morgens zum Verkauf expedirt wird, von der Rahmschicht befreit, die sich während der Nacht angesammelt hat. In der kälteren Jahreszeit wird dann diese abgerahmte geringere Milch mit der nicht abrahmbaren Morgenmilch vermengt und dadurch im gewissen Sinne wieder etwas verbessert. Im Sommer ist es aber mißlich, verschiedene Milchsorten zu mengen, weil dadurch die theilweise Zersetzung, das Gerinnen oder Sauerwerden der Milch beschleunigt werden kann. Es wird dann häufig die schlechtere Abendmilch und die bessere Morgenmilch dem Publicum dargeboten werden, und die Käufer der ersteren werden sich schlechter dabei stehen. Gleichzeitig wird aber auch dadurch die Milchcontrole sehr erschwert werden, da begreiflicherweise der die Milchprobe nehmende Beamte ebensowohl von der normalen Morgenmilch als auch von der abgerahmten Abendmilch erhalten kann.

Betrügerische Zusätze sind Mehl, Stärke, Kleienwasser, Gerstenschleim und Reisabkochung, während Eiweiß, Dextrinlösung, Samenemulsionen, Seifenlösung, Leim und dergleichen wohl als Verfälschungsmittel genannt, aber kaum als solche gebraucht werden dürften. Gehirnsubstanz der Schafe unter die Verfälschungsmittel der Milch zu rechnen ist widersinnig und lächerlich. Die erstgenannten stärkemehlhaltigen Substanzen, Mehl u. s. w., sind durch Jodlösung leicht zu erkennen. Einige Tropfen Jodtinctur zu gekochter mit stärkemehlhaltigen Substanzen versetzter Milch gebracht, färbt dieselbe intensiv blau. Ferner werden der Milch Stoffe zugesetzt, die zur Conservirung derselben dienen sollen, z. B. Pottasche, kohlensaures Natrium und doppelkohlensaures Natrium, Kreide, Borax u. dergl. Sie sind im Uebermaß vorhanden wenn 100 Kubikcentimt. der durchschüttelten Milch durch 0,1 Gramm gepulverte Weinsteinsäure bei dem Erhitzen bis zum Kochen nicht gerinnt. Gegen kleinere Mengen derartige Zusätze ist füglich nichts einzuwenden. Farbige Milch verdankt ihre blaue, gelbe oder rothe Farbe gewöhnlich Schimmelpilzen, die sich in den Milchräumen angesiedelt haben. In geringerem Grade können auch einige Futterkräuter die Farbe der Milch beeinflussen.

Die Bemühungen, die gedachten Verfälschungen vermittelst Methoden nachzuweisen, welche auch von den Laien ausgeführt werden könnten, sind bisher erfolglos gewesen. Die aräometrische Prüfung vermittelst der sogenannten Milchwage ist eine ganz unzuverlässige, weil die entrahmte Milch specifisch schwerer als nicht entrahmte ist und entrahmte Milch durch Verdünnen mit Wasser auf das specifische Gewicht der normalen Milch gebracht werden kann. Außerdem enthält die Milch mehrere sehr leicht veränderliche Bestandtheile und erleidet sehr bald nach der Entleerung gewisse Veränderungen, unter denen die Umwandlung des Milchzuckers in Milchsäure obenan steht. Dadurch wird nicht nur das specifische Gewicht, sondern auch ihr Aggregatzustand verändert, sie wird dickflüssiger und der Käse scheidet sich aus. Dadurch wird das Einsinken der Aräometerspindel erschwert, während umgekehrt ein erlaubter Zusatz von doppelkohlensaurem Natrium u. dergl. ebenfalls nicht ohne Einfluß darauf bleibt. Unter den Proben, welche Referent im Auftrag des Magistrats kürzlich zu untersuchen hatte, war eine, welche nach Angabe der Milchwage mit den vierten Theil Wasser hätte versetzt sein müssen, und die zweifelsohne von jedem Polizisten confiscirt worden wäre. Die chemische Untersuchung ergab aber einen mittleren Wassergehalt von 87% und überhaupt eine normale Zusammensetzung. Ebenso unsicher sind die verschiedenen optischen Prüfungsmethoden. Sie beruhen im Großen und Ganzen darauf, daß die Undurchsichtigkeit der Milch zunimmt mit dem Gehalt derselben an Fettkügelchen. Theilweis gehören dazu complicirte und theure Instrumente, die immer nur relative und annähernd richtige Resultate geben können, da die Milch keine gleichmäßig zusammengesetzte Flüssigkeit ist, und sich zu leicht und durchgreifend verändert.

Zuverlässige und unantastbare Resultate allein gewährt die chemische Untersuchung. Sie zerfällt in die Bestimmung der Trockensubstanz des Fettes, des Caseïns und Eiweißgehaltes und des Milchzuckers. Im Allgemeinen genügt schon die Bestimmung der Trockensubstanz und des Fettes. Näher auf dieselben einzugehen ist hier nicht der Ort. Dem Chemiker genügt eine Sodawasserflasche voll Milch mit einem neuen Kork verschlossen und versiegelt eingeschickt vollständig zur Analyse, und einfache Bestimmungen des Fettes und der Trockensubstanz werden für 3 bis 5 Mark in den meisten chemischen Laboratorien ausgeführt. Vereinigen sich mehre Consumenten und lassen ab und zu die Milch ihres Lieferanten von sachverständiger Seite untersuchen, so werden sie mit geringen Opfern sich vor Täuschungen bewahren und nebenbei dem allgemeinen Wohl förderlich sein.

Für den Hausbedarf gewähren auch schon die sogenannten ökonomischen Prüfungen der Kuhmilch bestimmte Anhaltepunkte. Ein auf dem Nagel des Daumens gebrachter Tropfen guter Milch bildet eine erhabene, weiße Schicht, während verdünnte Milch sich flacher ausbreitet (Nagelprobe). Die sogenannte Schaummethode erfordert zur Ausführung ein graduirtes Litergefäß und ein flaches Glässchälchen von 1 Cmt. Tiefe. In die Literflasche gibt man 11 Kubikcmt. Milch und füllt sie bis zur Marke mit reinem Wasser. Mit dieser Flüssigkeit wird das Glasschälchen gefüllt. Ist die Milch gut, so darf man ein mit fetter Fracturschrift gedrucktes Wort nicht mehr lesen können, wenn das gefüllte Glas darauf steht und man durch eine Flüssigkeitsschicht von 1 Ctm. Tiefe hindurchsehen muß. Eine andere derartige Probe beruht auf der Beobachtung der Rahmschicht, welche sich auf der Milch absetzt. Man benutzt dabei die sogenannten Rahmmesser oder Cremometer, 14 Ctm. hohe und 3,8 Ctm. weite, graduirte Cylinder, die mit Milch gefüllt werden. Nach 24 Stunden bestimmt man die Menge der abgesetzten Rahmschicht. Scharfsichtige Hausfrauen werden auch in anderer Weise aus der Menge der sich absondernden Rahmschicht auf die Güte der Milch schließen können.

Sicherheit gewähren natürlich diese Methoden noch weit weniger als diejenigen mit dem Lactometer und die optischen Proben. Sie können weder den soliden Milchlieferanten noch den Milchconsumenten befriedigen. Wirksame Abhülfe gegen die, besonders in den größeren Städten tiefgefühlte Milchcalamität ist, wie die Sachen jetzt liegen, nur schwierig zu schaffen. Zunächst muß das Publicum, statt des einfachen Klagens, zur Selbsthülfe

schreiten, die Milch untersuchen und die Resultate bekannt machen. Dadurch würden die unsoliden Milchlieferanten sehr bald bekannt werden und viele andere einen heilsamen Schrecken bekommen. Das Bekanntmachen der Resultate wird der untersuchende Chemiker zunächst gern übernehmen. Eine durchgreifende Reform des Milchverkaufs ist aber nur dann möglich, wenn gleichzeitig das gesammte Molkereiwesen, welches in dem größten Theil von Deutschland sehr im Argen liegt, gründlich reorganisirt wird. Der Milchverkauf an die einzelnen Consumenten, sowie die Verwerthung der Milch zur Butter- und Käsebereitung, muß den einzelnen und besonders den kleineren Landwirthen entzogen und in die Hände von Genossenschaften gelegt werden. In Dänemark, Norwegen und Schweden ist dies längst der Fall, und in den angrenzenden deutschen Provinzen ahmt man jenen Ländern nach. Die Milchproducenten verwerthen dadurch ihre Producte höher und die Consumenten stehen sich besser und sind vor Betrügereien geschützt. Aus verhältnißmäßig weiten Entfernungen wird in jenen Ländern die Milch an Hauptdepots abgeliefert und in denselben zu Butter und Käse verarbeitet oder auch den einzelnen Consumenten verkauft. Die Vorzüge, welche dieses Verfahren hat, sind sehr beträchtlich. Stets und zu jeder Zeit kann man beliebig Sahne, Buttermilch, süße Milch, ganz oder halb abgerahmte Milch kaufen, und durch den fabrikmäßigen Betrieb wird nicht nur die Qualität der Butter und des Käses eine bessere, sondern auch die Quantität derselben vermehrt. Sicher ließen sich auch in unseren größeren Städten derartige Milchniederlagen einrichten, in denen eine wirksame Controle schon durch das dort angestellte Beamtenpersonal ausgeführt werden könnte. Die soliden Milchverkäufer würden sich dadurch vor der unsoliden Concurrenz schützen können, würden ihre Producte besser und leichter verwerthen und dabei doch den vollberechtigten Wünschen des Publicums nachkommen.

A. Hosaeus.

Literatur und Kunst.

Uenner'n Kastanje.

Vör Dör weer en Kastanjenbom, so grot,
Ik seeg nix Gröters, dünkt mi, in min Leben.
He äwerdeck den Hofplatz un den Sot,
Un, stunn man ünner em, den ganzen Heben.

Int Vörjahr harr he Blöm, mi dünkt, so vel:
De ganze Welt kunn man darmit bedecken;
Kastanjen in den Harvst, womit man spel,
Inn Summer Schatten, sik in uttostrecken.

Dar stunn en Hus derachter, och so schön,
So sünd se op de Welt nich mehr to drapen —
De Ruten blank, de Finstern witt un grön,
De grote Husdör jümmer hell un apen.

Dar stunn en Mann — he steit dar as de Bom
In min Gedanken, blied un in den Schatten,
He steit, un op sin Rock dar fallt de Blom,
Un äwer't Feld hin süht he dör de Latten.

Ik hör en Vagel dör de Finstern singn,
En smucken Frunskopp wiest sik an de Ruten …
Mi awer kloppt dat Hart, as kunn dat springn —
Mi is, as seet ik ünner'n Bom dar buten.

Klaus Groth.

Sot Brunnen. Heben Himmel. Harvst Herbst. derachter dahinter. Ruten Fensterscheiben. blied freundlich. Latten Stacket, Pfahlwerk um Hof und Garten. buten draußen.

Vom Hochblauen.

An Klaus Groth.

Schön ist's, o Freund, hier überm Felsgeklüft
Des Tannichts, einsam, hoch in's Blau getaucht,
(Hochblauen heißt's, als sei's danach benannt)
Vom stillen Haupt des dunklen Bergstocks weit
In's leuchtende Gefild hinabzuschaun.
Die Wolke nur, ein schneeig Lichtgebild,
Ein weißes Segel im azurnen Meer,
Schwimmt drüber hin; es kreist der Gabelweih,
Und summend murrt der Wind. Sonst Alles stumm,
Und ohne Laut liegt drunten tief die Welt.

In unermeßner Runde liegt sie da.
Erstarrte Wellen eines Feuersturms
Aus grauer Urzeit, thürmt gen Nord und Ost
Der Schwarzwald rings die Tannengipfel auf;
Von hellerem Felsgestein durchgittert, dort
Durchgrünt von weichem Thal, aus dem, ein Blitz
Doch ohne Klang, die ferne Sense flammt,
Ein Fenster glüht, ein Thurmknauf schillernd gleißt,
Und Wassersturz das weiße Silberband
In's Dunkel wirft. Dann westwärts vor dem Blick
Dehnt unabsehbar sein Gefild der Rhein.

Ein lachend Bild, vom hohen Waskenwald
(Denn also lautet der Vogesen lang
Verderbter heimatlicher Namensklang)
In schöngeschweiften Rahmen eingefaßt.
Aufleuchtend zieht der königliche Strom
Durch weiche Ufer. Tausendfältig rings,
Wie des gestirnten Himmels Abbild, weiß
Mit Stadt und Dorf, mit Thurm und Schloß durchwirkt,
Vom Mittag breiten gegen Mitternacht
Der Sund- und Breisgau Wiese, Korn und Wein.
Vorbei an Breisachs stolz und schreckensvoll
Hernieder ragender Vergangenheit,
Am alten Schöffensitz des Kaiserstuhls
Vorüber, weit hinab, wo dämmerfern,
Ein steingeworden blühend Kranzgewind',
Sich Straßburgs Dom in ewiger Jugend hebt.
Doch dort, stromauf, vom Auge voll erkannt,
Mit grauem, giebelreichem Dachgewirr
Schließt Basileas alte Kaiserstadt
Das glanzverwebte Thal. Grotesk und weich,
Ein bunt Gemisch von Trotz und Anmuth, reckt
Sein vielzerklüftet Haupt der Jura, gelb
Vom Abendlicht bestrahlt, in Frankreichs Blau,
Und hinter ihm zerrinnt im Duft das All.

Kein Laut hier oben als des Windes Hauch
Im leichtbewegten Blatt, und schweigend nun
Mir gegenüber steigt — ein Feuerball,
Als ob zu glühendem Cyclopenaug'
Er heimkehr' in des Belchen breite Stirn —
Die Sonne schräg zum Waskenwald hinab.
Mit Schatten überfliegt's im Osten schon
Das Waldgebirg; im Thalgrund schauert's auf,
In schleppend langem Nebelkleide wallt
Aus Kluft und Schlucht die Nacht, vom Dorfthurm klingt
Des Lichtes Scheidegruß; ein zitternd Spiel,
Wie Bienensummen nur verhallt's empor —
„Sie rückt, sie weicht, der Tag ist überlebt — —"

Da plötzlich schießt's im weiten Bogenrund
Des Südens flammengleich in den Zenith.
Wie Fäden, die der Tag verwebt und die
Mit abendlicher Hast die weiße Hand
Penelopes aus ihrem Einschlag löst,

So rinnt ein Schleier hauchverweht dort ab —
Und purpurlodernd hoch und höher glüht,
Dem Nordlicht gleich ob nachtverhüllter Welt,
Ein Rosenkranz um ein Titanenhaupt,
Vom Firn des Ortler bis an den Montblanc
Der Alpen riesenhaftes Schneegezack.

Mich aber schwebend, hoch ob Berg und Strom,
Auf der Gedanken, der Erinnrung Flug
Zur alten Heimat trägt's mich fern hinab.
Zum weißen Strand, an dem jetzt ebenso
Des goldgelockten Gottes Lichtgespann —
Vielleicht vor Deinem Blick — in's blaue Meer
Zu Thetis weichem Arm hinuntertaucht.
Ein stählern Riesenschild dehnt sich die See,
Nur auf dem unbewegten Spiegel rinnt
Ein blendend Glanzlicht und ein tiefes Glühn;
Der Sandhalm flirrt, ein schneeig Segel blitzt,
Die graue Möve zieht mit kurzem Schrei
Am Ufer hin, derweil ihr Schatten weit
Landein in's gelbe Korn zum stillen Rand
Des Buchwalds schwebt. Fern von der Düne irrt
Ein Diamantstrahl noch vom Scheibenrund
Der Fischerhütte, loht und lischt. Der Tag
Ist überlebt auch hier — Du schreitest heim.

So stehen heut', o Freund und Zeitgenoß,
In Nord und Süd wir an Germaniens
Uralten Marken, die der deutsche Arm —
Wie kurz erst ist's! — dem Reich zurückgewann.
Kaum ein Jahrzehnt — da hätten Beid' wir noch
Auf schwer-jahrhundertalte Schmach geschaut:
Dich trüg' der Blick in dänisches Gefild,
Und hier zu Füßen schlüge Frankreichs Hohn
Vom Jenseitsrand des deutschen Stromes Gluth
Und Scham mir in's Gesicht. — Was auf den Knien
Des Göttervaters uns an einzelnem
Geschick auch ruh'n mag, Freund, dess' sei'n wir stolz
Und dankerfüllt, daß aus der Wage uns
Das goldne Loos fiel, diese Zeit zu sehn,
Den Tag, der solchen Sonnenuntergang
Zu schauen uns gewährt, den deutscher Gruß
Von den Vogesen bis zum Belt durchklingt.

Ja, schön, vom leisen Zug der Königsau,
Bis wo der Rhein mit dumpfem Donnerhall
Im ewig weißen Sturz sich selbst begräbt,
Ist unser altes, unser neues Reich.
Schön ist's, wie drunten tausendfältig hell
Der Pfad, der Weg, die breite Straße rings
Von Ort zu Ort, von Berg zu Thal sich krümmt.
Zur Scheuer zieht auf ihr die Ernte heim;
Zum Nachbardorf, mit Sang und Saite mich
Bis hierher grüßend, drängt ein froher Schwarm.
Auf schroffem Steig vereinzelt drüben sucht
Vor Nacht ein arbeitsmüder Wandrer Rast
Am Heimatsherd, den grüne Bergtrift still
Und traut umschließt — da stiebt ein weiß Gewölk
Tief drunten auf und ringelt schuppig sich
Zu langem Schlangenleib, der stets zerfließt
Und vorwärts züngelnd doch sich stets erneut.
Wie Sturmgevögels schriller Wetterpfiff
Verhallend tönt's empor; nun stockt's und hält,
Und nun auf's Neu schon ringelt's sich und kriecht
Gen Norden fort. Gleich einer Schnecke scheint's,
Doch athemlos in Wahrheit braust der Zug
Da drunten, auch im festen Weggeleis,
Und trägt der Hände, der Gedanken Werk,
Des Bodens Frucht, der Fremde Kostbarkeit
In eiligem Flug jedwedem Harren zu.

Der Frieden ist's, der segenspendende,
Der hunderttausendfältig Arm und Fuß,
Der Haupt und Herz auf allen Wegen regt.
Ein blühend Antlitz, schmiegt zu meinem Fuß
Er rebumlaubt und heimlich tannumrauscht
Die Götterstirn vom deutschen Waskenwald
Bis an des Höhgaus Siebenhügeldom,
Und seines Mundes Sonnenlächeln scheucht
Vom Blau des Aethers drüber jeden Flor.

Nur dort — ist es ein Schatten, ein Gewölk? —
Wo fern im West am rothen Horizont
Der Waskenwald zum Jura niedersteigt,
Reckt's aus der Lücke seltsam sich herauf,
Emporgestuft, ein nebelndes Phantom.
Drin manchmal hastig zuckt's wie blauer Stahl
Und funkelt auf und grollend rollt es nach
Und schüttert dumpf im Elsaß bis zum Rhein
Den grünen Boden. Ist es Wettersturm,
Der wuthgepeitscht zur Nacht von West her dräut —
Zur Nacht, wenn Deutschland schliefe? — Horch, da dröhnt's!
Kein Donner ist's; von Belforts Felsenwall
Hallt des Geschützes Auskrach dumpf heran.
Die graue Dämmrung fällt zu Thal; im Süd
Welkt farblos von der Jungfrau weißer Stirn
Das Rosendiadem; die Welt versinkt.
'S ist Zeit zur Ruhe, Freund; hab' gute Nacht!
Und leg' getrost zum Schlaf Dich! Wenn zur Nacht
Von West ein Wetter ausbräch' — Deutschland wacht.

Im August 1877. Wilhelm Jensen.

Briefe der drei Brüder Friedrichs des Großen an General Henckel von Donnersmark.

Das Leben Friedrichs des Großen liegt wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns. Mit Hülfe seiner zahlreichen, eine ganze Literatur bildenden Correspondenz, sonstiger Aufzeichnungen in Vers und Prosa zu geschweigen, sind unsere Specialhistoriker im Stande gewesen, ihn Schritt um Schritt zu begleiten, und in der That existiren Publicationen, die, indem sie Auskunft über beinah jeden Tag seines Lebens, oder doch seiner letzten drei Jahrzehnte geben, als eine Art von Fridericianischem Geschichtskalender angesehen werden können. Er steht auch in dieser Beziehung sehr wahrscheinlich einzig da. Wenigstens in Deutschland. Ueber Goethe ist mehr geschrieben worden; aber kein Werk ist bis dato vorhanden, das meines Wissens in ähnlich minutiöser Weise über den äußeren Gang seines Lebens, über die Vorkommnisse jedes Tages berichtet hätte. Die vielen durch ihn selbst und Andere veröffentlichten Briefwechsel lassen nach dieser Seite hin immer noch erhebliche Lücken.

Wir kennen das Leben Friedrichs des Großen Tag um Tag, aber nicht das seiner Brüder. Selbst von seinem Bruder Heinrich, der, wie manches Andere, so auch den literarischen Zug mit ihm gemein hatte, wissen wir verhältnißmäßig wenig, was zum Theil seine Erklärung darin finden mag, daß alle Papiere des Prinzen — die derselbe in einer noch jetzt auf dem Gute Köpernitz existirenden schönen Rococokommode aufbewahrte — unmittelbar nach seinem Tode versiegelt und, wie man sich in Rheinsberg und seinen Dependenzien: Köpernitz, Meseberg, Hoppenrade erzählt, in das Staatsarchiv übergeführt wurden. Nach einer anderen mehr geglaubten, aber minder glaubhaften Lesart, wäre das Schicksal dieser Papiere das gewesen, von einer in Rheinsberg eintreffenden „Untersuchungscommission", die in diesem Falle fast den Namen einer „Inquisition" verdient hätte, abgeurtheilt und verbrannt zu werden. Relata refero. Aber diese Thatsache, wenn es eine ist, erklärt die Spärlichkeit der uns für das Prinz-Heinrich-Studium zufließenden Quellen

doch nur einigermaßen. Was in jener Rococokommode aufgehoben lag, um dann, vielleicht wenigstens, im Sinne der Schiller'schen Ballade für immer „bewahrt und aufgehoben" zu werden, waren nur kriegswissenschaftliche und historische Arbeiten des Prinzen, vor Allem eine Darstellung des siebenjährigen Krieges, die ausgesprochenermaßen den Zweck hatte, die Geschichtschreibung seines königlichen Bruders zu rectificiren. Im Uebrigen, so überaus interessant es gewesen sein würde, dieses „Trutz-Friedrich"-Buch erscheinen zu sehen, so wenig würden wir aus demselben in Bezug auf das Privatleben des Rheinsberger Prinzen haben entnehmen können. Dies kann sich uns nur aus der hundertfältigen, nach allen Seiten hin geführten Correspondenz desselben erschließen, hinsichtlich deren es im höchsten Maße überraschlich bleibt, daß das, was thatsächlich ein breiter Strom war, bisher nur tropfenweise auf uns gekommen ist. Es werden sich aber die Tropfen wieder sammeln, und einen kleinen, aber höchst erfreulichen Anfang dazu bilden die werthvollen, zum Theil sehr interessanten Briefe, die unter dem Titel „Briefe der Brüder Friedrichs des Großen" in der hiesigen Buchhandlung F. Schneider u. Co. ganz vor kurzem erschienen sind. Es sind fünf Briefe des Prinzen August Wilhelm, fünfundzwanzig des Prinzen Heinrich und zwölf des Prinzen Ferdinand, alle zweiundvierzig theils an den Adjutanten des Prinzen Heinrich, späteren Generallieutenant Hendel von Donnersmark, theils an seine ihn um fünfzig Jahre überlebende Gemahlin, eine geb. Gräfin von Lepel, gerichtet. Diese ganze Collection hatte, bevor sie die Gestalt eines reizend ausgestatteten Buches annahm, die mannigfachsten Schicksale, bez. Gefahren zu bestehen, worüber der Herausgeber, Graf Leo von Hendel, ein Enkel des Generallieutenants, in einer Vorrede im Wesentlichen das Folgende mittheilt.

„... Als die Wittwe meines Großvaters im Jahre 1793 das Königsberger Schloß für den Amtsnachfolger ihres Gatten räumen mußte, blieben die Kisten, mit Acten und Briefen angefüllt, einstweilen stehen, dem Zufall überlassen; was dann schließlich von dem Inhalte dieser Kisten übrig blieb, kam, nach einem wechselvollen Leben der Wittwe, über Danzig, Berlin, Rheinsberg, Petersburg, Schwerin, nach Weimar. Das war 1804. Hier bekleidete nunmehr meine Großmutter die Oberhofmeisterinstelle bei der Erbprinzessin, der vielgefeierten Großfürstin Maria Paulowna von Rußland, zu deren Vermählung Schiller die „Huldigung der Künste" dichtete. Als, nach dem Tage von Jena, Weimar der französischen Plünderung verfiel, gingen meiner Großmutter fast alle äußeren Erinnerungszeichen und Werthandenken an die Fridericianische Zeit mit verloren. Die preußischen Uniformen, der Degen des Großvaters, seine Orden wurden geraubt; kein Schrank, kein Koffer, keine Kiste blieb ununtersucht; die Papiere wurden zumeist zerstreut, zertreten und vernichtet. So kam nur ein kleiner Rest von Briefen, inzwischen gewiß auch noch mannigfach „gelichtet", auf mich."

An die Schilderung dieser Briefschicksale knüpft der Herausgeber noch eine Schilderung der alten Dame selbst, in deren Händen sich die hinterlassenen Briefschaften ihres Gemahls, erst viele, dann wenige, ein halbes Jahrhundert lang befanden. Dieser vorzüglichen Charakterschilderung einer vornehmen Dame aus der Zeit des Ancien régime, entnehmen wir, als ein Hors d'oeuvre und Chef d'oeuvre zugleich, das Nachstehende:

„Diese meine Großmutter war noch eine jener originellen Erscheinungen des Adels und der Höfe, die mit den Zeiten allgemeiner Nivellirung der Stände untergegangen sind, um wahrscheinlich nie wieder zu erstehen. Solche Persönlichkeiten erwuchsen nur der Zeit kastenartigen Vorurtheils und der formenvollen Derbheit. Nach der damaligen Erziehungspraxis starben Schwächlinge in früher Jugend hin, und nur die Kraft und Gesundheit trat in's Leben und dauerte lange an. Unsere Zeit hat für diese Kraftgenies und Originale nicht mehr viel Raum. Unzählige Anekdoten werden in Weimar von der alten „Excellenz Hendel" noch erzählt, sind sie auch nicht alle wahr, so sind sie doch oft gut erfunden. Daß der alten Dame Lieblingsstudium die klassischen Sprachen waren, daß sie besonders gut drechselte, mit Vorliebe das Waldhorn blies und die Violine spielte, erwähne ich nur nebenbei. Am kürzesten Tage im Jahre illuminirte sie ihre Wohnung und feierte ihn mit einem Fest für die Weimarische und Jenaische Gesellschaft; in heiterer Laune schwur sie wohl dabei, die Eva abzuohrfeigen, wo sie ihrer im Jenseits ansichtig werde, denn diese habe sie und uns Alle um das Paradies gebracht, und noch steht ihr Sarg in besonders dazu erbauter Gruft über der Erde, weil sie angeblich unter der Erde die Trompete der Auferstehung nicht hören würde."

So die alte Gräfin Hendel. Wir wenden uns nun den Briefen selber zu. Ihr Werth ist sehr ungleich. Wir kommen, die große Mehrzahl ganz übergehend, auf diese Ungleichheit auch des verbleibenden Restes, an anderer Stelle zurück.

I.

Fünf Briefe des Prinzen August Wilhelm.

Diese Briefe fallen in eine frühe Zeit, 1756—58, wo Graf Hendel noch Lieutenant, dann Capitän, und in letzterer Eigenschaft zugleich Adjutant beim Prinzen Heinrich war.

Erster Brief. „Kyritz im April 1756. Bitte, schreiben Sie an Brandt, daß der schwarze Maulesel (im Original: le faquin noir) des hiesigen Kyritzer Regiments alle Aussicht hat, in einer Pfarre untergebracht zu werden. Macht es sich wirklich so, so würde ich den Coujon, den mir Süßmilch und die Gräfin Schwerin empfohlen haben, hier in Kyritz anstellen, den mir durch Brandt empfohlenen „Poeten" aber nach Spandau nehmen, immer vorausgesetzt, daß er nie eine Ode an mich richtet und keine Poetenpropaganda im Regimente macht. Denn im Allgemeinen ist die poetische verve gerade da zur Vorsicht geneigt, wo es sich um Aktion und Bravour handelt. Voltaire und viele andre empfingen die Bastonade. Ihr Wilhelm."

Zweiter Brief. Kurz; interesselos. Es geht aus demselben nur hervor, daß sich Hendel kurz vorher mit einer reichen adeligen Dame aus Halberstadt verlobt hatte. Auch die Summe wird genannt: 130,000 Thaler.

Dritter Brief. Ohne Datum; seinem Inhalt nach im October 1757 geschrieben. Unbedeutend. Aber eine Stelle charakteristisch für die Zeit und die Person des Prinzen. Zu besserem Verständniß muß bemerkt werden, daß die Franzosen unter Soubise [kurz vor Roßbach] damals im Halberstädtischen hausten. Der Prinz schreibt: „..... Apropos, was macht die Zukünftige (Madame la future)? Haben die Franzosen beim Schwiegervater schon geplündert? ist sie der Nothzucht glücklich entgangen? (a-t-elle été exante de viol)." Nach unseren heutigen Vorstellungen eine sonderbare Anfrage bei einem Bräutigam. Exante soll exempte sein; der Prinz schrieb Alles nach dem Gehör; von Orthographie keine Rede.

Vierter Brief. Dieser ist der wichtigste. Mit dem Prinzen ist eine große Veränderung vorgegangen; er spricht nicht mehr, im echten Ton des vorigen Jahrhunderts, von einem „faquin noir" und fragt nicht mehr in wirklicher oder forcirter Libertinage „a-t-elle été exante de viol?", sondern allerbitterster Groll kocht in seinem Herzen. Sein königlicher Bruder, der ihn früher in Vers und Prosa gefeiert, und seiner „Milde und Humanität halber" als Musterbild eines Prinzen aufgestellt hatte, hat ihn gedemüthigt, ihn weggeschickt von der Armee. Eine furchtbare Scene war vorausgegangen. Es ist nöthig, erst einen Augenblick bei der Veranlassung dazu, dann bei der Scene selbst zu verweilen.

Es war nach Kollin und Prinz August Wilhelm hatte den Oberbefehl über diejenigen Truppen erhalten, die ihren Rückzug nach der Lausitz nehmen sollten. Winterfeldt wurde ihm beigegeben. Die Sachen gingen schlecht und bei endlicher Wiederbegegnung der beiden Brüder fand jener erwähnte Auftritt statt, über den Graf Schwerin, der Adjutant des Prinzen, mit folgenden Worten berichtet hat: „Ein Parolekreis wurde geschlossen, in dem der Prinz und alle seine Generale standen. Nicht der König trat in den Kreis, sondern Winterfeldt

statt seiner. Im Auftrage des Königs mußte er sagen: «Sie hätten Alle verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegsrath gehalten würde, wo sie dann dem Spruche nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indeß wolle der König es nicht so weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergesse.»" „Der König stand unweit des Kreises", so fährt Graf Schwerin fort, „und horchte, ob Winterfeldt sich auch stricte der ihm anbefohlenen Ausdrücke bediene. Winterfeldt that es; aber mit Schaudern, und er konnte den Eindruck seiner Worte sogleich sehen, denn der Prinz trat augenblicklich aus dem Kreise und ritt, ohne den König zu sprechen, nach Bautzen." Auch hier war seines Bleibens nicht; es kam zu keiner Versöhnung, und der Prinz begab sich nach Schloß Oranienburg, das ihm gehörte. Von hier aus schrieb er einige Monate später an Hendel: „Oranienburg 8. Mai 58. Sie schreiben mir vieles über die Completirung und Verschönerung Ihrer Compagnien; aber glauben Sie mir, daß ich nicht daran denke, mein Regiment wiederzusehn. So lange diese gloriose Herrschaft meines Bruders des Königs dauert, betrachte ich mich als gestrichen aus der Zahl Derer, die an der Vermehrung seiner militärischen Reputation arbeiten. Ich verliere dadurch vielleicht die Gelegenheit, meinen eigenen Ruf zu begründen, vielleicht aber auch entgeh ich nur der Gefahr, meine ganze Unwissenheit und Unfähigkeit klar an den Tag zu legen. Es sei übrigens wie es wolle! Freilich auch hier, in der Zurückgezogenheit, deren ich mich erfreue, denk ich jezuweilen an die Schmach, so exilirt und so unnütz zu sein; aber in der Ueberzeugung, es nicht verschuldet zu haben, knipse ich mit den Fingern. (Im Original ein viel stärkerer, unübersetzbarer Ausdruck.) Der arme Schwerin, mein ehemaliger Adjutant, ist todt; es hat mich betrübt; er war so gut. Die Versicherungen meiner Freundschaft an meinen Bruder. (Ferdinand.) Meine Complimente an den alten Schmettau und an Fink; auch an den dicken Driesen. Adieu und vergessen Sie nicht ganz einen so armen Helden (pauvre hero) wie Ihren Wilh."

Fünfter Brief. Kurz; in derselben bittern Stimmung geschrieben. „. . . . Ich denke nur noch daran, meinen Kohl und meine Rüben zu pflanzen und während Sie den Lorbeer pflücken, beschneid ich meine Hecken und richte meine Alleen. Erinnere ich mich daran, daß sie mir vordem die Ehre erwiesen, in diesen Alleen zu promeniren, so hoff' ich, daß mir ein kommender Tag dieselbe Ehre erweisen wird. Ihr Diener Wilhelm;
Bauer (paysan)."

Wenige Tage nach diesem Briefe, den er nicht früher als Ende Mai geschrieben haben kann, starb der Prinz, 12. Juni 1758.

II.

Fünf Briefe des Prinzen Heinrich.

Von den fünfundzwanzig Briefen des Prinzen Heinrich richten sich zwanzig an die Wittwe des Grafen Hendel, fünf an diesen selbst. Nur diese letzteren fünf sind interessant. Sie wurden von 1783 bis 92 geschrieben, während welcher Zeit Graf Hendel erst als Generalmajor, dann als Generallieutenant und Gouverneur in Königsberg garnisonirte.

Erster Brief. Unbedeutend. Der Prinz gratulirt zur Verlobung einer Tochter des Generals und beklagt, daß dieser letztere einen unliebsamen Vorgesetzten habe. Dann fährt er fort: „. . . . Das abscheuliche Benehmen Knyphausens hat mich seit Jahresfrist in Aufregung erhalten; übrigens hab ich ihn verabschiedet. Vorher ist er einer herben Züchtigung nicht entgangen (il a été rudement puni). Eliot ist mein Freund. Die ganze Teufelsgeschichte ist so complicirt, daß man einen Band damit füllen könnte. Es hat mich arg verstimmt; aber da Verstimmungen mein Loos sind, so hab' ich sie zu tragen gelernt."

Diese Zeilen weisen in directen Worten auf die Eliot und Knyphausen-Affaire hin, die damals den Rheinsberger Hof beschäftigte. In Büchern ist derselben, so viel ich weiß, nie erwähnt worden. Eine alte 84jährige Frau aber, die vor drei Jahren (Sommer 1874) noch in dem Dorfe Hoppenrade, zwischen Rheinsberg und Gransee, lebte, hat mir damals Mittheilungen gemacht, die wenigstens einige Streiflichter auf den sonst dunkel gebliebenen Hergang werfen. Danach war die Heldin dieser Geschichte ein Fräulein von Kraut, sehr wahrscheinlich Enkelin des gleichnamigen Finanzministers unter Friedrich Wilhelm I., eine reiche Erbin, die sich Ende der 70er Jahre mit Lord Eliot vermählte. Ob nun Lord Eliot den Baron Knyphausen oder der Baron Knyphausen den Lord Eliot beim Prinzen einführte, ist gleichgültig; jedenfalls entspann sich ein intimes Verhältniß zwischen Knyphausen und Lady Eliot, welche letztere übrigens in den Erzählungen meiner alten Dorfgroßmutter nie anders als die „Krauten-Tochter" genannt wurde. Ein hohler Eichenstamm diente, nach altem Herkommen in solchen Fällen, als „boite" für die Liebescorrespondenz. Endlich folgte die Entdeckung und es kam auf einer Parkwiese zum Duell. Eliot wurde verwundet. Was diesem Duell bez. dieser Verwundung unmittelbar vorausging läßt sich, nach den oben mitgetheilten Worten des Prinzen: „Knyphausen a été rudement puni" lediglich muthmaßen. Eliot, auf dem Punkte nach England zu retourniren, wurde nur noch dadurch zurückgehalten, daß er der „Krautentochter" das jüngste Kind nicht lassen wollte. Diese aber hütete es, nicht aus Liebe, sondern nur um den Willen des Lords zu durchkreuzen, wie ihren Augapfel. Endlich glückte eine Entführung; das im Park spielende Kind wurde geraubt, sammt dem Kindermädchen in eine (goldene) Kutsche gepackt und wie im Märchen davongefahren. Ich füge nur noch hinzu, daß die „Krautentochter" in zweiter Ehe den Baron Knyphausen, in dritter den Herrn v. Arnstedt auf Hoppenrade heirathete. Das war um die Wende des Jahrhunderts, zu welcher Zeit denn auch meine 84jährige Dorfahne bei der Frau v. Arnstedt in Dienste trat. Alles Weitere aus dem aventurenreichen Leben dieser Frau gehört nicht hierher. Ich habe die vorstehenden kleinen Züge nur gegeben, weil sie einem unserer deutschen Geschichtsprofessoren, der die damaligen Beziehungen des preußischen zum englischen Hofe eingehend behandelt hat, vielleicht bei Aufklärung wichtigerer Dinge von einigem Nutzen sein mögen. Es ist ja bekannt, daß es kleine Lichtpunkte sind, die den Schatzgräbern dienen.

Zweiter Brief. Es muß mittlerweile wieder zur Aussöhnung mit Knyphausen gekommen sein, denn der Prinz schreibt ein halbes Jahr später von seinem Berliner Palais (der jetzigen Universität) aus: „. . . . Ich sehe jetzt meinen Neffen oft; er kommt alle Wochen von Potsdam herüber und soupirt dann regelmäßig bei mir. Ist er überhaupt in Berlin, so haben wir kleine Reunions bei Hords und Knyphausen." Der Neffe, von dem der Prinz hier spricht, ist der spätere „dicke König". Hords waren: der schwedische, in preußische Dienste getretene Generallieutenant Graf Hord und seine Gemahlin, eine geborene Gräfin Wachtmeister. Sehr reiche Leute. Bis 1779 war er ein Liebling des Königs, dann fiel er in Ungnade und gehörte zu den Malcontenten. Von 1774 bis 79 hatte er Salrow bei Potsdam besessen. Ebendaselbst ist die Gräfin Hord auch begraben. Er, der Graf, hatte eine krankhafte Abneigung gegen das Wort „Kabale", wie seine Feinde sagten lediglich deshalb, weil er sein Lebelang nur Kabale gemacht habe.

Dritter Brief. Er gibt eine Schilderung der Festlichkeit, die bei Enthüllung und Einweihung des großen Rheinsberger „Obelisken" stattfand, den man kurz als Demonstrationsmonument gegen seinen mittlerweile heimgegangenen königlichen Bruder bezeichnen kann. Mit Weglassung weniger Stellen gebe ich den ganzen Brief. „Rheinsberg, den 11. Juli 1791. Mein lieber Hendel. Ich habe nun das Denkmal zu Ehren meines verstorbenen Bruders August Wilhelm und der ganzen preußischen Armee vollendet. Das Einweihungsfest hat am 4. stattgefunden. Meine Tafel von 65 Gedecken stand in einem großen, reich geschmückten Pavillon; vier andere Pavillons, jeder mit einer Tafel von 80 Gedecken, bildeten einen Platz an der Vorderseite des Denkmals. Der fünfte Pavillon war für 40 alte Soldaten hergerichtet, die von Berlin und Spandau zu dem Feste geladen waren. Die Enthüllung geschah unter dem Donner

der Kanonen, bei Trommelwirbel und Trompetenklang. Tauentzien hat auf den Stufen des Denkmals die Rede gelesen, wie ich dieselbe verfaßt habe; ich unterbreite sie, wie auch die Inschriften des Denkmals, Ihrer Beurtheilung. Man tanzte dann bis tief in die Nacht hinein. Das Schloß und Alles, was jenseits des Sees lag, war erleuchtet. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich eingefunden aus Berlin, Hamburg, Strelitz, ja aus Kassel. Man war mehr als gerührt. Sechsunddreißig Offiziere, Generale und Andre, haben zwei Tage bei mir zugebracht; gegen Ende waren die Jubelrufe allgemein und ich war so bewegt, daß ich den folgenden Tag der Ruhe bedurfte. Ich habe den alten Soldaten, die dabei weinten, die Rede in deutscher Sprache vorlesen lassen; denn es gibt eine deutsche Uebersetzung und beim Buchdrucker Decker in Berlin kann man die Rede deutsch und französisch bekommen. — Vor langer Zeit habe ich Ihnen einmal geschrieben, daß ich etwas für meinen Bruder August Wilhelm thun würde; nun habe ich es gethan, und habe mir und Andern in Gemüth und Herz all die Namen zurückgerufen, derer zu gedenken Noth thut, und von denen der „große Friedrich" in seinen lügenhaften Memoiren mit keinem Worte gesprochen hat. Je vous embrasse etc. Henri."

Es war zu keiner Zeit ein Geheimniß, daß das Monument, wie ich mich weiter oben ausgedrückt habe, ein „Demonstrationsmonument" sein sollte. Der Beweis war aber immer nur mittelbar zu führen gewesen. Er lag beispielsweise darin, daß das Monument, statt dem Könige, seinem in Ungnade gefallenen Bruder, jenem früh verstorbenen August Wilhelm gewidmet, der Name Winterfeldts aber, den die drei jüngeren Brüder haßten, ganz ausgelassen war. In diesem Briefe des Prinzen haben wir nun eine alleroffenste Meinungsäußerung; er spricht von „lügenhaften Memoiren", die nach Laune aber nicht nach Verdienst den Lorbeer des Ruhmes vertheilten. Und nun kommt er und gleicht das begangene Unrecht wieder aus.

Vierter Brief. Die Errichtung des „Obelisken" hatte unter Anderm auch den Abschluß der Fridericianischen Epoche bedeutet; die französische Revolution ist mittlerweile hereingebrochen und andere Interessen fangen an die Welt zu bewegen. Der Prinz, frondeur von Grund aus, ist am allerwenigsten mit der Politik der Bischofswerder und Wöllner einverstanden, mißbilligt die Legitimitätsdonquichoterie und sympathisirt mit den Franzosen, trotzdem er kein Freund ihrer Auflehnungen ist. So schreibt er unterm 30. December 1791, von Rheinsberg aus, an Henckel: „. . . . Lambert ist hier, alt wie ein verschrumpfelter Apfel, aber im Uebrigen frisch und froh. Glücklicherweise sind wir hier in der Lage, Berlin, Potsdam, Friedrich Wilhelm, den Roi-Bischofswerder und den Roi-Wöllner, ja sogar die frommen theologischen Betschwestern, die man jetzt behufs Einführung einer „neuen Lehre" nach Berlin verpflanzt hat, ignoriren zu können. Man gebe ihnen einen Fußtritt; das wäre das Beste. Adieu mein theurer Henckel. So lang ich lebe, wird Freiheit meine Devise sein. Auf alles andre....!" Nachschrift. „Dieser Brief ist nicht in dem Stil, in dem zwei Excellenzen mit einander correspondiren sollen. Ihnen, lieber Henckel, geziemt Ernsthaftigkeit; ich, der ich nichts bin, darf radotiren. Je vous embrasse."

Fünfter Brief: Der politische Unmuth zeigt sich hier auf seiner Höhe. Er mißbilligt den Krieg überhaupt und mißbilligt ihn doppelt, weil er schlecht und energielos geführt wird. So schreibt er denn: „Rheinsberg, den 12. December 1792. Mein lieber Henckel. Ein Feldzug, auf Phantasie und Laune hin unternommen, konnte nicht glücklich verlaufen. Erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen über Frankreich und die Franzosen geschrieben habe; Sie werden vielleicht glauben, daß ich übertreibe, aber es bleibt wahr, daß sie im nächsten Jahre achthunderttausend Mann auf den Beinen haben werden. Solche Menschenmenge ist schrecklich. Man könnte davon viermal 50,000 Mann schlagen, und würde doch vernichtet sein ohne etwas gewonnen zu haben.

Stellen Sie einen Wollsack hinter ein Bataillon und setzen Sie dem Wollsack eine Krone auf, so werden Sie zugeben, vorausgesetzt, daß es unter dem Feuer feindlicher Kanonen geschieht, daß weder das Bataillon noch am allerwenigsten die Armee aus dem Vorhandensein dieses Wollsackes Vortheil zieht. Machen Sie davon die Nutzanwendung. Dies ist meine Antwort auf die betreffende Stelle Ihres Briefes.

Ich habe von Anfang an eine sehr schlechte Meinung von dem Erfolge dieses Feldzugs gehabt. Erstens haben die Manifeste alles verdorben; zweitens auf Paris marschiren und feste Plätze, so wie Heereskörper, im Rücken lassen, war ein Wahnsinn, welcher zur Hungersnoth führen mußte. Als man in Verdun angelangt war, konnte man nicht mehr zweifeln, daß Frankreich einig war. Niemand hatte sich für die Prinzen erklärt. Man wußte außerdem schon aus Erfahrung, wie schwierig es war, auf Wegen zu marschiren, die durch die Ungunst der Jahreszeit zerstört waren. Was geschieht nun? Man klebt erst an Verdun fest, und passirt dann unter tausend Schwierigkeiten den Paß von Clairmontoy. Darauf trifft man eine feindliche Armee in guter Stellung, während man selber, erschöpft, seit zwei Tagen ohne Brod und durchnäßt bis auf die Knochen, beinah außer Stande ist eine Kanone von der Stelle zu schaffen. Endlich kommt es zu einer Beschießung, und diese Kanonade, von der man so viel Redens macht, hat ungefähr 140 Todte und Verwundete gekostet. Nun unterhandelt man, nur zu glücklich, während dieser Unterhandlungen Anstalten für den Rückzug treffen zu können. Alle Führer sind wie Katze und Hund, alle bereit sich untereinander zu beißen; jeder schiebt dem andern die begangenen Fehler in die Schuh. Dabei herrscht Krankheit. Es gibt Regimenter, die drei Offiziere an der Ruhr verloren haben; auch von den Dienern des Königs sind mehrere der Kranheit erlegen. Es ist wie mit der Armee des verstorbenen Königs in Böhmen, wo die Dysenterie epidemisch wurde. Ich kenne nicht die Anzahl der an Krankheit Gestorbenen, aber 12,000 Mann sind in den Lazarethen. Die Kanonen sind noch in Luxemburg aus Mangel an Pferden; ein Theil der Kavallerie marschirt zu Fuß. Und während dessen hat Custine Mainz und Frankfurt genommen! Adieu, mon cher Henckel, n'oubliez pas le meilleur de vos amis, Henri."

III.

Zwei Briefe des Prinzen Ferdinand.

Die Briefe des Prinzen Ferdinand, zwölf an der Zahl, sind ohne Bedeutung. Nur zwei, beide an die verwittwete Gräfin Henckel gerichtet, sind durch die Art interessant, wie der Prinz seiner Trauer über den 1802 erfolgten Tod seines Bruders Heinrich Ausdruck gibt. Es ist eine vollkommene Liebesklage, zugleich ein Hymnus.

Erster Brief: „Schloß Bellevue, 18. Aug. 1802. Ich befinde mich zwar wohl, aber da Sie, Madame la Comtesse, so oft Zeuge der innigen Freundschaft gewesen sind, welche zwischen meinem Bruder und mir bestand, so werden Sie leicht den Schmerz beurtheilen können, welchen ich über seinen Tod empfinde. Denn ich liebte ihn über alle Maßen. Ihn zu sehen, ihm diese Gefühle wiederholt zu bezeugen, bildete mein Glück. All dies ist nun verloren für mich und es bleibt mir nur die Erinnerung an die glücklichen Zeiten, die ich in Gemeinschaft mit ihm verbracht habe. Der Graf, Ihr verstorbener Gemahl, welcher lange Zeit der Adjutant meines Bruders und der Genosse seiner kriegerischen Thaten war, wird Ihnen oft davon gesprochen haben, mit welcher Sorge er beflissen war, das Unglück der Kriege und die Opfer, die dieselben fordern, wenigstens zu mindern. Kein Fürst hat seinem Lande je größere Dienste geleistet als er, der durch seine reichen Gaben Preußen während des unglücklichen siebenjährigen Krieges am Leben erhielt. Die verschiedenen Aufgaben, welche ihm zu erfüllen oblagen, haben dazu beigetragen das Land zu vergrößern, und es auf die Stufe der Nationen zu erheben, die seine Vernichtung beabsichtigten. In der Gesellschaft wußte mein Bruder durch seine Unterhaltung zu interessiren; er verstand dieselbe zu würzen, besonders durch eine gewisse Heiterkeit, die das Vergnügen, mit dem man ihm

zuhörte, nur noch steigerte. Wenige Menschen waren so unterrichtet wie er und ich kenne Niemand, der besser schrieb und sich deutlicher und mit so großer Leichtigkeit ausdrückte."

Zweiter Brief. Er ist, in seiner Hauptstelle, ein bloßer Nachklang des ersten. „.... Mein Befinden ist gut, trotzdem ich den Verlust meines Bruders nach wie vor aufs schmerzlichste empfinde, eines Bruders, den ich auf das zärtlichste liebte, mit dem ich unausgesetzt in vollkommenster Intimität lebte und dem ich nie Gelegenheit gab, unzufrieden mit mir zu sein."

Diese zwei Briefe haben etwas sehr Ansprechendes. Wie rührend-bescheiden beispielsweise der Schlußpassus! Aber ihre Bedeutung liegt doch in etwas Andrem. Auch des Prinzen Heinrich Charakterbild, wie das so vieler Andrer, „schwankt in der Geschichte". Es läßt sich, bei voller Anerkennung seiner militärischen Begabung, menschlich und moralisch sehr Vieles gegen ihn beibringen. Selbst sein ewiges Frondiren gegen den königlichen Bruder, der denn schließlich doch noch aus ganz anderem Holz geschnitten war, macht, so pikant es ist, auf's Ernste hin angesehen, einen wenig erfreulichen Eindruck. Begegnet man nun aber solchen Auslassungen herzlichster Trauer, hingebendster Liebe, wie diese beiden Prinz-Ferdinand-Briefe sie enthalten, so wird es einem wieder zur Gewißheit, daß er „trotz alledem und alledem" eine bezaubernde Persönlichkeit gewesen sein muß. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß er dem vorigen Jahrhundert angehörte, das in so vielen Stücken anders dachte und fühlte. Ob auch schlechter? Mitunter kommen einem Zweifel daran.

Ich kann diesen Aufsatz nicht schließen, ohne den lebhaften Wunsch auszusprechen, daß andere Familien sich gemüßigt sehen möchten, dem hier durch Graf Henckel gegebenen Beispiel zu folgen. Wohl ist im Laufe von hundert Jahren — auch Graf Henckel erzählt ja von solchen Einbußen — viel verloren gegangen, und der Fall, der sich in dem Dorfe Marquardt bei Potsdam ereignete, wo mehrere Wochen lang die Backöfen mit der ganzen politischen Correspondenz des Generals und Ministers von Bischofswerder geheizt wurden, steht nicht vereinzelt da. Dennoch, wie ich zum Theil aus persönlicher Anschauung weiß, ist auf unseren adeligen Gütern, in den Herrenhäusern der Arnims und Schulenburgs, der Rochows und Itzenplitze, der Zieten und Schwerine, der Tauentzien und Winterfeldt, noch unendlich Vieles da. Unterm Dach, in Kisten und Kasten, und oft auch ohne diese, liegen noch wahre Schätze umher. Die „Familiengeschichten", so werthvoll sie sind, sind etwas Andres, als diese Veröffentlichungen eines der Allgemeingeschichte dienenden historischen Briefwechsels.

Th. Fontane.

Ein wichtiger paläontologischer Fund.

Herrn Ernst Häberlein zu Triesdorf (in Bayern) ist es geglückt, in einem Steinbruche unweit Eichstädt ein zweites Exemplar von Archaeopteryx lithographica zu finden. Dieses Factum ist für die zoologische Systematik sowohl wie für die heutige Entwickelungslehre vom größten Interesse. Wir haben in der Archäopteryx einen hühnerartigen Vogel mit langem Eidechsenschwanz und somit eine Thierform vor uns, welche ein ...ender thatsächlicher Beweis für die entwickelungsgeschichtlich ...Annahme ist, daß Vögel und Reptilien aus ...samen Stammform hervorgegangen sind. ...reilich ganz unglaubhaft, wenn die Behauptung ...aß der Adler, der hoch in den Lüften schwebt, ...r Blutsverwandtschaft mit der trägen Schild...n soll, welche es doch vergeblich versuchen ... aufzusteigen. Und dennoch besteht eine ...und läßt sich beweisen. Wenn wir die ...n zu einer Zeit, in der sie bereits be...mbryonen verschieden sind, mit denen von Schildkröten und anderen Reptilien vergleichen, so treten die überraschendsten Aehnlichkeiten hervor. Ihre ganze Organisation stimmt so auffallend überein, daß kein verständiger Mensch an der Abstammung der Vögel von den Reptilien zweifeln kann. Ganz besonders merkwürdig und wichtig ist es, daß auch die Vogelembryonen in ihrer frühesten Entwickelung einen langen Eidechsenschwanz und somit das Hauptcharakteristicum der Saurier besitzen. Aber nicht blos in ihren Jugendzuständen, sondern auch später noch bieten Vögel und Reptilien viele Vergleichungspunkte dar, wodurch sie ihre nahe Verwandtschaft bekunden. Während z. B. bei den Säugethieren (ebenso wie bei den Amphibien) die Verbindung zwischen dem Schädel und dem ersten Halswirbel durch zwei Gelenkhöcker oder Condylen geschieht, so sind diese bei den Vögeln und Reptilien zu einem einzigen verschmolzen. Ferner besitzen die rothen Blutzellen der letzteren einen Kern, was bei denen der Säugethiere nicht der Fall ist. Auch in den Epithelialbildungen stimmen Vögel und Reptilien überein. So entwickeln sich die Haare der Säugethiere in geschlossenen Bälgen der Haut, die Federn der Vögel dagegen, ebenso wie die Schuppen der Reptilien, auf Höckern der Haut. Bei den Vögeln haben sich horn- und schuppenartige Bildungen nur an einigen wenigen Körpertheilen erhalten: an den Kiefern als Schnabelscheide und an den Füßen in Form von Tafeln, Höckern und Plättchen. Ferner ist noch zu erwähnen, daß die Eier der Vögel und Reptilien im Gegensatz zu denen der Säugethiere große Dottermassen enthalten und mit einer schützenden Hülle, die leder- oder kalkartig ist, umgeben sind.

Diese Thatsachen, so wichtig und beweiskräftig sie schon an und für sich sind, erhalten durch den Häberlein'schen Fund eine noch erhöhtere Bedeutung. In der Steinplatte von Eichstädt liegt uns ein Blatt aus dem Buche der Natur selbst vor und dieses Blatt, aus der mesolithischen Zeit stammend, bestätigt in unwiderleglicher Weise die Abstammung der Vögel von den Reptilien.

Schon im Jahre 1861 wurde im lithographischen Schiefer von Solnhofen ein Exemplar von Archäopteryx gefunden und die Aufregung, welche dadurch in den zoologischen Fachkreisen hervorgerufen wurde, war eine unbeschreibliche. Ein Münchener Zoolog, dessen Namen wir verschweigen wollen, fühlte die Gefahr, welche der Fund für das Prestige des Artbegriffes hatte, deutlich heraus und erklärte daher in seiner Herzensangst den Urvogel mit dem Eidechsenschwanz für ein Kunstproduct. Trotzalledem wurde das seltene Stück vom brittischen Museum für eine hohe Summe angekauft und von dem berühmten Anatomen R. Owen nach genauer Untersuchung der einzelnen Skelettheile für echt und zwar für den echten Repräsentanten einer uralten Vogelsippe erklärt.

Der Solnhofener Fund gab jedoch kein ganz klares Bild des Urvogels. Die meisten Knochen liegen hier zerstreut auf einer rauhen, mit Dendriten besäeten Steinplatte. Die Fittige befinden sich in einer verschobenen Lage und Hals und Kopf fehlen gänzlich. Nur der aus 20 Wirbeln bestehende lange Schwanz und die Klauen sind mit wünschenswerther Deutlichkeit ausgeprägt. Das ganze Thier ist von der Größe eines Huhns.

Um so erfreulicher ist es nun, daß das Häberlein'sche Exemplar viel vollständiger erhalten und auf viel günstigerem Gestein abgelagert ist, als das eben beschriebene. Herr Häberlein, den ich vor einigen Wochen um eine möglichst detaillirte Schilderung seines Fundes ersuchte, hat mir darüber folgende Mittheilungen zukommen lassen: „Das ganze Exemplar repräsentirt ein Bild von unvergleichlicher Schönheit und Reinheit! Weit sind die Fittige ausgebreitet, in allen ihren Umrissen, in der Form der Federn, in allen ihren Einzelnheiten deutlich erkennbar. Wirbelsäule und Rippen sind in der normalen Lage, die Arm- und Handknochen in einer Deutlichkeit vorhanden, die nichts zu wünschen übrig läßt. Hals und Kopf sind seitwärts herabgebogen und Wirbel für Wirbel genau zu verfolgen. Der Kopf liegt auf der Seite und trägt Zähne in den Kiefern. Die Be-

fiederung setzt sich über den ganzen Leib zu beiden Seiten herab fort und auch die hinteren Extremitäten sind mit Federn dicht besetzt. Endlich sind nicht nur die Krallen an den Hinterfüßen, sondern auch diejenigen an den oberen Flügeltheilen vorzüglich erhalten."

Dieser Beschreibung nach übertrifft das Häberlein'sche Exemplar von Archaeopteryx lithographica dasjenige von Solnhofen (aus dem Jahre 1861) bedeutend an Schönheit und Vollständigkeit. Es ist sehr zu wünschen, daß sich Herr Häberlein bald dazu entschließt, seinen Fund in München oder an irgend einem anderen Orte öffentlich auszustellen.

Die Archäopteryx liefert uns in ihrem langen, eidechsenartigen Schwanze den schlagendsten Beweis für die Abstammung der Vögel von reptilienartigen Geschöpfen und deshalb ist dieser Fund von so großem Werthe. Auf welche Weise sich der Uebergang von der einen dieser Thierformen in die andere vollzogen hat, übersteigt unser gegenwärtiges Wissen. Höchst wahrscheinlich haben wir uns den gemeinsamen Stammvater der Vögel und Reptilien ähnlich beschaffen zu denken, wie den bekannten Compsognathus longipes, der im lithographischen Schiefer von Kelheim in Bayern gefunden wurde. Dieser kleine Dinosaurier besaß einen echten Reptilienkopf, der mit dem langen Halse fast einen rechten Winkel bildete. Der Rumpf endigte in einen langen Schwanz, der aus 20 und mehr Wirbeln bestand. Die vorderen Gliedmaßen sind an dem Münchener Exemplar halb so lang wie die hinteren und diese letzteren sind vierzehig und mit Krallen bewaffnet. Prof. Gegenbaur, die größte Autorität in vergleichend-anatomischen Fragen, hat nachgewiesen, daß der Compsognathus in der Reduction der hintern Fußwurzelknochen sowohl wie im Bau des Beckens überraschende Aehnlichkeiten mit den gleichnamigen Skelettheilen der Vögel darbietet.

Nach alledem müssen wir die von der Entwickelungslehre constatirten Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Vogel und Reptil als eine unumstößliche wissenschaftliche Wahrheit ansehen und den Adler in der That als einen Vetter der Schildkröte betrachten.

Otto Zacharias.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Les faux ménages. (Wilde Ehen.)

Die Komödie von Edouard Pailleron, dem Schwiegersohn des vor kurzem verstorbenen Herausgebers der „Revue des deux Mondes", Buloz, dem Verfasser einiger recht gelungener und fein gearbeiteter Lustspiele, von denen namentlich „Le mur mitoyen" einen dauernden Erfolg zu verzeichnen hat, wurde zum ersten Male am 7. Januar 1869 auf der Bühne des Théâtre Français aufgeführt und fand bei dem Publicum wie bei der Kritik die beifälligste Aufnahme. Wenn ein erfolgreiches Stück nahezu zehn Jahre braucht, um den Weg von der rue Richelieu in Paris bis zu einer der Bühnen an der Spree oder an der Donau zurückzulegen, so muß das — da dieser Weg ja gewöhnlich in kürzerer Zeit zurückgelegt zu werden pflegt als der vom Pulte eines heimischen Dichters zu den Rampen der heimischen Bühne — seine besonderen Gründe haben; der allzuverwegene Inhalt wird es gewiß nicht sein, was uns noch schrecken könnte. Solche besondere Gründe sind in der That hier vorhanden, und sie haben keinen Bezug auf das innere Wesen des Stückes. Paillerons Lustspiel, „Les faux ménages", ist in leicht fließenden, zum Theil sogar in sehr guten Versen geschrieben; der Verfasser macht erhebliche formale Ansprüche und hat nicht geringe formale Verdienste. Um solche Kleinigkeiten hat sich der Uebersetzer nicht weiter gekümmert, und mit sorglosem Lächeln hat er sich mit einer äußerst prosaischen Wiedergabe beruhigt, die auf Eleganz des Stils nicht sonderlich achtet. Aber fassen wir zunächst das Stück selbst in's Auge.

Es gehört zu jener großen Gruppe von Komödien, die man unter dem Collectivtitel der „dramatischen Dichtung des zweiten Kaiserreichs" zusammenzufassen pflegt, und für die auf den Theaterzetteln häufig die geschmackvolle Bezeichnung „Pariser Sittenbild" gewählt wird. Es kann kein Zufall sein, daß die begabten Dramatiker in Frankreich mit unverkennbarer Vorliebe sich solchen Stoffen zugewandt haben, welche irgend welche starken Irregularitäten, energische Abweichungen vom geraden Wege, den allgemeinen Moralbegriffen widersprechende Erscheinungen darbieten, namentlich in Bezug auf die Ehe und deren natürliches Product: die Familie. Alles, was mit der Familie zusammenhängt, darf von vornherein bei uns Allen auf das vollste Verständniß rechnen; fast unbewußt gesellen wir uns an einander und verbünden uns, wenn es gilt, ihre Interessen zu vertheidigen und den Angriff auf sie zurückzuweisen; da wird die ganze civilisirte Welt instinctiv von einem gemeinsamen esprit de corps beherrscht. Die Conflicte in der Familie gehen uns am nächsten, und in der Familie treten auch die Conflicte selbst am schärfsten hervor; sie ergeben sich wie von selbst aus der einfachen Zusammenführung des uns als sittlich und normal Geltenden mit dem, was wir im Interesse der Familie unsittlich schelten. Aus diesem Ideenzusammenhange heraus sind fast alle erheblichen französischen Bühnendichtungen der letzten drei Jahrzehnte geschrieben, und daher erklärt sich ihre tiefe und unmittelbare Wirkung, die selbst die erbittertsten Gegner dieser Stücke nicht in Abrede stellen können, darin beruht auch ihre Verdienstlichkeit, die nur von Thoren bestritten wird.

Dem Begriff „die Feinde der Familie" lassen sich fast ausnahmelos alle diese sogenannten „comédies" von Augier, Sardou, Dumas ꝛc. unterstellen. Diese Feinde der Familie treten unter den verschiedenartigsten Bedingungen und in den verschiedensten Gestalten auf; bald wird die Störung durch die Mitglieder der Familie selbst hervorgerufen, bald von außerhalb derselben stehenden Mitgliedern der Gesellschaft; bald macht sich diese familienfeindliche Tendenz bemerkbar als Fehltritt vor der Ehe („Monsieur Alphonse", „Le supplice d'une femme" ꝛc.), bald in der Ehe selbst als Ehebruch von Seiten des Mannes („Princesse Georges") oder des Weibes („Une chaine", „Diane de Lys", „Louise de Lignerolles" ꝛc.), in milder und beschönigender Form oder in herber und verurtheilender („La femme de Claude", „La Fiammina", „Les lionnes pauvres" ꝛc.), bald wird von außen her auf die Familie angestürmt durch die Courtisane, die entweder als mitleids- und beklagenswerthes Geschöpf erscheint, wie Marguérite in der „Cameliendame", Fernande ꝛc., oder schonungslos verurtheilt wird, wie Marco in „Les filles de marbre", Albertine in „Le père prodigue" und Pauline in „La mariage d'Olympe" oder endlich durch die Geliebte („Dalila", „Le bâtard", „La vie de Bohème" ꝛc.).

Eine besondere, und die gefährlichste Species der Geliebten ist „le crampon", d. h. die Geliebte, die man nicht wieder los werden kann, die sich durch wirkliche oder erheuchelte Eigenschaften an ihr Opfer anzuklammern versteht und durch die Macht der Gewohnheit dauernd mit sich verbindet. Wir würden das wohl mit „Klette" bezeichnen. Der Typus des verbrecherischen „crampon" tritt uns in Fanny Lear, der der tugendhaften Klette in Esther in den „faux ménages" von Pailleron entgegen.

Der Heldin unserer Komödie fehlt allerdings das wesentliche Requisit der Klette; das Verhältniß, das zwischen ihr und Armand besteht, ist noch nicht durch die Dauer und die Gewohnheit verkittet, deshalb ist auch die Uebersetzung des Titels: „Wilde Ehen" viel zu stark. Ein Verhältniß von relativ kurzer Frist zwischen einem unerfahrenen jungen Manne und einem blutjungen unerfahrenen Mädchen kann man doch wohl nicht mit diesem heftigen Ausdruck bezeichnen. Es ist ein falsches, kein wildes Verhältniß, eine „faux menage", keine „concubinage". Aus demselben Grunde erscheint auch die Sühne, welche der Dichter seinem Opfer auferlegt, von einer Strenge, die an Grausamkeit streift. Das wird aus einem kurzen Bericht über die Handlung am besten sich ersehen lassen.

Frau Armand, die tugendhafte Frau eines lasterhaften

Mannes lebt, von diesem seit Jahren verlassen, mit ihrem hoffnungsvollen Sohne und ihrer anmuthigen Nichte Aline argtos in Paris. Sie redet sich ein, daß die beiden Kinder, die sie zusammen auferzogen hat, sich lieben und heirathen müssen und sie überzeugt sich auch, daß Aline Armand liebt. Thörichterweise hält sie förmlich um die Hand des naiven und reizenden Kindes an, ohne sich zuvor über die Gefühle ihres Sohnes Gewißheit verschafft zu haben. Sie will diesen mit ihrer Zusage freudig überraschen; sie will ihm gleichsam die geschmückte Braut zu Weihnachten aufbauen. Während sie sich schon im Voraus an dem Entzücken ihres geliebten Sohnes weidet, hört sie plötzlich von Alinens Bruder, George, in demselben Augenblicke, als das junge Mädchen festlich herausgeputzt mit dem Brautstrauße den Bräutigam erwartet, daß ihr Sohn, ihr Armand, den sie für einen wahren Tugendspiegel gehalten hat, bereits seit längerer Zeit mit einem jungen Mädchen in einer Art von ehelichem Verhältnisse lebt.

Esther heißt dies junge Mädchen. Es ist ein ausgezeichnetes und liebes Wesen, nach meinem Geschmack nur ein bischen zu larmoyant. Armand ist ihr eines Abends begegnet und hat die Gelegenheit gehabt, sie gegen Rohheiten in Schutz zu nehmen — weiter erfahren wir nichts von dieser verhängnißvollen Begegnung, die die intimsten Folgen gehabt hat; denn der Ehe zwischen Armand und Esther fehlt nur die Registrirung des Standesbeamten. Armand hat den festen Entschluß, die Sache auch nach dieser Richtung hin in Ordnung zu bringen. Er läßt sie arbeiten, er unterrichtet sie, er zieht sie sich heran, sie lernt Orthographie und sogar Clavierspielen; kurz der erbitterte, aber kluge Nachbar, der unter dem Namen Herr Ernest mit einer Dame unter dem Namen Frau Ernest unter ähnlichen nur etwas schlimmeren, weniger idealen und durch die Gewohnheit und Dauer fest gewordenen Bedingungen zusammen lebt, hat ganz Recht, wenn er von Armand sagt, derselbe sei mehr ein Schulmeister als ein Geliebter. Dieser Herr Ernest ist das warnende Beispiel des Stückes: seelisch vollkommen zerrüttet, mit sich selbst zerfallen und sich selbst verachtend, zu schlaff, um sich aufzuraffen, zu anständig, um sich wohl zu fühlen, mit allen Lasten und keiner Freude der Familie ist er die traurigste lebendige Illustration des Mannes in wilder Ehe. Er ist nebenbei bemerkt die bestgezeichnete Figur des Stückes.

Sobald nun Frau Armand den Streich ihres Sohnes erfährt, macht sie sich auf den Weg, um sich ihr Kind, das sie nicht für den Verführer, sondern für den Verführten hält, wiederzuholen. In einer beredten und gut geführten Scene kommen die Gegensätze: der Zorn der tugendhaften Mutter und die Liebe des nicht mehr tugendhaften Mädchens zum dramatischen Ausdruck. Frau Armand merkt doch wohl, daß sie keiner Intrigantin, keinem gewöhnlichen Geschöpf gegenübersteht; der Sohn kommt hinzu und bestimmt seine Mutter, die Geliebte probeweise in ihr Haus zu nehmen, und die Mutter geht auch wirklich darauf ein.

Ueber diese Ungeheuerlichkeit komme ich nicht hinweg, so sorgfältig Pailleron dieselbe auch zu motiviren gesucht hat. Hier erscheint mir Alles gleich falsch und unbegreiflich: das Verlangen des Sohnes, die Nachgiebigkeit der Mutter und die Folgsamkeit der Geliebten.

Was nun folgt, ergibt sich von selbst. Bei jedem Schritte, den das arme Mädchen in der ihr aufgedrungenen Familie ihres Geliebten thut, strauchelt sie und bricht unter Schmerzen zusammen. Bewußte und unbewußte Kränkungen und Demüthigungen der bittersten Art hageln förmlich auf sie herab. Sobald sie das schuldige Haupt aufzurichten versucht, stößt sie an irgend einen tugendhaften Balken. Die sehr berechtigte Lieblosigkeit der Mutter, sowie deren mangelnde Achtung, die fromme Scheu des thörichten Abbé, die nothwendige Reserve ihres früheren Geliebten, die offenbaren Beleidigungen, die sie von Alinens Bruder, welcher die Geschichte durchschaut, zu erdulden hat, — alles das, so grausam und schmerzhaft es auch ist, verwundet sie nicht so tief wie die vertrauensvolle Unschuld, die naive Freundlichkeit der nichtsahnenden Aline, des keuschen Mädchens, das um Esthers Freundschaft wirbt und Esther zu Liebe das Glück ihres Lebens, ihre Liebe zu Armand zu opfern bereit ist. Diese wirksamste Scene des ganzen Stückes ist in der That ganz meisterhaft.

Esther hält es natürlich nicht aus und flieht. Es scheint ihr aber nicht viel daran gelegen zu sein, auf der Flucht nicht ereilt zu werden und sich wirklich zu verbergen; denn sie begibt sich dahin, wo man sie mit Sicherheit am leichtesten treffen muß: in ihre Wohnung. Und die ganze Gesellschaft zieht ihr nach; Armand zuerst und hinter ihm drein seine Mutter, Aline, George, der Abbé, kurz Alle, Alle! Wozu diese Procession mit dem gefährlichen Beigeschmack der unbeabsichtigten Komik in einer ernsthaften Situation? Als nun die ganze Gesellschaft in Esthers Zimmer versammelt ist, tritt Herr Ernest hervor, von dem wir kurz vorher erfahren haben, daß er der gewissenlose Vater Armandes ist; und aus diesem Munde vernehmen wir die Moral, die nicht minder sonderbar klingt: „Du darfst dies gute, ehrliche, Dich treu liebende Mädchen auf keinen Fall heirathen, denn ich bin unglücklich, weil ich in einer wilden Ehe gelebt habe." Die Logik ist absolut unfaßbar. Es handelt sich hier gar nicht um eine wilde Ehe, es handelt sich um eine legitime Ehe; es ist hier nicht von der ungesetzlichen Verbindung zweier lasterhafter Menschen, sondern von der gesetzlichen Verbindung zweier tugendhafter Wesen, die sich lieben, die Rede. Alles, was der Herr Ernest mit großer Beredtsamkeit über wilde Ehen und dergleichen sagt, hat in diesem Falle gar keinen Sinn. Die Frage ist vielmehr so gestellt: Hat die Ehe unter Umständen den Beruf, einen Fehltritt wieder gut zu machen? Nun, Esther, von der wir noch nicht einmal recht glauben können, daß sie leichtsinnig im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewesen ist, und die jedenfalls von dem Augenblicke an, da wir sie kennen gelernt haben, bis zu diesem Augenblicke, da sie ohne mildernde Umstände verurtheilt wird, nichts, aber auch rein gar nichts gethan hat, was auf einen Rückfall in den Leichtsinn, wenn derselbe überhaupt vorhanden gewesen ist, hindeuten könnte, — Esther, von der wir voraussetzen müssen, daß sie alle Eigenschaften in sich vereinigt, um Armand zu beglücken, und ihm ein treues, gutes Weib zu sein und zu bleiben, Esther soll nach dieser sonderbaren Moral mit dem ewigen Elende ihres Lebens und mit dem Elende des Lebens eines Anderen, ihres geliebten Armand, dafür gestraft werden, daß ihre Liebe der gesetzlichen Sanctionirung etwas vorangeeilt ist! Mit andern Worten: der Dichter verbietet es, daß die Ehe eine Verirrung sühne. Die einmal Gefallene darf nicht erhoben werden, sie muß am Wege sterben. Wenn das wirklich die alleinseligmachende Moral der Biedermänner ist, dann begreift man in der That, wie Orgon ausrufen konnte:

> C'en est fait, je renonce à tous les gens de bien;
> J'en aurai désormais une horreur effroyable,
> Et m'en vais devenir pour eux pire qu'un diable.

Von dieser unbefriedigenden Schlußfolgerung einer unerbittlichen und falschen Sittenlehre abgesehen, besitzt das Stück von Pailleron vorzügliche Eigenschaften. Es ist spannend, in einzelnen Momenten sogar ergreifend, es enthält viele treffende Beobachtungen und gedankenreiche Aussprüche, für die sich allerdings der französische Komödienvers, welchen Pailleron mit großer Gewandtheit handhabt, ungleich besser eignet als die charakterlose Prosa unserer Uebersetzung.

Ich will dem anonymen, mir unbekannt gebliebenen Uebersetzer nicht wehe thun, aber ich muß doch sagen, daß, wenn man einmal darauf verzichtet hat, formale Eigenthümlichkeiten und Vorzüge des Originals zu wahren, dann doch eine wirkliche Umformung der Verse in Prosa geboten erscheint, und daß es mit der einfachen Wiedergabe des Sinnes, der kunstlosen Auflösung des Rhythmus und dem Verzicht auf den Reim allein nicht gethan ist. Aller Reiz und aller Schmelz des Originals ist hier auf schier grausame Weise vernichtet worden. Wo immer man das Original aufschlägt und die Uebersetzung damit vergleicht, fühlt man sich ernüchtert und unangenehm berührt. Man vergleiche nur.

Frau Armand schäkert mit ihrem Sohne, den sie mit Aline verheirathen will; als Mama fühlt sie sich schon zu alt, sie möchte sich als Großmama verjüngen.

Et puis . . . comment te dire? . . . Enfin . . . quoique j'en aie,
Un grand fils, c'est bien grand! — Je veux de la monnaie,
Il m'en faut de petits, car, vois tu, mon Armand,
Je t'aime bien . . . mais toi . . . tu ne dis plus: „Maman".

Das heißt in der deutschen Uebersetzung:

„Und dann — wie soll ich Dir es sagen? Mit einem Worte, — ich habe zwar einen großen Sohn, aber er ist mir eben zu groß — ich möchte Kleingeld haben — Kinder —; denn siehst Du, Armand, so sehr ich Dich auch liebe, Du sagst doch nicht mehr „Mama" zu mir."

Es ist ja nicht fehlerhaft, aber wie klingt das im Deutschen: „Ich möchte Kleingeld haben?" Wie ist da mit ungeleckter Hand das zarte Gefüge der französischen Dichtung zerstört!

Und wie hübsch klingt es, wenn Frau Armand ihre Nichte, die sich für ihren Sohn bräutlich schmücken soll, mit den Worten entläßt:

Allez, Mademoiselle, et revenez Madame;

wie unbeholfen, wenn der Uebersetzer dafür sagt:

„Gehen Sie nur, mein Fräulein, und kehren Sie bald als Braut zurück!"

Ich gebe zu, daß es nicht leicht ist für die Grazie des französischen Verses ein Aequivalent zu finden, wenn man nicht gerade mit dem Sprachgefühle und Formtalente eines Geibel, Leuthold, Dohm ausgestattet ist; aber ein etwas besseres Resultat, als der Uebersetzer in dem Folgenden erreicht, ließe sich wohl ohne besondere Begabung erzielen.

Esther schickt sich an, auszugehen.

Je dois toucher mon mois. Voyons, à ma toilette!
En rentrant, si tu veux, vous ferons la dînette.
J'ai là certains gâteaux que vous aimez, gourmand!
Non, non, ne m'aide pas. Quand tu m'aides, Armand,
Je faut recommencer.

„Ich habe heute meinen Monatslohn zu erheben. Schnell, etwas Toilette gemacht! Wenn wir zurückkehren, wollen wir uns gütlich thun. Ich habe da einen Kuchen, der Dir schmecken soll, Leckermaul! Nein, nein, Du brauchst mir nicht zu helfen. Wenn Du mir hilfst, Armand, dauert es noch einmal so lange."

— „Schmecken soll, Leckermaul," — es klingt abscheulich. Vollends schlimm ist es um die Uebersetzung bestellt, wenn im französischen Original ein Schlagwort kunstvoll in den Vers gebracht ist. Herr Ernest verhöhnt z. B. eine der „wilden Gattinnen", die sich von ihrem Freunde einen kostbaren Brillantschmuck hat schenken lassen:

Pour un petit cadeau, faut-il tant d'epigrammes?

sagt die Dame, und Herr Ernest versetzt darauf:

Eh! les petits cadeaux entretiennent les femmes!

Dafür heißt es im Deutschen mit der langweiligsten Richtigkeit:

„Baronin: Müssen Sie wegen eines kleinen Geschenkes so boshaft sein?

Ernest: Kleine Geschenke unterhalten die Frauen."

An diesen angeführten Beispielen sind ja überhaupt keine offenbaren Fehler zu rügen; die Uebersetzung ist nicht falsch, aber auch durchaus nicht richtig, weil sie eben von dem Reize des Originals gar keine Vorstellung gibt. Bisweilen kommen aber auch Ungenauigkeiten und kleine Mißverständnisse vor.

Wenn Frau Armand in der Entrüstung über das Benehmen ihres Mannes, der sie verlassen hat, ausruft:

. . . Chaque jour me donnait pour rivale
Quelque femme *sans nom* et dont l'indignité
Frappait moins ma tendresse encore que ma fierté

und der Uebersetzer dafür sagt:

„Jeder Tag brachte eine namenlose Nebenbuhlerin, deren Niedrigkeit weniger meine Zärtlichkeit, als meinen Stolz verletzte;"

so ist die Uebersetzung der Worte „sans nom" mit „namenlos" zwar wortgetreu, aber irrig; nom bedeutet bekanntlich nicht nur Namen, sondern auch Credit, Ansehen, Ruf, und eine femme sans nom ist ein Weib, das seinen ehrlichen Namen verloren hat; es ist also nicht ein namenloses, sondern ein bescholtenes Weib. Ebenso ist die Bedeutung der Worte: „Dans ce taillis épais des amours buissonnières" in der Uebersetzung mit „undurchdringlichem Dickicht der wilden Liebe" ganz entstellt. Die Liebe, welche die école buissonnière besucht, also „um die Schule herumgeht", wie wir sagen, ist noch lange keine wilde Liebe; sie ist nichts anderes als die nicht regelrechte, nicht ernsthafte Liebe, die Liebe ohne Hinblick auf die Ehe, die Liebelei. Aber es würde zu weit führen und überdies eine vergebliche Arbeit sein, über solche feinere sprachlichen Unterscheidungen mit dem Uebersetzer zu debattiren. Nur ein Beispiel mag noch zeigen, wie die Uebersetzung dem Original allen Blüthenstaub abgestreift, ihm allen poetischen Duft genommen hat.

Als Esther für immer von Armand scheiden will, schreibt sie ihm einen rührenden Brief, der im französischen Original wirklich schön ist.

Je te le disais bien, que ce n'était qu'un rève,
Je te le disais bien, que nous allions souffrir,
Que dans ma vie, ami, l'espoir n'est qu'une trève,
Et qu'il faut oublier pour apprendre à mourir.
Eh bien, l'heure est venue, et je souffre et je pleure,
Et je vais te quitter parce que tu m'aimais . . .
O mon Dieu, c'est donc vrai, c'est donc vrai que c'est l'heure,
Et que je ne dois plus te voir jamais, jamais? . . .

Dieser rührende Brief in den melodischen und harmonischen Versen sieht in unserer Ueberzeugung so aus:

„Ich habe es Dir ja vorher gesagt, daß dies Alles nur ein Traum ist und daß wir zum Leiden verurtheilt sind, daß die Hoffnung im Kampfe meines Lebens nur ein kurzer Waffenstillstand ist und daß wir vergessen müssen, theurer Freund, um sterben zu lernen. Nun wohl, die Stunde ist gekommen; ich leide und weine, ich muß Dich verlassen, weil Du mich liebst. O mein Gott, ist es wahr, ist es wirklich wahr, daß ich Dich niemals, niemals wiedersehen soll?"

Das Stück fand am Residenztheater namentlich in Fräulein Jenny Frauenthal, die als Esther durch ihren seelenvollen Ton sehr sympathisch wirkte, in der reizenden Frau Mathilde Ramm-Beckmann als Aline und in dem sehr begabten Herrn Keppler als Ernest eine sehr gute Darstellung. Der Erfolg war namentlich in den ersten drei Acten ein vollständiger.

Paul Lindau.

Bibliographie.

La Fontaines Fabeln. Mit Einleitung und deutschem Commentar von A. Laun. 1. Theil. Die sechs Bücher der ersten Sammlung von 1668. 8. IV u. 235 S. Heilbronn 1877, Henninger.

R. Lindau, Schiffbruch. Novellencyclus. 8. 298 S. Stuttgart 1877, Hallberger. 4. —.

P. M. Mainländer, die letzten Hohenstaufen. Ein dramatischer Gedicht in 3 Theilen: Enzo-Manfred-Conradino. 8. 328 S. Leipzig 1877, Schmidt u. Günther.

Rich. Mayr, die philosophische Geschichtsauffassung der Neuzeit. 1. Abtheilung. Bis 1700. 8. XII u. 247 S. Wien 1877, Hölder.

O. Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde. Herausgegeben von J. Löwenberg. 8. X u. 530 S. Leipzig 1877, Duncker u. Humblot.

L. Pfau, Kunst und Gewerbe. Studien. 1. Hälfte. 8. 352 S. Stuttgart 1877, Ebner u. Seubert. 3. 80.

Inserate.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

№ 35. Berlin, den 1. September 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. | Verleger: Georg Stilke in Berlin. | Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Das Wachsthum der Städte im deutschen Reich.

Das im August d. J. ausgegebene Juliheft der „Statistik des deutschen Reichs" enthält eine vergleichende Bearbeitung der Ergebnisse der beiden ersten im ganzen deutschen Reiche nach gleichen Grundsätzen angestellten Volkszählungen der Jahre 1871 und 1875. In derselben finden sich Aufzeichnungen und Betrachtungen über die Größenentwicklung der Bevölkerung nicht nur der Staaten und größeren Gebietstheile des Reichs, sondern auch aller derjenigen einzelnen Orte, welche 1875 mindestens 2000 Einwohner hatten. Somit läßt sich für diese vierjährige Periode, in welche der vielbesprochene wirthschaftliche Aufschwung mit nachfolgender Erlahmung fällt, nicht nur das Wachsthum der Bevölkerung überhaupt, sondern auch deren örtliche Bewegung insofern verfolgen, als man Zu- bez. Abnahme der Einwohnerzahl einerseits aller kleinen Orte von unter 2000 Einwohnern, andererseits aller einzelnen Orte von über 2000, die man in beliebige Größenkategorien theilen kann, vor Augen hat. Auf die bedeutenden und interessanten Unterschiede, welche in dieser örtlichen Bewegung und Vertheilung der Bevölkerung nach Ortschaftskategorien wahrzunehmen sind, möge die Aufmerksamkeit des Lesers für heut sich lenken lassen.

Was vorerst die Gesammtbevölkerung des Reichs betrifft, so hat diese selbstverständlich eine Zunahme von 1871 auf 1875 erfahren; und zwar von 41,058,792 auf 42,727,360. Diese Zunahme von 1,668,568 Einwohnern ist erfolgt ausschließlich durch einen Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle (1,988,318); denn die andere Art, wie die Bevölkerungsvermehrung eines Landes zu Stande kommen kann: ein Ueberschuß der Einwanderungen über die Auswanderungen, hat nicht zur Volksvermehrung mitgewirkt; vielmehr findet sich ein Ueberschuß der Fortgezogenen über die Zugezogenen (319,750). Diese Erscheinung überwog in 4 Staaten den natürlichen Zuwachs sogar so sehr, daß dieselben an ihrer gesammten Einwohnerzahl verloren haben, nämlich in Elsaß-Lothringen, beiden Mecklenburg und Waldeck; und nur in 5 Staaten: Sachsen, Braunschweig und den 3 Hansestädten kam zum natürlichen Volkszuwachs auch noch ein solcher durch Ueberschuß der Zuzüge über die Fortzüge. In diesen letztgenannten Gebieten fand denn auch überhaupt eine rasche Bevölkerungszunahme statt, die sich ebenso in den meisten rheinischen Bezirken findet. Im südwestlichsten Theile Deutschlands — den betr. badischen und württembergischen Kreisen, auch Hohenzollern — zeigt sich hingegen ein sehr geringer Volkszuwachs, und dies ist ebenso der Fall im ganzen nördlichen Deutschland (mit Ausnahme der schon genannten Gebiete desselben) und fast in allen rechts der Oder gelegenen Reichstheilen.

Sieht man nun aber von den hiermit angedeuteten Verschiedenheiten ab, und betrachtet das ganze Reich als ein Gebiet, richtet aber dafür den Blick darauf, wie die Bevölkerung in den Wohnorten gewachsen ist, wie sich also das Wachsthum auf die verschiedenen Größenkategorien der Wohnorte vertheilt, so finden wir eine überall im Reiche wahrnehmbare Erscheinung, die wir deshalb noch nicht mit dem bei den Statistikern übermäßig beliebten Ausdrucke als „Gesetz" bezeichnen wollen, die aber doch eine sehr bekannte Regel zu bestätigen scheint. Nämlich nach einem leider nur zu oft sich bewahrheitenden Vertheilungsgrundsatze, welcher lautet: „Wer da hat, dem wird gegeben", finden wir, daß diejenigen Orte, welche schon viel Einwohner hatten, auch (gegen ihre Bevölkerungszahl vom Jahre 1871) am meisten dazu gewonnen haben, daß hingegen die an Einwohnern armen Orte sehr langsam zugenommen, vielfach sogar verloren haben.

In den vier Jahren 1871/75 betrug die Zunahme der Bevölkerung des Reichs überhaupt 4,19%, d. h. auf 100 der Bevölkerung von 1871 kommt ein Zuwachs von je 4,19. Wie vertheilt sich dieser aber auf die Orte? Theilen wir dieselben z. B. in fünf Größenkategorien, so finden wir Folgendes:

Die Orte, welche 1875 noch unter 2000 Einwohner hatten, die wir als „Dörfer" bezeichnen können, hatten ihre Einwohnerzahl nur um 0,79% vermehrt; die Orte von 2000 bis 5000 Einwohnern, welche als „Landstädte" bezeichnet werden mögen, waren schon bedeutend mehr, um 5,59% gewachsen. Bilden wir dann eine dritte Kategorie aus allen Orten, die von 5000 bis unter 20,000 Bewohner hatten, so finden wir, daß die Bevölkerung dieser „Kleinstädte" um 10,74% zugenommen hat; ein noch rascheres Wachsthum, nämlich 12,41%, weisen die Mittelstädte, d. i. diejenigen von 20—100,000 Einwohnern auf; am raschesten aber waren die Großstädte, welche bei der 1875er Volkszählung 100,000 Einwohner und darüber hatten, angewachsen, nämlich um 14,83%.

Wir bekommen somit folgende Reihenfolge:

Im Zeitraum zwischen den beiden Volkszählungen von 1871 und 1875 hatten in Procenten ihrer Einwohnerzahl von 1871 zugenommen:

die Dörfer	die Landstädte	die Kleinstädte	die Mittelstädte	die Großstädte
0,79	5,59	10,74	12,41	14,83 %.

Dabei betrug die Gesammtbevölkerung der „Dörfer" d. i. aller Orte von unter 2000 Einwohnern im Jahre 1875 etwa ⅔ der Reichsbevölkerung, nämlich 26,070,188 (= 61%), die aller der 4 anderen Kategorien von über 2000 Einwohnern zusammen 16,657,172 (= 39%). Da nun im natürlichen Wachsthum

(Geburtenüberschuß) der verschiedenen Kategorien keineswegs eine solche Ungleichheit vorhanden war, daß die Verschiedenheit im allgemeinen Bevölkerungszuwachs daraus erklärt werden könnte — der Gewinn durch den Geburtenüberschuß betrug 1871/75 im ganzen Reiche 4,75% —, eine Vermehrung der Reichsbevölkerung durch Zuzüge aus dem Ausland aber überhaupt nicht stattgefunden hat, und zudem der Ueberschuß der Fortzüge in's Ausland wohl auch nicht ganz allein auf die kleinsten Orte gefallen sein dürfte; so ist klar, daß das Wachsthum der größeren Städte zum Theil auf Kosten der kleinen Orte resp. der Landbevölkerung erfolgt ist.

Das oben erwähnte in der Publication des kaiserlichen statistischen Amtes enthaltene namentliche Verzeichniß der Orte von 2000 Einwohnern und mehr weist denn in der That auch eine Menge von solchen kleineren Orten, namentlich in der Größe bis zu 5000 Einwohnern auf, welche seit 1871 positiven Verlust an Bevölkerung gehabt haben; und noch umfassender mag dies bei den Orten von unter 2000 Einwohnern der Fall gewesen sein, für welche jedoch Einzelnachweise nicht vorliegen. Von den 2528 Orten, die überhaupt nach der 1875er Volkszählung 2000 und mehr Einwohner hatten, waren 1832 „Landstädte" (nach den vorher angewandten Bezeichnungen der Größenkategorien); von diesen haben aber etwa 490 an Bevölkerungszahl verloren; der Zuwachs von 0,79%, den sie überhaupt erfahren haben, vertheilt sich also — da 2 Orte auf derselben Einwohnerzahl stehen geblieben waren — nur auf 1340. Von den 593 „Kleinstädten" hatten 53 an Volkszahl verloren; von 88 Mittelstädten aber nur 2 (die Festung Metz in Lothringen und die Fabrikstadt Glauchau in Sachsen), und von den 12 Großstädten keine. Diese letzteren vielmehr haben — wie aus obigen Procentzahlen ersichtlich — gerade eine besondere, wenn auch nicht alle die gleiche Anziehungskraft geübt, während in mehreren Theilen Deutschlands bei den Orten von unter 2000 sogar die Gesammtbevölkerung abgenommen hat; so daß namentlich da, wo eine Bevölkerungsabnahme überhaupt stattgefunden hat, das „platte Land" (mit Ausnahme Lothringens, wo die Städte mehr verloren haben) vorzugsweise darunter zu leiden, und dieses auch da, wo in der Gesammtbevölkerung der Gebiete eine Zunahme stattfand, nur in wenigen Gegenden einen bemerkenswerthen Antheil daran hatte.

Die hier angeführten wenigen Ziffern werden genügen, um den Leser über die Richtung, welche die örtliche Bevölkerungsbewegung Deutschlands in der in Rede stehenden Zeitperiode eingeschlagen hat, zu orientiren und ihm klar zu zeigen, wie weit jene „Entvölkerung des platten Landes" und „das krankhafte Anwachsen der großen Städte", wovon in den letzten Jahren ja vielfach gesprochen wurde, wirklich stattgefunden hat; und er sieht nun hier ziffernmäßig diese Art der Bevölkerungsbewegung ausgedrückt, welche ernsten Nachdenkens allerdings wohl werth sein möchte.

Die Vertheilung der Bevölkerung auf Stadt und Land, große und kleine Orte, und die Stärke, mit der diese Anhäufung sich vollzieht, sind gewiß für das ganze Volksleben keineswegs gleichgültig.

Im deutschen Reich lebten nach der Volkszählung von 1875 von je 1000 Einwohnern in:

Großstädten	Mittelstädten	Kleinstädten	Landstädten	Dörfern
62,40	81,63	120,26	125,56	610,15.

Ob diese Vertheilung eine gesunde und zweckmäßige sei, kann an und für sich wohl nicht gesagt werden; wohl aber kann man, namentlich mit Rücksicht auf die großen Städte einerseits und die Landorte andererseits, behaupten, daß es eine bedenkliche Erscheinung ist, wenn diese Kategorien sehr ungleichmäßig und die einen auf Kosten der anderen anwachsen; wie wir das eben bei uns in der letzten Zählungsperiode sahen.

Offenbar haben die Städte in verschiedenen Beziehungen eine durchaus andere Bedeutung für die Gesellschaft, wie das Land, bezw. die kleinen und zerstreuten Ansiedlungen: wirthschaftlich stellt die städtische Bevölkerung den die Rohproducte verarbeitenden und die Waaren vertheilenden Factor dar, der eine breite Unterlage von Rohstoffe und Nahrungsmittel producirender Bevölkerung haben muß, wenn nicht das Volk für seine ersten Bedürfnisse in eine immerhin gefährliche Abhängigkeit vom Ausland und in Einseitigkeit der wirthschaftlichen Entwicklung hineingerathen soll; social bildet die Stadtbewohnerschaft ein viel mehr lockeres Gefüge, mit mehr fluctuirenden Elementen versetzt, einen günstigeren Boden für unerwünschte moralische Einflüsse und für den Verlust von Selbstständigkeit und Tüchtigkeit, als die Landbevölkerung; politisch ist der Städter das fortschrittliche und Neuerungen zugängliche Element, welches eines Gegengewichts in den conservativen Neigungen des Landbewohners bedarf. — Man wird hier wohl kaum das Beispiel des „conservativen" Englands, mit seiner sehr concentrirten Bevölkerung, entgegen halten wollen; dessen gerühmter, trotz der socialen Mißstände noch conservativer Sinn wohl zum guten Theil auf noch wenig verbreiteter Volksbildung und auf vorzüglicher Disciplinirung des Volks durch die oberen Klassen beruhen dürfte.

Diese Umstände wirthschaftlicher, socialer und politischer Natur lassen es wünschenswerth erscheinen, daß der Antheil der Städte, namentlich der großen Städte, an der Bevölkerung immer nur ein mäßiger sei; wenn es auch andererseits als vortheilhaft bezeichnet werden muß, wenn solche Brennpunkte des Verkehrs und der Bildung nicht zu spärlich und örtlich zu ungleichmäßig über das Land vertheilt sind, damit die unleugbaren guten Einflüsse dieser Orte dem ganzen Lande sich mittheilen können.

Ein unverhältnißmäßig rasches Anwachsen der Städte ist aber nicht nur aus den angeführten Gründen, sondern auch deshalb bedenklich, weil es eben auf Kosten der kleinen Orte, und zwar nicht nur von deren Einwohnerzahl, sondern auch insofern geschieht, als nicht die schwächsten und wenigst intelligenten, sondern gerade die rührigsten, kräftigsten und im besten Alter stehenden Personen sich den Städten zuwenden, und dadurch das Land nicht nur an Volkszahl, sondern noch mehr auch an Kraft und Intelligenz verliert.

Wenn wir nun die in neuester Zeit in Deutschland stattgehabte Bevölkerungsbewegung, welche die Städte allzusehr begünstigt hat, deshalb als eine social unvortheilhafte und bedenkliche ansehen müssen, so fragt es sich noch, ob wir es hier mit einer dauernden und unabwendbaren Erscheinung zu thun haben? — Dies hängt natürlich davon ab, wie weit die Ursachen dazu bestehen bleiben und bestehend belassen werden.

Gerade in der Periode 1871/75 mag nun wohl viel der ausnahmsweise starke Begehr nach industriellen Arbeitskräften und der hohe Verdienst, der sich wirklich oder scheinbar in den größeren Städten, wohin das flüssige Kapital hauptsächlich strömte und wo der Aufschwung der Gewerbthätigkeit vor Allem angeregt wurde, das unverhältnißmäßig rasche Wachsthum derselben gefördert haben und dieses ist vielleicht in den letzten Jahren schon weniger intensiv gewesen.

Einige Momente müssen jedoch als dauernd zu Ungunsten der Landbevölkerung wirkend angesehen werden. Als specielle, aber freilich unvermeidliche Ursache — ein Moment, das z. B. in England nicht wirkt, wo andere Einflüsse an dessen Stelle treten — ist zu nennen das große stehende Heer, welches eine bedeutende Anzahl junger Männer für längere Zeit in die Städte führt und dadurch den Antrieb auch zu späterer Niederlassung in denselben und auch zu sonstigem Nachzug dorthin gibt. Im Allgemeinen aber ist es die raschere Entwicklung der doch zumeist in den Städten arbeitenden Industrie mit ihrem Bedarf von Arbeitskräften mannigfaltiger Art, gegenüber der Landwirthschaft, welche gegenwärtig unter unzweckmäßigen Formen der Verschuldung und allzu großer Last derselben, dann durch die Concurrenz entfernter, naturgemäß billiger producirender Länder, vielleicht auch an rascher Concentrirung und jedenfalls vielfach zu starker Concentration des Grundbesitzes leidet. Auch trägt unzweifelhaft die große Ausbildung der Verkehrsmittel dazu bei, um den zu allen Zeiten existirenden „Zug der Zeit" nach hohem und raschem

Verdienst zum stärkeren Ausdruck kommen zu lassen. Solcher Verdienst ist ja allerdings auf dem Lande nur selten möglich, und wird in der Stadt nur selten erzielt; indeß der Glaube an die Möglichkeit desselben und die irrigen Vorstellungen über die wirkliche Höhe des Verdienstes und die reelle Annehmlichkeit des Lebens in der Stadt ziehen Viele dorthin, denen dann die Rückkehr schwer wird.

Durch die „Aufklärung" über solche Irrthümer ein erhebliches Resultat erreichen zu wollen, wäre natürlich vergebliches Bemühen; der einzige Weg, um einer solchen ungesunden Entwicklung der Bevölkerungsbewegung vorzubeugen, bleibt vielmehr eine gute Gesellschaftspolitik, welche nicht nach dem Grundsatze „Wer da hat, dem wird gegeben" verfährt, sondern auch der Bevölkerung der kleinsten Orte die Bedingungen der materiellen und geistigen Cultur darbietet, mit denen ausgerüstet sie der Anziehungskraft der Städte widerstehen kann.

Wie weit diese Bedingungen immer mehr erfüllt werden, wie weit jene Anziehungskraft noch fortbesteht, wird sich erst bei der nächsten Volkszählung wieder ziffernmäßig feststellen lassen. Einstweilen ist durch die bisherigen Zählungen eine Reihe von Beobachtungen ermöglicht, welche der Politik und Wissenschaft als Stütze dienen können. Für Diejenigen, die sich näher für diese Thatsachen interessiren, bietet das erwähnte Juliheft der „Statistik des deutschen Reichs" weitere Einzelheiten.

H. v. Scheel.

Memoiren des Baron Bruck aus der Zeit des Krimkrieges.*)

Baron Bruck fungirte von 1853 bis 1852 als k. k. Internuntius in Constantinopel, und die jetzt von seinem damaligen Privatsecretär, dem Publicisten Isidor Heller, herausgegebenen Memoiren des berühmten Staatsmannes werfen ein so scharfes Licht auf die Vorgänge, die sich heute vor unseren Augen abspielen, daß wir uns nicht enthalten können, hier kurz diejenigen Kapitel zu resumiren, welche eine pragmatische Darstellung der Ereignisse unmittelbar vor Beginn des Krimkrieges liefern. Die Parallele springt so drastisch in die Augen, daß jeder Commentar sie nur verdunkeln könnte. Bestätigt die Analyse Ben Akibas Satz, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt: so illustrirt sie nicht minder Hegels bekanntes Wort, aus der Geschichte sei nichts zu lernen, als daß noch niemals Jemand irgend etwas daraus gelernt habe. Andererseits findet hier selbst die Manier der Russen, einen politischen Kosakenkrieg ohne alle Aussicht auf strategische Erwägungen zu führen, mindestens ihre Erklärung. Wenn wir aus dem Munde Brucks vernehmen, wie Rußland vor 24 Jahren mit seinen militärischen Maßregeln nur seinen Intriguen im Serail Nachdruck verlieh, so erscheint der Bummelzug Gurkos über den Balkan wenigstens begreiflich. Er sollte nur der Partei im Palais Nachdruck geben, die den Sultan bereits halbwegs zur Uebersiedelung nach Brussa beredet, wohin schon Hoftapezierer abgegangen waren.

Am 28. Februar traf Mentschikoff auf dem „Donnerer" in Constantinopel ein; er baute auf den Einfluß der Sultanin-Valide, der im Serail herrschte, und ihres Protégés, des achtzigjährigen Chosrew Pascha, der ja vor zwei Decennien die Russen zum Schutze gegen Mehemet Ali nach dem asiatischen Bosporusufer gerufen und mit Orloff den Allianzvertrag von Hunkiar-Skelessi abgeschlossen. Auf so schwankem, dünnem Boden hätte Mentschikoff leiser auftreten sollen, wenn es ihm nur mehr als um bloßes Geräusch zu thun war. Mahnte doch zur besonderen Vorsicht, daß Stratford de Redcliffe, „der Commandant von Constantinopel", wie Chosrew in seinem Unmuthe den brittischen Gesandten nannte, verreist war, um die Russen und Alttürken frei ihr Spiel entfalten zu lassen. Mentschikoff führte denn auch die Sachen in der bekannten hochhandigen Weise. Indem er sich weigerte, Fuad Pascha, dem Minister des Auswärtigen, seine Aufwartung zu machen, stellt er die Pforte vor die Alternative, ihn selber unverrichteter Dinge hinzuschicken, oder einen anderen Reis Effendi (Minister des Aeußeren) zu ernennen, da diesem das Amt oblag, die Gesandten dem Sultan vorzustellen. Indem er Chosrew Pascha einen demonstrativen Besuch machte und dem Greise das Bild des Czaren in Brillanten überbrachte, deutete er klar an, wen er als Ersatz für Fuad haben wolle. Der Sultan aber ernannte an dessen Stelle, um die Audienz zu ermöglichen, in Risant Pascha eine jener völlig indifferenten Persönlichkeiten, von denen das Wort gilt: „Die Aengstlichkeit der türkischen Staatsmänner läßt sie oft als wohlwollend erscheinen!" Und nun kamen die Gegenschachzüge mit rapider Geschwindigkeit. In der Nacht vom 1. auf den 2. Mai starb die Sultanin-Mutter plötzlich eines „politischen Todes"; der selber zum Tode erschreckte Mentschikoff hatte kaum Zeit gehabt, den Fürsten Galitzyn in's Serail zu schicken mit Erkundigungen nach dem Befinden der Dame. Mentschikoff war wie vom Donner getroffen, er wußte, daß er mit Chosrews mächtiger Gönnerin, die auf Abdul Medjids Entschließungen den größten Einfluß übte und über die Ankunft des russischen Gesandten laut im Serail gefrohlockt hatte, die vom russischen Botschafterhotel aus geleitete und selber den Sultan leitende Führerin der alttürkischen Partei verloren und täuschte sich keinen Augenblick über die Folgen. Schon am 5. Mai hatte er eine Antwort auf seine Forderungen, die ihn umgehend zu der Drohung bewog: „Rußland werde die Donaufürstenthümer occupiren, nicht als kriegführende Macht, sondern im Wege der Execution als Pfand für besseres Betragen der Pforte." Am 13. Mai ward Risant Pascha wieder spazieren geschickt, indem die kriegerischen Mitglieder des Cabinets durch die Drohung mit ihrer Demission den Rücktritt der friedlichgesinnten erzwangen. Das neue Cabinet war ein rein englisches: das Portefeuille des Auswärtigen führte darin Reschid Pascha, der frühere Gesandte in London, der Urheber der Hattischeriffs von Gulhane im November 1839 und des ersten Versuches mit parlamentarischen Reformen in der Türkei, der Intimus und das Werkzeug Lord Stratford de Redcliffes.

Bald aber wäre die Bewegung auch Redcliffe über den Kopf gewachsen, als gerade bei dem Beginne des Bairams am Abend des 7. Juli eine Tatarenstaffette aus Omer Paschas Lager bei Schumla die Nachricht von der Ueberschreitung des Pruth überbrachte — wenige Stunden nachdem Abdul Medjid, umgeben von den höchsten Civil- und Militärwürdenträgern der Pforte und von den Notabilitäten des Corps der Ulemas, in der großen Moschee des Sultans Achmed das höchste Fest des Islam begangen. Bei kirchlichen Handlungen hat die Andacht des Muselmanns einen tief erregten, leidenschaftlichen Charakter, der sich oft bis zur Ekstase steigert. Noch in der Nacht ward der Großvezier Mustapha in das Serail beschieden und ihm das Große Siegel abgenommen; Reschid empfing bei Tagesanbruch ein kurzes Billet mit seiner Amtsentsetzung. Der Seraskier Mehemed Ali, das Haupt der Russenfeinde, war mit Omers Depesche in's Serail geeilt und hatte dort mit seinem Freunde Selim Bey, dem ersten Kammerherrn des Sultans und Führer der Fanatiker im Palais, die Verjagung der gemäßigten Minister inscenirt. Erst im Laufe des folgenden Tages empfing die Diplomatie Kunde von dem nächtlichen Werke. Es war eben eine Revolution und keine Komödie. Redcliffe war außer sich: mit Reschid fühlte er sich selber abgesetzt, er beschloß Alles aufzubieten, um dem Sultan begreiflich zu machen, so sei seine Unabhängigkeit nicht gemeint, daß die Pforte sich von der englischen Vormundschaft emancipire. Die Uneinigkeit der Sieger über die Vertheilung der Beute; die Mahnungen der Botschafter; eine Audienz, die Redcliffe am 9. früh bei dem Sultan nahm, führte den Britten wirklich zum Ziele. Als um 3 Uhr Nachmittag bedeutende Truppenmassen vor dem Palaste der Hohen Pforte aufmarschirt waren und eben der Scheich-ul-Islam den Muschir der Garden, Mehmed Ruschdi, als neuen Großvezier einführen sollte, erhielt

*) II. u. 156 S. Wien 1877, A. Hartleben.

das Militär plötzlich Befehl zum Abmarsche und bald erfuhr man, daß der ganze Ministerwechsel rückgängig gemacht sei. Natürlich war aber mit dem alten Cabinet, das ein gut Theil seiner Autorität eingebüßt, keineswegs der status quo ante wieder hergestellt. Die Kriegspartei hatte einmal den revolutionären Weg betreten und damit eine schiefe Bahn beschritten, wo sie sich durch nichts mehr aufhalten lassen durfte. Ihren Chef, den Seraskier Mehemed Ali, wagte man nicht aus der Regierung zu entfernen, weil man sicher war, er werde eher Reschid und dessen Anhang über die Klinge springen lassen, ja, den Sultan selber vom Throne stoßen, als sich die Macht entwinden lassen. Selbst die Idee, ihn in's Hauptquartier zu schicken, mußte man aufgeben aus Furcht, er werde von Schumla aus im Vereine mit Omer Pascha erst recht der Pforte Gesetze dictiren. Die gleich einem Nervengeflechte über das ganze Reich verbreitete Zunft der Ulemas begann seit den Bairamstagen die Wühlerei mit voller Kraft und ließ ihrem Fanatismus frei den Zügel schießen. Wie ein Sturmwind fuhren ihre Reden über den, sonst einer todten See gleichenden Volksgeist der Moslim. Wie ein Spruch des Propheten ward das Wort eines Veziers von der Pforte durch's Land getragen: „Mit dem Schwerte haben wir Stambul genommen; mit dem Schwerte werden wir es vertheidigen!" Die Provinzpaschas erkannten, daß Krieg die Losung und der wildeste Eifer in Constantinopel am wohlgefälligsten aufgenommen werde. „Unter dem Drucke des Terrorismus und unter dem glühenden Hauche des Fanatismus öffneten die Moscheen ihre Fonds, die Paschas ihre Schätze; ertrug der Bürgersmann die doppelte Steuerlast, bot der Mittellose Leib und Leben für den vermeintlich bedrohten Glauben."

Während so in der Hauptstadt wie auf dem Lande alle Hebel der Demagogie in die wirksamste Bewegung gesetzt wurden, sah die Kriegspartei sich in den ersten Septembertagen unerwartet mit dem Kopfe an die Wand gedrängt, da ein Courier die Nachricht brachte, man hege in Wien abermals Hoffnung auf Verständigung und der Czar werde nach Olmütz kommen — Beides Ereignisse, die der friedlichen Stimmung des Sultans wieder die Oberhand zu verleihen drohten. In ihrer Herrschaft bedroht, trafen nunmehr der Seraskier, der Kapudanpascha, der Muschir der Garden und der Chef der Polizei alle Anstalten, nöthigenfalls ihre Offiziere und Mannschaften zur Absetzung des Sultans gegen das Serail zu führen. Ulemas und Derwische predigten den heiligen Krieg; man entlehnte sogar der abendländischen Demagogie die Flugblätter und Plakate, die eben wegen ihrer Neuheit in der Türkei besonders ergreifend wirkten. Die in die Straßen geworfenen Flugblätter apostrophirten meistentheils den Sultan, schimpften die Friedenspartei im Divan Verräther am Glauben und Feiglinge, forderten den Padischah auf, sich mit entschlossenen Männern zu umgeben und sprachen die Opferwilligkeit des Volkes aus — oder sie erklärten ihm auch wohl, er sei des Thrones unwürdig, wenn er das Schwert des Propheten jetzt nicht aus der Scheide ziehe. Die Hauptaufgabe der Kriegspartei aber war, sich den Scheich-ul-Islam gefügig zu machen, da ohne seine Zustimmung weder der Krieg erklärt, noch die Fahne des Propheten entfaltet werden durfte, und am allerwenigsten an eine Thronveränderung zu denken war, ehe man sich jener Bannstrahlen versichert, durch die nur dieser Würdenträger in einem Fetwah den Sultan zur Vertheidigung des Glaubens untüchtig erklären kann. Der Scheich-ul-Islam nun huldigte den versöhnlichsten Ansichten. Ihm war die obschwebende Differenz ein Streit zwischen Rußland und England, an dessen Austragung die Pforte um so weniger Geld und Leute zu setzen hätte, als sie durch Hinopferung ihrer Jugend auf den Schlachtfeldern nur die erdrückende Ueberzahl der Christen daheim noch vermehre und durch Erschöpfung ihrer Fonds nur die christlichen und jüdischen Banquiers im Lande zu übermäßigem Ansehen bringe, da man sie in heutiger Zeit doch nicht mehr mit Gewalt ausbeuten könne. „Eingriffe in die Selbstständigkeit der Türkei wird uns das eifersüchtige Ausland besser abwehren, als wir es zu thun vermögen" — meinte der gescheidte Mann. „Höchstens kann der Streit die verschiedenen Patriarchen interessiren, für uns aber ist es sehr gleichgültig, daß die Familie Vogorides, die gegenwärtig des Patriarchates sich erfreut, mehr Vorliebe für England hat, während ihre Rivalin, die Familie Aristarchi, zu Rußland hinneigt. Sind die Griechen, wie sie selbst in ihren Adressen bekunden, keine Freunde Rußlands, so geht die Gefahr für die Pforte weniger von letzterem, als von England aus; und wir haben um so weniger Grund, den Widerstand gegen Concessionen in christlichen Angelegenheiten bis zum Kriege zu treiben." Durch Drohungen, deren Tragweite er als Türke zu würdigen wußte, wurde der verständige Mann dahin gebracht, geschehen zu lassen, was er nicht verhindern konnte, da im Corps der Ulemas Ehrgeizige genug bereit waren, sich der Kriegspartei zur Verfügung zu stellen, wenn diese Einen von ihnen zum Scheich-ul-Islam erhob. So begab sich denn am 11. September eine Deputation von achtzehn Ulemas in das Serail von Tschiragan, wo sie sogleich den Großherrn zu sprechen verlangten und, da Niemand mehr den Muth hatte, die Rebellen abzuweisen, geräuschvoll bis zu dem Monarchen drangen, dem sonst die ersten Würdenträger nur in tiefster Demuth lautlos nahen. Brutal warfen sie ihm die Drohung in's Gesicht, er habe nur die Wahl zwischen Absetzung und Kriegserklärung; für die Entscheidung sei ihm als äußerste Frist der nächste Tag, der Beginn des Kurban-Bairam, gestellt. Da man diese Personen nicht vom Flecke weg ergriff, mußte man sich ihnen wohl fügen. Noch an demselben Abend wurden der Großvezier, der Scheich-ul-Islam, der Seraskier und Reschid Pascha zu einem Cabinetsrath in's Serail berufen. Nachdem dies Conseil beschlossen, eine ablehnende Antwort Rußlands auf die letzten Vorschläge der Pforte mit einer Kriegserklärung zu beantworten, ging Mehemed Ali gern darauf ein, alle weiteren Ruhestörungen während des Kurban-Bairam niederzuhalten; und der Scheich-ul-Islam versprach Bestrafung der rebellischen Ulemas, die indessen nicht über eine sanfte Ermahnung hinausging.

Tags darauf, am 12. September, ward die Bairamsprocession aus dem alten Serail nach der Moschee des Sultans Achmed mit auffallender Pracht abgehalten. Sechshundert reichcostümirte Reiter bildeten das Gefolge des Großherrn. Vor den schwermüthig dreinblickenden Augen des gebeugten Padischah aber mochten inmitten all' dieses Glanzes die schmutzigen Ulemas der Deputation schweben, während die ganze Herrlichkeit, die an die Zeit der Solimans erinnerte, nur den Sieg des stolz und trotzig dahinreitenden Seraskiers constatirte. In der Stadt selbst herrschte während der drei Bairamstage, von denen man so viel Schreckliches erwartet, die größte Ruhe. Die muselmännische Bevölkerung gab sich mit der größten Heiterkeit den Vergnügungen hin, die gewöhnlich mit diesem Feste verbunden werden. Es zeigte sich damit wieder, daß der vielgenannte türkische Fanatismus ein sehr gehorsamer ist und daß diese, allerdings großer Wallungen fähige See ganz ruhig bleibt, wenn nicht von oben her Stürme entfesselt werden. Selbst im Serail wartete der türkische Fanatismus, bis die Entscheidung für Redcliffe aus London am 24. September eintraf, worauf noch am selben Tage ein Cabinetsrath den Krieg beschloß und auf den 26. zu einer großen Divansitzung die 300 vornehmsten Militär-, Civil- und geistlichen Würdenträger einberufen wurden. Das Resultat dieser Sitzung war ein mit 126 Unterschriften, denen später auch sogar Chosrew seine Signatur beifügte, versehenes Gutachten, das dem Sultan empfahl, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, eine neue Aushebung von 150,000 Mann und die Emission von 80 Millionen Piaster Papiergeld anordnete. Ist diese Vergangenheit nun nicht ein so getreuer Spiegel der Gegenwart, daß man fast an ein Plagiat glauben sollte?

Walter Rogge.

Literatur und Kunst.

Schillerphilologie in Frankreich.

Je erfolgreicher die Propaganda tendenziöser Lügen bei unseren Nachbarn ist, je mehr nach Allem, was wir hören, eine den verhängnißvollen Krieg nun schon sieben Jahre überdauernde trübe Leidenschaftlichkeit und feindselige Reizbarkeit gegen Deutschland, deutsche Art und Kunst, die allgemeine Stimmung drüben charakterisirt, desto wohlthuender für uns muß jedes Besserung verheißende Symptom sein, desto willkommener jede, auch noch so geringe Kundgebung, welche Zeugniß ablegt von internationaler Unbefangenheit; doppelt willkommen, wenn sie aus den Reihen der geistig Höchststehenden kommt. Ein solcher ist sicherlich der verehrungswürdige Ernst Littré, ein Mann, der an vielseitiger Gelehrsamkeit in allen Landen Wenige seines Gleichen finden würde.*) „Il est à lui seul toute une bibliothèque et une encyclopédie. Il sait tout et il fait de tout", sagt Sainte-Beuve von ihm in der feinsinnigen Schilderung, welche er in den „Nouveaux lundis" (V, 200—256) von ihm entwirft. Als Arzt und Naturforscher, als (positivistischer) Philosoph und Literarhistoriker, als klassischer und moderner Philolog, als Biograph und Lexikograph — wie Brachet seine Grammaire historique mit Dantes Worten: Tu duca, tu signore e tu maestro unserem Diez zueignete, so hinwiederum unser C. Sachs sein ausgezeichnetes französisch-deutsches Wörterbuch mit aufrichtiger Bewunderung Littré, dem maître éminent, qui tient le premier rang aujourd'hui dans la lexicographie française — hat er Ruhmvolles geleistet und ein unermeßliches Gedankenreich mit genialer Beharrlichkeit, festem und freiem Blick und reichstem Ertrage durchwandert. Auch in die Reihe derjenigen Franzosen gehört er, welche den Bewegungen des deutschen Geisteslebens mit sympathischem Verständniß folgen und es, übersetzend oder erläuternd, ihren Landsleuten vermitteln. Er hat über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten geschrieben und Strauß' Leben Jesu übersetzt. Vor kurzem nun hat der Sechsundsiebzigjährige die fünfte und letzte Sammlung seiner zuerst in Journalen oder Revuen erschienenen Aufsätze und Abhandlungen herausgegeben, welche ebenso wie die vier früheren Bände — Histoire de la langue française, Etudes sur les barbares et le moyen âge, Médecine et médecins, La science au point de vue philosophique — auf jeder Seite den großen Gelehrten und den trefflichen Schriftsteller, gediegenes Wissen, geistvolles Urtheil und weiten Horizont erkennen lassen. Dieser fünfte Band umschließt einen überaus mannigfaltigen Inhalt. Von Shakespeare und Aeschylos, von Cervantes und Phidias, von Aristophanes und Rabelais, von Frau von Sévigné, dem Cardinal Retz und Bonivard, von der Aussprache des Griechischen und der Wirthschaftspolitik der Römer, von der Philosophie der Hindus, der Geschichte des indischen Buddhismus und manchem Anderem wird darin gehandelt. Was uns aber am meisten interessiren muß, es begegnet uns da auch ein Aufsatz: Schiller et d'Aubigné und am Ende des Bandes: Traduction de quelques poésies de Schiller. Auf diese beiden Schillerstudien nun die Leser dieser Zeitschrift aufmerksam zu machen, ist die Absicht unserer Zeilen. Merkwürdig genug, daß Littrés jüngste Publication in Deutschland bisher so wenig Beachtung gefunden hat.

Die von Littré übersetzten Schiller'schen Gedichte — er hat sie, wie er in einer kurzen Vorbemerkung mittheilt, vor langen Jahren ihres schwierigen Inhalts und Ausdrucks und nicht minder ihrer echten Schönheit halber gewählt — sind die folgenden: Resignation, das Glück, die Theilung der Erde, der Taucher, Würde der Frauen. La lutte est difficile, sagt Littré, entre deux idiomes dont les qualités sont si différentes, et deux poésies dont les intonations s'accordent si peu. Pourtaal ma traduction est littérale est fidèle; et, en la reprenant après beaucoup d'annees, j'en juge ainsi encore aujourd'hui. Natürlich könnte nur ein Franzose mit voller Sicherheit über den Werth dieser Uebersetzungen urtheilen, aber allzu gewagt wird es nicht sein, ihnen eine bewunderungswürdige Worttreue und hinsichtlich des ästhetischen Gesammteindrucks denjenigen Grad der Uebereinstimmung mit den Originalen zuzugestehen, welcher bei so verschiedenem Sprachgeist und besonders bei der gebotenen, so eingreifenden Umgestaltung der Verse, Rhythmen und Strophen erreichbar sein mag. Hier einige Proben aus dem Glück (l'heur), dem Taucher und der Würde der Frauen:

> Heureux qu'aima le ciel à son heure première,
> De qui Vénus la belle a tenu le berceau,
> Mercure ouvrit la lèvre, Apollon la paupière,
> Et sur le front duquel Jupiter mit le sceau!
> Un grand lot descendit sur sa tête choisie;
> Avant d'entrer en lice il est ceint du laurier;
> Il ne vit pas encore qu'on lui compte sa vie;
> Sans subir le labeur il reçoit le loyer.
> Gans sans doute est celui qui, se créant soi-même,
> Par sa propre vertu triomphe du destin;
> Mais il ne peut forcer une faveur suprême;
> Ce qui fut refusé, nul effort ne l'atteint.
> Le vouloir te défend des honteuses disgrâces;
> Mais librement d'en haut descend toute grandeur;
> Comme t'aime une amante, ainsi viennent les grâces;
> Comme au pays d'amour règne au ciel la faveur.
>
> (Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
> Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab!
> Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben,
> Oben in Jupiters Reich herrscht wie in Amors die Gunst.)

> Qui de vous osera, chevaliers ou varlets,
> De Charybde sonder les cavernes profondes —?
> Je jette cette coupe en ses gouffres secrets;
> Elle est déjà tombée au fond des noires ondes.
> Qui de vous dans l'abîme osera se jeter?
> La coupe est à celui qui peut la rapporter.
>
> — —
>
> L'onde écume et se brise et tournoie et bouillonne,
> Comme si la gonflait un brasier souterrain;
> De sourds gémissements le rivage résonne,
> Et les flots sur les flots s'amoncellent sans fin.
> L'écume rejaillit jusqu'aux plus hautes cimes,
> Et c'est une autre mer qu'enfantent les abîmes.

> Honneur aux femmes!.. Vois! leur touchante industrie
> Tresse de fleurs du ciel une terrestre vie,
> Ourdissant des amours le lien bienheureux.
> Leur sexe, en sa pudeur, sous le voile des Grâces,
> Entretient saintement, de ses mains jamais lasses,
> Des nobles sentiments le foyer radieux.

Littrés sehr anziehender Aufsatz über Schiller und d'Aubigné ist ebenfalls älteren Datums, von unseren Schillerexegeten aber unbemerkt geblieben. Es handelt sich um den Nachweis einer Charakter-, Situations- und Gedankenparallele zwischen einer der herrlichsten Scenen in Wilhelm Tell und einer Stelle in Theodor Agrippa d'Aubigné's*) (1552—1630) Histoire universelle (Buch 3, Kap. 2), um den Nachweis, daß das Gespräch zwischen Werner Stauffacher und Gertrud in Schillers Drama (seinem schönsten Werke nach Littrés Urtheil: c'est là qu'on voit la tragédie historique se développer dans toute sa grandeur et sa magnificence) sein historisch-reales Gegenstück und vielleicht Vorbild in dem von d'Aubigné auf Grund glaubwürdiger Zeugnisse erzählten Ge-

*) Einen der Wissensfürsten unseres Jahrhunderts nennt ihn mit vollem Rechte K. Laubert in seiner sehr empfehlenswerthen Programmabhandlung: Uebersicht der Forschungen auf dem Gebiete der französischen Philologie (Frankfurt a. O. 1874). S. bes. Anm. 66.

*) Man sehe über ihn E. L. Th. Henkes Aufsatz in dem historischen Taschenbuch von W. H. Riehl, 1873.

spräche zwischen Coligny und seiner hochsinnigen, heldenhaften Gemahlin Charlotte aus dem edlen Geschlechte der Laval habe. Littré gibt zuerst eine treffliche Uebersetzung der Scene aus Tell, aus welcher hier nur ein paar Zeilen angeführt werden mögen:

Werner.

Gertrude, que la guerre autour d'elle a d'horreurs!
Elle tue à la fois et troupeaux et pasteurs.

Gertrude.

Ce que le ciel envoie, il faut qu'on le subisse;
Nul noble cœur ne doit supporter l'injustice.

— —

Werner.

Nous, du moins, nous pouvons mourir en combattant;
Mais vous, femmes, mais vous! quel destin vous attend?

Gertrude.

Le dernier choix est libre au plus faible des êtres.
Un saut dans ce torrent, et me voilà sans maîtres.

„Certes", ruft Littré bewundernd aus, „la poésie prend là un noble langage; et c'est ainsi, ce me semble, qu'on doit la concevoir, vraie et idéale à la fois, comme la sculpture des Grecs." Der Verfasser wendet sich dann von dem deutschen Dichter zu dem französischen Geschichtschreiber. „Wir stehen im Beginn der französischen Religionskriege. Noch immer wurden die Protestanten verfolgt, von Rechts wegen verbrannt, von der Volkswuth umgebracht. Mit der Gluth und der Kraft religiöser Begeisterung hatten sie so viel Leiden und Martern erduldet. Die protestantische Partei war in diesen Jahren des Unglücks, wo so viele Bekenner ihren Glauben mit ihrem Blut besiegelt hatten, gerade durch die Verfolgungen gewachsen und mächtige Herren, Condé, Coligny, Dandelot, Chatillon, des Letztgenannten Brüder und mehrere Andere waren ihr beigetreten." Auf Colignys Initiative kam es vor Allem an. Man drang in ihn, die Waffen zu ergreifen. Er zögert. Nun tritt das Unerwartete ein. Der Gattin Intervention, ihr stürmisches Drängen, ihre innig-beredte, alle Bedenken des Mannes besiegende, Colignys Entschluß zu Gegenwehr und Angriff bestimmende Argumentation.*) Zwei Stunden, erzählt d'Aubigné, nachdem Coligny seiner Frau gute Nacht gesagt, sei er durch ihr Schluchzen wieder aufgeweckt worden und dann habe sie also zu ihm gesprochen:

„Es thut mir sehr leid, mein lieber Herr, daß ich Euren Schlaf durch meine Unruhe störe. Aber wenn die Glieder Christi zerrissen werden, wie es der Fall ist, und wir doch zu demselben Leibe gehören, welcher Theil könnte schmerzlos bleiben? Ihr empfindet den Schmerz nicht minder, aber Ihr habt mehr Kraft ihn zu verhehlen. Wollt Ihr es übel nehmen, wenn Eure treue Frau (fidelle moitié) mit mehr Freimuth als Ehrfurcht hier ihre Thränen und ihre Sorge ausschüttet? Wir liegen hier sicher und geborgen, und die Leiber unserer Brüder, Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein, sind die Einen im Kerker, die Andern auf den Feldern, Hunden und Raben zum Fraß. Dies Bett wird mir zum Grabe, weil sie keines haben, diese Leintücher werfen mir vor, daß sie unbegraben sind. Können wir gemächlich schlafen und die Todesseufzer unserer Brüder nicht hören? Ich erinnere Euch hier an die klugen Reden, mit denen Ihr Euren Brüdern den Mund geschlossen: wollt Ihr ihnen auch Herz und Muth ausreißen? Ich zittere vor Furcht, daß solche Klugheit die der Kinder der Welt ist und daß klug vor den Menschen sein nicht weise sein vor Gott sei, der Euch doch die Feldherrnkunst verliehen hat. Könnt Ihr mit ruhigem Gewissen unterlassen, sie zum Frommen seiner Kinder zu gebrauchen? Ihr habt mir gestanden, daß es Euch zuweilen nicht schlafen läßt: es ist Gottes Dolmetscher. Fürchtet Ihr schuldig zu werden, wenn Ihr Gott folgt? Tragt Ihr Euren Ritterdegen, die Bedrängten zu unterdrücken oder sie den Krallen der Tyrannen zu entreißen? Ihr habt es zugegeben, daß ihre Waffen mit Recht sich gegen sie erheben, könnte Euer Herz die Liebe des Rechts verlassen aus Furcht wegen des Erfolges? Gott hat die verblendet, welche unter dem Vorwand, Blutvergießen zu verhüten, sich ihm widersetzen. Er kann die Seele retten, die sich preisgeben will und die verderben, die sich erhalten will. Herr, ich habe so viel vergossenes Blut der Unsrigen auf dem Herzen. Dies Blut und Euer Weib hier schreien zum Himmel zu Gott und in diesem Bett gegen Euch, die Ihr der Mörder derer sein werdet, welche Ihr nicht davor schützt, ermordet zu werden."

Der Admiral antwortete:

„Wenn denn nichts vermocht hat, was ich heute Abend sagte von der Unzuverlässigkeit des insurgirten Volkes, dem zweifelhaften Eintreten in eine nicht geschlossene Partei, dem schweren Beginnen nicht gegen die Monarchie, sondern gegen die Besitzer eines alteingewurzelten Bestandes, an dessen Erhaltung so viele Menschen interessirt sind*) — — — wenn alles das Euch nicht irre macht, so leget die Hand auf's Herz und prüfet in ganzem Ernst Eure Beständigkeit und Kraft, ob sie wird ertragen können die allgemeine Niederlage, die Verwünschungen der Feinde und der Anhänger, die Vorwürfe der Völker, die die Sachen nach den schlechten Erfolgen richten, Verrath, Flucht und Verbannung, die Kränkungen der Engländer, den Zank der Deutschen, Schmach und Blöße und Hunger und schlimmer als das, den Hunger Eurer Kinder. Prüfet ferner, ob Ihr den Tod aus Henkershand bestehen werdet, wenn Ihr zuvor Euren Mann habt fortschleppen und den Mißhandlungen des rohen Volkes habt preisgeben sehen und endlich Eure Kinder ehrlos, Knechte Eurer Feinde, die, durch den Krieg stärker geworden, über Eure Leiden triumphiren. Ich gebe Euch drei Wochen zu dieser Selbstprüfung und seid Ihr dann im Ernste fest genug für solche Schicksale, dann will ich gehen, um mit Euch und unseren Freunden zu sterben."

Die Frau antwortete:

„Die drei Wochen sind vorüber; niemals werdet Ihr von der Tapferkeit Eurer Feinde überwunden werden, gebrauchet die Eurige und ladet nicht die Todten dreier Wochen auf Euer Haupt. Ich fordere Euch auf im Namen Gottes, uns keinen Schaden mehr geschehen zu lassen, oder ich werde Zeugniß gegen Euch ablegen am Tage des Gerichts."

Es ist unmöglich, daß, wer das d'Aubigné'sche Kapitel einmal gelesen, es je wieder vergißt, unmöglich, daß, wer es kennt, durch die Scene im Tell nicht daran erinnert und von der Congruenz der beiden Gespräche frappirt wird. Ist diese Congruenz ein Beweis, daß eine Entlehnung oder doch Anlehnung vorliegt, daß der fictive Dialog des Gedichtes in der geschichtlichen Wirklichkeit sein Original findet? Auffallender Weise erwähnt Littré nirgends Tschudis, in dessen Chronik, der Stoffquelle des Dramas, von Gertrud und ihrem Gespräch mit Stauffacher zu lesen ist. „Nun war Stauffacher", berichtet der Schweizer Chronist, „ein vernünftiger, verständiger Mann, hatte auch eine weise, sinnreiche Frau, die wohl an ihm merkte, daß er betrübt war und ihm etwas schwer auf der Seele lag, was er ihr doch nicht eröffnete. Nun hätte sie gern gewußt, was ihm doch gebrach, und sie fing so oft davon an, daß er ihr mittheilte, was der Landvogt zu ihm geredet. — — Da sie das vernahm, sprach sie: Mein lieber Ehewirth, Du weißt, daß sich mancher fromme Landmann in unserem Lande ob des Landvogts Wütherei beklagt. So zweifelt mir nicht, daß viele biderbe Landleute in Uri und Unterwalden auch das tyrannische Joch drückt, wie man ja täglich hört, daß

*) Man sehe auch desselben Henke Aufsatz: „Französische Frauen aus der Reformationszeit" in Sybels Historischer Zeitschrift Bd. 25.

*) „Und was ist dein Beginnen? Hast du dirs
Auch redlich selbst bekannt? Du willst die Macht,
Die ruhig sicher thronende erschüttern,
Die in verjährt geheiligtem Besitz,
In der Gewohnheit festgegründet ruht,
Die an der Völker frommem Kinderglauben,
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.
(Wallensteins Tod 1, 4.)

sie ihre Noth klagen. Darum wäre es gut und nöthig, daß etliche von Euch, die einander vertrauen dürften, heimlich zusammen gingen, und darüber ein Nachdenken hätten, wie Ihr von der muthwilligen Gewalt abkommen möchtet, und einander sich beizustehen und bei der Gerechtigkeit zu schirmen versprächen. So würde Euch Gott ohne Zweifel nicht verlassen und Euch helfen, die Unbilligkeit zu dämmen, so wir ihn von Herzen anrufen."

Bisher nahm man an, daß diese von Tschudi berichtete Scene Schillers einzige Vorlage war, daß alles Andere, die Umschaffung der klugen und wackeren Schweizerin Tschudis in die heldenhaft allen Schrecknissen trotzende, des Mannes Besorgniß überwindende, seinen Muth beflügelnde Gertrud des Stückes, glückliche Erfindung des Dichters sei. Die Vermuthung nun, daß bei diesem künstlerischen Umbildungsproceß dem Dichter die Erinnerung an d'Aubignés Erzählung lebendig gewesen, daß die Erfindung vielmehr ein Fund sei, wie ihn freilich nur ein Schiller zu verwerthen verstand, muß Jeden, dem die Beachtung literarischer Zusammenhänge, der Geschichte dichterischer Motive, der Genealogie der Gedanken einigermaßen geläufig ist, von selber aussprechen und wahrscheinlich dünken. Sie muß an Probabilität gewinnen, wenn man sich daran erinnert, wie genau bekannt Schiller mit älterer französischer Historiographie und Memoirenliteratur war, mit de Thou und Castelan, Brantôme und Anquetil, daß seine bedeutendste historische Schrift die als eine Reihe von Einleitungen zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully (im ersten bis achten Bande der zweiten Abtheilung der von Schiller herausgegebenen historischen Mémoires) erschienene, nachher unter dem Titel: Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche unter der Regierung Heinrichs IV. vorangingen" zusammengefaßte Abhandlung ist*), daß er unter den vielen hier charakterisirten Persönlichkeiten neben dem Prinzen von Condé dem Admiral von Coligny das größte Interesse schenkte. Littré hatte daher nicht nöthig, Schillers Bekanntschaft mit der französischen Literatur des 16. Jahrhunderts nur für wahrscheinlich und nur durch den Hinweis auf die Quelle des „Handschuhs" in einer Erzählung bei Brantôme für belegbar zu halten.

Schließlich möge nicht unerwähnt bleiben, daß Colignys hochherzige Gattin das Schrecklichste erspart blieb, da sie schon im Jahre 1568 in Orleans starb, daß ihre Tochter Luise in der Mordnacht auch noch ihren Gatten Téligny verlor, und erst von Heinrich IV. die Vernichtung des über ihren Vater noch nach dessen Tode ausgesprochenen schmachvollen Urtheils erreichte. Im Jahre 1583 vermählte sie sich mit Wilhelm von Oranien, und verlor auch ihn, schon im folgenden Jahre, durch Mörderhand. Ihr Sohn, Heinrich Friedrich, wurde der Vater einer anderen Luise, der Dichterin von „Jesus meine Zuversicht", der Gemahlin des großen Kurfürsten, der Stammmutter der Könige von Preußen.

J. Imelmann.

Jägerleben in Afrika.

Es war recht ungemüthlich in dem kleinen Zelte am linken Ufer des Nhanga. Der westafrikanische Urwald hatte gar keinen Reiz bei dem dunkelgrauen Himmel, von dem ganz unnatürlich schon Mitte August**) der Regen in dichten Strichen herunterkam.

Im trockenen Zimmer mag man von einem eigenartigen Reize träumen, den die gleichmäßig in's Wasser fallenden Tropfen, das gleichmäßig auf dem Zeltdach hervorgerufene Geräusch, hin und wieder von dem stärkeren Laut der von den Bäumen abtropfenden Flüssigkeit unterbrochen, verursachen, in Wirklichkeit ist ein solches Wetter höchst unangenehm. In der Heimat mag in ähnlichen Fällen eine melancholisch elegische Stimmung den Körper in eine undefinirbare wollüstige Erschlaffung versetzen und ihn im bequemen Lehnstuhl hingestreckt die durch das offene Fenster dringende feuchte Luft in vollen Zügen athmen lassen, während das schlaftrunkene Auge ziellos sich in der verschleierten Landschaft verliert; auf Reisen aber ist eine melancholische Stimmung sehr wenig angebracht, da freut man sich weder über das Rauschen durchnäßter Laubkronen, noch über die aufspritzenden Wassersäulchen im Flusse, sondern sieht mit einem ärgerlichen leisen Fluche bald nach dem Himmel, bald nach der am Eingange hängenden Büchse.

Dem Reisegefährten hilft seine Künstlerader leichter über die Zeit fort. Er sitzt nach Mohamedaner Art auf der Matte seines Lagers, von dem bei Seite geschobenen Mosquitonetze umrahmt, und aquarellirt die trostlose Situation. Der Blick des schwärmerisch sinnend blickenden Auges zeigt, daß seine glücklich angelegte Natur ihr noch immer einige Reize abgewinnt und als er den Bleistift spitzend einen Moment inne hält, ruft er lachend aus: „Ja, ja, College, das Leben ist doch schön!"

Ich war indeß absolut nicht in der Lage ihm zuzustimmen und machte statt aller Antwort eine halbe Umdrehung um die Längsaxe. Da ich bisher die Zeltdecke mit dem Rücken betrachtet hatte, verlor ich ihn somit ganz aus den Augen und versuchte durch einige Notizen im Tagebuche meiner Laune Luft zu schaffen. Dann nahm ich die Büchse zum ich weiß nicht wievielsten Male herunter, um einige nicht vorhandene Rostflecke abzureiben, doch half auch diese Beschäftigung nicht die Falten der Stirn zu verscheuchen.

Die aus dem Walde geholten Aeste wollten aber auch gar nicht brennen und zischten und glimmten, daß ich viel näher daran war in Wallung zu gerathen, als das Kaffeewasser. Dabei mußte ja der Morgentrank rauchig werden, selbst wenn der Küchenjunge nicht vergessen hätte, den Deckel auf den durch Dampfwolken unsichtbaren Topf zu legen.

Es war wirklich recht unangenehm, und nun kam noch die alte Trine, der Schäferhund, mit hängendem Kopfe und eingekniffenem Schwanze vorüber und schielte nach einem trockenen Plätzchen zwischen uns, obgleich wir selber kaum Raum hatten. Wirklich gelang es ihr durchzukommen und nun saß sie in der Ecke mit einer hochgehobenen Pfote um Duldung bittend und wußte gar nicht, daß ihrem nassen Felle ein höchst unangenehmer Duft entströmte, der, mit dem Modergeruch des Waldbodens gemischt, das Geruchsorgan gewaltig afficirte.

Endlich war das Frühstück fertig und wunderbarer Weise ganz gut, wenn auch etwas spärlich. Wenigstens ließ es das Blut schneller durch den Körper gehen und die letzten Bedenken, sich aus dem schützenden Dache hervor zu begeben, schwinden.

„Ich halte es nicht länger aus, College," sagte ich, nach der Büchse langend, „malen Sie nur ruhig weiter, Sie sind mir um ein Flußpferd vor, das muß ich heute holen." — „Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden und halten Sie ein gutes Mittag bereit," rief ich noch von dem schnell bemannten Canoe zurück und ließ mich so geräuschlos als möglich flußabwärts rudern.

Wohl hörte ich ab und zu den Warnruf der vorsichtigen, langgeschwänzten Waldbewohner, den plumpen Fall eines aus der Ruhe am Ufer gestörten, in's Wasser stürzenden Sauriers, wohl zogen schwatzend Papageien über mir hin und Adler, Umbervögel und Reiher ungestraft in Schußweite vorüber. Ihnen gilt es heut nicht. Gespannt nur richten sich die Augen der Leute auf die Wasserfläche, aufmerksam spähe ich mit dem Doppelperspective, ob nicht der Kopf eines N'wubus, wie die Neger das Flußpferd nennen, sich irgendwo zeigt. Nichts ist weithin zu sehen, als die vom Regen gefurchte Wasserfläche.

Eben setzte ich wieder das Glas an's Auge, als ich mit unterdrückter, erregter Stimme hinter mir N'wubu, N'wubu rufen hörte, während sechs Arme gleichzeitig nach einem Fleck am rechten Ufer zeigten, an dem eben ein junges Flußpferd verschwunden sein sollte.

---

*) Vgl. K. Tomaschek, Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft S. 99.

**) Die Regenzeit beginnt in der Regel Anfang October.

Ich ließ mich heranrudern und wand mich, die Büchse in der Hand, durch das nicht sehr dichte Gestrüpp, den breiten frischen Spuren folgend. Vielleicht wartete das junge Thier unkundig der Gefahr weiterhin, vielleicht war es bei der Mutter, vielleicht hatte sich eine ganze Familie verspätet, der das Junge nur neugierig vorausgeeilt war. Vorsichtig spähend schlich ich weiter und kam in freieres Terrain, auf dem fußhoch faulendes Laub und Zweige lagen, während überall sich Flußpferdspuren kreuzten und infolge des dichten Laubes uralter Stämme ein eigenes Halbdunkel herrschte.

Trotzdem ich mit der größten Behutsamkeit auftrat, verursachte ich doch durch die unter der Wucht knickenden Zweige Lärm genug, um das in einiger Entfernung lauschende Thier zu verscheuchen. Bald hörte ich den dumpfen Laut eines schwerfällig sich entfernenden Galopps und ob ich auf dem betretenen Pfade auch schneller folgte, sah ich doch binnen kurzem ein, daß jeder Gedanke zum Ziele zu kommen aufgegeben werden müsse. Aergerlich kehrte ich um und setzte mich verstimmt in die am vorderen Ende des Canoes befindliche Kiste, bald auf mich, bald auf die Neger scheltend, daß eine so prächtige Gelegenheit vorüber gehen konnte. Ich bemerkte nicht einmal, daß der Regen nachließ und der Himmel sich aufzuhellen begann.

Aber war es denn Täuschung? Tauchte nicht vor uns, allerdings noch in weiter Ferne ein Kopf auf und wieder unter? Aufmerksam musterte ich den Fleck, richtig, da kam es wieder und die Leute hatten es auch gesehen und flüsterten N'wubu und spornten sich mit leuchtenden Augen an, daß das Canoe unter den kräftig geführten Rudern sich flugs dem Jagdrevier näherte. Da tauchte noch ein Kopf bei dem ersten auf und dort noch einer und schließlich waren es sieben Stück, die neugierig in einer Reihe Front machten und uns verwundert anstarrend erwarteten. Sollte der Schuß wirken, so mußte man nahe herankommen, das wußten die an unsere Jagd gewöhnten Leute bereits und brachten mich stetig rudernd näher und näher. — So, nun noch ein kräftiger Zug und dann auf dem Boden niedersitzen, lautete das leise gegebene Commando, während die Büchse bereit war zu feuern, sobald das Canoe nicht mehr allzusehr schwankte. Nun war es soweit, die Leute hatten die Ruder eingezogen und verharrten in fieberhafter Spannung lautlos am Grunde des Fahrzeuges, das sich infolge des letzten Impulses, wie von unsichtbaren Kräften bewegt, der Heerde immer weiter näherte. Da schien die Situation den Thieren aber doch bedenklich und als ich eben die Büchse zum Zielen hob, ließen alle zugleich das Wasser über sich zusammenschlagen und verschwanden.

Sie bieten überhaupt nur wenig Ziel, da der ganze Körper unter Wasser bleibt, und nur Nasenspitze, Augen und der über diesen liegende Theil des Kopfes mit den Ohren oft nur secundenlang sichtbar werden. —

Rund um uns herum wallte und wogte es, dann tauchten die Köpfe in unmittelbarer Nähe von allen Seiten auf, wir waren mitten unter ihnen. Wieder wollte ich und zwar auf das stärkste Thier anlegen, da erhielt das Canoe einen plötzlichen Stoß, daß die Neger sich erschreckt ansahen und am Rande festhielten, aber das auf ungeahnten Widerstand stoßende Flußpferd mochte wohl gleichfalls erschrocken sein und Gefahr dabei wittern. So fühlten wir nur einen Moment den Leib sich am Boden entlang schieben, sahen das Wasser sich heben und trüben von Schlamm und aufsteigenden Blasen, dann war Alles vorüber. Die Neger nickten sich zu und freuten sich, daß sie dem Befehle niederzusitzen gefolgt waren, sonst möchte doch vielleicht bei unwillkürlichen Schreckbewegungen das Canoe aus dem Gleichgewicht und Jeder kopfüber in unerwünschte nahe Berührung mit den Verfolgten gekommen sein.

Da die Thiere, nunmehr bereits aufgeregt, Miene machten, das Weite zu suchen, war es die höchste Zeit zu Schuß zu kommen, und als wieder ein Kopf in circa 30 Schritt Entfernung auftauchte, blitzte es auf und ein scharfer kurzer Knall hallte laut von den Waldrändern wieder.

Man sah wie das getroffene Thier sich rücklings überschlug, dann stiegen Blasen auf, und an der Stelle, an der es verschwunden war, zeigte das Wasser eine eigene spiegelnde Glätte. — Daß der Schuß gesessen hat, entnimmt man aus einem ganz bestimmten hellen Ton, mit dem die Kugel aufschlägt, und aus den lauten Beifallsrufen der Neger, würde aber auch im entgegengesetzten Falle das Geschoß weithin über die Wasserfläche hinhüpfend verfolgen können. Daß der Schuß aber auch gut gesessen hatte, war zweifellos, da das Ziel sich in günstigster Weise von vorn geboten hatte. Wir wußten nach unseren früheren Erfahrungen bereits, daß der einzige sofort tödtliche Fleck dicht unter dem Auge ist, wo die weniger dicke Haut, die weniger massigen Knochen die Kugel direct in's Gehirn dringen lassen, und dahin war sie auch diesmal gegangen. Die Wahrscheinlichkeit des Erfolges war daher groß, wenn die Beute auch jetzt noch unerreichbar auf dem Boden des Flusses lag. Die Verwesung geht ja in den Tropen so schnell, und nach aller Berechnung mußten die sich entwickelnden Fäulnißgase den Körper spätestens am Nachmittage heben und in unsere Gewalt bringen.

So beschloß ich denn eine Wache von drei Mann am Ufer zu lassen, selbst aber zum Lager zurückzukehren, um Proviant und die für die Nacht nöthigen Requisiten zu holen, da wir dieselbe auf jeden Fall dort zubringen mußten. Wie war doch nun mit einem Schlage die Stimmung anders als auf der Morgenfahrt! Der College hatte Recht, das Leben war doch schön! — Am Lagerplatz angekommen, sah es, obgleich die Uhr 12 zeigte, noch gar nicht einladend aus. Die Leute waren allerdings eifrig beschäftigt, einem erlegten Affen die Haare abzusengen, da sie das Abziehen des Felles für eine nicht zu rechtfertigende Stoffvergeudung halten würden, sie waren sogar so in ihre Arbeit vertieft, daß sie uns gar nicht bemerkten, daß aber auch Niemand am Herrenfeuer, das stets gesondert brannte, thätig war. Glücklicherweise übertraf die Wirklichkeit den Schein, denn es stand nicht nur ein Topf mit Reis auf, es sahen sogar ein paar Flügelknochen verführerisch heraus, die nach den herumfliegenden Federn von wilden grünen Tauben herrühren mußten. Der College war also auch glücklich gewesen und hatte über seiner Skizzenmappe unser leibliches Wohl nicht aus den Augen gelassen. Augenblicklich steckte er noch mit jener im Walde, kam aber bald zurück, so daß ich ihm von meiner Jagd und der Absicht, wieder fortzugehen, berichten konnte.

Er wollte sich indeß zu meinen Hoffnungen gar nicht emporschwingen. „Daß Sie gut getroffen haben," sagte er, „glaube ich, aber wie oft haben wir schon gejagt und nach unserer Ueberzeugung gut geschossen, ohne doch die Thiere erlangen zu können. Wenn Sie zur Abwechselung eine Nacht an einem anderen Orte einregnen wollen, so läßt sich dagegen nichts einwenden, im Uebrigen, fürchte ich, werden Sie enttäuscht wiederkommen."

Diese Aeußerung war so natürlich für unseren gewöhnlichen Verkehr, daß ich mich gar nicht bemühte ihn durch Augenzeugen eines Besseren zu belehren, sondern ruhig die Vorbereitungen zur Abfahrt traf. Ganz allmählich hatte sich nämlich im Verlauf unseres Zusammenlebens in der Wildniß trotz aller Freundschaft und Anerkennung gegenseitigen gesunden Menschenverstandes herausgestellt, daß wir nie einer Meinung waren und es mochte sich handeln um was es wollte, stets von vorn herein eine entgegengesetzte Ansicht vertraten.

Vielleicht hatte sich dies Verhältniß aus der Ueberzeugung herausgebildet, daß in allen Bedingungen des Lebens nur durch eine tüchtige Opposition Gediegenes zu Tage gefördert werden kann, vielleicht hatten wir es langweilig gefunden, dasselbe zu wollen, weil es ohne Discussion an lebendiger Unterhaltung gefehlt haben würde, vielleicht wußten wir, daß sich auf Reisen nichts härter straft als Illusionen, und bemühten uns deshalb, bei jeder Gelegenheit die Hoffnungen des Anderen auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen, selbst wenn wir sie innerlich voll und ganz theilten. — Wußten wir doch, daß wir stets im entscheidenden Moment uns eines Sinnes finden, stets denselben Pfad wandeln würden.

Auch in diesem Falle wußte ich, daß der Gefährte mich mit besten Wünschen begleiten und sich durch nichts würde abhalten lassen, selbst zu gehen, wenn ich etwa durch Unwohlsein

daran gehindert worden wäre. Das war aber, Gott sei Dank, nicht nöthig. Die freudige Erwartung ließ bei mir ebensowenig ein Krankheitsgefühl als bei den Leuten Ermüdung aufkommen. Sie bedurften keines Sporns, um die Arme doppelt kräftig die Ruder regieren zu lassen, und lange, bevor überhaupt etwas sichtbar sein konnte, reckten sie sich vor und suchten mit den Augen etwas Ungewöhnliches auf der Wasserfläche zu entdecken. Es konnte natürlich nicht fehlen, daß ihre lebendige Phantasie ihnen bald einen Streich spielte und daß sie deutlich das todte N'wubu zu erkennen meinten. Auch ich sah vorn übergebeugt mit dem Glase gespannt nach dem schwarzen Streifen in der Ferne, bis er verschwand und die Täuschung offenbar wurde.

Als wir aber in das Wasserbecken einbogen, bemerkten alle zugleich am äußersten Ende eine rosafarbene rundliche Hervorragung, die kaum von einer Sandbank herrühren konnte. Rascher und rascher tauchten die Ruder ein, bedenklich gerieth das Canoe in's Schwanken durch das Aufstehen der Neugierigen, welche, das Auge beschattend, nach vorn späheten.

Nun wurde die Wache sichtbar, die, unser Kommen bemerkend, an den Uferrand trat und die Arme in den heftigsten Gesticulationen bewegte. — Es war kein Zweifel mehr, das N'wubu war unser und ein wie auf gegebenes Commando von beiden Seiten zugleich erschallendes Freudengeschrei ließ die Luft von so gellenden, ursprünglich wilden Lauten erzittern, daß die ganze andere lebende Creatur verstummte und der Wald erstaunt zu lauschen schien. Da pochte das eigene Herz in stolzem Behagen laut an die Brust und mit festem Griff die sichere Büchse umspannend warf man einen herausfordernden Blick auf die umgebende, noch ungebeugte Natur.

Schon eine Stunde etwa nach dem Schuß, so erzählte die Wache, wäre das N'wubu an die Oberfläche gekommen und hätte angefangen flußabwärts zu treiben. Sie hätten sich erst geängstigt, es möchte entführt werden, da sie wegen der vielen Krokodile nicht ohne Canoe in's Wasser zu gehen wagten, doch sei es zu ihrer großen Freude an eine Sandbank gerathen und sitzen geblieben.

Nun wurde es unter Aller Hülfe flott gemacht und mit Tauen an einer aus dem Uferrande ragenden Wurzel befestigt. Auch nach dem Lager gelangte die Nachricht sofort, da ein vorüberkommender Fischer gegen den Lohn von einer Flasche Rum einwilligte, die auf den Metallrand einer leeren Patrone gekritzelten Worte: „Ich habe eins, College, Glück auf!" zu befördern.

Als die Nacht schwarz angebrochen war, daß man kaum die Hand vor Augen sehen konnte, stellte ich mich, weil ich an eine Duplicität der Glücks- und Unglücksfälle glaube, an einem entfernteren Flußpferdwechsel an. Lange hörte ich Thiere in der Ferne, dann näher, dann wieder weiter fort, bis schließlich Alles still war. Plötzlich fühlte ich sich etwas am Fuße bewegen und langsam den Unterschenkel hinauf winden. Es war ein unangenehmer Moment, bis ich, ohne das Bein zu rühren, mit der Hand oberhalb der Hose leise abwärts streifend den rundlichen schuppigen Körper herausgedrängt hatte. Ob er von einer Schlange oder einer Eidechse herrührte, war ungewiß, doch schien es mir auf alle Fälle gerathen, den Fleck zu verlassen und das Feuer aufzusuchen.

Da erzählte man sich noch immer von den Begebnissen des Tages und wurde nicht müde, sich die Einzelheiten der Jagd immer wieder mit drastischen Bewegungen und herzlichem Lachen auszumalen. Ein Bedürfniß nach Schlaf empfanden sie gewiß bis zum Morgengrauen nicht. So überließ ich sie denn sich selbst und zog mich hinter das an vier Stöcken befestigte Mosquitonetz zurück, um mich von freundlichen Träumen einwiegen, von zarten, duftigen Phantasiegestalten der Heimat umgaukeln zu lassen.

Leider kamen sie nicht, und statt ihrer bedrohten scharfzahnige, gepanzerte Krokodile die im Wasser liegende Beute in so lebendigen Bildern, daß ich mehrfach aufstand, um mich zu überzeugen, ob ihnen die Wirklichkeit nicht etwa entspräche.

Mit Freuden begrüßte ich endlich den erwachenden Morgen und hätte trotz der überwachten Nacht einstimmen mögen in das tonreiche Concert der gefiederten Sänger, die im Vorgefühle der nahenden Brütezeit dem neuen Tage freudeahnend entgegenjubelten.

Nicht lange säumten wir den Ruheplatz zu verlassen. Die Beute wurde am hinteren Ende des Canoes befestigt und nun ging es, durch den schweren Körper dauernd aus dem Curs gebracht, unter stetem Sondiren des Grundes langsam vorwärts, bis wir ohne festgefahren zu sein am Lager unter lärmender Freude eintrafen.

Die Kunde von dem glücklichen Schuß und der lockenden Fleischfülle hatte auch die Dorfbewohner vom anderen Ufer zum Theil sich einfinden lassen, als willkommenen Beistand, um den Koloß*) ans Land ziehen zu können.

Das sich nun entwickelnde Bild spottet jeder Beschreibung. Während die Einen die 3—4 Centimeter starke Haut lösen, trennen andere die Extremitäten in der Tiefe aus den Gelenken. Um jede solche, sowie um den Kopf, bilden sich dann einzelne Gruppen, die das Fleisch in lange Streifen schneiden und auf die schnell hergerichteten Roste schaffen, unter denen bald lustige Feuer flackern; denn es muß halb gedörrt und halb geräuchert werden, um als hochgeschätzte Negerdelicatesse aufbewahrt werden zu können. Dazu müssen die Feuer Tag und Nacht unterhalten werden, doch Holz gibt es ja genug im Walde, und überall hört man Zweige knacken und brechen, von allen Seiten sieht man tüchtige Lasten herankommen. Jeder arbeitet gern, Keiner schläft Nachts, denn neben dem officiellen Vorrath für Alle hat man noch einen besonderen für sich bei Seite geschafft, der auch getrocknet und bewacht sein will. Durch ihn will man ja Messingringe und Zeuge erhandeln, oder die Gunst der schönen Dörflerinnen zu erwerben suchen.

Endlich ist das Tagewerk vollbracht, auch ein festes überdachtes Gerüst gebaut, auf dem Haut und Skelett**) mittels Asche, Kalk und Rauch conservirt werden sollen, und eine Deputation naht sich, um einen Schluck Rum für Alle aus der großen wohlbekannten grünbauchigen Flasche zu erbitten.

Zwar ist nur noch wenig vorhanden von dem kostbaren Getränk, doch wird das Verlangen in Anbetracht der großen gesammelten Vorräthe bewilligt.

Kaum hat der Letzte sein Gläschen erhalten und mit Wohlbehagen schmunzelnd Kehrt gemacht, da ertönt näher und näher der Gesang rudernder Neger, den Besuch eines Weißen verkündend. Dies ist stets ein Ereigniß, eine unerwartete Freude, die wahrhaft herzlich empfunden wird. In dem alltäglichen Leben der civilisirten Welt, wo die Interessen zu wechselnd, die Ansprüche zu vielseitig sind, wo Alles kalt, theilnahmlos, gleichgültig nebeneinander hergeht, kennt man derartige Begegnungen nicht. Wo aber auf einem ungeheuren Gebiete nur wenige gleichartige Individuen zerstreut existiren, da kümmert man sich um das Wohl und Wehe eines Jeden, freut sich wenn er kommt und bedauert ihn ziehen lassen zu müssen.

So war denn auch hier der Empfang ein ungemein herzlicher, um so mehr, als man so fern von den Ansiedelungen an die Möglichkeit eines Besuches nicht gedacht hatte, der sich daraus erklärte, daß den befreundeten Portugiesen ein heftig schmerzendes Fußleiden uns zu folgen zwang.

Er brachte das Honorar für die kleine nothwendige Operation gleich mit, wie ein paar wehmüthig meckernde Ziegen, ein halbes Dutzend Flaschen guten portugiesischen Landweins, einige frischgebackene Brode, eine Büchse mit Zucker und eine andere mit Fett zeigten Schätze, die wir wohl zu würdigen verstanden.

Dieser Abend sah uns lange in traulich heiterem Gespräche am Feuer sitzen und dem lange entbehrten Getränk andächtig

*) Es befindet sich im Berliner zoologischen Museum.

**) Die sofort genommenen Maße ergaben: Ganze Länge: Nasenspitze bis Schwanzwurzel 3 Meter. Gesichtslänge: Nasenspitze bis Ohrwurzel 0,57 Meter. Kopfhöhe: Unterkieferwinkel bis oberer Augenrand 0,40 Meter. Höhe: vorn 1,10 Meter, hinten 1,5 Meter. Die Füße sind so kurz, daß der Bauch fast zur Erde reicht. Gewicht ca. 50 Ctr.

zusprechen. Als aber der letzte Tropfen eingegossen und es Zeit war zur Ruhe zu gehen, da stießen wir noch einmal herzhaft mit den hochgehobenen Zinnbechern an und riefen lachend laut aus einem Munde: „Das Leben bleibt doch schön!"

Falkenstein.

Aus der Hauptstadt.

Hochsommer in Berlin.

IV.

(Schluß.)

19. August.

Sein Ende ist nahe herbeigekommen. Längst schon zeigte er ein hippokratisches Gesicht. Bald hat ihn sein nasses Grab verschlungen und der Herbst tritt sein Erbe an.

Schon kehrt eine starke Fraction der, thörichter Weise vor ihm geflohen gewesenen Auswanderer aus ihren überflutheten Sommerquartieren zu uns zurück. Der Schulzwang der Kinder hat bereits so manche schmerzlich vermißte liebenswürdige Mutter genöthigt, ihren Wiedereinzug durch die umkränzte Thüre ihrer Berliner Wohnung zu halten. Schon thaten sich die Pforten der Kunsttempel am Schiller- und am Opernplatz knarrend wieder auf und schlossen damit die Aera des ungestörten kritischen Friedens. Bald sinkt die Sonne des Stralauer Fischzugtages, welcher für Berlin seit der Urväter Zeiten den Sommer officiell zu schließen pflegt, in das Dunstbett des westlichen Horizonts. Schon diese Nummer der „Gegenwart" zeigt jenes bedeutungsvolle „r" in ihrem Datum, welches zwar in der Seele des verfolgten und gehetzten Krebses die erste leise Hoffnung auf eine Periode des weniger bedrohten, stillen, friedlichen Daseins und Familienglücks erweckt, aber dafür die der Hasen und Rebhühner mit desto hoffnungsloserer Verzweiflung und der furchtbaren Gewißheit des fortan gänzlichen Aufhörens eines solchen für ihr ganzes Geschlecht erfüllt. An demselben nächsten Sonntag auch eröffnen sich wieder die Thüren des provisorischen Fachwerkbaues auf der Kunst- und Packhofinsel, und die „große akademische Kunstausstellung" beginnt, deren Anfang für Berlin mit dem des Herbstes identisch ist, welchem sie einen seiner fesselndsten, am allgemeinsten als solcher gewürdigten Reiz verleiht.

Da ich dem Hochsommer in unserer Stadt hier keine Nänie singen und keinen gefühlvollen Nachruf schreiben, sondern ihm sein Lob in's Antlitz sagen und alle seine erfreuendsten Züge und gefälligsten Eigenheiten, welche dazu berechtigen, nach der noch lebendigen Wirklichkeit schildern wollte, so ist es hohe Zeit, die letzten Striche an seinem Bilde zu thun und an ihm zu rühmen und von ihm zu erzählen, was mir noch zu rühmen und zu erzählen blieb.

Wohl bin ich mir bewußt, daß zu denjenigen Dingen, welche ihn uns so gerne ertragen lassen, indem sie ihn mit Annehmlichkeiten würzen, die wir da draußen in der Welt vergebens suchen, in erster Reihe der Zoologische Garten gehört: der Garten als solcher, als einer der schönsten, durch Natur und Kunst geschaffenen Parks; mehr noch als reichstes, vollständigstes, zugleich lehrreichstes und amüsantestes, lebendiges Museum der unausgestopften Thierwelt; und nicht am wenigsten als Concertgarten, als „zweimal wöchentlicher" Versammlungsort, Promenadenplatz, Revue- und Manöverfeld des Theils der schönen Welt Berlins, welche der Juli und August nicht entführt hat und der allerdings oft weniger schönen Fremde, welche dieselben Monate hierherführten. Aber dies uns so werthe, in seiner Art einzige Institut ist bereits in den sechs Jahren seines Bestehens in der gegenwärtigen Form nach allen diesen Seiten hin literarisch-feuilletonistisch und wissenschaftlich so gründlich bearbeitet, sein Lob und Preis ist so oft und in allen Tonarten und Weisen gesagt und gesungen worden, daß es, mit dem verewigten Rudolf Cerf zu reden, — „Säulen" nach Athen tragen hieße, wollte ich hier noch einen neuen Versuch der Schilderung des Allbekannten machen. Gerade meine Feder, welche vielleicht bereits am häufigsten dazu in Thätigkeit gesetzt wurde, hat in Folge dessen den stärksten Grund, sich gegen die Zumuthung zu sträuben, jene noch einmal wieder aufzunehmen. Freilich fehlte es doch nicht an wirklich neuen Gegenständen, welche der eingehenden Betrachtung und Schilderung in hohem Grade werth wären. Sie gehören ausschließlich dem zoologischen Gebiet an. Aber sie werden hoffentlich keinen Anspruch darauf erheben können, nur zur Verschönerung unseres Hochsommers beizutragen; werden fortfahren, wie in diesem und wie bereits im Mai und Juni, auch den Herbst und Winter hindurch und noch viel länger, den Männern der Wissenschaft, wie jedem philosophischen Kopf, jedem Naturfreunde und durchweg Jedermann aus dem Volke zu den interessantesten und vergnüglichsten Objecten des Studiums und der Beobachtung zu dienen. Es sind vor Allem die erst in diesem Jahre für den Garten erworbenen neuen Bewohner: der kalifornische Seelöwe, die Schildkröten- und Krokodilsammlung des verstorbenen Reptilien-Liebhabers und -Pflegevaters Herrn Effert; und das kostbare Geschenk der Herren Gebrüder Schönland (deren Namen als die der edlen Geber auf dem betreffenden Schilde des Käfiggitters etwas zu groß geschrieben sind: bei Unkundigen wird dadurch, wie ich bemerkt habe, oft ein thörichter Irrthum erzeugt): „unsre Orang-Utangs".

Jene Effert'schen Reptilien entziehn sich zwar vorläufig noch einigermaßen dem Blick der Menge. Man muß sie, wie die vom Fürsten Reichskanzler vor zehn Jahren creirten, „in ihren Höhlen aufsuchen", d. h. in ihren nahe der Wohnung jenes illustren Paares hinter dem Gitter aufgestellten, mit Wasser gefüllten Zinkbehältern, wo sie unter sich sind und sich in ihrer ganzen, nichts weniger als liebenswürdigen, natürlichen Eigenart zeigen und gehen lassen. Eine Schildkrötengesellschaft von diesem Reichthum an den merkwürdigsten und seltsamsten Gattungsvertretern existirt gegenwärtig an keinem zweiten Ort der Erde. Es sind unglaubliche, hier nie gesehene Bestien unter diesen Schildträgern. Der ungeheuren Menge ihrer lieben Verwandten, denen ich in Griechenland und in Afrika begegnet bin, war der charakteristische Familienzug der Schüchternheit und Aengstlichkeit so durchweg gemeinsam, daß sich mit dem Namen Schildkröte mir immer der Begriff eines vorzugsweise harmlosen Wesens verband. Hier aber finde ich Exemplare versammelt, welche diese ganze Vorstellung umstoßen: wilde, nicht nur fraßgierige, sondern böse, cholerische, wüthende Geschöpfe, die aus ihren Kiefern und Füßen sehr wirksame Instrumente ihres Jähzorns und ihrer Menschenfeindlichkeit zu machen wissen; ihren Vettern und Muhmen, den Nilkrokodilen und Kaimans nur zu ähnlich an Temperament, Neigungen, Gesinnungen und Manieren im Umgang mit Menschen. Dabei zeigen die großen wie die kleinen oft die seltsamsten Farben und Zeichnungen der Schilder; Körper oft von den sonderbarsten Eigenthümlichkeiten, wie das jener amerikanischen, welche ihren armen Kopf und Hals nicht wie die glücklicheren Geschlechtsgenossen einziehen und so unter dem Schilde bergen kann, sondern durch eine räthselhafte Laune der Natur genöthigt ist, beide nach links hin zwischen die beiden Schilder dicht an ihren Körper anzulegen. Die Frage an den Schöpfer nach dem Warum? bleibt unbeantwortet und der Schiefhalsigen nichts als der resignirte Trost der alten Burschenschaften von 1820: „Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt!" Das Gewimmel des Dutzends von jungen hoffnungsvollen Kaimans in ihrer einen gemeinsamen Familienwanne gewährt einen eben so grauenvollen wie humoristischen Anblick. Heißhunger, Egoismus, Neid, alle jene bösen Leidenschaften, die, zusammenwirkend mit der Liebe und deren Effecten ergänzend und regulirend, „den Bau der Welt zusammenhalten", treten in keinem anderen Raubthierkäfig und selbst in keiner menschlichen Wohnung in dieser Energie und reinen, unverfälschten Nacktheit und Wahrhaftigkeit auf, wie hier bei diesen kleinen,

jungen und doch in sich schon so fertigen Ungeheuern und ganzen Charakteren.

Bei jenen dickbäuchigen, braunrothhaarigen, dünnbeinigen und langarmigen, vierhändigen, boshaften Carrikaturen auf alles Menschenthum, dem Orang-Utangpaar, trat während der Hochsommerwochen, im Gegensatz zu jenen Nachbarn, gerade die Liebe, und keineswegs nur die geschwisterliche, in der überraschendsten Weise in den Vordergrund ihrer interessanten Lebensäußerungen. Und zwar in der gleichen himmlischen Naivetät und Unverhülltheit, wie Haß, Zorn, Neid und Gier bei der Reptiliengesellschaft. Die Freude in des Dr. Bodinus und aller Directoren Herzen war groß darob und der Mund ging ihnen über: eine geheimnißvolle Notiz wurde in die Zeitungen „glissirt“. Wer gönnte ihnen, dem unschätzbaren Paare und unserem Zoologischen nicht gerne die Erfüllung ihrer frohen Hoffnungen? Wir aber werfen besser einen Schleier darüber und verzichten gern darauf, hier in der „Gegenwart“ den bereits zu lüften, welcher bis jetzt noch die Zukunft und das künftige Glück dieser antropomorphen Familie verhüllt.

Nicht die mindeste zarte Scheu aber hält mich davon zurück, einen Zipfel von der Hülle aufzuheben, welche ein anderes interessantes Zukunftswesen noch bis zum 2. September vor den Blicken der Profanen deckt. Dies Wesen ist die große Kunstausstellung.

Bekanntlich wird in diesem Jahr der erste Versuch gemacht, eine solche nach nur einjährigem Zwischenraum der vorangegangenen folgen zu lassen. Es hat nicht an Prophetenstimmen gefehlt, welche ein sehr ungünstiges beschämendes Resultat derselben in sichere Aussicht stellten. Auch ich persönlich hatte, ich bekenne es aufrichtig, sehr geringe Hoffnungen in die Möglichkeit des Gelingens gesetzt. Inzwischen hat sich der akademische Senat durch unsere Bedenken nicht abhalten oder zurückschrecken lassen. Der Aufruf, die Einladung an die Künstler erfolgte. Und sie haben demselben in überraschendem Maß Folge geleistet. Während der vorigen Woche vom 13. bis zum 18. August hatte die Prüfungsjury die harte Aufgabe, sich durch circa 2000 eingelieferte Kunstwerke durchzuarbeiten und durch Abstimmung Angesichts jedes einzelnen darüber schlüssig zu werden, ob demselben der Zutritt gewährt oder verweigert werden sollte. Ich zähle es zu den interessantesten Genüssen dieses Hochsommers, unter der hier in den Galerien des Gebäudes noch chaotisch zusammengehäuften Menge von Gemälden, Zeichnungen, plastischen Arbeiten, architektonischen Entwürfen „ein bischen spioniren“ zu können. Auch wenn es für mich keine eigentlich verbotene Frucht ist, hat es doch etwas von dem Reiz einer solchen. Wer diese Jahresperiode nicht in Berlin verlebte, geht unter Anderem auch dieses Vergnügens verlustig. Im September findet er bereits Alles wohl gesichtet und geordnet an den Wänden und in den Sälen placirt, das ganz Schlechte, Lächerliche und Verwerfliche ausgestoßen und empfängt eben das und nichts Anderes, als was sich jeder Andere auch für 50 Pfennige Eintrittsgeld verschaffen kann. Eine noch gänzlich unfertige Kunstausstellung zu durchmustern aber hat ein ähnliches Interesse, wie das, welches uns die Besichtigung von Skizzen, das Zuhören und Anschauen von Schauspiel-, Opern- und Balletproben gewährt. Es ist ja neuerdings mehr und mehr in Mode gekommen, über letztere, über solche épreuve d'artiste- und avant la lettre-Drucke oder Aufführungen von Werken der dramatischen, musikalischen und tanzenden Kunst öffentlich zu berichten. So möge es gestattet sein und ist es vielleicht nicht ganz unwillkommen, auch über die sich erst vorbereitende Kunstausstellung und das, was sie uns bringen wird, einige indiscrete Mittheilungen schon vor ihrer Eröffnung zu machen.*)

Die ausländischen, nicht deutschen Künstler bewiesen dem Berliner Salon gegenüber stets eine entschiedene Gleichgültigkeit und Zurückhaltung. Das scheint sich noch immer nicht ändern zu wollen. Was ich von fremden, von jenseits der deutsch-östreichischen Grenzen gekommenen, Arbeiten in jener theils gegen die Wände gelehnten, theils provisorisch an denselben befestigten Bildermasse entdeckte, war zunächst ein großes historisches Bild von dem vortrefflichen Wauters, dem Belgier, ein recht leeres von de Biefve und ein neuestes Werk von dem bewunderten Alma Tadema. Das erstere stellt die Eidesleistung irgend einer jungen Königin oder Regentin des späteren Mittelalters auf irgend ein städtisches, staatliches oder kirchliches Statut, im Beisein des gebräuchlichen Aufgebots von Bischöfen, geistlichen und weltlichen Würdenträgern und Magistratspersonen in festlichen Trachten dar, ist in einem hell gestimmten, klaren, harmonischen Ton mit jener gesunden Kraft, jener Größe der Behandlung gemalt, die man bei Wauters ebenso gewohnt ist, wie den schlichten Adel, die ernste, charaktervolle Schönheit und Würde der Gestalten und Köpfe, die denn auch dies Bild nicht minder auszeichnen.

Alma Tadema erscheint höchst befremdlich durch Gegenstandsart und Maßstab der Darstellung. Wir sehen ihn lieber in Bildern von kleinem Umfang oder mittlerer Größe sein herrliches Talent offenbaren, als in lebensgroßen Gestalten. Lebensgroß aber ist das gänzlich nackte, einen hohen Palmzweig gegen den Boden stützende junge, schöne Weib, das er hier als lebendes Modell für eine Marmorstatue in gleicher Stellung in der Werkstatt eines antiken, römischen oder hellenischen Bildhauers malte. Man sieht diese klassisch geformte Gestalt ganz in der durchaus hüllenlosen Vorderansicht, deren Schattenton durch sonnigen Reflex zum lichten, goldigen Helldunkel verwandelt wird, in einer Pose voll schlichter, natürlicher, ruhevoller Anmuth. Der Bildhauer steht viel tiefer als ihr erhöhter Standpunkt (ein hölzernes Faß scheint den Modelltritt zu bilden) und weiter zurück, aufmerksam die Rückseite seines Modells studirend, um dann danach an seiner im Mittelgrund sichtbaren Statue zu arbeiten. Eine mit marmornen Reliefs bedeckte Wand bildet den Fond.

Der Bedarf jeder Kunstausstellung an weiblichen Nacktheiten wird auf der bevorstehenden außer durch Alma Tadema durch Philips und besonders durch einen Berliner Maler, Norbert Schrödl, befriedigt, der das kühne Wagestück unternommen hat, einen Sabinerinnen- oder, ganz allgemein, Frauen- und Mädchenraub im heroischen Zeitalter in einem Bilde von vierzehn lebensgroßen nackten Gestalten zu malen. Mit noch leichterer Hand, in decorativem Stil hingemalt, ist von demselben Künstler eine nackte, symbolische Frauengestalt lichtesten Tones, welche kaum noch mit der Fußspitze auf dem hohen Sockel einer Säule haftend, weit abgebogenen Leibes mit hochgestreckter Hand nach einer vor ihr schwebenden Seifenblase greift.

Unter den von ausländischen Künstlern eingesendeten Arbeiten dürfte dem prächtigen Porträt Richard Wagners, einer ganz originell behandelten lebensgroßen Pastell- und Aquarellzeichnung des in London lebenden, bekannten, sehr begabten Malers Herkommer, ein großer Erfolg mit Gewißheit vorher zu sagen sein. — Von den Wienern hat Angeli das Bildniß des Prinzen Friedrich Karl, das einer vornehmen älteren Dame, von außerordentlicher Feinheit des fast farblosen Tones und intimem Leben des Ausdrucks, und das eines bärtigen Cavaliers gesendet; Rudolf Alt eine Reihe von Aquarellbildern italienischer Architekturen von einer Wahrheit, Schönheit und Kunstvollendung, die unübertrefflich genannt werden könnte, wenn Adolf Menzel nicht gleichfalls mehrere seiner derartigen wundervollen Aquarellen-interieurs einiger süddeutscher und tirolischer Kirchen (neben noch manchen anderen) ausgestellt hätte.

München und Düsseldorf haben sich sehr eifrig an der Ausstellung betheiligt. Auch Weimar, Karlsruhe und Königsberg sich nicht zurückgehalten. Berlin aber beanspruchte, wie zu erwarten war, den größten Platz in den Galerien.

Unter den Münchenern stehn diesmal in erster Reihe Flüggen mit dem Bilde jener Beglückwünschung und Beschenkung der Augsburger Patriciertochter vor der Hochzeit, das in der vorjährigen deutschen Ausstellung zu München als vielbegehrter Hauptgewinn für die Ausspielung von Objecten der letzteren

*) Die Berichte über die Kunstausstellung werden, da Professor Gustav Floerke, welcher die früheren Ausstellungen für die „Gegenwart“ besprochen, diesen Herbst in Italien verbringt, von Herrn Professor C. E. Doepler für unser Blatt geschrieben werden. D. R.

erworben wurde; und Friedrich A. Kaulbach mit dem ebendaselbst durch die höchsten Ehren ausgezeichneten Bildniß einer jungen Nonne Johanna Lohmeyer und einer Lautenspielerin. Schneider malte eine dramatisch bewegte romantische Scene aus den glänzenden Tagen Venedigs: Zweikampf zweier junger Nobili des 15. Jahrhunderts von Gondel zu Gondel. Faber du Faur und Emelé sandten Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege; jener einen feurig und stürmisch bewegten, rasend dahinbrausenden Todesritt französischer Chasseurschwadronen, mit einer ähnlich stürmischen Wuth gemalt, wie bewegt; dieser das in Haltung und Ton wenigstens meisterhafteste Schlachtbild der Ausstellung: die winterliche Schlacht bei Dijon. — Von dem Griechen Gysis entdeckte ich ein sehr originelles Sittenbild aus seiner Heimat: eine Kinderverlobung. — Aus der Schule Laibls, des Schwarzmalers in München, muß Trübner hervorgegangen sein. Hier stellt er ein lebensgroßes männliches Bildniß in ganzer Figur, einen Titanensturm in desto kleineren Gestalten, eine wilde Jagd und eine an sehr geschwärzten Fleischtönen und recht unschönen Gliedern leidende, völlig unbekleidete Dame aus, welche in einem Maleratelier an einem Schränkchen stehend uns die Rückseite zeigt, während sie einen Todtenschädel betrachtet.

Unter den Düsseldorfer Einsendungen schien mir besonders ein Bild von Bokelmann ersten Ranges durch die Charakteristik des Vorgangs und der einzelnen Gestalten, wie durch Ton und Machwerk: Scenen vor dem Hause einer bankrott erklärten und geschlossenen Volksbank. Bendemann sendete ein großes Bild der Penelope, Nachts gramvoll auf ihrem Lager sitzend und des Gatten gedenkend, ein. Vautier malte das Vorzimmer eines Standesbeamten mit den fein und humoristisch geschilderten Gruppen der seine Amtsthätigkeit Beanspruchenden. — Hünten und Kolitz entlehnten dem französischen Kriege ihre Gegenstände. Jener malte in großer Lebendigkeit den Kürassierangriff bei Reichshofen; dieser mit der ihm eigenen furchtbaren, düstern und ergreifenden Kraft eine blutige Einzelscene aus jenen Kämpfen in lebensgroßen Gestalten. Unter den Düsseldorfer Landschaftern erscheint Oswald Achenbach mit einer Reihe von Bildern aus italienischer Natur wieder im frischesten und berückenden Glanz. Berlin rückt vollzählig mit seinen besten und seinen bekannteren Namen in den Wettkampf ein.

Menzel stellt nur ein kleines Oelbild, acht Aquarellen und Zeichnungen aus — aber welche unvergleichlichen Werke des Geistes und der Kunst! Von G. Richter wird das von ihm für Breslau gemalte große meisterliche Bildniß Kaiser Wilhelms in ganzer Figur, in der Uniform der Breslauer Kürassiere, noch erst von dort her erwartet. Selbstverständlich bildet — im letzten großen Oberlichtsaal aufgestellt — A. v. Werners Bild der Kaiserproclamation zu Versailles eines der auch räumlich größten Hauptstücke dieser Ausstellung. Paul Meyerheim tritt wahrhaft imponirend schon durch die Masse seiner diesmal eingelieferten Arbeiten auf: fünf große decorative Thierbilder; das mit noch mehr als nur künstlerischer inniger Liebe ausgeführte lebensgroße Bildniß seines Vaters Eduard Meyerheim in ganzer Figur an der Staffelei sitzend; einen Löwen; den Modellsaal einer Affenakademie, deren Schüler nach einem Act stehenden Orang-Utang unter der trefflichen Anleitung des würdigsten Professors studiren; eine Aquarelle: der Ameisenbär des zoologischen Gartens. Gussow kann sicher sein, mit den beiden großen Bildern, die er neben dem vorzüglichen und mit Recht bewunderten Bildniß der alten Dame, das wir bereits im Künstlerverein sahen, ausstellt, einen ähnlichen Sturm leidenschaftlicher Zustimmungs- und Ablehnungserklärungen zu entfesseln, wie im vorigen Jahre durch das „Kätzchen" und den „Blumenfreund". Knaus ist nur durch ein kleineres Genrebild, „das gepreßte Modell", voll liebenswürdigen Humors vertreten. Von Biermann, Kraus, Gräf, Paulsen, Begas, Eckwall, Hübner, Feckert, fand ich manches meisterliche Bildniß bereits sichtbar an den Wänden stehen; von Bleibtreu die Scene der Verkündigung des Sieges von Gravelotte in einem Bilde von prächtigem Flammenbeleuchtungsaffect dargestellt; von W. Gentz die poesievolle Schilderung der Heilprocedur eines arabischen Wunderdoctors, der einer schönen jungen Patientin einen allheilenden Koranvers in die Hand malt; ein Bild von erstaunlicher Detaildurchführung. Carl Becker sandte zwei große historische Genrebilder in bekannter Art, von reichem vollem Farbenklange ein. Von Amberg, Breitbach, Ehrentraut, v. Heyden, O. Heyden, Conrad Lüben entdeckte ich manches treffliche, ernste und heitere Werk, nach dessen näherer Bekanntschaft diese flüchtige Schau mir Verlangen erweckte. Unter den Landschaften fielen mir mehrere Arbeiten von Julius Jacob, vor Allem ein Schloßpark im ersten Frühling durch die außerordentliche Wahrheit, Eigenartigkeit und Energie der Auffassung und Malerei auf.

In der plastischen Abtheilung sah es noch chaotisch genug aus. An zerbrochen angelangten Gypsabgüssen wurde eifrig reparirt und geflickt. Eine Schöpfung von der Größe, Genialität, Kühnheit und Meisterschaft wie im vorigen Jahre der Sabinerinnenraub von Reinhold Begas fand sich jedenfalls nicht unter den aufgestellten. Dieser hat sich begnügt, nur eine Marmorbüste, die der blonden schönen Frau Hopfen, einzusenden. Das Gypsmodell kennt unser Publicum von der letzten Ausstellung her. Aber diese Ausführung desselben ist wie eine ganz neue Schöpfung, und eine schlechthin unvergleichliche. Sie geht, was die Beseelung des starren kalten Gesteins mit warmem, athmendem, fühlendem Leben, mit persönlichem Geist, die Wandlung des Steines in zartes blühendes Fleisch, seidige Haut, krausendes Haar, und das lichtfarbige leuchtende Email des Auges betrifft, noch über das Beste hinaus, was selbst dieses Meisters Kunst bisher gelang.

Auf Vollständigkeit will und kann diese kaum erlaubte, flüchtige Durchmusterung der zur Ausstellung eingegangenen Arbeiten selbstverständlich keinen Anspruch machen. Eine genaue und kritische Revue bleibt ihnen ja in den September- und Octobernummern auch dieser Blätter vorbehalten. Der letzte Genuß, den der Hochsommer bietet, ist in Berlin wie überall nur ein Vorgeschmack der Gaben des Herbstes.

Ludwig Pietsch.

Dramatische Aufführungen.

„Graziella" (La petite mariée).

Komische Operette in 3 Acten von Leterrier und Vanloo. Deutsch von Karl Treumann, Musik von Charles Lecocq.

Wenn ich „la petite mariée" nicht im Original schon gekannt hätte, so würde es mir mit der Treumann'schen Bearbeitung voraussichtlich ebenso ergangen sein wie den meisten Zuschauern, die am 23. August der ersten Aufführung von „Graziella" auf der Bühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters beiwohnten: ich würde das Stück wahrscheinlich gar nicht verstanden haben. Der lustige Karl Treumann, der inzwischen das Zeitliche gesegnet hat, ist diesmal nicht glücklich gewesen. Mit diesem Ausspruch, dessen übertriebene Milde durch den vor wenigen Monaten erfolgten Tod des Bearbeiters entschuldigt werden mag, wollen wir über die deutsche Bearbeitung hinweggehen. Die Geschichte, wie wir sie aus dem französischen Textbuche erfahren, ist folgende:

Zu einer Zeit, die schwer zu bestimmen ist — nach unserer deutschen Aufführung ist sie überhaupt gar nicht zu bestimmen, denn der Zettel sagt 16. Jahrhundert und das Textbuch 14. Jahrhundert, während sich die „historischen" Costüme in anmuthiger Freiheit in dem Zeitraum der letzten drei Jahrhunderte bis auf das Jahr 1877 herumtummeln, die meisten aber gar keiner Zeit angehören und sich einzelne sogar, wie z. B. das des San Carlo, im Geschmack etwas zu sehr an die der Kugelläufer und Jongleurs in der „Walhalla" anlehnen — zu dieser fabelhaften und unbestimmbaren Zeit also herrscht über das Fürstenthum Bergamo ein sehr gemüthlicher Podesta Namens Rudolfo. Dieser Podesta hat eine Frau gehabt, die es mit der ehelichen Treue nicht allzu genau genommen zu haben scheint. Sie hat auch namentlich an dem Günstling ihres Mannes, an dem jungen Edelmann San Carlo ein übertriebenes Wohlgefallen gefunden; San Carlo ist seinerseits nicht unempfindlich geblieben, und eines schönen Tages hat der Podesta die

Beiden in einem Austausch der Zärtlichkeiten überrascht, welcher den berechtigten Unwillen eines legitimen Eheherrn hervorzurufen geeignet ist. Wenn dergleichen in einem französischen Stücke passirt, so pflegt das blutige Folgen zu haben; einer der drei Betheiligten, der Mann, der Geliebte oder die treulose Gattin müssen dann gewöhnlich durch ihren Tod den Ernst des Ereignisses veranschaulichen; diesmal aber hat die Sache einen weniger tragischen Ausgang. Der Podesta ist wie gesagt ein gemüthlicher Mann; er tödtet weder einen der Schuldigen noch setzt er seine Brust den zweifelhaften Chancen einer kitzelnden Degenspitze aus; er begnügt sich seinem Freunde San Carlo, dem er die Freundschaft nicht einmal entzieht, Folgendes zu sagen: „Augenblicklich hast Du mir einige Unannehmlichkeiten bereitet, aber warte nur, die Reihe kommt auch einmal an Dich. Du bist ein hübscher netter Bursche, Du bist noch jung; nach menschlicher Berechnung wirst Du Dich eines schönen Tages verlieben, und da Du guten Geschmack hast, wirst Du wahrscheinlich eine schöne Braut finden. Tritt dies Ereigniß ein, so wird für mich die Stunde gekommen sein, mich mit Dir auseinanderzusetzen. Ich bin, wie Du weißt, der Herrscher dieses Landes, ich habe alle Macht in Händen und ich werde diese Macht dazu benutzen, um Dir die ersten Flitterstunden gründlich zu verderben. Ich werde Dich gewaltsam von Deiner Braut entfernen und mich ihr gewaltsam nähern, und dann werde ich Dir die Freundlichkeiten, die Du mir auf indirectem Wege erwiesen hast, mit Zinsen zurückzahlen."

Und richtig, es geschieht, wie der Podesta es vorausgesehen hat. San Carlo lernt in einem Dorfe in der Nähe von Bergamo ein entzückendes Mädchen, Graziella, die Tochter des Marchese Casteldemoli kennen, er verliebt sich in sie, sie verliebt sich in ihn, und er beschließt, sie zu heirathen. Die Hauptschwierigkeit ist, wie sich dies von selbst ergibt, nun die: daß die Heirath im tiefsten Geheimniß vollzogen werde, damit der Podesta seine unangenehmen Pläne nicht ausführen könne. San Carlo fingirt daher eine Krankheit, um seine Abwesenheit vom Hofe auf einige Zeit zu rechtfertigen; aber diese Nothlüge schlägt gerade zu seinen Ungunsten aus, denn der Podesta, der an San Carlo ein wirkliches freundschaftliches Interesse nimmt, macht sich auf den Weg, um den Kranken aufzusuchen und findet ihn in dem Augenblicke, als die Trauung vollzogen ist, an der Seite seiner jungen Frau. San Carlo ist genöthigt, das Netz seiner Lügen immer weiter zu spinnen. Er behauptet also, der Trauung nur als Zeuge beigewohnt zu haben, und bezeichnet als Graziellas Mann den eigentlichen Trauzeugen, einen lächerlichen Baron Rafael von Montefiasco, der mit einer eifersüchtigen und sehr energischen Dame, Lucrezia, verheirathet ist. Graziella hat dem Podesta ausnehmend gefallen, und dieser hat den Wunsch, die schöne junge Frau in seiner Nähe zu haben. Er ernennt also ihren angeblichen Gatten, den Baron von Montefiasco, zum Capitain seiner Leibgarde und Graziella zu seiner Vorleserin. So ziehen denn die Drei vereint nach dem Palast von Bergamo, gefolgt von den eifersüchtigen Gatten, von San Carlo und der Dame Lucrezia. Nach allerhand mehr oder minder ergötzlichen Zwischenfällen bekommt der Podesta die Wahrheit heraus und steht im Begriff, die angedrohte Rache auszuführen; aber Graziellas unschuldsvolle Arglosigkeit, ihre Liebe und Tugend entwaffnen ihn, und die ganze Verwicklung löst sich in freundlichster Weise.

Zu diesem Libretto, das in den Voraussetzungen hübscher ist als in der Durchführung, hat Charles Lecocq eine Partitur geschrieben, die neben vielen trivialen auch viele reizende Sachen enthält. Die Lecocq'sche Musik ist vor allen Dingen ungleich sorgfältiger, redlicher möchte ich sagen, als die dreiste Nonchalance, die sich den musikalischen Bummelwitz namentlich in den sonderbar verzwickten und packenden Rhythmen zum obersten Gesetz gemacht zu haben scheint, als die allerdings sehr geschickte und lustige Unverfrorenheit, wie sie in den letzten Operetten von Jakob Offenbach fast ausschließlich herrscht. Lecocq hat noch immer unter dem beispiellosen Erfolge der „Mamsell Angot" zu leiden. Es ist ja ganz richtig, daß er die merkwürdige Frische, Lebendigkeit und Ursprünglichkeit dieser allerliebsten Operette nicht wiedergefunden hat; aber man darf doch nicht übersehen und muß es sogar anerkennen, daß er namentlich in „Graziella" ernsthafte Anstrengungen in der Richtung auf das wirklich Musikalische hin gemacht, daß er sichtlich auf ein höheres Niveau sich zu erheben versucht hat, und zum Theil sogar mit entschiedenem Glück. Sein Orchester ist mit Aufmerksamkeit, mit Fleiß und Geschick behandelt; es ist bisweilen sogar ganz interessant. Die Ensemblenummern sind gut und gewissenhaft gegliedert, in der Melodik zeigt sich wenigstens der rühmliche Vorsatz, dem Gassenhauer, dem Offenbach geradezu nachläuft, aus dem Wege zu gehen.

In der Partitur der „Graziella" ist ohne Zweifel weit mehr der Einfluß der deutschen Spieloper als der der französischen Operette, wie sie sich unter dem zweiten Kaiserreich herausgebildet hat, wahrzunehmen. Das Duett im zweiten Acte zwischen Graziella und dem Podesta, „die Nachtigall", würde in einer guten komischen Oper, sogar höheren Stiles, ganz am Platze sein; und das Lied des Podesta im letzten Acte, „So gibt es keine mehr", könnte sich in einer Lortzing'schen Spieloper mit Ehren behaupten.

Daneben hat der Componist allerdings auch leider der Geschmacklosigkeit allerhand Concessionen gemacht. Es fehlt weder an den bewußten unruhig und hastig trippelnden Rhythmen, noch an den in Cafés chantans so beliebten musikalischen Illustrationen eines „hop, hop, hop", „klipp und klapp" rc. Die Mitwirkung eines idioten Stummen im Quintett, der allerhand unarticulirte Laute ausstoßen muß, wäre auch besser unterblieben. Mit solchen burlesken Scherzen, aus denen eine traurige Gebrechlichkeit hervorschaut, erzielt man niemals ein frankes herzliches Lachen. Auch einige allzu starke Anklänge an den Offenbach der guten Zeit, namentlich an „Orpheus" (der Refrain des Trinkliedes im letzten Acte ist eine vollkommene Reminiscenz des Duetts zwischen Eurydice und Jupiter als Fliege im letzten Acte des „Orpheus") hätten vermieden werden sollen; allerdings braucht sich Lecocq nicht gerade zu geniren, um Offenbach einige Kleinigkeiten zu entlehnen, da dieser in seinen letzten Opern die rücksichtslosesten Anleihen bei Lecocq gemacht hat.

Diese Verschmelzungen von guten und schlechten Elementen, die wir bedauern müssen, hat den ungewöhnlichen Erfolg der „petite mariée" in Paris vielleicht gerade gefördert. Derselbe ist durch eine nicht uninteressante Notiz, die vor längerer Zeit im „Figaro" gestanden hat, ziffernmäßig belegt worden; und da diese Notiz einen zuverlässigen Einblick in die Verhältnisse eines französischen Erfolges gewährt, so will ich sie hier wiedergeben. Ich bemerke zuvor, daß die Operette von Lecocq in dem kleinen Theater de la Renaissance zum ersten Mal am 21. Dec. 1875 gegeben worden ist. Am 29. März 1876 war die hundertste Vorstellung, und bis dahin betrugen die Einnahmen 365,000 Francs; also die durchschnittliche Abendeinnahme war 3650 Francs. Von dieser Summe bezog Lecocq 21,900 Francs und jeder der beiden Librettisten 10,950 Francs für die ersten hundert Abende. Im Ganzen hat das Stück den Autoren etwa das Doppelte in Paris eingebracht. Bei uns wird der Erfolg hinter diesen erheblichen Verhältnissen allem Anschein nach weit zurückbleiben, und daran sind die Bearbeitung, die Darstellung und Inscenirung gleichermaßen schuld.

Da wir über die Bearbeitung nachsichtiges Schweigen bewahren wollen, soll hier nur von den beiden letzteren Hindernissen eines vollkommenen Erfolges die Rede sein. Für die Darstellung der Titelrolle hat man an der Friedrich-Wilhelmstadt ein blutjunges Mädchen ausersehen, Fräulein Kopka, das vor einigen Monaten auf einer der bescheidensten Berliner Bühnen mit ungewöhnlichem Glück debütirt hat. Fräulein Kopka, über deren Alter die Angaben zwischen 16 und 18 Jahren schwanken, ist in der That ein sehr talentvolles junges Mädchen mit einer hübschen Stimme und einer hübschen Erscheinung. Eine weise Schulung, eine sorgsame Pflege könnten sicherlich aus dieser vielversprechenden Anfängerin eine recht tüchtige Künstlerin herausbilden. Anstatt dessen hat man ohne Rücksicht auf das Alter und die naturgemäß ungenügende Ausbildung das junge Mädchen sofort möglichst vortheilhaft für die Bedürfnisse der Bühne zu verwerthen gesucht und Fräulein Kopka eine große Partie übertragen, der sie durchaus nicht gewachsen ist, und unter deren Last das liebenswürdige Talent grausam herabgedrückt und an der Entfaltung verhindert wird. Daß wirkliches Talent da ist, erkennt man gleichwohl. Einzelne Momente, wie z. B. die Beschämung des Podesta durch einen vielsagenden Blick, gelangen ihr sogar vollkommen; aber Alles in Allem sieht man doch überall noch das unfertige, unbeholfene, unsichere Umhertasten. Die noch nicht ausreichend befestigte Stimme parirt nicht immer und weist Schwankungen in der Intonation auf; die Darstellerin weiß noch nicht recht, wie sie die Pausen durch stummes Spiel ausfüllen soll — mit einem Worte: man erkennt eine schöne Begabung und beklagt die ungenügende Ausbildung. Die Rolle der Graziella ist aber weitaus die wichtigste und die den Erfolg entscheidende. Die übrigen Darsteller, namentlich das lustige Paar Girardi und Fräulein Schmidt, wie die Herren Swoboda und

Brandt in den gesanglich wichtigeren Partien des San Carlo und des Podesta verdienen eine anerkennende Erwähnung.

Bisher hat das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater eine Ehre darein gesetzt, die Operette durch Ausstattung und Inscenirung zu heben. Der Regie des Herrn Tetzlaff sind daher auch früher z. B. gelegentlich der Operetten „Cagliostro", „Fatinitza", „Seecadet" rc. an dieser Stelle die wärmsten Complimente gemacht worden. Um so weniger braucht man jetzt nach beschönigenden Worten zu suchen, um einen ernsten Tadel über die Inscenirung von „Graziella" auszusprechen. Ueber die Costüme habe ich schon zu Anfang einige Worte gesagt. Es ist eine wahrhaft ungeheuerliche Zusammenstellung von Trachten aus drei, vier Jahrhunderten. Eine Bühne, die den Anspruch erhebt, in ihrer Specialität eine erste Stelle in Deutschland einzunehmen, sollte doch nicht dulden, daß in einem Costümstücke, mag es nun im 16., 17. oder 18. Jahrhundert spielen, im Chor einige Damen in grauen Reisekleidern auftreten, in ganz modernen Kleidern, die direct aus dem Magazin von Hertzog zu stammen scheinen und bei deren Anblick man Angst hat, daß die dem Käufer vom Verkäufer bewilligte Prämie in Gestalt eines kleinen Almanachs für das Jahr 1878 aus der Tasche fällt. Und was ist das für ein Scherz, daß man in Bergamo unter der Firma von Reisenden eine ganze Reihe von Bergschotten in der ebenso kleidsamen wie wohlfeilen Tracht ihrer Heimat auf die Bretter bringt, — Bergschotten in allen Dimensionen vom Großen bis zum Kleinen, die im Gänsemarsch vorüberziehen? Man braucht doch keine archäologischen Studien zu machen, um zu wissen, daß weder im 14. noch im 16. Jahrhundert Bücher in den beliebten rothen Calico des Bädeker gebunden zu werden pflegten. Es kamen auch noch andere störende Verstöße vor. Im zweiten Acte, welcher im Garten des Podesta spielt, soll die verliebte Stimmung durch das gefährliche Halbdunkel begünstigt werden. Die Verfasser haben sich da eine poetische Beleuchtung gedacht. Der Podesta lockt Graziella in die dunkle Rosenlaube; Graziella widersteht, und während die Nachtigall singt und der Mond aufgeht, liest sie ganz situationsgemäß eine Geschichte von der Nachtigall im Mondenschein. Bei unserer Aufführung blieb die Bühne hell und wurde als der Mond hervorbrechen sollte, nur noch etwas heller durch das so beliebte elektrische Licht beleuchtet. Alles das sind Kleinigkeiten; aber solche Kleinigkeiten können den Erfolg erheblich schädigen, und ich glaube, sie haben ihn geschädigt. Gleichwohl fand das Stück im Ganzen eine recht freundliche Aufnahme, einzelne Nummern wurden sogar außerordentlich lebhaft beklatscht.

Paul Lindau.

Notizen.

Die neuesten Schriften von Karl Braun-Wiesbaden.

Wie wir kürzlich lasen, hat irgend einer der zahlreichen Vereine, welche sich um die moralische oder die intellectuelle Veredelung des Menschengeschlechts im Allgemeinen und des deutschen Volkes in's Besondere verdient zu machen bestrebt sind, einen Preis auf das beste Feuilleton ausgesetzt. Die Herren scheinen eine sonderbare Vorstellung von den Aufgaben der Tagespresse zu haben. Ihre Preisaufgabe rief mir jenen berühmten Criminalisten (Mittermaier) in's Gedächtniß, der sich einmal auf eine Stunde in ein Zellengefängniß einsperren ließ, um die Wirkungen der Einzelhaft auf das menschliche Gemüth an sich selbst zu studieren. Aber eine einstündige Vereinsamung ist ebensowenig ein Theil der Einzelhaft, als ein einstündiger Hunger einen Theil des Hungertodes bedeutet. Ein bestes Feuilleton beweist auch keineswegs, daß es vom besten Feuilletonisten komme; dagegen hat es sicherlich große Feuilletonisten gegeben, die niemals ein eigentliches Feuilleton geschrieben haben. Wenn das Feuilleton im engeren Sinne etwa nichts Anderes sein soll, als eine humoristische Variation auf ein zeitgemäßes Thema, so sehe ich dessen Nothwendigkeit nicht ein; dann hätte es, gleich den Witzblättern, seinen Beruf nur noch da, wo das directe Aussprechen politischer Wahrheiten durch freiheitswidrige Einrichtungen erschwert ist. Das Feuilleton in dem höheren Sinne, als ein wesentlicher Bestandtheil einer ausgebildeten Journalistik, bezweckt nicht die Erheiterung gelangweilter Leitartikelleser; seine Aufgabe ist vielmehr die Erweiterung des Horizontes des Publicums durch die culturgeschichtliche, ethnographische, philosophische Commentirung der Zeitgeschichte. Der Leitartikelschreiber muß bei der Stange bleiben, der Feuilletonist entfernt sich scheinbar von den spannenden Gegenständen der allgemeinen Aufmerksamkeit, um dieselben und was mit ihnen zusammenhängt besser zu beleuchten, den inneren Zusammenhang der Dinge nachzuweisen. Hiezu bedarf es weniger der Vertiefung in's Detail, als einer umfassenden allgemeinen Bildung, viel gesunden Menschenverstandes und eines durch Erfahrung gereiften Sinnes. Nach diesen Maßstäben gehört Karl Braun zu unseren allerersten Feuilletonisten, und seine wahrhaft erstaunliche Productivität ist auch ein wesentliches Merkmal dieser Begabung, die bei ihm als eine glückliche Naturanlage sich äußert. Das deutsche Publicum ist undankbar gegen solche Leistungen; es will eben durchaus gelangweilt sein, und wenn es auch weniger dabei lernen sollte. Aber es hat von Alters her einen dunklen Respect vor schweinsledernen Folianten, unverdaulichen Deductionen und jenen akademischen Tiefsinnigkeiten, die, in blankes Deutsch übersetzt, sich als abgetretene Gemeinplätze offenbaren. Indessen vermitteln die Verleger unserem Freunde Braun die Anerkennung eines großen Theiles der Leserwelt in einer nicht anzuzweifelnden Weise.

Was unter Brauns zahlreichen neueren und neuesten Publicationen vorzugsweise diese Betrachtungen veranlaßt hat, sind einige in Buchform erschienene Sammlungen des fruchtbaren Autors. Da liegen zunächst zwei Bände vor uns, unter dem gemeinsamen Titel:

Zeitgenossen. Erzählungen, Charakteristiken und Kritiken. Gesammelte Feuilletons. (Braunschweig bei Vieweg, 1877.)

Das sind zum großen Theil Momentbilder, aber um so werthvollere Vorarbeiten zur Culturgeschichte unserer Zeit. Es ist kaum möglich, über solche Sammlungen eine regelrechte Kritik zu schreiben, wenn man nicht jeder einzelnen Darstellung entweder einen empfehlenden Begleitschein geben oder einen Widerlegungsversuch anheften will. Die Aufgabe der Kritik kann hier nur darin bestehen, das lesende Publicum auf die interessante und nach vielen Seiten anregende Sammlung aufmerksam zu machen, und dazu genügt im Grunde schon der Name des Verfassers. Die Zusammenstellung ist übrigens keine rein zufällige, denn in dem feuilletonistischen Schaffen eines so bedeutenden Publicisten ist an sich schon durch die Anknüpfung an die Zeitereignisse der innere Zusammenhang gegeben.

Der erste Band der „Zeitgenossen" beschäftigt sich vorzugsweise mit großen oder bekannten Persönlichkeiten. Da werden aus unserer vorletzten politischen Vergangenheit, die zum Glück schon recht weit hinter uns zu liegen scheint, Figuren herausgegriffen, deren Beleuchtung den besten Commentar zur Zeitgeschichte liefert; z. B. wenn Braun aus dem deutschen Flüchtlingsleben den Athenienser Heine neben den Spartaner Mathy stellt, oder von den verschiedenen deutschen Rechtsbodenvertheidigern den Preußen Hermann von Beckerath und Friedrich Oetker, den Führer der kurhessischen Verfassungspartei, in ihren verschiedenartigen Lebensläufen vor unseren Augen vorüberziehen läßt. Dann treten uns die Gestalten des neuen Reiches in Bismarck, Delbrück, Graf Münster entgegen. Der verblendete Gelehrtenhochmuth unseres Professorenthums wird in Gervinus gegeißelt, die politische Unsicherheit und die wissenschaftliche Halbdenkerei in Schäffle, der in Württemberg Professor, in Oestreich Minister gewesen und nun nach wenig Jahren schon bei Lebzeiten fast vergessen ist.

Der zweite Theil der „Zeitgenossen" bewegt sich durchweg um das Jahr 1870, diesen Mark- und Merkstein der Weltgeschichte. Da wird von dem welterfahrenen Verfasser schon vor dem Ausbruche des Krieges dem Bonapartismus das Horoskop gestellt und an dem „Kinde Frankreichs" die napoleonische Tronfolgeordnung geprüft. An die Betrachtungen „bei der Asche Napoleons III." schließt sich eine Kritik des französischen Legitimismus, zu welcher der letzte gescheiterte Fusionsversuch der beiden bourbonischen Linien den natürlichen Anlaß bot. Dann eine Episode aus den kriegerischen Evolutionen zur See des Jahres 1870, und eine an Friedrich Hecker verübte, äußerst treffende Kritik des in amerikanische Rohheit umgesetzten Radicalismus von 1848. Daran knüpft sich naturgemäß eine Darstellung der gediegenen Leistungen unseres Friedrich Kapp, welcher, wie kein Anderer, das Verständniß Amerikas uns erschlossen hat. Noch ist zu empfehlen ein höchst interessantes Fragment aus der Geschichte des Menschenhandels deutscher Fürsten im vorigen Jahrhundert. („In's heiße Afrika.") Die Mannigfaltigkeit des Dargebotenen schützt an sich schon vor Ermüdung.

Ein neuestes Werk des fleißigen Verfassers, das mehr aus einem Guß ist, stellt sich als der dritte Band seiner Türkischen Reise (Stuttgart bei Auerbach, 1877) vor. Hier ist außerordentlich viel belehrender Stoff aufgespeichert. Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, von denen der erste die internationalen Rechtsbeziehungen der Türkei analysirt. In wahrhaft mustergültiger Weise wird hier das alte türkische Fremdenrecht im Zusammenhang mit der Geschichte der Capitulationen ziemlich ausführlich geschildert und dann auch dargethan, inwiefern diese Capitulationen, auf welchen die Gerichtsbarkeit der Consuln beruht, sich überlebt haben und den zeitgenössischen Zuständen nicht mehr entsprechen. Diese Gedankenfolge führt den Verfasser zur Besprechung der neuerdings durch Staatsverträge in Aegypten eingeführten „internationalen Gerichte für gemischte Processe" und zu einer Zusammenfassung von Reformvorschlägen, die viel Gesundes enthalten, aber hier nicht weiter erörtert werden können. Wenn es wieder praktisch sein wird, diese Fragen vorzunehmen, und von welchem Ausgangspunkt man sie dann anzufassen hat, ist im gegenwärtigen Augenblicke ohnehin nicht zu überblicken. Die „Postalischen Zustände in der Türkei" werden, so primitiv, wie sie sich aus den allgemeinen dortigen Verhältnissen gestalten, nach eigenen Erlebnissen des Verfassers lebendig geschildert.

Den umfangreichsten und ausführlichsten Theil dieses Bandes bilden die „Türkisch-serbischen Unterhaltungen in den Herkulesbädern zu Mehadia" (Herbst 1876), in welchen der Verfasser einen alten ungarischen Edelmann redend einführt und mit ihm die neuere Geschichte Serbiens durchspricht. Der Verfasser steht bekanntlich in der orientalischen Frage den magyarischen Anschauungen näher als den slawischen, hat auch diesen Band seinem Freunde Moriz von Jókai gewidmet. Indessen braucht man, um anderer Ansicht zu sein als Braun oder seine ungarischen Freunde, nicht gerade für Serbien zu schwärmen oder gar an die Legende der serbischen Revolution zu glauben, wie sie vor bald fünfzig Jahren der große Historiker Ranke unter dem Einfluß ungenügender Mittheilungen in einer der reizendsten Geschichtserzählungen uns überliefert hat. Die Scheußlichkeiten, die Grausamkeiten und Missethaten des Gründers der serbischen Unabhängigkeit, das Intriguenspiel Rußlands dabei, dessen Zweideutigkeiten und gelegentlicher Verrath werden, wie mir scheint, von Brauns ungarischem Edelmann ganz richtig dargestellt. Von da weiter streift das Gespräch bis zu der vorjährigen Kriegserklärung Serbiens gegen die Türkei. Da der Autor so discret ist, keine unmittelbaren Nutzanwendungen mit seinen durchweg ungünstigen Berichten und Berichtigungen zu verbinden, so können auch wir uns der Deutung jener größtentheils unanfechtbaren Thatsachen enthalten. Die Frage der politischen Lebensfähigkeit der südslawischen Rassen wird aber wohl nach anderen Maßstäben als denen der Moral entschieden werden müssen.

Zum Schluß wollen wir allen Lesern und auch den Leserinnen das letzte Kapitel des Buches, welches von den türkischen Frauen handelt, zur Belehrung und Kurzweil bestens empfohlen haben. Sie werden Vieles darin finden, das sie schon zu wissen glaubten, das sich aber doch in der Gesammtdarstellung anders gestaltet, als in den landläufig verbreiteten Vorstellungen über Harems und mohamedanische Ehen.

Möge der Verfasser, der den Fuß schon wieder im Steigbügel hatte, als er diesen dritten Band der Oeffentlichkeit übergab, nur recht bald in einem vierten Bande seine Erlebnisse aus dem Westen der Balkanhalbinsel, aus Montenegro, den Jonischen Inseln u. s. w. erzählen!

H. B. O.

Offene Briefe und Antworten.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

In Nr. 25 der „Gegenwart" versucht Herr Avé-Lallemant, an seinen höchst interessanten Verkehr mit Caroline von Wolzogen anknüpfend, die Quelle aufzuweisen, nach welcher Schiller seine Ballade „den Gang nach dem Eisenhammer" gedichtet, deren Stoff, nach des Verfassers Ansicht, aufzufinden bis dahin durchaus nicht geglückt sei. Avé-Lallemant meint, der Stoff sei den von Le Grand d'Aussy herausgegebenen „Fabliaux" (altfr. Li Fabiaus), resp. der VII. seiner an jene anschließenden „Contes devots" entnommen, und mißt seinem, nach der vergeblichen Mühe der Erklärer jetzt endlich erfolgten Funde eine große Bedeutung für die Erklärung der Schiller'schen Ballade bei. Allein bereits Goetzinger, dem Viehoff folgt, hat nachgewiesen, daß Schiller die Novellensammlung „Les Contemporains" von Rétif de la Bretonne benutzt hat, deren 9. Novelle die Fabel unserer Ballade episodisch enthält. Vergleicht man beide Novellen, die von Goetzinger (cf. Viehoff, Schiller's Gedichte II, 284, 6. Ausg.) und die von Avé-Lallemant beigebrachte, genau und unbefangen, so wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß erstere der Schiller'schen Ballade fast Zug für Zug so frappant entspricht, um das wahre Urbild verkennen zu können, während letztere nur eine entferntere Aehnlichkeit beanspruchen kann und namentlich durch ihren seltsamen, fast legendenartigen Schluß etwas abstoßend wirkt, so daß man also nicht weiter mit Avé-Lallemant — so dankenswerth seine Mittheilung auch ist — nach dem „Stoffe" unserer Ballade, deren Schönheit übrigens namentlich von Koerner und von Goethe anerkannt wurde, während sich W. von Humboldt, der dritte „aus dem kritischen Kleeblatte", mehr kühl ablehnend verhielt, was sehr charakteristisch ist, zu forschen brauchte, sondern mit dem Goetzinger-Viehoff'schen Resultate völlig zufrieden sein darf. — Möglicherweise hat Schiller beide Novellen gekannt, was die Abfassungszeit der Ballade (1797) als sehr möglich erscheinen läßt (die Rétif'sche Sammlung erschien 1780, die d'Aussy'sche 1797 zu Paris in 3 Bänden, deutsch von Lütkemüller zu Halle in 4 Bänden 1795—97), und mögen beide anregend auf ihn gewirkt haben, so zwar, daß er mit glücklichem Griffe und feinem Geschmacke, indem ein König qui n'a pas l'haleine bonne nicht gerade sehr poetisch sein möchte, der Rétif'schen Novelle, bei aller Verwandtschaft der Sujets beider behufs balladischer Verwerthung, den Vorzug gegeben hat. — Er selbst schreibt an Goethe dd. 22. Sept. 1797 (Viehoff l. c.): „Die letzten 8 Tage habe ich für den Almanach nicht verloren. Der Zufall führte mir noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, die auch größtentheils fertig ist, und den Almanach, wie ich glaube, nicht unwürdig beschließt. Sie besteht aus 24 (nach der endgültigen Redaction 30) achtzeiligen Strophen und ist überschrieben der Gang nach dem Eisenhammer, woraus Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindicire, nachdem ich Wasser und Luft bereist habe." — Die beiden Novellen zu Grunde liegende Sage ist übrigens, wie auch Viehoff richtig andeutet, eigentlich orientalischen, resp. indischen Ursprungs, hat ihren Wandergang durch mehrere Länder gemacht und tritt unter der stets geschäftigen Hand des sagengestaltenden Volksgenius in verschiedenen Variationen auf, was auch von so vielen andern Sagen gilt, wie beispielsweise in hohem Maße von der gleichfalls von Schiller so meisterhaft behandelten Ibykos-Sage, der freilich Bernhardy auf Grund alter Tradition (Griech. Lit.-Gesch. IIa, 604) einen historischen Kern vindiciren möchte. —

Vielleicht gewähren Sie, Herr Redacteur, im Interesse der Sache, diesen Zeilen ein bescheidenes Plätzchen in Ihrer „Gegenwart".

Viborg, den 7. Juli 1877. —

Hochachtungsvoll

Adolf Wolf.

* * *

Delft, 21. August 1877.

Geehrte Redaction!

In dem Artikel: „Eine diocletianische Christenverfolgung im vorigen Jahrhundert" (Nr. 33) könnte ich durch einen Druckfehler leicht in den Verdacht kommen, als ob ich den Kaiser Constantin für den Sohn Diocletians halte. Auf Zeile 7 v. o. in der ersten Spalte muß es natürlich statt: „den Vater des nachher unter die Zahl der Heiligen u. s. w." heißen: „dem Vater u. s. w."

Mit Hochachtung

Th. Wenzelburger.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW. Kronprinzenufer 4.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 36. Berlin, den 8. September 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Der Krieg und seine Rückwirkung auf die slavische Welt.

Der Krieg zwischen Rußland und der Türkei hat die gesammte slavische Welt in Bewegung gesetzt. Zwischen dem Ural und dem Böhmerwald wogt dieses Völkermeer unruhig auf und nieder; bis zum Grunde aber ist es aufgeregt im untern Donaubecken, wo die südslavischen Nationalitäten sich wuthschäumend aufbäumen, um die Pfeiler der „hohen Pforte" zu unterwühlen, bei der nunmehr seit nahezu einem halben Jahrtausend die Herrschaft über diese Gebiete gewesen ist. Da ist vom Schwarzen Meere hinauf bis zu den Hochseen in den karnischen Alpen keine Stadt, kein Dorf, kein Haus, wo slavisch gesprochen und nicht zugleich auch dem russischen Czaren alles Glück, dem Großsultan der Ottomanen alles Unheil in diesem Kriege gewünscht wird. Wie die politischen Verhältnisse Europas sich nach einem Siege Rußlands gestalten werden, das ist den südslavischen Nationalitäten wohl eine fernab liegende Sorge; sie drängen mit der ganzen Kraft elementarer Gewalten, die von keines politischen Gedankens Blässe angekränkelt ist, einem Ziele zu. Und dieses Ziel ist die Befreiung der slavischen Bevölkerung des osmanischen Reiches vom Joche der Türkenherrschaft. Ob die Zukunft nicht vielleicht ein anderes Joch ihnen bringt, das kümmert sie vorläufig nicht. Die politisch denkenden Köpfe unter ihnen sollen ja keineswegs davon entzückt sein, daß ihre Nationen dem russischen Czaren ihre „Befreiung" zu danken haben werden; sie hoffen indessen — und es ist ihnen zu wünschen, daß sie sich in dieser Hoffnung nicht täuschen — es werde schließlich Europa dafür sorgen, daß Rußlands dumpfe Machtsphäre sich nicht bis über die Donau ausdehne, daß sich im Süden derselben ein eigenartiges Staatsleben in Fühlung mit der Cultur des Westens entwickeln könne. Vor Allem muß dies der Wunsch derjenigen Nationalitäten sein, die seit den ältesten Zeiten durch bald losere, bald festere Bande mit Oestreich oder Ungarn verknüpft gewesen sind und sich zur römisch-katholischen Kirche bekennen. Diese politisch-religiösen Beziehungen sind es vor Allem, welche die Haltung der Kroaten bisher zu einer so reservirten gemacht haben. Lediglich die fortgesetzten türkenfreundlichen Demonstrationen der Magyaren werden Schuld daran tragen, wenn Agram und Belgrad sich einander näher rücken.

Anders geartet als in der südlichen Slavenwelt ist die Bewegung, welche durch die nördliche geht. Die Russen selber bleiben für uns dabei außer Betracht. Für den Russen ist der gegenwärtige Krieg, wenn er auch aus sympathischer Theilnahme für die leidenden Glaubens- und Stammesbrüder im osmanischen Reiche motivirt wird, doch gleichzeitig zur Mehrung der eigenen Machtstellung unternommen. Sein Herz ist, auch ohne daß es der „heiligen Mission" Rußlands, die Braut Christi aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien, in mystischer Inbrunst zujauchzt, erfüllt von der hohen politischen Bedeutung, welche ein Sieg Rußlands für die Machtstellung desselben haben muß. Der Russe würde mit klopfenden Pulsen dem Fluge des Doppeladlers folgen, auch wenn er über die Karpathen sich erhöbe, um in's Ungarland einzufallen, wie heute, wo er über Bulgarien seine Kreise zieht und in den Balkanpässen an den Hörnern des Halbmonds die Schwingen sich wund schlägt. Schwer ist es hier zu scheiden zwischen slavischem Gemeingefühl und russischem Selbstbewußtsein.

Unter den übrigen nordslavischen Nationalitäten kommen als „historisch-politische Individualitäten" nur zwei in Betracht: die Tschechen und die Polen. Man würde auch von den Ruthenen ausführlicher zu sprechen haben, wenn diese nicht in ihren politischen Kundgebungen gebunden wären durch stete Rücksichtnahme auf die östreichische Regierung. Bei der unmittelbaren Nachbarschaft, in welcher die Ruthenen Oestreichs mit Rußland leben, haben gerade sie allen Grund, sich vor einer Hervorkehrung ihrer sonst durch Glaubens- und Stammverwandtschaft zur Genüge erklärten russischen Sympathien zu hüten. Von polnischer Seite würden sie sofort in Wien landesverrätherischer Absichten beschuldigt werden. Das gegenwärtige Regierungssystem in Oestreich ist wesentlich darauf begründet, daß in Galizien das Polenthum in der Stellung der herrschenden Nation erhalten wird, und diese Stellung bringt es wieder mit sich, daß die Ruthenen gegenüber der auf polnischen Fuß gebrachten Landesgesetzgebung beim „Reiche" Schutz suchen. Aeußerlich sind die Ruthenen daher so „gute Oestreicher", wie sich solche nur immer denken lassen, und sie enthalten sich deswegen, trotz der officiellen „Freundschaft" Oestreichs mit Rußland, von der ja Niemand weiß, wie lange sie dauern wird, jeder lauten Sympathiebezeugung für die russische Mission.

Die Tschechen haben ähnliche Rücksichten zu üben nicht nöthig. Am weitesten nach Westen vorgeschoben unter allen slavischen Völkern, fast ganz umschlossen von Ländern deutscher Zunge, können sie russische Sympathien zur Schau tragen, ohne daß Jemand dies ernsthaft zu nehmen braucht. Die östreichische Regierung könnte nichts Unklugeres thun, als wenn sie gegen die theatralischen Kundgebungen der Tschechen mit Anklagen wegen landesverrätherischer Umtriebe vorzugehen Anweisung ertheilte. Wenn Herr Ladislaus Rieger zu Prag in einer schwülstigen Adresse dem Haupte der slavischen Bewegung in Rußland, Herrn Iwan Aksakow in Moskau versichert, daß das böhmische Volk sich glücklich preise, die Vorhut der

slavischen Race zu sein, welcher jetzt Rußland zur herrschenden Stellung in Europa den Weg eröffne, damit sie über dasselbe die Segnungen einer neuen Cultur verbreite; wenn er die Nationen des Westens, so germanischer wie romanischer Race, für entnervt und reif zur Unterpflügung erklärt, so ist das einfach — zum Lachen. Die Tschechen mögen immerhin die Deutschen hassen; sie sollten aber wenigstens so klug sein, ihren Deutschenhaß in einer solchen Form zum Ausdruck zu bringen, daß ihre Gegner damit in der Politik zu rechnen haben. Die gegenwärtige östreichische Regierung, welche von den Tschechen verabscheut wird, weiß wirklich nicht, ob sie sich zu deren russenfreundlichen Kundgebungen gratuliren oder aber darüber ärgern soll; jedenfalls kann sie dieselben einreihen in ihre Sammlung disharmonischer Völkerstimmen, um damit die Nothwendigkeit zu demonstriren, daß in den auswärtigen Angelegenheiten Oestreich-Ungarns allein der allerhöchste Wille, der doch wenigstens ein einheitlicher ist, zu entscheiden habe. Die Gefahr, womit der Panslavismus Europa bedroht, ist von dieser Seite her nicht groß. Herr Rieger und seine, die Cultur des Westens so übel beleumundenden Freunde im Böhmerlande mögen vor Allem Eins nicht vergessen: eine Linie von Breslau nach München gezogen, läßt Prag auf der Seite des „entnervten Westens“ liegen. Die Auseinandersetzung des Ostens und Westens müßte also schon eine sehr gründliche sein, wenn das Böhmerland mit dem großen slavischen Weltreich der Zukunft in irgend welcher Form verbunden werden sollte. Vorläufig ist der Nachweis noch nicht erbracht, daß Deutschland zu jenem „entnervten Westen“ gehört, über den der noch jugendfrische slavische Osten als der Träger einer neuen Culturepoche sich erheben soll. Wir Deutsche sind ja ganz kürzlich erst von den Nachbarn im Westen als rohe „Barbaren“ verschrieen worden und so mag uns denn von dieser Nachrede, so übel sie gemeint war, wenigstens der Nutzen zu ziehen vergönnt sein, daß wir uns den Nachbarn im Osten als von der Cultur noch nicht entnervte Mitteleuropäer vorstellen dürfen. Der Tscheche braucht übrigens im eigenen Lande gar nicht weit zu suchen, wenn er geschichtlicher Daten benöthigt, welche die noch ungeschwächte Kraft des deutschen Armes bekunden. Die panslavistischen Stilübungen der Herren Rieger und Genossen lassen uns Deutsche im Reich daher noch viel gleichgültiger als die östreichische Regierung. Wenn wir den Tschechen einen Rath ertheilen dürfen, so wäre es der, sich auf die „große slavische Zukunft“ zum mindesten besser vorzubereiten, als dies durch die politischen Allotria geschieht, an denen sie sich bisher ergötzt haben.

Es sind unter den slavischen Nationalitäten einzig und allein die Polen, welche Angesichts des gegenwärtigen Krieges eine Sonderstellung einnehmen. Ausschlaggebend dafür ist ihr Russenhaß und ihre Schmiegsamkeit unter die Gebote des römischen Papstes. Sprechen wir zunächst ein wenig von dem Letzteren. Die Politik des Vatican ist Rußland gegenüber leicht zu verstehen. Gegen die Befreiung christlicher Bevölkerungen von der Herrschaft der Ungläubigen sollte das Oberhaupt einer christlichen Kirche, dem nach der eigenen Rechtsanschauung ja Alles, was getauft ist, gehört, unter keinen Umständen etwas einzuwenden haben; indessen geschieht dies dennoch. Der römische Papst zieht es vor, daß die römisch-katholischen Christen im osmanischen Reiche fortfahren, unter der Botmäßigkeit des Khalifen zu stehen, als daß sie unter die Herrschaft oder doch den Einfluß des schismatischen Kaisers von Rußland gerathen, aus dessen Reiche fort und fort die bittersten Klagen über Bedrückung der römischen Katholiken vor den heiligen Stuhl gebracht werden. Es wäre vielleicht möglich gewesen, daß Rußland durch Zugeständnisse in Betreff einer glimpflicheren Behandlung der römisch-katholischen Kirche den Vatican dazu hätte bewegen können, seinen Einfluß auf die römischen Katholiken im osmanischen Reiche zu Gunsten Rußlands aufzubieten und daß diese demzufolge sich wie die übrige christliche Bevölkerung von der Pforte abgewendet hätten. Der Vatican scheint indessen seine Forderungen zu hoch gespannt zu haben. Kurz, die Verständigung ist unterblieben; ja, statt der Verständigung ist vielmehr eine Verschärfung des bestehenden Gegensatzes die Folge gewesen. Was vom Vatican her die Norm für seine politischen Anschauungen empfängt, ist wider Rußland aufgebracht und freut sich, wenn dieses im Kriege Niederlagen erleidet, wie über einen Sieg der eigenen Sache. Daß die slavischen Nationalitäten, die sich zur römischen Kirche bekennen, mit alleiniger Ausnahme der Polen, in diesen Chorus nicht einstimmen, ist unter dem oben dargelegten Gesichtspunkte immerhin ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Machtmittel der römisch-katholischen Kirche nicht überall zureichend sind, um die Volksseele gegen die angeborenen Regungen der Stammesverwandtschaft abzutödten. Auf der andern Seite mußte die Parteinahme des Vaticans gegen Rußland da um so schwerer in's Gewicht fallen, wo ein säculärer Nationalhaß mit verzehrender Gluth nach endlicher Befriedigung sich sehnt. Es hat denn auch der gegenwärtige Krieg das gesammte Polenthum in fieberhafte Aufregung gebracht; unter seinen Wechselfällen hoffen die Führer desselben auf eine für die Wiederherstellung Polens günstige Conjunctur.

Wer die Aussichten untersucht, welche die Wiederherstellung des polnischen Reiches etwa hat, der wird sehr bald zu der Ueberzeugung kommen, daß dieselben sich am günstigsten gestalten müssen, wenn Rußland, das den weitaus größten Theil des polnischen Reiches sich einverleibt hat, mit einer der beiden andern „Theilungsmächte“ in Krieg geräth. Es ist dann der Fall denkbar, daß diese Macht, um Rußlands Actionskraft zu schwächen, zu dem Mittel greift, den Polen die Wiederherstellung ihres Reiches zu versprechen, wenn sie sich gegen Rußland erheben, indem sie sich vorbehält, für das Opfer an eigenem Staatsgebiet, welches dabei gebracht werden muß, anderswo eine Entschädigung zu suchen. Nun ist die Lage der beiden andern Theilungsmächte aber eine nicht so gleichmäßige, daß die Polen zwischen ihnen nach Belieben ihre Auswahl treffen könnten. Das deutsche Reich, in welches die ehemals polnischen Landestheile der preußischen Monarchie mit übergegangen sind, ist geographisch durchaus nicht darauf zugeschnitten, daß es an seiner östlichen Grenze eine noch tiefer einschneidende Ausbuchtung ertragen könnte. Es hat außerdem in den meisten ehemals polnischen Landestheilen so viel deutsche Interessen zu schützen, daß schließlich nur sehr wenig zu einer Transaction mit dem Polenthum sich eignendes Gebiet ausgeschieden werden könnte. Außerdem ist unser protestantisches Kaiserhaus bei den römisch-katholischen Polen vom Vatican her nicht gut empfohlen.

Ganz anders liegen die Dinge in Betreff Oestreichs. Das Königreich Galizien, durch die Karpathen von der übrigen Monarchie getrennt, ist für dieselbe ein Außenland, auf welches gegen entsprechende Abrundung an anderen Stellen verzichtet werden könnte, ohne irgend welche „vitale Interessen“ Oestreichs dabei zu opfern. Die östreichisch-ungarische Monarchie ist kein nationales Staatswesen; aber selbst wenn man für die Länder diesseits der Leitha die deutsche Nationalität als die maßgebende gelten lassen will, sind doch in Galizien deutsche Interessen nicht zu schützen. Die so zahlreiche israelitische Bevölkerung Galiziens kann, weil sie u. A. auch deutsch spricht, doch nicht der deutschen Nation zugezählt werden; sonst müßte man das Nämliche auch mit der israelitischen Bevölkerung von Russisch-Polen thun. Der Kaiser von Oestreich ist endlich ein treuer Sohn der römisch-katholischen Kirche und die Polen sind darum mit ihren von Rom her in Protection genommenen Angelegenheiten auf ihn ganz besonders angewiesen. Von Oestreich allein kann das Wort gesprochen werden, welches den Polen nach ihrer Vorstellung die von ihnen noch immer erhoffte Zukunft erschließt. Die Hauptsache aber ist und bleibt, daß Oestreich-Ungarn in Bahnen gedrängt wird, wo es über kurz oder lang mit Rußland in's Gedränge gerathen muß.

Die polnische Frage, als ein Gegenstand praktischer Politik aufgefaßt, strebt auf folgendem Wege ihrer Lösung zu. Oestreich-Ungarn ist mit Rußland in Krieg zu verwickeln, wobei ihm im Falle der Begünstigung eines polnischen Auf-

standes der Sieg als eine leichte Sache vorgespiegelt und als Lohn für die vollbrachte Befreiung der Polen die Krone des wiederhergestellten Jagellonenreiches, sei es dem Kaiser selber, um sie neben der ungarischen Krone zu tragen, sei es einem Erzherzoge, um damit eine östreichische „Secundogenitur" zu begründen, angetragen wird.

Der russisch-türkische Krieg bietet nun, nach der Ansicht der vom Vatican mit Rath ausgestatteten Polenführer, eine günstige Gelegenheit, um den ersten Schritt in der angedeuteten Richtung zu thun. Der Kaiser Franz Joseph soll zunächst mit Argwohn gegen die Absichten seines Verbündeten, des Kaisers Alexander, erfüllt werden, damit er von dem Einvernehmen mit demselben zurücktrete und sich gegen die seiner Monarchie von Osten her drohenden Gefahren in Vertheidigungszustand setze. Um solchen Argwohn zu erzeugen, hat man im galizischen Landtage, der zur Erledigung dringender Geschäfte im August einberufen worden war, den Erlaß einer Adresse an den Kaiser in Erwägung gezogen, die indessen nicht über das Stadium der Commissionsberathungen hinausgelangt ist, indem der Landtag, noch bevor er Zeit finden konnte, über den Adreßentwurf in Plenarberathung zu treten, geschlossen wurde. Die Manöver der Polenführer lassen sich indessen schon aus der Lectüre des Adreßentwurfs klar erkennen.

Als Endzweck der durch den gegenwärtigen Krieg enthüllten Bestrebungen (Rußlands nämlich) wird „die Unterjochung sämmtlicher slavischer Völkerschaften im Namen des Panslavismus" bezeichnet; diese Bestrebungen, wie die zu ihrer Durchführung angewendeten Mittel bedrohen die östreichische Monarchie. Die Beweise für diese Anschuldigungen wollte man jedenfalls in der Plenardebatte vorbringen; Hundert gegen Eins ist zu wetten, daß dabei die Rieger'sche Adresse an Herrn Alsakow als gravirendstes Beweisstück producirt worden wäre. Es mag sein, daß die Apostel des Panslavismus unter den östreichischen Slavenvölkern durch dritte Hand von der russischen Regierung Unterstützung und Anweisung erhalten; beweisen wird sich ein solcher Zusammenhang jedoch nicht lassen. Was aber die panslavistischen Bestrebungen von Privatpersonen betrifft, so kann man ihnen gegenüber jeden Tag eben so viele private Bestrebungen zur Wiederherstellung Polens, die in „landesverrätherischen" Unternehmungen Gestalt zu gewinnen trachten, in die Wagschale werfen. Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?

Zum Glück liegt der Panslavismus noch so tief in den Windeln und greift mit seinen Händchen noch so kinderselig nach dem Monde, daß als einzige Schutzmauer gegen die von ihm für Europa drohende Gefahr im Ernste die polnische Nation erklärt werden kann, die doch durch ihre thörichte Zerklüftung am meisten dazu beigetragen hat, daß Rußlands Bestrebungen überhaupt zu einer Gefahr für Europa werden konnten. Die Polen unterlassen nicht, sich selber „das Vollgefühl ihrer trotz zahlreichen Opfer und Leiden unvernichteten Lebensfähigkeit" zu attestiren; das mag ihnen dahin gehen. Zunächst muß man an sich selber glauben, wenn man will, daß Andere Einem glauben sollen. Die Polen werden, wie der Adreßentwurf versichert, in jenem Vollgefühl „niemals ihrer nationalen Sonderstellung entsagen"; sie werden mit Eifer dem Rufe des Kaisers an die Völker „zur wirksamen Vertheidigung der Interessen der Monarchie gegen die ihr — vom Panslavismus und von Rußland — drohenden Bestrebungen Folge leisten!" Bis auf die Kriegserklärung an Rußland wäre somit die polnische Frage im besten Gange, wenn nämlich der Kaiser Franz Joseph sonst Verlangen danach trüge, in der Jagd nach dem Schatten einer Krone seine Monarchie zum Spielball vaticanischer Ränke zu machen. Die galizischen Landtagsabgeordneten werden durch den plötzlichen Schluß der Session wohl darüber belehrt worden sein, daß Kaiser Franz Joseph noch andere und ernstere Sorgen hat als die, das Jagellonenreich zum Benefiz des heiligen Stuhles neu in Scene zu setzen. Die Gefahren, die von einer solchen Politik der östreichisch-ungarischen Monarchie drohen würden, würden sofort zu einem furchtbaren Gewitter sich zusammenballen, dessen Blitzstrahlen leicht das Haus Oestreich an allen Ecken in Brand setzen könnten, während die Gefahren des Panslavismus noch fernab unter dem politischen Horizont stehen und nur erst in fahlem Wetterleuchten sich gelegentlich melden.

In die Orientfrage durch ein Spielen mit den Gefahren des Panslavismus die polnische Frage hineinzuziehen, wird Kaiser Franz Joseph sich wohl hüten. Die Orientfrage wird — darauf hin ist das Dreikaiserbündniß geschlossen worden — isolirt und localisirt bleiben, wenn auch gewisse Leute gern daraus einen europäischen Krieg anfachen möchten.

Berlin, 1. September 1877. Politicus.

Ein elfhundertjähriges Jubiläum.

Die Stärkung der habsburgischen Monarchie durch die Vereinigung mit Ungarn und die spätere gänzliche Vertreibung der Türken aus diesem Lande hat es in den letzten Jahrhunderten in Europa ganz vergessen lassen, welche furchtbare Gefahr dem so künstlichen europäischen Culturwesen von den elementaren Gewalten drohte, die seine östlichen Grenzen seit Jahrtausenden umbranden. Wer denkt heute noch anders als in traumhafter Sicherheit jener Zeiten, da diese Brandung im Zuge Attilas ihre Wogen in ungeheurem Wurfe bis an die Ufer der Seine und Marne warf, — als vierhundert Jahre später ihre Wellen in oft wiederholtem Anschlag Elbe und Rhein überspülten, und fluthende Heerschaaren der Magyaren sich an den Mauern von Constanz, Augsburg und Goslar brachen? Und doch sind nicht vierhundert Jahre verflossen, seit die „Senger und Brenner" der Türken, Alles mordend, über Passau hinaus gen Regensburg streiften, — nicht zweihundert, daß sie ihre Rosse aus den grünen Fluthen der Enns und Traun tränken durften, — eben da, wo in diesen Tagen blumengeschmückte Dampfer auf den Wellen des lieblichen Traunsees die Wiener Sängervereine schaukeln, deren fröhliche Lieder am gewaltigen Traunstein widerhallen, während ein halbes Tausend italienischer Arbeiter, die eben den letzten Verbindungstunnel der Traunthalbahn durch die Felsen gebrochen, ihnen Beifall klatschen, den die guten Wiener durch italienische Lieder vergelten. Und in eben diese Traun ergießt sich von der rechten Seite ein kleines Alpenflüßchen, die Krems, an deren linkem Ufer, auf einem Hügel, mitten in reizendster Landschaft und weithin die Gegend beherrschend, ein gewaltiger Complex von Klostergebäuden sich erhebt, überragt von der imposanten, acht Stock hohen Sternwarte, — das uralte Benediktinerstift Kremsmünster, zu dem heute, am 18. August, vor elfhundert Jahren der Grundstein gelegt wurde.

Welche Zustände herrschten damals im Donauthal, vom Schwarzen Meer herauf bis zur Enns und Traun, und doch — trotz dem verflossenen Jahrtausend — wie ähnlich dem, was wir heute von den Ufern der Wid, Jantra und Lom schaudernd vernehmen, die ihre blutigen Gewässer derselben Donau zusenden!

Damals bildete die Enns die Westgrenze des Avarenreiches, das alle Länder von der Theiß und Drau bis zum Böhmerwald umfaßte. Die beiden äußersten Ringe (ringförmige Verschanzungen) der Avaren gegen Bayern hin erhoben sich am Ausfluß des Kamp in die Donau (unterhalb Krems) und am Kumenberg (Kaumberg). Den Hunnen verwandt, werden sie diesen ganz ähnlich geschildert: ein Reitervolk und mit dem Pferde wie verwachsen, kaum fähig, sich auf den krummen Säbelbeinen aufrecht zu erhalten. „Wilde Gesellen mit langem Haar, fliegen sie heran mit einem Pfeilregen, wenden sich zu verstellter Flucht, um sogleich wieder anzustürmen und den Gegner vollends zu vernichten, ohne Pardon zu geben."*) So unterwerfen sie die Südslaven und halten sie im Zaum; diese müssen für sie das

*) Vgl. Bauer, Blätter für die Landeskunde von Niederösterreich, 876. S. 329 ff.

Feld bauen, während die Herren in wandernden Wagenlagern umherstreifen und ihre Pferde weiden lassen. Im Winter aber ziehen sie sich, wie Fredegar in seiner Geschichte der Franken erzählt, in die slavischen Dörfer, bedrücken das Volk durch Tribute und grausame Willkür und nehmen Weiber und Töchter der Slaven, die schöner sind als ihre eigenen, zu sich auf's Strohlager. — In ganz ähnlicher Weise sind in den letzten vier Jahrhunderten ebendieselben Südslaven und das slavisch-tatarische Mischvolk der Bulgaren von dem den Avaren verwandten, gleichfalls tatarischen Türkenvolke beherrscht worden, mit dem Unterschiede, daß die Zustände inzwischen wieder seßhafter und geregelter geworden waren. Heute aber kommen die in der Hauptmasse ebenfalls tatarischen, zum geringeren Bruchtheile slavischen Russen, um Südslaven und slavo-tatarische Bulgaren von der Herrschaft der Osmanen zu befreien, deren tatarisches Blut sich inzwischen mit tscherkessischem, armenischem, slavischem und griechischem Blute gemischt hat, und beim Kampfe beider Gegner kommt zum Entsetzen Europas der Tatare und sein Urtypus, der Mongole, beiderseits wieder zum Vorschein.

Damals nun bildete eine absichtlich geschaffene Wüste auf beiden Seiten der Enns die Grenze, welche Bayern gegen die avarischen Unholde schützen sollte. Karl der Große, der seinen Namen eben nicht umsonst hat, verlegte dann diese Schutzwüste um mehr als zwei Breitegrade ostwärts, an die Rab, — also noch über die Leitha hinaus, welche heute die Grenze bildet zwischen Deutschöstreich und Transleithanien, wo seit tausend Jahren die den Avaren und Türken verwandten Magyaren wohnen, denen der heutige Dualismus die Herrschaft über Südslaven (und Deutsche) wieder erleichtert hat.

Die bayrisch-avarische Grenzwüste muß sich auch bis nahe an das obengenannte Kremsflüßchen erstreckt haben. Dort, im Urwalde, pflegte auch der Bayernherzog Thassilo, der Zweite dieses Namens, zu jagen, und als einst auf einer solchen Jagd sein junger Sohn Gunther vom Zahne eines Wildebers tödtlich verwundet worden, gründete und bestiftete er auf der Unglücksstätte ein Münster oder Kloster, eben unser Kremsmünster, im Jahre 777. In die benachbarten Gegenden war von den alten Bischofssitzen Lorch und Passau aus das Christenthum getragen worden. Die Bayernherzöge Odilo und Thassilo hatten in ihrem Gebiete mehrere Klöster gegründet und reich ausgestattet; jetzt folgte Kremsmünster als der östlichste Vorposten. Noch einmal aber überflutheten die Avaren diese Grenzgebiete als Bundesgenossen Thassilos in seinem zweiten Kriege gegen Karl den Großen. Nachdem der Bayernherzog sich wieder unterworfen hatte, trugen dann die Franken ihre siegreichen Waffen ostwärts und schoben die Reichsgrenze vor bis an die Rab, und nun verwandelte sich das wüste Gebiet an der Ennslinie rasch in deutsches Culturland um, und schrittweise drangen die bayrischen Ansiedelungen vor über die Ips, Erlaf, Bielach, Traisen und den Wienerwald bis zur Leitha, und so auch nördlich der Donau, und bevölkerten so das heutige Niederöstreich als die Ostmark des Frankenreiches. Karl der Große hatte die Schenkungen Thassilos an Kremsmünster ausdrücklich bestätigt (791 und 802). Unter seinen schwachen Nachfolgern brach dann der zweite Turaniersturm herein, brandete zu wiederholten Malen um die Mauern Kremsmünsters und warf sie gänzlich nieder. Die Magyaren nämlich, die im Jahre 1881 das tausendjährige Jubiläum ihres Hierseins feiern wollen, hatten die junge Ostmark verheerend überfluthet, und abermals wurde die Reichsgrenze an die Ennslinie zurückgeschoben. Erst zu Ende des 10. Jahrhunderts begannen unter den letzten Ottonen die Babenberger die langsame und mühselige Arbeit der Wiederherstellung der Ostmark. Dem letzten Sachsenkaiser, Heinrich II. († 1024), verdankt auch das verwüstete Münster an der Krems seine Erneuerung. Von hier aus drang dann das Christenthum von Neuem ostwärts, und es folgten in den beiden nächsten Jahrhunderten nach einander die Gründung der Kirchen zu St. Johann am Alserbach in Wien, zu Sievering und Heiligenstadt bei Wien und der Stiftsklöster St. Florian, Gottweih, Mölk, Klosterneuburg, Heiligenkreuz und Lilienfeld. Gleichzeitig waren auch die Magyaren zum Kreuze bekehrt worden und vergaßen allmählich ihres turanischen Ursprungs in der Zusammengehörigkeit mit der occidentalischen Kirche. Als zu Ende des vorigen Jahrhunderts einer ihrer Gelehrten zum ersten Mal die Behauptung ihrer finnisch-tatarischen Abkunft auszusprechen wagte, erregte er damit die allgemeine Entrüstung gegen sich. Die steigende Macht der Nationalitätsidee, die übrigens ihren Zenith wohl schon überstiegen hat, da sie eben jetzt die höchsten Schwindelstadien durchläuft, hat an die Stelle der Beschämung einen Stolz treten lassen, der sich der Blutsverwandtschaft mit den Türken rühmt, der Stimme des Blutes enthusiastischen Ausdruck gibt und zum politischen Factor geworden ist, der nicht unterschätzt werden darf. — Doch zurück zur Stiftung Thassilos!

Das Münster an der Krems sah dann die gewaltige Bewegung der Kreuzzüge, das Ausglänzen des Ritterthums und dessen schönste Blüthe in den dichtungs- und sangreichen Zeiten der Hohenstaufen. Aus der vorübergehenden Gewalt adliger Schirmvögte und Raubgesellen hat es der Babenberger Leopold der Glorreiche befreit. Dann aber brachte (1241) der dritte Tatarensturm, und diesmal waren die Unholde durch echteste Mongolen repräsentirt, von Neuem Jahre des Elends über Stift und Landschaft, und erst mit Rudolf von Habsburg, der in den Mauern des Klosters selbst geweilt hat, begannen wieder bessere Zeiten.

Wie fast alle reichen Klöster war auch Kremsmünster das Mittelalter hindurch eine Zufluchtsstätte des minder begüterten Adels, der sich hier gütlich thun konnte, weshalb denn auch die Aebte fast durchgehends dem Adel angehörten. Mit der von Herzog Albrecht V. (als Kaiser Albrecht II.) zu Anfang des 15. Jahrhunderts durchgeführten Reform der östreichischen Klöster beginnt die bürgerliche Periode des Stifts. Die dreißig und etlichen Aebte, welche seitdem regierten, waren ohne Ausnahme bürgerlicher Abkunft, zum Theil Söhne von Bauern oder Handwerkern, und so ist es denn kein Wunder, daß aus ihnen Administratoren von höchster Tüchtigkeit und eifrige und glückliche Förderer der Wissenschaft und Kunst wie der Volkserziehung hervorgingen. Der ausgezeichnetste der Aebte ist wohl Anton Wolfradt (1613—1639), armer Leute Kind aus Köln am Rhein, unter dessen Regierung das Stift seine glänzendste Periode durchlebte, obgleich damals die Schrecken des dreißigjährigen Krieges es nicht unberührt ließen, und im Jahre 1626 der mächtige Bauernführer Stephan Fadinger als ungebetener Gast in seinen Mauern weilte. Die Hofjesuiten in Wien hatten den Abt zwar als geheimen Ketzer verschwärzt, aber die Rechtgläubigkeit bietet keine Garantie für Verwaltungstalente, scheint sogar in feindlichem Verhältnisse zu diesen zu stehen, und so trug denn auch der Jesuitenzögling Ferdinand II. kein Bedenken, den glücklichen Administrator des reichen Stifts als Hofkammerpräsidenten zu seinem Finanzminister zu machen, als welcher er „die Valuta regierte, alte Anlehen mit Nutzen tilgte und neue mit Vortheil aufbrachte".*) Er führt den Namen „der große Abt" und starb als der erste gefürstete Erzbischof von Wien.

Wie früher durch die stets wiederkehrenden Kriegssteuern zur Abwehr der Hussiten, der aufständischen Bauern, Türken und Schweden, so ging auch in den beiden letzten Jahrhunderten mehr als einmal der ganze Kirchenschatz an Gold- und Silbergefäßen wie das reiche Tafelsilber in pflichtmäßiger und freiwilliger Beisteuer auf, und nicht selten flossen überdies fast die gesammten Einnahmen des Stiftes in die Kriegskassen des Staates und nöthigten zu drückenden Anlehen. Als im spanischen Erbfolgekrieg die Bayern als Bundesgenossen der Franzosen in Oberöstreich einbrachen, opferte Abt Honorius den Kirchenschatz und ließ die als Dorfpfarrer exponirten Mitglieder des Stiftes mit ihren Gemeindegliedern als Landsturm ausrücken. Im östreichischen Erbfolgekriege 1741 setzte sich eine bayrische Abtheilung in den Klostergebäuden fest, wurde aber durch die Oestreicher zur Capitulation gezwungen, wonach das

*) Vgl. die Jubiläumsaufsätze der Wiener „Presse".

Stift nicht weniger als 3000 östreichische Soldaten bequartierte und verpflegte. Schwere Geldopfer brachten auch der siebenjährige und die Religionskriege; am schwersten aber wurde das Kloster durch die dreimal wiederkehrende Invasion der Franzosen (1800—1809) betroffen, die es dem finanziellen Ruin nahe brachten, wozu dann der Staatsbankerott von 1811 noch das Seinige that.

Was geht aber die Geschichte eines katholischen und östreichischen Stiftes den Protestanten und den Norddeutschen an? Nun, diese Geschichte ist so recht geschaffen, um das, was Nord und Süd gemeinsam haben, und was ihr gemeinsames Interesse ausmacht, vor Augen zu demonstriren, und hierbei kommen unserem Jubiläum die gleichzeitigen furchtbaren Ereignisse zwischen Donau und Balkan wieder so recht zu statten. Was da unten vorgeht, ist der Kampf von Barbaren gegen Barbaren, in so entsetzlichen Formen, daß das ganze gebildete Europa seine Augen mit Abscheu und Scham wegwendet. Damit ist's aber nicht gethan. Man kommt sich dabei sehr menschlich vor und kann doch recht gedankenlos sein. Mongolen und Tataren haben den Krieg nie anders geführt und haben diese Kriegform mehr als einmal über die deutschen Ostgrenzen hereingetragen. Die eigentliche Reichswehr gegen solche Einbrüche bestand in der Christianisirung Polens und Ungarns von Westen, d. i. von der deutschen Seite her, nicht von Ost, von Byzanz her; denn wäre das der Fall gewesen, so hätte Europa ein anderes Gesicht, und von deutscher Cultur könnte dann wohl nicht viel die Rede sein. Die Christianisirung Polens ging von der deutschen Nordmark (den Sachsenkaisern) aus, die Ungarns von der deutschen Ostmark. Der Katholicismus Polens wird heute durch das wesentlich tatarische und byzantisirte Rußland stark in Frage gestellt, und in den Magyaren spricht heute die Blutsverwandtschaft mit den Türken auch lauter als ihr Christenthum, wobei sie sich freilich auf den Papst selbst berufen können. Wenn das Letztere nun auch bei weitem nicht so gefährlich ist wie das Erstere, so gibt Beides doch genug Anlaß zum Nachdenken. Man sieht, wie dicht an den Ostgrenzen Deutschlands und Deutschöstreichs Alles schwankt, und auf wie schwachen Füßen jenseits derselben die Humanität steht, um von Bildung ganz zu schweigen. Diese beiden sauren, aber — wie man eben jetzt wieder einmal deutlich sieht — auch sehr wohlthätigen Errungenschaften sind aber doch wohl Nord- und Süddeutschland, den deutschen Katholiken und Protestanten gemeinsam. Nun, der Hauptkernpunkt im Erzherzogthum Oestreich, von dem im Mittelalter christliche Humanität, und seit der Reformationszeit deutsche Bildung ausging und ostwärts weiter strahlte, ist eben unser Benediktinerstift Kremsmünster. Es versteht sich ja von selbst, daß die nicht jesuitisirten Klöster, die sich mit Erziehung und Unterricht abgaben, von der Reformation auch beeinflußt wurden. Die Benediktiner sind aber nie Jesuiten geworden, und die Lehr- und Erziehungsthätigkeit Kremsmünsters war seit der Reformationszeit eine sehr bedeutende und wirkungsreiche.

Der Einfluß der Jesuiten, die Ferdinand I. in's Land gerufen hatte, auf die Erziehung in Oestreich begann sich nach 1560 fühlbar zu machen, und ihre Kunst bewirkte innerhalb zweier Jahrzehnte, daß ihnen die höheren Gesellschaftsklassen fast ausnahmslos zuliefen. Ein Gegengewicht bildeten namentlich die Benediktiner. Schon im Jahre 1549 hatte der Abt Gregor Lechner das Stiftsgymnasium in Kremsmünster, und damit die erste Lateinschule in Oberöstreich gegründet, der bald die höheren Studienanstalten des Stiftes nachfolgten. Abgesondert von diesen sorgte die „Conventsschule“ für die Heranbildung eines klösterlichen Nachwuchses, während der Volksunterricht in der „deutschen Schule“ besorgt wurde. Die beiden letzteren gehen in ihren Anfängen bis in's zwölfte Jahrhundert zurück. Das Gymnasium erfuhr im Jahre 1738 unter Alexander III. eine Erweiterung durch Schaffung eines „Lyceums“ für Philosophie und Naturwissenschaften. Der folgende Abt Berthold (III.) Vogel, Sohn eines Schulmeisters aus dem oberöstreichischen Mühlviertel, brachte hier die Principien der Leibniz-Wolffischen Philosophie zur Geltung, während die Jesuiten überall noch an der alten Scholastik festhielten. Jedenfalls auch aus dem Gegensatz zu den Jesuiten, die ja namentlich den Adel in ihre Gymnasien lockten, was in Oestreich heute noch der Fall ist, ging die großartigste der Studienanstalten Kremsmünsters hervor, die „k. k. adelige Akademie“, welche der obengenannte Alexander III. im Jahre 1744 in's Leben rief. Hier wurden bei höchst freier Disciplin die Söhne des Adels auf wissenschaftlicher Grundlage für den Dienst des Staates, der Armee und der Kirche, wie für alle ritterlichen Künste und die höchsten Anforderungen der Gesellschaft herangebildet. Die östreichische jeunesse dorée hatte hier ihre eigenen Jagden, ihr besonderes Ferien-Lustschloß, ja sogar ihr eigenes Gestüte. Diesem zweckwidrigen Luxus machten die Reformen Josephs II. im Jahre 1789 ein Ende, während gleichzeitig die kaiserliche Inventurscommission das überflüssige Klostergut unter den Hammer brachte. An die Stelle jener Akademie trat jetzt ein einfaches Convict für Stiftszöglinge und Staatsstipendisten, welches im Jahre 1849 in ein Privatconvict umgewandelt wurde, das heute noch besteht. Während in den mittleren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Anstalten des Stiftes sich zu einer universellen Hochschule humanistischer Bildung erweitert hatten, haben sie in diesem Jahrhundert eine bescheidenere Rolle gespielt, und doch weist das Verzeichniß der jetzt noch lebenden, durch thatsächliche Leistungen bekannt gewordenen Schüler des Stiftes eine überraschend stattliche Reihe bedeutender Namen auf, die sich über alle Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des Staatslebens vertheilen. Eine Festschrift verzeichnet 3116 Namen von Männern, die von 1810 bis 1873 dort ihre Studien gemacht haben. Der jetzige Abt, Cölestin Ganglbauer, welcher erst vor zwei Jahren seinem Vorgänger Augustin Reslhuber, dem durch Verfassungstreue hervorragenden Mitgliede des Herrenhauses, nachfolgte, ist der neunundsechzigste in der Reihe der Aebte.

Mönch und Abt und Stift als Bezeichnung lebendiger, in Staat und Gesellschaft wirksamer Potenzen, sind dem Bewohner der Mark ebenso ungewohnte Dinge, als ihm die Namen Cölestin und Augustin, Ganglbauer und Reslhuber fremdartig klingen, und dazu meldet sich in ihm kopfschüttelnd der Protestant. Um wieviel menschlicher und freundlicher aber würden heute die Dinge an der unteren Donau aussehen, wenn zu rechter Zeit jene Potenzen donauabwärts geschoben worden wären, wie dies ja z. B. vor gerade zweihundert Jahren so mancher hervorragende Soldat und Politiker für möglich und geboten erachtete, damals als ein Karl von Lothringen, Max Emanuel von Baiern, Ludwig von Baden, dann Prinz Eugen die kaiserlichen Armeen siegreich gegen die Osmanen führten, wobei ja auch so manches Hundert Söhne der Mark Brandenburg den Heldentod fanden, — wie stünde es dort heute um Humanität und Bildung, wenn sich damals mitten im slavisch-tatarischen Lande, an den Ufern der Morawa oder Jantra, solche Klosterschulen erhoben hätten, wie unser Kremsmünster, das ja auch seiner Zeit an die Tatarengrenze vorgeschoben war! Ob unsere östreichischen Feudalclericalen, die sich ja mit Annexionsgedanken tragen (wozu gerade von den Ufern der Spree die Aufmunterung am kräftigsten herüberschallt), dergleichen im Auge haben? Sicher ist wohl, daß der protestantische Individualismus, eine so mächtige und durchaus nothwendige Potenz er übrigens ist, sich unfähig erweisen würde, solche Erziehungsaufgaben gegenüber widerstrebenden rohen Massen mit Erfolg durchzuführen. Hierzu sind Corporationen wie die katholischen Klosterverbände das rechte Werkzeug. Aber gewiß ist auch, daß solche Verbände heutzutage, wenn sie unter den angedeuteten Verhältnissen erfolgreich wirken wollten, noch ein weiteres gutes Theil der individuellen Freiheit des Protestantismus in sich aufnehmen müßten, wie dies ja auch die Benediktiner und namentlich Kremsmünster in gewissem Maße gethan haben. Dann würde schon das einhundertjährige Jubiläum ihres Bestehens an der vorgeschobenen Grenze abendländischer Cultur schöne Früchte versprechen.

Pertinax.

Literatur und Kunst.

Das Münchener Preisausschreiben für dramatische Dichtungen.

Se. Maj., der König Ludwig von Bayern, der einzige unter den großen Fürsten Deutschlands, welcher dem Theater eine wirklich ernsthafte Theilnahme entgegenbringt, hat diesem Interesse für die deutsche Bühne soeben einen neuen und beredten Ausdruck gegeben. Auf Antrag des bayrischen Generalintendanten, Freiherrn von Perfall, hat König Ludwig drei Preise von je 2400 Mark ausgesetzt für die beste Tragödie, für das beste Schauspiel und für das beste Lustspiel, die bis zum 31. August 1878 an die königliche Theaterintendanz in München eingesandt werden.

Heinrich Laube hat in seiner „Geschichte des Burgtheaters"*) über diese Art von Preisbewerbungen goldene Worte gesagt. Er erhebt sich mit vollem Rechte gegen die wohlfeile Kritik, die sich jedesmal, wenn eine solche Concurrenz ausgeschrieben wird, unfehlbar einstellt: es nütze ja nichts, die Muse lasse sich nicht commandiren, sich nicht durch Geld verlocken, und bestellte Arbeit sei im Reiche der Musen nichts werth. Diesem sauertöpfischen Raisonnement hält Laube die Thatsache entgegen, daß die Concurrenz des Wiener Hofburgtheaters im Jahre 1851 ein vortreffliches literarisches Lustspiel, das noch vor wenigen Jahren mit vollem Erfolge wieder aufgenommen werden konnte, zu Tage gefördert habe: den „kategorischen Imperativ" von Bauernfeld; daß ferner die beiden andern Lustspiele, welche einer besonderen Berücksichtigung für werth gehalten worden waren, nämlich das „Preislustspiel" von Mautner und der „Liebesbrief" von Benedix, unter denen das Publicum die Wahl treffen sollte, durch ganz Deutschland auf lange Zeit hinaus ein ungewöhnlich lebhaftes Interesse für das Theater entzündet haben; daß endlich zwar als Nachzügler, aber immerhin durch die Preisausschreibung angelockt, der „geheime Agent" von Hackländer in Wien sich eingestellt habe. „Die damalige Preisausschreibung", sagt Laube, „hat also das beste Lustspiel zu Wege gebracht, welches neben Freytags „Journalisten" seit zwei Jahrzehnten in Deutschland geschrieben worden ist. Das ist doch wahrlich der Rede werth, und ist einer Preisausschreibung werth."

Zur Entkräftung der Vorwürfe, die gegen den Wettlauf der dramatischen Dichter vorgebracht werden, ließe sich aber noch mehr sagen, als Laube sagt. Zunächst und hauptsächlich muß bestritten werden, daß es vor Allem der Preis ist, soweit er sich durch Gulden und Kreuzer oder Mark und Pfennige ausdrücken läßt, welcher die Bewerber lockt und reizt. Eine solche Bewerbung hat wie jede andere auch ihre ideale Seite; nicht die Habsucht wird angeregt, sondern der Ehreifer. Der Gedanke, so und so vielen Einsendern, und unter diesen den berufensten obzusiegen, hat unstreitig mehr Verführerisches und Anregendes als die klingende Prämie. Und weil das der Fall ist, kann auch von „bestellter Arbeit" nicht die Rede sein. Es ist durch das Verlangen, sich mit den Besten zu messen und sie in ehrlichem Kampfe, Mann gegen Mann, zu besiegen, — es ist durch rühmlichen Ehrgeiz angeregte Arbeit.

Das spätere Preisausschreiben des Wiener Hofburgtheaters im Jahre 1867 und 1868 hat zwar nichts Dauerndes hervorgebracht, aber doch immerhin weit Erheblicheres geleistet, als die Spötter glauben machen wollen. Es hat ein bis dahin vollkommen unbekannt gebliebenes Talent entdeckt: Hippolyt Schauffert, dessen „Schach dem König" trotz aller berechtigten Ausstellungen und trotz des im Allgemeinen geringen Theatererfolges eine ganz unbestreitbare und aufmunterungswürdige Begabung erkennen ließ — eine wirkliche dramatische Begabung, die sich auch in einem späteren Stücke Schaufferts, „Vater Brahm", in vollem Maße bewährt hat. Dieses letztere Stück weist geradezu bedeutende Eigenschaften auf. Es zeigt eine in Deutschland seltene Fähigkeit, Fragen, die unsere Zeit und unsere Gesellschaft bewegen, für die Bühne dramatisch zu gestalten. Es ist gut erfunden, gut gebaut, knapp und scharf in der Sprache und wirkungsvoll in den Situationen. Das Stück wäre bei diesen Eigenschaften sicherlich berufen gewesen, ein Volksstück im guten Sinne des Wortes zu werden; es scheiterte aber an der verwerflichen Tendenz. Der Verfasser stand auf einem undeutschen Standpunkte; mit gleicher Vorliebe die Schwarzen und die Rothen umfassend, plaidirte er in diesem Stücke für das Wünschenswerthe einer Verschwisterung des Ultramontanismus mit der Socialdemokratie. Das ließ sich unser Publicum nicht gefallen, und deshalb warf es das sonst vortreffliche Stück bei Seite. Dafür aber, für die verwerfliche Tendenz eines dichterischen Werkes, kann eine Preiscommission, die das Talent des Dichters ganz richtig erkannt hatte, auf keinen Fall verantwortlich gemacht werden. Die Commission hat recht gehabt, einen Dichter von dieser Bedeutung auszuzeichnen. Schauffert würde, nach dieser Probe zu urtheilen, das Verdict der Wiener Richter in seinen späteren Productionen wahrscheinlich in noch höherem Maße gerechtfertigt haben, wenn nicht ein früher Tod seinem Schaffen ein Ziel gesetzt hätte.

Die beiden andern damals prämiirten Lustspiele: „Ueber den Parteien" von Wolfgang Müller von Königswinter und „Der Narr des Glücks" von Ernst Wichert, haben noch geringere Erfolge gehabt. Müllers Lustspiel ist sogar geradezu durchgefallen; aber Wichert ist jedenfalls durch die Ermuthigung, die er gefunden hat, in jene freudige Stimmung versetzt worden, aus der heraus er bald darauf das heitere und liebenswürdige Lustspiel „Ein Schritt vom Wege" schreiben sollte. Man sieht also, auch diese Ausschreibung ist nicht so vollständig verpufft, wie es die Schadenfreude höhnisch ausposaunt hat.

Seitdem — es sind nun genau zehn Jahre vergangen — ist ein eigentliches Preisausschreiben für dramatische Werke von Bedeutung nicht erfolgt. Die Prämiirung der erfolgreichsten Stücke, die einem bestimmten Theater gute Dienste geleistet haben — diese Prämiirung, die also gleichsam als ein Act der Dankbarkeit von Seiten des Instituts aufzufassen ist, wie sie das Wiener Stadttheater vor der Eröffnung aussetzte (es wurden Mosers „Stiftungsfest" und Lindaus „In diplomatischer Sendung" ausgezeichnet) — oder die Prämiirung dichterisch bedeutender Bühnenwerke, die unter Umständen gar nicht aufgeführt zu sein brauchen, wie sie der Schillerpreis in's Auge faßt (hier wurden mit Preisen geehrt: Lindners „Brutus und Collatinus", Hebbels „Nibelungen", Freytags „Fabier", Paul Heyses „Sabinerinnen", Kruses „Gräfin") oder endlich die Prämiirung dichterisch bedeutender und an einer großen Bühne schon erfolgreich aufgeführter Werke, wie sie der Grillparzerpreis berücksichtigt wissen will (hier wurde Wilbrandts „Gracchus" gekrönt) — alle diese Preisbewerbungen, die nicht direct erst zur Production anregen, sondern das Verdienstliche der bereits vorhandenen Production anerkennen sollen, können hier füglich nicht mit in Erwägung gezogen werden.

Aber alle diese Preise — ob sie nun die Lust zum Schaffen anregen und eine Aufmunterung zu erst zu Schaffendem, oder die Anerkennung eines schon erworbenen Verdienstes, die Belohnung des schon Geschaffenen sein sollen — tragen unstreitig ihre segensreichen Früchte. Selbst dann, wenn, wie dies beim Schillerpreise der Fall ist, das Urtheil in die Hände einer auf ganz unbegreifliche Weise zusammengesetzten Commission gelegt ist, — einer Commission, die denn auch richtig von dem bequemen Ruhepunkte des unzufriedenen Nörgelns aus sich nicht aufzuraffen vermag und unter dem verdrießlichen Zurufe: „nil admirari" ihr Ziel beschaulich in's Auge faßt, ohne sich demselben nähern zu wollen; die deshalb auch seit Jahren keine der deutschen Hervorbringungen auf dramatischem Gebiete einer Auszeichnung für würdig erachtet hat. Aber darum bleibt nicht minder das Wort Laubes zu Recht bestehen: „Man soll unbekümmert um den Erfolg immer und überall die Pforten öffnen für dramatische Production und soll hinter den Pforten Preis und Ruhm in Aussicht stellen.

*) Leipzig 1868, J. J. Weber.

Das schadet Niemandem, höchstens den Preisrichtern, und diese Curtiusse opfern sich eben heldenmüthig. Es wird aber immer irgendwie nützen, denn das Entgegenkommen ist fördersam für jede schöpferische Thätigkeit."

Fördersam in jedem Sinne. Den jungen Victor Hugo hat die goldne Blume, die bei den lyrischen Wettstreiten in Toulouse dem glücklichsten Bewerber zuertheilt wird, gereizt, und sein erster Sieg in den Floralien ist nach seinem eigenen Geständniß mitentscheidend gewesen für die Erkenntniß seines Berufs. Fördersam, weil das Vertrauen der Dichter zur Beachtung ihrer Arbeit gestärkt wird, weil die Vorurtheile der Anfänger, der Verkannten, der Nichtaufgeführten und Durchgefallenen entkräftet werden.

Man kennt die Beschwerden dieser Unzufriedenen zur Genüge. Da heißt es, die Stücke, die einen unbekannten oder unglücklichen Namen tragen, werden gar nicht gelesen; man muß einen Namen haben, eine Stellung, die die Aufmerksamkeit der Directoren erregt; man muß protegirt werden; man muß bei den Intendanten scharwenzeln, ja man muß diesen und jenen bestechen.

Nun, von alle dem kann bei einer Preisbewerbung nicht im Entferntesten die Rede sein. Hier herrscht unter allen Bewerbern die völlige ideale Gleichheit; für alle, ob groß, ob klein, ob berühmt, ob unbekannt, sind dieselben Bedingungen maßgebend, bestehen auch dieselben Ansprüche auf Beachtung und dieselben Garantien der Berücksichtigung. Hier helfen keine Schliche, keine Winkelzüge, hier gibt es keine Bevorzugung, hier gibt es mit einem Worte keine Unlauterkeit! Die Bahn ist frei; also auf, ihr Dramatiker, hier ist Rhodos, nun tanzt!

Alle Freunde der dramatischen Kunst werden daher das Vorgehen der bayrischen Generalintendanz mit aufrichtiger Genugthuung begrüßen. Das Münchener Schauspiel nimmt, wie Alle wissen, die es gesehen haben, in Deutschland heute eine der ersten Stellen ein. Es wird mit Geschmack, mit Liebe zur Sache, mit Ernst geleitet, es wird dort tüchtig und redlich gearbeitet.

München ist eine Stadt, die am Theater Freude hat. Die Münchener Bühne besitzt Initiative; man kennt z. B. ihr rühmliches Vorgehen in Bezug auf Wagners Musikdramen. Ernst Possart hat uns, um nur von dem letzten Jahre zu reden, aus München zwei Stücke nach Berlin gebracht, die wahrlich der Rede werth sind: das „Fallissement" von Björnsen und Byrons „Manfred". Das Repertoire der Münchener Bühne während des letzten Jahres, das vor mir liegt, zeigt, wie man dort unablässig, wenn auch oft leider erfolglos, bemüht ist, Werthvolles zu gewinnen, Werthvolles zu erhalten. Da ist z. B. neuerdings wieder der Versuch gemacht worden, Lessings „Miß Sarah Sampson" aus dem Buche auf die Bretter hinüberzuführen, da ist Shakespeares „Richard II." in Dingelstedts Bearbeitung gegeben, da finden wir neue Stücke von Felix Dahn, Hermann Lingg („Candiano") Schack („Pisaner"), die man sonst kaum irgendwo zu sehen bekommt; da finden wir unter den Werken der ausländischen Dichter Beaumarchais' „Tollen Tag" in Dingelstedts Bearbeitung, Ibsens „Nordische Heerfahrt" 2c. — mit einem Worte, wir sehen Thatsachen, die zum mindesten auf Regsamkeit und Leben in der Leitung schließen lassen und die so oft gegen Theaterdirectionen erhobene Beschuldigung der Passivität, der Bequemlichkeit und des An-sich-herantretenlassens ausschließen.

Derselbe frische, anregende Zug geht auch durch dieses neueste Lebenszeichen der Münchener Generalintendanz, durch das Preisausschreiben. Man hat versucht, einen Modus zu finden, der die Fehler und Mängel der bisherigen Concurrenzen thunlichst zu mildern geeignet erscheint.

Das Verfahren, das man eingeschlagen hat, ist folgendes: Die eingesandten Werke werden einer Beurtheilungscommission vorgelegt. Diese hat aus denselben die beiden besten Tragödien, die beiden besten Schauspiele und die beiden besten Lustspiele auszuwählen, unter der Voraussetzung, daß sich in jeder der Gattungen zwei solche Werke, welche die Bedingungen einer besonderen Auszeichnung erfüllen, vorfinden. Unter Umständen könnte die Beurtheilungscommission nur ein oder auch gar kein Werk der einen Gattung oder zweier Gattungen oder auch aller dreier Gattungen der Berücksichtigung für werth erklären, so daß die Beurtheilungscommission höchstens sechs Werke, schlimmsten Falls gar keins zu befürworten haben wird. Die ausgezeichneten Werke werden dann aufgeführt und diejenigen, die sich nach den ersten drei Vorstellungen als die erfolgreichsten erweisen haben, werden prämiirt. Die Prämiirung wird durch eine Entscheidungscommission, bestehend aus den Regisseuren der Hofbühne und Münchener Kunstfreunden beschlossen. Da die Möglichkeit eines durchaus ungenügenden oder eines nicht vollkommen genügenden Ausfalls nicht ausgeschlossen ist, so ist auch der Fall vorhergesehen, daß gar keins, oder nur eins oder nur zwei Stücke von den eingelaufenen Arbeiten prämiirt werden können; in diesem Falle rückt dann das erfolgreichste Stück, welches in dem Zeitraum vom September 1878 bis zum September 1879 aufgeführt worden ist, auch wenn es nicht concurrirt hat, in die Lücke. Auf alle Fälle erhält also ein Stück in jeder der drei Gattungen die Prämie.

Wie man sieht ist hier das richtige Moment der Stimulirung beibehalten, im Gegensatze zu dem Schiller- und Grillparzerpreise; aber man hat das Urtheil über die Stücke nicht einer Commission allein überlassen wollen. Die Beurtheilungscommission gibt diesmal nicht, wie sonst wohl üblich, ihr Verdict ohne Berufung ab, sie bildet nur die erste Instanz; das Publicum selbst bildet die zweite und kann das erste Urtheil bestätigen oder verwerfen. Eine zweite Commission hat dann die Executive des vom Publicum rechtskräftig gemachten Urtheils und hat das Urtheil zu vollstrecken.

Dies Verfahren scheint mir vor allen bisher eingeschlagenen den Vorzug zu verdienen, namentlich auch schon deshalb, weil diesmal nicht ein dramatisches Werk einer bestimmten Gattung, sondern weil sowohl die Tragödie, wie das Schauspiel, wie das Lustspiel concurrenzfähig sind. Es ist daher voraussichtlich auf eine große Betheiligung zu rechnen, und gerade deshalb ist es nöthig, daß über die Concurrenzfähigkeit der Stücke die vollste Klarheit herrsche und jede Zweideutigkeit ausgeschlossen bleibe. Hier aber bietet das sonst so überaus dankenswerthe Ausschreiben der Münchener Intendanz den Anlaß zu einer ernsthaften Kritik.

Es heißt in der amtlichen Bekanntmachung, daß eine Preisbewerbung ausgeschrieben worden ist — wörtlich:

> 1) „Für eine Tragödie hohen Stiles, deren Stoff, sei er der Geschichte entnommen oder selbstständig erfunden, den Anschauungen unserer Zeit und unseres Volkes nicht allzu ferne liegt."

Das ist verständlich, und dagegen läßt sich nichts einwenden; aber es heißt weiter:

> 2) „Für ein Schauspiel, das womöglich im Kreise des nationalen Lebens sich bewegt, die Interessen der Gegenwart zum Ausdruck bringt, jedoch von sattsam behandelten Tagesfragen sich fern hält; die ergründende Darstellung eigenartiger, aus dem Leben geschöpfter Charaktere müßte eines der vorwiegendsten Ziele des Dichters sein."

Was soll das heißen? Ein Schauspiel, das „die Interessen der Gegenwart zum Ausdruck bringt, jedoch von sattsam behandelten Tagesfragen sich fern hält!" — Was heißt das? Unter den „Interessen der Gegenwart" darf man doch in erster Linie verstehen die socialen, politischen, religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen und kaufmännischen; aber gerade diese gehören, weil sie eben in erster Linie stehen, durchaus zu den „sattsam behandelten Tagesfragen". Ich wüßte nicht, wie man die Interessen der Gegenwart zum Ausdruck bringen könnte und sich gleichzeitig von den sattsam behandelten Tagesfragen fern zu halten vermöchte. Sind z. B. die Arbeiterfrage, die Strikes, der Particularismus, der Culturkampf, die Börse und die Gründungen, — sind diese Fragen, die doch recht eigentlich „die Interessen der Gegenwart" berühren,

aber allerdings zu den „sattsam behandelten Tagesfragen" gehören, sind diese Fragen ausgeschlossen oder nicht? Und wie steht es mit dem ungeheuren Stoffgebiete der Familienconflicte, welche in die Interessen aller Zeiten, also auch in die der Gegenwart auf's Tiefste eingreifen?

Das muß viel schärfer redigirt werden; und ich meine, am einfachsten wäre es, man ließe die Vorschrift sowohl wie die Beschränkung weg und prämiirte das beste Schauspiel, „das womöglich im Kreise des nationalen Lebens sich bewegt".

Ferner ist ein Preis ausgesetzt:

> 3) „Für ein Lustspiel höherer Gattung, das Charaktere und Situationen mit gleicher Sorgfalt behandelt, in die gebildeten Kreise der deutschen Gesellschaft versetzt und alle possenhaften Elemente auf das Entschiedenste ausschließt."

Auch hier scheint mir eine bedauerliche Unklarheit in der Fassung zu herrschen. Das concurrenzfähige Lustspiel soll also alle „possenhaften Elemente auf das Entschiedenste ausschließen"; aber was ist „possenhaft?" Es gibt gar keinen dehnbareren Begriff. Da wir in einem ersten Theater eine förmliche Scheu haben, herzhaft loszulachen, beruhigen wir uns, wenn wir durch irgend eine ausgelassene Komik einmal zu diesem wohlthätigen Exercitium veranlaßt werden, mit dem Troste: es sei possenhaft. Nach unsern heutigen Begriffen vom Possenhaften wäre nach dieser Beschränkung kaum ein einziges Molière'sches Lustspiel concurrenzfähig; und — gestehen wir es uns — es wäre doch eigentlich recht Schade, wenn ein neuer deutscher Molière einen neuen „Tartuffe" nach München senden sollte und des Preises deshalb verlustig gehen müßte, weil die Magd Dorine in schier „possenhafter" Weise Herrn Orgon hänselt und den Bevollmächtigten Tartuffes zur Thür hinauswirft. Welches Lustspiel würde dann überhaupt bestehen? Würde Freytags „Journalisten", das doch wohl unbestritten als die bedeutendste Hervorbringung auf diesem Gebiet betrachtet wird, mit der köstlichen Piepenbrinkscene Stand halten? Würde nicht am Ende schon der unvergleichliche Schmock dem Stücke ein Beinchen stellen? Man streiche nur getrost diese vieldeutige Beschränkung! Man schließe das „Possenhafte" nicht besonders aus und habe zu der Einsicht und dem Geschmack der Beurtheilungscommission das Vertrauen, daß sie einen Unterschied zu machen verstehe zwischen der im Großen und Ganzen geforderten höheren und der im Großen und Ganzen perhorrescirten niederen Komik. Auf alle Fälle muß es aber dem Dichter unbenommen bleiben, wenn es die Stimmung so mit sich bringt, auch einmal ein bischen tiefer hinabzusteigen und derber anzupacken.

Ueber diese nicht prägnant genug redigirten Stellen wäre eine authentische Interpretation sehr erwünscht, ja geboten, wie mir scheint; und dazu möchte ich im Interesse der Sache, die uns Allen gleichermaßen am Herzen liegt: der Generalintendanz, die die Aufforderung erläßt, den Schriftstellern, welche derselben zu folgen Lust haben, dem Publicum, das sich der Resultate erfreuen will, den Generalintendanten, Freiherrn von Perfall ausdrücklich zu veranlassen suchen.

Im Uebrigen bin ich wie gesagt der Meinung, daß der von München gethane praktische Schritt mit aufrichtiger Freude zu begrüßen ist, und ich füge hinzu, daß er meiner Ansicht nach mehr nützt als all die überflüssigen Schreibereien über Theaterreformen, die scharfsinnigen Recepte über Hervorbringungen neuer Dichter, über Aufhebung der Theaterfreiheit und die Nothwendigkeit der Staatshülfe.

Paul Lindau.

Unsere deutschen Tondichter in den Gesammtausgaben von Breitkopf und Härtel.

Von Emil Naumann.

Im 8. Buch von „Dichtung und Wahrheit" erwähnt Goethe, gelegentlich seines Leipziger Aufenthaltes, des Breitkopf'schen Hauses. Es heißt dort: „Bernhard Christoph Breitkopf, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergesell nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte den goldenen Bären, ein ansehnliches Gebäude auf dem neuen Neumarkt, mit Gottsched als Hausgenossen. Der Sohn, Johann Gottlob Immanuel, war auch schon längst verheirathet und Vater mehrerer Kinder. Einen Theil ihres ansehnlichen Vermögens glaubten sie nicht besser anwenden zu können, als indem sie ein großes neues Haus, zum silbernen Bären, dem ersten gegenüber errichteten, welches höher und weitläufiger als das Stammhaus selbst angelegt ward. Gerade zu der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt. Der älteste Sohn mochte einige Jahre mehr haben als ich, ein wohlgestalteter junger Mann, der Musik ergeben und geübt, sowohl den Flügel als die Violine fertig zu behandeln. Der zweite, eine treue gute Seele, gleichfalls musikalisch, belebte nicht weniger als der älteste die Concerte, die öfter veranstaltet wurden. Sie waren mir beide, sowie auch Eltern und Schwestern, gewogen; ich ging ihnen beim Auf- und Ausbau, beim Möbliren und Einziehen zur Hand und begriff dadurch Manches, was sich auf ein solches Geschäft bezieht. Der Vater hatte den Notendruck vervollkommnet. Von einer schönen Bibliothek, die sich meistens auf den Ursprung der Buchdruckerei und ihr Wachsthum bezog, erlaubte er mir den Gebrauch, wodurch ich mir in diesem Fache einige Kenntnisse erwarb. Ingleichen fand ich daselbst gute Kupferwerke, die das Alterthum darstellten, und setzte meine Studien auch von dieser Seite fort, ... und so führten wir zusammen ein stilles anmuthiges Leben."

Jener von Goethe gerühmte Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, geb. 1719, stand auch in persönlichem und brieflichem Verkehr mit Lessing und Winckelmann und schrieb eine kritische Geschichte der Buchdruckerkunst. Im Jahre 1754 gelang es ihm, den Satz von theilbaren und beweglichen Notentypen in solcher Einfachheit herzustellen, daß es möglich ward, gedruckte Musikalien mit Erfolg zum Gegenstande des Verlags zu machen. Ein Nachkomme dieses in so klassischer Weise beleumundeten Mannes sollte der Mitbegründer der bekannten Firma „Breitkopf und Härtel" werden, unter welcher eine der größten Musikalienverlagshandlungen Europas sich aufthat. Wir begegnen diesem Nachkommen in Immanuels jüngstem Sohne, Christoph Gottlob Breitkopf, geboren 1750, der einer jener beiden jungen Leute war, deren Goethe in der oben von uns citirten Stelle aus „Dichtung und Wahrheit" so herzlich gedenkt. Sein älterer Bruder, der 1749 geborene Bernhard Theodor Breitkopf, setzte die in Leipzig entstandenen frühesten Jugendlieder unseres großen Dichters sehr anmuthig in Musik und hatte auch sonst noch allerlei künstlerische Liebhabereien. Der jüngere Bruder dagegen trat anfänglich in des Vaters Geschäft. In einem Briefe, überschrieben: „An Bruder Gottlob", den Goethe an diesen Freund und Studiengenossen richtet, nachdem er Leipzig bereits verlassen, heißt es: „Du warst von jeher ein guter Junge und hattest Menschenverstand, und Gedanken wie ein Mensch, der eine Sache begreift, und Einfälle nicht wie Jeder." Trotz dieses Lobes, das freilich ein wenig ironisch gemeint sein konnte, gab Gottlob Breitkopf sein Geschäft nach einiger Zeit auf und legte dessen Besitz und Leitung in die Hände seines Freundes Gottfried Christoph Härtel, den er zugleich zu seinem Universalerben einsetzte.

Auch dieser neue Chef zeigte sich der Ehre würdig, daß unser Dichterfürst der Begründer des nunmehr von ihm geleiteten Hauses so rühmlich Erwähnung gethan. Er veranstaltete im Jahre 1798 eine von ihm zum ersten Male in Deutschland

versuchte Ausgabe der „Oeuvres complètes" von Mozart. Wenn bei derselben — nach dem Standpunkt der damals erst in ihren Anfängen begriffenen Musikwissenschaft — von kritischer Sichtung oder Vollständigkeit auch noch nicht die Rede sein konnte, so war das Unternehmen doch schon an und für sich ein ehrenvolles, da es sich dabei (besonders unter den damaligen Nachdrucksverhältnissen) weniger um ein glänzendes Geschäft, als um eine dem größten tonkünstlerischen Genius unseres deutschen Vaterlandes dargebrachte Ovation handelte. Hierfür liefern eine in 12 Bänden von 1800 bis 1806 veranstaltete Ausgabe von Werken Joseph Haydns und eine in 13 Bänden innerhalb der Jahre 1803 bis 1818 erscheinende Ausgabe Clementis weitere Beweise; denn auch bei den Editionen dieser Meister war sicherlich der Gewinn der Handlung ein höchst bescheidener im Verhältniß zu den dabei aufgewandten Kosten.

Solche schöne und vielverheißende Anfänge ließen Größeres in der Zukunft erwarten, da ein derartiges selbstloses Vorgehen, nach den Traditionen des Musikhandels, zu den größten Seltenheiten gehört. Wer Blicke in die große Misère des deutschen Musikverlags gethan, wird diese Worte unterschreiben. In welcher Weise mußte z. B. Mozart bei Lebzeiten seine Arbeiten verzetteln; Franz Schubert wurden noch in seinem letzten Lebensjahre Compositionen, die er verschiedenen Handlungen angeboten, durch die betreffenden Verleger zurückgesandt und Beethoven gelang es nicht, das von ihm geforderte mäßige Honorar für eine Gesammtausgabe seiner Werke von irgend einer Firma zugesichert zu erhalten, weshalb eine solche Ausgabe schließlich ganz unterblieb. In der Gegenwart ist es nicht besser geworden. Der größte Theil unserer Musikverlagshandlungen betreibt ein bloßes Modeartikel- und Fabrikwaarengeschäft. Das, was nur dem flüchtig vorüberrauschenden Augenblick angehört, um morgen zu veralten — das, was mit der zufälligen Strömung des Tages treibt, um mit dieser in das Meer der Vergessenheit hinabzutauchen — das endlich, was jener innern Leere und Verflachung neue Nahrung zuführt, durch welche sich unser zur gedankenlosen Modesache gewordenes Musiktreiben auszeichnet, ist der Stoff, dessen sich der Musikalienhandel in der Gegenwart vorzugsweise bemächtigt hat und aus welchem er (sowie aus den entstellendsten Arrangements und Transscriptionen gediegener Werke) seine Seide spinnt. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß eine Verlagshandlung nicht aufhören kann ein kaufmännisches Geschäft zu bleiben, daher ihr Vermögen und das Interesse ihrer Besitzer nicht lediglich auf dem Altar des Guten und Schönen zu opfern vermag, so ist doch zwischen Geschäft und Geschäft ein Unterschied. Eine Handlung, deren Artikel nicht in Glacéhandschuhen und seidenen Bändern bestehen, sondern die den Geistesbedürfnissen ihrer Nation Rechnung zu tragen hat, ist verpflichtet, neben den Ansprüchen des großen Haufens auch edleren Bedürfnissen entgegenzukommen. Dies geschieht jedoch nur in den seltensten Fällen, und wer daher nach dieser Seite hin Ungewöhnliches unternahm, hat Anspruch auf die lauteste, rückhaltsloseste Anerkennung aller Künstler, Kunstfreunde, sowie derjenigen Kreise der Bildung, die in der Kunst das über die Thorheiten vergänglicher Geschmacksverirrungen emporgehobene klassisch Schöne und Ewige suchen.

Eine solche Anerkennung erwarb sich das Haus Breitkopf und Härtel zunächst dadurch, daß es vor fast dreißig Jahren die Hand dazu bot, eine Gesammtausgabe der Werke Johann Sebastian Bachs zu veranstalten und damit ein Unternehmen ermöglichte, das, in Bezug auf die Großartigkeit der dabei in Betracht kommenden Mittel und Vorarbeiten, der Errichtung eines Nationaldenkmals des gewaltigen deutschen Tondichters gleichkommt. Selbstverständlich konnten die enormen Kosten dieser Bachausgabe nicht durch die Verleger allein bestritten werden; es bildete sich vielmehr eine „Bachgesellschaft", welche 1850, also hundert Jahre nach Bachs Tode, zusammentrat und ebensowohl aus Fachmusikern wie aus Kunstfreunden und gern beisteuernden Dilettanten bestand. Aber auch unter diesen Verhältnissen hatte die Handlung, die ein solches Unternehmen mit anregte, nicht nur keinerlei Gewinn in Aussicht, sondern mußte darauf gefaßt sein, Opfer für die gute Sache zu bringen. — Der gute Fortgang der vollständigen kritischen Ausgabe aller Werke Johann Sebastian Bachs veranlaßte einige Jahre später die Bildung einer deutschen Händelgesellschaft, ebenfalls zu dem Zwecke gestiftet, die Herstellung einer Gesammtausgabe der Compositionen des Mannes zu ermöglichen, dessen Namen sie trägt. Das Glück erwies sich derselben günstiger, als der 1786 auf Befehl König Georg III. veranstalteten englischen Ausgabe von Händels Werken, die trotz ihrer 36 Bände unvollendet blieb, während das deutsche Unternehmen seinem baldigen völligen Abschluß nahe ist. Aber auch mit der Händelausgabe hatte sich die Verlagshandlung noch nicht genug gethan, sondern unternahm im vergangenen Jahrzehnt, und diesmal ohne dabei auf die Unterstützung einer besonderen Gesellschaft zu rechnen, eine Ausgabe sämmtlicher Werke Beethovens, welcher eine ebensolche Ausgabe der Werke Felix Mendelssohns folgte, von der im Mai 1877 dem Publicum bereits 16 vollständige Serien vorlagen.

Den Bestrebungen dieser letzten Jahre setzten Breitkopf und Härtel endlich die Krone auf, als sie im Winter des vergangenen Jahres eine Einladung an das deutsche Publicum ergehen ließen, welche zur Subscription auf die erste vollständig kritisch durchgesehene Ausgabe der Werke von Wolfgang Amadeus Mozart aufforderte. Leider sollte Otto Jahn, der den schönen Ausspruch gethan: „Was auch von begeisterten Verehrern für Mozarts Ruhm unternommen sein mag, in seinen Werken hat er selbst ihn fest und unerschütterlich begründet", die Aufrichtung eines solchen Monumentes für den großen Genius, welchem Jahn, als dessen Biograph, persönlich ebenfalls einen würdigen Denkstein setzte, nicht mehr erleben.

Daß die Mozartausgabe in nicht minder kritisch correcter Gestalt und Vollständigkeit zu Ende geführt werden wird, wie die ihr vorausgegangenen Gesammtausgaben Bachs, Händels, Beethovens und Mendelssohns, dafür bürgen die Namen der für die Redaction derselben gewonnenen Mitarbeiter, unter denen ich vor allen Andern Julius Rietz in Dresden, Franz Espagne in Berlin und Nottebohm in Wien hervorhebe. Unter diesen hat sich wiederum Rietz durch seine Mitwirkung an der kritischen Sichtung der durch die Bach- und Händelgesellschaft veröffentlichten Arbeiten, durch seine Theilnahme an der Gesammtausgabe der Werke Beethovens und Mendelssohns, bei welcher letzterer ihm, als langjährigem Freunde des Schöpfers des Paulus, die Hauptaufgabe zufiel, sowie durch seine Redaction von Haydns Sinfonien und Mozarts Concertarien früher schon hervorgethan und Jahns vor Jahren bereits auf ihn gemünztes Wort: daß in ihm ein Philolog verloren gegangen, was sehr zu bedauern sein würde, wenn er nicht Musiker geworden wäre — auch neuerdings bestätigt.

Als eine wichtige Vorarbeit zu der Mozartausgabe und zu einer Herstellung derselben, die auf Vollständigkeit Anspruch machen darf, ist des jüngst verstorbenen Dr. Ludwig Ritter von Köchels chronologisch-thematisches Verzeichniß sämmtlicher Tonwerke Mozarts anzusehen, auf welches sich denn auch die Härtel'sche Ausgabe in der Weise stützt, daß jedes einzelne Werk des Meisters nach Köchels Katalog bezeichnet wird, während zur Zusammenfassung des Gleichartigen die ganzen Werke in 23 besondere Serien eingetheilt worden sind. — Unter der Rubrik Gesangmusik begegnen wir den folgenden Serien: 1. Messen; 2. Litaneien und Vespern; 3. Offertorien und Hymnen; 4. Cantaten mit Begleitung des Orchesters; 5. Opern; 6. Arien, Terzetten, Quartetten und Chören mit Begleitung des Orchesters; 7. Ein- und mehrstimmigen Liedern mit Clavierbegleitung und Kanons. Unter der Rubrik Instrumentalmusik dagegen, die wieder in die 3 großen Abtheilungen: Orchesterwerke, Kammermusik und Claviermusik zerfällt, finden wir die Serien: 8. Sinfonien; 9. Divertiments, Serenaden und Cassationen für Orchester; 10. Märsche, einzelne sinfonische Sätze und kleinere Stücke für Orchester; 11. Tänze für Orchester; 12. Concerte für ein Saiten- oder Blasinstrument; 13. Streich-Quintette; 14. Streich-Quartette; 15. Streich-Duos und -Trio; 16. Clavier-

musik für eine oder zwei Claviere und Orchester; 17. Clavier-Quintett, -Quartette und -Trios; 18. Sonaten und Variationen für Clavier und Violine; 19. Sonaten für Clavier zu 4 Händen und für zwei Claviere; 20. Sonaten und Phantasien für Clavier; 21. Variationen für Clavier; 22. Kleinere Stücke für Clavier; 23. Sonaten für Orgel mit Begleitung.

Das Einzige, was ich bei dieser sonst so großartigen Vollständigkeit bedauern möchte, ist die in der Aufforderung zur Subscription gemachte Mittheilung, daß Mozarts Instrumentirungen der Werke anderer Componisten von der Gesammtausgabe seiner Arbeiten ausgeschlossen bleiben sollen. Wir würden auf diese Weise die wundervollen Orchesterpartituren Mozarts zu Händels beiden Oratorien: dem Messias und dem Alexanderfest, zu desselben Meisters Schäferspiel Acis und Galathea, sowie zu der von Händel componirten Ode auf den Sct. Cäcilientag entbehren müssen. Ich gaube, daß außer mir ein großer Theil unserer deutschen Musiker nur ungern auf die genannten Mozart'schen Partituren verzichten würde. Mozart, der von der tiefsten Pietät für Händel durchdrungen war, begann seine orchestralen Bearbeitungen der obengenannten Werke meist in der Weise, daß er vor allen Dingen die Orchesterpartituren Händels in die von ihm anzulegende neue Partitur eintrug. Bezüglich der Singstimmen und Saiteninstrumente geschah dies ohne jede Abänderung; nur daß da, wo Händel sich auf eine Geige beschränkt, Mozart zur Vervollständigung der Harmonie eine zweite Geige und die Bratsche hinzusetzt. Auch die Blasinstrumente bleiben überall an solchen Stellen intact, wo Händel dieselben in charakteristischer Weise anwendet. Wenn jedoch die Oboen als die alleinigen Repräsentanten des gesammten Bläserchors auftreten, erlaubt Mozart sich Flöten, Clarinetten, Fagotts oder Hörner, sei es einzeln, sei es in ihrer Gesammtheit eintreten zu lassen. Was er aber bei solchen Gelegenheiten den überlieferten Orchesterstimmen des ältern Meisters hinzufügt, ist von so hoher und oft einziger Bedeutung (ich verweise in dieser Beziehung beispielsweise nur auf die Messiasarie: „Das Volk, das im Dunkeln wandelt") und lockt die schöpferische Thätigkeit und Erfindungsgabe des jüngern Meisters in einer so glänzenden Weise hervor, daß es Frevel wäre, hier nur von einem Arrangeur oder Bearbeiter zu sprechen. Auch hier tritt uns Mozart vielfach als Tondichter entgegen, ja, er zeigt sich auf diesem Felde von einer ganz neuen, in seinem übrigen Schaffen nicht wieder hervortretenden Seite, und es würde uns daher etwas an dem künstlerischen Gesammtbilde Mozarts fehlen, wenn uns seine im Anschluß an Händel gelieferten Orchesterpartituren vorenthalten würden. Mag ein orthodoxer musikalischer Puritanismus, dem der todte Buchstabe über den lebendigen Geist geht, der auf den Meister schwört und der sich doch, wenn er ihm unter fremden Namen begegnet, so köstlich mystificiren läßt — mag dieser eingefrorne, dünkelhafte, bornirte Puritanismus behaupten, eins der obengenannten Händel'schen Werke wirke in der ursprünglichen Händel'schen Orchestration reiner und besser, als in der Instrumentirung Mozarts. Wir appelliren dem gegenüber an das Gefühl aller wirklichen Musiker und Musikfreunde, deren Empfindung weder durch Tradition noch durch Theorie voreingenommen ist, laden sie ein, sich das Alexanderfest oder Acis und Galathea zuerst mit der Instrumentirung Händels, dann mit derjenigen Mozarts vorführen zu lassen und sich hierauf darüber zu entscheiden, bei welcher von beiden sie den Eindruck des Vollständigen, des völlig Vermittelten und eines vollkommenen Gleichgewichts von Orchester und Chor empfangen haben? — Die Chöre Händels sind von einer Erhabenheit und Wucht, ihr musikalisches Colorit zeigt eine Frische und einen Reichthum an vocalen Klangfarben, zu welchen in manchen Fällen die ursprüngliche Händel'sche Orchesterpartitur außer allem Verhältniß steht und vor denen dieselbe verblaßt. Wir empfangen bei solchen Gelegenheiten den Eindruck, als ob im Vordergrunde eines Bildes befindliche leuchtende Gestalten, eines in seinen Farben hinreichend gesättigten Hintergrundes entbehrten. Die Mannigfaltigkeit und Technik der Instrumente stand eben zu Händels Zeiten noch nicht auf jetziger Höhe und so mußte sich der Meister auf das beschränken, was er vorfand; hätten ihm reichere und umfänglichere Mittel zu Gebote gestanden, so würde er sich ihrer unzweifelhaft bedient haben.

Hierfür sprechen auch noch andere Umstände. Ein so tief in den Geist Händels eingedrungener Meister, wie Felix Mendelssohn, instrumentirte Händels „Israel in Aegypten" völlig in Mozarts Weise. Das Werk kam in dieser Gestatt zum ersten Male bei dem Niederrheinischen Musikfest von 1842 zur Aufführung. Auch des Meisters Dettinger Te deum versah Mendelssohn mit instrumentalen Zusätzen und hat den Messias und das Alexanderfest, so oft er beide dirigirte, niemals anders als mit Mozarts Instrumentirung aufgeführt. Dasselbe geschah durch Ferdinand Hiller und Julius Rietz gelegentlich der großen Niederrheinischen Musikfeste. In Wien führte man noch zu Haydns und Beethovens Lebzeiten, und sicherlich unter Zustimmung beider großer Meister, Händel'sche Werke mit Mozart'scher Instrumentirung auf ꝛc.

Es ist überhaupt, seitdem der Messias, das Alexanderfest, Acis und Galathea, und die Ode auf den Sct. Cäcilientag einen neuen, musikalisch-coloristischen Glanz durch Mozart erhielten, bei den großen Concertinstituten der ganzen Welt Sitte geworden, sich der Mozart'schen Orchestration zu bedienen, und in den Ausnahmefällen, in denen dies nicht geschehen, hat man es gewiß mit einem noch nicht abgeschnittenen musikalischen Zopf zu thun. Man sage nicht, daß Händel das, was seiner Instrumentirung von unserm heutigen Standpunkte zu mangeln scheint, durch die Orgel ergänzt habe. Nichts ist, sowohl in Beziehung auf musikalisches Klangcolorit wie in musikgeschichtlicher Beziehung, unwahrer, als eine solche Behauptung. Die Orgel ersetzt so wenig die Klangfarben Mozarts, daß aus diesem Grunde Mendelssohn, bei Aufführungen des Messias, die Orgel, wo er sie haben konnte, zu der Mozart'schen Instrumentirung noch hinzutreten ließ, was ja überflüssig gewesen, wenn beide in ihrer Wirkung identisch wären. — Die Oratorien Händels waren ferner durchaus nicht etwa mit ausgeführten Orgelstimmen versehen. Händel dürfte sich hierbei meist nur auf bezifferte Bässe ohne ausgesetzte Harmonie beschränkt haben. So rechtfertigt es sich, daß in unseren Tagen Mendelssohn völlig ausgeschriebene Orgelstimmen zu den beiden Händel'schen Oratorien „Israel in Aegypten" und „Salomo" setzte. Der Schöpfer des Messias hat sicherlich auch in seinen Oratorien, wie in den bekannten darin von ihm eingelegten Orgelconcerten (in denen sich an vielen Stellen ein ad libitum in der Orgelstimme vorfindet), manches der Intention des Organisten überlassen, womit denn vollends Alles hinfällig wird, was man von einem Ersatz der Klangfarben des modernen Orchesters durch Händels Orgel fabelt.*)

Es ist freilich nicht zu bestreiten, daß eine unserer Zeit besonders eigenthümliche antiquarisch-historische Auffassung, welche fordert, daß die Würdigung von Kunstwerken auf geschichtlicher Einsicht beruhe, ebenfalls ihre Berechtigung hat. Einer solchen wird jedoch völlig genug gethan, wenn man kritisch gesichtete Gesammtausgaben älterer Klassiker ohne fremde Zusätze drucken läßt, oder wenn man ihre Werke in allen den Fällen streng nach den Originalpartituren wiedergibt, in denen es sich um rein historische Concerte handelt. Im Uebrigen aber traue man Musikern, welche unsere großen Tondichter mehr hörten, als nur lesend kennen lernten und die, gleich Mendelssohn, durch eigene Arbeiten Zeugniß für die geistige Jüngerschaft ablegten, in welcher sie zu den klassischen Meistern der Vergangen-

*) Es ist bekannt, daß Händel, der neben Bach der größte Organist seines Jahrhunderts war, in jenen in seine Oratorien eingelegten Orgelconcerten das gewaltige kirchliche Instrument selber spielte. Hieraus allein schon erklärt sich das ad libitum in der Orgelstimme, da der Meister sich ebensowohl häufig auf sein Gedächtniß verlassen konnte, als er später, da er blind geworden, es vorzog, sich an keine Note zu binden, die ihn mit dem begleitenden Instrumentalisten hätte auseinander bringen können; das ad libitum bedeutet daher in dem letzteren Falle, daß das Orchester, bis zu dem Wiedereintritt eines Tutti oder Ritornell, zu pausiren habe.

heit stehen, etwas mehr Verständniß der letzteren zu, als solchen Herren, denen die praktische und tönende Seite der Musik, d. h. ihre wahrhaft künstlerische Wirkung, immer nur in zweiter und dritter Linie standen. Zu dieser Klasse von Musikgelehrten gehörte jedenfalls Otto Jahn nach keiner Seite hin, da er nicht nur davon überzeugt ist, daß Mozart niemals darauf ausgegangen sei, die specifischen Klangfarben der Orgel in seinen instrumentalen Zusätzen zu Händel'schen Partituren nachzuahmen, sondern auch seine Erörterung der Frage, ob Händel mit oder ohne Mozart aufzuführen sei, mit dem drastischen Ausruf schließt: Jedenfalls ist es sehr zu wünschen, daß hierbei nicht die Gelehrten den Ton angeben!

Aber — wird man fragen — soll denn Jeder ein Recht haben, seine Hand an die unsterblichen Meisterwerke eines Händel zu legen und dieselben nach Gutdünken anders zu instrumentiren, als dies zu seiner Zeit der Meister selber gethan? — Hierauf möchte ich zunächst antworten, daß ein Mozart nicht zu der Klasse der Leute zählt, die sich mit dem Pronomen „Jeder" bezeichnen lassen; ferner aber daran erinnern, daß ich ausdrücklich hervorhob, daß Mozart nichts von der Instrumentirung Händels eigentlich hinwegnahm oder daran änderte, sondern dieselbe mit höchster Pietät behandelte, indem er sie nur complettirte und bereicherte, wo dies im höchsten Grade geboten erschien, sowie endlich hervorheben, daß schon die Römer sagten: Duo quum faciunt idem, non est idem, das heißt, wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Sicher ist es nicht dasselbe, ob ein Mozart, oder ein Hinz oder Kunz die Orchesterpartituren eines Händel einer Bearbeitung unterziehen. Daß aber neben dem Genie auch das Talent ausreicht, die Oratorien Händels durch eine in des Meisters Geist versuchte moderne Instrumentirung zu schmücken, beweisen mir Julius Rietz mit seiner aus dem Jahre 1845 herrührenden Orchestrirung des Josua, die ich aus eigener Anschauung kenne und als eine in ihrer Art klassische bezeichnen muß, sowie Ferdinand Hiller mit seiner Instrumentirung von Händels Deborah, über die mir von competenter Seite viel Rühmliches mitgetheilt ward.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst-Dilettanten.

Die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß!
Mephisto.

Der vorstehende Spruch rechtfertigt die nachstehenden Worte. Dilettanten sind bekanntlich Liebhaber ohne ernste Absicht, und ihr Treiben wäre ganz ungefährlich, wenn sie sich bescheiden wollten, nur in stiller Abgeschiedenheit die Kunst lieb zu haben. Aber Bescheidenheit ist grade die Eigenschaft, welche der Dilettant so selten beherbergt: ihn erhebt ja meistens der Icarusfittig eines kleinen Größenwahns. So bedünkt ihn denn: die Kunst zu betreiben, das sei gar keine Kunst; und vertrauensselig strebt er hinaus in die Welt, mit dem leisen Hintergedanken, daß ihm dort der Lorbeer des Künstlers leicht und bald auf den Kopf fallen soll.

Tritt nun dieser wohlwollenden persönlichen Ansicht ein unbefangenes sachliches Urtheil gegenüber, dann gelangt es zu dem allgemeinen Schlusse: das kleine Talent oder die bloße Lust an der Sache wird gedüngt vom vollen Bewußtsein der Leistung; und daneben zu dem besondern: beim Dilettantenthum richtet sich die Wahl der Kunstgattung nach dem Material, welches zu ihrer Ausübung nothwendig ist; und bei dem Material kommt dann in Betracht: der Geldwerth seiner Beschaffung, die Schwierigkeit oder Annehmlichkeit seiner Behandlung. Diese Umstände wirken auf geschwinde Beendigung der Arbeit, und das Leichtfertigsein stimmt zum leichtfertigen Dilettantensinn, der die Kunst nur durch seine egoistische Brille betrachtet.

Den praktischen Beweis solcher materialistischen Auffassung liefern alle sieben Künste, welche sich aber unterscheiden, insofern der Mensch das zu ihrer Ausübung nöthige Material entweder als angeboren besitzt oder es erst beschaffen muß. Lassen wir zunächst die letztere Serie Revue passiren.

Da ist die Architektur; ihr Material: Holz, Stein, Eisen, ausnahmsweise Porzellan, gestampfte Erde — um noch die Gewohnheiten des „Reiches der Mitte" und den Pisébau zu berücksichtigen. Wenn wir nun auch Felsentempel und Pyramiden bei Seite lassen, so bleibt es doch die Aufgabe der Architektur: gewichtige Massen eines nicht billigen Materials zu verwenden und zu gliedern. Ueberdem will sie Weile haben; selbst das Czarenwort mußte fünfviertel Jahre Frist bewilligen, um den ausgebrannten Winterpalast wieder fertig zu stellen. Bei dem Schwierigen, Theuren, Langwierigen verduftet aber der Dilettantenreiz: darum wird in der Architektur nicht dilettirt — mit einer Ausnahme, das sind die Kinder als Baumeister. Als Ersatz für Stein und Stamm dient ihnen Sand und Spahn; daraus schaffen sie Land- und Wasserbauten. Massige Festungen, Labyrinthe für Troglodyten, schiffbare Niagarafälle sind beliebte Leistungen. Dem Entstehen folgt das Vergehen auf dem Fuße — so grenzen diese Baulichkeiten unmittelbar an die Luftschlösser, und den beiden Species ist noch die Aehnlichkeit gemeinsam, daß der untrügliche Zusammensturz polizeilich straflos bleibt.

Dann die Sculptur. Auch sie behandelt Holz, Stein, Metall — Alles werthvoll, Alles hart; zur Einleitung dient Lehmkneten und Punktiren, jenes eine unsaubre, dieses eine langweilige Vorarbeit für die mühselige Handarbeit. Also Unsauberkeit, Langweiligkeit, Mühseligkeit: — wiederum keine Lockvögel für den Dilettanten, der glatt, flott, leicht produciren will. Daraus folgt, daß er nur in verschwindender Minderheit bildhaut. Als Ausnahme finden sich abermals die jugendlichen Bildner, welche, unter Materialvertauschung, gewissermaßen al fresco schaffen, wenn sie kyklopische Schneemänner mit zweifelhaftem Schönheitssinn in die Welt stellen. Freilich formte auch Michel Angelo im Auftrage Piero Medicis seine Schneestatue; allein sie fand gleich jenen Kinderprototypen ihren tödtlichen Feind im Thauwetter und blieb als Kunstwerk ein ephemeres Unicum. Nur die Miniaturleistungen der Sculptur: das Bossiren in Wachs, das Schnitzen in Holz verlocken noch ein Häuflein von Jüngern oder Jüngerinnen, weil alle großen Hindernisse hier schwinden und Niedliches ohne Mühsal sich erzielen läßt.

Die Malerei bedarf des Untergrundes für ihre Werke; sie nimmt dazu Stein oder Mörtel, Holz oder Metall, Leinwand oder Papier. Außerdem verlangt sie Farben, Pinsel (wenn auch Rembrandt ein Bild statt des Pinsels kürzer mit den Fingern gemalt haben soll), dazu Palette oder Reibnapf, Staffelei nebst Malstock oder den einfachen Tisch. Aber Stein, Mörtel, Holz, Metall, Leinwand — das ist Alles kostspielig und weitläufig zu behandeln; die Oelfarbe bleibt, weil sie eintrocknen muß, der ewige Hemmschuh für den flüchtigen Pinsel, und bei ihr kommt Keiner ab ohne Schmutz und Flecken. Apage! Dilettanten in Oel gehören zu den Seltenheiten, die vorkommenden Exemplare sind eine Landplage — wenigstens für den Freundeskreis: unter diesen werden die Oelfrüchte als Gaben vertheilt, meist brevi manu ohne Rahmen, und wehe Jedem, der nicht seine Wände damit verunziert! — Das handliche Dilettantenmaterial ist Wasserfarbe und Papier, höchstens Pergament (für die Leistung bedenklich durch seine Dauerbarkeit); bevorzugte Modelle liefert die Flora in unerschöpflicher Fülle. Wer seinen Vortheil recht versteht, der hantirt mit Deckfarbe: sie gewährt gleich den Ablaß für jede Sünde des Anstreichers. Das unreife Alter findet sich hier massenhaft vertreten, und mit Selbstgefühl blickt es auf die Schöpfungen seiner Pinselführung. Alles segelt eben unter der Flagge: „Anch' io sono pittore!"

Bei der Dichtkunst ist das Material billig, leichthandlich, allgemein verbreitet: es besteht einfach in Feder, Tinte und Papier — abgesehen von der Improvisatoren-Ausnahme, welche indeß ebenfalls mit diesem Handwerkszeug vorzuarbeiten pflegt, damit das Gedächtniß der Begeisterung als solide Basis dient. Aus der materiellen Erleichterung entspringen die böseſten Folgen: mit Feder, Tinte und Papier wird unverantwortlicher Mißbrauch getrieben. Dem Dilettanten, wenn er lesen und schreiben kann

schwindet jedes Hinderniß seines Schöpfungstriebes; denn die Fertigkeit, zwei Wörter, welche sich reimen, zu ermitteln und dieselben in eine mehr oder minder berechtigte metrische Verbindung zu bringen, ist solches Gemeingut, daß der Mensch schon als Ausnahme gilt, der nicht auch mal seinen Vers zusammenstoppelte. Dem Geklapper lahmer, ungereimter Jamben fügt sich die Muttersprache allzu leicht; und weil Schiller keinen Werth darauf legte, ob sein Vers einmal auf sechs statt auf fünf Füßen lief, so beeilen sich die Epigonen, ihm darin nachzuschillern. Dilettanten und Dilettantinnen geben sich nicht blos selbst für Dichter aus, auch in ihren Kreisen wird dieser Titel als vollgültig anerkannt. Kinder (dem Lebensalter nach) sind auf solchen Irrwegen seltener anzutreffen; es ist ein bedenkliches Symptom, wenn das Kind seine poetischen Vergehungen dem Papier anvertraut.

Jetzt bleiben noch die Künste übrig, deren Ausübungsmaterial dem Menschen, mithin auch dem Dilettanten, ganz oder theilweis angeboren ist.

Zuerst die Musik. Hier beruht das angeborne Material in den natürlichen Stimm- oder Pfeifmitteln, die also völlig unabhängig sind von den Geldmitteln. Man darf behaupten, daß sie kaum jemals ganz unbenutzt bleiben: daraus ergibt sich implicite der Dilettantenandrang zu dieser Naturmusik. Allein auch die Kunstmusik, verübt durch Anwendung musikalischer Instrumente, beginnt auf einer primitiven Stufe allgemeiner Zugänglichkeit. In erster Linie steht der „Knurrzott", hergestellt durch den Strohhalm, den man eingebunden hat inmitten der Schweinsblase, welche letztre dann über einem irdenen, nicht allzu flachen Topfe straffgespannt wird. Der Topf dient nun den Tönen als Resonanzboden, die der angefeuchtete Daumen und Zeigefinger durch festes Streicheln dem Strohhalm entlocken; bei Katzenserenaden ist das Instrument als melodieführende Baßstimme unschätzbar. Musikalisch höher, trotz der rein mechanischen Behandlung, steht die Drehorgel. Beschränkter im Ton, aber kunstvoller in der Behandlung ist ein Geschwisterpaar: der enge Kamm, zwischen Papier gelegt, mit dem Munde geblasen, und das Brummeisen oder die Maultrommel. (Der Bälgetreter gehört nicht hierher, weil er nur die Luft liefert, welche ein Andrer zu Musik verarbeitet.) Daraus erhellt denn, daß der Dilettantenstrom in den verschiedensten Richtungen Abzugskanäle findet, daß der Preis des Materials kaum noch in Betracht kommt, auch für den Unbemittelten, daß deshalb die angenehme Bequemlichkeit des Schaffens zur entscheidenden Stimme gelangt. Wem also die vorbezeichneten Instrumente nicht ausreichen, für den gibt es schwerlich etwas Bequemeres als Musikerzeugung durch den einfachen Vorgang, daß man die Finger aufhebt, um sie niederfallen zu lassen — und so ist allgemeinstes Dilettanteninstrument das Clavier in seinen verschiedenen Qualifications- und Größeverhältnissen: vom Pianino bis zum Concertflügel. Wirklich fällt auch schon eine glattgespielte Melodie ganz gut in's Ohr, und ein festgedroschener Tanz geht sogar allen Springlustigen zu Herzen. Wer aber den Muth besitzt, seine Clavierstudien gleich mit dem freien Phantasiren zu beginnen, wie das öfter geschieht, der hat wenigstens Aussicht auf seine eigne Befriedigung. Shakespeares Spruch:

„Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst,
Taugt zu Verrath, zu Unheil und zu Tücken!"

wirkt als Dilettantenmotto ebenso unheilvoll wie Uhlands Spruch:

„Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald."

Umsonst ist der kritische Einwand, daß Shakespeare nicht sagte: Jeder solle die Musik, die er in ihm selbst habe, nun auch aus sich herauslassen; und daß Uhland ausdrücklich den „Dichterwald" nannte, aber nicht den „Dilettantenwald". — Die frühe Jugend verhält sich dieser Kunst gegenüber abwehrend, sie wird allzu oft an den Haaren herbeigezogen. Die Ouverture zu Spontinis Olympia, für zwei Flöten arrangirt, von denen ich im zarten Alter die eine blies, zählt bei mir noch immer zu den schmerzhaften Reminiscenzen.

Lediglich mit angebornem Material arbeiten die Schauspielkunst und die Tanzkunst; der Verbrauch dieses Materials erscheint dem Dilettanten nie schwierig, nur lustig: — da sind denn alle äußeren Schranken gefallen, und massenhaft strömt es in die Arena.

Welche Requisiten verlangt die Schauspielkunst? — „Gesicht, Hände, Füße, Stimme" — sagt der Dilettant; das Alles trägt er bei sich, es braucht blos in Betrieb gesetzt zu werden, und die Sache ist fertig! Er merkt's gar nicht, daß seinem Register der Kopf fehlt. „Nun ja, auch noch etwas Gedächtniß" — fällt ihm nachträglich ein — „aber dafür ist ja der Souffleur!" — So wandelt denn das Mitglied des Liebhabertheaters leicht und wohlgemuth zur Probe, ohne sonstige Vorbereitung, als daß es seine Rolle schlecht gelernt hat — das Andre wird schon von selbst kommen, wenn's erst losgeht. Darum sind auch weitere Proben eben so langweilig als überflüssig, und auf die Weisungen des Regisseurs erfolgt mit voller Naivetät das freundliche Wort: „Wozu denn das? Wir sind ja keine Schauspieler!" — Endlich kommt die Aufführung, mit ihr das Lampenfieber, epidemisch wie die Seekrankheit. Das schwache Gedächtniß wird noch schwächer, das Gehör leistet ihm Gesellschaft, Zuversicht welkt zur Verlegenheit, die Furcht steif zu sein wird die Mutter extravaganten Händespiels — ein Jammerbild steht da in harmonischer Vollendung. Schlechte Dilettanten meinen: die Natur darzustellen, sei keine Kunst; schlechte Schauspieler calculiren: die Kunst sei das Gegentheil der Natur. Jene werden Marionetten, diese Caricaturen. — Die Statistik des Komödiespielens im engeren Sinne zählt nur deshalb weniger Dilettanten-„Seelen" (nach russischem Sprachgebrauch) als naturgemäß zu vermuthen ständen, weil die Gelegenheit zur Praxis eine beschränkte ist; bietet sich Gelegenheit, dann erwacht die Spiellust allüberall; Geschlecht, Alter, Beruf macht keinen Unterschied. Das ist die Folge des Komödiespielens im weitern Sinne: es gibt ja keine Sphäre von der Hütte bis zum Thron, in welcher nicht Komödie gespielt wird — aber ohne Sommerferien. Und die Kinder? Sie wetteifern mit den Erwachsenen in Kunstleidenschaft, die Töchter noch mehr als die Söhne; nur lernen sie besser ihre Rollen. Klassischer Boden ist hier: „Der Weihnachtsabend, ein Schauspiel für Kinder", welches mit den stimmungsvollen Worten anhebt:

„Horch nur, die Glocke schlägt schon Sieben,
Und an den Bergen graut der Tag.
Wo ist die Mutter nur geblieben?
Sie ist schon seit zwei Stunden wach."

Ernst Houwald, der Menschenkenner, hat dem Stücke blos weibliche Rollen zugetheilt, darin sind sie Alle aufgetreten und haben auch dem Rollenneid ihren Tribut bezahlt, denn Jede brannte darauf, „Nettchen, das Fräulein vom Schlosse" zu spielen.

Bei der Tanzkunst beschränkt die landläufige Ansicht das Material auf die Füße: sie begnügt sich mit dem Tanz und abstrahirt von der Kunst. Darum grassirt hier der Dilettantismus durch alle Lebensalter in noch unbefangenerer Weise. Den Frauen wird die nördliche Tanzgrenze nicht von der Zeit gezogen, sondern von der Anmuth; mangelhafte Erkenntniß der eignen Anmuthspassiva führt oft zu bedenklichen Grenzverletzungen, denen auf frischer That das Verdict der Jury folgt. Aerztliche Dilettanten verüben den Tanz zur Erzielung einer gleichmäßig reichlichen Transspiration — eine Abschweifung in das Gebiet der therapeutischen Wissenschaft.

Auf dem zweifelhaften Boden zwischen Kunst und Handwerk — beim Bildwirken des Gobelins, beim Bildstücken des Mosaiks — tritt die trübe Nothwendigkeit der Anstrengung und Ausdauer dem Dilettantismus allzu bedrohlich entgegen.

Und so bleibt denn das Alpha und Omega Mephistos Wahrspruch:

Die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß!

Gisbert Vincke.

Aus der Hauptstadt.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin,

die erste neuer Ordnung, das heißt sich alljährlich wiederholender Ausstellungen, ist am Sonntag den 2. September eröffnet worden und hat die mannigfachen Befürchtungen, welchen ängstliche Gemüther so gern Ausdruck geben, nicht nur nicht bewahrheitet, sondern die Erwartungen selbst der Sanguiniker übertroffen.

Der Katalog weist 801 Gemälde, 283 Aquarellen, Handzeichnungen, Kupferstiche, Holzschnitte, architektonische Entwürfe und plastische Bildwerke auf, mithin eine Gesammtzahl von 1084 Werken, eine Summe, die der des Vorjahres nicht nur nicht nachsteht, sondern dieselbe sogar um 5 Nummern übersteigt.

Das will allerdings nicht viel sagen, und wir sind weit entfernt, mehr auf die Quantität als die Qualität zu geben, indem wir diese kleinen statistischen Data anführen; es ist nur eben jenen zaghaften Seelen gegenüber, die an einem Zustandekommen des Unternehmens gezweifelt, eine kleine Genugthuung, das frische und fröhliche Beginnen und Vollbringen einer guten That gegen alle Schwarzseherei, gegen alle Zweifel siegreich erstanden zu sehen.

Und warum sollte eine jährliche Kunstparade bei uns nicht eben so gut möglich gemacht werden können, wie in Frankreich? Paris eröffnet seinen Salon mit jedem neuen Jahr, und was Paris für Frankreich, das müssen wir uns nun allmählich daran gewöhnen für Deutschland zu sein. Allerdings kann man dagegen einwerfen, daß in unserm, wir wissen augenblicklich nicht genau, mit wie vielen Residenzen und Residenzchen gesegneten weiteren Vaterlande von einer Centralisation, wie solche in Frankreich selbstverständlich ist, nicht die Rede sein kann, aber bedenken wir, daß wir noch am Anfange der Aera neuerstandener Kaiserherrlichkeit stehen und die Nebensonnen kaum gelernt haben, die neue Centralsonne zu umkreisen und von ihr Licht zu empfangen.

Hat sich doch schon das Bedürfniß jährlich wiederkehrender Schaustellungen der Erzeugnisse der Kunst fühlbar gemacht, dem ersten Appell ist willig und schnell Folge geleistet worden, und was an bedeutenden Namen der anderen vaterländischen Schulen bei der diesjährigen Musterung noch fehlen mag, das wird ein andres Mal kommen, und nach und nach wird die jährliche Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin für Deutschland das sein, was der Pariser Salon für Frankreich ist.

Da heißt es, wir werden wohl eine jährliche Kunstausstellung ermöglichen können mit unsrer nahezu zweitausend Namen umfassenden deutschen Kunstgenossenschaft und den übrigen außerhalb dieser Vereinigung lebenden Künstlern, von den Fremden gar nicht zu reden, aber wo bleibt bei solchen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Künstlerschaft das ernstere Schaffen großer und monumentaler Werke? Wie kann selbst der fleißigste, noch so productive Künstler von Jahr zu Jahr die Vollendung einer großen Arbeit ermöglichen? Antwort: das ist ja durchaus nicht nothwendig und wird auch nicht gefordert.

Hat etwa Anton von Werner sein Kolossalbild „Die Proclamirung des Kaiserreiches" in einem Jahre gemalt? Hat Rudolph Henneberg sein im Jahre 1868 hier ausgestelltes Bild „Die Jagd nach dem Glück" in so kurzer Zeit geschaffen? Nein. Der Erstere hat unsres Wissens sich volle vier Jahre mit seiner großen und so trefflich gelösten Aufgabe beschäftigt, und von dem Letzteren können wir selbst nachweisen, daß mehr als sechs Jahre verflossen, ehe derselbe das meisterliche Bild zum ersten Male an die Oeffentlichkeit brachte. Das hat aber beide Meister nicht verhindert, in der Zwischenzeit kleinere Werke zur Ausstellung zu bringen; denn welche Kraft, und sei sie noch so tüchtig, kann unablässig an einer großen Arbeit bleiben, ohne von Zeit zu Zeit absetzen zu müssen, um nicht gänzlich zu erlahmen? Mit neubelebtem frischem Blick geht der Künstler von Neuem an sein Werk, dessen Gedeihen in kurzer Zeit um so ersprießlicher gefördert wird, als er durch diese Pausen der Arbeit gegenüber an objectivem Standpunkt, der ja so wichtig für die Entwickelung eines Kunstwerkes ist, nur gewinnen kann.

Uns theilte einst Moritz von Schwind in einer vertraulichen Stunde mit, es war kurz nach der Münchener großen Ausstellung von 1858, daß ihm sein „Märchen von den sieben Raben", wie er sich ausdrückte, seit zwanzig Jahren in den Gliedern gelegen, bis er für die Darstellung die knappe Form und die richtige Ausdrucksweise gefunden, und sagt uns nicht Altmeister Goethe ungefähr dasselbe, nur in andern Worten: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt. Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?" u. s. w. Der Künstler auf den ernsteren Gebieten der Kunst ist eben kein Prestidigitateur, und wenn er es ist, es kömmt ja auch vor, so ist es eben eitel Fingerfertigkeit und Schaum. Nichts mehr. Also trösten wir uns damit, daß wenn wir in diesem Jahre von einem oder dem andern hervorragenden Meister keine größere Arbeit zu sehen bekommen, wir ihn im nächsten oder dem darauffolgenden Jahre mit einem umfangreicheren Werk an die Oeffentlichkeit treten sehen werden, und es werden Einige in diesem Jahre auf dem Platze zu finden sein, um im nächsten wieder mit nur kleineren Bildern zu erscheinen.

Man sorge für eine bessere Pflege der Geschichts- und monumentalen Malerei; die Zeit zur Ausführung großer ernster Werke wird sich immer finden.

Aber wie es heut mit diesem vornehmsten Zweig der Malerei steht, ist es kaum zu verwundern, wenn wir nur wenige Bilder dieser Gattung auf der diesjährigen Ausstellung finden. Von Oben herab geschieht im Ganzen herzlich wenig dafür. Mit Ausnahme der Bestrebungen des Vereins für historische Kunst, die doch in den leider sehr beschränkten Mitteln eine streng gezogene Grenze finden, mit Ausnahme der Einkäufe der Königl. Nationalgalerie und einiger ähnlicher Institute in Deutschland, sie wären schnell heruntergezählt, bleibt das Uebrige den Privaten überlassen, der kleinen, ganz kleinen besser situirten Minderheit, bei der noch obenein in den meisten Fällen der Sinn für die höheren Bahnen der Kunst abgeht. Von Seiten der Städte geschieht in dieser Richtung verschwindend wenig und den biedern deutschen Kunstvereinen, deren Hauptaufgabe darin gipfelt, ihren Turnus complett zu erhalten, ist wohl damit gedient, hier und da ein größeres Werk, das gerade auf der Reise befindlich, ihren Mitgliedern vorzuführen; sie haben aber theils nicht die Mittel, theils nicht die Aufgabe solche Bilder zu erwerben, da es sich statutenmäßig hauptsächlich darum handelt, so und so viele kleinere Gewinne zur Verloosung an ihre Mitglieder zu beschaffen.

Es ist gewiß eigenthümlich und möchten wir gern eine Erklärung dafür finden, warum die Berliner Akademischen Ausstellungen so sparsam von den Künstlern des Auslandes beschickt werden. Mit Ausnahme von Alma Tadema, E. de Biefve, Emile Wauters, Edmund de Praetare, Edmund de Schampheleer aus Belgien und Hendrik Willem Mesdag (Holland), etwa zwölf Wienern mit v. Angeli und Rud. Alt an der Spitze, sind nur noch zwei Namen aus Norwegen und Schweden, zwei aus Rom, ein Name aus der Schweiz, und aus London H. Herkommer mit dem Porträt Richard Wagners zu verzeichnen; voilà tout!

Wo bleiben diesmal viele klingende Namen aus Wien, die wir gewohnt waren sonst vertreten zu sehen? Wenn wir auch gerade nicht überrascht sein durften, keinen einzigen Franzosen im diesjährigen Kataloge verzeichnet zu finden, so können wir nicht umhin zu beklagen, daß die politische Spannung auch auf dem so neutralen und internationalen Boden der Kunst Platz gegriffen und uns gegenseitig, und gewiß nur zum Schaden für beide Theile, verhindert, uns künstlerisch wenigstens näher zu treten. Aber die Wiener, die Engländer, die Russen und die Italiener hätten unsere Ausstellung beschicken können; sie haben wenigstens keinen politischen Vorwand für die Unterlassungen.

Nehmen wir es wie es liegt und freuen wir uns aufrichtig darüber, daß wir trotz der geringen Betheiligung des Auslandes eine so gute Ausstellung zusammengebracht haben.

Und gut ist diese Ausstellung zu nennen. Wenn sich auch vielleicht ein gewisser Mangel an besonders hervorragenden Werken fühlbar machen dürfte, so ist doch das Gros der ausgestellten Kunsterzeugnisse von einer so ausgesprochenen Güte, namentlich in technischer Beziehung, daß wir mit lebhafter Freude den sich allgemein kennzeichnenden Fortschritt auf allen Gebieten constatiren können.

Es befinden sich unter den Gemälden eine überwiegende Anzahl gut gemalter Bilder, und es ist dies, möchten wir sagen, die Signatur der Kunstepoche, in der wir leben. Auch was die Zeichnung betrifft, so offenbart sich fast überall das ernste, ehrliche Bestreben, diesem Hauptfactor der Darstellung der Form mehr und mehr gerecht zu werden.

In der Malerei hat jene Tendenz letztvergangener Zeit und Hyperproduction, aus etwas Palettenabhub mit sparsamer Anwendung einiger vereinzelter Flecke, wirklicher Farbe, Bilder ohne jede Berücksichtigung feinerer Formendurchbildung herzustellen, einer genaueren, vielfach sogar erschöpfenden Durchführung Raum gemacht und man freut sich, bei dem ersten Umblick in den Sälen zu bemerken, daß das Conventionelle und Schablonenmäßige vor der Eigenartigkeit in Conception wie in Colorit und frischer Lebensfähigkeit des Geschaffenen, seien es Bilder, Handzeichnungen oder plastische Bildwerke, immer mehr zurückweicht und an Boden wie an Beachtung einbüßt.

Der Weg, den die beiden Achenbachs in Düsseldorf, die Piloty- und Diezschule in München, Gussow in Weimar, Karlsruhe und gegenwärtig hier, wie Anton von Werner in seiner Thätigkeit als Leiter der hiesigen Lehranstalt der Königlichen Akademie der Künste angestrebt und angebahnt haben, fängt an, seine reichen Erfolge ersichtlich werden zu lassen und dem Gesammteindrucke einer Ausstellung wie die gegenwärtige eine neue eigenartige Physiognomie zu geben. Die einzelnen Leistungen lassen sich heutzutage vielleicht schwerer rubriciren als früher; der Stempel ausgesprochener Schulrichtung verwischt sich immer auffallender vor der Eigenartigkeit der Auffassung und dem individuellen Vorgehen fast jedes Einzelnen in seiner Empfindung für Farbe, Behandlung des Lichtes und der Schatten, und dem Bestreben fast Aller, die Natur als oberstes und unbestechliches Gesetz bei ihrem Schaffen in der Wiedergabe der Hauptsachen, wie alles und selbst des kleinsten Beiwerkes zu unverrückbarer Richtschnur zu behalten und alle hohle Nachahmung wie das billige Recept conventioneller Fabrikation zu verwerfen.

Wir wollen auch darauf verzichten, das, was zu besprechen ist, in Schulen klassificiren zu wollen, denn darauf kommt es heute nicht an. Die Schule ist da, um mit den trefflichen Lehrmitteln, die gegenwärtig zu Gebote stehen, dem Schüler in verhältnißmäßig viel kürzerer Zeit wie früher, weil rationeller zu Werke gegangen wird, das ABC der Kunst zu lehren bis zur vollkommenen Beherrschung der Sprache derselben; von da an entwickelt sich der Schüler selbstständig auf der gewonnenen gesunden Basis, und da bei den hohen Anforderungen an unsere zeitgenössische Kunst ein Umherschweifen auf allen erdenklichen Gebieten sich von selbst untersagt, sondern die Kraft und die ganze Kraft sich fast ausschließlich auf eine Art der Kunstproduction werfen muß, um zur Geltung und Meisterschaft auf dem gewählten Pfade zu gelangen (Ars longa, vita brevis), so entwickelt sich ein Jeder, der das Zeug dazu hat, individueller und geht seine Einzelwege, die ihm Niemand streitig zu machen versucht, es sei denn ein Nachahmer, der jedoch bald als solcher erkannt wird und ohnehin dem Manierismus anheimfällt.

Weil dies nun die unterscheidenden Merkmale unserer Zeit sind, gedenken wir unsere Anschauungsäußerungen nach den verschiedenen Fächern einzutheilen, und auch das in ziemlich freier Weise. Denn es ist nicht leicht, diese verschiedenen Fächer in der Malerei in festbestimmte Grenzen zu zwängen.

Was ist Historien- oder Geschichtsmalerei? — Wo fängt sie an, wo hört sie auf, diesen Namen zu verdienen und in das Geschichtsgenre überzugehen? — Wo ist die genaue Unterscheidung möglich, ob dies oder jenes Bild eine Landschaft mit Figuren oder Figuren mit Landschaft ist? — Wer will das immer präcise und mit einer gewissen Unfehlbarkeit zu bestimmen auf sich nehmen? — Wir gewiß nicht. — Und so wollen wir an die Aufzählung der bemerkenswerthesten und hervorragenderen Bilder dieser Ausstellung herangehen, ohne uns sonderlich mit der Ziehung einer genauen und strengen Demarcationslinie bezüglich der Fächer zu befassen, mehr dem Zuge eines richtigen Gefühles folgend, als anstatt uns beengenden, theoretisch abgezirkelten, in der Praxis aber meist sehr unnützen und veralteten Ueberresten vorsündfluthlicher Kunstanschauungen unterzuordnen.

Da tritt uns zunächst ein Bild von Ferdinand Graf Harrach im rothen Vordersaale entgegen, ein Bild in glühend Gold getaucht: „Das Opfer Abrahams". Wie die Landschaft glüht im Widerschein der sinkenden Sonne, so ist auch das Fleisch durchglüht in rothen Reflexen. Trefflich und mit eingehendem Verständniß ist Alles auf diesem Bilde behandelt, von der groß und gewaltig gedachten Luft bis zum letzten Steinchen und dem wilden Gestrüpp des Vordergrundes mit gleicher Liebe, gleicher Sorgfalt durchgebildet. Das nach Oben gerichtete, ehrwürdige Antlitz des Patriarchen scheint der Stimme des Engels zu lauschen und schon ist ihm das Opfermesser entfallen, das er kurz zuvor auf die Brust seines geliebten Sohnes gerichtet hatte. Nahe der Opferstätte, mit dem Gehörn in niederes Gesträuch verflochten, sehen wir den Widder, den der Herr zum Brandopfer auserkoren.

Dicht daran hängt eine Tafel von Alma Tadema: „Des Bildhauers Modell", ein Werk von großer Feinheit im Ton und makelloser Zeichnung. Die discrete Behandlung des Fleisches und die Stimmung des Hintergrundes ohne all' und jeden sogenannten Effect, und doch so wirksam. Dies Alles zeugt von eminenter Meisterschaft, wie sie wenig Künstler neben diesem, mit seinem Ausdrucksvermögen so maßvoll wirthschaftenden Meister erreicht haben dürften.

Alma Tadema ist unstreitig von großem und nachhaltigem Einfluß auf die reformatorische Bewegung in dem modernen Kunstbestreben und ist wie Wenige berufen, das Interesse des kunstliebenden Publicums an culturhistorischen Darstellungen, wie er sie mit der ganzen Hingebung und Treue des Künstlers wie des Forschers auf den ausgedehntesten Gebieten vorzuführen weiß, neu zu beleben und zur Pflege dieser gewiß inhaltvollen Richtung anzuregen.

Zwei Bilder unsres Carl Becker, das eine „Willkommene Gäste" benannt, das andere „Kaiser Maximilian", eine venetianische Gesandtschaft, welche nach der Einnahme von Verona um Frieden bittet, darstellend, ziehen in ihrer frischen, farbenprächtigen Erscheinung die Blicke der Beschauer fesselnd an. Bei dem Ersteren sind es freilich willkommene Gäste auch in coloristischer Hinsicht, denn das Auge bewillkommt freudig den Zuwachs an Farbe in dem herrlichen Gewand der eintretenden, weiblichen Gestalt, deren reizvoller Kopf mit allem Aufwand der zauberischen Palette des Meisters behandelt ist und uns gern über manche kleine Unzulänglichkeit in der Zeichnung einiger Figuren hinwegsehen läßt, berauscht von dem Bouquet des Ganzen, wie es uns entgegenlacht. Das Zweite gipfelt in der ernsten, majestätischen Erscheinung des Kaisers Maximilian und in dem reichen Farbenspiel der rothen Gewänder der Venetianer, wie der breiten und farbenlustigen Behandlung des Tischteppichs und des Tigerfelles zu Füßen des Kaisers. Die coloristisch feine Wahl der Farben für des Letzteren Rock und Schaube, Goldbrokat mit kaltgrünem, dunklen Fond, bildet einen noblen Gegensatz zu der warmen Farbengebung in der Gruppe der Venetianer. Die Architektur, die wir vielleicht ein wenig fester in der Zeichnung nicht weniger malerisch gefunden hätten, mit den Figuren des Hintergrundes, von denen dasselbe zu sagen wäre wie von der Architektur, bilden eine reiche, harmonisch ruhige Umrahmung zu diesem Bilde klangvollster üppiger Pracht der Renaissance.

Eduard Bendemann finden wir mit einem größeren Bilde vertreten, „Penelope" auf ihrem Lager sitzend, nach ruhelosem Schlummer die Hände über dem Knie verschlungen, die Lampe im Verlöschen und der goldige Morgen hereinbrechend in das stille Gemach. Das Bild hat etwas Großes in der Einfachheit der Conception und in der Malerei das sichtbare Bestreben, den neuen Erfordernissen zu genügen, aber ganz sympathisch ist uns diese Penelopeia nicht und vielleicht etwas zu grün der Vorhang.

Vom Münchener Joseph Flüggen sehen wir eine reizvolle Composition, „Regina Imhof, spätere Gemahlin Georg Fuggers, empfängt die Brautgeschenke". Auch ein rein künstlerischer Erguß inniger und etwas idealer Empfindung für die Poesie der Zeit der Renaissance, in glücklich erfundener Anordnung, sowohl figürlicher als auch örtlicher, erzählt uns das Bild die Geschichte des festlichen Ehrentages einer Jungfrau aus berühmtem Patriziergeschlechte. Reizvoll in hohem Grade ist die sonndurchleuchtete Halle linker Hand, in welcher das Mahl gerüstet wird, während die Gäste durch den kaltgrauen Vorraum rechts in das warmgetönte Mittelgemach treten, um die holde Braut zu begrüßen und zu beschenken. Reiche und vornehme Leute, auch ein Cardinal darunter, nur schade, daß die Figuren sowohl wie die als Hintergrund dienende Boiserie der Festigkeit und Körperlichkeit in der Farbe entbehrt, die so nothwendig ist, um einen solchen Vorgang lebensfähig zu gestalten. Im Uebrigen ist es eine poesievolle und anmuthende Leistung.

Hier ist es wohl am Ort, die Bemerkung einzuflechten, daß dies Bild, von einem der talentvolleren Schüler Pilotys gemalt, bereits an der äußersten Grenze coloristischer nicht Empfindung, sondern Empfindelei angelangt ist. Noch einen Schritt weiter und die menschlichen Gestalten werden zu durchsichtigen Schemen und der Hintergrund zur Fata Morgana, und das ist wahrlich nicht die Schuld Pilotys, sondern eine jener etwas angekränkelten Abzweigungen vom gesunden, realen Boden, zu

welchem auch, wir zweifeln nicht daran, der Urheber des eben besprochenen Bildes längst zurückgekehrt sein wird.

Weiterhin begegnen wir einer ziemlich umfangreichen Leinwand von H. Flügge in München, „Galilei und seinen Schüler Viviani" darstellend, einem Bilde, das inhaltlich vielleicht weniger bedeutsam sein mag, das aber an Malerei und stimmungsvoller Einheitlichkeit gewiß sehr schätzbare Qualitäten nicht verkennen läßt.

Eine Madonna (Mater Christi) von Franz Ittenbach in Düsseldorf ist eines jener stark confessionell empfundenen Bilder, die bei allem Tasten und Suchen nach überirdischer Lieblichkeit, bei all' der zarten Behandlung eines rafaelitischen Hintergrundes, doch in unseren Tagen ein klein wenig zu den überwundenen Standpunkten gezählt werden dürften, die man wohl noch als Reliquien einer Zeit, die nicht mehr ist, mit einem gewissen Interesse betrachten kann, sich aber gern abwendet zu kräftigerer und gesünderer Kost und zu rein menschlicher Auffassung selbst himmlischer Dinge.

Von Bertha Siek in München sehen wir ein höchst stimmungsvolles, tüchtiges Bild, „Julia Capulet", welche, in stilles Sinnen versunken, einen Ring am Finger ihrer Linken betrachtet. Dies ist eine Arbeit, die, bei zartem und tief weiblichem Empfinden zu gleicher Zeit eine männliche Energie in der glücklichen Bewältigung des Stoffes, in der Darstellung veredelter und durchgeistigter Leidenschaftlichkeit, von einem unnennbar zauberischen Hauche von Schwermuth umflossen, an den Tag legt und den Beschauer mächtig anzuziehen geeignet ist.

Einen Leander von F. Schauß können wir nicht übergehen, ohne einer gewissen edlen Auffassung und dem düstern, nicht ohne feines Stimmungsgefühl durchgeführten Localton des Bildes unsre Anerkennung auszusprechen. Ein anderes kleineres Bild desselben Künstlers, „Rêverie" benannt, dürfte als eine anmuthige Erscheinung in farbig glücklich gedachter Umgebung dem Auge des Beschauers zu empfehlen sein.

Von Philips in München haben wir eine Bacchantin auf einem Lager ausgestreckt, eine Figur, die ganz wacker gemalt zu sein scheint, so weit man dies bei der Höhe, in welcher das Bild gehängt ist, zu beurtheilen vermag. Es ist dies ein Gemälde, das zur Zeit des Herrn von Mühler wahrscheinlicher Weise einer sittlich entrüsteten Anfechtung ausgesetzt gewesen wäre.

Ein ehemaliger Schüler Schrader's, Adolf Treidler, stellt diesmal eine umfangreichere Arbeit aus, die Franz I. von Frankreich von Karl V. bei Pavia besiegt, in Madrid als Gefangenen darstellt, wie er die Annahme der ihm vorgelegten Friedensbedingungen verweigert. So sehr wir auch viel Treffliches auf diesem Bilde in der Anlage wie in der Gestaltung anzuerkennen bereit sind, so sehr scheinen uns die charakteristischen, feineren Merkmale der dargestellten auch costümlich nicht uninteressanten Zeit zu fehlen. Das ist weder ein Franz der Erste, noch kaum ein Karl der Fünfte, das sind keine spanischen Mönche und, aufrichtig gesagt, zu viel Theaterkram. Das legen wir aber eher der Schule zur Last, als dem jungen, höchst begabten Künstler, der mit einigem ernsteren Studium jener, wenn auch scheinbar nebensächlichen, doch zur Zuspitzung seiner Charakteristik sehr wichtigen Factoren gewiß zu schönen Resultaten zu gelangen nicht verfehlen wird.

Eine höchst stilvolle und von bedeutsamer Größe durchdrungene Arbeit führt uns Emile Wauters aus Brüssel vor, dessen geniales Knabenporträt von der vorjährigen Ausstellung gewiß noch in der Erinnerung der Kunstfreunde fortlebt: „Maria von Burgund beschwört die Privilegien der Stadt Brüssel zu respectiren", Decoration für die große Treppe des Rathhauses in Brüssel. Die Composition solch' einer Staatsaction hat immerhin etwas Mißliches. Der Künstler ist an gewisse gegebene Dinge streng gebunden und hat wenig Raum für Entfaltung seelischer Charakterschilderung. Wenn aber eine solche Aufgabe mit einer solchen vollkommen über der Sache stehenden Meisterschaft gelöst ist, wie hier, und nicht blos das Was der Darstellung, sondern auch das Wie so erschöpfend und in so maßvoll beherrschter und dabei so anziehender Weise zu Tage tritt, dann ist der Geist des Beschauers in lebendigem Interesse gefesselt und nimmt Freude daran, sich auch mit dem liebenswürdig dargebotenem Detail zu befassen und dasselbe aufmerksam und eingehend zu betrachten.

Das Bild ist in seiner etwas vornehm kühlen Stimmung für den Raum geschaffen, in welchem es sich dem übrigen decorativen Schmuck anzupassen hat, und das erklärt vielleicht Manches in der Behandlung der Stoffe, die bei einem Einzelbilde möglicherweise zu noch mehr wirkungsreicher Detaildurchführung Veranlassung gegeben haben könnte.

Von de Biefve dagegen können wir leider nichts Aehnliches sagen. Seine „Gräfin Egmont im Gebet während der Gefangenschaft ihres Gatten" vermag nicht unsre Theilnahme wachzurufen, noch weniger ihre Kinder, die körperlos und ohne individuellen Ausdruck gemalt sind. Man frägt sich unwillkürlich, wozu die große Raumentfaltung für so viel Leere und Conventionalität?

„Wilhelm I. le Taciturne (auf einem zweiten kleineren Bilde) seine Kriegsplane überlegend", sollte vielmehr darauf achten, wie er seine Beine überlegt, die in einem kaum glaublichen Verkurz zu dem übergroßen Oberkörper in einem sehr verkümmerten Mißverhältniß stehen. Mit diesem etwas gewagten Wortspiele wollen wir für diesmal schließen, um in unserer nächsten Besprechung den Rest der Figurenbilder, die Leistungen in der Bildnißmalerei und wenn möglich einige der hervorragendsten Erscheinungen im Genre unsrer Betrachtung zu unterziehen.

Carl Emil Doepler.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Schillers Gang nach dem Eisenhammer.

Verehrliche Redaction!

Avé-Lallemants bezügliche Mittheilung in Nr. 25 der „Gegenwart", die mir erst heute Morgen zu Gesichte kam, berührt wohlthuend durch die lebhafte persönliche Erinnerung an überlebende Zeitgenossen und nahe Angehörige Schillers. Die Vermuthung indessen, daß Schiller den Stoff seines Gedichtes aus einer Sammlung französischer Fabliaux entlehnt habe, greift wohl sicher fehl. Weit näher liegt es, an eine directe Ueberlieferung aus dem Elsaß zu erinnern, zumal ein älteres Predigtmärlein jenes Landes bekannt ist, das u. A. die bedeutsamen Züge eines neidischen Mitdieners und der von demselben erregten Eifersucht des gemeinsamen Herrn mit Schillers Dichtung gemein hat. Am zugänglichsten ist jene alte Erzählung neuerdings in L. Bechsteins geschmackvoller Sammlung „altdeutscher Märchen, Sagen und Legenden" S. 112—117 treu nacherzählt, 2. Aufl., Leipzig 1877. Eine verwandte Erzählung, gleichfalls von Bechstein übertragen, bietet das in ganz Deutschland und Niederland weit verbreitete Erbauungsbuch des ausgehenden Mittelalters „der Seelentrost". Auf eine ähnliche alte Vorlage weist die Erzählung von dem Gang nach dem Kalkofen hin, die ein Jahrhundert später der Rostocker Prediger Nicolaus Gryse seiner Laienbibel einverleibt hat (s. den genauen Abdruck in Frommanns Mundarten V. 1858 S. 423 ff.). Ob ein ähnlicher Stoff aus dem Orient überliefert worden, ob die kirchliche Dichtung die Mahnung zur Ehrfurcht vor dem Gottesdienst, die uns schon im Rudlieb begegnet, in jener Erzählung selbstständig ausgeprägt, greift in das Gebiet der allgemeinen Literaturforschung ein, ist aber für Schillers Dichtung zunächst gleichgültig. Von Interesse aber für diese ist eine Aeußerung in Ernst Naumanns Reisebriefen aus Frankreich (Deutsch. Mus. 1852, Sept., S. 327), die der verdiente und früh geschiedene Mitherausgeber des niederdeutschen Wörterbuchs K. Schiller zu Frommann a. a. O. passend heranzieht: Weßlenheim im Elsaß liegt anmuthig am Abhang der Vogesen, die von dem nahen Flecken Marmontier, wie die Franzosen „Maursmünster" übersetzen, steil aufsteigen. Links gegen Süden erheben sich drei Bergkuppen; auf der höchsten, Geroldseck, wohnte die Gräfin von Saverne, und in der Tiefe des Waldes zeigt man noch den Eisenhammer, vor dessen Gluthen den frommen Fridolin die Treue gegen seine Herrin schützte.

Schwerin i/M., Juli 1877.

Friedr. Latendorf.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 15. September 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Sonntagsfeierzwang.

Der deutsche Reichstag wird demnächst mit der Frage zu thun bekommen, ob nicht durch Gesetz und Polizei auf eine strengere Innehaltung des Sonntags als Ruhetag hingewirkt werden solle. Es liegt schon ein Gesuch des Centralausschusses für innere Mission an den Reichskanzler vor, in die beabsichtigte Aenderung des Gewerberechts auch ein allgemeines Verbot der gewerblichen Arbeit am Sonntag aufzunehmen; und der Berliner Sonntagsverein, der mit einem Schritte bei dem Generalpostmeister wegen Ausdehnung der Ruhe der Post- und Telegraphenbeamten am Sonntag nicht glücklich gewesen ist, wird sich über diesen am Ende nun auch beim Reichstag beschweren. Denn diese Acte stehen nicht vereinzelt da. Sie erscheinen vielmehr als erste Vorstöße einer Bewegung, welche sich in den nächstkommenden Jahren voraussichtlich wachsend bemerklich machen wird. Seit ein paar Jahrzehnten befinden sich die Geisteserben der alten Puritaner in Schottland und England, die dort hauptsächlich auf die überlieferte strenge Sonntagssitte halten, anscheinend unter dem Eindruck, daß sie agitatorisch-expansiv auftreten müssen, wenn sie nicht am Ende auch daheim den veränderten Einrichtungen, Gewohnheiten und Anschauungen der Zeit nachzugeben haben sollen; und sie haben deshalb erst von Genf aus, wo sie in dem Bankier Alexander Lombard einen Bundesgenossen ganz nach ihrem Wunsche fanden, die Schweiz zu erobern gesucht, um nun wiederum von der halb- oder viertelseroberten Schweiz aus an die Eroberung Deutschlands (sowie andererseits wohl auch Frankreichs u. s. w.) zu gehen. Auf Antriebe von dieser Seite her ist es zurückzuführen, daß der Congreß für innere Mission im Jahre 1875 zu Dresden über die Sonntagsfrage verhandelte, und daß der erwähnte Berliner Verein entstand. Die vorigjährige Versammlung in Genf, wo die förmliche Uebertragung der Action von der Schweiz auf den ganzen Continent vor sich ging, war u. A. bereits von preußischen, württembergischen und badischen Hofpredigern, sowie von dem deutschen Gesandten in Bern, General von Röder, besucht. Kaiser Wilhelm ließ sie durch diesen seiner Sympathie im Allgemeinen versichern.

Wer sollte denn auch nicht damit sympathisiren, daß Niemandem wider Willen der wöchentliche Ruhetag verkürzt werde! Hiefür ist thatsächlich noch Manches zu thun übrig, und wenn die angeregte Bestrebung sich darauf beschränken wollte, könnte sie ohne Zweifel auf den warmen, lebhaften, nöthigenfalls auch thätigen Beifall weiter Kreise rechnen. Allein sie will offenbar mehr. Als ein Ganzes angesehen und keine Rücksicht genommen, sei es auf kluge taktische Bemäntelungen oder auf die Modificationen, welche das gemeinsame Princip in einzelnen freieren oder milderen Geistern annehmen mag, will sie mehr, nämlich im Wesentlichen den alten puritanischen Sabbath auf dem europäischen Festlande und namentlich in Deutschland heimisch machen. Man lese nur die dafür sehr lehrreiche Schrift von M. Rieger „Staat und Sonntag", erschienen in der Sammlung „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", welche Pfarrer Dr. Mühlhäußer zu Wilferdingen in Baden und Professor Dr. Geffcken in Straßburg herausgeben. Mit dem Stempel des Hauptquartiers der süddeutschen evangelischen Orthodoxen versehen, wird diese Schrift wohl nicht lediglich individuelle Auffassungen und Neigungen an den Tag legen.

Wir haben es hier also mit einem umfassenden, ernstlich gemeinten Versuch zu thun, die deutsche Reichs- und Staatsgesetzgebung dahin zu stimmen, daß sie eine im puritanischen Sinne verbesserte Sonntagssitte erzwinge. Man bestreitet zwar theoretisch nicht gerade, daß die Innehaltung des Ruhetags und die Art seiner Begehung eigentlich dem Bereich der Sitte angehöre, oder daß die Sitte für dergleichen Dinge ein besserer und stärkerer Träger als das Gesetz sei. Aber man verzweifelt gänzlich daran, auf dem Wege freier Ueberzeugung und durch sie herbeigeführter Umbildung der Sitte rasch genug zu einem hinlänglich durchgreifenden Ergebniß zu gelangen. Deshalb soll das Gesetz gleichsam die Sitte erst erziehen. Warum auch nicht? Es ist ja in England ursprünglich so gegangen; der große Kurfürst hat es ja zu seiner Zeit so gemacht, wie mit unverkennbarer Anspielung auf die vermeintliche gleiche Herrscherpflicht seiner doch noch soviel mächtigeren Nachfolger hervorgehoben wird. Die constitutionelle Staatsform, in deren Zeichen wir seitdem eingetreten sind, macht wohl einige Schwierigkeiten für unpopuläre Erlasse, aber doch am Ende nur, wenn sie nicht kräftig genug von den Männern an der Spitze der Regierung gehandhabt wird. Diese werden daher aufgefordert, sich die nöthige öffentliche Meinung, falls sie sich nicht von selbst einstellen wolle, zu machen, und „einem Lombard auf dem Throne oder in dem Cabinet einer großen Regierung" wird „der Segen kommender Geschlechter" mit einer Freigebigkeit, die an den heiligen Crispin erinnert, in zuverlässigste Aussicht gestellt.

Die Gegenwart wird hoffentlich doch etwas anders und besser für die Zukunft zu sorgen wissen. Wie sie den entscheidenden Antrieb für die Beobachtung des Sonntags nicht in einigen bald so bald anders ausgelegten Stellen langstverstorbener Religionsschriftsteller zu erkennen vermag, sondern nur in fortbestehenden lebendigen Bedürfnissen der lebenden Menschen, so wird sie auch für die Folgezeit den Sonntag

herausheben aus der Sphäre des Kampfes um ewig wechselnde gesetzliche Vorschriften, deren einförmige Wirksamkeit doch nie der Fülle und Verschiedenartigkeit der Einzellagen gerecht wird, um ihn frei in den wenn auch noch zu läuternden und zu stählenden Willen der Individuen zu stellen. Worum es sich nach der Seite des Gesetzes und der Staatsverwaltung hin handeln kann, ist nur, dafür Sorge zu tragen, daß jeder Einzelne auch wirklich frei sei am Sonntag zu feiern nach dem Maße der ihm zukommenden Freiheit überhaupt. Alles Weitere ist der persönlichen Einwirkung auf ihn anheimzustellen, in welcher die Kirche nach Herzenslust wetteifern mag mit anderen aufklärenden und sittigenden Einflüssen.

Für die Freiheit des Einzelnen zur Sonntagsfeier ist nun allerdings noch Verschiedenes zu thun. Aber es ist weder nothwendig noch wahrhaft nützlich, dies durch gesetzliche Verbote zu erstreben. Dieselben müßten schon schlechterdings alle Verhältnisse umfassen, damit sie, was der Staat heute von seinen Handlungen mehr als jemals zu wünschen hat, den Eindruck voller Gerechtigkeit hervorriefen. Man kann Fabrikanten und Handwerkern nicht verbieten am Sonntag arbeiten zu lassen oder Fabrikarbeitern und Gesellen am Sonntag zu arbeiten, ohne gleichzeitig auf dem Lande wider arbeitende Bauern oder arbeitenlassende Gutsherren vorzugehen, die Commis und Lehrlinge der Handelswelt gesetzlich freizusprechen von dem Erscheinen im Comptoir am Sonntag Vormittag, und vor Allem ohne die Webstühle und Spinnrocken der Hausindustrie stillzustellen, in der die Ueberanstrengung wahrscheinlich am größten ist. Wollte man aber durch alle diese vielgestaltige Sonntagsarbeit auf einmal einen despotischen Strich ziehen, so wäre wohl sehr die Frage, ob der Schaden nicht den Gewinn bei weitem überwöge. Man darf sich die Sache nur nicht so vorstellen, als käme sie lediglich auf das bekannte zeitgenössische Schauer- und Rührstück von dem hartherzigen aber allmächtigen „Capitalisten" und dem armen willenlosen geplagten Arbeiter hinaus. In zahlreichen Fällen halten die Arbeiter selbst an dem Sonntag Morgens zu machenden Verdienst zäher fest als ihre Lohngeber; in nicht wenigen anderen sind sie sogar weit mehr dahinter her. Ein Fabrikbesitzer kann nicht leicht aufgelegt sein, ohne Noth Sonntags arbeiten zu lassen, da eine solche Halbtagsarbeit fast immer kostspieliger ist als die regelmäßige Tagesarbeit und er selbst am Ende doch auch den Sonntag lieber feiert. Wenn die Nothfälle aber, in denen auch der Centralausschuß für innere Mission Sonntagsarbeit zulassen will, erst vom Landrath oder Bürgermeister Erlaubniß heischen sollen, so kommen wir wieder recht hübsch in die Uebel des gewerblichen Concessionswesens hinein; und wenn dem zu erlassenden Gesetz eine amtliche Untersuchung vorausgehen soll, um festzustellen, welche Industriezweige (Glashütten u. s. w.) die Sonntagsarbeit unbedingt fordern, so wird selbst deren Ergebniß nicht eitel Weisheit und Gerechtigkeit sein. Wir sind ungleich sicherer, daß das heute noch herrschende Uebermaß von sonntäglicher Arbeit in seine richtigen Grenzen zurückgeführt wird, jedoch auch eben nicht weiter, wenn wir die Freunde besserer Sonntagsfeier — deren sich ja jetzt erfreulicherweise soviele auf allen Seiten melden — anhalten, ihr Werk selber zu besorgen und nicht auf den Allerweltshelfer Staat abzuwälzen. Sie sind nicht so schwach, wie sie sich meistens in ihrem Kleinmuth noch vorzukommen scheinen. Wenn sie den Knoten, anstatt ihn mit einem einzigen plumpen Gewaltstreich von oben zu zerhauen, statt dessen vielmehr in seine Bestandtheile auflösen, die Frage örtlich und nach den einzelnen Gewerbszweigen vornehmen wollen, werden sie unter der Gunst einer ihnen offenbar geneigten und wachsenden öffentlichen Meinung Erfolge davontragen, die sie selbst überraschen. Man muß nur nicht Alles auf einmal wollen. Man muß sich entwöhnen, nach dem unübertragbaren politischen Vorgang der Jahre 1866 und 1871 jeden größeren Fortschritt des öffentlichen Lebens von einer Art Revolution zu erwarten. So denken und handeln die Engländer nicht, denen man doch die Institution strenger Sonntagsfeier entlehnen will, denen man aber lieber absehen sollte, wie man stetig fortschreitet, indem man zugleich das Gute und die große Masse des Bestehenden fest erhält. Wie die englischen Arbeiter, so werden auch unsere deutschen mit der Zeit praktisch werden und kleine aber reelle Verbesserungen ihres Looses phantastischen großen vorziehen. In demselben Maße wird ihre politische Stärke zunehmen. Das allgemeine Stimmrecht, das sie jetzt an eitle Agitation vergeuden, wird dann erst wirklich eine Waffe für sie werden. Sie sind dann auch vollkommen im Stande, sich die nöthige Sonntagsruhe zu sichern; zumal wenn eine entwickelte allgemeine Ueberzeugung, daß der wöchentliche Ruhetag Jedem unentbehrlich sei, ihnen zu Hülfe kommt. Diese herzustellen ist die wahre Aufgabe der Sonntagsvereine und sonstigen Sonntagsfreunde. Den Arbeiter insbesondere, der heute noch Sonntagsarbeit sucht oder sich gefallen läßt, haben sie darüber aufzuklären, daß seine Erwerbskraft sich voller und länger erhält, wenn ihr die siebentägige Pause nicht versagt wird.

Es ist eins der reinsten und unbestreitbarsten Verdienste der schweizerischen Sonntagsgesellschaft, die Gesundheitspfleger von Fach in ihr Interesse gezogen zu haben. Den Aerzten, die selbst freilich am Sonntage nicht leicht feiern können, ist dadurch ein Anstoß ertheilt, sich mit dieser bisher fast übersehenen wichtigen Frage näher zu beschäftigen und für das obwaltende Gesundheitsanliegen thätig Partei zu nehmen. Sie müssen uns sagen und haben uns vorläufig schon zum Theil gesagt, inwieweit gänzliche Ruhe von der Arbeit oder mindestens ein Wechsel in der Anstrengung einmal alle sieben Tage für den arbeitenden Menschen ein Bedürfniß sei. Wenn sie weitergehend dann alsbald ein Staatsverbot aller Sonntagsarbeit verlangen, statt lediglich an die Einsicht und Selbstberichtigung der Mündigen zu appelliren, so sprechen sie natürlich nicht mehr als Naturforscher und Gesundheitslehrer von Fach, die sie sind, sondern als Nationalökonomen und Politiker, die sie vielleicht nicht sind. Den Credit, welchen wir ihnen in jener Eigenschaft schenken, können sie in dieser nicht ohne Weiteres zu finden erwarten. Sie zeigen uns die Nothwendigkeit des Zieles; den richtigen Weg zu suchen ist eine andersgeartete Aufgabe.

Die conservativ-orthodoxen Betreiber des allgemeinen Sonntagsarbeitsverbots getrösten sich des gesicherten Beistands zweier andern Parteien, der Socialdemokraten und der Ultramontanen. Jene wünschen ja überhaupt die Regelung aller Erwerbsarbeit durch den Staat, sehen also in einer so durchgreifenden Einschränkung derselben selbstverständlich eine Abschlagszahlung, die nicht zurückzuweisen ist. Sie sind aber fernerhin ja auch der Meinung, daß zuviel gearbeitet werde. Die Erzwingung eines Ruhetages ist das folgerichtige Seitenstück zu der Erzwingung eines Feierabends zu bestimmter Stunde und einer gleichmäßig langen oder vielmehr gleichmäßig kurzen täglichen Arbeitszeit. Auf uns Uebrige würde diese socialdemokratische Sympathie für die Sonntagsfeier mehr Eindruck machen, wenn sie ihre gerühmte beherrschende Macht über die Arbeiterherzen jemals daran gewendet hätten oder wenden wollten, die Feier des blauen Montags zu beschränken. Neue Rechte ohne neue Pflichten thun dem Menschen selten gut.

Etwas Aehnliches läßt sich von den Ultramontanen sagen. Wenn sie sich für bessere Sonntagsfeier interessiren wollen, so mögen sie in den Ländern, wo sie das Heft in Händen haben, anfangen: in Oestreich, Frankreich, Belgien u. s. w. Es ist notorisch, daß da mit dem Sonntag, sowohl was die Ruhe von der Arbeit als was eine würdige Ausfüllung des Tages anbelangt, weit gleichgültiger umgegangen wird als im deutschen Reich.

Die legal-revolutionäre Maßregel, welche unsere Orthodoxen uns zumuthen, hat nicht blos die Bedenken wider sich, welche aus der jähen Störung ohnehin knapper Erwerbsverhältnisse in zahlreichen nicht hinlänglich zu übersehenden oder zu schonenden Fällen hervorgehen, sondern auch solche, die auf der entgegengesetzten Seite liegen. Was werden die Leute, welche bisher am Sonntag Vormittag oder auch den ganzen

Sonntag hindurch arbeiteten, mit der plötzlich erlangten unfreiwilligen Muße anfangen? Werden sie den Weg in die Kirche leichter finden als den Weg in's Wirthshaus, das ja gewöhnlich nicht weit von jener liegt? Und wenn man den letzteren von Polizei wegen verrammelt haben will, läßt sich damit auch das Zechen selbst, in Gesellschaft oder allein, verhüten? Nicht alle Arbeiter haben ja eigne Familie und ein behagliches Heim, die sie festhalten können. Ein conservativer Schriftsteller, der selbst sein Mißvergnügen mit den Fortschritten der Menschheit nicht craß und herbe genug an den Tag legen kann, fordert uns spöttisch auf, unserem gewöhnlichen Optimismus doch hier nicht untreu zu werden, sondern besser von unserem braven Volke zu denken. Aber da er seinerseits doch und seinesgleichen so übel von ihm denken, kann diese ausweichende Wendung uns nicht abspeisen. Wir fragen uns, welcher Hintergedanke von ihr verhüllt werden solle, und besorgen, es handle sich wohl gar darum, gleichwie in England die Leute mit der Peitsche aufgedrungener Langeweile in die Kirche zu treiben. Der Widerwille, den wir gegen einen so erzwungenen Gottesdienst empfinden, verstärkt unsere Abneigung gegen alles gewaltsam herbeigeführte Feiern am Sonntag überhaupt. Möge der Uebergang sich schrittweis und allmählich vollziehen, dann wird eher auch eine würdige Verwendung der neu erlangten Muße dem bloßen Einstellen der Erwerbsarbeit auf dem Fuße folgen. Zu dieser gehört ohne Zweifel für Viele noch, die jetzt Sonntags arbeiten, der Kirchenbesuch. Aber wenn die Kirche genöthigt wird anzuziehen, anstatt blos für die ihr zugetriebenen verirrten Schäflein die Hürdenthür zu öffnen, wird es für diese wie für sie selbst umsoviel besser sein. Sie muß dann lernen Dienst um Dienst zu tauschen statt einseitig zu herrschen, mit ihrer Zeit zu leben statt der Zeit ein überlebtes Modell von Existenz aufzunöthigen, Allen etwas zu sein statt nur einer aristokratischen Elite. Ihr aristokratisch-reactionärer Charakter ist es hauptsächlich, was der Kirche solche Massen ihrer äußeren Angehörigen geistig entfremdet hat; was daher auch schwere Mitschuld trägt an der Vernachlässigung des Sonntags. Ein Monopol auf diesen zu erhalten durch Absperrung des Volks von allen sonstigen Beschäftigungen hat sie daher weder verdient noch könnte ihre heutige durchschnittliche Leistungsfähigkeit es rechtfertigen. Sie muß es sich in Deutschland wohl oder übel auch fortan gefallen lassen, mit anderen Anziehungskräften in die Wette um die sonntägliche Muße der Menschen zu werben.

Strebt man doch selbst in England alles Ernstes sie auf dies Niveau herabzuziehen! Eine Sonntagsbewegung gerade umgekehrter Art, wie sie sich auf schottisch-englischen Antrieb von Genf her über das Festland verbreitet, ist drüben, von mehreren rührigen Vereinen getragen, im Gange zu dem edlen Zwecke, den Gesetz- und Sittenbann zu brechen, welcher dort seit dem historischen Durchbruch das Puritanismus auf der Sonntagsfeier lastet. Museen, Aquarien, zoologische und botanische Gärten sollen Sonntags geöffnet, Vorträge und Concerte und andere sittlich tadellose Unterhaltungen Sonntags erlaubt, der Erholung von saurer Wochenarbeit überhaupt jeder nicht an sich verbotswürdige Ausweg frei sein. Die modernen Puritaner fürchten den endlichen Triumph dieser Bestrebungen. Daher soll der Continent aufhören, der puritanischen Sache Anstoß und ein schlechtes Beispiel zu geben mit mannigfaltigem noch so harmlosem Sonntagsvergnügen. In diesem Stücke aber ist es, denke ich, in der That an England, von uns zu lernen, wenn wir uns gleichzeitig aus seiner Erfahrung, daß Sonntagsarbeit ein Volk nicht wahrhaft vorwärts bringt, im Sinne der Gegenwart und der deutschen Geistesfreiheit eine Lehre ziehen.

A. Lammers.

Literatur und Kunst.

Ein Kaiserfest im Malkasten zu Düsseldorf

am 16. September 1877.

Mitten in der Stadt, im Anschluß an die herrlichsten Partien des Hofgartens, liegt dicht neben dem königlichen Schlosse das Heim der Düsseldorfer Künstler, der weltberühmte Malkasten. Ein großer Park mit uralten Ulmen und Buchen, von Teichen und dem Düsselbach durchschnitten, einst Eigenthum des bekannten Philosophen Jacobi, umgibt die Gebäude, in denen sich die Gesellschaftsräume befinden. Wie viele frohe Tage, wie manche unvergeßliche Stunden sind nicht schon auf diesem kleinen Stückchen deutscher Erde verlebt worden. Und deutsch ist der Malkasten, deutsch all sein Sinnen und Trachten; mit Leib und Seele folgt der Verein den großen Ideen der Zeit und sucht durch Bild und That am Werk der Einigung mitzuwirken. Ihre Opferfreudigkeit haben die Künstler im Jahre 1870 und 71 bewiesen, als sie ein eigenes Lazareth für die Verwundeten in ihren Räumen eingerichtet hatten. Aber

> ... geendigt nach langen verderblichen Streit
> War die kaiserlose, die schreckliche Zeit.

Bildet es schon an und für sich einen Moment von historischer Bedeutung, wo ein deutscher Kaiser zum ersten Male den Boden der Stadt betritt, über dessen Pflaster Heinrich Heine einen Bonaparte im grauen Mantel einziehen sah, wie viel mehr muß er es sein, wo dem Wiederaufrichter des deutschen Reiches zum ersten Male die Huldigung der deutschen Kunst dargeboten wird.

Es war bereits ziemlich spät als ich den Malkasten betrat, und der Festspielraum fast vollständig besetzt. Damen in prächtigen Toiletten, die Herren im Frack und weißer Halsbinde, mit Orden an gewässerten und ungewässerten Bändern, füllten den Raum. Ein Jeder freute sich auf das herrliche Programm. Bei dem Worte Programm darf ich nicht vergessen, den Dank, den die Majestäten dem Erfinder desselben zollten, lebhaft von Seiten des Publicums zu wiederholen. Hatte sich der Maler Carl Hoff schon früher häufig genug als schlagfertiger und geistreicher Redner gezeigt, so sollte er doch hier zum ersten Male die Gelegenheit haben, sich in seiner ganzen Genialität entfalten zu können, und er als Dichter, Maler und Regisseur in einer Person auftreten und das Ganze nach seiner Idee leiten.

Die Anordnung des Bühnen- und Festspielraums war wesentlich von der der meist gebräuchlichen unterschieden, denn der ganze Platz vor der erhöhten kaiserlichen Tribüne bis zu der mit Zink gedeckten und in griechischem Stile erbauten Bühne war vollständig freigelassen; das Publicum saß seitwärts, es drehte also Niemand der Hofloge den Rücken. Eben wollte ich mit meiner reizenden Nachbarin eine Unterhaltung anknüpfen, als brausender Jubel von draußen her zu uns drang, ein Trompetenstoß ertönte: der Kaiser und die Kaiserin, der Kronprinz und die übrigen Prinzen und Fürstlichkeiten hatten das Gebiet des Malkasten betreten.

In erwartungsvoller Unruhe harren die Zuschauer auf den nächsten Moment. Aber drinnen im prächtig geschmückten Festsaal hält die hohen Gäste noch ein kleines Vorspiel zurück. Auf der Saalbühne befindet sich, von wilden Männern gehalten, das transparent erleuchtete preußische Wappen. Schon will der Kaiser vorübergehen, da — o Wunder! — beginnt einer der Wappenhalter, eine mächtige Figur mit wallendem Bart, die Keule in der Rechten, in der Sprache Apolls zu reden. Er documentirt sich in schwungvollen Versen als Hüter und Führer des wilden Völkleins im Malkastenhaine, und bittet den Herrscher, ihn als Cicerone für das Fest begleiten zu dürfen. Das preußische Wappen verschwindet, und an seiner Stelle erscheint auf goldenem Grund das Transparent des zweiköpfigen Malkastenadlers, in seinen Klauen Bierseidel und Hausschlüssel haltend, mit der Devise: „Durch komm ich doch." Gleichzeitig entpuppt sich der wilde

Mann (Prof. W. Camphausen) als moderne Erscheinung im Frack und Cylinder und führt die Majestäten in den Festspielraum ein. Lautlos erhebt sich das Publicum von seinen Sitzen, die Herren mit entblößtem Haupt; jedes Auge ist auf den Kaiser gerichtet, der sich mit seiner Gemahlin, der Kronprinzessin und der Erbprinzessin von Hohenzollern auf die vorderste Stuhlreihe der Loge niederläßt. Dann erhebt sich Prof. Camphausen und spricht mit wohltönender, klangvoller Stimme folgenden Prolog:

Auf rauscht's im Hain, es wehet durch der Bäume Kronen,
Es zittert durch die Lüfte, wie durch unser Sein,
Der Odem dieser stolzen, freudenvollen Stunde!
Ergriffen stehen wir, da nun zur Wahrheit ward,
Der kühne Wunsch, den wir gehegt, daß unsren Laren,
Der kaiserliche Herr von Deutschland Gastfreund sei.
So sei gegrüßt bei uns und nimm, o Kaiser, milde,
Was wir Dir bieten können, nimm es gnädig auf.
Sei Du gegrüßt, erhab'ne Frau, im Künstlerhaine,
Du hohes Paar zunächst dem Throne, sei gegrüßt.
Was uns're Muse schenkte, weihen wir Euch heute,
Im hellen Festesglanze strahlt ihr schlichtes Haus,
Und Fichtenzweige, Lorbeer bietet sie im Haine,
Euch Paladinen unsers kaiserlichen Herrn.
Es grüßen Kunst und Poesie auf diesem Boden,
Erhab'ner Geister Manen schau'n auf uns herab.
Doch wir steh'n tief beschämt vor uns'res Kaisers Gnade,
Wir bieten Eins nur dar als würdig' Gastgeschenk.
Entgegen quillt aus tiefstem, übervollem Herzen
Dir heute uns'rer treuen Liebe taut'rer Quell,
Und in Begeist'rung schaut die Künstlerschaft vom Rheine
Zu ihres Herrn und Kaisers güt'gem Antlitz auf;
So steig' empor die Freude brausend denn zum Lichte,
Ertönt Fanfaren! Freunde! eint Euch rings im Ruf:
Hoch lebe Deutschlands Herr und Hort, hoch leb' der Kaiser!
Hoch leb' Augusta! hoch das kaiserliche Haus!

In tausendstimmigen Ruf fällt die Menge ein, es zittert durch die sternhelle Nacht dahin; fern klingt es unter den Bäumen wieder. Die Musik beginnt; erst ruhig und einfach, dann voller und reicher entwickeln sich die Melodien.

Der Vorhang theilt sich und wir sehen am Saum eines Gartens bei später Abenddämmerung neun alte weißbärtige Männer im Kreise herum sitzen. Rasch tritt ein Jüngling mit Malapparat auf; in erregter Stimmung berichtet er seltsame Dinge, von dröhnendem Hufschlag und Waffengeklirr; in Fackellicht sprengt auf weißem Roß eine gewappnete Gestalt heran; schon ist sie da, von sechs in deutschen Farben gekleideten Pagen geleitet. Sie entbietet den Neun, die man den Vorstand nennt, ihren Gruß, und fordert von ihnen, dem kaiserlichen Herrn, der gekommen ist Heerschau zu halten, am Abend eines mühevollen Tags die Zeit zu kürzen. Es ist die Germania. Den Wunsch erfüllend, und den Beistand der Genien der Kunst erflehend, verwandeln sich die neun Aeltesten im Zauberschlage in die Lichtgestalten der Musen. Klio, die Muse der Geschichte, tritt auf, ihr gesellt die Sage die mit Rosen bekränzte Poesie hinzu; dazwischen tritt der Genius der Kunst:

Mein ist der Tag und mir erklang der Ruf,
Der zu den lichten Höhen auf sich rang;
Mein ist der Tag und seiner Ehre Glanz,
Ich führe Euch und ich kredenz' den Trank.

Freudig stimmt Klio mit ein, sie zeigt den Weg zum Feste:

In Worten nicht, in Formen sich gestatte,
Was Jede von uns And'ren heute weih't.
Es sei ein Bild des großen deutschen Reichs
Und dieses Bild des Rheins Gepräge trage,
Des Rheins Geschichte sei es, Poesie und Sage.

Dann treten die Musen, bildschöne Gestalten, als ob sie unter dem Meißel eines Praxiteles entstanden wären, nach beiden Seiten herab, lagern und setzen sich um den erhöhten Sitz der Germania, und bilden so ein lebendiges Bild der klassischen Zeit griechischer Kunst. Trunken ruht das Auge auf ihnen, immer wieder wendet sich der Blick zu dem Linienrhythmus dieser Formen. So bleiben sie ruhig bis zum Ende des Bühnenspiels auf ihren Sitzen. Vom unsichtbaren Orchester dringen neue Melodien herüber, der Wolkenvorhang zieht vorüber und es erscheint das erste Bild: der Germanenzug (Alb. Baur). Zauberisch wird der Blick gefesselt durch das herrliche Ufer des Rheines; Hünensteine ragen phantastisch empor (Decoration von A. Achenbach); tosend rauscht der Strom nach der Niederung. Ein riesiger Wächter, von zottigen Hunden begleitet, beobachtet ruhig den Lauf des Flusses. Da dringen Stimmen heran; ein Zug jugendlicher Germanen tritt auf, mit nackten Armen fröhlich die Steinaxt und den Wurfspeer schwingend; in ihrer Mitte hoch zu Roß ein Krieger mit seinem Weib. Der Heerbann kehrt heim von blutiger Kampfshaide. Auf breitem Lindenschild, hochgetragen, liegt der todwunde Leib eines Gefallenen. Ernst ist der Zug und tiefer Schmerz ruht auf den Zügen der Begleiter.

Der Befreier Arminius mit der goldlockigen Gestalt der Thusnelda erscheint hoch zu Roß, von Kriegern umringt und begrüßt. Aber fremde Gestalten in goldenem Brustpanzer, das schwarze Haar kurz an der Stirn abgeschnitten, werden gefesselt herbeigeführt. Vernichtet ist das Römerheer und lauter Siegesjubel herrscht unter den folgenden Söhnen der germanischen Stämme. Inzwischen hat sich die Scenerie wie im Traume verändert. Mitten im Urwald steht der Zug beim hohen Opfersteine still. Im Schwerttanz und Ringkampf endigt das Bild bei den begleitenden Worten der Klio (Frl. Irschick):

Ein Bild ist's aus den fernen Tagen, da der Feind
Zuerst die Deutschen um ihr gutes Recht betrog,
Aus Nord und Süd die Stämme sich zuerst geeint,
Zum ersten Mal Dein Volk die Wacht am Rhein bezog.

mit lautem Gulla ha!

Die Musik schweigt, Nebel sinkt herab. Dann wird es wieder Licht. Es beginnt (von Grot-Johann arrangirt, Decoration von A. Achenbach) der mittelalterliche Zug. Neue Wunder! Neues Staunen! Von einer felsig grotesken Gegend wendet sich der Blick in das lieblich romantische Rheinthal von Eltville. Die aus der Tiefe sich emporwindende Fahrstraße wird hier oben von einem reisigen Knecht bewacht. Andere haben einen Zug von Kaufleuten aufgespürt und melden das Nahen derselben. Dann sprengt auf eisenfarbenem Gaul die hünenhafte Gestalt eines gepanzerten Reiters mit Gefolge daher. Es knarrt im Hohlwege. Ein schwer beladener Wagen kommt herauf, von jüdischen Händlern und italienischen Kaufleuten begleitet. Die armen Bekenner des mosaischen Glaubens tragen noch in der finsteren Zeit ein Costüm von grell gelber Farbe, und komisch genug sehen die Ahnherren unserer heutigen großen Banquiers darin aus. Aber die Freude dauert nicht lange. Im Nu sind sie überfallen, die Pferde abgeschirrt, und Roß und Wagen, Handelsherren und Juden in die nahe Burg des Raubritters abgeführt. Schon naht die Vergeltung. Vorreiter Rudolfs von Habsburg, herrliche und rechte Gestalten, wie sie die Siegel Ottokars und der Askanier zeigen, haben den abziehenden Zug bemerkt, wappnen sich und setzen ihm mit den Schweizern aus des Kaisers Heimat nach. Dann naht auf frommem Gaul die charakteristische Figur Rudolf von Habsburgs. Plötzlich hält er an, und an ihnen vorüber wird auf güldenem Königsstuhl mit grünseidenem Baldachin die in jugendlicher Schönheit strahlende Gemahlin des deutschen Herrschers getragen. Vom Roß abgestiegen küßt der Kaiser ihr die Hand, und grüßend wendet die hohe Frau sich auch zur Tribüne des kaiserlichen Gastes. Reizende Gestalten ihrer Gespielinnen, blondlockige Jungfrauen im goldenen Brokatkleide folgen mit dem reich geschmückten Sänger der Minne dem Throne nach. Zurück zur Mitte gekehrt erblickt das Auge eine andere Gegend. Unter breitschattigem Lindenbaume steht der Richterstuhl des Kaisers. Die überwundenen Raubritter und die befreiten Kaufleute werden herbeigeführt; und der Kaiser

spricht das Urtheil nach dem Gesetz. Ein herrlich malerisch wirkendes Bild, tritt uns hier voll und echt die Zeit vergangener Tage entgegen; unvergeßlich für Jeden, der es gesehen.

Wieder begleitet Klio mit erläuternden Versen die wandelnde Darstellung; dann spricht sie vom Verfall des Reiches, von der Zersplitterung des Kaiserstammes, und drum

. . . o Poesie, so wähl' aus dieser Zeit
Ein Bild des Lebens du, das friedlich sei.

Wie im Zauberschlage finden wir uns in eine andere Welt, in eine neue Zeit versetzt. Durch das goldig schimmernde Grün des Waldes weiter hinaus, liegt malerisch versteckt das Jagdschloß eines rheinischen Kurfürsten. In hellen rauschenden Seidengewändern, die lange Schleppe von Pagen getragen, lustwandelt die bildschöne Frau Serenissimi mit ihrem Töchterchen im Park. Ein reicher Zug von Hofdamen in braunrothen Sammet- und hellen Seidentrachten umgibt in schimmerndem Glanz und Schönheit die hohe Gebieterin. Huldvoll und anmuthig neigt sie ihr blondes Köpfchen zwei im Walde spielenden Kindern zu, übergibt sie den beglückten Eltern, die schon besorgt herbeistürzten, und setzt mit ihrem reizenden Gefolge den Spaziergang fort. Köhler und Holzhauer begegnen ihnen auf dem Heimwege. Der Wald wird dichter, nur im Hintergrunde dringt noch die Sonne durch. Hörnerrufe melden das Nahen einer Jagdgesellschaft, Piqueure in malerisch dunkelgrünen, reich mit Goldlitzen verzierten Trachten kommen vorauf. Ein ganzes Rudel prächtiger Jagdhunde, ohne Schnur und ohne Führung, ziehen schnobernd und wedelnd in den Laubwald. Auf schmuckem Roß, mit Damen und Cavalieren zu Pferde, sprengt die breite Gestalt des Kurfürsten vorbei.

Jan Willem ist es, einst der Herr des Lands,
Ein Fürst von echtem deutschem Schrot und Korn,
Der kurfürstliche Herzog über Jülich, Berg;
Derselbe wackre Herr, von dem ein Bild
In Erz gegossen, von Grupello, steht.

Ihnen nach folgen Falkoniere, Falkenträger und Jäger zu Fuß. Herrlich heben sich die Figuren von der landschaftlichen Umgebung ab. Dann ist man am Schlosse angekommen. Der erlegte Hirsch, anderes Wild und Geflügel wird herbeigetragen und zusammengelegt; und noch einmal zeigt sich die herrliche Figur der Kurfürstin mit ihren Damen unter venetianischem Seidenbaldachin auf der Schloßrampe und begrüßt lächelnd die fröhlich heimgekehrte Jagdgesellschaft des Tages. Unter schmetternden Jägerliedern verhüllt sich das Bild (arrangirt und gemalt von W. Simmler). Mancher Operngucker wäre noch gerne etwas länger auf den ausgesuchten Kreis weiblicher Schönheiten gerichtet worden, denn in der kurzen Pause konnte die Damenwelt unmöglich alle die Herrlichkeiten der Tracht des 17. Jahrhunderts eingehend besprechen. Schon erhebt sich aber Frau Klio wieder von ihrem Musensitz und schildert die Zeit, wo Preußens junger Aar im stolzen Fluge sich zum Lichte schwingt. Dann:

. . . flammte durch die Welt der Morgen auf
Des neuen deutschen Tags. In jene Zeit
Erhabner Kaiser, die Du selbst geschaut,
Ein Jüngling noch, zum Rheine führ' ich Dich.

Es ist der Tag der großen Zeit, in der, nach den Schlachten an der Katzbach und bei Leipzig, Leobrecht von Blücher die preußische Armee über den Rhein führte. (Arrangirt von E. Hünten, Decoration von A. Achenbach.) Wohl mochten da die Erinnerungen an die gewaltige Periode in dem Kaiser wach werden; mit Mühe hielt er die Bewegung zurück, die ihn beim Anblick dieses Bildes fast überwältigte. Auf der Bühne zeigte die Scenerie eine Straße von Caub bei Nacht. Geräuschlos senkt sich der Schnee in dichten Flocken hernieder, Vielen ein Leichentuch werdend. Kranke französische Nachzügler, die Trümmer der einst so stolzen Armee, schleppen sich mühsam weiter; der letzte bleibt im Schnee liegen. Einsam die Wache des Dorfes haltend, kommt ein Mann mit Horn und Blendlaterne; sein Fuß stößt an den Leichnam des Franzosen. Es ist ein ergreifendes Bild, wie der Todte hinweggebracht wird. Langsam dämmert der Morgen, von den Bewohnern mit frohen Gefühlen begrüßt als der Tag der Befreiung. Husaren vom 2. (Leib-) Regiment, die Karabiner aufgesetzt, sprengen vorüber; dann rücken schlesische Landwehren an und werden durch die aus den Häusern kommenden Einwohner willkommen geheißen. Wie mancher Gruß, wie mancher Händedruck wird da nicht getauscht. Im Hintergrunde erscheint schneebedeckt die Pfalz von Caub im ersten Sonnenlicht. Die Scene füllt sich mehr und mehr mit vorrückenden Kolonnen und flatternden Fahnen. Endlich kommt er selbst, der greise Feldmarschall Blücher, im grauen Soldatenmantel, auf feurig schnaubendem Schimmel das leibhaftige Bild des großen Mannes von 1813, dahinter sein Stab, ein Kosakengeneral und andere mehr. Begeistert wird er von Landwehr, Linie und den Bürgern Caubs begrüßt. Unter den Klängen seines Leibmarsches geht es nach Frankreich hinein.

Wie eine Windsbraut stürmt und braust er über's Land!
Vorwärts hieß jener Held, und Vorwärts die Parole.

Wie ein Traum floß für Jeden die kurze Spanne Zeit dahin; nicht genug hatte man zu thun, die Bilder, die in der dunkel gewordenen Nacht unter freiem Himmel wie magisch erleuchtete Erscheinungen sich darboten, anzustaunen und zu bewundern. In künstlerischer Weise begleitete die Musik (componirt und geleitet von Jul. Tausch) das Ganze. Zum letzten Male wandte sich dann die Muse der Geschichte zur Tribüne.

Ich schlage auf des Buches letztes Blatt,
Erhabner Kaiser, das Du selber schriebst.
Es wird im deutschen Volke für und für
Lebendig bleiben Deine große Zeit,
Und wer sie miterkämpfte, miterlebt,
Der wird gerühmt, der wird beneidet sein.
Ein anderes Denkmal aber lebt im Volke,
Das unvergänglicher als Schlachtenruhm:
Das Denkmal, das die Liebe Dir erbaut.
Im Herz des deutschen Volkes wird bestehn
Ein ewig grüner Baum, es wird der Greis
Dem Kind die Früchte reichen und den Keim
Von Neuem pflanzen in die Zeit hinaus,
Die Deinem Volke noch beschieden ist.
Ein friedlich Bild deshalb enthülle ich,
Ein Bild der Freude und der Lebenslust,
Wie Frieden folgen muß auf jeden Kampf.

Der Vorhang rauscht auf,

Es glänzt der Rhein, von seinen Hügeln schau'n
Die Burgen in das dufterfüllte Thal.
Es zieht ein Rebenkranz sich um sie hin
Und sonnenleuchtend liegt die grüne Flur.

(Die Decoration von Deiters, das Arrangement von Vautier und E. Bosch.) Im Mittelgrunde prangt ein Dorf in festlichem Flaggenschmucke. Landleute arbeiten auf dem Felde, andere schmucke Dirnen in bunten Röckchen gehn vorüber. Da ertönt aus dem Dorfe her eine Musik, wie man sie eben nur auf den Kirchweihfesten am Oberrhein hört, und die man so richtig und unvergleichlich mit dem Ausdrucke Kirmesmusik bezeichnet hat. Schon kommen sie näher heran, diese Tonkünstler, die in der übrigen Zeit auch wohl andere Gewerbe betreiben mochten, und die einen Mozart oder Beethoven zur Verzweifelung hätten treiben können. Aber es war ein solch feiner Humor in der Sache, und die Gestalten so urkomisch in der Erscheinung, daß selbst das ernste Antlitz des Kaisers vom Lächeln überzogen wurde. Hinter der Musik wurde eine festlich mit Krone und Bändern geschmückte noch jugendliche Braut geführt; heitere tanzende Paare in der niedlichen Tracht der elsässischen Bauern folgen ihnen; kaum kann das junge Volk die Zeit erwarten, wo die Musikanten einen Ländler aufspielen. Aber dann geht es auch los.

Im schönen Wechselspiel der Glieder
Die ahnungsvolle Kunst zu üben
Die Alle kennen, welche lieben.

Der Zug geht wieder weiter dem Rheine zu; einige vergnügte Hochzeitsgäste kehren zurück und unterhalten sich mit anderen Landleuten, als sie von den hellen Stimmen singender Knaben und Mädchen unterbrochen werden. Von der drastisch komischen Figur des Schullehrers geführt, ziehen sie laubbekränzt mit wehenden Fahnen zum Sedanfest hinaus; ein kleiner Patriot ruft laut: es lebe der Kaiser! und jubelnd braust der Ruf der jugendlichen Stimmen durch Feld und Flur. Zugleich ist auch Ernte- und Winzerfest, und schwerbeladene Wagen mit rothwangigen Mägden bringen den Segen der mühevollen Arbeit heim. Aber schwül ist der Tag. Gewölk umzieht den Horizont und dumpf grollt der ferne Donner. Bestürzt sammelt sich die Schaar der Menschen, die Mu des zurückkehrenden Hochzeitszuges verstummt, Blitz folgt auf Blitz; das ganze Unwetter bricht los. Da steht die Figur im Brustpanzer und Goldhelm vor der Bühne auf, die Germania (Frl. Haberland) tritt empor, mitten unter das Volk steigt sie zur Eiche hinan. Mit einem Griff saust das Schwert aus güldener Scheide gen Himmel; und wie eine Donnerstimme fährt es durch die Luft:

So stand mein Volk! So rauscht' es in den Eichen,
So zog der Sturm heran und trieb auf dem Gefild
Die Schatten', eines dräu'nden Wetters Zeichen.
Ich nahm herab vom Baum den güldnen Königsschild,
Ich zückt' das gute Schwert an meiner Seite
Und pflanzte neben Preußen Deutschlands Banner auf.
So zogen wie hinaus zum heil'gen Streite,
So dämmerte der blut'ge Morgen uns herauf.
An diesem Stahle brachen sich die Blitze,
Zermalmt sank nieder der, der sie heraufbeschwor.
Ich richtete gen Himmel meines Schwertes Spitze
Und aus den Wettern ging der lichte Tag hervor.

(Ferne wird es hell. Die Musik beginnt leise, und der Donner verstummt.)

Ein Kaiserschild hängt wieder an der Eiche,
Aus Kampf und Sieg das junge deutsche Reich erstand.
Hör' es mein Volk und steh' zu diesem Reiche,
Zum Kaiser stehe und zu deinem Vaterland!

Rauschend begleitet die Musik den brausenden Ruf der Menge, die sich um die Germania schaart, rauschend den Widerhall, der sich durch den Festspielraum fortsetzt. Das ganze Publicum hatte sich, überwältigt von den Gefühlen dieser Momente, erhoben, die Musik intonirte die Wacht am Rhein, und Alles was Stimme hatte sang die erste Strophe dieses denkwürdigen Liedes; stehenden Fußes hörte der Hof es mit an. Damit war der erste Theil des Festes geschlossen, und ein zweiter, noch glänzenderer sollte ihm folgen.

Während das Publicum an dem schönsten Abende, den die Götter seit Monden gespendet, den inneren Festraum verließ, um sich nach dem herrlich geschmückten Sommerlocal jenseits der Düssel zu begeben, trat der kaiserliche Hof wieder in den Festsaal zurück. Hier harrte seiner auf mit kunstvollen Geschirren und Aufsätzen reich gezierter Tafel ein kleines Souper. Im Hintergrunde aber erhob sich unter Palmen und Bananen ein großes mit Broncen und Prachtgeschirren aller Art angefülltes Büffet. Kostbare venetianische Gläser, Humpen und Pokale von riesigen Dimensionen und meisterhafter Arbeit aus der Zeit des siebzehnten Jahrhunderts standen umher. Wie aber mußte selbst der hohe Herr lächeln, als ihm erklärt wurde, daß dies Alles, die ganze Pracht und Herrlichkeit, deren Werth man auf Hunderttausende schätzen sollte, aus eitel zusammengesetzten und versilberten Kochtöpfen, Holz und Gipsfüßen, Kordel und Steinen und allem möglichen und unmöglichen Material gefertigt worden sei. Aber gerade hierin zeigte sich die Genialität der Malkastenmitglieder in höchster Blüthe, obgleich auch die Blüthen selbst alle künstlich hergestellt worden waren, und Blumen und Blätter aus schönsten Händen heraus das Licht der Welt erblickten. Nach einem kurzen Aufenthalt setzte sich der Zug, denn die ganze Suite der Generalität und alle zum Manöver anwesenden fremdherrlichen Offiziere waren anwesend, wieder nach dem Garten zu in Bewegung, begleitet von riesigen von innen beleuchteten Bouquets. In der großen nach dem Venusteiche führenden Ulmenallee waren auf beiden Seiten je drei riesige Transparente aus der rheinischen Sage aufgestellt, gemeinsam die schimmernden Fenster eines gothischen Doms darstellend. Eigenthümlich war der Zauber, den die reckenhaften Gestalten eines Siegfried mit dem Drachen (von P. Jansen), des aus dem Rachen tretenden Schwanenritters (Röting), und des sterbenden Roland (von Lasch) auf Jeden machte. Anmuthig traten die lichten Frauengestalten der Genovefa (E. Bendemann), der gefesselten Drachenjungfrau (P. Jansen) und der träumerisch sitzendenden Loreley (H. Wislicenus) dazwischen. Mit mehreren Eingeladenen folgte ich dem kaiserlichen Zuge zum Teiche, und nie werde ich die Stunde vergessen, die dort den höchsten Zauber deutscher Poesie und Romantik in sich geborgen hielt.

In der Mitte des Teiches lagern auf zwei, steil und zerzackt aus der Fluth emporsteigenden Felsmassen, im Silberthau dahingegossen die marmorgleichen Bilder der Rheinnixen. In den Wassern schimmern und glänzen im Mondenlicht unzählige Blumen. Plätschernd fließt der Quell von dem Felsen über glitzernde Muscheln durch grünende Farren hinab in den Teich; in den Bäumen rauscht's und flüstert's wie Geisterchor. Da flackert's hell auf unter den Stämmen, zauberhaft übergießt rothes Licht die Töchter des Rheines, unsichtbare Musik dringt herüber; erst schwach, dann stärker, immer stärker wie rauschender Strom. Auf den Felsen erhebt sich die thaufeuchte Gestalt einer Nixe, langsam bewegt sie den Arm, und glockenhell tönt durch die Nacht ihr Gesang:

Erwacht ihr lieblichen Schwestern, erwacht!
Taucht auf aus der schimmernden Fluth.
Des Mondes Licht auf den Wassern ruht,
Erwacht — erwacht — erwacht!

Da scheint es sich zu bewegen, vom kühlen Grunde herauf geben die Stimmen die Antwort. Am Ufer glänzen, von innen erleuchtet, blühende Rosen; Kobolde huschen in flackerndem Lichte auf und ab. Weiter wird der Park hell; über der Düssel erhebt sich aus dem feuchten Grab der Zauberreigen der Elfen des Hains. Gespenstisch neigen sie auf und nieder, bald hoch und höher in der Luft schwebend; sie winken den Nixen, ihren Schwestern, zum fernen Teich herüber; leiser Gesang ertönt. Von zwei großen Schwänen gezogen naht ein Kahn, wie eine flimmernde Muschel gestaltet — ein Strahl durch die Bäume bricht, und sinkt auf die Muschel herab. Im glänzenden, glitzernden Wellensaum stehen darin zwei sehnsuchtsvoll blasse Frauenbilder, unendlich zart geformt wie aus Lilienduft, der weiße Nacken von wilden schwarzen Locken und feuchtem Schilf umringelt; im schimmernden Licht kommen sie näher, immer näher; ruhig wiegen die Schwäne die schneeweißen Leiber auf der Fluth. In der ausgestreckten Feenhand glänzt goldener Lorbeer, und im Chor unsichtbarer Geister ertönt dazu der Gesang heller Stimmen.

Da zieht es heran im Fackelschein,
Da braust es über den deutschen Rhein
Das Lied von Kaiser und Reich.
Es steigt herauf der alte Glanz,
Es blüht wieder auf der Sagenkranz,
Um unsern Kaiser das Reich!

Noch einmal schimmert der ganze Hain in grünem berauschenden Lichte. Dann geht es weiter den Weg am Wasser entlang, durch immer neue Wunder zur Düsselbrücke führend. Auf dem großen Platze vor der Wiese des Sommerlocals überschaut man weithin den Plan; hier war auch der Platz für den kaiserlichen Gast ausgesucht. Unter Zinkengeschmetter und Paukenschall zogen noch einmal die fünf großen Gruppen des Festspiels zu Pferde und zu Fuß im Fackelschein vorüber, ein Jeglicher an seinen Ort.

Dann war das Fest zu Ende.

Thränen standen dem Kaiser in den Augen und tiefbewegt drückt er den Herren des Vorstandes die Hand:

„Ich habe bis jetzt in meinem Leben so etwas nicht gesehen, und habe auch nicht geglaubt, daß es möglich gewesen, so etwas darzustellen.“ Dies waren seine eigenen Worte. Mit herzlichem Dank nahmen die hohen Gäste gegen 10½ Uhr, nachdem sie sich noch eine ganze Weile lang auf das liebenswürdigste mit den Vereinsgenossen und ihren Damen unterhalten, den Abschied. Der Malkasten aber wird den Tag mit goldenen Lettern in seine Chronik einschreiben können und mit Stolz auf die kaiserliche Huld, die ihm an diesem Tage widerfahren ist, zurückblicken. In Deutschland aber ist wohl seit den Tagen des Mainzer Reichsfestes der Hohenstaufenzeit keinem Kaiser wieder so die Huldigung der deutschen Kunst dargebracht worden, wie am 6. September 1877 in Düsseldorf. Lang währte noch das fröhliche Leben und Treiben, das sich nun an den Büffets entwickelte. Alte Germanen tranken mit den Landwehrleuten der Blücher'schen Armee neue Brüderschaft; und die blondgelockten Weiber aus der Zeit des großen Armin erschienen auf einmal in modernster Promenadentoilette und mußten sich wohl schnell in die neuen Verhältnisse gefunden haben. Verschiedene Raubritter in altem und modernem Costüm trieben sich beutegierig um das kaiserliche Büffet herum; Kaiser Rudolf drückte diesmal schon ein Auge zu und war froh, als seinen Schweizern im Lederhemd nach dem heißen Tage auch ein kühler Trank mundete. Der helle Morgen sah die letzten Gäste wegziehen und neue kommen. Noch lange aber wird man im Malkasten von seinem Kaisertage singen und sagen.

W. Beckmann.

Uarda.

Roman aus dem alten Aegypten von Georg Ebers.*)

Der wissenschaftliche Roman, der noch zur Zeit, als Bulwer „Die letzten Tage von Pompeji“ schrieb (1834), eine nahezu vereinsamte Stellung einnahm, hat in den letzten Jahrzehnten quantitativ und qualitativ so erheblich gewonnen, daß ihm jetzt schon die Bedeutung einer Specialität, einer besonderen, selbstständigen und bemerkenswerthen Gruppe innerhalb der epischen Dichtung zugestanden werden muß.

Der Aufschwung des wissenschaftlichen Romans hat nichts Ungewöhnliches. Auffälliger dürfte es vielmehr erscheinen, daß sich dieser Roman erst so spät entwickelt und gehoben hat; denn der wissenschaftliche Drang nach der Erkenntniß der Wahrheit ruft die Dichtung gleichsam herbei. Poesie und Wissenschaft sind treue Gefährten. Diese stützt jene und jene verkürzt dieser den beschwerlichen Weg. Jedes wissenschaftliche Gebiet ist überreich an Poesie. Welch' eine Fülle von großartigen, wahrhaft poetischen Anregungen und Empfindungen strömt uns entgegen, wenn uns Laien die ersten Aufschlüsse über die gewöhnlichsten Feststellungen der Astronomie gegeben werden, wenn man uns belehrt über das gewaltige Abhängigkeitsverhältniß unserer Planeten zur Sonne, über die wunderbaren Bahnen, die der Komet, der himmlische Vagabund, zu wandern hat, der, nachdem er durch Jahrtausende in undurchdringlicher Nacht, in unfaßbarer Kälte und unermeßlicher Oede dahingewandert, in die blendende Helle und sengende Gluth des feurigen Balles gezogen wird, um wiederum auf Jahrtausende in nächtliche, eisige Einsamkeit zurückzukehren; wenn unser Begriffsvermögen durch die Ergebnisse dieser wunderbaren Wissenschaft einmal zu dem Versuche genöthigt wird, dem Unfaßbaren und Unermeßlichen, — dem, was wir Raum und Zeit nennen, zum mindesten näher zu rücken und über die authentisch festgestellten Größenverhältnisse und Entfernungen nachzudenken. Und wie im Größten, so im Kleinsten. Der Flügel der Mücke wird unter dem Mikroskop zu einem gefiederten Gemälde von wunderbarer Farbenpracht und Anmuth in der Zeichnung. In jedem Forscher steckt daher auch ein Dichter und Künstler, und in jedem echten Dichter und Künstler arbeitet der mächtige Trieb der wissenschaftlichen Vertiefung.

Ganz besonders gilt dies von dem Studium der menschlichen Vergangenheit, von der Erforschung der Geschichte und der Geschichtsschreibung. Die Wiederbelebung der Todten, der Wiederaufbau ihrer vernichteten Städte, die Wiederherstellung einer zu Grunde gegangenen Cultur aus dem verhältnißmäßig geringen Material, das uns überkommen ist — das ist ebensowohl die Arbeit des Wissenschafters, des Ethnographen, des Archäologen und Historikers, wie die Arbeit des Dichters. Die Einbildungskraft des Poeten gibt erst den Kitt ab, der die von der Wissenschaft aus der Vorzeit hervorgeholten zerstreuten Ueberreste zusammenfügt und sie uns als ein begreifliches und zusammenhängendes Ganzes erst werthvoll macht. Ohne Phantasie und dichterische Anschauung gibt es keinen Historiker. Was ist nun natürlicher, als daß den Gelehrten, der bei seinem Studium diese dichterischen Hebel beständig anwendet, auch einmal die Lust anwandelt, aus den Schranken, innerhalb deren ihn die wissenschaftliche Forschung bannt, herauszutreten und ohne Hinblick auf das Thatsächliche und auf die Wahrheit, als sein oberstes Gesetz, die Schwingen der Phantasie ungehindert und frei zu entfalten? Was ist natürlicher, als daß der Gelehrte zum Dichter wird, und umgekehrt der Dichter, von dem mächtigen Reize des ernsten Studiums angezogen, sich in die Wissenschaft vertieft und aus ihr die Anregung und mehr als das: das Material zur Dichtung zu gewinnen strebt?

So treffen die Beiden zusammen, und der wissenschaftliche Roman ist das Gebiet, auf dem sie sich begegnen: die Dichter, die in die Tiefe der Wissenschaft eindringen, wie Scheffel („Ekkehard“) und Gustav Freytag („Die Ahnen“), und die Wissenschafter, die zur Poesie aufsteigen, wie Jules Verne mit seinen naturwissenschaftlichen Novellen und Erzählungen, Gustav Flaubert („Salammbô“) und Georg Ebers („Die ägyptische Königstochter“).

Zu den Werken dieser letzteren Art gehört auch „Uarda“, Roman aus dem alten Aegypten von Georg Ebers, der vor etwa einem halben Jahre erschienen ist und mit demselben Recht wie sein Vorgänger „Die ägyptische Königstochter“ heißen könnte, mit mehr Recht, als er „Uarda“ heißt, denn nicht diese, sondern des Pharao Ramses II. Tochter Bent-Anat ist die eigentliche Heldin.

Der leidigen Aufgabe, aus dem saftigen Baum der Dichtung den dürren Kern der Handlung herauszuschälen, die sogenannte Fabel zu berichten, kann ich mich leider nicht ganz entziehen, da die Besprechung nur dann verständlich und einigermaßen nutzbringend sein kann, wenn die Verhältnisse und Persönlichkeiten, um die es sich im Wesentlichen handelt, wenigstens ungefähr bezeichnet werden; ich verwahre mich aber dagegen, Denjenigen zu Gefallen zu sein, die, wie es so oft geschieht — „ach und weh!“ pflegt der gemüthliche Prophet Bagabu zu seufzen — die Kritiken hauptsächlich deshalb lesen, um der Mühe, das kritisirte Buch selbst lesen zu müssen, enthoben zu werden. Ich wende mich daher nur an Diejenigen, die das Buch entweder schon gelesen haben oder es lesen werden.

Georg Ebers versetzt uns in die Mitte des 14. Jahrhunderts vor Christi Geburt; seine Helden sind Zeitgenossen des Moses. Damals herrschte über Aegypten der starke und große König Ramses II., der zur Zeit, als die Handlung beginnt, von der Hauptstadt Theben entfernt im Norden des Reiches Krieg gegen die Cheta führt. Zum Statthalter hat er seinen Verwandten, Ani, eingesetzt, einen Mann, der nicht gerade bedeutend aber auch nicht unbedeutend ist, ohne rechte Initiative und Energie, aber nicht ohne Ehrgeiz und jene Schlauheit, die man bei Leuten, welche sonst keine rechten Gaben besitzen, so häufig findet. Ani, den die Franzosen einen „faux bonhomme“ nennen würden, strebt nach der Hand der Pharaonentochter Bent-Anat, eines bildschönen und edlen Mädchens, und als ihm diese Hand versagt wird, strebt er noch höher: nach der Krone.

Seine Feindschaft gegen Ramses, den Vater der Bent-Anat, findet mächtige Bundesgenossen in der Priesterschaft des gewal-

*) Stuttgart und Leipzig 1877, Eduard Hallberger. Vierte Auflage.

tigen Setihauses und namentlich in dessen oberstem Leiter, dem Oberpriester Ameni, einem klugen und thatkräftigen Manne, der mit rücksichtslosem Eifer die Interessen der geistlichen Kaste vertritt und deren Macht unausgesetzt zu befestigen und gegen jeden Eingriff von Seiten des Staates zu sichern bestrebt ist. Der Pharao Ramses aber respectirt die Priester und ihre Satzungen gerade so weit, wie es ihm nothwendig erscheint; er läßt es an der gewünschten Unterwürfigkeit gänzlich mangeln; er nimmt die Soldaten, die er für den Krieg braucht, wo er sie findet, selbst unter den Hörigen der Geistlichkeit. Ramses ist den Priestern daher verhaßt. Sein Sturz und seine Ablösung durch den schwächlicheren und zu gängelnden Statthalter Ani würde den Interessen der Geistlichkeit wesentlich zugute kommen, und deshalb macht sich der Oberpriester Ameni zum Bundesgenossen der Verschwörung Anis und versucht es zunächst, Ramses und seine Familie bei dem Volke zu discreditiren.

Dazu bietet sich ihm die Gelegenheit. Der Oberpriester Ameni kommt in die glückliche Lage, die daheim gebliebenen Kinder des Pharao, die Prinzessin Bent-Anat und den Prinzen Rameri zu demüthigen, und er thut es.

Die Prinzessin hat nämlich das Unglück gehabt, bei einem übermüthig tollen Wettraben durch die Straßen von Theben ein junges Mädchen mit ihrem Wagen zu überfahren. Die Schwerverwundete ist Uarda, die liebliche Tochter eines rohen, aber kreuzbraven Kriegsmannes, des rothbärtigen Kaschta und seiner weißen Frau, einer stummen Kriegsgefangenen, die sich Kaschta, der von dem seelenvollen Blicke der Unglücklichen tief getroffen worden ist, einst ersteigert hat. Uarda lebt wie eine Waise bei ihrem Großvater, denn ihr Vater muß dem Kriegshandwerk nachgehen, und ihre weiße stumme Mutter ist todt. Pinem heißt der Großvater und er ist Leichenöffner (Paraschit). Dies traurige Gewerbe, das sich ebenso, wie das der Henker bei uns, wie eine ewige Krankheit vom Vater auf den Sohn vererbt, gilt den Aegyptern als verrufen, als unrein, und Niemand kann die Hütte, in der der arme Pinem mit Uarda haust, betreten, ohne sich mit Unreinheit zu behaften. Die Königstochter wird aber durch das Mitgefühl für die von ihr schwer Beschädigte in die verruchte Behausung getrieben; sie verliert daher ihre Reinheit, und nur durch den Machtspruch der Priester kann sie dieselbe wiedererlangen.

Bittend naht sie dem Setihause. Der junge Geweihte, der sie auf der Schwelle empfängt, und dem sie das Vorgefallene berichtet, macht nicht sonderliche Umstände und zeigt sich ohne Weiteres bereit, ihrer Bitte Gehör zu geben. Es ist Pentaur, der „Dichter des Setihauses", wie er genannt wird, der begabteste und zukunftsreichste Geistliche der ungeheuren Anstalt, eine hohe, schlanke, kräftige Mannesgestalt, ein Held und Poet, den der Oberpriester zu hohen Dingen ausersehen hat.

Diesmal aber zürnt ihm Ameni, daß er der Pharaonentochter die Sühne wegen ihres Verstoßes gegen die Satzungen zu leicht gemacht habe. Er desavouirt seinen Untergebenen; und dies ist der Beginn eines ernsthaften Zerwürfnisses, das sich zwischen Ameni und Pentaur in Folge einer Reihe von weiteren Thatsachen, die der Oberpriester mißbilligt, immer schärfer herausbildet, das Pentaur schließlich aus dem Setihause entfernt und ihm eine Strafversetzung nach einer Filiale erwirkt.

Nun hat sich aber Pentaur durch seine Begabung, seinen Edelsinn und die Freiheit seines Geistes die innigste Liebe der ihm anvertrauten Zöglinge erworben, und diese — an ihrer Spitze der junge Prinz Rameri — ergreifen mit jugendlicher Leidenschaft für ihren Lehrer Partei, werden aufsässig, machen einen Schülerkrawall, der natürlich erstickt wird, und als dessen Opfer Rameri fällt. Der junge Prinz wird relegirt.

Wegen seines ungebührlichen Betragens wird er wie seine Schwester wegen ihrer Unreinheit von der großen Procession am Feste zu Ehren des höchsten Gottes Amon, das in Theben mit feierlichen Aufzügen und allem ersinnlichen Pomp gefeiert wird, ausgeschlossen.

Somit hat Ameni erreicht, was er gewollt. Er hat den Pharao Ramses in seinen beiden Kindern, in Bent-Anat und Rameri tief gedemüthigt. Noch eine Zufälligkeit soll seinen Plänen in förderſamster Weise zu Statten kommen. Es ereignet sich ein Wunder, welches das Ansehen des Statthalters Ani gewaltig hebt und das des Königs Ramses tief herabdrückt.

Ja, es geschieht ein Wunder, ohne Schwindel der Priester, ohne Anstiftung und Betrug, ein rechtschaffenes, wohlconditionirtes Wunder. Die Wallfahrer nach Lourdes und Marpingen sollten doch nicht versäumen, diese köstlichen Seiten, die geradezu meisterhaft sind, mit jener andachtsvollen Stimmung, die ihnen besonders eigen, zu lesen. Eine feinere Satire auf die Nutzbarmachung von Zufälligkeiten zur Förderung des Aberglaubens, auf die frevelhafte Verdummung des Volkes durch Vorspiegelung des angeblich Uebernatürlichen, auf das Gaukelspiel, das zur Schande unserer Zeit heute noch von Betrogenen und Betrügern aufgeführt wird, ist seit Gottfried Kellers „Sieben Legenden" sicherlich nicht geschrieben worden. Das ist heilsame und geschmackvolle Ironie, das ist so fein ersonnen wie fein ausgeführt.

Das Wunder, das sich in dem alten Aegypten zuträgt, ist folgendes: Der heilige Amon-Widder des Königs Ramses ist crepirt. Das bedeutet natürlich Unglück für den König. Gleichzeitig stirbt im guten Glauben der Väter ein nichtssagender, wohlbeleibter Priester, Rui, der Vorsteher des Hatasuhauses. Die Leichenbeschauer finden nun unter den vom Leichenöffner ausgeschnittenen Theilen des Rui ein Widderherz. Ani, der Statthalter, stammt aber von Hatasu; die Priester deduciren nun ganz folgerichtig: das Herz des heiligen Widders hat seine nicht genügend heilige Hülle verlassen und sich die reine Hülle des verstorbenen Hatasupriesters ausgesucht; das ist ein Wunder, und noch dazu ein sehr angenehmes, ein opportunes Wunder, da es die Gottbegnadigung des Hatasunachkommen, Ani, und seine Bevorzugung vor dem Pharao Ramses von Seiten der Götter unzweifelhaft feststellt. Das Wunder konnte also dem Oberpriester Ameni, der Ani begünstigt und Ramses stürzen will, gar nicht gelegener kommen, wie denn überhaupt die Wunder den Beruf haben, sich immer zur rechten Zeit einzustellen.

Wie steht es nun in Wahrheit mit der Geschichte?

So: Der Priester und Arzt Nebsecht, ein ganz ruchloser Naturforscher, den der Glaube durchaus nicht selig macht, ein krasser Materialist, der kühlste Kopf in ganz Theben, dabei ein herrlicher Charakter, studirt schon lange die Frage über den Sitz des Intellects und der Seele. Im Geheimen hat er schon so und so viele Thiere aufgeschnitten; aber die Vivisectionen haben ihn in dieser Beziehung nichts gelehrt. Wie der Gedankenmaler nach einer großen Wand, so lechzt unser wissensdurstiger Naturforscher nach dem Besitze eines menschlichen Herzens, das er zerschneiden könne; aber das ist in Aegypten nicht zu bekommen, da die Religion, welche das Herz als den Sitz der Seele betrachtet, diesen interessanten Muskel zu wissenschaftlichen Experimenten durchaus nicht herzugeben gewillt ist. Nun hat Nebsecht aber Uarda während ihrer Krankheit gepflegt, er hat sie geheilt, und der überglückliche Großvater verspricht ihm zum Dank was immer der Arzt verlangen mag, und Nebsecht fordert als Lohn das Herz eines Verstorbenen. Der brave Pinem kann trotz aller Gewissensbisse dem Retter seiner geliebten Enkelin nichts abschlagen, und mit schwerem Herzen verspricht er dem Arzt, ihm ein Herz zu verschaffen. Nebsecht kauft also einen Hammel, der geschlachtet und, nachdem diesem das Herz sorgsam ausgenommen, von Pinem und dessen Sohne Kaschta verzehrt wird; und dieses Hammelherz wird von Pinem, der Ruis Leiche zu öffnen hat, eingeschmuggelt, Ruis Herz aber dem Wissenschafter zugestellt. So werden Wunder gemacht, auf ganz natürliche Weise, und ohne, daß man zu der peinlichen Schlußfolgerung genöthigt wäre, daß die, welche es verkünden und glauben, gleich des activen Schwindels und Betruges zu zeihen seien; sie brauchen eben zunächst nur, wie in diesem Falle, Beschwindelte und Betrogene zu sein.

Aber die kühne Ironie von Georg Ebers bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Als Ameni, der Oberpriester, das hohe Wunder feierlich verkündet hat, erfährt er zu seinem aufrichtigen Entsetzen die Wahrheit, den ganz nüchternen und natür-

lichen Zusammenhang der Dinge. Was nun thun? Es widerrufen? Das hieße die Würde des gesammten geistlichen Standes gefährden und das Vertrauen des Volkes zur Unfehlbarkeit erschüttern. Nein, Ameni weiß genau, was er als treuer Priester dem Ansehen und den Interessen seiner Kaste schuldet. Das Wunder ist verkündet, es ist ein gutes, ein wirksames, ein nützliches Wunder, es stärkt den Freund und schädigt den Feind der Priester. Nun, so mag in Isis und Osiris Namen das Wunder zu Recht bestehen bleiben; die unangenehmen und begreiflichen Factoren desselben werden ja mit der Zeit vergessen werden, das Wunder aber bleibt.

Und so wird denn richtig das Hammelherz mit allen Ceremonien, die ein anständiges Wunder beanspruchen darf, unter frommen Gesängen, gefolgt von den Priestern in vollem Ornate, durch die Straßen getragen, dieweil die gläubige Menge sich vor dieser offenbarlichen Kundgebung des Gottes Amon zu Gunsten seines Lieblings Ani in den Staub wirft.

Aber Einige glauben doch nicht: Nebsecht der Arzt, Pentaur, sein Freund, der das Geheimniß kennt, der es selbst dem Oberpriester Ameni mitgetheilt hat und nun zu seinem tiefen Schmerze sehen muß, wie Ameni, der von ihm hochverehrte Mann, nichts wissen will, und endlich Pinem, der Leichenöffner.

Als die Procession mit diesem, den Dreien wohlbekannten Herzen an Pinems Hütte vorüberzieht, überkommt den Paraschiten die Reue mit wahnsinniger Gewalt. Er stürzt dem Zug entgegen und will die Wahrheit in alle Welt hinausbrüllen; die Gläubigen aber überfallen den Besessenen und schlagen den, „der was davon erkannt und thöricht genug sein volles Herz nicht wahrte," auch diesmal mit frommer Inbrunst und mit Knütteln todt. Auch Uardas Leben wird durch den Ueberfall der Wüthenden gefährdet. Das arme Kind wird gerettet durch Pentaur, der mit wuchtigen Schlägen mehrere der Angreifer niederstreckt und selbst sein Leben auf's Spiel setzt, sein Leben sogar verlieren würde, wenn nicht die Tochter des Königs, Bent-Anat, die, da sie dem Feste officiell nicht beiwohnen darf, von Neugier getrieben in einer Verkleidung sich unter das Volk begeben hat, sich als die Tochter des Pharaonen zu erkennen gäbe und der Wuth Einhalt geböte.

Pentaur wird für alle Vergehen, die Ameni an ihm zu strafen hat, — und das schlimmste dieser Vergehen ist wohl, daß er weiß, wie es um das Wunder bestellt ist; ein geringeres, daß er bei der Vertheidigung der Uarda einige Leute todtgeschlagen hat — in die Verbannung geschickt; Bent-Anat aber wegen Nichtbeachtung des ihr von Ameni auferlegten Verbotes am Amonfeste theilzunehmen und zur Wiedererlangung ihrer Reinheit eine beschwerliche Wallfahrt auferlegt. Uarda folgt ihr.

Indessen wird die Verschwörung Anis gegen Ramses in Theben genährt und geschürt. Es findet sich auch ein haßerfüllter unerschrockener Verräther, der feiste Paaker, eine meisterlich durchgeführte Figur, die in gewissen Zügen an den Suffeten Narr' Havas in der „Salammbô" erinnert. Paaker, ein hoher Diener des Ramses, lockt den König in einen Hinterhalt, und nur der übermenschlichen Tapferkeit des Pharao und seiner Getreusten, unter denen sich auch Pentaur befindet, gelingt es, den schändlichen Plan zunichte zu machen, und ein entscheidender Sieg reibt die Cheta auf.

Anis Verschwörung ist also verpufft. Zum Glück kann der König die eigentlichen Urheber nicht kennen, und seine vertrauensvolle Natur würde an einen Treubruch des Statthalters gar nicht glauben. Ani heuchelt also völlige Unbefangenheit und rüstet zum Empfange des heimkehrenden Siegers ein großes Fest. Ein mächtiger Festbau wird von ihm errichtet, um den König an der Grenze seines Reichs aufzunehmen, und Ani selbst zieht ihm entgegen; das, was ihm durch Paakers Verrath nicht gelungen, will er nun selbst in die Hand nehmen. Mit Hülfe einiger ihm ganz ergebenen Creaturen läßt er den Festbau, in welchem der König und alle seine Angehörigen und Freunde die erste Nacht auf heimatlichem Boden zubringen, mit Zündstoff füllen und an allen Ecken anstecken. Aber auch dieser entsetzliche Streich schlägt fehl; Ramses, die Prinzen, Bent-Anat und Uarda, mit einem Worte: die Guten werden gerettet, der Verräther Ani aber und seine Schuldgenossen: die Schlechten gehen zu Grunde.

Unter den Opfern des Verbrechens befinden sich leider auch einige Gute; so der brave Kriegsmann Kaschta, Uardas Vater, und der prächtige Arzt Nebsecht, der an den Brandwunden stirbt, freilich ohne Glauben, aber in reinster innerer Befriedigung, der im letzten Augenblicke noch über die Probleme seines ganzen studienreichen Lebens grübelt und die Zuversicht auf ein Fortleben im Jenseits aus der ganz materialistischen Auffassung schöpft, daß die sparsame Natur nichts verkommen lasse.

„Ich war ja Etwas und aus Etwas kann niemals Nichts werden. Sparsam und haushälterisch ist die Natur und auch das Kleinste benützt sie. Auch mich wird sie aufbrauchen nach Bedarf — ... Mein Kopf! — Sobald es hier oben drückt, ist es aus mit dem Denken! Könnt' ich nur ergründen — ergründen ...."

Die letzten Worte hauchten seine Lippen leise und leiser, sein Athem stockte und wenige Minuten später schloß ihm Pentaur, tief ergriffen, die Augen zu.

Bei diesem Berichte habe ich die eigentlichen Triebfedern der Romanhandlung, die Liebesgeschichten zwischen Bent-Anat und Pentaur, zwischen Uarda und dem Prinzen Rameri gar nicht erwähnt; diese sind eben mit einer solchen reizenden Innigkeit und poetischen Empfindung geschildert, daß sie sich nicht nacherzählen lassen. Ich habe eine der wichtigsten Figuren, die immer im Mittelpunkte der Handlung steht, den feisten Paaker, nur obenhin genannt und andere nicht minder wichtige ganz bei Seite lassen müssen, unter diesen gerade einige der interessantesten, wie die Hexe Hekt, die dereinst, als sie noch die schöne Sängerin Beki war, von Assa, als dessen Enkel Paaker betrachtet wird, geliebt und später von ihm verschmäht ward, die schreckliche Rache genommen, und seinen Nachkommen und Enkel, Pentaur, mit dem gemeinen Sohne eines Gärtners, mit Paaker vertauscht hat; ferner den Sohn der alten Hekt, den klugen, boshaften und rachsüchtigen Zwerg Nemu, der die ganze Verschwörung zusammenschweißt; Nefert, das holde vertrauende Weib, die Freundin der Pharaonentochter und ihren geliebten Gatten Mena; Katuti, ihre Mutter, die leichtsinnige und hochmüthige, verarmte, verbummelte und verschwenderische Aristokratin, die durch Prunksucht und übertriebenen Aufwand zur Verbrecherin wird; ferner die verschiedenen Priestertypen des Setihauses, wie den fidelen Zechcumpan Gagabu und den zelotischen Horoskopen Septah; aber es ist ja, wie gesagt, nicht mein Ehrgeiz, nicht einmal meine Absicht gewesen, einen irgendwie geordneten und auf Vollständigkeit Anspruch machenden Bericht über den Inhalt dieses prächtigen Romans zu geben.

„Uarda" verdient als Kunstwerk hohes Lob. Ebers hat sich nicht verhehlt, daß er mit einem spröden und der Menge schwer zugänglichen Material arbeite, und hat daher auf die Uebersichtlichkeit in der Anordnung die äußerste Sorgfalt verwandt. Es ist ihm das Schwierige gelungen, den Leser, der von dem alten Aegypten so gut wie gar nichts weiß, mit den Verhältnissen vertraut zu machen, und ohne dessen Gehirn zu sehr zu belasten, ohne ihn mit den fremdklingenden Namen zu verwirren, langsam und kaum merklich in die Handlung einzuführen. Ebers ist daher sehr sparsam mit dem Personal gewesen. Er hat uns nicht zugemuthet, auf einmal eine ganze Reihe von neuen Bekanntschaften zu machen, sondern immer erst nachdem wir die eine Persönlichkeit kennen gelernt haben, eine neue vorgeschoben; er hat überdies eine jede Persönlichkeit gleich von Anfang an so scharf charakterisirt und individualisirt, daß wir sie, wenn wir ihr auch erst viel später wieder begegnen, auf der Stelle wiedererkennen, selbst wenn Ebers nicht die Vorsicht gebrauchte, zur Bequemlichkeit und zum schnelleren Verständniß des Lesers immer wieder auf die erste Begegnung, auf die Umstände, unter denen wir sie kennen gelernt haben, und durch die Bezeichnung ihres Amtes oder ihrer Stellung uns leichtlich zu vergegenwärtigen. Die seltsamen Namen stören uns also durchaus nicht, denn wir haben immer lebendige Menschen im Sinn; wo irgend der Name entbehrt werden konnte, hat Ebers ihn fort-

gelassen, um eben den Kopf des Lesers nicht mit überflüssigem Zeug voll zu stopfen und ihm den Genuß an der Dichtung nicht zu erschweren. „Uarda“ ist also keine schwere Lecture, wie man wohl nach dem Titel erwarten dürfte; es besitzt sogar eine Eigenschaft, auf die man von vornherein gar keinen Anspruch macht, — eine jetzt vielfach als gleichgültig und werthlos bezeichnete, aber nicht ganz unangenehme Eigenschaft: es ist unterhaltend.

Vieles Seltsame und Ungewöhnliche finden wir in dem Buche; aber kaum etwas Befremdendes und nichts Unbegreifliches. Es sind allgemein menschliche Vorgänge, die menschlich empfunden und dargestellt sind. Die Gelehrsamkeit unserer Zeit scheint eben auf ein Ziel hinzuarbeiten: auf den Beweis, daß das Reinmenschliche zu allen Zeiten unwandelbar dasselbe gewesen und unwandelbar geblieben ist. Nur das Aeußerliche und Unerhebliche, das Nebensächliche, mit einem Worte: die Mode hat sich geändert; andere Bräuche, andere Trachten, aber Stetigkeit und Unveränderlichkeit des Wesens. Wie hat Mommsen z. B. all' den conventionellen Ausputz und Flitterkram, den wir mit dem Begriff des Römerthums instinctiv zu verbinden pflegten, unbarmherzig vernichtet und dessen Lügenhaftigkeit nachgewiesen. Gerade so auch Ebers, der auf den schwierigen Pfaden einer der unzugänglichsten Wissenschaften zu demselben Ziele kommt. Der tausendmal citirte Vers, daß die Zeiten und die Menschen sich ändern, ist eben nur der Ausspruch der Gedankenträgheit oder der Gedankenlosigkeit. Je kecker und unbefangener wir auf den Gebieten vordringen, die wir mit abergläubischer Scheu bisher ängstlich gemieden haben, und die wir, weil wir sie eben nicht kannten, als abenteuerlich und nicht geheuer betrachteten, desto nüchterner stellen sie sich uns dar, desto mehr häufen sich die Analogien mit Verhältnissen, die wir ganz genau kennen, weil sie eben die unsrigen sind. An den Hexenspuk in der Walpurgisnacht glauben blos die, welche den gemüthlichen Harz nicht kennen; wer auf dem Brocken gewesen ist, zeichnet keine drei Kreuze mehr auf seine Schwelle in der Nacht des ersten Mai. Die ganz moderne Sprache im Roman von Georg Ebers, die ganz modernen Anschauungen und Empfindungen — alles das ist keineswegs als eine poetische Licenz, als Anachronismus zu betrachten, sondern es ist der Ausdruck der wissenschaftlichen Ueberzeugung; es ist das Ergebniß der gelehrten Forschung. Hat uns aber der Dichter mit auf uns seltsam wirkenden Dingen vertraut zu machen, so versteht er es mit der ganzen Kraft einer drastischen, farbensatten Schilderung das Ferne uns nahe zu bringen. „Uarda“ enthält eine ganze Reihe von solchen stofflich eigenthümlichen und in der Ausführung wunderbar gelungenen Bildern. Die Schilderung der Nekropolis von Theben, der Anfahrt der Prinzessin und ihre Freundin Nefert vor dem Setihause, der prächtige Zug der Pharaonentochter zu der Hütte des Leichenöffners Pinem, das große Amonsfest mit der Procession, die Schlacht bei Kadesch — alles das ist mit einer merkwürdigen Kraft und Anschaulichkeit geschildert. Wahre Musterstücke sind auch die Beschreibungen der Interieurs, wie der Hütte Pinems, des Palastes Paakers, der Zimmer der beiden jungen Weiber, der Nefert, die das Halbdunkle, Trauliche, der Bent-Anat, die nur Luft und Licht liebt. Aber nicht nur in der Schilderung der Staffage, der Figuren, der Architektur und der Landschaft zeigt sich Ebers als ein Schriftsteller von hervorragender Bedeutung; auch die Töne der Empfindungen weiß der Dichter voll und warm zu treffen. Wie rührend und warm ist, um nur einige Beispiele anzuführen, der Bericht Neferts über ihre Liebe zu Mena (I, 98). Welche Treuherzigkeit, welche schlichte Größe liegt in der Erzählung des rohen Kriegers Kaschta (II, 9—14), eine wahre Perle der Erzählungskunst; wie duftig und zart ist das verliebte Gespräch zwischen Bent-Anat und ihrer Freundin Nefert auf dem Altan (II, 84), als die Prinzessin der liebenden Freundin zum ersten Mal ein Geständniß über ihre Empfindungen für Pentaur macht; wie schön und ergreifend ist die hehre Dankesstimmung Pentaurs nach seiner Befreiung geschildert (III, 74), das erhabene wunderbare Gefühl, das ihn zur Erkenntniß des Einen Gottes führt!

Unendlich klein erschienen ihm die Götter, die er so oft vor dem Volke mit begeisterten Worten gepriesen hatte, und die doch nur am Nil einen Sinn, eine Heimat, ein Herrschaftsgebiet besaßen.

„Zu euch,“ murmelte er, „bete ich nicht! Hier, wo ein Blick wie der eines Gottes die Ferne umfaßt, hier fühl' ich den Einen, hier ist er mir nah, hier ruf' ich ihn an, hier will ich ihm danken!“

Und nochmals erhob er die Arme und betete laut: „Du Einer, Du Einer, Du Einer!“

Er sagte nichts weiter, aber ein hohes Lied des Dankens und Rühmens erfüllte seine Brust, während er diese Worte sprach.

Auch für das Liebliche und Schalkhafte hat Ebers die rechte Empfindung, und er findet den rechten Ausdruck dafür. Als Uarda erfährt, daß sie aus königlichem Geblüte stammt, und ihrem Großvater, dem Danaerfürsten gegenübersteht, da ist ihre Freude namenlos; aber sie, die Aegypterin, kann sich mit ihrem hohen Verwandten, der der ägyptischen Sprache nicht mächtig ist, nicht verständigen, sie wird daher nicht müde, ihn und seine Tochter zu betrachten und ihre Hände zu fassen.

Dann wandte sie sich an den Dolmetscher und fragte: „Was heißt: ich bin sehr glücklich?“ Lächelnd sprach sie ihm nach und fragte dann weiter: „Wie sag' ich: Uarda will euch von Herzen lieben?“ Und auch das wiederholte sie und der verstümmelte Satz klang so innig, so tief empfunden, daß ihr Großvater sie an sein Herz zog.

Ebers ist ein wirklicher Dichter. Ich könnte aus „Uarda“ hundert Beweisstellen dafür anführen. Alle sprachlichen Bilder, die er gebraucht, sind originell, beredt und von richtiger Anschaulichkeit. Die Wehmuth nennt er die „holde Blume des Dornenstrauches der Schmerzen“; Kaschta denkt seines stummen Weibes, das „wie eine Palme die Wüste seines Lebens geschmückt hat“; „so einsam,“ klagt Nefert, die des fernen Gemahls gedenkt, „ist Niemand als die Frau, die getrennt von dem Gatten ihr Herz zersehnt“.

Ebers behandelt die Sprache mit Liebe und Sorgfalt; nur ganz zu Anfang, auf Seite 37 und 67 finden sich einige durch Häufung der Relativsätze unklar gewordene Stellen, sonst läßt sich dem Stile nur das Rühmlichste nachsagen. Aehnlich wie Gustav Freytag im ersten Bande der „Ahnen“ hat Ebers an einigen Stellen die Prosa rhythmisch belebt. Er gebraucht aber die Vorsicht, es vorher zu sagen (II, 175 u. ff.):

Ameni aber fuhr in steigender Wärme und in jener rhythmischen Sprachweise, mit der er, wenn er aus dem Allerheiligsten kam, die Befehle der Gottheit wiederzugeben pflegte, zu reden fort.

Amenis lange Rede ist zum großen Theil in Versen abgefaßt. Man braucht nur einige Sätze aus dem in Prosaform gedruckten Texte herauszugreifen und ihnen die für Verse übliche typographische Form zu geben, um das sofort zu erkennen. Z. B.:

Dann hielt ich das Jetzt mit dem Früher zusammen.
Was waren die Priester? Wie sind sie geworden
Zu dem was sie sind? Was wäre Aegypten,
Wenn wir nicht gewesen?
Da blüht keine Kunst, kein Wissen, kein Können,
Das wir nicht ersonnen, gebildet, geübt.
Wir krönten die Fürsten, wir nannten sie Götter
Und lehrten das Volk, sie als solche zu ehren.

Ferner, wenn er von den Juden spricht:

Sie lieben das Wandern und nennen uns „Pflüger“
Und spotten der weisen, gemessenen Ordnung,
In der wir, den schwarzen Boden bestellend,
In redlicher Arbeit des Geistes und Leibes
Dem langen Tode entgegenleben.
Sie schweifen umher auf Beutezügen
Und stellen das Meerschiff auf salzige Fluthen
Und kennen kein liebes gefestigtes Heim.

Und zum Schluß sagt Ameni von Ramses:

Er hört keine Lehre, er schädigt Aegypten,
Drum sag' ich: herunter mit ihm von dem Thron!

Da ich vom Formalen rede, möchte ich auch eine Ausstellung machen, zu der ich mich schon früher bei Besprechung von Romanen veranlaßt gesehen habe: ich meine das Eingreifen der Person des Erzählers in die epische Dichtung. Mich stört es jedesmal, wenn in einem ganz objectiv gehaltenen Werke auf einmal die Person des Verfassers sich bemerkbar macht; wenn es z. B. heißt: „An einem Sommerabende des Jahres 1352 an dem wir den Leser ersuchen die Todtenstadt von Theben mit uns zu betreten", oder „der hohe Klopfer, welchen wir bereits kennen". Diese Eigenthümlichkeit kommt bei Ebers sehr oft vor (Seite 8, 13, 67, 71, 182, 206, 219 ꝛc.). Mich bringt es aus der Stimmung, wenn ich genöthigt werde, mir durch das Hervortreten der Person des Erzählers klar zu machen, daß ich einen Roman lese, den mir ein Dritter erzählt, während ich mich gern der Täuschung hingebe, daß ich das Alles miterlebe.

Auch in der Erfindung habe ich Einiges zu rügen, das mir, um es frei herauszusagen, banal erscheint, und das dem edlen Wesen dieses Kunstwerkes nach meinem Geschmacke hätte fern bleiben sollen. Ich meine namentlich die ceremonienmeisterliche Fürsorge des Dichters für seine beiden Lieblinge Uarda und Pentaur, die er im Interesse einer standesgemäßen Verehelichung durchaus zu Aristokraten höchster Art hat machen wollen. Die Kindervertauschungsgeschichte, die durch die Hexe in Scene gesetzt wird, erscheint mir doch gar zu wohlfeil; ich habe immer Angst, daß die alte Hekt, die noch dazu Sängerin gewesen ist, an die Rampe tritt und uns den schönen Walzer der Azucena aus dem „Troubadour" vorsingt.

Auch die Einführung einer historisch gewaltigen Persönlichkeit in die mehr oder minder frei erfundene Dichtung, die nur einmal episodenhaft in die Handlung eingreift, möchte ich als eine Concession an die gewöhnlichen Erwartungen bezeichnen. So führt uns Flaubert in „Salammbô" auf einen flüchtigen Augenblick den jungen Hannibal vor, so Gustav Freytag in „Markus König" zum Schluß den Reformator Luther, so auch Ebers in „Uarda" Moses.

„Uarda" ist das Werk eines freien, die Wahrheit liebenden Geistes, eines sympathischen Dichters; über die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes steht mir ein Urtheil natürlich nicht zu.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

II.

Im letzten sogenannten grünen Saal, dem Bilde Emile Wauters gegenüber, sehen wir eine große Leinwand von Norbert Schroedl: „Sabinerinnen im Bade überrascht". Wenn uns auch gerade nicht genau bekannt ist, ob der altberühmte Raub der Sabinerinnen in einem Seebade vor sich gegangen, so ist das eine Freiheit der Erfindung, die einem Künstler, der einen Vorwurf zur Entfaltung des Nackten auf einem von ihm gewählten Hintergrunde sucht, vollkommen erlaubt sein dürfte. Obschon nun manches sehr Schöne, fleißig Durchmodellirte und fleischig Vorgetragene in den durcheinander wirbelnden Gruppen anzuerkennen ist, so scheint es doch im Ganzen als wenn der Künstler sich an eine Aufgabe herangemacht, die er nur mühevoll und nicht ganz zu bewältigen im Stande gewesen; ja, wenn man genauer hinsieht, so ist man nicht ganz klar darüber, ob es sich hier um den Raub der Weiber oder um die Draperiefetzen handelt. Diese sind an manchen Stellen ganz reizvoll tractirt, aber man frägt sich unwillkürlich, welchen Gewandstücken diese äußerst beliebig placirten Chiffons angehört haben mögen. Uns scheint, daß auch hier die Klarheit und die Ueberlegung, die bei der Anlage einer so umfangreichen Arbeit unerläßlich sind, nicht ganz zu der Höhe der Aufgabe hinangereicht haben. — Schroedls Allegorie „Fortuna" ist ein rein decoratives Gebilde, an welches wir weit entfernt sind denselben Maßstab anlegen zu wollen, das uns aber in seiner Körperlosigkeit ebensowenig befriedigt, umsoweniger als wir gewohnt sind, ähnliche Gegenstände von derselben Hand mit entschiedener Meisterschaft behandelt zu sehen. Dagegen können wir uns nicht versagen, demselben Künstler unsere volle und aufrichtige Anerkennung auszusprechen für die in dem Porträt der Frau H. in Rom enthaltene Leistung, die uns in Anlage und Detailanordnung, Psyche und Durchbildung im hohem Grade anmuthet und in uns den Wunsch rege macht, noch recht oft Aehnliches von demselben Geiste Beseeltes von seiner Hand zu sehen.

Hugo Louis mit seinem Bilde „Lucretia" zeigt uns ein schönes Talent in einer dramatisch lebendig gedachten, düster und grau gestimmten Composition, die von einem gewissen Ernste beseelt und für den dargestellten folgewichtigen Vorgang interessirt. Nur die unterhalb der Kniee abgeschnittenen Figuren rechts im Vordergrund hätten vermieden werden können und wirken absolut unschön.

Eine Composition August von Heydens: „Oedipus und die Sphynx", zeigt uns diesen Künstler nicht in demselben liebenswürdigen Wesen wie sein uns sehr sympathisches Porträt einer Dame und sein „Taufgang aus dem 15. Jahrhundert".

Nun sind wir bei dem Kolossalbilde Anton von Werners (Proclamirung des Kaiserreichs) angekommen, und wenn auch dieses meisterhaft und vollendet durchgeführte Werk schon bei Gelegenheit der Ausstellung desselben in der Königl. Akademie der Künste vielfach besprochen worden ist, können wir doch nicht umhin noch einmal darauf zurückzukommen und den Beschauer auf die gewaltigen Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die der geniale Künstler bei der Lösung seiner enormen und tausendgliederigen Aufgabe zu überwinden gehabt hat. Hier war Alles gegeben, die Räumlichkeit, die durch die Spiegelwand die Sache nicht gerade vereinfacht hat, der Standpunkt der einzelnen Persönlichkeiten, der Umstand, daß circa 140 Porträts nach der Natur oder doch nach vorher gefertigten Studien anzubringen waren, die Genauigkeit in der Adjustirung so vieler Figuren bis auf den letzten Knopf und die kleinste Schnalle, die correcte Wiedergabe der Orden und Ehrenzeichen, die jeder Einzelne bei dieser Gelegenheit getragen, endlich die Fahnen mit all ihren zahllosen Bändern, deren jedes treu wiederzugeben war, das sind Alles Dinge, die eine große Summe von Zeit und Arbeit gekostet haben, und bei allen diesen, eine solche Riesenarbeit so sehr erschwerenden Detailsorgen, ein künstlerisches Resultat ersten Ranges, wie es künstlerischer, lebendiger und wahrer nicht erreicht werden konnte. Das Bild ist gewiß ein hochbedeutendes Werk nicht nur für unsere Zeit, sondern für alle Zeiten, denen es ein historisches Denkmal sein wird als Darstellung jenes erhabenen Momentes der Wiedervereinigung deutscher Stämme unter einem Haupte, wie auch als treues Abbild der militärischen Tracht unserer Tage, der Tage, in welchen der Schlußstein zu einer Glanzepoche unserer vaterländischen Geschichte gelegt wurde. — Sieben Skizzen zu den Wandmalereien des Rathhaussaales in Saarbrücken, aus Darstellungen des Kriegsjahres 1870, einer Allegorie und den Porträtfiguren des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, des Feldmarschalls Grafen v. Moltke und des Fürsten Bismarck bestehend, sind als Entwürfe zu betrachten und werden in der Ausführung erst zu voller Durchbildung gelangen.

In der Bildnißmalerei drängt sich dem aufmerksamen Beobachter zunächst auf, daß diese in zwei ganz entschieden getrennte Kategorien einzutheilen ist, in die hof- und salonfähige und in die hausbackene oder bürgerliche Porträtmalerei. Zu der Ersteren scheinen diesmal nur Wenige sich berufen gefühlt zu haben, wie v. Angeli, G. Richter, Biermann, Norbert Schroedl, Spangenberg, A. v. Heyden, Bülow, Graef und Crola. Die Letztere ist durch mehr oder minder ausgezeichnete Leistungen von Griepenkerl, Wahrendorff, P. Meyerheim, E. Hildebrand, Dielitz, Hübner, Grün, Kraus, Horn, O. Heyden, Leon Pohle, Kolitz, Paulsen, Plockhorst, Roegels, Brengenzer Sohn jun., Adele Tobias, Treidler, Tepper, A. Begas, G. Feckert, O. Begas, Schrader und Treuenfels vertreten.

Da sind zunächst drei Bilder v. Angelis, dieses Hofmalers par excellence. Das Bild des Prinzen Friedrich Karl zeichnet sich durch eine im Allgemeinen vornehme und äußerst harmonische und sympathische Farbengebung aus; es ist kühl grau gestimmt und abgesehen davon, daß der Kopf ein ganz klein wenig nebensächlich behandelt ist, sind die Details von einer besonders feinen und charakteristischen Durchführung bis auf das kleinste Lichtchen, bis auf den kleinsten Reflex auf den Orden,

Schnüren und den hundert anderen Bestandtheilen der Uniform. Der leicht bräunliche Ton der Architektur und des steinernen Tisches mit der tiefgrauen Abtonung des Hintergrundes zu der positiveren Färbung des Attila und des Dollmann sind sehr fein abgewogen und in vorzüglicher Weise zu einem ruhig und aristokratisch impressionirenden Ganzen vorgetragen. Und doch wie ganz anders hätte es Lenbach verstanden, die innerste Seele in den Kopf zu legen, alles Andere unterzuordnen und den Beschauer lediglich durch die Psyche zu packen; hoffähig allerdings wäre dann das Bild nicht gewesen, ebensowenig wie das Bild des Kaisers von jenem genialen Seelenmaler es war, das wir auf der Ausstellung von 1874 zu bewundern Gelegenheit hatten. Das Bildniß einer älteren Dame von Angeli behagt uns mit Ausnahme einiger kleinen Härten des Kopfes in der übrigen Behandlung desselben, wie der vorzüglich gezeichneten und gemalten Hände, in hohem Grade, ebenso das energisch aufgefaßte und zur Darstellung gebrachte männliche Brustbild.

Gustav Richters „Kaiser Wilhelm" in der Uniform der Breslauer Kürassiere können wir einen succès d'estime gewiß garantiren, da das Bild malerisch vorzügliche Eigenschaften aufweist; besonders schön im Ton ist der Hintergrund (nicht gerade das Unwichtigste und Leichteste bei der Porträtdarstellung) mit warm getönter Traillenbrüstung der Treppe. Wir verhehlen uns keinen Augenblick die Schwierigkeiten, welche so positive Unerläßlichkeiten der Uniformmalerei mit sich bringen und können dem hochverdienten Künstler nur wünschen, in freieren Vorwürfen die ganze Meisterschaft seiner Palette entfalten zu dürfen, als es hier möglich gewesen.

Von Biermanns „Feldmarschall Wrangel" ließe sich beinahe dasselbe sagen; hier ist es die Pose, die ein wenig theatralisch und conventionell wirkt und dem Künstler die malerische und künstlerische Wirkung geschmälert hat.

Ueber Schroedls Porträt der Frau H. in Rom haben wir uns bereits ausgelassen und es bleibt uns nur noch übrig Paul Bülow mit dem Bildniß Sr. Majestät des Kaisers und einem männlichen Porträt in Lebensgröße, wovon das letztere insbesondere eine schätzenswerthe und künstlerische Leistung genannt werden muß, A. von Heyden, Graef und Crola anzuführen.

Zu der zweiten Abtheilung, der von uns als bürgerliche Porträtmalerei bezeichneten, ist so zahlreich beigesteuert worden, daß wir uns darauf beschränken müssen, nur das Bessere, Eigenartige und Anregende zu erwähnen; eine eingehendere Besprechung würde uns hier zu weit führen und den Raum, der uns zugestanden worden, überschreiten. Da ist ein treffliches Porträt Rud. Alts von Griepenkerl, drei Bilder von Wahrendorff, lebendig und frisch in der Auffassung und wacker gemalt, ferner Ernst Hildebrand mit einem trefflichen weiblichen Porträt (Kniestück), des Künstlers Gattin, Roegels in Barmen, der uns ein anmuthig angeordnetes Bild der Frau von Asten, Tochter G. Kinkels (ebenfalls Kniestück) vorführt, Leon Pohle mit dem Bildniß einer alten Dame. K. Dielitz, dessen energisch concipirtes und mit großer Wahrheit durchgeführtes Bild „Erwischt" von der letzten Ausstellung gewiß noch in der Erinnerung des Kunstfreundes geblieben, tritt uns heuer mit einer Kindergruppe entgegen, in welcher viel Treffliches in der Malerei sich kundgibt. Im Uebrigen bewahre der gnädige Himmel jeden rechtschaffenen Maler vor einer solchen Aufgabe. Hübner bringt uns ein äußerst ähnliches Porträt des rühmlichst bekannten Malers Julius Jacob und eine Familiengruppe in frappant naturalistischer und lebendiger Wiedergabe, Plockhorst ein vorzüglich ähnliches Porträt des verstorbenen Abgeordneten Stadtgerichtsrathes Lehfeldt und Paulsen das Bildniß einer jungen Dame (Kniestück). Ferner sind noch zu erwähnen Treuenfels, Otto Heyden, Knigge, Oscar Begas (Bildniß des Professors Gneist), Tepper mit einem energisch und tüchtig gemalten Porträt des bekannten Chemikers Dr. Scheibler; Adele Tobias, welche uns zwei ursprünglich und eigenartig dargestellte Brustbilder vorführt; Treidler mit einem Porträt einer Dame und last not least, und Julius Schrader, dessen ungemein fertig durchmodellirtes männliches Porträt einen außerordentlich plastischen Eindruck hervorbringt.

Paul Meyerheim stellt diesmal, neben vielen anderen seine Vielseitigkeit kundgebenden Werken, ein Bildniß seines Vaters, des Malers F. E. Meyerheim, in Lebensgröße aus. Der greise Künstler ist an seiner Staffelei sitzend und in Arbeit begriffen dargestellt, den Hintergrund bildet eine mit allerlei Atelierschmuck und Geräth gefüllte Wand. Die Durchführung ist eine überaus innige und liebevolle und technisch geradezu meisterhafte zu nennen. Das vornehmlich grau getönte Bild ist für die Stadt Danzig bestimmt, als Pendant zu einem farbenprächtigen Bilde Gustav Richters, Eduard Hildebrandt darstellend, und dürfte zu demselben einen gewiß ebenbürtigen Gegensatz bilden.

Karl Gussow, der Mann, welcher das Publicum in zwei große Hälften für ihn und gegen ihn getheilt hat, wird auch dieses Jahr den Anlaß zu harten Meinungsverschiedenheiten, zu heftigen Angriffen einerseits, zu übertriebener Vergötterung andererseits Ursache geben. Wir sind, gestehen wir es offen, mit seiner Richtung rücksichtslos realistischen Schalten und Waltens, mit seiner manchmal bis dicht an das Rohe streifenden Verherrlichung des Unschönen, ja oft mehr als das, des absolut Häßlichen, nur weil es wahr ist, nicht ganz einverstanden und werden uns nie dazu bekehren lassen, selbst wenn tausend Apostel erstünden, die da lehren würden, daß das Häßliche, gewissermaßen die Caricatur in der Natur, als malerisches Object dem Schönen, Edlen und Erhabenen vorzuziehen ist, nur weil es schlagender und charakteristischer auftritt. Wir haben Courbets Geschick in technischer Wiedergabe widerwärtiger Dinge wohl anstaunen können; mit seiner Denkart, mit seinem Cynismus, mit der Breite und Behaglichkeit seiner Darstellung des Gemeinen haben wir uns deshalb nie befreunden können. Aber bei Gussow steckt ganz etwas Anderes dahinter. Er kann, wenn er will und Lust hat, andere Dinge schaffen; das hat er bereits zu verschiedenen Malen bewiesen; wir erinnern hier nur an die vier Bilder, welche derselbe für Herrn Heckmann vor einigen Jahren gemalt hat, und manches Andere, was wir von ihm in Weimar gesehen haben, zeugt ebenfalls dafür. Er hat so viel gelernt und ist seiner Mittel, geistiger wie technischer, so Herr, daß wir, die wir zufällig Gelegenheit hatten, ihn als Künstler entstehen zu sehen und auf seinem Wege genau verfolgen zu können, überzeugt sind, daß diese eminente Kraft jeder Aufgabe gewachsen ist, sei dieselbe seinem jetzigen Schaffen noch so diametral entgegengesetzt, Alles aber frisch, gesund und ursprünglich anpacken wird. Doch die Zeit ist für ihn noch nicht gekommen, obgleich sie unausbleiblich kommen wird.

Was er jetzt will, ist vielmehr zu zeigen, was sich in der Malerei technisch erreichen läßt im Verfolg der Fußspuren der Natur, wie weit man die Täuschung des auf ebener Fläche dargestellten Runden treiben kann, es ist ein Kampf, den er aufgenommen hat mit der Halbheit, mit der Sentimentalität, mit der Formlosigkeit und der Conventionalität in der Kunst. Und diesen Kampf wird er siegreich bestehen und schon diese Ausstellung zeugt in Werken seiner Schüler für die Erfolge, die bereits errungen, die mit dazu beigetragen haben, der Ausstellung den Stempel kräftiger individueller Naturanschauung aufzudrücken. Eines Tages aber, wenn er seine Mission als hochbegabter, strenger Lehrer erfüllt, oder doch wenigstens in richtige, nicht mehr anzustreitende Bahnen geführt haben wird, werden wir ihm das, was er uns heute gewissermaßen als Experimente, als manchmal bis auf die Spitze getriebene Exempel vorführt, anwenden sehen auf Arbeiten ernstester Art auf allen Gebieten der figürlichen Malerei. Seinem Porträt einer alten Dame gebührt unstreitig die Palme auf dieser Ausstellung; es ist schon vielfach bei der Ausstellung desselben im Künstlerverein besprochen und als vorzügliche Leistung anerkannt worden. Das hart angefochtene gestickte Kissen gehört in die Reihe obenerwähnter Experimente und Exempel. Seine alte Frau, ein kleines Bild, ist gewiß ein an Plastik, Ausdruck und Behandlung der Farbe unübertreffliches Product des Studiums der Natur, ebenso das kleine, einen weiblichen Kopf mit Fruchtschale und dem unvermeidlichen orange Tuche darstellende Bildchen auf lichtgelbem Grunde. Aber geradezu packend tritt dem Beschauer der mit dunklem, wirrem Haar umrahmte Frauenkopf (mit der Bronzefigur in Händen), auf tiefsattem blauen Lufthintergrunde entgegen. Das ist Plastik in der Malerei, die bis an vollkommene Täuschung hinanreicht. Das ist eine Energie in der Färbung und dabei eine Durchbildung der kleinsten Formen der ganzen Scala sorgfältigster Modellirung durch Licht und Schatten, wie man sie vollendeter nicht wünschen kann. Ueber sein Bild „Willkommen" gedenken wir an anderer Stelle noch ein Wort zu sagen.

Alles in Allem ist Gussow eine unbestritten sehr bedeutsame reformatorische Erscheinung in der Entwickelung unserer heutigen deutschen Kunst. Er ist heute nicht mehr der Rebell, der er vor einigen Jahren war, der es wagte, dem ehrwürdigen Herkömmlichen in's Gesicht zu

schlagen, er ist als rechtmäßig kriegführende Macht anerkannt, und hat er auch viel Feinde, was thut's? „Viel Feind, viel Ehr."

Es bleibt uns nun noch eine Reihe von Bildern zu berücksichtigen übrig, die, wenn auch nicht streng zum Porträtfach gehörig, sich demselben ebenbürtig anschließen. Wir meinen die Darstellungen von lebensgroßen Einzelfiguren in Costüm. Da ist zunächst das trefflichste dieser Bilder von F. A. Kaulbach in München, das in seiner Conception wie in der äußerst charakteristischen Behandlung der kleidsamen Tracht des 16. Jahrhunderts an die Schöpfungen Dürers und Holbeins erinnert, so innig ist die darin ausgesprochene Empfindung für die Zeit und ihr costümlicher Verhalten. Das ist nicht ein nur für die Sitzung hergerichteter, malerisches Costümapparat, sondern es scheint die gewohnte Tracht des lieblichen Modells zu sein, in der es sich unbewußt so jungfräulich und anmuthig bewegt. Von diesem Künstler haben wir noch an andrer Stelle ein Werk zu besprechen, das zum Besten gehört, was uns die diesjährige Ausstellung gebracht hat. — R. Schick hat in seinem „In süßen Gedanken" einen ähnlichen Accord in sehr glücklicher Weise angeschlagen und es ist ein ganz herziges Bild, das er uns da vorführt.

Amberg gibt uns eine herrliche Blondine mit weit über die Schultern herabfließenden Haaren. Wenngleich wir wünschen möchten, das übrigens sehr delicat gemalte Köpfchen etwas plastischer behandelt zu sehen, so ist die Stimmung der verschiedenen einzelnen Costümebestandtheile mit der Färbung des Stuhles und des Hintergrundes von äußerst harmonischer und coloristisch feiner Wirkung.

Von Louise v. Hüllessem ist uns eine weibliche Gestalt, Kniestück mit neckisch, lieblichem Köpfchen, eine weiße und rothe Rose in der Hand haltend, in einem gelb und schwarzen Costüm aus dem 16. Jahrhundert, angenehm aufgefallen, ebenso eine Orientalin von Leopold Güterbock, dem Spiele zweier Schmetterlinge mit den Augen folgend, coloristisch nicht uneben gedacht.

Sodann sahen wir eine sehr anerkennenswerth gemalte, lebensgroße Studie von Sohn jun. in Düsseldorf: eine Dame, ebenfalls in der kleidsamen Tracht der Reformationszeit, mit einer Laute. Coloristisch vorzüglich ist die Zusammenstellung der mit großer Meisterschaft behandelten Stoffe und bedauert man fast, so viel Können an so wenig inhaltliches Wollen verschwendet zu sehen.

Die „Zigeunerkönigin" von G. Biermann, mit der ihrem Stamme eignen Parteilichkeit für Geflügel, läßt uns auch diesmal die technischen Fertigkeiten des Künstlers wie seine reiche, üppige Farbengebung bewundern, doch dünkt uns die Brustpartie zu wenig schön, um die fast absichtlich erscheinende Decolletirung zu rechtfertigen.

Das trefflichste männliche Porträt der Ausstellung jedoch, wenn auch in einer anderen Technik, ist unstreitig Herkommers Brustbild von Richard Wagner. Es dürfte an Kraft und Tiefe kaum den Oelbildern nachstehen, hat aber dafür in der Scala der Lichttöne und deren Leuchtkraft ein Wesentliches vor denselben voraus. Wir haben, selbst Lenbachs vorzügliches Porträt Wagners nicht ausgenommen, bisher nichts diesem Aehnliches gesehen und es gibt den Mann wieder, wie es der innerste Seelenspiegel nicht besser zu thun vermöchte. Alles ist aus diesem Kopfe herauszulesen, von der Alles umfassenden leuchtenden Gestaltungskraft des großen Dichtercomponisten bis zu den kleinen menschlichen Schwächen herab. Es ist ein monumentales Werk von nicht geringer Bedeutung, das auch für die Nachwelt von großem Werthe sein wird, um diesen von seiner Mitwelt so übertrieben geschmähten und ebenso übertrieben vergötterten Mann darin vollständig erkennen zu können.

Wir haben im Ganzen in der Bildnißmalerei der diesjährigen Ausstellung keine besonders epochemachenden Triumphe zu verzeichnen. Es ist beispielsweise kein einziges Werk dieser Gattung auch nur annähernd mit dem Bilde Clairins der Mademoiselle Sarah Bernhardt vom letzten Pariser Salon an geistigem Inhalt und an Zauber der malerischen Behandlung zu vergleichen.

Wir werden das nächste Mal uns mit den Schöpfungen der Genremalerei zu beschäftigen haben und freuen uns, auf diesem Gebiete so viel des Vorzüglichen, Tüchtigen und Anregenden besprechen zu können.

Carl Emil Doepler.

Notizen.

Erbrechtssteuern und Erbrechtsreform.*)

Obgleich der Standpunkt der neuesten volkswirthschaftlichen Schule durch Wagner in seiner allgemeinen Volkswirthschaftslehre in treffender Weise präcisirt ist, so werden noch viele Detailarbeiten erforderlich werden, bis die neuen wirthschaftlichen Anschauungen in weiteren Kreisen festen Boden gefaßt und allgemeine Anerkennung gefunden haben werden. Unter den Männern, welche mit in erster Linie daran arbeiten, die Volkswirthschaftslehre auf eine höhere Stufe zu heben, sie von unhaltbaren Doctrinen zu befreien, und sie den Anforderungen der Gegenwart anzupassen, muß Hans von Scheel genannt werden, der in der vorliegenden Schrift, die in zweiter durchaus umgearbeiteter Auflage erschienen ist, wiederum einen bedeutungsvollen Beitrag geliefert hat, die neue Richtung klar hervortreten zu lassen. Der Standpunkt, den Scheel in der volkswirthschaftlichen Schule einnimmt, drückt sich deutlich in folgender Stelle aus: „Bei unseren gesellschaftlichen Zuständen, wo immer noch, vielleicht in immer größerem Bruchtheil, eine große und jedenfalls zu große Zahl von Angehörigen des Volkes an der Grenze des nothwendigsten Lebensbedarfs und in unsicheren wirthschaftlichen Zuständen lebt, und wo die Armuth unstreitig nicht nur durch eigenes Verschulden, sondern zu einem bedeutenden Theil durch die socialen Zustände erzeugt und erhalten wird, ist es gewiß ein Gebot der Gerechtigkeit und Klugheit, daß der Staat durch wohlbegründete planmäßige Verwandlung eines Theils des Privateigenthums in Gemeineigenthum auf das Wohl der Gesammtheit und im Besondern auf die Hebung und Entlastung der unbemittelten Volksschichten hinarbeite."**) (S. 50). In diesem einen Satze ist gegenüber dem Optimismus der bisherigen Schule der sociale Nothstand konstatirt, ist gegenüber der Anschauung derselben, daß Jeder allein sein wirthschaftliches Schicksal in Händen habe, und für dasselbe verantwortlich sei, darauf verwiesen, daß das wirthschaftliche Befinden eines Jeden auch wesentlich Product der socialen Verhältnisse sei, ist gegenüber der Theorie, daß der Staat sich der Einmischung in die Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse zu enthalten habe, auf die erforderliche Intervention des Staates hingewiesen, und zwar auf dem Gebiete, welches bisher am meisten als „unantastbar" galt, auf dem Eigenthumsgebiet. Es ist ein Satz, aber inhaltsschwer genug, um die neue Schule von der alten zu trennen und ihre Unterschiede zu kennzeichnen. Daß die Schrift „die Verwandlung eines Theils des Privateigenthums in Gemeineigenthum" als Zielpunkt in's Auge faßt, um das Wohl der Gesammtheit und im Besonderen die Hebung und Entlastung der unbemittelten Volksschichten zu erwirken, verleiht ihr eine ganz besondere Bedeutung. Es kann darüber kein Zweifel sein, daß die Eigenthumsordnung für die wirthschaftlichen und socialen Zustände von fundamentaler Bedeutung sind; die Eigenthumsordnung und die socialen Verhältnisse stehen im unzertrennlichen Zusammenhange, und eine wirksame Beeinflussung der Socialzustände wird an die Eigenthumsordnung anzuknüpfen haben. Mit dieser steht wiederum im nahen Zusammenhange die Erbschaftsordnung, welche ein Theil derselben ist. Die Eigenthumsordnung wird sich in dem Erbrecht abspiegeln, und ihrerseits durch dasselbe beeinflußt werden. Eine jede Aenderung der Eigenthumsordnung wird das Erbrecht nicht unberührt lassen, und jede Aenderung des Erbrechts auf jene selbst und somit auf die socialen Zustände des Landes zurückwirken. Auf diese Weise gewinnen die von Scheel behandelten „Erbschaftssteuern und Erbrechtsreformen" weitreichende Bedeutung. Als Beispiel, in wie hohem Grade Erbrechtsreformen auf die Verhältnisse eines Landes umwälzend zu wirken fähig sind, mag hier auf das Decret vom 8. April 1791 in Frankreich hingewiesen werden, wonach tous Heritiers en égal dégré succederont par portions égales. Wie Stein (sociale Geschichte der französischen Revolution) hervorhebt, haben wenige Gesetze tiefer in die sociale Entwickelung in Frankreich hineingegriffen als dieses

*) Von Dr. Hans von Scheel. Jena 1877, Friedrich Mauke.

**) Es ist dieses derselbe Grundgedanke, der mein „gesellschaftliches und Privat-Eigenthum" beherrscht, und der auch in Wagner's Eigenthumsordnung (allgemeine Volkswirthschaftslehre) zum Ausdruck gebracht ist.

Decret; es ist die Grundlage der Gleichheit im Stande der Landwirthschaft geworden.

Nachdem der Verfasser vorweg bemerkt, daß die Erbschaftssteuer in der wissenschaftlichen Literatur sehr stiefmütterlich behandelt ist, und die bedeutendsten Volkswirthe wie Adam Smith und Ricardo, diese beiden im verwerfenden Sinne, sie nur ganz flüchtig berühren, kommt er nach Feststellung der gegenwärtigen Erbschaftssteuer in seiner Kritik derselben zu dem Resultat, „daß die Erbschaftsabgabe als bloße Steuer zu rechtfertigen nicht möglich ist. Als Besitzveränderungssteuern theilen sie die Schattenseiten dieser Steuerart; als wirkliche Vermögens- resp. Capitalsteuern sind sie nicht zu billigen. Die Steuer steht, wie sie gegenwärtig ist, im Steuersystem isolirt und ohne wissenschaftlich haltbares Princip da“ (S. 29. 30). Auch damit, „daß die Erbschaftssteuer zu einer ergiebigen Einnahmequelle gemacht werden kann (in England beträgt dieselbe [1875] 5,544,172 £., in Frankreich [1869] 116,347,949 frs.) kann sich die Wissenschaft nicht genügen lassen“; um so mehr ist der Verfasser bemüht, „eine andere wissenschaftliche Begründung als die aus der reinen Steuerpolitik hervorgehende für eine Betheiligung des Staats an der Erbfolge in Hinterlassenschaften seiner Angehörigen zu finden“ und die Lösung dieser Aufgabe ist ihm vollkommen gelungen. Zunächst constatirt er (S. 33), „daß unsere — in den modernen Staaten den Grundzügen nach ja wesentlich gleiche — Erbordnung ein integrirender Bestandtheil der gesammten gegenwärtigen Erwerbs- und Besitzordnung ist. Diese aber beruht auf der Einzelwirthschaft und dem Privateigenthum, welche ihre Schranken finden durch das Zusammenschließen der wirthschaftlichen Kräfte zu gemeinwirthschaftlicher Thätigkeit und Gemeineigenthum, dessen ausgebildetste und höchste Form sich in der Zwangsgemeinwirthschaft des Staats darstellt“. — „Die Erbordnung, ausgedrückt im Erbrecht, dient dazu, die Erwerbs- und Besitzordnung fortzupflanzen, und ist ebensowenig wie diese eine ein für allemal gegebene . . . Das Erbrecht muß so eingerichtet sein, daß es nicht nur die gegenwärtige Eigenthumsordnung in zweckmäßigster Weise conservirt, sondern auch in Berücksichtigung der in ihr obwaltenden Tendenzen die Volkswirthschaft zu verbessern sucht.“ (S. 34.) — „Fragen wir nach Begründung und Zweck — denn beide sind eins — der privaten Erbordnung in unserer gegenwärtigen Gesellschaft, so werden wir diese als in folgenden drei Punkten enthalten erklären dürfen: Erstens die Erhaltung und Förderung der wirthschaftlichen Existenz der Familie; Zweitens die Vertheilung der Verlassenschaften nach Maßgabe des im Volksbewußtsein anerkannten wirthschaftlichen und sittlichen Zusammenhanges der Einzelwirthschaften; Drittens die Verwendung der Capitalien in der volkswirthschaftlich zweckmäßigsten und wirksamsten Weise.“ (S. 25.) Hier wird freilich vermißt werden, daß der Verfasser nicht den ursprünglichsten Grund des privaten Erbrechts, welcher sich für die Testirfreiheit geltend macht, mit anführt: das Recht des Individuums, über sein Eigenthum — selbstredend in gewissen Grenzen — auch nach seinem Tode zu verfügen. Nicht etwa, daß der Verfasser diesen Grund nicht gelten läßt, er sagt ausdrücklich (S. 44): „Das Erbrecht ist eine ... Erweiterung des Eigenthumsrechts über den Tod des Vermögensbesitzers hinaus; sie ist zum guten Theil eine tief im Wesen und Gefühl des wirthschaftlichen Menschen begründete Einrichtung“; umsoweniger durfte er aber in der Begründung der privaten Erbordnung fehlen, um das private Erbrecht nach allen Seiten festzustellen und klarzulegen.

Den Gründen für das private Erbrecht treten nun die Motive für staatliche Regelung des Erbrechts, und für eine Betheiligung des Staats bei der Erbfolge zur Seite. „Privateigenthum und Erbrecht sind keine absoluten Rechte, sondern Inhalt und Umfang derselben werden mit bestimmt, und müssen es sein durch die Bedürfnisse der Gesammtheit. .... Die Volkswirthschaft als solche erhebt dem Erbrecht gegenüber bestimmte Ansprüche. Unter den nachweisbaren Ansprüchen dieser Art ist von ganz besonderer volkswirthschaftlicher Bedeutung, daß bei der Neuvertheilung der Vermögen durch Erbgang diejenigen ein Recht auf Betheiligung geltend machen dürfen, welche an der Schöpfung des Vermögens mitgewirkt haben.“ (S. 40. 41. 42.) „Es ist die fortwährende wenn auch unsichtbare und von den Einzelnen kaum gewußte und noch weniger klar erkannte Betheiligung der Gesammtheit, welcher als einem Wirthschaftskreise der betreffende Vermögensbesitzer angehört, und als deren Repräsentant der Staat auftritt, am Vermögenserwerbe. Dieser nämlich geht nicht so vor sich, daß der Einzelne seiner eigenen wirthschaftlichen Kraft und Thätigkeit allein seine größeren oder geringeren wirthschaftlichen Erfolge zuschreiben dürfte, sondern es tritt von der anderen Seite jene von der Bestimmung des Einzelnen unabhängige wirthschaftliche Action der Gesammtheit hinzu.“ (S. 45. 46.) Der Staat tritt weiterhin nicht nur als Mitschöpfer des Vermögens auf, welches ihn zum Antheil an der Erbfolge berechtigt, sondern er verleiht dem Besitz seinen ganz besonderen Schutz. „Die Eigenthumsordnung und das Privateigenthum im Besonderen verdanken ihren praktischen Bestand und ihre äußere Organisation jedenfalls den Rechts- und Schutzanstalten des Staates . . . . Ferner bedarf speciell gerade derjenige Theil der Eigenthumsordnung, welcher sich als Erbordnung darstellt, der Ordnung und des Schutzes des Staates in hervorragender Weise.“ (S. 44.) „Endlich kann für den Staat bei der Betheiligung an dem Erbgange die allgemeine Erwägung geltend gemacht werden, daß bei der heutigen Gestaltung der socialen Verhältnisse immer mehr die Staatswesen Functionen übernehmen, welche früher dem Stamm, der Familie zufielen, und daß damit der Staat auf eine immer größere Bedeutung für den Einzelnen, und immer mehr Beziehungen zu ihm, mehr Ansprüche an ihn gewinnt.“ (S. 47.) „Diese Gründe werden genügen, um die Folgerung zu ziehn, daß der Staat nach Wahrnehmung der Interessen der Familie, nach Wahrung der Testirfreiheit im Allgemeinen, das Recht hat, Namens der Gesammtheit eine Betheiligung an der privaten Erbfolge in Anspruch zu nehmen, und in die Hinterlassenschaften selbst für die Gesammtheit als Erbe (d. h. Miterbe) einzutreten.“ (S. 48.) Dem möglichen Einwande, daß die staatlichen Erbtheile weniger gute Anwendung finden werden, als die privaten, begegnet der Verfasser mit dem berechtigten Ausspruche: „Das Axiom, daß der Staat nothwendig schlechter als private und sogar schlechter wie Actiengesellschaften wirthschafte, darf doch heute für unsere civilisirten Staaten als überwunden gelten.“ (S. 49.)

„Es handelt sich also bei der Erbschaftssteuer nicht um eine willkürliche, der festen Schranken entbehrende Besteuerung des Capitals, sondern um einen, unter sorgfältiger Wahrung der volkswirthschaftlichen Interessen principiell geregelten Uebergang von Theilen des Privateigenthums der Einzelwirthschaften in das Gesammteigenthum der Gemeinwirthschaft, dem zugleich durch seine Begründung und Entstehung schon ein bestimmter Platz im Staatshaushalt angewiesen ist.“ (S. 54.) „Wenn die Einkommensteuer die regelmäßige Vergütung für den socialen Bestandtheil des Privaterwerbes darstellt (Stahl), so repräsentirt die Erbabgabe die Vergütung für den socialen Bestandtheil des Privateigenthums.“ (S. 60.) Obwohl der vierte Abschnitt, „die Einrichtung der Erbschaftsbesteuerung“, sehr beachtenswerthe praktische Gesichtspunkte enthält, so glauben wir uns mit Hervorhebung der principiellen Seite der Deductionen des Verfassers begnügen zu können, welche die hohe Bedeutung der vorliegenden Schrift deutlich hervortreten läßt. Erwähnt mag nur noch werden, daß der Schluß eine werthvolle Uebersicht der Gesetzgebung über Erbschaftssteuern in den verschiedenen Staaten Europas bildet.

Adolph Samter.

Offene Briefe und Antworten.

Das Münchener Preisausschreiben für dramatische Dichtungen.

Der in der letzten Nummer der „Gegenwart“ unter obigem Titel veröffentlichte Aufsatz hat Se. Excellenz den Herrn Generalintendanten, Freiherrn von Perfall, zu dem nachstehenden dankenswerthen Schreiben veranlaßt, das wir hier mit besonderer Genugthuung zum Abdruck bringen:

Sehr geehrte Redaction!

Dem durch Bekanntmachung der Münchener Hoftheaterintendanz, d. d. 25. August, erfolgten Preisausschreiben haben Sie durch den in Nr. 36 der „Gegenwart“ enthaltenen Aufsatz „Das Münchener Preisausschreiben für dramatische Dichtungen“ in so weitgehender Weise Ihre Anerkennung ausgesprochen und demselben dadurch eine wirkliche Bedeutung der deutschen Bühne gegenüber gegeben, daß ich mich verpflichtet fühle, Ihnen für diese unerwartet reiche Förderung, welche dem Unternehmen in seinen ersten Tagen zu Theil geworden, meinen besten Dank auszusprechen.

Mit Recht aber macht dieser Aufsatz darauf aufmerksam, daß die Redaction der Bekanntmachung über das Preisausschreiben der Königl. Intendanz für die als best befundenen dramatischen Werke in einigen Punkten von Seiten der Bühnendichter, welche der Aufforderung Folge leisten wollen, irrig gedeutet, ja mißverstanden werden könne. Um falschen Auffassungen zu begegnen und die Absichten der Königl. Intendanz über die Art von Schauspielen und Lustspielen, welche durch das Preisausschreiben vornehmlich berücksichtigt werden sollen, noch klarer zu stellen, kommt sie dem ausgesprochenen Wunsche nach einer „authentischen Interpretation“ der in der Bekanntmachung vom 25. August als nicht genügend unzweideutig bezeichneten Stellen hiermit nach:

Mit dem Preisausschreiben bezweckt die Königl. Intendanz, wie ganz richtig in dem betreffenden Aufsatze hervorgehoben wurde, die Schaffenslust der dramatischen Dichter anzuregen. Vor Allem möchte sie die dramatische Dichtung in ihrer Reinheit, die, wenn der Ausdruck gestattet ist, um ihrer selbst willen da ist und sich von andern, nicht reindichterischen Zwecken fern hält, zu fördern suchen. Ausgesprochene Tendenzdichtungen also, welche die ungelösten Tagesfragen des religiösen und politischen Parteikampfes auf die Bühne bringen — Fragen, die nicht das ästhetische Gefühl berühren, sondern die Leidenschaften wachzurufen geeignet sind, deren Erörterung schon, in welchem Sinne sie auch erfolgen mag, von der Bühne herab auf einen Theil des Publicums verletzend wirken kann und die zu einem Kunstgenusse vereinigten Zuschauer in zwei feindliche Lager spaltet, und bei deren Beurtheilung daher nicht mehr der dichterische Werth des Kunstwerkes allein entscheidet — derartige Tendenzstücke sollen also ausgeschlossen werden.

Dagegen sind solche Schauspiele, welche die Conflicte im Individuum, in der Familie und in der Gesellschaft behandeln, die dichterisch-sittliche Lösung eines psychologischen oder socialen Problems versuchen und, vom Verständniß unserer Zeit durchdrungen, dadurch deren Interessen dienen, recht eigentlich diejenigen, die die Beurtheilungs-Commission bei der Ertheilung des Preises zunächst und vor Allem in's Auge zu fassen haben wird.

Das ist es, was mit der Bestimmung gesagt werden sollte, daß diejenigen Schauspiele concurrenzfähig sind, deren Stoff „die Interessen der Gegenwart zum Ausdruck bringt, jedoch von sattsam behandelten Tagesfragen sich fern hält“.

Der Forderung, daß das concurrenzfähige Lustspiel „alle possenhaften Elemente auf das Entschiedenste ausschließen soll“, kann allerdings eine weitgehende Deutung gegeben werden, und die Königl. Intendanz pflichtet den Ausführungen in dem betreffenden Aufsatze der „Gegenwart“ vollkommen bei. Sie präcisirt daher die Bestimmung über die Concurrenzfähigkeit in der Weise: daß das beste Lustspiel, welches in die gebildeten Kreise der deutschen Gesellschaft versetzt und sich durch die consequente Durchführung der Charaktere und den logischen Aufbau der Situationen als zur höhern Komik gehörig qualificirt, deswegen aber im Einzelnen die drastische und derbe sogenannte „niedere“ Komik nicht völlig auszuschließen braucht, mit dem Preise ausgezeichnet werden soll.

Indem ich Sie ersuche, diese „Interpretation“ den geehrten Bühnendichtern zur Kenntnißnahme zu bringen, zeichne ich, unter wiederholtem Danke für die hierdurch sicher herbeizuführende Vermeidung jedweder irrigen Deutung der fraglichen Bekanntmachung, mit der Versicherung vorzüglicher Hochachtung als

Ihr ergebenster

Baron v. Perfall,

königl. General-Intendant.

München, am 10. September 1877.

* * *

Berlin, 8. Juni 1877.

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, eine kleine Erwiderung auf Ihre freundliche Besprechung meines in den „Dramaturgischen Blättern“ erschienenen Aufsatzes: „Die jetzigen Zustände am deutschen Theater.“ (Gegenwart 1877, Nr. 22.)

Ich weiß wohl, daß Sie im Princip ein Gegner der von mir erstrebten Reformversuche sind, wie Sie ja auch gegen die von Köberle, Fiedler u. A. m. gewünschten Reformen aufgetreten sind. Wenn Sie und Ihre Partei nun auch uns gemeinsam gegenüberstehen, so wünsche ich doch, daß ich nicht so verkannt werde, als stimme etwa ich mit den Plänen und Wünschen der genannten Herren überein. Dagegen muß ich mich doch verwahren, und mit diesen „Reformatoren“, die keine Ahnung haben, wie unausführbar ihre Pläne und wie unpraktisch sie selbst sind, auf eine Stufe gestellt zu werden, scheint mir das Schlimmste, was mir überhaupt in Beziehung auf das Gebiet der Dramaturgie passiren könnte.

Sie schreiben in der „Gegenwart“: „Alle diese Reformatoren sind darüber einig, daß der Staat ein Theaterministerium ernenne.“

Das sind ja eben die utopischen Wünsche, die unausführbaren Pläne, gegen die ich in meinem Artikel in den „Dramaturg. Blättern“ kämpfe. Sogar aus rein finanziellen Gründen kämpfe ich dagegen — nach meiner Ansicht darf das Staatsbudget nicht zu allen Ausgaben noch mit einer solchen neuen, und dazu unberechtigten, belastet werden. Alles, was ich wünsche, besteht darin, daß das Theaterwesen nicht mehr in das Ressort des Handelsministers, sondern in das des Ministers für Angelegenheiten des Cultus gehöre, und daß in diesem Ministerium ein einfaches Decernat für das Theaterwesen errichtet werde.

Wenn ich in meinem Aufsatze die Namen der betreffenden Reformatoren nicht nannte, so geschah das, weil ich eine sachliche Abhandlung nicht zum Schauplatz persönlicher Angriffe machen wollte.

Sie plaidiren nun gegen die von mir gehegte Ansicht, daß eine dramatische Hochschule uns viel nützen könnte — aber indem Sie dagegen sprechen, geben Sie mir indirect Recht. Ich sage in meinem Aufsatz: „Das Genie braucht keine Schulen, diese errichtet man nur zur Ausbildung der Talente. Wieviel Genies haben wir denn in der Schauspielkunst? Alle hundert Jahre ein paar.“ Darauf erwidern Sie: „Ich wüßte nicht, daß Kean und Talma ein Conversatorium besucht hätten.“ Kean und Talma — nun das sind ja eben Genies gewesen, für die man die Schulen nicht errichtet; übrigens glaube ich sogar, daß, existirt eine solche Hochschule erst, es auch dem künftigen Genie nur dienlich sein könnte, dieselbe zu besuchen, da das Geniale sich doch erst im Laufe der Zeit entwickelt.

Ehe ich an die Veröffentlichung meines Aufsatzes ging, habe ich lange geschwankt — das Feld, das ich betreten sollte, ist für Einen, der ohne Genossen, ohne Mitstreiter ist, sehr gefährlich; zudem ist es auch sehr berüchtigt, weil gerade das Gebiet der Versuche einer Theaterreformation als Tummelplatz für alle persönlichen Anfeindungen, für alle möglichen gehässigen Invectiven gegen Andersgesinnte angesehen wurde. In diesen leider üblichen Ton einzustimmen, habe ich vermieden, und indem ich die Angelegenheit vom rein sachlichen Standpunkt aus behandelt habe, glaube ich, auch meinen Gegnern im Princip bewiesen zu haben — wie Sie dies ja auch freundlichst anerkennen —, daß meine Absichten wirklich die wohlmeinendsten sind, einzig auf das Gedeihen des deutschen Theaters gerichtet.

Die Zustände an unserm Theater dürfen — das werden Sie wohl zugeben — nicht bleiben, wie sie sind. Die Reformvorschläge meiner heißspornigen Vorgänger können, als rein theoretischer Natur und in der Praxis unausführbar, keine Beachtung finden. Sollten bei einer Reform des Theaters nun meine Pläne, die wenigstens den Vorzug haben, auf dem Boden der möglichen praktischen Verwirklichung zu stehen, nicht doch in Erwägung zu ziehen sein? Ich hoffe doch. Sollte aber inzwischen Jemand kommen, der noch Besseres, noch für die Sache Ersprießlicheres weiß, der möge dann seine Ansicht so vertheidigen, wie ich jetzt die meine. Wenn er mich dann auch bekämpfen sollte, ich werde mich trösten, weiß ich doch: Il meglio è il nemico del bene.

Empfangen Sie die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung.

Ihr

stets ergebener

Adolf Gerstmann.

* * *

L. B. in B. Sie werden Ihren Wunsch schon durch die nächste Nummer der „Gegenwart“ erfüllt sehen. Der elsässische Abgeordnete Schneegans in Straßburg, an den wir uns, als an einen der gründlichsten Kenner der französischen Zustände und einen warmen Verehrer von Thiers gewandt haben, — in dessen Lager er selbst bis zu dem Augenblicke, da er durch die clericale Reaction aus Frankreich verdrängt wurde, gekämpft, — ist unserer Einladung gefolgt und wird den Aufsatz über den großen Staatsmann und Patrioten schreiben.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

№ 38. Berlin, den 22. September 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Thiers.

I.

„Welche Inschrift wird man auf mein Grabmal setzen?“ so rief sterbend der größte Redner der französischen Revolution, Mirabeau, aus. Die Inschrift, die man auf den Stein des größten französischen Staatsmannes der Gegenwart eingegraben, ist, in ihrer antiken Kürze, das beredteste Lob, das die Nachwelt einem Redner, einem Geschichtsschreiber, einem Minister, einem Präsidenten der Republik zu spenden im Stande ist:

Patriam dilexit;
Veritatem coluit.

Was die Wahrheit anbetrifft, so ist das freilich immer ein sehr relativer und subjectiver Begriff; ein Jeglicher wähnt für die Wahrheit zu streiten, und wenn morgen Thiers' erbitterter Feind stürbe, so könnten ihm die Seinigen mit demselben Rechte von ihrem Standpunkte dieselben Worte auf seinen Grabesdeckel schreiben. Es gibt wohl Niemanden in der Welt, von dem man sagen dürfte, er streite wissentlich gegen die Wahrheit; jeder kämpft für das, was er für Wahrheit erkannt, und dem späteren Geschlechte muß es auferlegt bleiben, zu unterscheiden und festzustellen, ob dies oder jenes Wahrheit gewesen, ob jener für seine Wahrheit gestorbene Kämpe nicht den Weg verfehlt und sein Leben auf Irrpfaden verloren hat. Bei Thiers hat insofern die Geschichte heute schon ihr großes Entscheidungswort gesprochen, als dieser Staatsmann in seinen letzten Jahren seinem Vaterlande mit sicherer Hand denjenigen Weg bezeichnet hat, der es allein, nach aller politischen Denker Urtheil, aus dem Wirrsal der jetzigen Zustände zu einer besseren Zukunft zu führen vermag, nämlich die conservative Republik. Aber höher hinauf möchten wir steigen, um diesem Spruche, der auf diesem Sarge geschrieben steht, seine völlige, auch für die entfernteste Zukunft abgerundete Bestimmtheit zu geben: die „Wahrheit“, für die Thiers durch sein ganzes Leben hindurch gestritten, gelitten, in deren Dienste er endlich gestorben, das ist, wir sagen nicht nur die Liebe, sondern vielmehr noch die Hingebung und die absolute Aufopferung für sein Vaterland: Patriam dilexit! Hier liegt der Schwerpunkt dieses Lebens; dies ist der rothe Faden, der sich durch diese achtzigjährige Sturm- und Drangperiode hindurchzieht. In vollster Klarheit tritt uns in Thiers' Leben das Bild des lautersten Patriotismus entgegen, des Patriotismus, der, gilt es dem Lande zu dienen, vor keinem Opfer, nicht einmal vor dem Opfer seiner eigenen, tiefsten Sympathien und Gesinnungen zurückschreckt. Von Benjamin Franklin, dem großen amerikanischen Patrioten, wurde ein Wort gesprochen, das verdiente, in goldenen Buchstaben über die Pforte jedes Parlamentes eingemeißelt zu werden, und das auf den verstorbenen Präsidenten der dritten französischen Republik seine volle Anwendung findet: „Nichts ist gewöhnlicher“, so schrieb Franklin, „als daß ein Mensch seinem Vaterlande das Opfer seines Vermögens bringt; nichts gewöhnlicher als das Opfer seines Lebens; — nichts seltener aber als daß man dem Vaterlande das Opfer seiner Gesinnungen bringt.“

Ein Jeder, der in das politische Leben eintritt, verfolgt ein Princip, das er zur Geltung bringen möchte; bei einem Jeden muß nach diesem rothen Faden gesucht werden, und nur da, wo keiner zu finden ist, darf man von Wandelbarkeit der Gesinnungen, von frivoler Leichtfertigkeit, von Inconsequenz und Charakterlosigkeit sprechen. Bei dem Einen ist dieser rothe Faden das Princip der Freiheit, bei dem Andern das Autoritätsprincip; bei Diesem die „Revolution“, bei Jenem die „Reaction“; bei Manchen die Unterwerfung des Gewissens unter die unfehlbaren Befehle Roms, bei Andern aber die vollständige Befreiung der menschlichen Vernunft von allen, von außen ihr aufgedrängten Normen und Formen, das Princip der absoluten Gewissensfreiheit. Wir verhehlen es nicht, selbst vor dem Grabe, in welches man den französischen Staatsmann hinuntergesenkt hat: es erscheint uns Derjenige größer, dem wahren Ideal des modernen Menschen nähergerückt, dessen leitendes Princip sich in dieser letztern, höheren Region bewegt. Wie groß auch ein Patriot vor uns stehen mag, wir beugen uns noch in tieferer Ehrfurcht vor dem Kämpfer, der, über die engeren Grenzen seiner Vaterlandsliebe erhoben, den ewigen, humanistischen und im wahren Sinne des Wortes culturhistorischen Streit gegen die Knechtung der Gewissensfreiheit unternommen, auf allen Feldern und in allen Landen verfolgt, und als Herold und als Ritter der heiligsten Rechte der gesammten Menschheit die gesammte Macht der Vergewaltigung des freien Denkens vor seine Schranken gerufen hat. Zu dieser, wir möchten sagen philosophischen Höhe der politischen Anschauung hatte sich Thiers nicht emporgeschwungen; und ob er auch in den letzten Jahren seines Lebens gegen den französischen Ultramontanismus anzukämpfen hatte, nicht weil es das ultramontane Princip war, sondern weil er es in dem jetzigen Augenblicke als seinem Lande verderblich erkannte, bekämpfte er diese Macht. Wer Thiers' leitendes Princip anderswo suchen wollte, als in dieser Hingebung an sein Vaterland, der würde irre gehen und dem verstorbenen Staatsmanne, wie es seine Gegner heute schon in der schnödesten Weise thun, die Ungerechtigkeit des Vorwurfes der

größten Wankelmüthigkeit empfinden lassen. Um die Einheit und die folgerichtige Consequenz dieses Lebens zu begreifen, darf man nichts Anderes in das Auge fassen, als das Interesse an dem Glücke, an dem Ruhme, an der Machtstellung Frankreichs. Mit der „Revolution" ging Thiers bis in das Jahr 1830; für die Freiheit, aber auch für die weltliche Herrschaft des Papstes, gegen die Einheit Italiens und gegen die Erhebung Deutschlands, stritt und sprach er unter der Regierung der Orleans; als die zweite Republik sich aus den Februarbarrikaden in Paris erhob, trat Thiers in die Reaction; er befürwortete die strengsten und illiberalsten Maßregeln, und als Kämpfer der Freiheit sehen wir ihn Ende der sechziger Jahre unter die Abgeordneten des kaiserlichen gesetzgebenden Körpers wieder in die Schranken treten. Staatsmann durch und durch, bewegte er seine Anschauungen, insofern es sich um Freiheit und Fortschritt handelte, mit einer gewissen Elasticität in der Richtung, die ihm in jedem gegebenen Augenblicke und unter den jeweiligen Umständen als diejenige erschien, die für das allgemeine Wohl des Landes, sowie auch für seine Machtstellung nach Außen die beste war. Von einem absoluten und hartnäckigen Festhalten an einem Credo kann in dieser Hinsicht keine Rede sein, es sei denn, man gehe zurück bis in die Grenzen, welche er selbst in einer seiner gefeiertsten Reden im gesetzgebenden Körper über die „nothwendigen Freiheiten" (les libertés nécessaires) gezogen, und in welcher er das Minimum der von einem Volke zu erkämpfenden Rechte mit großer Beredtsamkeit bezeichnete, — ohne sich jedoch zu fragen, ob er selbst, als Minister und Deputirter, im Interesse des Landes sich nicht genöthigt gesehen hatte, selbst diese nothwendigen Freiheiten zeitweise einzuschränken oder mit einem Schleier zu verdecken. In diesem durchaus praktisch angelegten Kopfe durften die eigentlichen abstracten politischen Principien nicht die Oberhand gewinnen über den Begriff der jeweiligen Nothwendigkeit oder Opportunität; Thiers war Keiner von Denjenigen, die den Satz aufstellen: Fiat justitia, pereat mundus! Seine Welt war Frankreich, und diese Welt sollte zuerst leben, blühen, erstarken und mächtig sein; und dieser ersten Nothwendigkeit mußten sich die andern Principien anpassen, um in der jeweiligen Sachlage den Interessen Frankreichs, bald durch größere, bald durch engere Entfaltung, auf's Nützlichste zu dienen. Niemand in ganz Frankreich fühlte sich mehr als dieser durchaus kühle und praktische Verstandesmensch über die schwindelhaftigen Theorien Napoleons des Dritten entrüstet; gegen das sogenannte Princip der lateinischen Race im mexikanischen Krieg, gegen das Nationalitätsprincip, empörte sich dieser Geist, — nicht aber so sehr wegen des nebelhaften, ungesunden Wesens dieser kaiserlichen Schwärmereien, als wegen ihrer jeweiligen nationalen Gemeinschädlichkeit. Hätte Thiers einen Nutzen für Frankreich darin gefunden, daß man die Fahne dieser Principien entfaltet hätte, er wäre sicher dem Beispiele Richelieus gefolgt, der im Auslande Diejenigen zu Verbündeten hatte, die er im Inlande verfolgte. Dieser Weltanschauung folgend, bekehrte sich der 73jährige Monarchist, nach dem deutschen Kriege, zur Republik. Ein Thron stand in Frankreich, und drei Prätendenten, wie er es selbst in einem geflügelten Worte aussprach; das Heil des Landes lag einzig und allein in der Republik, und deshalb stand der kluge Staatsmann als Gründer der Republik vor seinem Volk. Nicht weil das republikanische Princip ein höheres, edleres, dem Ideale näher stehendes ist als dasjenige der Monarchie, nein! weil die Republik im Jahre 1871 diejenige Staatsform war „die uns am wenigsten zersplittert" (la forme qui nous divise le moins), darum bekannte sich Thiers zu ihr. Freilich kam dem weisen Präsidenten diese Bekehrung zu einem höheren Ideal bei dem Volke zu Statten, das ja den innersten Triebfaden des Staatsmannes kaum zu entdecken vermag, und als ein seltenes Glück mag man es für Thiers' Persönlichkeit ansehen, daß er gerade am Ende seiner Tage durch die Umstände in dieses Stadium einer republikanischen Entwickelung gedrängt wurde, und daß sich die Umstände so gestalteten, daß er das Heil Frankreichs in der Republik, und nicht etwa, was ja auch in dem Bereiche der Möglichkeiten hätte liegen können, in der Restauration des Julikönigreiches sehen mußte. So wird ihm als ein geistiger Fortschritt angerechnet, was für diesen praktischen Patrioten lediglich durch die Erkenntniß der politischen Nothwendigkeit erzeugt wurde. Nicht als ob wir die seltene Größe dieses Mannes dadurch irgendwie schmälern wollten: größer erscheint ja im Gegentheil Derjenige, der, mit der Führung der Geschicke seines Landes betraut, es über sich vermag, seinen innersten Gesinnungen Gewalt anzuthun, sie auf dem Altar des Vaterlandes im Interesse des Landes zu opfern und ohne Furcht und Zagen auf der neuen Bahn einherzuschreiten. Dem Republikaner, dem Washington der dritten französischen Republik galten vorzugsweise die ehrfurchtsvollen, seltsam großartigen Manifestationen, die Paris und ganz Frankreich acht Tage lang in Aufwallung brachten; dem Patrioten aber, dem hingebungsvollen, opferwilligen, nimmer rastenden Sohne des französischen Landes hätten sie gelten sollen, denn darin liegt die Größe dieses Mannes, der sein Frankreich, wie Pitt sein England, über Alles liebte, und dem die Geschichte, viel eher als seinem gefeierten Helden Napoleon dem Ersten, an seinem Sterbetage die schönen Worte in den Mund legen sollte: Je veux reposer dans cette terre de France, que j'ai tant aimée.

II.

Die spätere Geschichtsforschung wird in Thiers' Leben zwei von Grunde aus verschiedene, wenn auch sehr ungleich bemessene Perioden unterscheiden; die erste, in welcher der später so groß dastehende Staatsmann sich in dem gewöhnlichen parlamentarischen Treiben, nicht ohne bedenkliche Schwankungen zu bekunden, emporarbeitet, wo er aber noch keine vollauf imponirende und welthistorische Stellung einnimmt; die zweite, in der vor dem furchtbaren Schicksale, das über Frankreich hereinbricht, die Vaterlandsliebe den siebzigjährigen Greis plötzlich zu einer ungeheuren Kraftentfaltung aufschreckt, und wo, getrieben von dem lautersten Patriotismus, der Staatsmann in ungeahnter Macht vor seinem eigenen Lande wie vor dem sämmtlichen Europa ein Werk übernimmt und ausführt, vor welchem auch dem Klügsten ein Bangen durch die Seele gezogen sein mag. Diese zweite Periode aus Thiers' Leben ist es, die uns mit besonderer Anziehungskraft fesselt; denn kaum vermag die Weltgeschichte ein anderes diesem ebenbürtiges Moment aufzuweisen. Bis wenige Jahre vor dem Kriege von 1870 sehen wir in Thiers einen Politiker, der, wie viele Andere in der damaligen Zeit, die öffentlichen Interessen Frankreichs mit einer gewissen Leichtigkeit handhabt, zu welcher die überaus starke Machtstellung dieses Landes den andern Völkern gegenüber ihn ja berechtigte. Was auch im Innern Frankreichs vorgehen mochte, seine staatliche Größe blieb unter allen Umständen unangetastet; seine Existenz war niemals bedroht, und daß sie irgend jemals bedroht werden könnte, wer ahnte es damals? Es war somit leicht verständlich, daß diese außerordentliche Sicherheit dem Auslande gegenüber in den französischen Staatsmännern und Politikern ein gewisses Gefühl entwickelte, das schwer zu definiren ist, das die principiellen Feinde des französischen Wesens mit Unrecht eine Leichtfertigkeit nennen, und das man nur begreifen und würdigen kann, wenn man eben jener staatlichen Sicherheit Frankreichs Rechnung trägt. Frankreich war in der Lage eines von Gesundheit strotzenden Mannes, der im Vollbesitze seiner physischen Kraft, im Gefühle seines festgegründeten Wohlstandes, sich den außergewöhnlichsten Anstrengungen und Experimentationen gewachsen fühlt, vor nichts zurückzuschrecken braucht und, wie die Experimente auch ausfallen mögen, sich immer seiner Macht und seiner Kraft sicher ist. Wer keinen Nachbar zu fürchten hat, kann sein Haus dem gründlichsten Neubau, wann und wie es ihm gefällt, unterziehen. Wer vermag ihn daran zu hindern? wer verwehrt es ihm, morgen

wieder von Neuem anzufangen? Dieser Sicherheit des Staates entspringt, in naturgemäßer Folgerung, eine Sicherheit des Politikers, die sich daran gewöhnt, mit kühnem Finger in die Räderwerke einzugreifen, die höchsten Probleme fast spielend anzufassen. Wenn wir, von unserem jetzigen Standpunkte aus, auf die parlamentarischen Kämpfe der dreißiger und vierziger Jahre in Paris zurückschauen, so können wir uns eines geheimen Neides den Männern gegenüber nicht erwehren, die damals keine äußern Gefahren kannten, und in ihrem Parlamente die heftigsten Kämpfe über die höchsten politischen und socialen Principien lächelnd verfochten.

Wie ganz anders gestalteten sich die Dinge nach Ausbruch des Krieges von 1870, und wie mächtig erschütterten diese Schicksalsschläge den tiefen Patriotismus des greisen Staatsmannes, der, wie seine Zeitgenossen, bis dahin keiner solchen Gefahr bewußt, in seinem althergebrachten Parlamentarismus fortgelebt hatte, und den erst der mexikanische Krieg und die Schlacht bei Königgrätz wie ein Fieberschauer aus jener Sicherheit zum ersten Male aufgerüttelt hatte! Ueber Frankreich und über dessen Staatsmänner brach es plötzlich wie eine blitzumleuchtete Dämmerung herein; das Gefühl der Möglichkeit einer vollständigen und jähen Vernichtung des Landes zuckte durch die Geister. Man stand vor einem Abgrund, in dem Alles untergehen konnte, und wohl Manchem ging damals ein Schauer durch die Seele, als er daran dachte, daß Rom auch die weltbezwingende Herrscherin gewesen, wie Athen, wie Babylon, wie Ninive, und daß das Schicksal eines Tages Rom wie Ninive der Zerstörung preisgab.

In dieser Stunde, wo das Unglück über Frankreich hereinbrach, beginnt für Thiers eine neue Epoche seines Lebens, weitaus die größte und die bewunderungswürdigste. In seinem Wesen vollzieht sich, wenn wir uns so aussprechen können, eine Art Verklärungsproceß. Seine ganze Kraft, sein ganzes Denken, Fühlen und Handeln vereinigt sich auf einen einzigen Punkt: das Vaterland zu retten; und um diesen hehren Zweck zu erreichen entfaltet der greise Staatsmann eine Energie, eine Gewandtheit, eine Umsicht, eine Klugheit, wie man alle diese Eigenschaften wohl bei Wenigen bis dahin, in dem hohen Maße vereinigt und in der richtigen Stunde zur richtigen Geltung gebracht, gefunden. Gegen eine dreifache Gefahr hatte Thiers anzukämpfen, oder besser gegen einen dreifachen Feind: mit dem siegreichen Deutschland mußten Friedenspräliminarien eröffnet, die revolutionäre Bewegung, die unter dem Drucke der Capitulation von Paris in den größern Städten in Gährung gerathen, mußte niedergehalten, die monarchistischen Verschwörungen, die offen und frei in Bordeaux die Stirn erhoben, mußten vereitelt, und mitten in diesem Strudel von widersprechendsten Ereignissen und Strömungen mußte Frankreich, das erkannte sofort dieser klarblickende Geist, unter dem Banner der Republik in ein conservatives Fahrwasser gebracht, nach Außen befreit, nach Innen auf festen Grund und Boden gesetzt, und sich selber gegenüber aus dem peinlichen Gefühl der Erniedrigung zu einem frischen Lebens- und Kampfesmuthe beseelt werden. Wahrlich keine kleine Aufgabe, die dem von der Nationalversammlung zum Chef der Executivgewalt erhobenen Greise in die Hände fiel! Mit welcher Klarheit und mit welchem staatsmännischen Blicke, mit welcher Consequenz und Hintansetzung alles persönlichen Gefühls Thiers sich dieser Aufgabe entledigte, das wird die Geschichte diesem Manne nie hoch genug anrechnen können. Er zauderte keinen Augenblick, die Friedensverhandlungen auf dem von dem Kaiserreich gegen seine patriotischen Rathschläge geschaffenen Boden der Kriegsereignisse zu eröffnen, und unter den im ganzen Lande zum Voraus verhaßten Friedenstractat seinen Namen zu unterschreiben. Wohl hätte dieser Mann, der den Krieg verdammte, der sich durch seine Friedensrede in dem gesetzgebenden Körper dem Hohne der kaiserlichen Volksagenten ausgesetzt hatte, mit einigem Rechte diesen schweren Gang verweigern können; Thiers aber behielt nur das Interesse seines Landes vor dem Auge; er sah, wie Alles vor der Verantwortlichkeit dieses Friedensschlusses zurückbebte, wie die diplomatisch angelegten Naturen sich zurückzogen und jede Partei sich anschickte, in politischer aber wenig patriotischer Berechnung die andere, bis zur Vollendung dieser schweren That, in den Vordergrund zu drücken; — und er stand auf, muthig, entschlossen, auf jede Gefahr hin bereit, das Vaterland zu retten; und wie jener römische Ritter sich in den Schlund stürzte, den nur ein solches Opfer schließen konnte, so unterzeichnete Thiers den Friedensvertrag. Der Vertrag mußte so geschlossen werden, wie er vor Frankreich lag; die eiserne und blutige Nothwendigkeit erheischte vor Allem die rücksichtsloseste Opferwilligkeit; in dieser Opferwilligkeit war Thiers der Erste und Größte: es mochte sein patriotisches Herz auch noch so tief verwunden, es mochte sein Schmerz, die zweihundertjährigen Grenzen seines Vaterlandes einstürzen zu sehen, mit noch so großem Jammer seine Seele erfüllen; — geschah dieser Federstrich nicht, so stürzte Frankreich in unergründliches Verderben! Und er that den Federstrich, und sein Land war gerettet. Es mögen Diejenigen, die nur ein oberflächliches Verständniß der damaligen französischen Zustände haben, bedenken, aus welcher hohen Machtstellung Frankreich in diesen Abgrund geschleudert worden war; sie mögen bedenken, daß der Mann, der diesen Vertrag unterzeichnete, die Geschichte des ersten Napoleon geschrieben hatte, daß er Minister gewesen zu einer Zeit, wo Europa Frankreich fürchtete, — und sie werden eine Ahnung haben von den Gefühlen, die diesen Mann bewältigen mußten, ehe er sich zu diesem Schritte entschloß, und sie werden ihn auch, in Anerkennung dieser großartigen Selbstverläugnung, den lautersten und preiswürdigsten Patrioten, von denen die Weltgeschichte erzählt, zur Seite stellen.

Nicht anders handelte Thiers wieder, als nach Schluß der Friedenspräliminarien das Land vor die Lösung seiner innern, organischen Fragen gestellt war. Alle seine Erinnerungen, alle seine Traditionen, alle seine politischen und intimen Beziehungen machten aus Thiers einen Monarchisten. Den Orleans hatte er treu gedient, mit den Prinzen war er so zu sagen aufgewachsen, war er es doch, der den Thron Ludwig Philipps auf den Julibarrikaden aufrichten half! Was schien natürlicher, als daß er jetzt, da er die Regierung offen sah, und es nur eines Wortes bedurfte, um die constitutionelle Monarchie wieder aufzurichten, diesen Thron zum zweiten Male errichtete? Das Kaiserthum lag in Stücken; die Republik hatte das Land von den deutschen Armeen nicht befreien können; die Majorität der Nationalversammlung war monarchisch gesinnt; Alles schien der Wiedererstehung des Constitutionalismus günstig; Thiers selbst konnte sicher sein, daß auf dieses Thrones Stufen er der Erste nach dem Könige sein würde; — ein anderer Federstrich und der König wäre in seiner Ahnen Paläste eingezogen, und Thiers hätte als Ministerpräsident die Leitung der Geschäfte in die Hand genommen! Hier aber wieder, wie bei dem Friedensschluß, kämpfte Thiers seine innersten Gefühle nieder; er hatte erkannt, daß die Aufrichtung eines Thrones das Signal des Bürgerkrieges sein würde, und was wäre aus Frankreich geworden? Ein einziger Ausweg öffnete sich: es mußte die Republik angenommen werden, um das Volk zu beruhigen; es mußte andererseits diese Republik eine conservative sein, um die höheren Stände zu beschwichtigen und mit dieser neuen Staatsform zu versöhnen.

Dem Vaterlande hatte Thiers bei Unterzeichnung des Friedensvertrages das Opfer seiner innersten Gefühle gebracht, dem Vaterlande brachte er jetzt das Opfer seiner Meinungen. Den Federstrich, der das Königreich in Frankreich eingeführt hätte, that er nicht; seine ganze Autorität, seine Beredtsamkeit, seine physische und moralische Kraft bot er auf, um einerseits die Republikaner zum Conservatismus, und andererseits die Monarchisten zur Republik zu bekehren; und er selbst, der frühere aufrichtige Monarchist, bekannte sich ohne Scheu noch Furcht, weil er nur in diesem Auswege das Heil seines Landes erblickte, zur Republik.

Diesem Ziele blieb er treu als Präsident der executiven

Gewalt und, nach seinem Sturze, als Haupt der Opposition. Bis zum Tage seines Todes erfüllte ihn nur ein Gedanke, sein Land, sein vor Allem geliebtes Frankreich aus den Intriguen und dem jämmerlichen Reactionsgewebe, in welchem es die vereinigten Monarchisten gefangen zu halten wähnten, zu erretten, und in der republikanischen Staatsform zu einer Frankreichs würdigen Regeneration heranzuziehen. Es ward ihm gegeben, einen Namen zu hinterlassen, wie ihn größer und reiner kein Politiker träumen dürfte; den Namen eines Mannes, der nicht nur als Staatsmann, als Finanzmann, als Historiker, als Redner groß war, sondern der sich durch die Aufopferung, mit der er für sein Vaterland kämpfte, für es litt, für es starb, die Krone der seltensten und reinsten Verdienste erwarb.

* * *

Vor dem Grabe Thiers' stehen wir Elsässer in doppeltem Schmerz: wir beweinen in diesem Manne, wie es ganz Europa gethan, den großen Geist, dessen Leuchten oft so helle Strahlen geworfen und der nun aus der Welt geschieden; wir fühlen aber auch, daß ein Stück unserer eigenen Vergangenheit sich in dieses Grab niedergelegt hat, und es stehen vor unserem Geiste die Erinnerungen an frühere Zeiten wieder auf, Erinnerungen der Freiheitskämpfe, die wir mit diesem großen Todten durchgekämpft, Erinnerungen, die Deutschland uns gewiß nicht verhindern will, in tiefer und pietätvoller Ehrfurcht zu bewahren, Erinnerungen, deren jähes Erlöschen uns vielmehr die Achtung Deutschlands rauben würde! Deutschlands und der Welt Achtung werden und können wir dadurch bewahren, daß wir in ehrlicher Offenheit einerseits den Schmerz gewisser Erinnerungen nicht verhehlen, daß wir andererseits in ebenso ehrlichem und geradem Sinne Hand anlegen zu dem Neubau unseres elsässischen Staatswesens. So hätte ein Mann wie Thiers gehandelt, wäre er als Elsässer geboren, hätte er im Elsaß gelebt, hätte sein Herz an diesem, seiner Väter Lande gehangen, wie es an Frankreich hing; und in diesem Sinne sollen wir Elsässer die Lehre, die aus dem Leben Thiers' mit so wuchtiger Kraft und so blendendem Lichte hervorbricht, auf uns selber anwenden, daß auch wir dieselbe Liebe, dieselbe Hingebung, dieselbe Opferwilligkeit auch unserer Gefühle und unserer Meinungen, wie Thiers sie seinem und unserm frühern Vaterlande Frankreich brachte, — in treuer Kindesergebenheit unserm Mutterlande, dem Elsaß, zu Füßen legen.

A. Schneegans.

Die Verbreitung der Sanitäts- und Medicinalräthe.

Als die erste Frucht der nach so vielfach ausgesprochenen Wünschen endlich in's Leben getretenen deutschen Reichsmedicinalstatistik ist jüngst von dem bekannten Statistiker Dr. med. Paul Guttstadt in der Zeitschrift des königl. preuß. statistischen Bureaus eine Arbeit erschienen über die Verbreitung des Heilpersonals, der Apotheken und Heilanstalten in Preußen, mit historischen Rückblicken und Beiträgen für die Apothekenfrage. So musterhaft vollständig und übersichtlich diese Arbeit ist, so bedarf sie doch eines Nachtrages, insofern sie über die Verbreitung der Sanitäts- und Medicinalräthe nichts enthält. Schon am 12. November 1685 hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm dem collegium medicum den Auftrag gegeben, fleißige Aufsicht über das Arzneiwesen und aller dazu gehörigen Leute, unter Aufzählung der Kategorien derselben, zu üben. Es läßt sich heute nicht mehr genau nachkommen, um welche Zeit zu den früher vorhandenen Kategorien von Medicinalpersonen der Stand der Sanitäts- resp. Medicinalräthe hinzugekommen ist, so daß zunächst nur eine Uebersicht nach dem Stande des 1. Januar 1876 gegeben werden kann. Wir fügen deshalb an die von Dr. Guttstadt ausführlich besprochenen Kategorien: Apotheker, Thierärzte, Krankenpflegerinnen, Heildiener, Hebammen, Zahnärzte und Aerzte, den die Reihenfolge nach oben abschließenden und jetzt durch zunehmende Verbreitung sehr zur Geltung kommenden Stand der Sanitäts- und Medicinalräthe im Folgenden einfach an.

Es müssen im Königreich Preußen diese ärztlichen Räthe sämmtlich die Universitätsbildung durchgemacht und eine Staatsprüfung bestanden haben. Nach der Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 ist jedoch für die Zukunft die akademische Doctorpromotion nicht mehr nöthig. Ausnahmen, die früher in verschiedenen anderen Staaten öfter vorkamen, z. B. mit dem bekannten Homöopathen Lutze in Köthen, werden in Preußen nicht gemacht.

Die Zählung der ärztlichen Räthe hat nun ergeben, daß am 1. Januar 1876 von 7751 approbirten Aerzten (abgezogen sind die 205 Wundärzte II. Klasse) 907 in die Kategorie der Sanitäts-, Medicinal-, Geheimen Sanitäts- und Geheimen Medicinalräthe eingetreten waren. Demnach kommen auf 100 Aerzte überhaupt beinahe 10 Räthe; auf 3024 Einwohner 1 approbirter Arzt und auf 28,442 Einwohner je 1 Sanitäts-, Medicinal-, Geheimer Sanitäts- oder Geheimer Medicinalrath.

Schon bei der Vertheilung der Gesammtärzte (incl. der ärztlichen Räthe) auf die verschiedenen Regierungs- und Landdrosteigebiete treten sehr große Unterschiede zu Tage. Gewisse Gegenden sind von den Aerzten fast gemieden, wie Bromberg, Köslin, Gumbinnen und Marienwerder. Hier ist das Land dünn bevölkert und besitzt auf meilenweite Entfernungen keinen Arzt. In noch ausgesprochenerer Weise findet sich dieses Verhalten bei der Kategorie der ärztlichen Räthe, und haben die dünn bevölkerten Ostprovinzen die wenigsten Mitglieder derselben aufzuweisen. Wenn man allgemein annimmt, daß die Niederlassung der Aerzte in dünn bevölkerten und ärmeren Gegenden durch den erschwerten Erwerb daselbst verhindert wird, so darf man wohl auch für die Verbreitungsursachen der ärztlichen Räthe auf diesen Factor Werth legen und werden die folgenden statistischen Übersichten diesen Satz in gewissem Sinne bestätigen.

In den nachfolgenden 3 Zahlenreihen sind die einzelnen Regierungsbezirke geordnet:

a) nach der Zahl der Aerzte überhaupt;

b) nach der Zahl der Sanitäts- und Medicinalräthe daselbst;

c) nach dem Verhältniß, in welchem daselbst die Kategorie der ärztlichen Räthe aus dem Stand der einfachen praktischen Aerzte sich entwickelt hat.

Um ein vollständiges Bild von der Versorgung der Bevölkerung mit dieser neuesten Kategorie im heilenden Stande zu erhalten, müßte als Ergänzung zu den mitgetheilten 3 Zahlenreihen noch die Vertheilung der Sanitäts- und Medicinalräthe über die Bodenfläche in Betracht gezogen werden. Es ergibt dies ebenfalls eine unregelmäßige, von der Bevölkerungsziffer und Arztdichte absolut unabhängige Reihe, die wenig von der in b gegebenen abweicht und deshalb hier nicht in extenso vorgeführt wird.

a) Die Regierungsbezirke je nach der Anzahl der Aerzte geordnet.

1. Berlin; 2. Wiesbaden; 3. Köln; 4. Hildesheim; 5. Aurich (rückt in der Uebersicht b von der 5. auf die 17. Stelle); 6. Hannover; 7. Stralsund; 8. Münster; 9. Osnabrück; 10. Sigmaringen; 11. Schleswig (in b = 2); 12. Koblenz (in b = 26); 13. Kassel; 14. Aachen (in b = 23); 15. Düsseldorf (in b = 35); 16. Merseburg; 17. Breslau; 18. Arnsberg (in b = 28); 19. Magdeburg; 20. Minden (in b = 10); 21. Stade; 22. Potsdam; 23. Lüneburg (in b = 7); 24. Stettin; 25. Liegnitz; 26. Erfurt; 27. Danzig (in b = 14); 28. Königsberg; 29. Trier; 30. Frankfurt; 31. Posen; 32. Oppeln; 33. Marienwerder; 34. Bromberg; 35. Köslin; 36. Gumbinnen.

b) Die Regierungsbezirke je nach der Anzahl der vorhandenen Sanitäts- und Medicinalräthe geordnet.

1. Berlin; 2. Schleswig (in a = 11); 3. Hannover; 4. Hildesheim; 5. Wiesbaden; 6. Osnabrück; 7. Lüneburg (in a = 23); 8. Köln; 9. Kassel; 10. Minden (in a = 20);

11. Stralsund; 12. Breslau (in a = 17); 13. Münster; 14. Danzig (in a = 27); 15. Merseburg; 16. Liegnitz; 17. Aurich (in a = 5); 18. Sigmaringen; 19. Stade; 20. Erfurt; 21. Stettin; 22. Magdeburg; 23. Potsdam; 24. Aachen (in a = 14); 25. Köslin; 26. Koblenz (in a = 12); 27. Königsberg; 28. Arnsberg (in a = 18); 29. Posen; 30. Trier; 31. Frankfurt; 32. Oppeln; 33. Marienwerder; 34. Gumbinnen; 35. Düsseldorf (in a = 15); 36. Bromberg.

c) Von 100 approbirten Aerzten traten in die nächsten Kategorien über:

1.	In Hannover	26,1	= 1 : 3,8;
2.	„ Lüneburg	21,8	= 1 : 4,5;
3.	„ Berlin	19,4	= 1 : 5,2;
4.	„ Hildesheim	17,2	= 1 : 5,8;
5.	„ Minden	17,0	= 1 : 5,9;
6.	„ Osnabrück	16,1	= 1 : 6,2;
7.	„ Gumbinnen	14,5	= 1 : 6,9;
8.	„ Wiesbaden	13,9	= 1 : 7,2;
9.	„ Köslin	13,8	= 1 : 7,3;
10.	„ Danzig	13,3	= 1 : 7,5;
11.	„ Kassel	13,3	= 1 : 7,5;
12.	„ Liegnitz	12,0	= 1 : 8,4;
13.	„ Erfurt	11,5	= 1 : 8,7;
14.	„ Breslau	11,5	= 1 : 8,7;
15.	„ Bromberg	10,8	= 1 : 9,2;
16.	„ Marienwerder	10,7	= 1 : 9,2;
17.	„ Köln	10,6	= 1 : 9,4;
18.	„ Oppeln	10,4	= 1 : 9,7;
19.	„ Münster	10,3	= 1 : 9,8;
20.	„ Posen	10,2	= 1 : 9,7;
21.	„ Stettin	10,1	= 1 : 9,9;
22.	„ Stralsund	10,0	= 1 : 10,0;
23.	„ Stade	10,0	= 1 : 10,0;
24.	„ Merseburg	9,6	= 1 : 10,4;
25.	„ Königsberg	9,0	= 1 : 11,1;
26.	„ Aurich	8,5	= 1 : 11,8;
27.	„ Trier	8,3	= 1 : 12,0;
28.	„ Potsdam	8,3	= 1 : 11,9;
29.	„ Frankfurt	8,2	= 1 : 12,2;
30.	„ Magdeburg	8,1	= 1 : 12,3;
31.	„ Sigmaringen	8,1	= 1 : 12,3;
32.	„ Coblenz	7,1	= 1 : 14,1;
33.	„ Arnsberg	6,1	= 1 : 16,3;
34.	„ Aachen	5,7	= 1 : 17,4;
35.	„ Schleswig	4,3	= 1 : 20,8;
36.	„ Düsseldorf	4,3	= 1 : 23,5.

Zumal in den Städten sind die approbirten Aerzte mit Vorliebe in die andere Kategorie vorgerückt. Es kommen von sämmtlichen ärztlichen Räthen auf die Städte mit mehr als 25,000 Einwohnern gegen 81%, während in den Regierungsbezirken mit vorwiegend ländlicher Bevölkerung die Wundärzte in der größten Anzahl zu treffen sind. Namentlich die ganz großen Städte haben eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Sanitäts- und Medicinalräthen. Werden die Geheimen ärztlichen Räthe gesondert betrachtet, so kommen von denselben auf diese großen Städte über 90% und auf das platte Land nur 2%.

Nach den Altersverhältnissen betrachtet hatten von 900 ärztlichen Räthen, deren Approbationsjahr bekannt war, einen Praxisbetrieb von 25—60 Jahren hinter sich: 797; von 24 Jahren 19; von 23 Jahren 19; von 22 = 16; von 21 = 9; von 20 = 11; von 19 = 9; von 18 = 10; von 17 = 2; von 16 = 3; von 13 = 1; von 12 = 1; von 8 = 2 und von 6 Jahren 1. Am 1. Januar 1876 hatte also der jüngste ärztliche Rath 6 Jahre vorher seine Approbation als Arzt erhalten. Nach obiger Zusammenstellung geschieht dies in der Regel in Preußen erst, nachdem 25—60 Jahre des Praxisbetriebs verflossen sind (in S.-Gotha einmal ausnahmsweise schon nach 5 Jahren vorgekommen). Das seit dem Erlaß des Gewerbegesetzes behauptete Vorrücken dieser Kategorie in jüngere Altersklassen läßt sich statistisch nicht nachweisen, ist aber zumal für Berlin wahrscheinlich.

Im Ganzen ist die Häufigkeit des Eintretens der approbirten Aerzte in den Stand der ärztlichen Räthe = $^1/_{10}$; für diejenigen, welche noch vor dem Doctorjubiläum stehen, jedoch viel seltener, zumal viele approbirte Aerzte vor diesem Jubiläum zu sterben pflegen.

Weitere Untersuchungen darüber, wie viele von den approbirten Aerzten in den Städten und auf dem Lande nach überstandenem Doctorjubiläum noch nicht in den Stand der ärztlichen Räthe eingetreten sind, ergeben eine Reihenfolge der Regierungsbezirke, die ganz den in b geschilderten gleicht.

In den entfernten Ostprovinzen und im Rheinland ist noch die relativ größte Menge älterer vielfacher praktischer Aerzte vorhanden, während dieselben in Lüneburg und Berlin selten sind.

In die Kategorie der Geheimen Sanitätsräthe und Geheimen Medicinalräthe waren von 7751 approbirten Aerzten nur 137 vorgerückt, und zwar als Geheime Sanitätsräthe 83 und als Geheime Medicinalräthe 54. Von ersteren hatten den Praxisbetrieb eröffnet 50 Jahre früher 27; 40 Jahre früher 22; vor 30 Jahren 22; vor 20 Jahren 8 und vor 10 Jahren 1.

Zum Geheimen Medicinalrath war bis zum 1. Januar 1876 nur ein Arzt vor vollendetem 20jährigen Praxisbetrieb vorgerückt. Die meisten hatten in den Jahren 1819—1825 angefangen.

Wie schon bemerkt hat die Vertheilung der approbirten Aerzte und der ärztlichen Räthe im großen Ganzen sich gleichmäßig für die betroffene Bevölkerung gestaltet. Es gibt von beiden Kategorien in den dünn bevölkerten Ostprovinzen am wenigsten. Es müssen jedoch noch andere Factoren von Einfluß darauf sein. Daß der Umfang und die Tiefe des Wissens der Aspiranten neben der Bevölkerungsdichte und der Frequenz der Aerzte überhaupt mit von einem maßgebenden Einfluß ist, scheint zunächst deshalb wahrscheinlich, weil die Universitätsstädte namentlich viel ärztliche Räthe aufzuweisen haben. Auffallend ist ferner, daß z. B. die Regierungsbezirke Düsseldorf, Arnsberg, Coblenz, Aachen und Aurich relativ so wenig ärztliche Räthe besitzen im Gegensatz zu Danzig, Lüneburg, Minden und Schleswig. Der Einfluß der großen Städte kann es nicht allein sein, da ja der Rhein deren sicher mehr aufzuweisen hat, als der ebenfalls von den ärztlichen Räthen gemiedene Osten der Monarchie. — In früheren Jahren scheinen aber die Verhältnisse ganz ähnliche gewesen zu sein, so daß mindestens ständig wirkende Einflüsse maßgebend sein müssen.

Klimatische, orographische und sonstige Vergleiche sind wegen der vielen Fehlerquellen z. Z. noch zu gewagt und nur mit äußerster Vorsicht zuzulassen.

Für's ganze Reich findet sich z. B. innerhalb der 8 Klimakreise in zweien derselben ein Maximum und in dem Klimakreis Berlin sind die meisten und auch die jüngsten ärztlichen Räthe vorhanden, viel mehr als in dem viel südlicher gelegenen München. Nur einzelne Residenzstädte im mittleren Deutschland, im Heiligenstädter (. — . — .) Klimakreis, reichen relativ an Berlin heran oder übertreffen absolut dasselbe, während im Kreise Bremen (mit Hamburg) dieselben gänzlich fehlen.

Als erfreuliche Thatsache aber läßt sich constatiren, daß seit dem Jahre 1866 eine immer gleichmäßigere Vertheilung in den bisher weniger mit ärztlichen Räthen besetzten Provinzen sich geltend macht. Im Durchschnitt scheinen jetzt mehr in diese Kategorie einzutreten und nähert sich die Mittelziffer (1 : 10) mehr und mehr dem Procentsatz, der in den kleinen und Mittelstaaten (Schwarzburg-Sondershausen 1 : 3; S.-Gotha 1 : 5; S.-Weimar 1 : 5) schon länger besteht. Auch im Reiche macht sich diese Richtung geltend und hat jüngst das Königreich Sachsen mit Einführung der Sanitätsräthe den Anfang gemacht. Es müssen daselbst jährlich ca. 36 hinzukommen, wenn in den nächsten 10 Jahren das Mittel von 1 : 10 erreicht sein soll.

Der Einfluß der Freizügigkeit und Gewerbeordnung läßt sich hier nicht verkennen. Früher erwartete man, daß durch die Freizügigkeit zumal die Landbevölkerung mit Aerzten besser versorgt werden würde. Es ist das Gegentheil eingetreten. Die

Zahl der Aerzte hat abgenommen und dieselben haben sich mehr in den Städten angesammelt. Aehnlich ist es mit den ärztlichen Räthen.

Die auffallende Häufigkeit der Sanitätsräthe, Medicinalräthe und Geheimen Sanitätsräthe in den Städten erklärt sich eben dadurch, daß bei dem schwieriger gewordenen Erwerb das Aufrücken in diese Kategorie hier am besten sich lohnt, die dieser Kategorie zugebilligten Deserviten am ehesten zu erlangen sind. Im Widerspruch damit steht nicht, daß z. B. am Rhein die ärztlichen Räthe noch selten sind, da für die dortigen approbirten Aerzte bei den reichen Erwerbsquellen ein Zwang zum Eintreten in diesen Stand noch nicht so sehr empfunden wird.

Wenn man diese Verbreitungsursache nicht will gelten lassen, so bleibt kein anderer Erklärungsversuch übrig, als daß die praktischen Aerzte es z. B. im Regierungsbezirk Düsseldorf gegenüber Hannover um 6,2 mal schlechter verstehen, den Uebergang in die Kategorie der ärztlichen Räthe durch größere Tiefe und größeren Umfang des Wissens oder dergleichen mehr zu ermöglichen — eine Erklärungsweise, die uns zwingt, die im Regierungsbezirk Düsseldorf erworbene Qualification als eine besondere Auszeichnung zu begrüßen.

Im allgemeinen Interesse aber ist eine größere Verbreitung nur zu wünschen, um die Weiterentwickelung des heilenden Standes in Bezug auf Umfang und Tiefe des Wissens und die Verbesserung der socialen Stellung auch für einfache praktische Aerzte fruchtbar zu machen. Auch der Staat hat seine Pflicht hier erkannt und für größere Gleichmäßigkeit in der Verbreitung dieses Standes zu sorgen angefangen. K. K.

Literatur und Kunst.

Tallemant des Réaux.

Zur Literaturgeschichte Frankreichs im 17. Jahrhundert.

Für das lesende Publicum in Deutschland faßt sich die französische Literatur des 17. Jahrhundert fast einzig in den Werken Corneilles, Racines, Molières und in den Briefen der Frau von Sévigné zusammen. Für Gelehrtere kommen wohl noch St. Simons Memoiren, und Larochefoucaulds misanthropische, aber leider oft nur zu wahre „Maximen" hinzu. Letzterer, obwohl von jeher etwas schroff, galt doch, so lange er noch Prinz von Marsillac hieß, d. h. in seiner Jugend, für einen ziemlich wilden Cavalier, und die trübe Anschauungsweise, die in seinen „Maximen" den Grundton bildet, ist wohl nur das Resultat seiner später erworbenen Menschenkenntniß.

Gar manche literarische Erzeugnisse, aber bei uns sehr wenig oder gar nicht gekannt, werfen auf das geistige und gesellschaftliche Leben des 17. Jahrhunderts ein so lebhaftes Licht, daß sie einer größeren Beachtung würdig werden, und sich einem lebhafteren Interesse empfehlen. Unter ihnen darf man Tallemant des Réaux' „Historietten" unstreitig einen sehr hervorragenden Rang einräumen; das Originalmanuscript derselben befand sich in den Händen des Marquis von Chateaugiron; sie erschienen zum ersten Male im Jahre 1833, herausgegeben von Mommerqué, Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften, und umfassen die ganze erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, da sie erst mit dem 1657 erfolgten Tode des Verfassers enden.

Dieser Theil des 17. Jahrhunderts war im Ganzen genommen doch eine recht seltsame Epoche, wo Ludwig XIII., auf den Fensterscheiben herumtrommelnd, Diesen oder Jenen herbeirief um sich mit ihm zu „langweilen", und dann Vitry zum Marschall von Frankreich machte, weil er Concini (Marschall d'Ancre), den der König, freilich mit vollem Rechte, gründlich haßte, vor der Thür des Louvre niederschoß. Die raffinirte Eleganz der höheren Kreise unter Heinrich III. verschwand, und die Gesellschaft, unter der man nur Hof und Adel verstehen darf, nahm ein derberes, roheres Wesen an, weit entfernt von der liebenswürdigen Feinheit der früheren und der späteren Zeit. Gewisse Familien und Kreise erhielten sich allerdings hoch über der neuen Richtung, und ihre musterhafte Lebens-, Denk- und Sprachweise läßt eben nur bedauern, daß sie nicht die zahlreichsten waren. Die reizende, unter den letzten Valois herrschende Kleidung war einer geschmacklosen, steifen und schwerfälligen Tracht gewichen, und es scheint, daß selbst in den obersten Regionen die äußere Haltung wohl Manches zu wünschen übrig gelassen, da Tallemant sowohl wie der strenge St. Simon, der ja selbst der höchsten Aristokratie angehörte, so oft beide irgend Jemandes, wie der Marquisin von Rambouillet, des Marquis von Pisani, oder der Prinzessin von Conti lobend gedenken, hinzuzufügen für nöthig halten: „Uebrigens war sie oder er, auch sehr reinlich."

Selbst die Sprache war zu einer so derben Freiheit des Ausdrucks gelangt, daß wir derselben heute nur noch das Epitheton des krassesten Cynismus beilegen könnten. Daß St. Simon, Tallemant und andere Den, der unredlich gehandelt, ohne Rücksicht auf Rang und Stellung „einen Spitzbuben" nennen, daß sie die Laster bis in die höchsten Regionen hinauf unerbittlich stigmatisiren, ist eine durchaus anerkennenswerthe Offenheit; daß sie dabei jedes Ding ungescheut bezeichnen und mit seinem Namen charakterisiren, mag auch noch als üblich in jener Zeit hingehen; nicht ohne Widerwillen aber sieht man Männer und Frauen sich in der Unterhaltung oft einer haarsträubend schmutzigen Sprachlicenz hingeben; die scherzhaften Gespräche zwischen der Königin Marie von Medicis, Heinrichs IV. Gemahlin, und Bassompierre z. B. überschreiten in dieser Beziehung alle Grenzen, die selbst die äußerste Nachsicht sich zu ziehen erlauben möchte, und die Herzogin von Verneuil, eine der vielen Schönheiten, die dazu beigetragen, Heinrich IV. mit dem Beinamen des „vert galant" zu schmücken, konnte diesem vor allen Anwesenden sagen: „Es ist ein wahres Glück für Sie, König zu sein, sonst könnte Sie Niemand ausstehen; Sie riechen ja wie die Pest."*)

Tallemant seigneur des Réaux gehörte einer reichen, angesehenen und wohlsituirten Familie an; was und wie er geschrieben beweist, wie ausgebreitet seine Bekanntschaften und Beziehungen gewesen, und daß er das Meiste aus eigener Anschauung kennen gelernt haben muß; es finden sich fast überall so intime und bezeichnende Details, daß die Annahme wohl nicht zulässig ist, der Autor sei zu deren Kenntniß nur durch „Hörensagen" gelangt. Tallemant ist ein sehr scharfer und scharfsinniger, obwohl nicht immer eben wohlwollender Beobachter; die Behauptung jedoch, er habe diesen Mangel an Wohlwollen nur auf ihm mißfällige Personen ausgedehnt, wäre ein ungerechter Vorwurf; er lobt im Allgemeinen was ihm lobenswerth scheint, theilt aber mit einer Art von vergnüglichem Behagen seine Geißelhiebe auf Sachen und Menschen aus.

Tallemant, der sein Werk mit den bescheidenen Worten beginnt: „Ich nenne diese Sammlung Geschichtchen, weil es nur kleine Memoiren sind, die gar keine Verbindung unter einander haben; ich befolge darin nur eine gewisse Zeitfolge, um keine Verwirrung hineinzubringen", hat das große Verdienst, uns hie und da mit einer kurz hingeworfenen Bemerkung über manches, selbst für den Geschichtsforscher Kennenswerthe zu belehren, wie z. B.: „Heinrich IV., um einen geheimen Ausgang aus Paris zu haben, ließ vom Louvre aus einen bedeckten Weg nach den Tuilerien machen, die damals noch nicht innerhalb der Stadtmauern lagen." Dergleichen kurze, immer präcise Andeutungen finden sich mehrfach und gewähren uns einen lehrreichen Blick auf Zeit und Ort, auf Umstände und Menschen; und die Wahrheit seiner Anführungen finden wir oft durch St. Simon und Andere bestätigt.

Durch Tallemant werden wir auch wieder mit manchen, heut ganz vergessenen, literarischen Berühmtheiten seiner Zeit in Berührung gebracht. Wer weiß jetzt noch etwas von Gombaud, Patru, Ménage oder Conrart und tutti quanti? Für

*) Sie bediente sich viel stärkerer Ausdrücke.

alle diese Schriftsteller scheint in einer Beziehung es auch damals wirklich das goldene Zeitalter gewesen zu sein. Irgend einer dieser Herren verfaßt über irgend etwas ein dickleibiges Buch; Gombaud schreibt eine Kritik dieses Werkes in drei Foliobänden, ein dritter nun liefert, ebenfalls in drei Quartbänden, eine Kritik der Gombaud'schen, und alle finden Verleger und Leser!

Die Historietten sind jedoch nicht ausschließlich, oder selbst nur vorzugsweise den Schriftstellern gewidmet; in annähernd zweihundert prächtig gezeichneten Porträts zeigen sie uns alle hervorragenden, der Epoche ihren Charakter gebenden Persönlichkeiten, und bilden für den intelligenten Leser gewissermaßen einen Geschichtscursus jener Zeit. Mit seltenem Talent hat der Autor dabei alles Trockene vermieden, die Aeußerungen, die er den von ihm Geschilderten entnimmt, sind immer der Art, daß sie nicht nur den persönlichen Charakter der Leute, sondern auch den pikanten Geist, der in der Gesellschaft überhaupt herrschte, wohl bezeichnen. So erzählt er z. B., daß bei Abhaltung eines Ordenkapitels, als Heinrich IV. dem Herrn von La Vieuville das Ritterhalsband anlegte, und dieser, der üblichen Formel gemäß, sagte: „Herr, ich bin dessen nicht würdig," Heinrich antwortete: „Ich weiß es recht gut, aber mein Cousin von Nevers hat mich darum gebeten"; ein anderes Mal führt er an, daß Roquelaure (später Herzog und Marschall) einem Capitän sagte, der, dem königlichen Beispiel folgend, von der protestantischen zur katholischen Religion übergetreten war, und zur Belohnung dafür ein Gouvernement erhalten hatte: „Ihre alte Religion muß aber doch wohl die bessere gewesen sein, da man Ihnen bei der neuen so viel hat zugeben müssen." Vom Grafen von Angoulême (dem Sohne Karls IX. und der Marie Touchet), von dem Tallemant sagt, daß er einer der ausgezeichnetsten Männer hätte sein können, wäre er nicht ein gar zu arger Spitzbube, führt er verschiedene Aeußerungen an, die diesen alten Sünder auf das Köstlichste malen. Seine Leute drangen einmal in ihn um endliche Bezahlung ihrer Löhne. „Was, Ihr Schufte, ist das nicht Eure Sache?" ruft Angoulême, „liegt mein Hotel nicht zwischen vier lebhaften Straßen? Ihr habt alle Degen und Pistolen, könnt Ihr nicht selbst für Euch sorgen?" Heinrich IV. richtet an Angoulême die, im Munde eines Königs freilich etwas seltsame Frage: „Sagen Sie doch, mein Cousin, wie viel bringt Ihnen wohl Ihre Falschmünzerei ein?" und erhält zur Antwort: „Ich weiß gar nicht, Sire, was Sie sagen wollen; in meinem Schlosse Grosbois habe ich eine Stube für viertausend Thaler jährlich an einen gewissen Merlin vermiethet und bekümmere mich nicht darum, was er da macht!"

Tallemants sicherer und scharfer Blick bewährt sich überall; wie richtig beurtheilt er Heinrich IV. mit den Worten: „Wäre dieser Prinz als König von Frankreich geboren, und im ruhigen Besitz des Thrones gewesen, so hätte er gewiß nichts Hervorragendes geleistet; er wäre in Ausschweifungen zu Grunde gegangen, da er so schon so oft die wichtigsten Angelegenheiten liegen ließ, um seinem Vergnügen nachzulaufen. Er war weder sehr freigebig noch dankbar, lobte niemals Andere und rühmte sich stets selbst wie ein Gascogner, der er war. Dagegen hat man nie einen so menschlichen und gütigen Fürsten gesehen, der mehr sein Volk geliebt und für das Beste des Staats sich mehr bemühte, wie er; in Allem zeigte sich die Lebendigkeit seines Geistes, und eine feine Satire wußte er wohl aufzunehmen."

Tallemant, wie streng und würdig sonst auch seine Denkungsart sein mochte, gehört jedoch in so weit seiner Zeit an, daß er ganz ruhig ohne weitere Bemerkungen Dinge erzählt, wie: „Wenn Zamet — der damalige Rothschild, bei dem der König und die Prinzen galante Partien zu machen pflegten — die Herzogin von Beaufort (Gabriele d'Estrées, die schöne Gabriele) vergiftet hat, wie man sagt, so hat er dem König einen großen Dienst erwiesen, da dieser die Dummheit begehen wollte, sie zu heirathen ..."; oder: „Der Herzog von Mayenne, ziemlich kitzlich in diesem Punkte, ließ Herrn von Sacremore ermorden." Wirft dergleichen nicht ein ganz eigenes Licht auf den gesellschaftlichen und moralischen Zustand jener Zeit?

Nur in seiner sehr strengen Beurtheilung Ludwig XIII. weicht Tallemant durchaus vom Herzog von St. Simon ab, der diesem Könige einen fast abgöttischen Cultus geweiht hat, der aber auf die große Dankbarkeit begründet war, die er und sein Haus Ludwig schuldig war. Des Herzogs Vater war ziemlich obscur und ohne Verbindungen an den Hof gekommen und bald zu besonderer Gunst gelangt. Dem Könige, dessen einzige Leidenschaft die Jagd war, hatte er sich dadurch zuerst empfohlen, daß er auf dem Relais ein frisches Pferd so zu halten wußte, daß der König von dem seinen den Fuß sogleich in den Steigbügel des wartenden Pferdes setzen konnte, ohne abzusteigen, was Zeitverlust vermied. Gefragt, wodurch St. Simon die große Gunst, in der er stand, verdient habe, erwiederte Ludwig: „Er schont seine Pferde, gibt mir eine sichere Auskunft über den Stand der Jagd, und wenn er das Horn bläst, thut er es ohne zu speien." Gewiß sehr bedeutende und treffliche Gründe, diesen Herrn zu den höchsten Würden und Ehrenstellen zu erheben.

Tallemant, in seiner oft sarkastischen Weise die Menschen zu schildern, zeigt uns sehr wohl, was es Ungeregeltes und Tadelnswerthes in der Gesellschaft gab; er weiht uns aber auch in so vieles Liebenswürdige und Anziehende dieser geistreichen und nach manchen Seiten hin so bedeutenden Gesellschaft ein, daß man ihr Interesse und Zuneigung nicht versagen kann.

In der That herrschte in fast allen Klassen der lebhafteste Geschmack an pikantem Witz und an Allem, was geistreich war, eine hohe Verehrung für Alle, die eine geistige Ueberlegenheit besaßen, und hierin verschmolzen sich auch alle, sonst so scharf geschiedenen Kasten. Die Träger der größten Namen Frankreichs, die Guise und Longueville, Grammont und Turenne, Montmorency und Mortemart, brachten, nachdem sie dem Könige ihre Reverenz gemacht, mit Vorliebe ihre Abende bei Gourille, Sarrasin oder Marigny zu, deren von Geist und Witz strahlende Unterhaltung keineswegs außer ihrem Bereich lag, und in die sie wohl einzustimmen vermochten. Einige dem Bürgerstande angehörende Frauen, die Damen Cornuel, Pilou und Launay, berühmt wegen ihrer hohen geistigen Fähigkeiten, noch mehr aber wegen ihren feinen und hochpikanten Bonmots, vereinigten bei sich die glänzendste und gewählteste Gesellschaft und waren gesucht und umringt in den Salons der Herzogin von Chevreuse und Anderer.

Die Historietten nun werfen uns mitten in das lebhafte Treiben, in den geistigen Verkehr dieser Gesellschaft hinein; Alles, was zu ihr gehört, Fürsten und Prinzessinnen, Künstler wie Gelehrte, Jeder, der in irgend einer Weise sich auszeichnet, wird uns vorgeführt, treffend gemalt, und es entsteht so das „ensemble", das vollständigste und gelungenste Bild der ganzen Epoche. Tallemant widmet einige seiner Historietten, eingehender wie gewöhnlich, dem „Hotel de Rambouillet". Dort versammelte sich in der That die Elite der Talente und geistig Befähigten, Aller, die in Kunst und Wissenschaft glänzten oder deren persönliche Vorzüge den Zusammenkünften Reiz und Anmuth zu verleihen vermochten.

Der Marquis von Rambouillet, aus dem Hause Angennes, war selbst ein in jeder Hinsicht bedeutender Mann. Nicht nur tüchtiger und bewährter Kriegsmann, war er auch mit den wichtigsten politischen Missionen betraut worden; er war Vicekönig von Polen vor Heinrichs III. Ankunft daselbst, später Gesandter in Spanien gewesen, und hatte auch verschiedene Unterhandlungen während der inneren Parteienzerspaltung mit Geschick und Erfolg geleitet. Die allgemeine Hochschätzung umgab ihn trotz einiger kleinen Schwächen.

Die Marquise von Rambouillet, Tochter des Marquis von Pisani, bedeutend jünger als ihr Gemahl, hing mit hoher Verehrung an ihm und wurde von diesem stets innig geliebt. Reich begabt an Geist und Herz, von seltener Bildung und unbefleckter Sittenreinheit, hatte sie in Beziehung auf letztere so strenge Begriffe, daß sie schon von ihrem zwanzigsten Jahre an nicht mehr bei Hofe erscheinen wollte, weil das an diesem herrschende Treiben ihr Zartgefühl verletzte. Sie hatte die umfassendsten Talente; das geschmackvolle Hotel Rambouillet war nach ihren Zeichnungen ausgebaut, seine prachtvollen und berühmten Garten-

anlagen nach ihren Angaben hergerichtet worden, so daß die Königin Mutter, als sie den Palast Luxemburg bauen ließ, ihren Architekten Rambouillet zum Muster gab. Tallemant nimmt hier Gelegenheit, uns durch eine der ihm eigenen kurzen Bemerkungen zu lehren, daß Frau von Rambouillet die Erste war, die ein Zimmer anders als roth oder graubraun hat malen lassen.

Die Herzensgüte und Wohlthätigkeit der Marquise waren sprüchwörtlich, eine treuere, aufrichtigere und aufopfernde Freundin mochte schwerlich zu finden sein; eine ihrer größten Freuden war, Allen, die Beziehungen zu ihr hatten, angenehme Ueberraschungen zu bereiten, auch hatte sie das große Talent, nicht blos Heiterkeit um sich zu verbreiten und Vergnügen zu machen, sie wußte sich auch selbst so recht von Herzen mit Andern zu amüsiren, mit ihnen froh zu sein.

Selbst Tallemant, der nicht leicht die verwundbaren Stellen der Menschen unberührt läßt, findet von der Marquise nur hie und da ein Wort zu sagen, was nicht eine Lobeserhebung ist; er scheint im Ganzen ein besonderer Verehrer des ganzen Hauses gewesen zu sein; nachdem er erwähnt, daß die Frau Prinzessin (von Condé) und der Cardinal von La Valette zu den besonderen Freunden der Marquise gehörten, fährt er fort: „Das Hotel Rambouillet war gewissermaßen das Theater aller ihrer Belustigungen, und der Vereinigungspunkt der Besten und Feinsten vom Hofe und unter den Schöngeistern des Jahrhunderts.“ Eine Hauptrolle unter den Intimsten des Hauses spielte die schöne, geistvolle und kenntnißreiche Mlle. Paulet, dieselbe, zu der sich Heinrich IV. in dem Augenblick begab, als er von Ravaillac ermordet wurde. Ihre mannigfachen Talente, namentlich in der Musik, machten sie zu einem der Glanzpunkte der Gesellschaft, und die treue Anhänglichkeit, die sie den Rambouillets erwiesen, belohnte diese für die Freundschaft, die sie bei ihnen gefunden.

Die gefeierte Zierde des Hauses aber war die älteste Tochter, Julie Lucile von Angennes. Wenn auch, als Schönheit, in sehr übertriebener Weise von den Dichtern der Zeit gepriesen, verdiente sie doch durch Anmuth und Liebenswürdigkeit und alle Eigenschaften des Geistes und Herzens die Bewunderung Aller. Gewiß hat ihre belebende und anregende Einwirkung manche der besten poetischen Erzeugnisse der Zeit hervorgerufen. Daß es ihr so an zahlreichen Anbetern nicht fehlen konnte, versteht sich von selbst; die ausdauerndsten waren Voiture, der Dichter, und der Herzog von Montausier. Man hatte sie früher mit dem ältern Bruder des letzteren verheirathen wollen; er fiel jedoch im Kriege, und der jüngere Bruder, bis dahin Herr von Salles genannt, der Julie schon lange im Stillen liebte, wurde Bewerber, sprach sich jedoch erst nach vier Jahren aus; Julie erklärte die Ausdauer und Treue Montausiers erst auf die Probe stellen zu wollen, dies that sie nun — vierzehn Jahre lang! Als sie endlich mit ihrer Hand die Beständigkeit ihres Anbeters zu belohnen einwilligte, war sie achtunddreißig Jahre alt. Ihre Ehe war übrigens eine vollkommen glückliche. Julie selbst hat nur Weniges geschrieben, sie und ihre Mutter jedoch haben durch ihre geistige Ueberlegenheit unstreitig einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Gesellschaft jener Zeit ausgeübt, und auch die von Allen anerkannte Reinheit ihres Lebenswandels ist nicht ohne wohlthätige Einwirkung auf ihre Umgebung und Alle, die mit ihnen Beziehungen unterhielten, geblieben.

Es ist wahr, daß man selbst im Hotel Rambouillet hie und da der Mode der Zeit in Kleinigkeiten huldigte, daß man z. B. sich Namen aus den Romanen der Epoche oder aus speciell für die Gesellschaft des Hauses gemachten Dichtungen beilegte. Im Ganzen aber war das dort herrschende geistige Treiben ein so überlegenes, die Sprache eine so gewählte und verfeinerte — und in so strengem Contrast mit dem Sprachcynismus anderer Kreise —, daß es nicht richtig ist, wenn man behauptet, die „Précieuses ridicules“ seien eine Satire auf das Hotel Rambouillet und den dort vereinigten Cirkel. Molière selbst hatte viel zu viel Geist, um nicht anzuerkennen, daß die dort befolgte Richtung eine hochpreiswerthe sei; er hat unstreitig nur die Uebertreibungen ungebildeterer Nachahmer, namentlich des Bürgerstandes, der sich damit einen Anschein seiner Eleganz geben wollte, züchtigen wollen.

Der Cardinal Richelieu hatte, trotz seiner vielen politischen Sorgen und Arbeiten, doch ein sehr aufmerksames Auge auf die Gesellschaft des Hotel Rambouillet. Die innere Politik jener Zeit war ein ewiges Intriguenstück, das sich zwischen ihm, dem Könige, den beiden Königinnen, dem Herzog von Orleans, den Prinzen und anderen vornehmen und mächtigen Personen abspielte; der Cardinal, stets argwöhnisch und mehr wie einmal seiner Stellung nicht sehr sicher, suchte den Umstand, daß in dem anziehenden Hotel Rambouillet die hervorragendsten Personen so ziemlich aller Parteien zusammenkamen, zu benutzen, um durch einige seiner wärmsten Anhänger, die ebenfalls dort eifrige Besucher waren, hie und da irgend eine unfreiwillige oder unbesonnene Aeußerung zu erfassen oder hervorzurufen, die ihn auf die Spur eines gegen ihn gerichteten Complots führen, oder ihm Freunde und Feinde näher kennen zu lernen dienen konnten.

Ein anderer Grund des Interesses, das der Cardinal am Hotel Rambouillet, dem Vereinigungspunkte aller Schöngeister der Epoche, nahm, liegt aber darin, daß er selbst schrieb und dichtete; es existiren einige Abhandlungen und mehrere Komödien, wie „Europa“, „Mirame“ u. A. von ihm. So groß jedoch unstreitig der Cardinal als Staatsmann war, so unbedeutend ist er als Schriftsteller gewesen, und alle seine Erzeugnisse bleiben weit hinter dem Mittelmäßigen zurück. Mehr wie einmal übrigens hat er erklärt, daß „Verse machen“ seine höchste Freude sei; er schloß sich dazu ein und selbst um der dringendsten Staatsgeschäfte wegen durfte man ihn nicht stören. D'Estoiles, Chapelain und namentlich Desmarets halfen ihm seine Erzeugnisse zurechtstutzen. Nicht immer jedoch wollte er sich ihren Bemerkungen unterwerfen; d'Estoiles machte ihn einmal darauf aufmerksam, daß einer seiner Verse nicht weniger als drei Silben zu viel hatte, und erhielt zur Antwort: „Schadet nicht, ich werde schon machen, daß sie durchgehen“, als wäre von einem Polizeiedicte die Rede. Dabei hatte er die kleinliche Eitelkeit aller Mittelmäßigkeiten in Literatur und Kunst; eifersüchtig auf bedeutendere Leistungen Anderer, schienen ihm diese stets einen beeinträchtigenden Schatten auf seine eigenen zu werfen.

Tallemant, der in seinen Historietten dem Cardinal Richelieu einen längeren Artikel widmet, beurtheilt ihn in Allem, in Gutem wie in Tadelnswerthem, sehr richtig und vorurtheilsfrei, und wir erfahren durch ihn manche Einzelnheiten, die der Geschichtsschreiber, der in großen Zügen malt, vernachlässigt oder nicht kennt, die Tallemant aber durch seine persönliche Bekanntschaft mit Allen, die in irgend einer Weise Beziehungen zum Cardinal hatten, zu erfahren in der Lage war. Diese Einzelnheiten aber sind nicht nur sehr charakterisirend, sondern auch hochwichtig zur vollständigen Kenntniß der Epoche, und lehren uns mehr und mehr, daß diese das Gepräge des grellsten Egoismus trägt. Jeder drängt und strebt nur nach Macht und Größe für sich und die Seinigen, ohne jede Rücksicht auf das allgemeine Wohl und Diejenigen, die er stürzen muß, um sich zu erheben. Die Historietten geben auch einen neuen Beweis, und einen sehr präcisen, von der hochbedeutenden Rolle, welche die vornehmen Damen in der Politik, d. h. im damaligen Intriguenkampfe, spielten. In Alles sind sie gemischt; viele Unterhandlungen, und oft die schwierigsten, werden durch sie geleitet, oder können wenigstens ohne ihre Betheiligung nicht durchgeführt werden.

Dies Alles nun zeigt uns Tallemant ohne jede Prätension, im leichten und liebenswürdigen Stil kleiner Personenschilderungen, die aber so vollständig und charakterisirend sind, daß wir durch sie das vollständigste und gelungenste Bild der ganzen Epoche in Verhältnissen und Menschen gewinnen. Freilich muß der Leser, und noch mehr die Leserin, auf eine sehr große Freiheit in der Ausdrucksweise, und, da Tallemant nichts verschweigt, fast immer auf sehr seltsame Details gefaßt sein.

E. Coßmann.

Die neuen Serapionsbrüder.

Roman in 3 Bänden von Karl Gutzkow.*)

Im Stande der Unschuld stellt man sich die Entstehung der Dichterwerke doch ein wenig anders vor als später, wenn man schon einen Blick hinter die Coulissen dieser Welt gethan hat. So mag es auch ein recht naiver Glaube sein, daß selbst ein bedeutender Dichter nur einmal im Leben einen großartigen, originellen und wahrhaften Zeitroman schreiben könne. Ein socialer Roman, wenn er nicht lediglich dazu bestimmt ist, in Leihbibliotheken ein stoffhungriges Publicum „abzufüttern", müßte doch wenigstens an einer Gestalt die Kämpfe und Ziele der Zeit, ihre Einwirkungen auf den mitstrebenden Menschen und die Entwickelung desselben schildern. Es wäre beinahe eine Beleidigung des Lesers, hier erst noch an „Wilhelm Meister" zu erinnern.

Die intime Kenntniß der Menschenseele, ohne welche kein Romanheld gelingen wird, erwirbt der Dichter jedoch nur im Studium einer einzigen Person, im Studium seiner selbst. Nur der Autor selbst ist sich für die Erforschung des geistigen Lebens eine reine und erste Quelle; alles Andere ist Vermuthung, Analogie, Täuschung oder — Wiederholung. Nur an sich selbst hat der Autor einen treuen Spiegel seiner Zeit. Jene Ansicht, daß der bedeutende Schriftsteller sich mit nur einem Zeitroman — einem, aber einem Löwen! — begnügen müsse, ist darum trotz ihrer Naivetät vielleicht doch nicht ganz unhaltbar, wenn auch ihr gegenüber manche Berühmtheit, die alljährlich, bei Gefahr des Vergessenwerdens, ihren gewohnten dreibändigen Zeitroman zu Wege bringt, in einem seltsamen Lichte erscheinen müßte. So naiv ist jener Glaube freilich nicht, daß er das Verbot der Vielschreiberei auch auf den historischen Roman ausdehnen möchte. Die Schachte der Welthistorie sind tief; wer nur die echte Wünschelruthe des Goldgräbers besitzt, kann trotz der Concurrenz aller Minengräber dort immer noch und immer wieder lauteres Gold emporfördern.

Eine andere Ausnahme ist dann einzuräumen, wenn ein seltenes Talent nach Abschluß seiner ersten innern Kämpfe ein höheres Alter erreicht und in dieses Alter eine außerordentliche Zeit fällt, die neue Bilder und Gestalten, neue Kämpfe und Ziele, neue Errungenschaften und Weltanschauungen an ihn heranbringt. Unsere Zeit nun ist außerordentlich. Es ist darum nicht zu verwundern, daß die noch lebenden Dichter aus älteren Generationen, das inzwischen von ihnen selbst Erreichte bei Seite lassend, mit den jüngern um die Wette der Neuzeit ihr Räthsel abzulauschen suchen, daß sie auf die neuen Fragen neue Antworten finden, daß sie zu ihrer alten Werkstätte „nach dreißig Jahren" zurückkehren — daß Karl Gutzkow ein Menschenalter nach seinem „Zauberer von Rom" sich wie damals wieder dem allgemeinen Strome entgegenstemmt.

Der alte Gegensatz, welchen man seiner Zeit mit den Worten „Idealismus" und „Realismus" zu — verschieben beliebte, ist in den Greisen noch nicht erloschen. Von Optimismus und Pessimismus hätte man reden sollen, wenn nicht auch diese Fremdworte alle Vorzüge und Fehler des Kautschuks an sich hätten. Optimisten und Pessimisten, Zufriedene und Malcontente stehen dem neuen deutschen Reiche ebenso geschieden gegenüber, wie einst den Domänen des seligen Bundesraths. Der Eine sieht heute noch die ganze Welt durch die rosigen Brillen seiner Jugend an, er freut sich alles Gewordenen, fördert das Werdende und versöhnt sich rasch mit allem Wirklichen. Die noch immer nicht um alle ihre Köpfe verkürzte Hofphilosophie mit ihrem Dogma von der „Vernünftigkeit alles Wirklichen" äußert ihre Wirkungen auch fort, wo man sie nicht erwarten sollte. Der „Realist" begnügt sich, die sichtbaren Modelle mit seinem besten Können und seinen besten Farben getreu nachzubilden, nur darum, weil sie ihm gefallen, weil er mit dem Gewonnenen zufrieden ist.

Gutzkow ist eine solchen Optimisten entgegengesetzte Natur. Die Unzufriedenheit, die Mutter des Idealismus, ist seine Muse. Es ist jene edle Unzufriedenheit, ohne welche kein menschlicher Fortschritt gedacht werden kann, ohne welche neben den größten Gräueln auch die größten Heldenthaten der Weltgeschichte unerklärlich wären, die Unzufriedenheit, ohne welche unser Urahn wohl schwerlich zum ersten menschlichen Kleidungsstück gegriffen hätte, kurz jene Eigenschaft, welche für ihren Träger eher ehrenvoll als angenehm sein dürfte. Viele Jahrzehnte sind unter Schlachten und Siegen, Bauten und Einstürzen vergangen, seitdem Karl Gutzkow zuerst an den Pfeilerchen unserer Gesellschaft zu rütteln begann, aber der Mann ist derselbe geblieben, noch immer beherrscht ihn die Schiller'sche Sehnsucht nach den Göttern Griechenlands oder doch nach Göttern überhaupt.

Wovon handelt Gutzkows neuer Roman? Oder besser, wovon handelt er nicht? Die hohe Siegessäule und das Streberthum der Hauptstadt, Richard Wagner und weibliches Vereinsunwesen, der Philosoph des Unbewußten und die Gründer, Bismarck und die Thiergartenstraße, Alles, Alles und einiges Andere erhält ein Urtheil oder ein Streiflicht. Sätze, welche als Candidaten für Büchmanns Sammlung „geflügelter Worte" auftreten, sind nicht selten. Gutzkow ist ein Verschwender, der Gold, Silber und Nickel in Haufen bei sich trägt; während er es freigebig verstreut, nimmt er sich nicht erst die Mühe, die Geldsorten zu sondern.

Gutzkows eigenthümlicher Geist wirkt so ansteckend, daß man gleich ihm vom Hundertsten in's Tausendste geräth, kaum daß man beim Schreiben an ihn zu denken gezwungen wird. Man müßte jedoch ein ganzer Gutzkow und in der Form noch mehr als Gutzkow sein, um den vielverschlungenen Inhalt seines Romans klar und erschöpfend in Kürze nachzuerzählen. Es ist wie beim Eintritt in einen großen, fashionablen Restaurationsgarten. Der Fremde kann sich in der dichtgedrängten Masse der Besucher trotz des hellen Gaslichtes nicht sobald zurecht finden; ein Eingeweihter muß ihn erst belehren: hier sitzen die Maler mit ihren Käufern und Bestellern, dort wimmeln die Vertreter der Börse mit ihren Frauen, dort moquiren sich die Schriftsteller über die Andern. Oder man müßte ein geborener Stratege sein, um die Massenbewegungen mit einem Blicke beherrschen zu können, mit welchen Gutzkow in seinen großen Romanen zu wirken pflegt; auch die handelnden Personen der „Serapionsbrüder" könnte man nach drei großen Lagern ordnen, welche alle — um bei dem Bilde zu bleiben — mit grobem Geschütz versehen sind.

Im ersten Lager campiren Gutzkows Aristokraten, eine Menschenklasse, welche zu bedauern wäre, wenn die Wirklichkeit dem Bilde des Dichters entspräche, und welche zu bedauern ist, weil sie dem Dichter so wenig Sympathien einzuflößen vermochte. Die einzige achtunggebietende und mit Liebe gezeichnete Gestalt aus diesem Kreise ist der alte Graf Treuenfels, ein ganzer Mann, der eine natürliche Tochter väterlich liebt, seinen leiblichen Neffen Udo jedoch der jungen Gräfin Ada Forbeck testamentarisch zum Gemahle hinterläßt, weil er deren Herrn Papa einmal niederduellirt hat; aber dieser alte Graf Treuenfels ist beim Beginn des Romanes schon todt. Seine Wittwe, eine häßliche, unbedeutende Prinzessin, tröstet sich bereits bei dem Gedanken an ein Mausoleum für den Verstorbenen und der junge Graf ist mit Ada verlobt, während deren Mutter und Bruder im Hinblick auf den reichen Schwiegersohn respective Schwager die aristokratischsten Schulden machen.

Das zweite Lager umfaßt die Vagabunden, die romantischen Existenzen, Leute, die ihren Beruf verfehlt haben. Am klarsten tritt Edwina hervor, eben jene natürliche Tochter des alten Grafen, ein Weib voll Geist und Sinnlichkeit, ein Aspasia ohne Harmonie, eine Phryne ohne Gemeinheit, hinreißend lebendig gemalt. Sie hat eine dunkle Vergangenheit, aus deren Nebeln gewisse schleierbedürftige Paragraphen des Strafgesetzes hindurchschimmern, sie erzwingt sich einen Antheil am Erbe des alten Grafen, sie erscheint als glänzendes Meteor in den bevorzugten Kreisen der Hauptstadt — man hört deutlich die Spatzen des

*) Berlin 1877, Verlag von S. Schottlaender.

Berliner Thiergartenviertels zwitschern —, sie vereinigt in ihrem Salon die „Gesellschaft", bis wir sie einmal des Nachts, mit geschminkten Wangen, in verschossenen, grellen Gewändern auf dem Bürgersteig einer bekannten langen Straße wiederfinden, wo der eigene Pflegevater die Elende erschlägt. Ihr Bräutigam verkommt unter den Schrecken des Delirium tremens; es ist ein socialistischer Arbeiterführer, der im Dienste einiger „Gründer" wenige Monate lang sein niedriges Ideal des gesteigerten Lebensgenusses besessen, um im allgemeinen Zusammensturze der großen Schwindelzeit mitgerissen zu werden. Die Typen dieser Zeit: der geadelte Agent Cohn von Cohnheim, der heruntergekommene Träger eines alten Namens, der in Börsenpapieren speculirende Privatmann, keiner fehlt in diesem Cirkel.

Den Mittelpunkt der Gutzkow'schen Heerschaaren bilden die schlichten Menschen, die Lieblinge des Dichters, welche aus Erkenntlichkeit für seine Neigung dessen eigenste Gedanken im Munde führen. Der prächtige alte Bildhauer Althing, der Erbauer des Mausoleums für den Grafen Wilhelm, ist der Alters- und Ehrenpräsident dieser Gesellschaft. Es ruht auf ihm wie der Fluch einer Müllner'schen Schicksalstragödie; seine erste Schöpfung ist vernichtet worden, da unvorsichtige Arbeiter das feuchte Thonmodell vor der Thüre des Ausstellungsgebäudes fallen ließen, und sein Mausoleum wird von den barbarischen Seelenfreunden der alten Gräfin verstümmelt werden, weil die engherzige Wittwe plötzlich von der längst verjährten Untreue ihres Gatten erfährt. Es scheint Anfangs, als ob der alte Bildhauer auch mit seinen Kindern viel Unglück erleben solle, denn sein Sohn Ottomar liebt — und nicht im mindesten unglücklich — die nunmehrige Gräfin Ada Treuenfels, die Frau seines besten Universitätsfreundes, während Helene, die liebliche Bildhauerstochter, mit dem schmeichelhaften Gedanken spielen kann, vom schönen und feingebildeten, wenn auch etwas unmännlichen Grafen Udo angeliebt zu werden. Goethes Wahlverwandtschaften liegen nahe, der encyklopädische Gutzkow würde zur Vergleichung an Schopenhauers „Tetragamie" erinnern. Doch endlich führen der Dichter und die Liebe Alles zu einer befriedigenden Lösung. Die Scheidung des gräflichen Paares wird vollzogen, Ada siedelt mit ihrem zweiten Gatten, dem Kreisrichter Ottomar Althing, in irgend ein polnisches Städtchen, Graf Udo erhält von Helenen das zierlichste aller Körbchen, diese selbst heirathet einen Andern. Die Geschichte dieses Andern wieder würde allein schon einem ärmeren Manne als Gutzkow den Stoff zu einem neuen Romane geboten haben. —

Bei Gutzkow kommt es nicht sowohl darauf an, an welche Fabel er die nöthigen Schlinggewächse seiner eigenthümlichen Gedanken und Urtheile anklammert, als vielmehr auf diese Gedanken und Urtheile selbst. Als ob er sich nicht damit begnügen könnte, in seiner eigenthümlichen Schreibweise gleichsam die Variationen zu den von ihm selbst gefundenen Motiven zu spielen, hat er in seinem neuen Romane sich noch besonders eine Art von Ventil geschaffen, durch welches er sich der „Tausend Gedanken", die sein Gehirn überfüllen, bequem und unauffällig entledigen kann, ohne ein eigenes Buch davon zu schreiben. Dieses Ventil ist sein Einfall, den Roman die „Serapionsbrüder" zu nennen, nach dem Vorgang von E. T. A. Hoffmann eine Montagsgesellschaft dieses Namens in einer Berliner Weinstube zu begründen, wo geistvolle Männer — in sämmtlichen Schriften Gutzkows kommt vielleicht kein einziger geistloser Mensch vor! — die Ereignisse des Romanes besprechen, über die Zeit und ihre hervorragenden Männer zu Gericht sitzen, den Dichter commentiren, kurz den Chor der antiken Tragödie in seiner neuesten Umgestaltung bilden. Sammelte sich doch der alte Chor auch um den Altar des Dionysos! — würde Gutzkow sagen. Die Idee wäre jedoch glücklicher, wenn nur alle Mitglieder des Serapionsbundes in das Räderwerk des Romans gleicherweise eingriffen oder alle ihre interessanten Reden unlöslich mit ihm verbunden wären. Ein philologischer Witz deutet das Grundproblem an. Die Mitglieder der Montagsgesellschaft bekennen sich, außer zu Serapion, auch zu Serapis, sie huldigen ihm als der Sonne der Nacht. Die Nachtseite des Daseins, die häßliche Kehrseite aller Dinge will Gutzkow in seinen Serapionsbrüdern beleuchten, und das ist ihm gelungen, so scharf und grell, daß Einem die Augen schmerzen. Schon in der Weinstube sind die Choleriker, die sogenannten Pessimisten seine Leute; die Zufriedenen dagegen sind Streber, Windfahnen, Ordenjäger. Dieser bittere Grundzug wird dem Romane bei Vielen schaden; er verhärtet die Züge der einzelnen Gestalten und drückt ein wenig den Helden. Dieser Ottomar Althing ist der eigentliche Vertreter unserer Zeit und als solcher ausdrücklich mit den nöthigen Attributen ausgestattet; wir müssen ihn achten und seine Handlungsweise in jedem Momente billigen, doch begreifen wir kaum, warum Ada sich in ihn gar so närrisch verliebt.

Das Urtheil über unbefriedigende Züge eines Werkes vom Dichter des „Zauberer von Rom" sollte vielleicht nicht so offen sein. Der Lehrer eines Kronprinzen, den ich einmal fragte, wie er denn den hochgestellten Zögling corrigire, wenn derselbe z. B. 2 × 2 = 5 setze, antwortete mir: „Ich pflege dann zu sagen: Sehr gut, kaiserliche Hoheit; aber nehmen wir an, es wäre 4, und fahren wir fort."

Bei einem Gutzkow sind solche Umschreibungen überflüssig und kleine Mängel ändern nichts an dem Werthe des Mannes. Wenn wir — und das ist bei literarischen Betrachtungen beinahe nothwendig — die neuere deutsche Literatur von der Erscheinung Goethes ab verfolgen, in dessen Geiste sich alles Vorhergegangene, wie die Wässer der Gebirgsquellen im vermittelnden Alpensee sammelt, so wird gerade Gutzkow durch die Universalität seines Wissens, durch die Fruchtbarkeit seiner Feder, durch die Vielseitigkeit seiner Anregungen als ein Wahlverwandter Goethes sich geltend machen. Diese Verwandtschaft hat er auch in seinem neuen Werke nicht verleugnet.

Fritz Mauthner.

Unsere deutschen Tondichter in den Gesammtausgaben von Breitkopf und Härtel.

Von Emil Naumann.

(Fortsetzung und Schluß.)

So komme ich denn auf mein erstes Wort zurück und beklage nochmals, daß man nicht eine besondere Serie, enthaltend die durch Mozart umgestalteten Orchesterpartituren Händel'scher Werke, der Ausgabe unseres Meisters einzureihen für gut fand. Doch halt — es bleibt uns auch nach dieser Seite noch eine Hoffnung übrig, da die Herausgeber der Mozartausgabe noch eine Supplement-Serie (somit die 24. ihrer Gattung) ankündigen, die das ganze Werk beschließen soll. Freilich wird uns dort gesagt, daß dieser Anhang lediglich dazu bestimmt sei, Berichte über die geübte Kritik zu geben, sowie werthvolle Fragmente und jetzt bereits verschollene Werke aufzunehmen und der Vergessenheit zu entreißen. Auch hier also ist von den Mozart'schen Instrumentirungen zu Händels Werken keine Rede. Nun findet sich aber am Schlusse eines durch Härtel 1876 publicirten Verzeichnisses der Werke der Mozartausgabe ein Index alles dessen, was jene Supplement-Serie enthalten soll, und hier finden wir nicht nur die von Mozart instrumentirten vier Händel'schen Werke mitaufgeführt, sondern es heißt auch in der Ueberschrift derselben: „Vorläufig finden keine Aufnahme in die Gesammtausgabe," und nun folgen die betreffenden Werke. Halten wir uns also an dies vielverheißende „Vorläufig", das allen guten Wünschen noch einen weiten Spielraum offen läßt. Jedenfalls geht aus dem Mitgetheilten hervor, daß das deutsche Publicum es gewissermaßen selber in der Hand hat, durch starke Betheiligung an der Mozartausgabe den Verlegern Muth dazu zu machen, uns auch mit den Partituren des Salzburger Meisters zu Händels Oratorien und Cantaten zu beschenken.

Mit welch' einem ungeahnten Schatze des Herrlichen und völlig Neuen die Gesammtausgabe Mozarts die Welt bekannt

machen wird, geht am schlagendsten aus der einfachen Thatsache hervor, daß von den 626 Werken des großen Tondichters, welche Köchel in seinem Verzeichniß namhaft macht, mehr als der dritte Theil, nämlich weit über 200 Nummern, niemals bisher veröffentlicht wurde. Aber selbst von den wirklich veröffentlichten Werken Mozarts sind viele bisher größeren Kreisen unbekannt geblieben; auch ward eine große Anzahl derselben entweder mangelhaft oder mit untergeschobenen Arbeiten vermischt publicirt und überdies von den verschiedensten Verlegern in den verschiedensten Typen und Formaten gestochen und gedruckt. — In den 24 Serien der Mozartausgabe dürfte Dilettanten und Musikern das meiste Neue unter den Rubriken begegnen, welche die Messen, Litaneien und Vespern, die Offertorien und Hymnen, die Cantaten, die Chöre mit Begleitung des Orchesters, die Divertissements, Cassationen und Serenaden für Orchester, die Märsche und Tänze für Orchester, die Streichduos und das Streichtrio, sowie die Sonaten für Orgel mit Begleitung enthalten. Unter den 15 Messen der ersten und unter den 7 Litaneien und Vespern der zweiten Serie wird selbst Musikern kaum die Hälfte bekannt sein, ebenso dürfte es sich mit den Offertorien und Hymnen und mit den Cantaten verhalten, von welchen dem großen Publicum eigentlich nur die Motette Ave verum corpus und Davidde penitente, Cantate für 3 Solostimmen, Chor und Orchester, erinnerlich sein werden. Unter den Cantaten sind nun aber ein aus zwei Theilen bestehendes und die Geschichte der Judith behandelndes Oratorium: La Betulia liberata, sowie zwei Freimaurercantaten, unter den Offertorien und Hymnen mehrere Kyries, ein Paar Regina Coeli, ein Psalm: De profundis, ein zweichöriges Offertorium und vieles Andere entweder von historischem Interesse, oder hervorragend durch große Schönheit. Ebensoviel für Manchen ganz Neues, darunter Werke, die zu den entzückendsten Schöpfungen Mozarts gehören, findet sich unter den Divertissements und Serenaden. Ich führe aus der großen Zahl derselben hier nur einige Prachtstücke an. Zu diesen zähle ich eine Ddur-Serenade für 2 Violinen, Bratsche, Baß, 2 Oboen, 2 Hörner, 2 Fagotte und 2 Trompeten; Köchel Nr. 250. Ferner eine Bdur-Serenade für 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Bassethörner, 2 Waldhörner, 2 Fagotte und Contrabaß; Köchel Nr. 361. Sodann eine Cmoll-Serenade für 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Hörner und 2 Fagotte; Köchel Nr. 388. Nicht weniger eine Serenada notturna für 2 Principal-Violinen, 1 Principal-Bratsche, 1 Principal-Violoncell, sowie für 2 weitere Geigen, Bratsche, Violoncell und Pauken; Köchel Nr. 239. Ueberdies ein Ddur-Divertimento für 2 Geigen, Bratsche, 2 Hörner und Baß; Köchel Nr. 334. Endlich eine Esdur-Serenade für 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Waldhörner und 2 Fagotte; Köchel Nr. 375. Der Dresdener Tonkünstlerverein erwarb sich das große Verdienst, nicht nur diese, sondern noch viele andere herrliche, mehr oder weniger unbekannte Werke Mozarts zu Gehör zu bringen, und zwar eine große Anzahl derselben schon während der Jahre 1854 bis 1864. Die Esdur-Serenade hörte ich selbst vor einigen 20 Jahren im Dresdener Tonkünstlerverein zum ersten Male, wie sich dieselbe denn überhaupt (wenigstens in ihrer tönenden Ausführung) den meisten damals anwesenden Musikern als völlig unbekannt erwies. Um so größer und hinreißender war die Wirkung dieses Meisterwerks, das nicht nur durch die Fülle weihevoller Gedanken, sondern auch durch den quellenden Wohllaut seiner 8 Blasinstrumente und den berauschenden Zauber der Mischung ihrer Klangfarben sich sofort alle Herzen gewann. Man stelle sich vor, welche Sensation die Auffindung eines bis dahin verborgen gebliebenen Meisterwerkes Goethes aus dessen reifster Zeit unter allen Gebildeten hervorrufen würde, und man wird einen Begriff von den Gefühlen haben, die sich an jenem unvergeßlichen Abend der Gemüther aller Hörer bemächtigten. Welch' ein unglaublicher Gewinn für die gesammte musikalische Welt ist es, daß solche Schätze nunmehr gehoben und durch die Mozartausgabe auch dem großen Publicum zugänglich gemacht werden, und wie hohe Zeit war es, zugleich auf diese Weise dem hohen Genius Mozarts eine Schuld abzutragen, die darin bestand, daß in den mehr als 80 Jahren, die seit seinem Hingange verflossen sind, Tongedichte von der unsterblichen Schönheit der angeführten Werke, so gut wie gänzlich unbekannt bleiben konnten! —.

Zu den Tondichtungen Mozarts, die nunmehr erst in weitere Kreise dringen werden, dürften auch die in der 15. Serie enthaltenen beiden Duos für Geige und Bratsche in G-dur und B-dur, das Duett für 2 Violinen in C-dur und das Divertimento für Violine, Viola und Violoncell in Es-dur gehören. (Im Köchel'schen Verzeichniß unter den Nummern 423, 424, 487 und 563 aufgeführt.) Das G-dur Duo für Bratsche und Geige hörten wir im vergangenen Winter an einem der Productionsabende des Dresdener Tonkünstlervereins und bewunderten darin, nächst der Genialität der originellen Composition, ganz besonders das Geschick, mit welchem uns Mozart darüber täuscht, daß er sich hier auf nur 2 Streichinstrumente zurückzieht. Wir empfinden in diesem, von allen Grazien umspielten Tongedicht weder irgend eine Lücke in der Harmonie, noch ein gewaltsames Bemühen, eine sich irgendwo fühlbar machende Leere zu verbergen, noch endlich die leiseste Monotonie in Beziehung auf Klangfarbe und Dynamik. Wir haben im Gegentheil überall die Empfindung einer vollständig in sich abgerundeten und abgeschlossenen Composition, die jedes Hinzutreten einer dritten Stimme als überflüssige Zuthat ausschließen würde und machen so auch hier wieder die Erfahrung, daß Mozart, auf wie geringe Mittel er sich auch zurückziehen mochte, damit immer ein in sich vollkommen abgerundetes Kunstwerk hinstellte, das, weil es eben den Eindruck des Willkürlichen völlig aufhebt, wie ein mit Nothwendigkeit entstandenes Product der organischen Natur auf uns wirkt.

Aber nicht nur in den Werken der bisher angeführten Gattungen, sondern auch in den Serien: 5, 7, 8, 21 und 22, die Mozarts Opern, seine ein- und mehrstimmigen Lieder mit Clavierbegleitung, seine Kanons für Singstimmen, seine Sinfonien für großes Orchester, sowie seine Variationen und kleinere Stücke für Clavier enthalten, wird dem großen Publicum und den Musikern Vieles unbekannt und neu sein und jedenfalls keine dieser Gattungen von Compositionen ihnen bisher in gleicher Vollständigkeit vorgelegen haben. Von den Opern sind eigentlich nur der Don Juan, die Zauberflöte, die Hochzeit des Figaro und die Entführung aus dem Serail in die weitesten Kreise gedrungen, während der Idomeneo, der Titus, Cosi fan tutte und der Schauspieldirector, obwohl dieselben ebenfalls zu den bekannteren dramatischen Werken des Meisters gehören, sich dennoch, und zwar sowohl ihrer seltenern Aufführung, wie ihrer geringern Zugänglichkeit halber, schon auf ein kleineres Publicum beschränken. Außer diesen acht Opern zählt die 5. Serie deren aber noch zwölf, sowie eine besonders herausgegebene Balletmusik zur Oper Idomeneo, während die angekündigte Supplement-Serie bisher nur wenig gekannte, sehr werthvolle Bruchstücke zu der komischen Oper: „Die Gans von Cairo“ bringen wird. Unter den Opern aus den Knabenjahren Mozarts sind besonders ein geistliches Schauspiel in drei Theilen, das den Titel führt: „Die Schuldigkeit des ersten Gebotes“ und dessen erster Theil von Mozart herrührt, ferner die lateinische Komödie: Apollo et Hyacinthus, die deutsche Operette mit dem französischen Titel: Bastien et Bastienne, sowie als schon höchst interessante und reifere dramatische Producte der Frühzeit unseres Meisters: La finta Giardiniera, Opera buffa in 3 Acten, Zaïde Oper in 2 Acten, und endlich die schon wahrhaft bedeutenden Chöre und Zwischenacte zu dem heroischen Drama: „Thamos, König in Aegypten“, hervorzuheben, in welchen drei letzten Werken sich vielfach schon der Genius Mozarts in seiner ganzen künftigen Selbstständigkeit ankündigt und die zugleich die unmittelbaren Vorläufer seines unsterblichen Idomeneo sind. — Wie wenig im Allgemeinen auch Mozarts Sinfonien in ihrer Vollständigkeit bekannt sind, möge den zahllosen Verehrern des großen Tondichters daraus ersichtlich werden, daß die Härtel'sche Ausgabe deren nicht weniger als 41 (alle selbstverständlich in Par-

titur) bringen wird. Wenn nun auch die 7 Sinfonien, welche von unsern königlichen Kapellen und von den übrigen auf klassische Musik gerichteten Orchestern Deutschlands und des Auslandes gespielt zu werden pflegen, uns den Meister in seiner größten Reife in dieser Gattung seiner Kunst darstellen, so haben doch auch die noch übrig bleibenden 34 hierhin gehörigen Werke ein mehr als nur kunstgeschichtliches Interesse. Die die Repertoire unserer Concerte füllenden 7 Sinfonien Mozarts lassen sich übersichtlich als die in Es-dur und G-moll, als die beiden C-dur Sinfonien (darunter die größere, die Jupitersinfonie oder die Sinfonie mit Fuge genannt), sowie als die drei D-dur Sinfonien bezeichnen, welche letzteren wieder durch die Zahl ihrer Sätze unterschieden werden; nämlich als diejenige in 3 Sätzen, die in 4 Sätzen und eine (aus der Haffner-Serenade zusammengestellte) in 5 Sätzen. An die übrig bleibenden wenig oder noch gar nicht bekannten 34 Sinfonien unseres Meisters knüpft sich ein zwiefaches Interesse. Sie fesseln uns entweder als die Stufen, die von kindlichen Anfängen zu der höchsten Meisterschaft emporführen (die Arbeiten dieser Gattung haben nicht nur für den Kunsthistoriker und Aesthetiker, sondern auch für den an den zunehmenden Fortschritten des Genius sich belehren wollenden Componisten und praktischen Musiker eine hohe Bedeutung), oder sie sind dazu geeignet, unsere Theilnahme durch das viele Liebliche und Anmuthige zu erregen, das sie im Einzelnen enthalten. Finden sich doch selbst Werke darunter, die, ihrem ganzen Umfange nach, verdienen würden, aus ihrer Verborgenheit hervorgezogen zu werden, da in ihnen heute noch ein unvergänglicher Schatz von Jugend lebt. Aber wir begegnen hier auch solchen Arbeiten, die wenn sie auch im Ganzen veraltet oder nur als Vorstufen des eigentlichen Mozart erscheinen, doch einzelne Sätze von wunderbarer Schönheit enthalten. Häufig ist der Contrast eines solchen einzelnen Satzes mit den übrigen Sätzen derselben Sinfonie, bezüglich seiner Empfindung, Stimmung und Kunstform, ein so gewaltiger, daß sich Einem unwillkürlich die Empfindung aufdrängt, hier habe Mozart Tonsätze, die, der Zeit ihres Entstehens nach, verschiedenen Epochen seines Schaffens angehören, in ein und demselben Werke zusammengestellt. Eine solche Voraussetzung streitet nun zwar im Allgemeinen mit der spontanen Art und Weise, in der Mozart seine Compositionen gewöhnlich hervorzubringen und ohne Unterbrechung auch sofort zu vollenden pflegte; die Thatsache aber eines höchst verschiedenen Werthes der Sätze ein und desselben Werkes bleibt demungeachtet für mehrere seiner Sinfonien bestehen. Man vergleiche beispielsweise nur das rührende und tief empfundene Andantino in G-dur, aus einer unter Nr. 297 bei Köchel angeführten kleinen D-dur Sinfonie, mit dem Allegro und Finale desselben Werkes. Während jenes zauberisch süße, wehmuthsvolle Andantino wie aus Mozarts reifster Zeit klingt, stehen dazu die beiden lebhaften Sätze, wenn auch an sich nicht ohne Feuer, doch außer allem Verhältniß, und tragen das Gepräge der Frühzeit des Meisters. Ich hatte dies längst wahrgenommen, ehe ich durch Jahn erfuhr, daß jenes Andantino wirklich um 5 Jahre älter sei, als die beiden anderen 1778 noch in Paris componirten Sätze. Nach solchen Erfahrungen würde ich es, trotz des Zetergeschreies und des Apage Satanas gewisser Herren von der Zunft, für kein Verbrechen an dem Genius Mozarts, sondern im Gegentheil für ein Verdienst halten das man demselben und der musikalischen Welt erwiese, wenn man mittelst solcher, aus jenen kleinen Sinfonien durch ihre höhere musikalische Bedeutung so auffällig hervortretenden Sätzen ein Paar ganz neue Sinfonien zusammenstellte, welche dann in allen ihren Theilen den klassischen Werken dieser Gattung unseres Meisters unbedingt an die Seite zu setzen wären. Es wäre doch schön, wenn uns unsere Concertrepertoire künftig, statt 6 oder 7 Sinfonien von Mozart, deren 11 oder 12 vorzuführen im Stande wären. Es fragt sich hierbei nur, ob wir Tonsätze, die sich, in der ungleichartigen Verbindung, in der sie jetzt noch verharren, trotz ihrer Schönheit niemals in unseren Concertsälen einbürgern würden, auch fernerhin in ihrer bisherigen Verborgenheit belassen sollen, oder sie derselben auf die Gefahr hin zu entziehen wagen, damit unseren Musikpedanten zu mißfallen. Selbverständlich würden wir nicht jedem Unberufenen das Recht zu Zusammenstellungen, wie die oben von uns vorgeschlagenen zuerkennen, bei denen auf eine im Ganzen verwandte und im Einzelnen dennoch contrastirende Grundstimmung der zu verbindenden Sätze, auf deren rhythmische Gegensätzlichkeit und auf ihre Abwechslung bezüglich Stimmführung und Orchesterbehandlung die feinfühligsten Rücksichten zu nehmen wären; derartige Zusammenstellungen dürften nur durch einen mit dem Genius des Meisters tief vertrauten, pietätsvoll zu ihm aufblickenden und nach echt musikalischen Gesichtspunkten die Auswahl vornehmenden Tonkünstler erfolgen. Gerade aber hierzu würde der vollständige Druck der Partituren der 41 Sinfonien sowie noch einer großen Anzahl anderer für sich bestehender sinfonischer Sätze, welche uns die Härtel'sche Gesammtausgabe verheißt, die schönste Gelegenheit bieten.

Von der Mozartausgabe erschienen bis jetzt die im Köchel'schen Verzeichniß als Nr. 49 und 65 angeführten beiden „kurzen" Messen (die sogenannte Missa brevis des katholischen Cultus) in G-dur und D-moll. Die erste derselben componirte Mozart als zwölfjähriger Knabe im Jahre 1768 in Wien. Otto Jahn sagt darüber: „Das kleine regelrechte Fugato: Et vitam zeigt, daß Mozart seine Schule bereits gemacht hat, und das kurz angebundene Osanna ist fest abgerundet." Am 7. December 1768 fand die Aufführung dieser Missa in Gegenwart des kaiserlichen Hofes statt und ward von dem kleinen Wolfgang selber dirigirt. Das Wiener Diarium sagt darüber, daß das Werk mit allgemeinem Beifalle und Bewunderung aufgenommen worden sei. Die zweite dieser kleinen Messen, componirt am 14. Januar 1769 zu Salzburg, zeigt uns, welche Fortschritte der dreizehnjährige Mozart während des Verlaufes eines einzigen Jahres gemacht. Wir begegnen hier schon einer entwickelten contrapunktischen Fertigkeit; das Fugato: Et vitam venturi ist von mehr als gewöhnlichem Interesse und der Anfang des Dona nobis höchst würdig. — Es erschienen ferner bisher von der Mozart'schen Gesammtausgabe die Lieder und Gesänge des Meisters mit Begleitung des Pianoforte, seine Kanons für 2, 3, 4 und 6 Stimmen nebst einem dreichörigen Kanon, sowie das Requiem. Das letztere unterlag der Redaction von Johannes Brahms und enthält genaue Angaben darüber, was in dieser, durch den Tod unterbrochenen Arbeit Mozarts von diesem selber, was dagegen von seinem Schüler Süßmayer herrührt. Die Lieder und Kanons unterwarf Gustav Nottebohm einer kritischen Durchsicht, und legt darüber in einem besonders beiliegenden Revisionsbericht Rechenschaft ab. Es ist sehr erfreulich, daß Breitkopf und Härtels auch die fernern Lieferungen der Mozartausgabe, wo dies nöthig wird oder wünschenswerth erscheint, durch Revisionsberichte erläutern lassen werden. Unter den erwähnten Kanons dürfte ebenfalls das Meiste größern Kreisen bisher unbekannt geblieben sein. Es findet sich darunter, neben manchem Ernstgemeinten und an den Kirchengesang Anknüpfenden, auch vieles höchst Spaßhafte oder bis zur Ausgelassenheit und derbstem Uebermuthe (hierhin gehören besonders die im Wiener Dialekte zu singenden Kanons) Gesteigerte. — Die Ausstattung dieser uns vorliegenden Lieferungen ist eine dem großen Unternehmen durchaus entsprechende und desselben würdige. Bei Vermeidung aller unnöthigen Raumverschwendung bleiben die Systeme, selbst bei großen Orchester- und Vocalpartituren, doch immer so weit von einander entfernt, als dies eine klare Uebersichtlichkeit erheischt. Die Notentypen, Stich, Druck und Papier sind vortrefflich, das Titelblatt der Umschläge ist von Professor Theodor Grosse in Dresden gezeichnet. Wir begrüßen es überdies als eine ganz vorzügliche Neuerung, daß die einzelnen Lieferungen das Jahr ihrer Veröffentlichung tragen. So heißt es unter der Ausgabe der Kanons, des Requiems und der Messen: „Ausgegeben 1877." Möchte es doch endlich allgemeiner Gebrauch bei Componisten und Verlegern werden, alle erscheinenden Tonwerke (wie dies im Buchhandel seit Jahrhunderten geschieht) mit dem Datum des Jahres ihrer Veröffentlichung zu versehen. Der Mangel irgend eines Anhaltes dieser Art auf den Titel-

blättern von Compositionen hat heute in der Musik nur noch für Modewaaren- und Fabrikarbeit eine Bedeutung, und zwar eine höchst klägliche. Der Käufer soll nämlich dadurch in der Täuschung erhalten werden, als wenn solche Artikel, die ja, wie die ihnen im Leben entsprechenden Luxus- und Toilettengegenstände, nur dann gelten, wenn sie modern sind, nicht von gestern oder vorgestern herrühren, das heißt hier, nicht schon seit ein oder zwei Jahren erschienen seien, womit ihr imaginärer Werth dahin sein würde. Echte Meisterwerke dagegen werden durch die Kunde davon, wie viel Jahre sie die Menschen bereits entzücken und hinreißen, nur eine neue Beglaubigung (wenn es dieser überhaupt bedürfte) für ihren unvergänglichen Werth gewinnen. Wie es denn als ein wahrer Triumph des Genius erscheint, daß es nöthig geworden, im Jahre 1877, also 86 Jahre nach Mozarts Tode, eine, seine sämmtlichen Arbeiten umfassende Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten.

Wenn von der Härtel'schen Mozartausgabe nur wenige Lieferungen bis zur Stunde vorliegen, so ist dagegen die Ausgabe der sämmtlichen Werke Beethovens zu ihrer Vollendung gediehen und auch die Ausgaben der Bach- und Händelgesellschaft, sowie die von Rietz kritisch revidirte Edition von Mendelssohns Werken gehen ihrem endlichen Abschluß mit starken Schritten entgegen. Was die Gesammtausgabe der Werke Mendelssohns anbetrifft, so enthält auch diese, obgleich kaum mehr als ein Vierteljahrhundert verflossen ist, seitdem der Meister die Augen schloß, manches unerwartet Neue und Unbekannte; zwar nicht immer für die näheren Freunde und Schüler Mendelssohns, die die Arbeiten, welche sich im Nachlaß des Meisters vorfanden, entweder schon früher mitgetheilt erhielten, oder entstehen gesehen hatten, wohl aber für das größere Publicum. Auch dem Verfasser dieser Zeilen war es vergönnt, durch ein bisher unbekanntes Lied Mendelssohns, dessen Original sich in seinem Besitze befindet, die Härtel'sche Gesammtausgabe zu bereichern. Dasselbe stammt aus der schon so reifen Zeit der Entstehung der Ouvertüre zum Sommernachtstraum und behandelt Schillers Gedicht „Des Mädchens Klage". — Aber auch heute dürfte noch nicht Alles, was aus der Feder des Schöpfers der „Walpurgisnacht" hervorgegangen, dem deutschen Publicum vorliegen. In dieser Beziehung glaubt der Verfasser, der ein Schüler Mendelssohns war, von sich selber auf Andere schließen zu dürfen. Er besitzt z. B. das Manuscript eines noch gänzlich unbekannten reizenden Duetts für hohen Sopran und Bariton, von halb pathetischem, halb komischem Charakter, das selbst einem so nahen Freunde des hingegangenen Tondichters und einem so gründlichen Kenner aller seiner hinterlassenen Arbeiten, wie Julius Rietz in Dresden, völlig neu war. Dasselbe fällt, seinem Charakter nach, ebenfalls in Mendelssohns Jünglingsjahre und trägt darum auch schon völlig den Stempel der ihm allein eigenen musikalischen Individualität. — Als elfjähriger Knabe hatte Mendelssohn eine Ouvertüre zu einer komischen kleinen Oper, genannt „Die beiden Pädagogen", componirt und für einen Freund seiner Eltern vierhändig arrangirt. Der letztere machte mir die betreffende Originalhandschrift vor Jahren zum Geschenk und erzählte mir dazu, der schöne schalkhafte Knabe, der damals noch lange lichtbraune Locken trug, habe ihm gelegentlich der Ueberreichung jenes Arrangements versichert, der ungewöhnlich große Buchstabe O, mit welchem er das Wort „Ouvertüre" auf dem Titelblatt begonnen, hätte ihm die meiste Mühe bei der ganzen Sache gemacht. Im Sommer des Jahres 1845 ward mir das Glück zu Theil, in Mendelssohns nächster Nähe, der sich damals in Taunusgebirge bei Frankfurt am Main aufhielt, zu weilen und ihm dort meine neu entstehenden Compositionen zur Begutachtung zu unterbreiten. In jenen mir unvergeßlichen Tagen erlaubte ich mir eines schönen Morgens den Scherz, dem hochverehrten Lehrer, statt einer eigenen Arbeit, die erwähnte kleine Ouvertüre aus seiner Knabenzeit vorzulegen, da es ja nicht unmöglich war, daß sie ihm ganz abhanden gekommen oder durch die Länge der Zeit fremd geworden. Meine Voraussetzung täuschte mich nicht, und auch die Täuschung des Meisters gelang für die ersten Momente völlig, da ich mich wohl gehütet hatte, ihn den auf dem Umschlag stehenden Titel sehen zu lassen. Kaum aber hatte er etwa 20 Takte des vierhändigen Clavierauszugs gelesen, so fing er an die Handschrift scharf zu fixiren, schlug das Titelblatt um, und rief, indem sich eine wahre Sonnenhelle von guter Laune über seine Züge verbreitete: „Aber, wo haben Sie denn das Ding in aller Welt her?" Ich mußte mich darauf mit ihm an's Clavier setzen, wir spielten das noch ganz der Frühzeit Mozarts ähnelnde reizende Werkchen, welches dabei in der Form schon die tadelloseste Abrundung zeigt, unter fortwährendem Lachen seines einstmaligen Verfassers miteinder durch, und so endete die kleine Ueberraschung in herzlichster Heiterkeit. Auch diese zierliche Arbeit würde, nebst manchem Andern, eine Einreihung in einen die Mendelssohnausgabe ergänzenden Anhang verdienen, da die Stufenfolge der künstlerischen Entwickelung eines großen Talentes die musikalische Welt kaum weniger interessiren dürfte, als der Gang der Studien des Genies.

Mit den Revisionsberichten hat die Härtel'sche Handlung erst bei der Mozartausgabe einen Anfang gemacht. Für die Bachausgabe sind dieselben durch die Vorreden fast überflüssig geworden, für die Beethovenausgabe hat wenigstens ein kleiner Theil der Mitarbeiter Berichte geliefert, und für die Mendelssohnausgabe endlich durfte von derartigen Berichten überhaupt abgesehen werden, weil bei derselben die kritischen Verhältnisse ziemlich einfach lagen. Von den hervorragenden Opern Mozarts, die schon vor einigen Jahren im Härtel'schen Verlage erschienen sind und in die Gesammtausgabe mit aufgenommen werden sollen, wird einem jeden einzelnen Werke ein kritisches Vorwort mitgegeben werden.

Wir schließen unsern Bericht mit einem nochmaligen Aufruf an das musikalische Deutschland, sich an der erst in ihren Anfängen stehenden Gesammtausgabe Mozarts allerseits zu betheiligen. Nur dann darf erwartet werden, daß das Haus Breitkopf und Härtel die Aufgabe, die es sich gestellt, unentwegt zu Ende führe; das heißt, sein nationales Unternehmen, dem deutschen Volke Gesammtausgaben seiner musikalischen Klassiker herzustellen, nach dem Grundsatze: Noblesse oblige, ohne Rücksicht auf die dabei zu bringenden Opfer freudig, wie bisher, fortführe.

In einer von Otto Jahn mit einer Inschrift versehenen Votivtafel, welche das Geschäftspersonal von Breitkopf und Härtel seinen Chefs am 27. Januar 1869, als am Tage des 150jährigen Bestehens der Firma verehrte, heißt es: Daß deren Inhaber von jeher „die höchsten Interessen der Wissenschaft und Kunst in bewußter Einsicht und liberaler Gesinnung gepflegt und gefördert hätten". — Aber auch unser deutsches Publicum darf nicht nachlassen, das Seine zu thun und nicht vergessen, daß es heilige Pflichten seinen großen Tondichtern gegenüber zu erfüllen hat. Sind sie es doch, die bei allen Völkern Propaganda für deutsche Art und Kunst gemacht und denen wir somit wahrlich nicht den geringsten Theil des Ruhmes und Ansehens verdanken, deren sich unser Vaterland bei fremden Nationen erfreut — eines Ruhmes und Ansehens, die selbst die Feinde Deutschlands nicht zu schmälern wagen.

Das nationale Unternehmen, welches in Leipzig im Jahre 1851 mit der Herausgabe des ersten Bandes der Bachgesellschaft begann, sich darauf 1858 durch den ersten Band der Händelgesellschaft, 1862 durch die erste Lieferung der Beethovenausgabe, 1874 durch die frühesten Hefte der Werke Mendelssohns und im December 1876 mittelst der ersten Lieferung der Werke Mozarts fortsetzte, wird erst ein Ganzes und kein Stückwerk mehr sein, wenn sich den gesammelten Compositionen der genannten Heroen deutscher Tonkunst ebenso vollständige Ausgaben der ihnen ebenbürtigen deutschen Altmeister Gluck und Haydn, als abermaliger Repräsentanten des Genies, sowie der Meister Franz Schubert, Carl Maria von Weber und Robert Schumann, als Vertreter der großen Talente angeschlossen haben werden. Hierzu mit beizutragen wird, wie wir keinen Augenblick bezweifeln, allen Denen Ehrensache sein, die unsern unsterblichen Tondichtern Stunden des reinsten Glückes, einer Herz und Gemüth läuternden Weihe, sowie einer im Innern erfolgten wahrhaften Erlösung und Befreiung von der Schwere und Prosa des Alltagslebens

verdanken. Sie zählen nach Hunderttausenden und werden eine Schuld gern einlösen, bei deren Abtragung sie selber nur die Gewinnenden sind und welche frühere Generationen nur darum nicht schon tilgten, weil sie unsern Heroen zeitlich noch zu nahe standen, um sie in ihrer ganzen Größe zu übersehen.

Berichtigung. Im ersten Theil dieses Aufsatzes (Nr. 36 der „Gegenwart", S. 154, Spalte 2), dessen in Dresden vorgenommene Revision von der in Leipzig befindlichen Druckerei (verspäteten Eintreffens halber) nicht mehr berücksichtigt werden konnte, hat die unter dem Texte stehende Anmerkung ganz wegzufallen. Der auf diese Anmerkung bezügliche Passus im Texte ist in seinem Eingange wie folgt zu verändern: „Die Oratorien Händels waren ferner durchaus nicht etwa mit einer ausgeführten Orgelstimme versehen. Händel läßt die letztere vielmehr meist mit den Contrabässen, Violoncells und Fagotts gehen, gibt ihr nur in Ausnahmefällen einen, entweder der Natur des kirchlichen Instrumentes angemesseneren oder besonders bezifferten Baß und schreibt bei Arien und anderen Solostücken ziemlich durchgängig ein senza organo vor. So rechtfertigt es sich" ꝛc. ꝛc.

Aus der Hauptstadt.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

III.

Wir kommen nun zu den zahlreich vertretenen Schöpfungen der Genremalerei und müssen uns nothgedrungen mit Nennung und Besprechung des Besten und Vielversprechenden begnügen, da sonst bei der Reichhaltigkeit, mit welcher dieses Fach heuer vertreten ist, es an Raum gebrechen würde. Wir wollen ohne besondere Reihenfolge herausgreifen, was uns am meisten gepackt und erwärmt hat, und bitten von vornherein um Verzeihung, wenn wir Manchen übergehen, dessen ernste Bestrebung eine Erwähnung verdient hätte.

Es ist auch diesmal, wie seit dem letzten Decennium, das sogenannte Bauerngenre in ansehnlicher Phalanx vertreten, und so eröffnen wir den Reigen mit einem Namen, der nach dieser Richtung hin einen unbestritten guten Klang hat, mit Benjamin Vautier, der uns diesmal einen „Gang zur Civiltrauung" bringt. Dieses Werk des berühmten Künstlers reicht bei aller Trefflichkeit dessen, was er unter allen Umständen schafft, nicht zur Höhe früherer uns so lebendig in der Erinnerung erhaltener Leistungen hinan. Es ist, als hätte sein sonst so fein charakterisirender Pinsel die Spitze verloren, und wir können nur in einer Figur, und zwar in der im Vordergrunde links auf der Bank sitzenden Mädchengestalt, die tiefe Innerlichkeit entdecken, die wir bei seinen früheren Schöpfungen so durchgehend verkörpert fanden. Reizvoll und discret ist das malerische Interieur des Hintergrundes in seiner vorwiegend grauen Tönung gehalten und ein poetischer Gedanke in den am Brett der Aufgebote befestigten Blumen ausgesprochen.

Wenngleich die Düsseldorfer diesmal mit 110 Namen im Katalog verzeichnet sind, so fehlen doch einige der Hauptmatadore. Hoff ist in diesem Jahre nur mit einem kleineren, wenn auch äußerst liebenswürdig durchgeführten Bildchen vertreten: „Die Geschichte einer Eroberung"; Camphausen, Jansen, v. Gebhardt und Sohn fehlen ganz.

Vielleicht Wenige verstehen es in so hohem Maße, dem Beschauer ein Stückchen wirkliches Leben aus der Kinderwelt vorzuführen, wie es Otto Piltz in Weimar vermag. Wir erinnern nur an die Turnschule der vorjährigen Ausstellung. Diesmal führt uns der vollkommen unbefangen und fein beobachtende Künstler in das Local einer Bewahrschule in Weimar, wo die versammelte Kinderschaar, Knaben und Mädchen, noch nicht nach gewöhnlichem Schulbrauch dem Geschlechte nach getrennt, sondern in bunter Reihe unter dem einleitenden Gebet, das von der Vorsteherin überwacht wird, sehnsüchtig nach einem brodelnden Kessel hinüberschielt und lugt, in welchem irgend eine Suppe oder wenn es hoch kommt eine festliche Chocolade der Vertheilung in kleine Blechschüsseln harrt. Höchst ergötzlich sind die verschiedenen Charaktere und Temperamente der kleinen Gesellschaft geschildert, und lebhaft kann man sich den Sturm, der dieser Windstille des gemeinsamen Gebetes folgen wird, vorstellen, wenn die robuste Köchin die unparteiische und unbestechliche Vertheilung des duftspendenden Gebräus vornehmen wird. — Ernst Hildebrand in Karlsruhe führt uns eine Scene von ergreifender Wirkung vor: ein junges Elternpaar an dem Krankenbette des einzigen Kindes, auf das Eintreten einer Krise in halb verzweiflungsvollem, halb schon resignirtem Ausdruck harrend. Das fieberische Köpfchen des kleinen Patienten ist meisterhaft studirt und wiedergegeben, und wer je eine solche bange Stunde verlebt, der wird fühlen, wie innig und wahr der Künstler seinen dem intimen Familiendrama entlehnten Vorwurf zu behandeln gewußt hat. — Ein treffliches Bild, gewissermaßen den Avers zu dem eben besprochenen, zeigt uns Dieffenbach in seinem, trotz der darauf vergossenen Kinderthränen, die ja doch bald zu trocknen sind, „Brüderchen hier lassen!" Ein reizvoller, echt menschlicher Vorgang in kerniger, herziger Weise veranschaulicht. — In Ferd. Brütts „Des Landes Hoffnung" sehen wir einen gut zur Darstellung gebrachten glücklichen Gedanken, wie in seinen „Dorfmusikanten" eine in Licht- und Schattenwirkung tüchtige Studie verwerthet.

Alois Gabl mit seinem „Hochwürden als Schiedsrichter" führt uns mit scharfer, sich vielleicht etwas an Defreggers Auffassungsweise anlehnender Beobachtung eine jener Scenen aus dem altbayrischen Gebirgsleben vor, die durch ihre ursprüngliche Kernigkeit immer ein gewisses Interesse für sich haben. Bei aller Schärfe in der Zeichnung der einzelnen Charaktere wird die Wirkung des sonst tüchtigen Bildes durch einen etwas brandigen und saucigen Gesammtton ein klein wenig beeinträchtigt. Merkwürdigerweise fällt dieser bei der Photographie, die uns von diesem Bilde zu Gesicht kam, fort und wirkt diese bei weitem klarer und räumlicher. — Eine Schafschur von Isidor Grünfeld, einem Schüler Gussows, können wir nicht übergehen, ohne der tüchtigen, realen Grundlage des Künstlers zu gedenken, der jedoch augenscheinlich nicht die Zeit gehabt, das dankbar angelegte und coloristisch vortrefflich disponirte Bild zu gründlicher Vollendung durchzuführen. — Das Bild seines Meisters, „Willkommen", tritt dem Beschauer drastisch in hohem Grade entgegen; es ist, als wollten die Figuren in ihrer patriotischen Begeisterung, denn darauf deutet die schwere festliche Guirlande, den Rahmen sprengen, so lebendig und so wahr ist der Vorgang geschildert. Was hier an absichtlichen Geschmacklosigkeiten geleistet, ist unglaublich, aber wahr ist Alles, bis zu den dunkelgeränderten Nägeln der Bäuerin, in einer auf die äußerste Spitze getriebenen Ungeschminktheit und einer ellbogengewaltigen, Alles über den Haufen drängenden Ueberzeugungskraft, daß man schließlich doch Respect haben muß vor einem Können, das so übermüthig mit den Mitteln in Form und Farbe, sei letztere manchmal noch so gewaltsam, zu schalten, ja fast zu spielen vermag. Es ist dies Bild ein Markstein in der Entwickelungsgeschichte unserer modernen Malerei; wir sind begierig zu sehen, wie das nun weiter gehen wird.

Wilhelm Hasemann, wenn wir nicht irren auch ein Schüler Gussows in Weimar, zeigt uns in seiner „Kirmes in Thüringen", was man von diesem zu lernen und wie man das Gelernte unabhängig und eigenartig zu verwerthen vermag. Es ist eine ziemlich umfang- und sehr figurenreiche Composition voll feiner Charakteristik des thüringer Volkslebens, zu einem harmonischen, gut colorirten, mit einem gut empfundenen Beleuchtungseffect gestimmten Gesammteindruck verarbeitet und veranlaßt den Beschauer, gern auf alle liebenswürdig dargebotenen Einzelnheiten dankbar einzugehen; denn das reizvolle Bild zeigt in jedem Theile desselben ein ernstes, fleißiges, aber auch erfolgreiches Bemühen, der Aufgabe in allen Theilen gerecht zu werden. — Ein ergötzliches, wohl derselben Schule entstammendes Bildchen führt uns C. Ziermann aus Berka bei Weimar in seinem „Der zerbrochene Krug" vor, das die Commission für die diesjährige Verloosung auch sofort acquirirt hat.

Lüben, dessen „Gute Anlagen" manches gut Charakterisirte, namentlich was die Bauerngestalten anbetrifft, aufweist, hat in „Da liegt die Bescheerung" einem sehr glücklichen Gedanken Ausdruck gegeben. Außer der trefflich zur Darstellung gebrachten Komik der Situation liegt noch ein Stückchen dramatischer Folgenothwendigkeit in dem sich für den Helden aus der Küche vorbereitenden Geschick, das ihn sicher ereilen wird in der drohenden Gestalt der mit dem Kochlöffel bewaffneten besseren oder sagen wir stärkeren Hälfte des Verschütteten.

„Das widerspenstige Modell" von Ludwig Knaus ist wieder ein-

mal ein unübertreffliches ländliches Idyll mit allem Zauber der gewinnenden Ausdrucksmittel des Meisters vorgetragen. Wie trefflich die Widerhaarigkeit des kleinen Bengels mit der auf ihre Kraft pochenden, sich in ihrer Gendarmeneigenschaft überlegen fühlenden zwei Knaben contrastirt, wie deliciös die Kindergruppe um den Maler (beiläufig gesagt ein frappantes Porträt des bekannten Malers Julius Ehrentraut), der das Bestechendste, was es gibt, anbietet, um seinen Zweck zu erreichen, dazu der feine goldige Ton der Landschaft: das Alles ist liebenswürdig und fesselnd in hohem Grade.

Ein Motiv ernster Art hat sich der rühmlichst bekannte Friedrich Hiddemann aus Düsseldorf in seinem ziemlich großen Bilde „Westphälische Begräbnißfeier" zu energischer und charakteristisch erschöpfender Behandlung gewählt und darin seine große Individualisirungsfähigkeit auf das Glänzendste von Neuem bestätigt. Der richtig gefühlte harmonische Grundton der ernsten Composition läßt dieses Bild als eine der besten und abgerundetsten Schöpfungen auf dem Gebiet des ernsten Genre diesjähriger Ausstellung erscheinen. — „Der Steuerzahltag" von Hugo Oehmichen berührt auch eine ernste Seite des Volkslebens in trefflicher, sympathieerweckender Weise, und Matthias Schmids „Zillerthaler Protestanten, ihre Heimat verlassend", dürfte in vielfacher Beziehung lobend zu erwähnen sein, wenn wir auch von demselben Künstler abgeschlossenere Bildwirkung und einen mehr concentrirten Ausdruck des Gedankens wie der Handlung auf früheren Bildern gewöhnt sind.

C. Henseler in Weimar hat zwei Bilder, „Wirthshausscene" und „Nach der Jagd", ausgestellt. Das Erstere, den Einfluß einer allem Anschein nach socialdemokratischen Vorlesung auf die Wahlelemente einer dörflichen Wirthshausbevölkerung darstellend, ist vorzüglich fein und erschöpfend behandelt und von zwingend logischer und überzeugender Kraft, das Letztere, „Nach der Jagd", der Natur vortrefflich abgelauscht, wenn auch in manchen Theilen, namentlich den Köpfen, noch ein klein wenig unfertig behandelt. Wir begrüßen in diesem Künstler ein junges neues Talent, das viel verspricht und geeignet sein dürfte, Weimar, der Pflegestätte seines Strebens, zur Zierde zu gereichen.

„Ein Kesselflicker" von C. Schellbach (Schüler Gussows) ist von lederer künstlerischer Durchführung und macht bei aller Naturalistik einen sehr angenehmen Eindruck; ein anderes kleines Bildchen desselben, „Parkscene" genannt, zeigt eine anmuthige Gruppe Figuren im Watteaucharakter im dolce far niente, wie es schon oft, aber selten in so feiner und eleganter Weise zu einem coloristisch so anmuthigen Cabinetsstückchen, als malerischer Vorwurf verwerthet worden. Hier sehen wir wieder, wie anregend und vielseitig die gründliche strenge Lehrweise Gussows sich bewährt hat und wie dieselbe so ganz verschiedene und eigenartige Blüthen zu treiben weiß.

Das führt uns auch entschieden Wilhelm Zimmer in Weimar vor Augen, dessen „Abfahrt" ein lustiges Bildchen aus dem Treiben der Dorfjugend voll Leben und ursprünglichen Humors, noch mehr aber seine „Kartoffelernte in Thüringen" in ihrer scharfen Individualisirung und malerischen Durchbildung der Schule alle Ehre machen. Wie ganz anders ist in dem letzteren Gegenstand die Aufgabe erschöpft, als in Max Liebermanns „Im Rübenfelde", das mit einem gewissen nicht zu verleugnenden Gefühl für Ton, außer diesem nichts aufzuweisen hat, wofür man sich erwärmen könnte. Es ist im Ganzen ziemlich wohlfeil, mit einem großen Aufwand von Palettenresten durch fast unvermittelt hingesetzte Flecke positiver Farbe, und vornehmlich Weiß, eine gewisse schmutzige Stimmung zu erreichen; wo bleibt aber bei diesem Bilde sowohl wie bei dem zweiten desselben Künstlers, „Klatschgeschichten", die feinere Durchbildung der handelnden Figuren, wo der Reiz des in so unfertiger Weise vorgeführten Details? Wir haben für diese Art Malerei, die über die Ausdrucksfähigkeit einer ersten Skizze nicht hinauszugehen vermag, kein Entgegenkommen, wohl aber ein entschiedenes Gefühl der Abneigung, dieselbe als künstlerisch berechtigt anzuerkennen. Wenn wir auch bereit waren, in den „Gänserupferinnen" und in einem andern früher hier ausgestellten Bilde, ein kleines sehr verwahrlostes Mädchen darstellend, eine nicht geringe Begabung zu finden, die nach gehöriger Abklärung Originelles und Gutes zu versprechen schien, so bedauern wir aussprechen zu müssen, daß sich das Bestreben des Künstlers nach den diesjährigen Leistungen nicht vervollkommnet, sondern recht bedenklich verflacht hat. Die Kunst soll anregen nach irgend einer Richtung hin, nicht aber abstoßend wirken, wie es hier unleugbar geschieht.

Hier müssen wir noch einer andern Tendenz Erwähnung thun, die nicht minder verwerflich erscheinen dürfte, einer Tendenz, wie sie sich in dem Bilde Charles Rampendahls in Düsseldorf, „Hexenproceß", wie auch in dem räumlich übergroßen „Der letzte Schmuck", von Julius Geertz ebendaselbst, breit macht. Das sind übelgewählte Gegenstände, die besser ungemalt blieben, und wir verstehen kaum die Milde der Jury, die sie passiren ließ. — Von Eduard Schulz ist sein Bild „Verlorene Ehre" eine anerkennenswerthe Leistung von energischer Behandlung der Charaktere wie auch der trefflich beobachteten Lichtwirkung. Im zweiten Bilde desselben Künstlers, „Im Herrenstübchen", behagt uns ganz besonders die Mädchengestalt rechts im Vordergrunde. — Eine Anzahl tüchtiger Leistungen auf dem Gebiete, mit welchem wir uns augenblicklich beschäftigen sind noch zu verzeichnen von Lulvés, Rentel, F. Sturtzkopf (Schüler Gussows), mit einem trefflich durchgearbeiteten kleinen Genrebild (eine alte Frau, Kartoffel schälend), Treuenfels in seiner Darstellung italienischen Volkslebens, W. Trübner mit einer Schreinerwerkstätte, O. Wisniezkis „Im Vorübergehen", B. Woltze, R. Jordan.

Unter den vielen nicht dem Bauerngenre angehörenden Schöpfungen unsres diesjährigen Salons sind verschiedene treffliche Werke zu verzeichnen. Da ist zunächst Amberg mit zwei kleineren Bildern, „Ein günstiger Augenblick", ein Buchenwaldinterieur mit zwei reizvollen Figürchen staffirt, und „Im Sommer", eine zur lieblichen Jungfrau erblühte Mädchengestalt im Schatten eines Busches in's Grüne gelagert, von unbeschreiblich anmuthiger Erscheinung. Das Spiel des flackernden Sonnenlichtes auf dem weißen schattigen Gewande und der Fernblick auf ein Getreidefeld sind von großer und poesievoller Wahrheit und von wonnigem, sommerlichem Eindruck, ein Sommerliedchen leis und lind.

Carl Emil Doepler.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Inserate.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

№ 39. Berlin, den 29. September 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands.

(Vergl. Nr. 19 und Nr. 21 der „Gegenwart".)

I.

Der russisch-türkische Krieg steht im Begriff, in einen neuen Abschnitt einzutreten, der die Aufnahme von Vermittelungsversuchen wahrscheinlich macht. Eine kurze Zusammenfassung der bisherigen Kriegsereignisse und der neben ihnen her laufenden politischen Action mag daher an der Zeit erscheinen. Die im Folgenden gegebene Fortsetzung unserer „Chronik der Orientdinge bis zur Kriegserklärung Rußlands" erhebt keinen Anspruch darauf, jedes irgendwo gemeldete Kriegsereigniß zu registriren. Wie viele solcher Meldungen haben sich hinterher als falsch erwiesen! Auch verbietet der knapp bemessene Raum, die Operationen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen durch „militärische Glossen" zu erläutern und ihren Werth unter strategischem Gesichtspunkte zu bemessen. Die uns gestellte Aufgabe bewegt sich in engeren Grenzen und darf als gelöst gelten, wenn auf dem Raume einiger Seiten die Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen wie in einem Wandelbild an dem geistigen Auge des Lesers vorübergeführt und durch gelegentlich eingestreute Bemerkungen erläutert sind. Dazwischen werden die politischen Vorgänge und diplomatischen Schritte, die mit dem Kriege in Zusammenhang stehen, ihre Stelle angewiesen erhalten.

Der Tag der Kriegserklärung Rußlands an die Pforte, der 24. April 1877, war zugleich auch der Tag, an welchem die Spitzen der russischen Heere die Grenzen des Czarenreichs überschritten. Es geschah dies wie in Europa, so auch in Asien. Zwei Kriege werden eigentlich geführt, welche auf einander nur indirect einwirken, insofern jede der kriegführenden Mächte die Bedeutung der beiden Kriegstheater für die Erreichung der politischen Ziele des gesammten Krieges gegen einander abzuwägen hat, wonach dann die überhaupt verfügbaren Streitkräfte von der Kriegsleitung zweckgemäß zu vertheilen sind.

Der asiatische Kriegsschauplatz, als welcher die russischen Provinzen südlich vom Kaukasus und die angrenzenden türkischen Provinzen zu gelten haben, hat im gegenwärtigen, wie in den früheren russisch-türkischen Kriegen, nur eine secundäre Bedeutung; die Vorgänge auf demselben werden deshalb von uns erst an zweiter Stelle und mit einer ihrer geringeren Wichtigkeit entsprechenden Kürze behandelt werden. Für die Pforte handelt es sich dort, wie ja auch in Europa, um eine den Krieg möglichst an der Grenze zurückhaltende Defensive. Ein positives Ziel ist dem Kriege in Asien von türkischer Seite nicht gesteckt, während Rußland den Zweck verfolgt, einen Theil des türkischen Gebietes in Asien zu erobern und mit seinem eigenen Reich zu vereinigen. Es liegt über eine solche Absicht zwar kein authentisches Document vor; indessen geht aus den Verhandlungen zwischen England und Rußland mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit hervor, daß Rußland, falls es nämlich überhaupt in die Lage kommt, derartige Forderungen zu stellen, von der Pforte die Abtretung eines ziemlich beträchtlichen Gebietes, welches Bajezid und Erzerum, wo möglich auch noch Trapezunt einschließt, verlangen wird, um die große Karawanenstraße vom schwarzen Meere nach Persien und damit den größten Theil des Handels zwischen Europa und Persien in seine Hände zu bringen. Die russischen Kriegsoperationen in Asien haben daher den Zweck, zum mindesten jenes Gebiet, dessen Abtretung im Friedensvertrage Rußland von der Pforte fordern will, militärisch zu occupiren. Eine kühne Phantasie mag vielleicht von einem Vordringen russischer Heeressäulen durch Anatolien bis zum Bosporus träumen, zu welchem nach einem bekannten Worte der sicherste Weg für Rußland „über Asien" führen soll; der Autor dieses Dictums hat aber dabei nicht an einen überhasteten Kriegszug, sondern an die schrittweise Annäherung Rußlands durch Vorschieben seiner Grenzen am südlichen Gestade des Pontus Euxinus gedacht, wozu durch eine Annexion der Landschaften bis Trapezunt immerhin schon ein recht großer Schritt gethan werden würde.

Ein politisches Interesse wohnt allein den Vorgängen auf dem europäischen Kriegstheater bei. Die Pforte hat es mit Peinlichkeit vermieden, hier auf irgend einem Punkte die Offensive zu ergreifen, obwohl es ein Leichtes gewesen wäre, aus den türkischen Donaufestungen und auch sonst an anderen Donauübergängen Truppen nach Rumänien hinüber zu werfen und dort, wie es im Kriege von 1853 Omer Pascha mit Erfolg bei Oltenitza und Kalafat gethan hat, die Angriffe der Russen zu erwarten. Die Pforte will sich, was ihr Territorium betrifft, lediglich im Status quo behaupten. Es ist denkbar, daß im Laufe der Dinge für die türkische Kriegsleitung die Nothwendigkeit eintreten kann, ihre Operationen über die Grenze auszudehnen; immer aber wird es sich dabei um defensive Zwecke handeln. Rußland, als der angreifende Theil, muß hingegen darnach trachten, den Feind durch Bedrohung seines Lebenscentrums zu einem Friedensschlusse, wie es ihn sich vorgesetzt hat, zu zwingen und, was sich damit als Mittel zum Zwecke von selber verbindet, diejenigen Landes-

theile, die es der Herrschaft der Pforte in der einen oder anderen Form entziehen will, militärisch zu occupiren und im Voraus, zur besseren Sicherung seines eigenen Einflusses in der Zukunft, zu „organisiren". So erscheint denn als höchster Zweck des in Europa geführten Krieges für die Pforte lediglich die Abwehr der russischen Invasion, für Rußland die Besetzung oder doch imminente Bedrohung Constantinopels, um auf die Pforte einen unwiderstehlichen Druck zum Friedensschlusse auszuüben, und die fortgesetzte Occupation der jedenfalls von der **directen** Herrschaft der Pforte zu befreienden Provinzen, in concreto gesprochen Bulgariens.

Nach diesem Kriegszweck waren die zur Erreichung desselben nothwendigen **Mittel** zu bemessen, und zwar mußte dies eher etwas reichlicher als knapper geschehen. Man hat im osmanischen Reiche mit Factoren zu rechnen, die nicht aus statistisch ermittelten, undiscutirbaren Zahlen bestehen, sondern die sich, je nach voreingenommener Meinung und einem mehr oder minder „leichten Herzen", als schwache, ernster Anstrengung behufs ihrer Ueberwindung unwerthe Widerstandsvelleitäten eines morschen Reiches oder aber als die im Ringen mit dem Tode noch einmal zu dämonischer Kraft anschwellenden Lebensgeister einer immerhin nach Millionen zählenden Nation auffassen lassen.

Die **falsche politische Auffassung** der Verhältnisse im osmanischen Reiche auf Seiten der russischen Staatslenker ist die Quelle, aus welcher alle jene so zahlreichen und überaus folgeschweren **militärischen Fehler** geflossen sind, denen Rußland seine beispiellosen Mißerfolge in diesem Kriege verdankt. Wer immer nach Rußland im Sinne eines Ignatieff über die „schwache Widerstandsfähigkeit der Pforte" berichtet hat, der hat sich eine schwere Mitschuld an jenen Mißerfolgen zuzuschreiben. Er sah nur die Oberfläche der Dinge, ohne in ihre Tiefe einzudringen. Er fand Freude daran, schlechte Zustände schwarz zu schildern, die er vermuthlich selber noch schlechter machen half, als sie es ohnehin schon waren. Er vergaß, daß es Millionen Osmanlis gibt, welche fern von den Lastern Stambuls in einer uns Europäer freilich nicht ansprechenden, ihren nationalen Eigenthümlichkeiten aber immerhin adäquaten Weise leben. Als die Kunde von dem drohenden Untergange des Reiches sich verbreitete, eilten diese in zu Stambul selbst ungeahnter Zahl zu den Waffen, so daß die Pforte geradezu „Armeen aus der Erde stampfte", während die einmal versäumte Bildung einer russischen Reservearmee nach den schließlich eingetretenen großen Verlusten durch die nicht einmal im Krimkriege angeordnete Heranziehung der Garden aus Petersburg nicht wieder gut gemacht werden konnte.

Ein besonderer Umstand trat noch hinzu, welcher die russische Kriegsleitung in ihren Dispositionen genirte, der **Mangel** an einer der türkischen Panzerflotte auf hoher See gewachsenen **Kriegsmarine** im schwarzen Meere. Es ist nicht recht verständlich, weswegen bei der programmgemäßen „Sammlung" der Kräfte Rußlands zu einem Kriege mit der Pforte nicht mit größerem Eifer an der Herstellung einer neuen Kriegsmarine im schwarzen Meere gearbeitet worden ist, wozu doch seit dem Jahre 1871, nachdem die bekannte Clausel des Pariser Friedensvertrages, die Rußland die Unterhaltung einer Kriegsflotte im Pontus verbot, aufgehoben war, sechs Jahre Zeit vorhanden gewesen sind. Mit einem Corps von nur 10,000 Mann an Bord kann die türkische Flotte das weitgedehnte russische Littorale am schwarzen Meere bald hier, bald dort beunruhigen, und ein bis zwei russische Armeecorps für operative Zwecke unverwendbar machen. Rußland ist in der That zur Aufstellung einer besonderen „Küstenarmee" genöthigt gewesen, ohne daß diese während der Dauer des bisherigen Krieges eine rechte Gelegenheit zur Action gehabt hätte. Die Verschließung der See hat für die russische Kriegsführung außerdem den schweren Nachtheil, daß alle Sendungen aus Rußland zur Armee den Landweg nehmen müssen, wodurch sie in eine ihre Erfolge beeinträchtigende Abhängigkeit von der Leistungsfähigkeit eines **einzigen** Schienenwegs gerathen ist. — Die türkische Expedition an die abchasische Küste war zu einer Diversion auf dem asiatischen Kriegsschauplatze bestimmt, und wird auch dort von ihr die Rede sein.

Wenden wir uns nach dieser Einleitung den Ereignissen auf dem **europäischen Kriegsschauplatze** zu. In den südwestlichen russischen Gouvernements war während des Winters 1876/77 eine unter den Oberbefehl des Großfürsten **Nikolaus**, Bruders des Kaisers, gestellte **Südarmee**, aus sechs Armeecorps (VII.—XII.) bestehend, mit dem Hauptquartier Kischeneff zusammengezogen worden; zwei dieser Armeecorps (VII. und X.) waren unter dem Specialbefehl des Generals Semeka den Küstenschutz zu übernehmen bestimmt. Die operative Armee hatte zunächst ihren Aufmarsch an der Donau zu bewirken; zu diesem Zwecke mußte sie durch rumänisches Gebiet marschiren, da das ganze linke Donauufer von der östreichischen Grenze bei Orsowa bis zur Kiliamündung zu Rumänien gehört.

Rumänien, als ein unter der Oberhoheit des Sultans stehender „Vasallenstaat", konnte sich einfach unter Leistung passiven Widerstandes von den Russen als „feindliches Land" behandeln lassen. Die **rumänische Regierung**, welche den russisch-türkischen Krieg zur Gewinnung der Unabhängigkeit Rumäniens benutzen wollte, hatte es vorgezogen, mit der russischen Kriegsleitung eine **Convention** abzuschließen. Es war dies am 16. April, also noch vor der russischen Kriegserklärung an die Pforte, geschehen. In dieser Convention stellte die rumänische Regierung ihr Land der russischen Kriegsleitung zur Verfügung, wogegen Rußland versprach, Rumänien in seinen auf Verträgen und Gesetzen beruhenden Rechten zu schützen. Von besonderer Wichtigkeit ist das Rußland eingeräumte Recht, in Rumänien Eisenbahnlinien für Kriegszwecke zu bauen und umzubauen, da die russischen Waggons wegen der größern Spurweite der russischen Bahnen auf die rumänischen ohne Weiteres nicht übergehen können. Die Pforte, welche den Abschluß dieser Convention nicht kannte, forderte am 23. April die rumänische Regierung auf, Angesichts des drohenden Einmarsches der Russen sich mit dem Generalissimus der Donauarmee, Abdul Kerim Pascha, in's Einvernehmen zu setzen; der rumänische Minister Cogalniceanu ertheilte darauf eine ausweichende Antwort.

Am 24. April überschritten die Russen an mehreren Stellen die rumänische Grenze und besetzten zunächst am 25. April die wichtige Position von Barboschi, wo die rumänische Eisenbahn, dabei der Donau ziemlich nahe kommend, auf einer großen Brücke und Viaduct den Serethfluß und sein Thal überschreitet. Die unteren Donauplätze Braila, Galatz, Reni, Ismail, Kilia wurden bis zum 27. April besetzt. Alsbald erhob sich die Vermuthung, daß in der Gegend von Galatz etwa, wie im Jahre 1828, ein Donauübergang, wenn auch nicht der Hauptübergang, beabsichtigt sei. Von türkischer Seite geschah nichts, um den Aufmarsch der Russen zu stören, die sich sonst an der Donau wenig bemerklich machten. Der durch Regengüsse stark geschwellte Strom war zunächst ein mächtiges Hinderniß für größere Operationen. Jedoch entwickelte sich alsbald **auf der Donau ein kleiner Krieg**, indem türkische Streifpartien rumänische Dörfer überfielen oder auch rumänische Schiffe wegnahmen, Letzteres um, wie erläutert wurde, den Russen die Zusammenbringung von Brückenmaterial zu erschweren. Die Russen ihrerseits versenkten unterhalb Galatz im Donaustrom Torpedos, um die auf dem Sulinaarme ankernde türkische Panzerflotte am Aufwärtsgehen zu verhindern. Die fremden Schiffe hatten zuvor Befehl erhalten, die Häfen von Braila und Galatz zu verlassen.

In den **rumänischen Kammern**, die am 25. April vom Fürsten Karl mit einer die Lage erläuternden Thronrede eröffnet worden waren, war inzwischen die Convention vom 16. April vorgelegt worden, wobei der Ministerpräsident Bratianu bemerkte, daß ihr Abschluß „das einzige Mittel, die Institutionen Rumäniens zu sichern", gewesen sei. Die Deputirtenkammer ertheilte am 29. April mit 79 gegen 25 Stimmen, der Senat am 30. April mit 41 gegen 10 Stimmen der Convention die

Genehmigung. — Der Kaiser Alexander kehrte am 2. Mai von Kischeneff nach Petersburg zurück; wobei er in Kijeff am 3., in Moskau am 5. Mai und bei seiner Ankunft in Petersburg am 7. Mai von Deputationen patriotische, dem Kriege zustimmende Adressen überreicht erhielt. Die Pforte richtete ihrerseits am 2. Mai ein Rundschreiben an die fremden Mächte, in welchem sie gegen das treulose Verhalten Rumäniens Protest erhob, den Fürsten Karl und die rumänischen Behörden als in feindlicher Gewalt befindlich und alle ihre Handlungen während der Occupation als usurpatorisch betrachten zu müssen erklärte. Am 4. Mai wurde die russisch-rumänische Convention veröffentlicht.

Inzwischen begannen die Türken über die Donau hinweg die rumänischen Donauplätze zu beschießen: Braila am 2., Reni am 4., Oltenitza am 5., Bechet am 6., Kalafat am 8., Giurgewo am 9. und Oltenitza abermals am 10. Mai. Und zwar fand die Beschießung auch solcher Plätze statt, die noch kein russischer Soldat betreten hatte, so daß man auf rumänischer Seite namentlich wegen der Beschießung Kalafats von Widdin aus, welche die rumänischen Batterien alsbald erwidert hatten, die Pforte anklagte, „die Feindseligkeiten gegen Rumänien eröffnet zu haben". Am 11. Mai wurde die Beschießung Kalafats zum Gegenstand einer Interpellation in der rumänischen Deputirtenkammer gemacht, welche darauf mit 58 gegen 29 Stimmen eine Resolution annahm, die thatsächlich einer Unabhängigkeitserklärung gleichkam. Die Regierung wurde ermächtigt, „alle Maßnahmen zu ergreifen, welche die Existenz Rumäniens sichern und demselben gestatten, nach dem Frieden eine wohlpräcisirte politische Stellung einzunehmen, die ihm die Möglichkeit biete, frei von jedem Abhängigkeitsverhältniß seine geschichtliche Mission im Orient zu vollenden". Der Ministerpräsident Bratianu erklärte auf eine Bemerkung des Abgeordneten Ionescu, die Regierung habe sich an die Großmächte wegen Beschützung Rumäniens gewendet, aber keine Antwort erhalten; Rumänien müsse, da es verlassen sei, zu seinen eigenen Kräften seine Zuflucht nehmen. Es habe eine gute Armee und gute Offiziere; es könne seine Lebensfähigkeit erweisen und müsse sich vertheidigen, nachdem die Pforte ihm den Krieg erklärt habe. Am 9. Mai erging darauf ein Irade des Sultans, welcher die Absetzung des Fürsten Karl von Rumänien wegen Bruches der Vasallentreue ausspricht.

Die Großmächte hatten unterdessen, abgesehen vom deutschen Reiche, wo dies anscheinend nicht für nothwendig erachtet wurde, ihre Neutralität im russisch-türkischen Kriege erklärt, wobei England am 30. April den Anfang gemacht hatte und die andern nachfolgten. Die englische Neutralitätserklärung erhielt durch die am 6. Mai in Petersburg überreichte Antwort Lord Derbys auf die Note des Fürsten Gortschakoff vom 21. April eine Art Erläuterung. Das einseitige Vorgehen Rußlands wurde darin bedauert. Wenn auch die Pforte in ihrer Circularnote vom 9. April leider gegen den Inhalt des Londoner Protokolls vom 31. März protestirt habe, so habe sie doch gleichzeitig auf's Neue ihre Absicht bekräftigt, die versprochenen Reformen durchzuführen. England könne also nicht zugeben, daß durch die Note vom 9. April jede Hoffnung auf eine friedliche Verständigung abgeschnitten, der Friede mit Montenegro und die beiderseitige Abrüstung unmöglich gemacht worden sei; man hätte mit Geduld und Mäßigung von beiden Seiten wohl noch zu einer Verständigung über diese zwei Punkte gelangen können. England könne ferner nicht zugeben, daß das gegenwärtige Auftreten Rußlands den Gefühlen und Interessen Europas entspreche. Der Einmarsch der Russen in das türkische Gebiet werde die Schwierigkeiten, welche der Ausführung innerer Reformen in der Türkei entgegenstehen, nicht beseitigen, das Loos der christlichen Bevölkerung nicht verbessern. Das Verfahren Rußlands laufe den Stipulationen des Pariser Vertrags von 1856 zuwider; der Kaiser von Rußland habe sich von dem bisher aufrecht erhaltenen europäischen Einvernehmen (concert) getrennt und damit zugleich von einer Bestimmung, der er feierlich zugestimmt habe. Die Folgen einer solchen Handlungsweise vorauszusehen, sei unmöglich. Die englische Regierung weise die Behauptung zurück, daß Rußland im Interesse Großbritanniens und der übrigen Mächte handle und könne dem Entschlusse der russischen Regierung ihre Zustimmung und Billigung nicht geben. — Im „Journal de St. Pétersbourg" war alsbald die Bemerkung zu lesen, daß die russische Regierung auf diese Note keine Antwort ertheilen würde. Es hätte diese Antwort begreiflicher Weise nur so ausfallen können, daß die Spannung zwischen Rußland und England noch erhöht worden wäre. Im englischen Unterhause wurde durch Mr. Gladstone der Versuch gemacht, die Regierung zu deutlicheren Erklärungen über die Stellung, die sie dem Kriege gegenüber einnehmen wolle, zu nöthigen. Die über die Gladstone'schen Resolutionen geführten Debatten, die am 15. Mai endeten, ergaben, daß die englische Regierung sich lediglich von ihrer Pflicht, über die Interessen Englands zu wachen und sie, wenn sie im Laufe des Krieges bedroht werden sollten, zu wahren, werde leiten lassen. Der russische Botschafter Graf Schuwaloff reiste darauf nach Petersburg, um dort über das, was die englische Regierung unter „englischen Interessen" verstehe, vertraulich zu berichten und sich in Betreff seiner weiteren Haltung instruiren zu lassen. Im Uebrigen verstärkte England seine militärischen Depots in Gibraltar und Malta und traf alle Anstalten, um unverzüglich Truppen nach dem Mittelmeer einschiffen zu können. Das englische Mittelmeergeschwader unter Admiral Hornby war schon am 29. April von Malta nach Korfu gegangen, von wo es nach Kreta und darauf nach Port Said am Suezkanal ging, um die Stelle zu zeigen, wo die von England zu schützenden „eigenen Interessen" in Frage kommen könnten.

Am 4. Mai erklärte die Pforte das russische Littorale am schwarzen Meere vom 5. Mai ab in Blokadezustand; die Termine für das Ein- und Auslaufen neutraler Schiffe wurden auf Vorstellung der fremden Mächte später verlängert. Von russischer Seite ist zu verschiedenen Malen der Nachweis geführt worden, daß die Blokade keine effective sei, also in Gemäßheit der Pariser Declaration vom 16. April 1856, der auch die Pforte beigetreten ist, nicht zu Recht bestehe. Auch haben russische Kriegsschiffe, von Odessa, Nikolajeff, Sebastopol auslaufend, im schwarzen Meere frei sich bewegt und türkische Kauffahrer bis zum Eingange des Bosporus verfolgt und dort vernichtet. Auf den Gang des Kriegs sind diese Vorgänge zur See jedoch nicht von Einfluß gewesen, so daß darauf nicht weiter zurückzukommen ist.

Während die russischen Armeecorps in Rumänien sich immer weiter vorschoben, wurde die aus zwei Corps bestehende rumänische Armee, über deren Verwendung zu operativen Zwecken noch keine Vereinbarung getroffen war, nach der „kleinen Walachei", dem Landestheile westlich der Aluta, dislocirt. Durch ein Decret vom 10. Mai übernahm Fürst Karl den Oberbefehl und verlegte sein Hauptquartier nach Krajowa. Am 14. Mai traf der Höchstcommandirende der russischen Armee Großfürst Nikolaus zu Plojeschti ein, wo sich von da ab das russische Hauptquartier befand. Die in Bukarest gebildete „provisorische bulgarische Nationalregierung" an deren Spitze Herr Zankoff, bekannt von seiner Reise nach Europa her, stand, war schon am 7. Mai mit einer schwungvollen Proclamation an das bulgarische Volk vorgegangen, worin dasselbe in dieser „heiligen Stunde" aufgefordert wurde, sich wie ein Mann zu erheben, die Waffen zu ergreifen, und an der Seite der Russen für seine Befreiung zu kämpfen. „Wir müssen", so heißt es, „uns würdig jener Geschicke zeigen, denen man uns entgegenführen will." Gleichzeitig wurde von Moskau aus (Rede des Herrn Iwan Aksakoff in der „slavischen Wohlthätigkeitsgesellschaft") die gesammte Slavenwelt aufgefordert, ihre Blicke nunmehr auf Rußland zu richten, welches im Begriff stehe, die Thür zu der großen slavischen Zukunft einzuschlagen, die über Europa die Segnungen einer neuen Cultur ausschütten werde. Der Panslavismus begann

seine Orgien zu feiern. — Am 8. Mai wurden der operativen russischen Armee drei weitere Corps (IV., XIII. und XIV.) zugetheilt. Ein bulgarisches Corps, aus drei Brigaden zu je zwei Druschinen bestehend, war unter General Stoletoff in der Bildung begriffen; einige Druschinen waren schon im Lager von Kischeneff dem Kaiser Alexander vorgestellt worden.

In Constantinopel stieg die Aufregung. Unterm 10. Mai wurde von dort gemeldet, daß mit der Aufführung von Vertheidigungswerken begonnen worden sei. Der Sultan Abdul Hamid extrahirte zwei Fetwas des Scheikh ul Islam, deren eines ihm das Recht zuspricht, den Titel „Ghazi" (das heißt: Glaubenskämpfer) anzunehmen, während das andere am 20. Mai den Krieg mit Rußland als „Dschihat" (d. h. heiliger Krieg) erklärte, wodurch die Schätze der Moscheen für Kriegszwecke zur Verfügung gestellt wurden. Die damals schon angekündigte „Enthüllung der grünen Fahne des Propheten" ist bis jetzt noch nicht erfolgt; ebensowenig hat sich Sultan Abdul Hamid bisher zur Armee begeben. Am 17. Mai trafen der neuernannte deutsche Botschafter Prinz Heinrich VII. Reuß (früher in Petersburg) und der östreichisch-ungarische Botschafter Graf Zichy in Constantinopel ein, wo demnächst dann alle Großmächte wieder durch Botschafter vertreten waren. Es wurde diese feierliche Vertretung bei der Pforte deshalb auf's Neue eingerichtet, um einmal die fremden Staatsangehörigen im osmanischen Reiche nicht ohne kräftigen diplomatischen Schutz zu lassen, dessen sie ja unter Umständen sehr benöthigt sein können; dann aber um im Falle plötzlicher Friedensentschließungen der Pforte darüber zu wachen, daß die Interessen Europas dabei gewahrt bleiben.

Am 22. Mai, als am Jahrestage seiner Thronbesteigung, empfing Fürst Karl von Rumänien Deputationen beider Kammern. Der Fürst erklärte auf die an ihn gehaltenen Ansprachen: „Die Bande, welche Rumänien mit der Pforte verbunden haben, hat die Pforte selber im Laufe der Ereignisse, die Rumänien weder gewünscht, noch herbeigeführt hat, zerrissen; Rumänien wird sie nicht wiederherstellen. Die Unabhängigkeit Rumäniens, weit entfernt ein Grund der Störung des europäischen Friedens, wie der Ruhe der Nachbarstaaten zu sein, gewährt im Gegentheil nicht nur den nationalen Erwartungen der Rumänier Befriedigung, sondern entspricht auch den Interessen Europas." Ein Passus in der Ansprache des Senats-Vicepräsidenten Demeter Bratianu, worin der Fürst als „König von Rumänien" begrüßt wurde, blieb unerwidert und wurde am 26. Mai vom Präsidenten des Senates Demeter Ghika unter Zustimmung dieser Körperschaft desavouirt. — In einem Rundschreiben des Ministers des Aeußern, Cogalniceanu, wurde nunmehr auch den europäischen Mächten die Unabhängigkeitserklärung Rumäniens notificirt; Anworten scheinen darauf nicht erfolgt zu sein, sind wenigstens nicht bekannt geworden.

Von Kriegsereignissen im Monat Mai sind nur noch die am 11. Mai erfolgte Sprengung des türkischen Monitors „Lütfi Djelil" vor Braila durch einen wohlgezielten Schuß einer russischen Batterie und die am 25. Mai bewirkte Versenkung eines zweiten türkischen Monitors „Hifz ur Rachman" im Kanale von Matschin (der Braila gegenüber ausmündet) durch zur Nachtzeit ihm beigebrachte Torpedos bemerkenswerth. Es kam in Folge dessen eine allgemeine Discussion über die Verwendung der Torpedos gegen feindliche Schiffe in Gang. Die türkische Marine hat übrigens, gewarnt durch diese beiden Katastrophen, sich später besser vorgesehen. Es sind zwar mehrfach, namentlich an der Sulinamündung (10. Juni) und vor Poti Versuche zu Torpedosprengungen von kühnen russischen Seeofficieren gemacht worden, ohne jedoch den türkischen Kriegsschiffen erheblichen Schaden zuzufügen.

In Constantinopel hatte sich in Folge des Verlustes der Festung Ardahan in Asien, welche die Russen am 17. Mai erstürmt hatten, der Bevölkerung eine große Aufregung bemächtigt. Die Softas schickten am 24. Mai eine Deputation in die Kammer, welche die Absetzung des Großmeisters der Artillerie und Palastmarschalls Mahmud Damat Pascha (des Schwagers des Sultans), des Kriegsministers Redif Pascha und des Generalissimus in Anatolien Achmed Mukhtar Pascha, wie die Zurückberufung Midhat Paschas verlangte. Die Regierung ließ sich jedoch nicht einschüchtern; es wurde der Belagerungszustand, in Gemäßheit eines von der Kammer am 7. Mai genehmigten Gesetzes, verkündigt. Den Vertretern der fremden Mächte gegenüber, welche wegen der Antastung der persönlichen Rechte ihrer Staatsangehörigen Besorgniß äußerten, wurde erwidert, daß die Anwendung der durch die Lage gebotenen Maßregeln sich innerhalb der durch die „Capitulationen" vorgeschriebenen Grenzen bewegen werde. — Am 29. Mai wurde angeblich ein Complott zur Absetzung des Sultans Abdul Hamid entdeckt; zahlreiche Verhaftungen erfolgten. Man hat Grund zu der Annahme, daß es sich dabei lediglich um Schaffung eines Vorwands gehandelt habe, unter welchem sich die rührigsten Anhänger Midhat Paschas beseitigen ließen. — Die Sperre der Donau bei Ada Kale, der unweit Orsowa in der Donau gelegenen türkischen Inselfestung, gab dem östreichisch-ungarischen Botschafter Grafen Zichy zu einer Beschwerdenote vom 31. Mai Anlaß, welche unterm 3. Juni beantwortet wurde. Die Pforte erklärte, daß sie die Donauschifffahrt thalwärts bis zur Timok-Mündung freigebe, ausgenommen für Schiffe unter feindlicher (rumänischer oder russischer) Flagge. — Am 6. Juni erließ die Pforte ein Rundschreiben an die Mächte, worin sie auf Grund der bestehenden Verträge Protest gegen die Unabhängigkeitserklärung Rumäniens erhob.

Nachdem der Aufmarsch der russischen Truppen vollendet war, traf Kaiser Alexander mit dem Großfürsten Thronfolger, dem Reichskanzler Fürsten Gortschakoff, dem Botschafter Ignatieff und großem Gefolge am 6. Juni im Hauptquartier Plojeschti ein. Bemerkenswerth war dabei, daß in den Straßen Bulgaren das Spalier bildeten. Eine bulgarische Deputation wurde auch alsbald von den hohen Würdenträgern empfangen und das Lager der bulgarischen Legion vom Kaiser besichtigt. So wurde gewissermaßen die Befreiung Bulgariens als Hauptzweck des Krieges demonstrirt.

Unterm 14. Juni gab die Pforte die Erklärung ab, daß, trotzdem sie für sich den „rothen Halbmond" in Anspruch nehme, gemäß der Genfer Convention das „rothe Kreuz" unter allen Umständen gewissenhaft von der türkischen Armee respectirt werden würde und daß in dieser Hinsicht die formellsten Instructionen ergangen seien. Es ist später wiederholt über Verletzungen der Genfer Convention von Seiten türkischer Truppen Klage geführt worden; man thut aber sicher Unrecht, wenn man diese Verletzungen auf den bösen Willen der Pforte zurückführt.

In Griechenland und in Serbien wuchs mit dem Herannahen des Zeitpunktes für die Eröffnung des großen Krieges an der Donau die Lust, sich an der Action zu betheiligen. In Athen war es beim Zusammentritt der Kammern am 28. Mai zu patriotischen Kundgebungen vor dem königlichen Schlosse gekommen, für die König Georg seinen Dank aussprach. Der Parteihader schwieg; man verständigte sich über ein „Ministerium aller Parteien" und der greise Seeheld Konstantin Kanaris, ein hoher Achtziger (er ist inzwischen am 14. September gestorben), trat als Ministerpräsident am 7. Juni an die Spitze. In Belgrad äußerte der Ministerpräsident Ristics großes Verlangen nach Erneuerung der kriegerischen Politik des vorigen Jahres; am 18. Juni ertheilte ihm jedoch Fürst Gortschakoff, der mit Recht die Schonung der Empfindlichkeit Oestreich-Ungarns für wichtiger als die Mitwirkung Serbiens hielt, den Rath zum Verharren Serbiens in der Neutralität. Und denselben Rath trug Fürst Milan von seinem dem Kaiser Alexander gemachten Besuche mit sich heim in seinen Konak.

Rußland, in der sicheren Erwartung, die Macht der Pforte schnell zu brechen, war zu dieser Zeit bemüht, jede Complication des Krieges durch Ausdehnung desselben über dessen offen proclamirten Zweck hinaus zu vermeiden. Auch mit England

hatte es sich fürs Erste verständigt. Der am 23. Juni dem englischen Parlament vorgelegte Beitrag zu den Blaubüchern über die Orientfrage veröffentlichte das Schreiben Lord Derbys an den russischen Botschafter Grafen Schuwaloff vom 6. Mai über die Interessen, die England unter allen Umständen zu vertheidigen sich verpflichtet fühlen würde, sowie die in einem Erlaß des Fürsten Gortschakoff an den Grafen Schuwaloff vom 30. Mai enthaltene Antwort der russischen Regierung auf jene Eröffnungen.

Die englische Regierung erklärt, sie habe von Anfang an die Pforte gewarnt, daß sie nicht auf ihre Unterstützung rechnen dürfe und sie sei entschlossen, die der Art ausgesprochene Politik unparteiisch durchzuführen, so lange die türkischen Interessen allein berührt werden. Als die wesentlichsten der Interessen, welche die englische Regierung gleich verpflichtet und entschlossen ist, im Falle, daß sie in Gefahr kommen sollten, zu vertheidigen, bezeichnet sie die Nothwendigkeit, die Verbindung zwischen Europa und dem Osten durch den Suezkanal offen, unbeschädigt und ununterbrochen zu erhalten. Eine Bedrohung Indiens und eine so schwere Beschädigung des Welthandels, wie sie in einer Gefährdung der offenen Zugänglichkeit des Suezkanals oder in einem Angriff oder selbst nur einer zeitweiligen Besetzung Egyptens für Kriegszwecke liegen würde, könnte von England nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet werden. Auch dem Uebergange Constantinopels in andere Hände als die seiner gegenwärtigen Inhaber könnte die englische Regierung bei der unermeßlichen Bedeutung dieser Stadt nicht mit Gleichgültigkeit beiwohnen. Ebenso beständen gegen eine Abänderung der Conventionen, welche die Schifffahrt auf dem Bosporus und in den Dardanellen angehe (und die Pforte verpflichten, fremden Kriegsschiffen die Passage nicht zu gestatten), in irgend einem wesentlichen Punkte bei der englischen Regierung die ernstesten Bedenken. Es wird dann an die Interessen Englands im persischen Golf erinnert (dem also Rußland durch Vorschiebung seiner Grenzen in Asien nicht zu nahe rücken dürfe). Schließlich wird Kaiser Alexander daran gemahnt, daß er in Livadia sein Ehrenwort verpfändet habe, sich nicht Constantinopel aneignen zu wollen und auch Bulgarien nur zeitweilig, bis der Friede und die Wohlfahrt der christlichen Bevölkerung gesichert wäre, zu besetzen.

Die russische Antwort constatirt, daß der Kaiser die Offenheit der Auseinandersetzungen, deren Zweck die Beseitigung von Mißverständnissen zwischen beiden Regierungen sei, anerkenne. Rußland werde den Suezkanal nicht blokiren, noch die Schifffahrt auf ihm bedrohen. Obgleich es berechtigt sei, sich als im Kriege mit Egypten befindlich zu betrachten, würde es dasselbe nicht in den Radius seiner militärischen Operationen bringen. „Ohne dem Verlauf und Ausgange des Krieges zu präjudiciren," wird in der Erklärung wiederholt, daß „die Erwerbung Constantinopels von den Absichten des Kaisers ausgeschlossen" sei. Die Zukunft dieser Stadt sei eine Frage gemeinsamer Interessen und könne nicht anders als durch ein gemeinsames Einverständniß geregelt werden. Sollte der Besitz Constantinopels in Frage kommen, so könnte nicht gestattet werden, daß es irgend einer europäischen Macht gehöre. Auch die Dardanellenfrage sollte durch ein gemeinschaftliches Abkommen auf gerechten und wirksamen Grundlagen geregelt werden (d. h. also im Sinne der Freiheit der Schifffahrt zwischen den zwei großen Meeren, „an denen alle Welt ein Interesse hat"). Wegen des persischen Golfs und des Weges nach Indien wird England beruhigt. Rußland wolle die englischen Interessen respectiren, so lange England neutral bleibe. Es wolle den Krieg nicht über den laut und klargestellten Zweck hinauserstrecken, für den der Kaiser die Waffen zu ergreifen verpflichtet wurde und ohne dessen „vollständigste und wirksamste Sicherung" er sie nicht niederlegen werde: die verbürgte Existenz und Sicherheit der christlichen Bevölkerungen der Türkei (also nicht blos der oft genannten drei aufständischen Provinzen) gegen die unerträglichen Mißbräuche der türkischen Verwaltung. Rußland hoffe, daß nichts vorhanden sei, was nicht so ausgeglichen werden könne, um die freundschaftlichen Beziehungen beider Regierungen und den Frieden des Orients und Europas aufrechtzuerhalten.

Mit der Veröffentlichung dieses Schriftwechsels, der für das Verständniß des weiteren Verlaufs der Orientdinge höchst bedeutsame Gesichtspunkte eröffnet, und mit der gleichzeitig, 22. Juni, erfolgten Schließung des ersten ottomanischen Parlaments — nach Annahme des Budgets hielt der Präsident Achmed Wefik Effendi eine kurze Schlußrede — kann die erste Phase des russisch-türkischen Krieges in Europa als abgeschlossen betrachtet werden. Am 21. und 22. Juni fand der erste Donauübergang von Braila aus nach der Dobrudscha statt, dem am 27. Juni der zweite Uebergang, der der großen Armee, bei Simnitza folgte.

Die politische Situation ist bis auf Weiteres abgeklärt. Rußland und die Pforte treten zunächst allein im Kampfe sich gegenüber. Alle Welt ist gespannt darauf, den russischen Kriegsplan sich entwickeln zu sehen. Daß die Türken zunächst sich passiv verhalten werden, dessen ist man sicher. Die Russenfreunde tragen die Köpfe hoch und prophezeihen den baldigen Sturz des Halbmondes von der Hagia Sophia. Ein Abschnitt der Darstellung ist damit von selber gegeben.

Berlin, 20. September 1877. Politicus.

Literatur und Kunst.

Venedig.

(Dem Fürsten Paul Wiäsemsky zur Erinnerung.)

Aus dem Russischen des Fürsten Peter Wiäsemsky übersetzt von

Friedrich Bodenstedt.

Der Mond ging auf, und Zauberhelle
Fließt silbern durch die dunkle Nacht;
Nur leise schauert Well' an Welle,
Der Schlag des Ruders trifft sie sacht;
Stumm, wie am blauen Himmelsbogen
Ein dunkles Wölkchen eilend fliegt,
Kommt meine Gondel still geflogen
Ueber die Fluth, die schimmernd liegt.

Welch' Bild des Zaubers in der Runde,
Welch' märchenhafte Wunderwelt!
Es steigen aus dem Spiegelgrunde
Tief unterm blauen Himmelszelt
Gewaltige Massen auf, gediegen
Und kühn geformt durch Kunstgeschick,
Und diese Welt, der Fluth entstiegen,
Bewältigt völlig Geist und Blick.

Ringsum verschwindet alles Feste,
Vom Lande sieht man keine Spur,
Es schwimmen Tempel und Paläste,
Als lägen sie vor Anker nur,
Um günstigen Fahrwind zu erharren,
Der ihre Segel wieder bläht;
Es blickt aus diesen altersgrauen
Prachtwerken stumme Majestät.

Jahrhunderte stehn hier versteinert,
Doch nichts kommt dieser Glanzwelt gleich,
Zeigt sich ihr Umriß, noch verfeinert
Vom Glanz des Mondes, mild und bleich.
Den finstern Massen Licht und Leben
Und Anmuth gab des Meißels Schlag,
Und gleich durchsichtigen Geweben,
Gleich Spitzen tritt der Stein zu Tag.

Wie launenhaft, geheimnißträchtig
Ragt dieser Schönheit Wunderreich!
Der Schatten holden Traumes allmächtig
Webt hier um Alles allzugleich,
Und voll Begier die Augen spähen,
Ob sich das Traumbild nicht belebt,
Daß Thaten sie und Männer sähen
Der Vorzeit, aus der Nacht entschwebt.

Dort dunkelt fern durch das Gestrahle
Des Monds ein schönes Eiland her,
Wie eine große, prächtige Schale
Ein Tafeltuch, schmückt es das Meer.
Dahinter, fast dem Blick entschwebend,
Ein Schwarm von kleinen Inseln streut
Sich weit umher, das Meer belebend,
Das ihnen Bad und Nahrung beut.

Buntfarbige Lichter jetzt umspringen
Der Gondel abgemess'nen Gang,
Zum Schall der Wellen tönt ein Klingen
Wie von vielstimmigem Gesang.
Man singt die heim'schen Barcarolen,
Voll von Musik und Volkesbrust:
Ein klangvoll wechselnd Athemholen
Von tiefem Weh und heller Lust.

Zum Fresco alle Gondeln eilen
Und machen vor den Feuern Halt,
Die laute Festeslust zu theilen,
Die durch das Dunkel glänzt und schallt,
Draus der Rialtobrücke Bogen
Hervortritt, schützend sie umspannt
Und mitzuklingen scheint im Wogen
Der Luft, die Alles übermannt.

Als ich mit Dir der Augenweide
Des mächt'gen Zaubers mich erfreut,
Gemahnt' es wundersam uns Beide
Wie sich uns Altes hier erneut
Aus andern Nächten ferner Länder,
Wo Meer und Himmel auch so rein,
Doch wo des blauen Meeres Ränder
Umdunkelt der Cypressenhain:

Wo Rosen frischen Duft erschließen,
Der süß in milder Luft verschwimmt
Und weiches, wonniges Genießen
Die Seele ganz gefangen nimmt —
Wo auf uralt geweihten Stätten
Uns eine fremde Glaubenswelt
Mit Prachtmoscheen und Minareten
Seltsam, doch schön in's Auge fällt.

So schlagen des Genusses Flammen
Der Gegenwart und früherer Zeit
In eine einzige Gluth zusammen
Verwandter, seliger Trunkenheit.
Mir bringt ein freundliches Erinnern
Des Ostens Zaubernächte nah,
Begrüß' ich mit bewegtem Innern
Dich, Bosporus der Adria!

Die deutsche Frau der Gegenwart.

Zu den Gegenständen, welchen unsere Zeit eine besondere Aufmerksamkeit schenkt, gehört auch die Stellung der Frau. Während die älteren pädagogischen und culturhistorischen Werke die weibliche Hälfte der Menschheit ignoriren oder doch kaum erwähnen, besitzen wir jetzt eine ganze Literatur, welche die Frau, ihre Fähigkeiten und Eigenschaften, ihre Pflichten und Rechte, ihre sociale und politische Stellung nach allen Seiten hin bespricht. Was ist die Ursache dieser Erscheinung?

Wollte man sie in der größeren Bedeutung der Frau innerhalb der Zeitverhältnisse suchen, so würde man sich irren. Im Gegentheil läßt sich nicht leugnen, daß die Frau jetzt eine weniger hervorragende Stellung in Deutschland einnimmt, als vor der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Damals stand sie auf der Höhe ihrer Zeit, repräsentirte in ihrer Weise diese Zeit so gut wie der Mann. Aber freilich, jene Zeit war eine andere als die jetzige. Das Hauptinteresse war die Literatur, die vorherrschende Richtung die zum Ideellen, Romantischen. Der Dichter war die hauptsächlichste öffentliche Person, und fast die einzige populäre Person in Deutschland; die Erscheinung eines neuen Dichterwerkes das größte Ereigniß.

Was Wunder, daß die Frauen sich in diesen Elementen zu Hause fühlten, und, wie weit sie dem Manne auch in der poetischen Production nachstanden, doch in der Theilnahme für Dichtung und Dichter, in der Schwärmerei für alles Ideale, Romantische mit ihm wetteiferten. Und welche Rolle spielten sie in dem Leben dieser Dichter selbst! Als ihre Gattinnen, ihre Freundinnen nahmen sie Theil an ihrem Schaffen, begeisterten sie zu ihren Werken; ihre Salons waren der Mittelpunkt des geistigen Lebens, um sie versammelte sich Alles, was auf literarische oder künstlerische Bedeutung Anspruch machte. Man braucht nur an den vorwiegend weiblichen Umgang Klopstocks und Jean Pauls zu erinnern, an eine Sophie Laroche und ihren Freundeskreis, an Caroline und Dorothea v. Schlegel, an Frau v. Stein und Frau v. Kalb, an den Salon einer Rahel, Bettina, Henriette Herz u. A. in Berlin, um obige Behauptung zu begründen.

Jetzt ist das anders geworden. Sehen wir uns in allen großen Städten Deutschlands um, wo treten uns Frauennamen entgegen, die eine so allgemein anerkannte selbstständige Bedeutung haben, wie die genannten? Wo bildet die Frau den Mittelpunkt des geistigen Lebens? Wir haben jetzt mehr und bedeutendere Schriftstellerinnen als früher, aber ihre Lorbeeren werden mühsamer errungen, und nur ein kleiner Kreis von Verehrern ist es, der sich in ihren Salons versammelt.

Dieser Wechsel aber ist ganz natürlich. Er ist nur eine Folge des veränderten Charakters, den die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts trägt. Statt der Literatur ist die Politik in den Vordergrund aller Interessen getreten; die ideale Richtung hat sich in eine praktische, die blaue Blume der Romantik in das positive Schwarz-Weiß verwandelt. Es ist dies ein Umschwung, der sich vollziehen mußte, wenn die deutsche Nation sich nicht in Schöngeisterei und fruchtlosem Streben nach unklaren Zielen verlieren sollte; der schwärmerische Jüngling ist zum thatkräftigen Manne geworden!

Aber die Frau hat diese Wandlung von dem literarischen zum politischen Interesse, von der idealen zur praktischen Richtung nicht, oder doch nicht genügend mitgemacht. Wenn im Bereiche der Gefühle der Mann „ihren Spuren folgt", so folgt im Reiche der Cultur überall die Frau dem Manne. Wehe dem Staate, wo diese Ordnung sich umkehrt, wo das Weib den Mann überflügelt; aber nicht minder wehe dem Volke, in dem das Weib zu weit hinter dem Manne zurückbleibt! Denn nur durch die Mitwirkung beider Geschlechter vollzieht sich die Culturarbeit, und wer dieselbe nicht fördert, der hemmt sie.

Diese Gefahr aber droht uns jetzt in Deutschland. Die beiden angeführten herrschenden Elemente sind dem Frauengeiste nicht sympathisch, er kann sich nicht leicht hineinfinden. Und

doch muß er das, wenn er mit und in seiner Zeit leben und fortschreiten will, — natürlich aber muß er es auf seine Weise. Mann und Weib sind weder in ihrem Sein noch in ihrem Thun zur Gleichheit bestimmt; nur durch gegenseitige Ergänzung können sie ein Ganzes bilden. Aber nicht die absoluten Gegensätze sind es, die sich vereinen lassen: Tugend und Laster, Leben und Tod werden sich niemals vermählen; wohl aber wird die, durch die geistige Verschiedenheit bedingte verschiedene Auffassung und Bethätigung der gleichen Elemente sich verbinden lassen, und erst das Erfassen und Verarbeiten eines Elementes durch beide Geschlechter kann es zum vollen Austrag bringen.

So wird sich auch die jetzige Richtung unserer Zeit in der Frau anders spiegeln, als im Manne. Die Politik, die bei ihm als That sich äußert, zeigt sich bei ihr zuerst als ein Gefühl: die Vaterlandsliebe, aus der dann der Gemeinsinn entspringt; die praktische Richtung, welche der Mann im Staat, im Handel und Wandel vertritt, bethätigt sich bei ihr im häuslichen und geselligen Leben.

Oder vielmehr soll sich zeigen und bethätigen, denn bis jetzt geschieht beides noch nicht genügend. Wie lebhaft auch die Begeisterung der deutschen Frau sich in Kriegszeiten stets geäußert hat, in gewöhnlichen Zeiten empfindet sie im Allgemeinen noch nicht die rege Theilnahme für die Interessen ihres Vaterlandes, besitzt sie noch nicht das Verständniß für die Geschichte der Gegenwart, welche nothwendig ist, wenn sie ihre Aufgabe im Leben erfüllen soll. Denn diese Aufgabe ist die Erziehung der Menschheit; wie sie die Mutter des Menschengeschlechts ist, so fällt ihr vorzugsweise auch die Pflicht zu, dasselbe zu bilden, zu leiten während des Alters, wo es am bildungsfähigsten und der Leitung am bedürftigsten ist, wo dieser Einfluß also am meisten Macht besitzt. „Wie aber," frägt die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", „kann die Frau, in deren Händen die erste Erziehung des künftigen Staatsbürgers liegt, sein Herz und seinen Geist zur Erkenntniß seiner Pflichten heranbilden, wenn sie selbst sie nicht kennt, wenn sie kein Band zwischen sich und dem Leben ihres Volkes fühlt?" Wie auch, frage ich, kann man von ihr verlangen, daß sie bereit sei in den Zeiten, wo das Vaterland in Noth ist, demselben das Liebste, was sie besitzt: Gatten, Söhne, Väter, Brüder zu opfern, wenn dieses Vaterland selbst ihr nicht unendlich theuer ist? . . Wahrlich, es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, es sei überflüssig oder gar schädlich, die Theilnahme der Frau für ihr Vaterland und seine Angelegenheiten zu erwecken und rege zu halten. Ihr Einfluß — auch ohne Stimmrecht! — läßt sich doch nicht leugnen. Oder wer wollte bestreiten, daß diese vielgetadelte Vorliebe der Deutschen für alles Fremde, diese Unterschätzung des Eignen, das sich in dem, noch immer nicht bedeutungslosen Worte: „es ist nicht weit her" ausspricht, daß dieser Eifer, im Auslande die eigne Sprache und Sitte gegen die des fremden Landes zu vertauschen, vorwiegend von der Frau ausgeht? Wer, der die Verhältnisse in den katholischen Ländern kennt, kann es bezweifeln, daß das Medium, durch welches der Priester seinen Einfluß auf die Männer ausübt, die Frau ist, — die Frau, welche nimmermehr sich zu einem solchen Werkzeuge hergeben würde, wenn sie zum Verständniß ihrer Zeit und zur Liebe für ihr Vaterland erzogen worden wäre? Was dagegen verleiht der Volksstimme in England so große Gewalt, wenn nicht der Umstand, daß es eben die Stimme des ganzen Volkes ist, die sich erhebt, daß die Frauen, wenn auch die Women's-suffrage-bill nicht durchgegangen ist und nie durchgehen sollte, dennoch vermöge des regen Antheils, den sie an allen Vorgängen innerhalb ihres Vaterlandes nehmen, indirect die Macht vermehren, welche sich gegen ein unpopuläres Gesetz auflehnt oder eine gewünschte Maßregel durchsetzt? . . . Die Engländerin, im Mittelstande wenigstens, steht der deutschen Frau an sogenannter Schulbildung gewöhnlich nach; sie ist in den Historien der alten Griechen und Römer meist wenig bewandert, Demosthenes und Cicero sind ihr vielleicht niemals vorgestellt worden; aber die Namen ihrer Vertreter im Parlament sind ihr geläufig, und eine Rede Disraelis oder Gladstones liest sie oft mit weit mehr Interesse, als den neuesten Sensationsroman von Wilkie Collins.

Und in diesem Punkte berühren sich die beiden Elemente des Politischen und Praktischen. Es ist entschieden praktischer, zu hören und zu lesen, was heute geschieht, als was sich vor tausend Jahren zugetragen hat; praktischer, die Zustände um uns her mit offnem Blick betrachten, und, soweit dies möglich ist, zu ihrer Verbesserung beitragen, als seine freie Zeit mit der Anschauung fictiver Verhältnisse und Personen ausfüllen. Das erstere bezeichnet man mit dem Worte Gemeinsinn, dem Sinne für das allgemeine Wohl; und wie die Blüthe, aus der er hervorgeht, die Vaterlandsliebe, bei unseren Frauen noch nicht zu voller Entfaltung gelangt ist, so findet sich auch die Frucht noch selten. Welch' reiches Feld der Thätigkeit aber erschließt dieser Gemeinsinn dem weiblichen Geschlechte! wie würde da die brachliegende Kraft Tausender alleinstehender, unabhängiger Frauen im Dienste des Ganzen verwerthet werden! Auch in dieser Beziehung geht uns England mit dem guten Beispiel voran. Was eine Miß Nightingale für die Krankenpflege, eine Mrs. Fry für die Verbesserung der Gefängnisse, Miß Carpenter für das Armenschulwesen (besonders in Indien), die Misses Hill für die weibliche Auswanderung, die Baroneß Burdett-Coutts auf dem Felde der Wohlthätigkeit im großartigsten Maßstabe gethan, das muß unsere wärmste Anerkennung hervorrufen. Gewiß wollen wir nicht selbst in den Fehler der Unterschätzung des Eignen verfallen, und vergessen, daß auch deutsche Frauen sich auf verschiedenen Gebieten gemeinnütziger Thätigkeit hervorgethan haben; aber ihre Zahl ist noch sehr klein, und die große Menge unserer Frauen huldigt noch dem strengsten Particularismus, d. h. sie verschließen Herz und Haus gegen das, was draußen vorgeht, wenn es sie nicht persönlich berührt.

Das aber ist zugleich unpatriotisch und unpraktisch. Haus und Welt stehen in beständiger Wechselwirkung, und wer den Anforderungen der letzteren nicht Rechnung trägt, der wird auch die des Hauses im höhern Sinne nicht ganz befriedigen.

Fangen wir bei der untersten Stufe, den äußeren Einrichtungen des Hauses an, so liefern diese uns gleich den Beweis für die aufgestellte Behauptung. In der That, wenn wir dieselben mit denen fremder Länder vergleichen, so müssen wir zugestehen, daß sie noch viel zu wünschen übrig lassen. Die richtige deutsche Wohnung mit ihrer sogenannten „guten Stube", die weniger zum Bewohnen als zum „Reinemachen" da ist, mit ihren steifen Möbeln, die oft elegant, aber fast niemals bequem sind, mit ihrem gemeinsamen Eingang für Gäste, Fleischer und Kohlenschaufeln, — diese richtige deutsche Wohnung, wie sie, außer in den größten Städten, noch überall in Deutschland zu finden ist, bezeugt einen Mangel an praktischem Sinn. Wende man nicht ein, es fehle uns am Besten, an den nöthigen Geldmitteln zur praktischeren Einrichtung unserer Häuser; nein, selbst da, wo Pracht und Luxus herrschen, vermissen wir doch oft jene zweckmäßigen Einrichtungen, die der Engländer mit dem Worte Comfort bezeichnet, und die selbst die einfachsten englischen Cottages so wohnlich machen.

Indessen fällt in Bezug auf die äußeren häuslichen Einrichtungen ein Theil der Schuld — wenn auch der kleinere — dem Manne zur Last, der doch das Haus baut; die inneren Einrichtungen sind die eigentlichste Domäne der Frau, und auch in diesen zeigen sich Uebelstände. Der größte derselben ist, daß man in den meisten deutschen Häusern das Knarren der Wirthschaftsmaschine so sehr hört, daß die Hausfrau, statt das Räderwerk nur im Gang zu erhalten, fortwährend selbst daran dreht! Vermöge des ihr eigenen conservativem Elementes ist sie auf dem Standpunkt früherer Zeiten stehen geblieben; sie erkennt nicht, daß die beiden vornehmsten Güter, über welche sie zu verfügen hat: Zeit und Kraft, sehr im Werthe gestiegen sind, und daß es eine Verschwendung ist, wenn eine wohlhabende und gebildete Frau diese an Verrichtungen wendet, welche eine Dienerin oder gar eine Maschine ihr abnehmen könnte. Daß auch diese vielverklagten Dienerinnen nicht eher tüchtig werden

können, als bis man sie nicht mehr als Handlangerinnen betrachtet, sondern ihnen gestattet, selbstständig und selbstverantwortlich zu sein, bis die Hausfrau sich damit begnügt, den Haushalt als General zu leiten, statt als gemeiner Soldat darin zu arbeiten, das liegt auf der Hand. Die gebildete Frau soll die Herrin des Hauses sein, nicht seine Sklavin; die Gefährtin und Gehülfin des Mannes, nicht seine Haushälterin oder sein Spielzeug; die Erzieherin ihrer Kinder, nicht nur die Wärterin, die für ihr äußeres Wohlbehagen sorgt! Natürlich und Gott Lob! gibt es Frauen, welche ihre Aufgabe in dieser Weise auffassen; die große Menge des weiblichen Geschlechts aber gehört entweder zu denen, die sich zur Magd ihres Hauses machen, während der einen Hälfte des Tages mit ihrer Dienerin verkehren (ein Umgang, der einen entschieden herabziehenden Einfluß ausübt!) und die andere Hälfte in Kaffee- und Theegesellschaften zubringen; oder, wenn sie den begüterten Klassen angehört, so hat sie die Wandlung von der ideellen zur praktischen Richtung in so fern mitgemacht, als sie von dem Idealismus direct in den Materialismus gesprungen ist, von der abstracten Schwärmerei in die Genußsucht.

Und gehen wir nun noch tiefer, betrachten wir das Familienleben, was finden wir da? Es ist schmerzlich, es auszusprechen, aber die Thatsache läßt sich nicht leugnen, daß dieses harmonische Zusammenwirken der Gatten, dieses herzliche Verkehren zwischen Eltern und Kindern, welches den Segen und den Reiz des Familienlebens ausmacht, nur noch in den wenigsten Häusern zu finden ist. Die vielgepriesene deutsche Gemüthlichkeit ist in den meisten Fällen herabgesunken zu einem rücksichtslosen Sichgehenlassen des Einzelnen, zu einer Formlosigkeit, unter welcher nicht nur die äußere Gestaltung, sondern auch der Geist der Familie leidet. Die Geselligkeit aber, welche die erweiterte Familie repräsentiren soll, hat diesen Charakter völlig verloren; statt die beiden Geschlechter zu vereinen, trennt sie sie nur noch mehr. Wahrlich, das Wort von der Musterhaftigkeit der deutschen Familie, von der Verehrung der deutschen Frau gehört auch in das Reich der Ideale, die in der Wirklichkeit selten zu finden sind! Wir leben da von unserem alten guten Ruf, sind aber sehr in Gefahr, in dieser Beziehung in dieselbe Phrasenhaftigkeit zu verfallen, welche wir in den Reden unseres Nachbarvolkes so streng verurtheilen.

Wer diese Ansichten für pessimistisch hält, der lese die Artikel, welche jetzt so häufig in ausländischen Zeitungen über den fraglichen Gegenstand erscheinen. Nehmen wir auch an, daß die französischen Urtheile noch zu sehr von dem Hasse gegen alles Deutsche gefärbt sind, um uns maßgebend zu sein, und daß auch bei der englischen und amerikanischen Presse es ein Act der Rache für unsere äußeren Erfolge ist, wenn sie unsere inneren Schäden blos zu legen suchen, so muß der Unbefangene doch zugeben, daß solche Schäden existiren, daß in allen jenen, oft übertriebenen Auslassungen stets ein Körnchen Wahrheit zu finden ist. So sagt das „Home journal": „Die deutschen Schriftsteller und Sänger haben die Frauen genugsam besungen, aber wir würden doch Thaten den Worten vorziehen. In diesem Punkte finden wir die Hauptschwäche der Deutschen: eine unvereinbare Trennung von Dichtung und Wahrheit. Sie reden beständig von häuslichem Leben, ohne die nöthigsten Bestandtheile desselben zu kennen, besingen ihre Frauen, und wissen kaum, was zu einer harmonischen Ehe erforderlich ist."

Ein anderes Blatt schließt einen Aufsatz mit den Worten: „In England wird die Frau geehrt, in Frankreich und Amerika angebetet, in Deutschland einfach — nutzbar gemacht (utilized)."

Am treffendsten ist wohl folgende Darstellung in einem Londoner Blatte, die einen deutschen Beamten zum Verfasser hat. „Wenn man ein deutsches und ein englisches Mädchen mit 16 Jahren vergleicht," sagt er, „so wird man die Deutsche wahrscheinlich besser unterrichtet finden, als die Engländerin; doch vergleicht man dieselben Frauen wieder mit 26 Jahren, so ist in den meisten Fällen die Engländerin außerordentlich fortgeschritten, während die Deutsche viel von ihrer Schulbildung vergessen, und der Kreis ihrer Interessen sich positiv verengt hat. Die Ursache ist einfach die, daß in England die Männer sich mit den Frauen unterhalten, während sie das in Deutschland im Allgemeinen nicht thun. Natürlich gibt es Personen, ja sogar Kreise, die eine rühmliche Ausnahme machen; aber in der Regel sucht der Mann die Gesellschaft der Frauen nur, so lange er jung ist, er geht auf Bälle und zu Vergnügungspartieen theils um sich zu amüsiren, theils um sich eine Frau zu suchen. Wenn sie gefunden und die Zeit der Flitterwochen vorüber ist, sucht er seine gesellige Erheiterung bei den Männern, sie bei den Frauen; er geht in seinen Club, seine Lese- Rauch- und Weinstube, sie in ihre Kaffeegesellschaften; wenn sie in großen Soiréen zuweilen zusammen kommen, so halten sich die Männer oft in einem besonderen Zimmer auf — schon des Rauchens halber! — oder sammeln sich doch auf einer Seite des Salons. In England erwartet der Mann, daß seine Frau in intelligenter Weise Theil nehmen kann an der Unterhaltung über die Gesprächsgegenstände des Tages, — und demgemäß wird sie erzogen; in Deutschland erwartet er von ihr, daß sie sein Hauswesen sparsam einrichte und eine gute Mahlzeit auf den Tisch setze, und so wird sie für dieses Ideal erzogen; die wachsende Regsamkeit des politischen Lebens unter den Männern vermehrt diese Trennung nur, da die meisten Frauen noch gar nicht gelernt haben, sich für Politik zu interessiren. Man bringe nur die Männer und Frauen, nicht die Knaben und Mädchen dazu, sich mit einander zu unterhalten, und alle Reformen werden bald folgen."

Fühlen wir uns nun durch solche Kritiken fremder Blätter gekränkt — denn wer hörte gern unangenehme Wahrheiten? — so ist das beste Mittel, dieselben zum Schweigen zu bringen, eine weise Selbstkritik. Und hier komme ich endlich zur Beantwortung der Frage, die ich diesen Betrachtungen vorangestellt: warum man sich jetzt so viel mehr mit Allem, was die Frau betrifft, beschäftige, als in früheren Zeiten? Man fängt eben bei uns an, eine solche Selbstkritik zu üben, man hat die bestehenden Mängel erkannt, und sucht nach Mitteln, sie zu beseitigen. Das oben vorgeschlagene Mittel: ein regerer geistiger Verkehr der beiden Geschlechter unter einander, würde gewiß wesentlich zur Erreichung dieses Zweckes beitragen und zugleich dem Manne dasjenige geben, was ihm so häufig fehlt: die feine Umgangsform. Der sicherste Weg aber, alle die genannten Uebelstände zu heben, ist unzweifelhaft der der Erziehung. Eine Reform auf diesem Gebiete: von der übermäßigen Entwickelung des Gefühls- und Phantasielebens zu einer festen, gesunden Charakterbildung; von dem flachen Kosmopolitismus des Wissens zu einem, im Stoffe beschränkteren aber dafür vertieften, und der Zeit und Wirklichkeit mehr Rechnung tragenden Unterricht; von der nivellirenden und abstumpfenden Mechanik der Lehrmethode zu einer individuellen Entwickelung von Innen heraus; von dem Naschen auf allen Kunstgebieten in den, der Schulzeit folgenden Jahren, zu einer weisen Benutzung dieser Periode zur praktischen Ausbildung für das Leben, — eine solche Umwandlung der Erziehung würde das wirksamste Mittel sein, die Frau für ihre Aufgabe in Haus und Welt tüchtiger zu machen, sie mit den Anforderungen ihrer Zeit in Einklang zu bringen.

Möchten wir nicht zögern, eine solche Reform anzubahnen; denn nur wenn die Frau ihre Pflichten als Tochter ihres Volkes, als Genius des Hauses, als Vertreterin der Sitte in der Gesellschaft erfüllt, nur dann wird Deutschland, wie in der Politik, so auch in Bezug auf sein häusliches und geselliges Leben wieder die hervorragende Stellung einnehmen, die es früher inne gehabt, und die zu seiner sittlichen Größe nothwendig ist.

M. Calm.

Ein Leseabend bei Caroline von Wolzogen.

Es mag wohl als ein Kriterium für den echten und vollen Werth eines Genusses gelten, wenn die Erinnerung daran nach 45 Jahren noch so vollkommen klar und unverkümmert im Gedächtniß haftet, daß sie ein integrirender Theil des eignen geistigen Lebens geworden zu sein scheint. Mindestens ist diese Erinnerung ein Zeugniß, daß ein solcher satter Genuß zum fruchtbaren Keim und Trieb dieses Lebens werden muß. Der vollkommene Kern des Genusses liegt aber in der unbefangenen Hingebung und unbekümmerten Auffassung des Dargebotenen. Das olim meminisse juvabit gibt auch ein Zeugniß von dem wie mit natürlicher Nothwendigkeit sich vollziehenden Uebergang des Genusses in das eigne geistige Leben, wobei die Erinnerung sich als das eigenste pragmatische Element bewährt.

In solcher Weise steht unter den vielen genußreichen Momenten bei Caroline von Wolzogen als besonders ausgezeichnet ein Leseabend mit so voller Klarheit in meiner Erinnerung, daß eben diese vollkommene Bewahrung mir die Hoffnung auf das Interesse mancher Leser sichert.

Es mag Ende October oder Anfang November gewesen sein (leider habe ich das Datum nicht genauer notirt), als der wohlbekannte alte Diener der Frau von Wolzogen meinem Bruder Friedrich, dem Theologen, und mir eine Einladung zum Leseabend am folgenden Tage brachte. Es sollte „Wallensteins Tod" gelesen werden. Aus der nur kleinen gewählten Liste, auf welcher die ausgezeichnete geistreiche Familie des Universitätscurators und Präsidenten des Oberappellationsgerichtes A. von Ziegesar und die rühmlichst bekannte Schriftstellerin Luise Marezoll obenan stand, ersahen wir, daß der Superintendent Ackermann den Wallenstein, mein Bruder den Max, und ich den Oberst Buttler lesen sollte. In wie hohem Grade fanden wir uns aber überrascht, als wir bei der weiteren Durchmusterung fanden, daß die Thekla von Niemand anders gelesen werden sollte, als von — Caroline, Frau von Heygendorff, gebornen Jagemann!

Schon an und für sich war es eine überraschende Neuigkeit, daß die Frau von Heygendorff seit ihrer sofortigen Abreise aus den weimarischen Landen bei der — nach schon längst im Voraus getroffener Bestimmung ihres fürstlichen Freundes — ihr zu allererst kundgegebenen Nachricht von dem Ableben des Großherzogs Carl August, jetzt von Mannheim nach Jena zurückgekehrt war. Jetzt aber diese Frau, welche in der höchsten Blüthe der klassischen Zeit Alles hingerissen und bezaubert, für die Goethe die „Eugenie" in der „Natürlichen Tochter" geschrieben, die den fürstlichen Freund Goethes, den hohen Gönner und Protector der größten Koryphäen Deutschlands, den geistvollsten Fürsten seiner Zeit, unwiderstehlich an sich gefesselt hielt, die niemals wieder erreichte Darstellerin der „Elisabeth", an der jeder Zoll eine Königin war, diese Frau andern Tages die „Thekla" lesen zu hören: das war eine Spannung, die mich kaum an den mir zugewiesenen untergeordneten Buttler denken ließ, während ich die Rolle der Thekla bis zum Auswendiglernen studirte.

Viel hatte ich von ihrer blendenden Schönheit, von dem Zauber ihrer Stimme, sowohl als Schauspielerin wie auch als Sängerin, gehört. In fast allen über sie gemachten Schilderungen herrschte jedoch durchgehends eine eigne Discretion, wenn nicht Reserve vor. Niemals hatte ich eine vollkommen unverholen begeisterte Lobeserhebung vernommen. Weit eher mochte sie für eine abgethane Künstlergröße gelten; das feine Frauengefühl vermochte wohl nicht, für das Weib in der Künstlerin sich zu begeistern. Und doch erschien sie als großer voller Charakter. In ihrem hellen Geiste war sie sich stets ihrer Schönheit und ihrer durch Iffland und Beck auf das Vollkommenste ausgebildeten glänzenden Talente bewußt gewesen, und dieser ihr voller Künstlerstolz und Ehrgeiz hatte sich lange gegen die Erhörung des fürstlichen Anbeters gesträubt, bis selbst Goethe und sogar — aus gewissen Rücksichten — die Herzogin Luise, durch eine Zuschrift, die Erhörung vermittelten. Wohl aber konnte ich auch aus jenen reservirten Andeutungen die klare Ueberzeugung gewinnen, daß die so ausgezeichnete Dame sich stets ihrer weiblichen Würde bewußt geblieben war und ihren mächtigen Einfluß stets nur zu guten und wohlthätigen Zwecken geltend gemacht hatte, bis ihres fürstlichen Freundes Schwiegertochter, die in und für die Majestät geschaffene russische Kaiserstochter Maria Paulowna, gerade durch ihre großartige echt fürstliche wie weibliche Haltung*) der Geliebten des Schwiegervaters das nachhaltig empfinden ließ, was diese in ihren und der Welt Augen verloren hatte, die volle Würde und Geltung der reinen Weiblichkeit. Das gerade war ja aber auch wieder der Anlaß, weshalb die mächtige Favoritin der hohen Gegnerin ihren ganzen Einfluß fühlen ließ, und endlich in fast übermüthiger Weise sogar die Gelegenheit ergriff, selbst dem Dichterfürsten Goethe ihre Macht fühlen zu lassen. So ist das in dieser Weise mit intriganter Heimlichkeit bewirkte Umhauen einer herrlichen Baumgruppe im Parke bei Weimar, gerade weil sie die Lieblingsgruppe der Erbgroßherzogin war, wie die ihrem eignen hohen Künstlersinn selbst widersprechende hartnäckige Protection des umherziehenden Schauspielers Karsten mit seinem Pudel, dem „Hund des Aubry" (1813), wogegen sich Goethe auflehnte, und wofür der als großer Thierliebhaber bei seiner schwachen Seite gefaßte Fürst endlich seinem langjährigen Freunde die Worte schrieb:

> „Aus den mir zugegangenen Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Geheimrath von Goethe wünscht, seinen Functionen als Intendant enthoben zu sein, welches ich hiermit genehmige."

Was meines Bruders und meine Ueberraschung noch vergrößerte und unsre Erwartung noch immer höher steigerte, war die Thatsache, daß wir niemals den Namen der Dame aus dem Munde der Frau von Wolzogen auch nur hatten erwähnen hören, so oft und gern auch diese die interessantesten Mittheilungen über die ersten Aufführungen und über die Aufnahme der Schiller'schen Dramen machte. Erst nach dem Tode der Wolzogen ist aus ihrem Nachlasse eine nach vielen Seiten hin überraschende Aufklärung zu Tage gekommen. Mochte nach Vollendung der „Jungfrau von Orleans" (1801) Carl August daran verzweifeln, daß nach Voltaires frivoler Herabwürdigung der „Pucelle d'Orleans" selbst ein Schiller nicht die hochgefeierte Heldin Frankreichs in ihre volle Würde wieder einsetzen konnte, oder daß dem feinen hellen Geist der Heygendorff gerade auch dasjenige an der ihr zugedachten Rolle der Jungfrau auffällig und widerstrebend war, was Gervinus viel später, sehr hart aber keineswegs unzutreffend, als Wesen einer „Somnambüle" bezeichnet hat: genug, die Heygendorff weigerte sich, die Rolle der Jungfrau zu übernehmen und Carl August äußerte sich sogar schriftlich dahin über die Rolle der Jungfrau: „Dazu ist mir Caroline zu lieb."

Das ist der wirkliche und einzige Grund, warum die Jungfrau von Orleans zuerst in Leipzig und Berlin aufgeführt wurde und dann erst nach durchschlagendem Erfolg auf dem Hoftheater zu Weimar.

Beim Eintritt in den Abendzirkel fanden wir zumeist bekannte Erscheinungen und es bedurfte nur der Vorstellung bei der Frau von Heygendorff, welche von ihrer Tochter — mit dem auffällig französischen Namen Laure de Chevillard**) —

---

*) Oft hatte ich Gelegenheit diese imposante echt fürstliche Erscheinung im Hoftheater zu sehen. Namentlich am 2. Februar, dem Geburtstage des hohen Gemahls, an welchem stets mit großem Aufwand eine neue Oper gegeben wurde, erschien sie im vollsten Glanz der Fürstlichkeit und wie übersäet mit Diamanten im Werthe von Millionen. Sie war eine äußerst gnädige wohlthätige Dame, voll Talente und namentlich eine gründlich durchgebildete ausgezeichnete Klavierspielerin.

**) Das Glück wollte, daß ich später diese fast ideal schöne jugendliche Erscheinung häufig in gesellschaftlichen Zirkeln und auch auf den bekannten Jenenser „Rosenbällen" wiederfinden sollte. Sie war nicht nur das äußere, sondern auch das innere feingeistige Ebenbild der

begleitet war. Desto aufmerksamer konnte ich die Dame beobachten, welche die beiden norddeutschen Studenten sogleich in einem kurzen Gespräch über Studium und über den Vergleich und Unterschied der romantischen Umgebung Jenas mit dem flachen Norden und seinem Wechsel von Wald, Seen und Wiesen zu fesseln wußte. Sie mochte damals das 53. oder 54. Lebensjahr erreicht haben, aber noch immer waren diese Züge schön und edel zu nennen. Der ungemein fein und geistvoll geschnittene Mund, die unbeschreiblich seelenvollen Augen, das noch immer reine volle blonde Haar mit den schlichten Locken zur Seite der herrlichen Stirn, — das Alles machte sogleich seine Berechtigung auf dauernde Erinnerung für die ganze Lebenszeit geltend.

Als wir uns um einen langen viereckigen Tisch geordnet hatten, wobei mir das Glück wurde, der Frau von Heygendorff gerade gegenüber meinen Platz zu finden, sodaß ich jedes Wort auffassen und mit jedem Wort auch die wunderbarste Mimik beobachten konnte, begann das Vorlesen.

Er wär ebenso vermessen wie thöricht und vergeblich, eine ausführliche Schilderung der kaum geahnten Auffassung und fast überwältigenden Wiedergabe der Thekla auch nur zu versuchen. Dieser Vortrag galt mir nicht einmal als die vollendete künstlerische Reproduction, nicht einmal als das Ideal des Heldenweibes, wie es dem Dichter vorgeschwebt hatte: es war die Heldin selbst, die zur Erscheinung gekommene ganze volle incarnirte Weiblichkeit in der höchsten heldenhaften Sphäre und in vollbewußter großartigster Wesenheit, ein Gebilde, das nur ein Weib ahnen kann, das Schiller selbst nur heraufbeschwören konnte, um sich dann selbst demuthsvoll vor diesem Geiste zu beugen. In wessen Leben nur einmal ein solcher Sonnenblick gefallen ist, die Scene (Act 4, Sc. 12):

„Sein Geist ist's, der mich ruft" u. s. w.

und vor Allem den Schluß:

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde"

mit diesem Ausdruck der Stimme, diesem Aufblick der Augen gen Himmel zu durchleben, dem hat sich die Poesie mit ihrer vollen Sättigung wie eine nie zuvor geahnte wunderbare Offenbarung erschlossen, aus der er das ganze Leben mit seinem Reichthum und seinen Ahnungen dahinträgt im ganzen festen Glauben an das Göttliche und mit ganzer voller Hoffnung auf die göttliche Verheißung.

Nach dem Schluß saßen wir lange Zeit schweigend da. Der Geist der Weihe ging durch das Zimmer. Als ich endlich die Augen aufzuschlagen wagte, sah ich Caroline von Wolzogen aufgerichtet in ihrem Lehnstuhl sitzen. Begeistert leuchtete das Auge der Matrone und forschte durch die kleine dunkle Hornbrille von einem Gesichte zum andern, um die eigene Ergriffenheit an dem Ausdruck der Begeisterung der Andern abzugleichen.

Der wunderbaren Heldenvorleserin konnte es nicht entgehen, welchen überwältigenden Eindruck sie auf uns Alle gemacht hatte. Wie im Gefühl der Berechtigung und Verpflichtung, uns Alle einander wiederzugeben, erhob sie sich, nahm von dem alten leichten Flügel mit der schon matt gewordenen Vergoldung an den geschweiften Füßen, vor dem ja auch Schiller so oft gesessen, einen geschriebenen Notenbogen und forderte mich zur Begleitung auf. Ich öffnete den Flügel und übersah das Notenmanuscript. Es war ein Lied für Sopran, das ich weder vorher noch später jemals gesehen habe. Die Klavierbegleitung war äußerst leicht; seltsamerweise waren es die durchstehenden Doppelgriffe nach den Glöckchen, in Gdur, in dem Chor aus der Zauberflöte:

„Das klingt so herrlich" u. s. w.

und somit war meine Angst stecken zu bleiben, verschwunden.

Unzählige Mal hatte ich meinen Bruder, der durch seinen schönen Bariton, wie durch die trefflichste Schule und lebendigste Vortragsweise überall die lebhafteste Anerkennung *) gefunden hatte, in öffentlichen wie Privatkreisen am Klavier begleitet. So sehr waren wir aneinander gewöhnt und geübt, daß sogar Goethe uns durch unsre hohe Gönnerin hatte einladen lassen, ihm das Lied des Mephisto in Auerbachs Keller:

„Es war einmal ein König
Der hatt' einen großen Floh" u. s. w.

nach der köstlichen Beethoven'schen Composition vorzutragen, die Goethe noch nicht kannte und die mein reichbegabter Bruder mit vollendeter Virtuosität zu singen wußte. Trotz der Leichtigkeit der mir diesmal zugemutheten Begleitung weiß ich noch heutigen Tages nicht, wie ich die Sängerin begleitet habe. Ich hörte nur die wundervolle glockenreine Stimme, die ein getragenes Thema zu der wunderlichen Begleitung intonirte und dann in wunderbarster Virtuosität Variationen und Coloraturen hinzufügte, daß ich nur lauschte und Alles um mich vergaß. Niemals, weder vorher noch nachher, habe ich eine solche Stimme, ein solches Singen gehört! —

Der Tisch zum einfachen Abendessen war geordnet. Diesmal saß ich der Frau von Wolzogen gegenüber. Frau von Heygendorff saß weiter rechts von ihr, sodaß ich doch noch jedes Wort vernehmen und sie genau beobachten konnte. Nun wurde das Gespräch allgemeiner und unbefangener, der liebenswürdige sociale Boden war wiedergewonnen, auf dem diese und jene geistvollen Bemerkungen gemacht wurden. Aber auch jetzt hatte die merkwürdige Frau, wie ungesucht und absichtslos, die volle Herrschaft über die Unterhaltung wiedergewonnen, und jedes Wort wurde den beredten Lippen abgelauscht, als die herrlichsten Erinnerungen und Bemerkungen über Personen und Ereignisse aus der klassischen Zeit fielen. Kaum mit dem Schein der Gesuchtheit, aber doch noch überraschend für den aufmerksamen Beobachter, brachte sie das Gespräch auf jenen Kreis, in welchem jeder von den Dichterkoryphäen seiner Dame zunächst die neueste Dichtung zu widmen pflegte, und sodann mit feiner Betonung und Genugthuung auf das köstliche Gedicht von Goethe: „Schäfers Klage":

„Dort oben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal" u. s. w.

welches „der Geheimrath von Goethe" zunächst ihr von Jena aus zugeschickt hätte. Die Einmüthigkeit in der Würdigung des Gedichtes, mit welcher Diejenigen sofort hervortraten, welche selbst noch Erinnerungen aus jener Zeit bewahrten und Goethe's Dame in jenem Kreise gekannt hatten, überraschte mich noch mehr, aber immer doch noch weniger als das kaum bemerkbare leichte und flüchtige Lächeln um den Mund der Frau von Wolzogen, das ich beim zufälligen Begegnen unsrer Blicke bemerkte. Aus früheren mir von andrer Seite her gemachten Andeutungen ahnte mir jetzt deutlicher, daß die Dame noch immer von Eitelkeit und Selbsttäuschung befangen war, und nahm mir deshalb vor, mir die baldigste Aufklärung zu verschaffen. Endlich löste sich denn nun auch der seltene Kreis auf, wie ich ihn in solcher

Mutter, dabei auch eine herrliche Zeichnerin, in deren vorzüglichen Album ich einmal das skizzirte Bleistiftporträt eines reizenden Bettlerknaben mit hellblonden Locken und braunen Augen zeichnen mußte. Wenn ein begeisterter Verehrer von ihr schrieb, „daß sie von Allen, die sie kannten, als ein Engel von einfacher Anmuth und herzgewinnender Liebenswürdigkeit gerühmt wurde", so ist damit eine keineswegs übertriebene Wahrheit gesagt worden. Leider ist sie nach mehreren Jahren, noch in der Blüthe der Jahre, als Hofdame bei dem Herzog Bernhard von Weimar, dem Bruder des Großherzogs Carl August, ihres natürlichen Vaters, im Haag gestorben.

*) Goethe hatte ihm sogar, unter Zusicherung eines Jahresgehaltes von zunächst 2000 Thlr. angetragen, auf das Weimarische Hoftheater überzugehen. Doch blieb mein Bruder seiner Theologie treu und ist auch später als tüchtiger Kanzelredner und kenntnißreicher Literarhistoriker bekannt geworden, und — mit großem Verdienst um die Organisation der herrlichen Lübeckischen Stadtbibliothek — am 26. Decbr. 1876 gestorben.

Zusammensetzung und Anregung kaum je wieder erleben sollte und brachte einen reichen Schatz schöner Erfahrungen und reicher Belehrung in mein stilles Studentenstübchen.

Kaum konnte ich andern Vormittags die Stunde zum Besuche bei meiner Gönnerin erwarten. In ihrer stillen wunderbar geistreichen Weise fügte sie mir in schlichter Skizzirung die Hauptmomente des gestrigen Abends zu einem objectiven Bilde zusammen und sicherte mir damit ein abgeschlossenes geschichtliches Lebensbild. Dann gab sie mir auf meine Frage und Bitte Aufklärung über das gestern Abend so besonders hervorgehobene Lied von Goethe.

Bei einem kurzen Sommeraufenthalte in Jena hatte Goethe das Gedicht „Schäfers Klage" auf einem Spaziergange vom sogen. Prinzessingarten oder Griesbach'schen Garten aus nach dem nordwestlich davon sich erhebenden „Landgrafenberge" gedichtet und es der Hofmarschall Baronin von Egloffstein, einer ebenso schönen und liebenswürdigen wie geistvollen Dame gewidmet und nach Weimar geschickt. Andern Tages sandte er dasselbe Gedicht an die Frau von Jagemann, welche sich dadurch so geehrt und ausgezeichnet fühlte, daß sie in ihrem freudigen Gefühle es in allen ihr zugänglichen Kreisen bekannt machte und die bevorzugende Widmung an sie keineswegs verhehlte. Bei einer Begegnung in einem großen Zirkel, in welchem die Frau von Jagemann markirter als je sich ihrer Auszeichnung und ihres Sieges rühmte, hatte die Hofmarschall durch Vorzeigung des Gedichtes auf Rosapapier mit dem um einen Tag älteren Datum von Goethes Hand die Frau Heygendorff entschieden dementirt und damit eine pikante Scene hervorgerufen.

Dennoch fühlte sich die Frau von Jagemann nicht enttäuscht, sondern bewahrte durch lange Jahre hindurch ihre Genugthuung mit so außerordentlicher Zähigkeit, daß sie sich noch immer, auch noch an jenem Abende, wie ich bezeuge, dem Glauben hingab, Goethe zum Abfall von seiner Dame gebracht zu haben.

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

Aus der Hauptstadt.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

IV.

Von Julius Ehrentraut haben wir drei kleinere Bilder zu besprechen. Das erste stellt einen Fahnenträger mit der kurzstieligen Landsknechtsfahne des 16. Jahrhunderts dar, das zweite einen Narren oder lustigen Rath, der nach einem Erfolg eigner Art, nicht auf Lorbern, sondern auf Stroh im Gefängniß ausruht und, mit sauersüßem Gesichtsausdruck an einem Strohhalm kauend, Zeit hat darüber nachzudenken, was der am Fuße des Pfeilers eingehauene Spruch: „Im Satzen halt Maß", zu bedeuten hat. Disposition wie Durchbildung dieses kleinen Cabinetstückchens ist vortrefflich. „Die Reveille", das dritte dieser mit großer Liebe und Vertiefung in die dargestellte Zeit gemalte Bildchen, führt uns in die Zeit des dreißigjährigen Krieges ein. Ein Trommler rührt die Trommel zur Reveille, dieselbe Trommel, die bis tief in die Nacht hinein dazu gedient haben mag, die Würfel darauf rollen und ungerechtes, geraubtes Gut aus einer Hand in die andre wechseln zu lassen. Trefflich ist der harte Kriegsknecht charakterisirt von der Hutspitze bis herab zur Sohle und kühl und frostig die Morgenstimmung wiedergegeben. Julius Ehrentraut ist es wie Wenigen gelungen, in seinen meist sehr einfachen Gegenständen mit dem malerischen ein culturgeschichtliches Interesse auf das Glücklichste zu verbinden und uns seine liebevoll und außerordentlich sorgfältig gezeichneten wie coloristisch gut gedachten Figuren vorzuführen, nicht wie Atelierproducte, sondern wie unmittelbare Naturanschauungen der dargestellten Zeit. Das wird uns am deutlichsten klar, wenn wir damit nur beispielsweise die Nummern 657, 583, 800 des Katalogs vergleichen.

Ein delicios gedachtes und mit großer Feinheit in Form und Farbengebung behandeltes Bild von William A. Shade in Düsseldorf gehört mit zu dem Besten, was uns im feineren Genre geboten wird; es ist eine größere und freie Reproduction desselben Gegenstandes, den wir in der vorjährigen Ausstellung von demselben Künstler zu bewundern Gelegenheit hatten, nur daß derselbe diesmal das Costüm der Revolutionszeit für seine Figuren gewählt hat. Feinheit im Ton und große Innigkeit wie eine überaus sorgfältige Behandlung des landschaftlichen Theiles des Bildes und ein eingehendes Verständniß der ländlichen Spiele jener Zeit machen dasselbe zu einer werthvollen und höchst lieblichen Culturstudie. — Von H. Bürck haben wir ein Bildchen mit Vorliebe zu erwähnen; der Titel ist „Im Abruzzo", es ist weiter nichts als ein weibliches Figürchen im malerischen italienischen Costüm, im Stehen spinnend unter dem flackrigen, sonndurchbrochenen Schatten eines Baumes. Das Spiel des Lichtes auf dieser streng und anmuthig gezeichneten Gestalt ist mit vollendeter Meisterschaft wiedergegeben und die Zeichnung des Gestrüpps und des Vordergrundes von außerordentlicher Feinheit und Strenge. Schade, daß der etwas unruhige und zu wenig untergeordnete Hintergrund, so wahr wie er gewiß von dem fein beobachtenden Künstler wiedergegeben worden sein mag, der Totalwirkung dieses trefflichen Bildes etwas Eintrag thut. — Die „Volksbank kurz vor Ausbruch des Falliments" von L. Bokelmann in Düsseldorf ist eine jener Darstellungen von großer Wahrheit, die als treuer Spiegel unsrer Zeit einen großen culturgeschichtlichen Werth für die Nachwelt haben werden. Für uns aber, die wir dergleichen Vorgänge vor unsren Augen haben abspielen sehen, bietet sich eine reiche Fülle charakteristischer Einzelnheiten auf dieser grau und kühl gehaltenen, gut gezeichneten und trefflich colorirten Darstellung moderner gesellschaftlicher Zustände, die wir selten so wahr und so eingehend geschildert gesehen haben. Die Abwesenheit aller Schlagschatten auf dem Boden wie die Behandlung der Köpfe, die lediglich auf charakteristische Zuspitzung in erster, und erst in zweiter Linie auf malerische Verwerthung hin gemalt sind, die an Hauptpunkten glücklich vermiedene und an minder wichtigen betonte Monotonie der modernen Bekleidung der Figuren, Alles das zeugt von sorgfältigem Studium und subtiler Beobachtung des Künstlers, der es vorzüglich verstanden, seinen scheinbar undankbaren Stoff zu beherrschen und künstlerisch zu voller Geltung zu bringen.

In Kronbergers „Die Tante kömmt" sehen wir eine hart an die Caricatur anstreifende, aber mit gesundem Humor erfaßte Episode aus dem kleinbürgerlichen Familienleben. — Der „Sommernachmittag" von Knut Ekwall zeigt uns in behaglicher Schilderung die genügsame Genußweise eines alten Paares aus den unteren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft an einem Sonn- oder Feiertage, während uns seine „Berliner Feuerwehr" mit großem Geschick eine jener aufregenden Straßenscenen, wie sie bei uns so häufig, vorführt. Der junge Künstler, ein Schüler von Knaus, macht entschiedene Fortschritte, und sehen wir den Einfluß des letztgenannten Meisters auch in Breilbachs „Vor und nach der Kirmes" und besonders in dessen „Kleine Holzsammlerin" deutlich zu Tage treten. — Zwei ganz besonders reizvolle Schöpfungen von G. A. Kuntz, einem Schüler v. Angeli, „Im Studio" und „Eine Pilgerin", ziehen in ihrer erschöpfenden Durchbildung der Formen wie in der trefflichen, etwas kühl gehaltenen coloristischen Anlage das lebhafte Interesse der Beschauer an, eben so sehr drei Bilder von Carl Wünnenberg, besonders „Drei Schwarze" und ein prächtiges Kircheninterieur mit feingedachter und in bestechender Technik vorgetragener weiblicher Figur staffirt. — Joseph Brandt in München ist diesmal nur mit einem kleineren, aber meisterhaften Bilde vertreten, „Ukrainisches Fuhrwerk", das in dem feinen silberigen Ton gehalten ist, wie wir ihn in letzterer Zeit von diesem Künstler mit besonderer Vorliebe bei seinen Schöpfungen angewendet sahen.

Wilhelm Gentz, der unerreichte Schilderer des Orients, führt uns in seinem „Ein Koranspruch als Heilmittel" in die geheimnißvollen Tiefen morgenländischen Aberglaubens ein, mit jener erschöpfenden Gründlichkeit, deren Stempel alle seine Werke in überzeugendster Weise an sich tragen; in coloristischer Hinsicht würden wir den etwas schwarzen und schweren Localton ein wenig gemildert gewünscht haben. — Ein ungemein anmuthendes kleines Bildchen von Gustav Richter, „Beim Abstäuben", zeigt uns die Gattin des gefeierten Künstlers in Betrachtung eines Bildes in reizvoller, sinnender Pose. Das kleine Cabinetsstückchen ist mit ganz besonderer Liebe und Innigkeit gemalt und im Besitz des

Professor Menzel. — In Toby E. Rosenthals „Wer zuletzt lacht, lacht am Besten", in zwei Bildern von drastischer Wahrheit, hat der Künstler den alten Spruch in etwas breiter Weise, für welche allerdings die scharfe Charakteristik wie die frische und kräftige Malerei entschädigt, illustrirt. Sein zweites Bild, „Das alarmirte Pensionat", scheint uns bei aller Trefflichkeit der Einzelnheiten im Ganzen nicht so glücklich gegriffen zu sein. — „Der Mohrenprinz" von Zdzislaw v. Suchodolski auf Goldgrund gemalt, ist eine jener heiteren Schöpfungen liebenswürdiger Phantasie, die, ohne einen positiven Vorwurf vor Augen zu haben, aus einer vielleicht zufälligen Studie ein anmuthendes und reizvolles Gebilde zu machen versteht. Es ist ein Nichts und doch so künstlerisch und anregend. — Einen ernsten Vorwurf hat sich Otto Günther in Königsberg zu seinem diesjährigen Bilde gewählt, „Im Gefängniß", und die gewiß schwere und inhaltvolle Aufgabe auf das Glücklichste zu bewältigen verstanden. Es ist eines jener lebhaft ergreifenden Bilder von großer psychischer Vertiefung, von großem Ernst in der Malerei, was sowohl den Gesammtton wie die eingehende Behandlung des Details betrifft. Wir wünschen der Akademie zu Königsberg Glück, eine solche Kraft gewonnen zu haben.

Von unserem Altmeister A. Menzel haben wir in diesem Jahre ein wunderbar studirtes Bildchen, „Gelegener Moment am Kamin", zu verzeichnen; ein Werk von tiefem Eingehen in das Wesen einer unter den gegebenen Bedingungen äußerst schwierigen Doppelbeleuchtung der Figuren und von erschöpfender Detailschilderung derselben in costümlicher Beziehung, ganz abgesehen von der so glücklich gedachten Situation. Es ist eben eine Arbeit, wie sie nur dieser Meister mit seinem vierzigjährigen intimen Verkehr mit der ewig belebenden Natur zu schaffen im Stande ist. Ueber seine unter den Handzeichnungen ausgestellte Reihe von Blättern in Gouache und Federzeichnung gedenken wir uns später eines Weiteren auszusprechen.

J. Chelminski, der gewissermaßen das Erbe des verstorbenen Gierimski, was das Fach anbelangt, angetreten hat, ist bei guten Anlagen zu bunt und nicht vollendet genug in der Ausführung, als decorative Wandzierden mit Jagdtrophäen geschmückter Säle lassen wir seine Bilder gerne gelten, während wir bei Brling aus München nicht umhin können zu bedauern, daß die nicht ohne Reiz vorgetragenen kleinen Bildchen einer gefährlichen Tendenz zum Manierismus sich zuneigen, was sich besonders in einer gewissen Schablone für die Köpfchen ausspricht. — Ein höchst einfach und ursprünglich gedachtes Motiv sehen wir in Chr. Biepers Genrebild, ein kleines Mädchen in einer Sophaecke mit einem Baby tändelnd, verkörpert. Mit Ausnahme der vielleicht ein klein wenig zu heftigen gelben Tönung des Bildes ist es so frisch und herzgewinnend bis in das kleinste Detail herab gemalt, daß es den Beschauer auf das Angenehmste fesselt und ihn für einen Augenblick vergessen macht, sich vor einem Bilde zu befinden. — „Finale" von Ernst Fischer-Cörlin (Schüler A. v. Werners) zeigt uns in unheimlich düsterer Stimmung das Ende eines Collegen poor Yoriks, wie er an der Meeresküste angelangt, in tiefem Schnee seinen irrenden Schritten ein fürchterliches Ziel gesetzt sieht. Als echter Philosoph, zu welchem ja vom Schalksnarren nur ein Schritt ist, bettet er sich zurecht zu seiner letzten Stunde, pflanzt den Narrenstab vor sich hin, daß die bunten Bänder lustig flattern im scharfen Winde und erwartet sein Geschick, erwartet das Finale. Der Gegenstand ist im höchsten Grade dramatisch zugespitzt und verfehlt der schroffe Gegensatz der grellen Narrentracht zu der fahlen leichentuchartigen Schneefläche gewiß nicht seine drastische Wirkung, noch erhöht durch die lauernden krächzenden Raben, die sich sammeln, um auf den Tod des ihnen sicheren Opfers zu warten. Das Bild ist groß gedacht, ein wildes, verzweiflungathmendes Gedicht; nur räumlich scheint es uns ein wenig zu ausgedehnt, es hätte als Pendant zu J. Ehrentrauts „Narr im Gefängniß" seine Geschichte eben so eindringlich und etwas weniger anspruchsvoll erzählt. — Auch bei L. Kolitz' „In den Vorposten von Metz" kann man bei aller Tüchtigkeit des Dargebotenen ein ungerechtfertigtes Maß in der räumlichen Ausdehnung des Bildes bemängeln. Wozu solche Dimensionen, die doch dem inhaltlichen Werthe nicht entsprechen, so lebendig und wahr, so unheimlich und schrecklich der Vorgang dargestellt ist, ein Vorgang, der, so dramatisch er ist, doch immerhin keine weltbedeutende Folgewichtigkeit in sich trägt.

Es ist ganz etwas Anderes, wenn Ferdinand Keller aus Carlsruhe uns in seinem herrlichen Bilde „Alexander von Humboldt auf dem Orinoco" die verhältnißmäßig kleinen Figuren in einer großen landschaftlichen Umrahmung vorführt; hier handelt es sich darum, die großartigen Formen und die üppige Gestaltung einer exotischen Pflanzenwelt adäquat zu veranschaulichen und das Verhältniß zu den Figuren zu voller Geltung zu bringen. Man weiß bei diesem farbenprächtigen Bilde kaum, was mit mehr Virtuosität behandelt ist, das Figürliche oder das Landschaftliche. Beides aber zusammen bildet eine außerordentlich harmonische, in Form wie Farbengebung vortrefflich abgerundete Gesammtwirkung von massigem Eindruck und reizvoll durchgearbeitetem Detail. Die Figuren Alexander von Humboldts, seines treuen Begleiters Bonpland, des Mönches und der Eingeborenen sind vortrefflich charakterisirt und die im Vordergrunde liegende Jagdbeute, ein Tapir, Pfefferfresser und anderes Gethier von eingehendem Studium dieses nicht alltäglichen Beiwerks zeugend, dazu der Fernblick unter der Verästung des Riesenbaumes und die einzelnen Flecke Luft zwischen dem üppigen Laub hindurch, das Alles ist werth, mit Muße studirt zu werden, und diese Muße kann man finden, wenn man sich in die Restauration begibt, wo dies Bild placirt ist, und an dem dem Bilde gegenüberstehenden Tische Platz nimmt.

Von A. Nikutowski in Düsseldorf sehen wir ein figurenreiches Bild „Dorfbrand" (im Winter bei tiefem Schnee und Tagesbeleuchtung) mit gewohntem Geschick und eingehendster Detailschilderung zum Ausdruck gebracht. Es ist nichts darauf vergessen, weder die im stattlichen Schlitten herzugefahrene Gutsherrin, deren Pferde ausgespannt werden, um Wasser herbeizuführen, noch der Ortsgendarm, noch irgend eines der bei solchen Fällen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Vorkommnisse, Alles aber fein beobachtet und in gesunder, kerniger Weise veranschaulicht. Ganz vorzüglich ist der Schnee auf den Dächern und die frostige Stimmung des Ganzen wiedergegeben. — Zwei Bilder von W. Linnig jun. in Weimar zeugen von eminentem, malerischem Gefühl, doch scheint uns sowohl in „Die Zigeunerin", wie in „Der alte Instrumentenmacher" dieses Gefühl ein wenig übersprudelnd und outrirt sich geltend zu machen. — N. Gysis in München führt uns in den Vermählungsceremonien eines griechischen Kinderpaares eine geistvoll gedachte und mit feiner malerischer Empfindung vorgetragene Culturstudie aus seinem Vaterlande vor, die durch den Ernst der beiden kleinen Hauptacteure im Gegensatz zu der durch den Vorgang erheiterten Umgebung von sehr glücklicher und auch coloristisch vorzüglicher Wirkung ist. — Hermann Knackfuß in Düsseldorf zeigt in seinem allerliebsten Bilde „Die Erstlingsfrüchte" ein gewisses, nicht zu verleugnendes Anlehnen an Auffassung und Colorismus Alma Tademas. Daß ihn das nicht auf die Abwege eines Nachahmers führen wird, dafür bürgt uns sein sonstiges auf selbstständiges Aeußerungsvermögen basirtes Streben. — Jean Lulvés, der uns diesmal einen Gegenstand aus der Zeit Heinrichs III. von Frankreich darbietet, hat in den Figuren des Königs und seines Mignon zwei treffliche Typen jener Zeit dargestellt; weniger einverstanden können wir uns mit der Figur Bilboquets, des Narren, erklären, wie des architektonischen Hintergrundes, der uns nicht als Prototyp eines Interieurs des Louvre dieser Zeitepoche erscheinen will. — „Die belauschte Gardinenpredigt" von Friedrich Kraus, ein anspruchsloses Bildchen von äußerst prägnantem Ausdruck und gewohnter meisterhafter Durchführung, und Skarbinas „Herbstverlegenheiten", ein der Natur trefflich abgelauschtes Stückchen Leben von strictem Naturalismus, üben beide eine gewisse Zugkraft auf das Publicum aus. — Albert Tschautsch in Rom hat in seiner „Idylle" einen neuen Weg mit Glück betreten und auch „Der Liebestrank" scheint uns, was Abrundung des Vorwurfs und Stimmung anbetrifft, seinen vorjährigen Bildern überlegen.

E. Grützner in München, der gewissenhafte und geistvolle Darsteller mönchischen Lebens und Treibens, gibt uns in „Sonst" und „Jetzt" zwei reizende Pendants, zwei Klostermaler darstellend; der Eine in gutem, der Andre in schlimmem Sinne. Voll köstlichen Humors, strotzen beide Bildchen von interessant durchgeführtem Detail von einer Ecke zur andern, und ist der Gegensatz zwischen dem productiv arbeitenden Klosterbruder und dem mit Behagen destructiv mit großem Anstreicherpinsel zu Werke gehenden vorzüglich und in höchst ergötzlicher Weise zur Anschauung gebracht. — Von Albert Keller in München sind zwei liebliche Bildchen mit reizvollen weiblichen Figürchen nicht zu übergehen, ebenso von C. Fleischer ebendaselbst eine niedliche Composition ähnlicher Art, wie ein kleines Stillleben. — A. Boehms „Allerseelentag" ist ein kleines Stimmungsbild, bei welchem Landschaftliches und Figürliches gleich wichtig und mit großem Geschick vorgetragen ist.

Dasselbe gilt von O. Beckers Bildern, namentlich von seiner „Rast am Forsthause“. — Eine Arbeit von Fr. Stummel in Düsseldorf, „Genrebild“ betitelt, können wir ihrer Tüchtigkeit in technischer Beziehung wegen nicht unerwähnt lassen, doch hat der Künstler, wie es uns scheinen will, über die außerordentlich geschickte Darstellung der Tapeziererarbeit die inhaltliche Seite des Bildes denn doch ein wenig zu sehr zur bloßen Staffage herab untergeordnet.

Von W. Riefstahls „Forum Romanum“ mit Mönchsprocession können wir uns nicht angezogen fühlen wie sonst; wir vermissen diesmal die dem Künstler so eigenthümliche, strenge Durchbildung im Hintergrunde wie in den Figuren.

Ein frisch und gesund gedachtes und ebenso tüchtig vorgetragenes, reizvolles Bild ist „Im norwegischen Hochland“ von Hans Dahl in Düsseldorf. Das einfachste Motiv von der Welt, nichts weiter als eine jugendliche, weibliche Gestalt in der kleidsamen Tracht des Landes am Ufer eines Fjords dahingehend und mit Stricken beschäftigt. Aber wie lieblich, wie wahr, wie ursprünglich ist das empfunden und wie markig und fest wiedergegeben, Figur, Hintergrund wie der interessant behandelte Vordergrund, Alles zu einer harmonischen, wohlthuenden Hochlandsstimmung verbunden. — Nicht ganz so friedlich ist Hermann Schneiders „Rencontre auf dem Meere“ gedacht; das ist eine wilde und bewegte Scene, die uns alte unheimliche Eindrücke wachruft an Venedig, die stolze Meereskönigin, und an seine stolzen, neidvollen Geschlechter, die wir hier in zwei sich vernichten wollenden Sprossen vertreten sehen. Unheimlich das Beginnen, unheimlich die Stimmung der Scenerie, unheimlich selbst die schönen Weiber in der Gondel, deren Eine der Preis zu sein scheint, um den es sich handelt. Das Bild ist anregend und interessant im Gegenstand, aber maßvolle Beherrschung des Stoffes vermissen wir ein wenig bei allen guten Anlagen, welche die Arbeit des jungen Künstlers an den Tag legt. — K. Probst mit seinem kleinen Bildchen „Lautenspieler“ erfreut den Beschauer weniger in der Pose der übrigens sehr delicat tractirten Figur, als durch die hübschen coloristischen Gegensätze des interessanten Interieurs. — In C. L. Meyers „Hausmütterchen“ sehen wir wieder einen jener einfachen Vorwürfe, wie sie das Leben tausendfach bietet, mit viel Empfindung und Geschick behandelt, ein ähnliches Motiv wie das von Chr. Pieper gewählte und vorhin besprochene, nur von der praktischeren und mehr mütterlich sorgenden Seite gepackt, aber lieblich und anziehend wie jenes, wenn auch in anderer Weise. — Eine Perle der Ausstellung, aber auf dem Gebiete des edlen Genre, ist unstreitig das überaus reizvolle und wohl am gediegensten durchgeführte Bild „Träumerei“ von Fritz Aug. Kaulbach in München, ein Bild, das wunderbar fein empfunden, vollendet gezeichnet und mit großer Meisterschaft colorirt ist. Man hat beim Anschauen dieses breit und klar gedachten und reich und elegant gemalten Bildes die volle Befriedigung, welche die besten niederländischen Meister durch die vollendete Abrundung ihrer Werke gewähren, und zugleich den Eindruck eines unaussprechlichen Zaubers gewisser moderner Anschauungs- und Behandlungsweise des Gegenstandes, der so ganz besonders anziehend auf den Beschauer wirkt. Es sind nur wenige Bilder auf dieser Ausstellung, die wie dieses so voll und ganz den Namen eines echten Kunstwerkes verdienen.

Carl Emil Doepler.

Zum Kapitel der Volksbelustigungen.

Bis jetzt habe ich mich instinctiv mit einer ehrfurchtsvollen Scheu den Volkstheatern der niedersten Gattung, welche durch die Theaterfreiheit die Berechtigung erlangt haben, unsere Mitbürger künstlerisch zu heben und zu veredeln, fern gehalten. Die Combination von Tabaksqualm, dramatischem Kunstgenuß, Schinkenstullen und Weißbier hatte für mich von je wenig Verlockendes. Ich zog es daher vor, Denjenigen, die mir erzählten, daß man sich die parodistische Posse „Der geschundene Raubritter“ mit seinen ergreifenden Tableaus „Das Gelbe vom Ei oder das gebratene Menschenherz“ ansehen müsse, daß man sich dabei außerordentlich unterhalte, auf's Wort zu glauben als mich von der Trefflichkeit der künstlerischen Hervorbringungen durch den Augenschein zu überzeugen. Die Erfahrungen, die ich in einem ähnlichen Kunstinstitute mit dem verflossenen „Hirsch in der Tanzstunde“ gemacht hatte, genügten ja noch für eine Weile meinem Bedürfnisse nach einer derartigen Unterhaltung.

Neulich aber — es war einer jener trostlosen, ungemüthlichen, naßkalten, grauen Herbstabende, wie sie die galante Natur eigens für ihre Lieblinge in Berlin herzustellen scheint — neulich ließ ich mich doch durch einige verwegene und neugierige Freunde verleiten, mit ihnen eine jener hochansehnlichen Localitäten zu betreten, in denen der jämmerlich verkümmerte Gambrinus der Musaget ist. Wir hatten uns ein paar Tage vorher die „Afrikaner in Berlin“ angesehen, und unsere Ansprüche waren daher bescheiden. Aber das, was wir mit unsern Gesichts-, Gehörs- und Geruchsnerven in uns aufnehmen sollten, war doch noch böser, als wir es uns hatten träumen lassen.

Wenn ich auch, wie ich offen bekennen muß, von dem Vorurtheil befangen bin, daß die Annehmlichkeiten der äußeren Bedingungen, unter denen ein Kunstgenuß geboten wird, denselben erhöhen und mir ein Schauspiel am liebsten von einem guten Sitze und einer anständigen Umgebung aus ansehe, so weiß ich doch, wenn es sein muß, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und verzichte gern für ein paar Stunden auf alle jene Ausgeburten einer verzärtelten Cultur, wenn ich meinen Zweck erreichen und bestimmte Erfahrungen sammeln kann, die sich eben nur um den Preis des Verzichts auf solche Annehmlichkeiten machen lassen. Und dieser Tapferkeit habe ich oft Dank gewußt.

Dem Verweilen in dem unbequemen, winklichten, dumpfen und nicht eben sauberen Théâtre des Funambules, das wie so vieles Charakteristische in dem alten und schönen Paris unter den unbarmherzigen Hammerschlägen des großen Aufräumers Haußmann gefallen ist, schulde ich einige der genußreichsten Theatererinnerungen. Dort producirten sich die Pierrots Deburau der Jüngere und Paul Legrand, die Jules Janin mit vollem Recht zu den ersten mimischen Darstellern unserer Zeit rechnen durfte. Da erschien mir auch das naive Publicum — die Männer in Blousen, die Frauen und Mädchen in Häubchen und Schürze — zum mindesten eben so interessant wie die parfümirten Herren und Damen in den Logen der italienischen Oper. Man konnte seine Freude haben an der andächtigen Stimmung, mit welcher die Gäste des kleinsten Boulevardtheaters den Vorgängen auf der Bühne folgten und erstaunt sein über die Feinfühligkeit, mit welcher auch die kleinste Nuance spontan erfaßt wurde. Die Stücke, die da gegeben wurden, waren lustig zum Ueberschwange, freilich ein bischen derb in der Charakteristik und in der Handlung, sogar in Einzelheiten ein klein wenig zotig; aber es war, wenn ich so sagen darf, eine unschädliche Zotigkeit, es war etwas von Rabelais'schem Humor, durchaus nichts Unmoralisches, nichts Obscönes, sondern eben nur eine übertriebene harmlose Derbheit. Ich hatte an jene Stücke, an das Publicum und vor Allem an die meisterhaften Darsteller eine freudige Erinnerung bewahrt und es nicht einen Augenblick bereut, mich davon unterrichtet zu haben, wie sich das „kleine Volk“ im Theater amüsirt. Als ich während des letzten Hochsommers wieder einige Wochen in Paris verbrachte, regte sich daher in mir das Verlangen, einige der Vorstadtbühnen an den Barrièren, die an die Stelle der kleinen Boulevardtheater getreten sind, zu besuchen, um so mehr, als die meisten guten Theater während der heißen Tage geschlossen waren und die wenigen, die Vorstellungen gaben, sich mit alten, abgespielten Stücken behalfen. Ob ich älter und blasirter geworden bin, oder ob die Volksbühnen auch in Paris wirklich so viel schlechter geworden sind — ich weiß es nicht. Aber der Besuch der „Bouffes du Nord“ an der Barrière Blanche und der „Concerts de l'Europe“ in den Batignolles sollte mir arge Enttäuschungen bereiten. Auch hier hat das Lascive und Unanständige die harmlose derbe Komik verdrängt, und man freut sich nicht mehr an der erstaunlichen körperlichen Gewandtheit der lustigen Pierrots, man ärgert sich nur noch über die ewig zappelnden und ewig zweideutigen Gesten der blöden Cancantänzer und Tänzerinnen. Es ist wirklich kein erheblicher Kunstgenuß, der da geboten wird. Es ist gar nicht schön. Wer noch von dem lächerlichen Vorurtheil befangen ist, daß alle Franzosen geborene Schauspieler sind und daß den Französinnen die Grazie angeboren ist, der kann da durch den Augenschein leicht geheilt werden. Die Stücke sind läppisch und jämmerlich und vielleicht noch ein bischen frivoler als bei uns, die Schauspieler fast durch die Bank miserabel. Aber trotz alledem macht das Ganze mehr einen unbehaglichen als einen widerwärtigen Eindruck; man sieht doch auf der Bühne ab und zu

reine Wäsche und saubere Hände. Jetzt, da ich ein Berliner Volkstheater des ähnlichen Schlages gesehen habe, bin ich beinahe geneigt, den Pariser Rauchtheatern eine hohe Stellung anzuweisen, denn bei uns macht die Bühne geradezu einen unappetitlichen Eindruck. Deshalb auch um Gottes willen keine sittliche Entrüstung, wo der Ekel die allein berechtigte Empfindung ist!

Es wirkt tief verstimmend, wenn man sieht, wie es ein großes, sehr großes Theaterpublicum in unserer Haupt- und Residenzstadt gibt, das sich dergleichen gefallen läßt, das daran sogar Freude findet. Wenn das, was ich habe mitansehen, mitanhören müssen, wirklich charakteristisch für die ganze Art ist, dann ist das Urtheil nicht zu hart, daß in jenen Volkstheatern das Niedrigste an Gesinnung und an Sprache im Bunde mit dem Unschönsten in der Erscheinung geleistet wird.

Die Moral des Stückes, das ich gesehen habe, ist ungefähr die, daß die Wirthe, die die Zahlung der Miethe verlangen, durchgeprügelt werden, daß überhaupt ein jeder Begüterter für vogelfrei erklärt, beständig verhöhnt, beschimpft, gemißhandelt wird, daß der Held möglichst wenig arbeitet und sich möglichst oft betrinkt und, wenn es nicht anders geht, unter Umständen auch stiehlt — unter dem johlenden Beifall aller Derer, die die Gesundheit, die Rechtschaffenheit und Biederkeit zum Ausdruck bringen sollen. Mit einem Worte: die Idealisirung der Faulenzerei, der Trunksucht, des unrechtmäßigen Erwerbs und Aufreizung zum Haß gegen Jedweden, der einen Groschen in der Tasche hat — das ist die Moral von der Geschichte. Ich habe da eine Scene gesehen, die mir bezeichnend für die ganze Gattung zu sein scheint.

Einige lustige Studenten — o Muse, welche Lustigkeit und welche Studenten! — locken einen Hauswirth und dessen Freund in's Orpheum, schwindeln ihnen da unter einem beliebigen Vorwande das Portemonnaie ab und hetzen ihnen ein paar Frauenzimmer auf den Hals, die die Unglücklichen natürlich zum Bestellen von Sect veranlassen. Der Sect wird gebracht, der Kellner verlangt Zahlung. Die liebenswürdigen Studenten — wohlverstanden die sympathischen Personen des Stückes — haben sich aus dem Staube gemacht. Es versteht sich, daß nun der Hauswirth und sein Freund auf die unsanfteste Weise hinausgeworfen werden. Nachdem dies Heldenstück vollbracht ist, kommen die Spaßvögel mit dem gestohlenen Gelde wieder, der Inhalt des Portemonnaies wird gezählt, es ergibt sich eine ziemlich große Summe. „Kinder, nun können wir lustig sein!" ruft der Eine begeistert aus. Ein Anderer hat noch einige moralische Bedenken: „Aber," sagt er, „gehört denn das Geld auch uns?" „Natürlich," versetzt der Erstere. „Die Gauner haben es uns abgejagt, nun nehmen wir es ihnen wieder ab." Und so wird denn der Sect getrunken und bezahlt, und ein sinniger Cancan beschließt den sittlichen Abend. Das war die letzte erbauliche Scene, die ich gesehen habe.

Der Dichter dieser anmuthigen Stücke kennt übrigens sein genügsames Publicum. Er richtet es so ein, daß am Ende eines jeden Bildes irgend Jemand verkeilt wird, und zwar gewöhnlich ein Hauswirth, ein Sanitätsrath oder sonst eine Standesperson. Alsbald ist die Freude eine allgemeine; das Publicum schlägt die Fäuste zusammen, stampft mit den Füßen, und der Vorhang geht einige Male in die Höhe. Darin scheint mir auch die ganze Handlung des Stückes verborgen zu sein, in diesen immer beliebten Prügelscenen. Ich habe wenigstens nichts weiter von dem Stücke verstanden, als daß von Zeit zu Zeit Püffe und Fußtritte ausgetheilt werden. Aber das ungenügende Verständniß liegt wahrscheinlich an meiner lückenhaften Bildung, denn ich habe auch lange Sätze des Dialogs durchaus nicht verstehen können, und gerade diejenigen, über die die Stammgäste am herzhaftesten lachten. Die hellste Freude strahlte in allen Gesichtern, wenn der Hauswirth „Stiesel" genannt wurde. Ich habe die Bedeutung dieses wohllautenden Wortes bis jetzt noch nicht erfaßt. Im völligen Einklange mit dem Schmutz der Gesinnung und der Knotigkeit des Ausdrucks steht die äußerliche Erscheinung, unter welcher sich diese Volksstücke unseren Augen darstellen. Die plundrigen Decorationen starren von Schmutz. Und nun erst die Costüme: die Studenten, die zum Theil auch von weiblichen Mitgliedern des Künstlerverbandes dargestellt werden, mit ebenso drallen wie unsauberen, hellen Beinkleidern, mit Westen in der gleichen Verfassung, mit lackirten, übergezogenen Schäften, mit Perrücken, vor denen man zurückschaudert, mit schlecht geklebten Bärten aus Roßhaar — es wird einem übel und schlimm! Und welche Figuren, o Gott! Fleischige Unförmlichkeiten mit ganz kurzen Fingern, die gegen jeden Gebrauch von Seife eine Art von Idiosynkrasie zu besitzen scheinen — es ist so traurig, so traurig! Und dabei singen die Unseligen: „Wir sind die lustigen Studenten", tändeln und scherzen und schäkern und jubeln: „hop, hop, hop", und sehen dabei so tief schwermüthig, so niedergeschlagen aus, als ob sie eine ihrer letzten Lieben beerdigen wollten. Nach einer halben Stunde hatten wir genug, zu viel, und wir athmeten wie befreit auf, als wir wieder auf der unfreundlichen Straße waren.

Es ist leicht begreiflich, daß die Gegner der Theaterfreiheit mit wohlberechtigter Schadenfreude auf solche Verwahrlosung hinweisen. Bis jetzt hat uns diese Freiheit in der That wenig Erfreuliches und vieles sehr Unerfreuliche gebracht. Einige wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, haben eigentlich nur die Strolche davon Gewinn gezogen: die Strolche unter den Directoren, unter den Schriftstellern und unter den Darstellern. Ein verwerflicheres und schädlicheres Stück als das hier gegebene, das den gemeinsten Leidenschaften schmeichelt und die Verleugnung aller sittlichen Aufgaben des Schauspiels mit so cynischer Frechheit betreibt, und ein so bejammernswerthes Künstlerproletariat, wie das hier vereinigte, habe ich nie gesehen. Dem Deutschen, der so etwas sieht, liegt es da gewöhnlich am nächsten, den Ruf nach der Polizei auszustoßen; das ist aber keineswegs der Zweck dieser sachlichen Darstellung. Des tiefen Bedauerns, daß wir einen so miserablen Gebrauch von der uns eingeräumten Freiheit machen, und der Besorgniß, daß diese Mißbräuche schließlich dahin führen werden, den concessionsfreundlichen Angsthubern Recht zu geben und uns die Freiheit wieder weg zu escamotiren, kann man sich freilich nicht erwehren. Ich möchte, um mich diesen griesgrämigen Betrachtungen zu entziehen, und um nicht im Sinne der Kunstreactionäre abzuschließen, sondern selbst aus dem Mißbrauche noch die Möglichkeit eines Gewinns für die liberale Fortentwickelung herzuleiten, hier zuletzt noch die Frage aufwerfen: Wie kommt es, daß dieselbe Behörde, die diesen Unfug duldet, jedes einigermaßen anzügliche Couplet, durch das sich ein Schutzmann oder sonst ein Beamter einigermaßen verletzt fühlen könnte, wenn es zum Vortrage auf einer anständigen Bühne bestimmt ist, unbarmherzig streicht?

P. L.

Offene Briefe und Antworten.

Landestrauer.

Der erste Paragraph des Gesetzes, welches den Titel führt „Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869" und welches später auch in den süddeutschen Staaten eingeführt worden ist, hat folgenden Wortlaut:

„Der Betrieb eines Gewerbes ist Jedermann gestattet, soweit nicht durch dieses Gesetz Ausnahmen oder Beschränkungen vorgeschrieben oder zugelassen sind."

Diesen an der Spitze des Gesetzes stehenden Grundsatz erhärtend, der also die gesammte Tendenz desselben kundgibt, sagt dann noch §. 143:

„Die Berechtigung zum Gewerbebetrieb kann, abgesehen von Concessionsentziehungen und den in diesem Gesetze gestatteten Untersagungen des Gewerbebetriebes (§. 15 Absatz 2 und §. 35), weder durch richterliche noch administrative Entscheidung entzogen werden."

Die hier angeführten Paragraphen handeln davon, daß ein Gewerbe betrieben worden sei, ohne daß es vorher angemeldet wurde, resp. daß den wegen gewisser Vergehen bestraften Personen die Ertheilung von Tanz-, Turn- und Schwimmunterricht, der Handel mit gebrauchten Kleidern u. s. w. als Gewerbe untersagt werden können, nirgends aber findet sich in dem ganzen Gesetz zugelassen, daß die Administrativbehörden bei Ausschreibung einer Landestrauer den Betrieb gewisser Gewerbe beschränken dürfen. Man hat den Fall einer Landestrauer bei Abfassung des Gesetzes anscheinend übersehen; jedenfalls steht nach dem Wortlaut dieses Gesetzes keiner Behörde das Recht zu, beispielsweise eine Beschränkung des Betriebes des Theatergewerbes bei Anordnung einer Landestrauer noch anzubefehlen. Sagt doch jener Paragraph des mehrangezogenen Gesetzes, welcher von den Schauspielunternehmern handelt, ganz einfach:

„Schauspielunternehmer bedürfen zum Betriebe ihres Gewerbes der Concession. Dieselbe ist ihnen zu ertheilen, wenn nicht Thatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Nachsuchenden in Beziehung auf den beabsichtigten Gewerbebetrieb darthun."

Nicht mehr, nicht weniger! Also auch hier ist keine Spur davon, daß die Behörden das Recht hätten, den Gewerbebetrieb eines einmal concessionirten Theaterdirectors bei Gelegenheit einer Landestrauer (oder an einzelnen besonders hoch gehaltenen kirchlichen Feiertagen) zu beschränken; sie können eine solche Beschränkung auch nicht als Concessionsbedingung auferlegen, denn die „Concession" kann mit rechtlicher Wirkung nichts bedingen, was den Gesetzen, speciell der Gewerbeordnung §. 1 widerstreitet.

Nun hat das königlich sächsische Ministerium des Innern aus Anlaß des Todes der Königinwittwe Maria unterm 14. September d. J. eine Verordnung erlassen, nach welcher eine Landestrauer eintreten soll, „und zwar Allerhöchster Anordnung gemäß mit der Maßgabe, daß die vorgeschriebene Einstellung der Musik und der öffentlichen Lustbarkeiten mit dem 15. laufenden Monats zu beginnen und bis mit dem 19. September anzudauern hat."

Offenbar steht diese und jede ähnliche Anordnung mit dem Gewerbegesetz in Widerspruch; was Preußen betrifft, so ist das meines Wissens gelegentlich des letzten Falles einer Anordnung der Landestrauer bereits anerkannt worden, denn inmitten derselben ward bekanntlich die angeordnete Schließung der Theater plötzlich wieder aufgehoben.
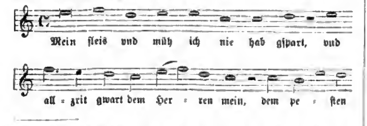
Die Calamitäten, welche eine Landestrauer den Schauspieldirectoren und den Mitgliedern ihrer Bühne bereiten, sind bekannt genug; es ist deshalb hoch anzuschlagen, daß das sächsische Ministerium des Innern nur eine Schließung der Theater auf wenige Tage angeordnet hat, während ihm das noch in Geltung befindliche alte Mandat vom 13. April 1831 nach sächsischen Blättern das Recht gab, die Landestrauer auch in ihrer schroffsten Form beim Ableben einer Königinwittwe durch volle sechs Wochen aufrecht zu erhalten. Allein wer steht dafür, daß in künftigen Fällen das alte Mandat nicht doch einmal vollinhaltlich durchgeführt werden soll, so daß beispielsweise im Königreich Sachsen beim Tode des Monarchen eine Schließung der Theater auf zwölf Wochen möglich wäre. Es ist also nothwendig, ganz entschieden darauf hinzuweisen, daß der alte Gebrauch der Landestrauer sich mit den modernen Gesetzen absolut nicht mehr verträgt. Die Anhänglichkeit der deutschen Volksstämme an ihre Fürstenhäuser wird es den Theaterdirectoren zweifellos auch in Zukunft schicklich erscheinen lassen, die Veranstaltung rauschender Lustbarkeiten in der Nähe der höchsten Herrschaften zeitweise einzustellen, wenn letztere von einem Todesfall schmerzlich berührt sind, allein die zwangsweise Einführung des Ausdruckes allgemeiner Trauer muß sich doch auf Dinge beschränken, die mit dem Gesetz in Einklang zu bringen sind. Und deren gibt es ja, wie auch das neueste sächsische Beispiel beweist, noch immerhin mancherlei, so z. B. das tägliche Trauerläuten im ganzen Land, die Verkündigung des Trauerfalls von den Kanzeln, der Gebrauch geränderten Trauerpapieres und schwarzer Siegel bei den Behörden und Hofklassen u. s. w.

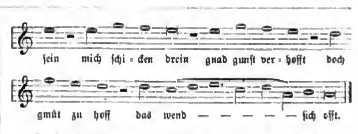
Emil Freystadt.

* * *

Frunlbergs Lied.*)

Das Lied: „Mein fleis und mueh ich nie hab gspart ꝛc." findet sich von Ludwig Senfl, dem Lieblingscomponisten Luthers, zweimal bearbeitet in dem Werke: 121 Lieder, Ott 1534, und zwar einmal in einem einfachen Tonsatze zu 4 Stimmen unter Nr. 39, dann in einem ausgeführteren Tonsatze zu 5 Stimmen unter Nr. 40. Beide Tonsätze sind auf ein und dieselbe Tonweise gesetzt, die nach damaliger Sitte in dem Tenor liegt. Dieselbe lautet mit Vertauschung des ursprünglichen Cschlüssels auf vierter Linie in den Gschlüssel auf zweiter Linie wörtlich wie folgt:





Ob Senfl der Erfinder der Tonweise zugleich ist oder ob er eine schon vorhandene zu seinen beiden Tonsätzen benutzte, wie das sehr häufig, ja beinahe allgemein in damaliger Zeit geschah, ist bis jetzt noch nicht zu ermitteln gewesen.

Schwerin, 7. Juli 1877.

O. Kade,
Großherzoglicher Musikdirector.

*) Siehe „Gegenwart", X. Bd. S. 319 und XI. Bd. S. 62.

Bibliographie.

H. Lingg, Macalda. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. IV u. 184 S. Stuttgart 1877, Göschen.

Ferd. Lotheisen, Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert. 1. Bd. 1. Hälfte. 8. S. 1—200. Wien 1877, Gerold.

Ferd. Meyer, berühmte Männer Berlins u. ihre Wohnstätten. III. Die Kriegshelden Friedrichs des Großen. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. 8. IV u. 160 S. Berlin 1877, Weile.

M. Rapisardi, Lucifero. Poema. Seconda edizione riveduta dell' autore ed accresciuta di un' epistola ad Andrea Maffei. 8. 419 S. Mailand 1877, Brigola.

K. Rehorn, die deutsche Sage von den Nibelungen in der deutschen Poesie. 8. VII u. 229 S. Frankfurt a/M. 1877, Diesterweg.

O. Roquette, Euphrosyne. Roman. 8. 335 S. Stuttgart 1877, Hallberger. 4. 50.

Fr. Rückerts nachgelassene Gedichte und neue Beiträge zu dessen Leben und Schriften. Nebst wissenschaftlichen Beigaben von Prof. Dr. H. Rückert und Prof. Dr. Spiegel. Von C. Beyer in Eisenach. Mit dem Bildniß Fr. Rückerts. 8. XII u. 443 S. Wien 1877, Braumüller.

M. Rugard, aus Welt und Herz. Reisebriefe. 1. Theil. Bilder aus Südfrankreich, Algerien, Spanien, den Pyrenäen und der Schweiz. 2 Bände. Lex.-8. 804 S. Elbing 1877, Neumann-Hartmann, Th. Mohr.

Fritz Schultze, über Bedeutung und Aufgabe einer Philosophie der Naturwissenschaft. Lex.-8. 27 S. Jena 1877, Dufft. 1. —.

Stambul und das moderne Türkenthum. Politische, sociale und biographische Bilder von einem Osmanen. 8. IV u. 259 S. Leipzig 1877, Duncker u. Humblot. 5. 40.

A. Stern, Wanderbuch. Bilder und Skizzen. Inhalt: 1. Oberammergauer Passionsspiel. 2. Rhätische Wanderungen. 3. Venezianische Bilder. 4. Bayreuther Nibelungentage. 8. 230 S. Leipzig 1877, Schloemp.

P. Villari, Niccolo Machiavelli und seine Zeit. Durch neue Documente beleuchtet. In 2 Bänden. Mit des Verfassers Erlaubniß übersetzt von B. Mangold. Band 1. 8. XVIII u. 580 S. Leipzig 1877, Hartung.

E. Vely, die Erbin des Herzens. Roman. 3 Bände. 8. 815 S. Stuttgart 1877, Simon.

O. Wächter, das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste, Photographien und gewerblichen Mustern. Nach dem gemeinen deutschen Recht systematisch dargestellt. 8. VII u. 346 S. Stuttgart 1877, Enke.

E. von Wildenbruch, Lieder und Gesänge. 12. VIII u. 242 S. Berlin 1877, Stilke. 3. —, gebunden mit Goldschnitt 4. 50.

A. Zinzow, die Hamletsage an und mit verwandten Sagen erläutert. Ein Beitrag zum Verständniß nordisch-deutscher Sagendichtung. 8. XII u. 419 S. Halle 1877, Waisenhaus.

Inserate.



Illustrirte
Frauen-Zeitung.
Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.
Gesammt-Auflage allein in Deutschland 245,000.

Erscheint alle 8 Tage.

Vierteljährlich ℳ 2.50

Jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten gegen 2000 Abbildungen enthaltend.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weiss-Stickerei, Soutache etc.
12 grosse, colorirte Modenkupfer
24 reich illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

Grosse Ausgabe. Vierteljährl. ℳ 4.25.
Jährlich, ausser Obigem: noch 24, im Ganzen also 36 colorirte Modenkupfer und 24 Blätter m. historischen u. Volks-Trachten.

Die Modenwelt,
jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, sowie 12 Schnittmuster-Beilagen (wie bei der Frauen-Zeitung), kostet vierteljährlich ℳ 1.25.
☛ Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit angenommen. ☚

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der neuesten Zeit.
1815—1871.
Von
Constantin Bulle.
Mit einem Namen- und Sachverzeichniß.
2 Bände. Gr. Octav. 76 Bogen.
Preis geh. 18 ℳ, eleg. gebunden in Halbfranz 21 ℳ

„Diese Darstellung ist wegen ihrer trefflichen Form und wegen ihres gediegenen Inhaltes ernsten und geschmackvollen Lesern sehr warm zu empfehlen. Wir geben ihr vor allen uns bekannten populären Handbüchern der neuesten Geschichte entschieden den Vorzug.“
Deutsche Rundschau. Juni 1876.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Habt's a Schneid!?
Neue Gedichte
in
Oberbairischer Mundart
von
Karl Stieler.
cartonnirt 3 ℳ, gebunden 4 ℳ

Weil's mi' freut!
Neue Gedichte
in
Oberbairischer Mundart
von
Karl Stieler.
2. Auflage.
cartonnirt 3 ℳ, gebunden 4 ℳ

Meyer & Zeller's Verlag (Fr. Vogel) in Stuttgart.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Poetik.
Die Dichtkunst und ihre Technik
von
Rudolf Gottschall.
Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage.
2 Bände. 8.
Geh. 9 ℳ, gebunden 10 ℳ 50 ₰.

Dieses Hand- und Lehrbuch giebt nicht blos den dichterisch Strebenden für ihr Schaffen, sondern auch dem ganzen gebildeten Publikum für das Verständniss der Dichtwerke förderliche Hinweise.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin.

Sechs Radirungen
nach Handzeichnungen
von
Goethe.
Folio. Chin. Papier nebst Text. 6 ℳ

Diese im Jahre 1821 unter Goethe's Aufsicht gestochenen landschaftlichen Blätter sind bisher nur wenigen Sammlern bekannt geworden. Die neuen jetzt hergestellten Abdrücke werden deshalb in weiteren Kreisen willkommen geheissen werden.

Verlag von H. Hartung & Sohn in Leipzig.

Erinnerungen an Italien
von
Emilio Castelar.
Deutsch von **Julius Schanz.**
Autorisirte Ausgabe.
Mit einer Vorrede des Verfassers.
Preis: geh. ℳ 4. —, geb. ℳ 5. —.

Der „Hamburgische Correspondent“ sagt von dem Buche unter Anderem:
Ist dies Werk schon nach den obigen kurzen Anführungen der hohen Beachtung auch in deutschen Kreisen würdig, denen dasselbe durch die vorzügliche Uebersetzung aus der Feder des Prof. Schanz überall erst zugänglich gemacht worden ist, so bietet namentlich auch das Vorwort, mit welchem der Verf. die Uebersetzung bei den deutschen Lesern selbst einführt, ein hohes Interesse durch die unparteiische Würdigung, die der Verf. der vielfach ventilirten Frage über den Vorzug der lateinischen oder germanischen Race angedeihen läßt.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 ℳ In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 ℳ
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Verlag von **B. G. Teubner in Leipzig.**

Archiv für Litteraturgeschichte.
Herausgegeben von
Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld.
VII. Band. I. Heft. gr. 8. Preis für den Band von 4 Heften ℳ 14.—

Inhalt: Die Büchersammlung des Hans Sachs. Von Carl Goedeke. — Das dreizehnte Spruchbuch des Hans Sachs. Von Edmund Goetze. — Zu Lessings Dichtungen. I. Von Robert Boxberger. II. Von Reinhold Köhler. — Helfrich Peter Sturz. Von J. F. L. Theodor Merzdorf. — Zu Goethes Gleichnissen. Von Karl Goedeke. — Schiller und Garve. Eine Untersuchung. Von Daniel Jacoby. — Zur Faust-Litteratur. Von Robert Boxberger. — „H. A. O. Reichard. Seine Selbstbiographie, herausgegeben von Hermann Uhde.“ Angezeigt von Wilhelm Fielitz. — Miscellen: 1. Ein alter maccaronischer Vers. Von Johann Karl Seidemann. — 2. Das Gedicht auf den Geburtstag des Hofraths Loder nicht von Schiller. Von Boxberger. — 3. Gedichte von Rückert mitgetheilt von A. M. Ottow. — 4. Ein Heine zugeschriebenes Soldatenlied. Von F. L.

Das Archiv für Litteraturgeschichte ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen.

Soeben erschienen:

Johannes Brahms,
Lieder und Gesänge
für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.
Einzelausgabe.

No. 1. Liebestreu. (**Rob. Reinick.**) „O versenk dein Leid, mein Kind.“ 50 ₰.
„ 2. Liebe u. Frühling. (**Hoffmann v. Fallersleben.**) „Wie sich Rebenranken schwingen.“ 50 ₰.
„ 3. —— —— „Ich muss hinaus, ich muss zu dir.“ 75 ₰.
„ 4. Lied (aus dem Gedicht „Ivan“ von **Bodenstedt**). „Weit über das Feld durch die Lüfte hoch.“ 75 ₰.
„ 5. In der Fremde. (**Eichendorff.**) „Aus der Heimath hinter den Blitzen roth.“ 50 ₰.
„ 6. Lied. (**Eichendorff.**) „Lindes Rauschen in den Wipfeln.“ 75 ₰.
„ 7. Treue Liebe. (**Ferrand.**) „Ein Mägdlein sass am Meeresstrand.“ 75 ₰.
„ 8. Parole. (**Eichendorff.**) „Sie stand wohl am Fensterbogen.“ 75 ₰.
„ 9. Anklänge. (**Eichendorff.**) „Hoch über stillen Höhen stand.“ 50 ₰.
„ 10. Volkslied. „Die Schwälble ziehet fort.“ 50 ₰.
„ 11. Die Trauernde. Volkslied. „Mei Mueter mag mi net.“ 50 ₰.
„ 12. Heimkehr. (**Uhland.**) „O brich nicht Steg, du zitterst sehr.“ 50 ₰.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

№ 40. Berlin, den 6. October 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Genfer Convention, das rothe Kreuz und der rothe Halbmond.*)

Von Karl Braun-Wiesbaden.

I.

Die Genfer Convention ist in neuerer Zeit aus Anlaß der Kriegsereignisse im Orient vielfach Gegenstand publicistischer Erörterung geworden. Die Erörterung hat zuweilen einen leidenschaftlichen Charakter angenommen. Dies ist zu bedauern. Bei einer Neuerung, wie diese Convention, bei einer Einrichtung, welche so erhabene Zwecke verfolgt und die so sehr mit Hindernissen aller Art zu kämpfen hat, daß auch nach einem mehr als zwölfjährigen Bestehen die Möglichkeit ihrer vollständigen Durchführung von militärischen und juristischen Autoritäten heute noch bezweifelt wird, ist eine solche Heftigkeit doppelt zu bedauern; denn sie läßt befürchten, daß der neue und noch nicht zur Genüge befestigte Boden, auf welchem der Kampf der Interessenten wüthet, ohne daß es ein Schiedsgericht gibt, welches denselben friedlich entscheidet — unter dem Getöse der Rosse und Reisige zusammenbricht, was einen bedauerlichen Rückschritt in der Culturentwickelung bezeichnen würde.

Um einige Bemerkungen einzuleiten, welche einem so bedauerlichen Ergebnisse vorbeugen und den vorhandenen Conflict mit dem ruhigen und unparteiischen Urtheil eines aufrichtigen Menschenfreundes, der gleichwohl nicht im Stande ist, den Gegensatz zwischen Krieg und Humanität, wie er einmal vorhanden, zu bestreiten, beleuchten wollen, weiß ich in der That nichts Besseres zu thun, als auf das unten genannte Werk hinzuweisen, welches gleich ausgezeichnet ist durch seine lobenswerthe Absicht, als durch die Sachkenntniß und Mäßigung, womit es jene humanen Zwecke verfolgt, welche so oft durch gutgemeinten aber schlechtgeleiteten und blinden Uebereifer gefährdet werden.

Schon die Art der Entstehung des Werkes des Herrn Professor Lueder in Erlangen und die Prämiirung desselben sichern demselben die Beachtung, welche es nicht nur in Deutschland, sondern in Europa gefunden. In letzterer Beziehung verweise ich auf die französische Uebersetzung, die ihm bereits zu Theil geworden, und eine englische, welche, wie ich höre, in Vorbereitung begriffen ist.

Die Wiener Weltausstellung 1873 gab Veranlassung zu internationalen Erörterungen über die Genfer Convention. Die deutsche Kaiserin, deren Verdienste um die Linderung der Leiden des Krieges bekannt sind, setzte einen Preis aus für die beste Monographie über die Genfer Convention, über deren Auslegung, Anwendung und Fortbildung; es war vor Allem die deutsche Wissenschaft, welche sich verpflichtet fühlte, der hochherzigen kaiserlichen Aufforderung zu entsprechen; dagegen war es eine internationale Jury, welche zu Gericht saß und welche der eben so gründlichen als scharfsinnigen Arbeit des Professor Lueder den Preis ertheilt hat. Und in der That verdient das Buch denselben. Es versteht sich von selbst, daß dasselbe den an vielen Orten zerstreuten, nicht immer leicht zugänglichen und schwer übersehbaren Stoff vollkommen gesammelt, gesichtet und kritisch beleuchtet hat. Viel größer aber ist das Verdienst des richtigen Urtheils und der praktischen Verbesserungsvorschläge. Es ist nur zu begreiflich und deshalb entschuldbar, wenn bei einer Erörterung, bei welcher es sich um eine so große Wohlthat für die ganze Menschheit und für jeden Einzelnen, der da selbst oder in seinen Söhnen und sonstigen nächsten Angehörigen und Landsleuten in's Feld zieht, um eine Verhütung vermeidbarer und um Linderung unvermeidbarer und nothwendiger Leiden handelt, — wenn bei einer Einrichtung, sage ich, welche so sehr die edelsten menschlichen Gefühle an- und aufregt, zuweilen das Herz mit dem Verstande durchgeht. So wenig man dem Einzelnen einen Vorwurf daraus machen kann, so wenig darf man einer solchen Stimmungs- oder Geschäftspolitik Einfluß auf die öffentliche Meinung oder gar auf das internationale Vertragsrecht und die Handhabung desselben gestatten. Die Humanität, welche sich in den Mitteln vergreift, hat von jeher zu den entsetzlichsten Grausamkeiten geführt. Es ist bekannt, daß der Import von Negern nach Amerika den ersten Anstoß erhielt durch das Bestreben, das Schicksal der rothen Race zu lindern. Dies humane Bestreben hatte den Sklavenhandel und das Sklavenhalten zur Folge, mit all seinen Scheußlichkeiten, und zuletzt noch einen großen und lange dauernden Krieg, welcher Jahre lang den bedeutendsten Staatencomplex der neuen Welt verwüstete und, trotz eines der Humanität günstigen Ausganges, eine Anzahl

---

*) Die Genfer Convention. Historisch und kritisch-dogmatisch, mit Vorschlägen zu ihrer Verbesserung, unter Darlegung und Prüfung der mit ihr gemachten Erfahrungen und unter Benutzung der amtlichen theilweise ungedruckten Quellen, bearbeitet von Dr. C. Lueder, ordentl. Professor der Rechte an der Universität Erlangen. Mit dem von Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin gelegentlich der Wiener Weltausstellung gestifteten Preise durch die internationale Jury gekrönte Preisschrift rc. Erlangen 1876, Besold.

von Leiden zurückließ, welche heute noch nicht vollständig geheilt sind. In der guten Absicht, die Seelen zu retten, hat man die Leiber der Ketzer verbrannt. Man wollte der von Pest und Unfällen heimgesuchten Menschheit diese Leiden ersparen, als man die Hexen verfolgte. Indem man den „Getreidewucher" unterdrückte, machte man es dem Handel unmöglich, Ueberfluß und Mangel zeitlich und örtlich auszugleichen; und damit hat man Tausende dem Hungertod überliefert. Jedes Blatt der Geschichte liefert solche verhängnißvolle Exempel. Man sage auch nicht, das sind Ausgeburten finsterer Zeiten. Auch heute noch ist die Gesellschaft eben so geneigt, bei großen Calamitäten, welche sie sich weder zu erklären, noch mit eigenen Kräften zu heilen vermag, die Schuld auf einzelne Menschen und Menschenklassen abzuwälzen und die Verdammung oder Verfolgung zu provociren, oder zu „humanen" Mitteln zu greifen, welche die größte Grausamkeit involviren. Man denke nur an die Grausamkeiten in dem gegenwärtigen „Humanitätskriege"!

Auch von der Genfer Convention gilt die alte Lehre, daß Der, welcher zu viel unternimmt, es nicht ausführen, daß Der, welcher zu viel zusammenfaßt, es nicht festhalten kann, — jener Satz, welchen die Franzosen kurz und schlagend so formuliren: „Qui trop embrasse, mal étreint."

Mit Recht hat Professor Lueder als Motto seinem Werke vorgesetzt: „Ne nimis!" Nicht zu viel!

Mit Recht weist er darauf hin, daß der unleugbare Conflict zwischen Krieg und Humanität, welche von Haus aus Gegensätze bilden, an und für sich unlösbar ist, oder wenigstens bis zu einem gewissen Punkte unlösbar, und daß, wenn man diesen Punkt überschreitet bei Vereinbarung völkerrechtlicher Normen, man entweder diese Normen illusorisch macht, oder durch deren Vollstreckung die rasche und erfolgreiche Führung des Krieges, von welcher dessen schleuniges Ende abhängt, verhindert und dadurch das directe Gegentheil des angestrebten Zweckes herbeiführt; denn nichts übertrifft die Gräuel eines sich langsam und unentschieden hinschleppenden, energielos geführten Krieges. Man denke nur an den dreißigjährigen. Ich habe dies in der Vorrede zu meiner deutschen Ausgabe der „Freiwilligen von 1791 bis 1794, von Camille Rousset, Mitglied der französischen Akademie," näher ausgeführt, und darf wohl um so eher darauf verweisen, als ich mich auf keine geringere Autorität berufen kann, als auf die des Feldmarschalls Grafen von Moltke, welchem ich das genannte Buch s. Z. überreichte, und der mir darauf am 22. September 1874 schrieb:

„Ich sage Ihnen meinen verbindlichsten Dank für Ihre gütige Zusendung der Uebersetzung des interessanten Werkes „Les Volontaires etc.", welche in weiten Kreisen aufklärend und nützlich wirken wird, insbesondere auch für die vortreffliche Charakteristik der „Commune" aus Ihrer eigenen Feder in der Einleitung.

Es ist schlimm genug, wenn die Armeen sich zerfleischen müssen, man hetze nicht die Völker auf einander; das ist kein Fortschritt der Civilisation, sondern ein Rückschritt zur Barbarei. Ein regelmäßiger Krieg ist wie ein Gewitter, welches in großen Schlägen Strecken verwüstet, aber auch befruchtet, — ein Kampf, wie der in Spanien jetzt fortschwält, dagegen ist ein andauernder Heerrauch, der ganze Ernten zerstört. Improvisirte Armeen können aber keinen andern Kampf führen."

II.

Das Werk des Professors Lueder geht von der Auffassung aus, daß die Genfer Convention zu einer dauernden lebendigen Existenz und dadurch zu einer möglichst ausgedehnten und gesicherten segensreichen Wirksamkeit gebracht werden kann nur mittels Bekämpfung und Reducirung übertriebener und phantastischer Anforderungen, d. i. mittels einer Beschränkung, welche die realen Verhältnisse richtig würdigt und praktisch anerkennt, und mittels der klaren Erkenntniß, daß das „rothe Kreuz" im Kriege nur Dienerin, nicht Herrin sein kann, daß also im Kriege die militärischen Interessen das Maßgebende sind, und daß, wenn man diese Interessen gebührend berücksichtigt, zwar, soferne man die Sache lediglich von extensivem Standpunkt betrachtet, eine scheinbar geringere Anwendung der Humanität, in Wirklichkeit aber eine weit intensivere und gesichertere Berücksichtigung der wahrhaft humanen Forderungen eintritt.

Die Genfer Convention ist essentiell nichts Neues. Im Lauf der letzten drei Jahrhunderte ist zwischen einzelnen kriegführenden Mächten eine ganze Reihe (Lueder zählt deren weit über zweihundert auf) von Specialverträgen abgeschlossen worden, welche Schutz der Hospitäler (ja sogar auch der Badeorte), des Sanitätspersonals, der Feldgeistlichkeit, der Kranken und der Verwundeten, und zwar sowohl der transportabeln als auch der nicht transportabeln und dem Feinde in die Hände fallenden Verwundeten u. s. w., bezwecken. Es waren indessen immer nur Verträge ad hoc, d. h. für die Dauer eines bereits begonnenen Krieges, zwischen den einander feindlichen einzelnen Staaten geschlossen. Der beachtenswertheste darunter ist der Vertrag vom 7. Juli 1759, bekannt unter dem Namen der „Convention von Brandenburg". Er wurde zwischen den Bevollmächtigten Friedrichs des Großen und Ludwigs XV. von Frankreich („Sa Majesté Très-Chrétienne") geschlossen, in der Absicht, festzustellen, „welchergestalt es wegen beyderseitigen, sowohl bereits vorhandenen als etwa noch künftighin zu machenden Krieges-Gefangenen unverbrüchlich gehalten werden soll".

Diese Verträge und die heilsamen Wirkungen, welche aus ihnen resultirten, schienen jedoch in unserem vielgepriesenen neunzehnten Jahrhundert vollkommen in Vergessenheit gerathen zu sein; und die neueren Kriege, namentlich der Krimkrieg in der Mitte und der französisch-italienisch-östreichische Krieg zu Ende der fünfziger Jahre, desgleichen der amerikanische Bürgerkrieg während der sechziger Jahre, sind mit einer Härte und Grausamkeit (namentlich übten die Südstaaten solche gegen ihre Kriegsgefangenen in wahrhaft empörender Weise) geführt worden, als hätte es niemals eine „Convention von Brandenburg" gegeben.

Das große Verdienst, von Allen zuerst diese Grausamkeiten mit Sachkunde und Energie bekämpft und die Brandenburger Convention gleichsam aus dem Schutte der Vergessenheit wieder ausgegraben und nachdrücklich auf sie, als auf ein nachahmenswerthes Beispiel, hingewiesen zu haben, gebührt dem (leider zu früh verstorbenen) Berliner Generalarzt Löffler, welcher auch praktisch während des Friedens sowohl als während des Krieges — so z. B. im Herbst 1870 vor und in Metz, für Freund und Feind, wie ich dort persönlich zu beobachten Gelegenheit hatte — um das Militärsanitätswesen sich so große Verdienste erworben. Siehe seine „Studien über den Sanitätsdienst im italienischen Feldzuge von 1859" (Preußische militärärztliche Zeitung vom 16. October 1860, Nr. 20) und sein Buch: „Das preußische Sanitätswesen und seine Reform", Berlin 1868. Die Löffler'sche Anregung zündete in Italien, Frankreich und der Schweiz. Man forderte die „Neutralisirung" der Militärärzte, der Ambulanzen, der Hospitäler und der verwundeten und kranken Soldaten. Namentlich das Buch des Genfers Dunant „Un Souvenir de Solférino", das Anfangs nur als Manuscript für Freunde gedruckt (1862) und erst später durch den Buchhandel verbreitet ward, hatte, trotz seiner gehässigen Parteinahme gegen Oestreich, in der Sache selbst einen durchschlagenden Erfolg und ist in alle Culturſprachen Europas übersetzt worden. Die Genfer gemeinnützige Gesellschaft und ihr Präsident Moynier bemächtigten sich 1863 der Sache und brachten die internationale Versammlung in Genf (October 1863) zu Stande, welche aus der Schweiz, Deutschland, Oestreich, England, Frankreich, Holland, Schweden, Spanien, Italien und Rußland beschickt und vorzugsweise aus Militärärzten und sonstigen Medicinern, Professoren, diplomatischen Agenten und Verwaltungs-

beamten zusammengesetzt war. Dann folgte der Genfer internationale Congreß im August 1864, auf welchem die Genfer Convention constituirt ward. Ihre Geschicke in der Zeit von da bis zum 1868er Congreß und die Verhandlungen der von Rußland angeregten Conferenz zur Reform des Völkerrechts, im Juli und August 1874, muß man bei Lueder selber nachlesen.

Dieser „Geschichte der Genfer Convention" folgt dann der werthvollere Theil des Buches, nämlich die „Kritisch-dogmatische Revision der Genfer Convention, unter Darlegung der bei ihrer Anwendung gemachten Erfahrungen und mit Vorschlägen zu ihrer Verbesserung", welche in einer übersichtlichen Zusammenstellung 1) der Genfer Convention von 1864, 2) der 1868er Zusatzartikel, 3) der von Lueder selbst formulirten Reformvorschläge, 4) der russischen Propositionen von 1874, 5) der belgischen Gegenpropositionen von 1874, 6) der von Deutschland formulirten Vorschläge und 7) der Anträge der Subcommission der Brüsseler Conferenz, ihren förmlichen Abschluß findet.

Wir können hier in die Einzelnheiten nicht eingehen. Maßgebend für die Reformvorschläge sind die Erfahrungen des großen Kriegs von 1870 und 1871. Unter diesen Erfahrungen steht an der Spitze die, daß, ähnlich wie 1877 im Orient, die Genfer Convention nicht genügend bekannt war; namentlich in der französischen Armee wußten nicht blos die Soldaten, sondern sogar auch die Offiziere und Militärärzte bis hinauf zu den obersten Graden, wenig oder gar nichts von derselben. Sodann hat es sich ergeben, daß manche Bestimmungen der Convention, namentlich auch die über die Erkennungszeichen, Anlaß oder wenigstens Gelegenheit zu Mißbräuchen mancherlei Art, namentlich zu unerlaubter Täuschung und Uebervortheilung des Gegners gegeben; Francstireurs trugen das rothe Kreuz; Bauern, die einen Kranken im Haus hatten, hingen es aus, um sich vor Einquartierung zu schützen; angebliche Hospitäler wurden zu Munitionsdepots und Observationsposten mißbraucht, oder sonstwie als Schutzmittel kämpfender Truppen; in der Schlacht von Sedan wurde eine französische Ambulanz als Deckung und zur Annäherung benutzt; General Bourbaki mißbrauchte sogar das rothe Kreuz, um aus Metz zu entweichen. Dieser Mißbrauch hat zu scharfer Repression geführt, welcher man dann wieder Verletzung der Genfer Convention vorwarf; manche Truppenführer, welche besonders schlechte Erfahrungen zu registriren hatten, haben, trotz ihrer humanen und loyalen Gesinnung, die Ueberzeugung gewonnen, daß es mit der Genfer Convention „nichs sei", wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt, weil sie zu weit gehe und keine Garantien gegen Mißbrauch biete. Der neue Artikel 5 (Genf 1868), wonach verwundete und kranke Kriegsgefangene sofort nach ihrer Heilung in ihre Heimat entlassen werden sollen, auch dann, wenn sie wieder kriegstauglich sind, ist weder von den Franzosen noch von den Deutschen acceptirt worden, weil er gänzlich unvereinbar ist mit den Zwecken der Kriegführung. Desgleichen die Bevorzugung der Hülfe spendenden Landbewohner (Genf 1864) hinsichtlich der Einquartierung und der Kriegscontributionen, die sich als praktisch unausführbar erwies.

Endlich hat es sich gezeigt, daß die Genfer Convention gar keinen Schutz gewährt hinsichtlich der von Civilisten an Soldaten, und namentlich an verwundeten Soldaten, begangenen Missethaten, wie Ausraubung, Beschimpfung, Körperverletzung, oder gar Tödtung; nnd daß ebenso eine Vorkehrung fehlt, welche die bedauerliche Rubrik der „Vermißten", soweit dies möglich ist, verschwinden macht.

Daß die Convention unwirksam ist bei gänzlichem Mangel an Gesittung, namentlich bei vornehmem und gemeinem Pöbel, und bei Soldaten, welche den Offizieren nicht gehorchen, weil sie die Mannszucht entweder nie gekannt oder wieder vergessen haben, bedarf keiner Versicherung. Das hat sich auch wieder im Kriege von 1877 erwiesen.

Um es kurz zu sagen: Die Convention, welche das ideale Werk humaner Aerzte, wohlwollender Diplomaten und edler Humanisten ist, muß revidirt werden durch Soldaten und Juristen, welche sie in Einklang bringen mit der realen Welt, in welcher die Dinge im engen Raume hart auf einander stoßen. Eine solche Revision wird vielleicht einzelne unklare und unpraktische Exuberanzen einer irregegangenen Humanitätsschwärmerei abschneiden und sie durch scharfe Anforderungen und Controlmaßregeln gegen Mißbrauch ersetzen. Allein die Männer des Krieges mit den Waffen und des Krieges mit der Feder, die Soldaten des Mars und die Soldaten der Themis, die Autoritäten des Kriegs- und die des Völkerrechts, mit einem Worte: die Realisten, werden das Werk der Idealisten dennoch verbessern, indem sie es intensiv stärken und ihm einen strammen Vollzug sichern.

Nachdem ich bis dahin dem dankenswerthen Werke von Lueder gefolgt bin, das eigentlich Jeder studirt haben muß, welcher in Sachen der Genfer Convention mitsprechen will, werde ich in dem Nachfolgenden versuchen, dasselbe zu ergänzen durch Mittheilung und Erörterung der seit dem Erscheinen des Buches durch den orientalischen Krieg zu Tage getretenen Thatsachen und Streitfragen, das ist durch Besprechung des Wechselverhältnisses zwischen dem rothen Kreuze der Christen und dem rothen Halbmond der Mohamedaner.

Literatur und Kunst.

Einem Schulmanne.

Wenn den Damm ihr eingerissen,
Der gewehrt dem halben Wissen,
Meint ihr, dann zu Aller Frommen
Sei der Tag des Lichts gekommen?
Ach, es wird nur allzufrühe
Euch gereu'n der eitlen Mühe.

Zu des Tempels heil'ger Enge
Laßt nur ein die dreiste Menge,
Nie mit unreif dumpfen Sinnen
Mag sie Wahrheit dort gewinnen;
Heischt sie doch bequeme Lehre
Und das Aechte bleibt das Schwere.

Flacher Afterweisheit Sätze
Werden unsres Tiefsinns Schätze,
Unsrer Bildung Hort zerwühlen
Und hinweg die Ehrfurcht spülen,
Bis zuletzt im seichten Schwalle
Sich die Gleichheit fand für Alle.

Wenn die Rohheit dann entbunden,
Jedes Ideal verschwunden,
Mögt ihr wohl ein Grausen spüren;
Denn ihr halft es selbst vollführen:
Die ein Volk des Geistes waren,
Ihr erzogt sie zu Barbaren.

Emanuel Geibel.

Wer mein angenehmer Begleiter war.

Von Bret Harte.*)

„Holla! Fremder!"

Die Stimme war nicht laut, aber klar und durchdringend. Ich blickte den Saumpfad, auf welchen sich eben die erste Dämmerung zu senken begann, hinauf und hinunter, ohne etwas Lebendes entdecken zu können. Nichts in den Erlengebüschen vor mir, nichts längs des Abhanges hinter mir.

„O — o — h! Fremder!"

Dieses Mal klang es ein wenig ungeduldig. Der californische Anruf „O — o — h" bedeutet immer, daß es Ernst ist.

Ich sah empor und bemerkte zum ersten Mal, daß etwa dreißig Fuß über mir und parallel mit dem meinigen ein zweiter Saumpfad die Bergwand entlang führte, und daß auf demselben, durch die niedrigen Büsche nach mir herniederblickend, ein kleiner Mann auf schwarzem Pferde hielt.

Als geübten Bergfahrer drängten sich mir sofort die nachstehenden fünf Punkte zur Berücksichtigung auf. Erstens: daß die Oertlichkeit einsam, schwer zugänglich und vom gewöhnlichen Verkehr der Fuhrleute und Goldgräber gänzlich abgelegen war. Zweitens: daß der Fremde, welcher jenen andern, mir bisher gänzlich unbekannten Pfad benutzte, in der Gegend überhaupt ungleich besser Bescheid wußte als ich. Drittens: daß er bis an die Zähne bewaffnet war. Viertens: daß er besser beritten war als ich. Und fünftens: daß ich in Erwägung dieser Umstände besser thun würde, jedes Anzeichen von Mißtrauen oder von Unruhe sorglich für mich zu behalten.

Es bedurfte nicht mehr Zeit, als mich die Erwiederung seines Grußes kostete, um zu diesem Ergebniß zu gelangen.

„Etwas Tabak bei sich?" fragte er.

Ich hatte welchen und machte ihm dies dadurch begreiflich, daß ich den Tabaksbeutel emporhielt.

„Schön. Ich komme herunter. Reiten Sie voran und ich werde unterhalb des alten Felsrutsches zu Ihnen stoßen."

„Unterhalb des alten Felsrutsches?" wiederholte ich unwillkürlich. Das war eine neue geographische Entdeckung, nicht minder seltsam als die des zweiten Saumpfades. Ich hatte mehr als ein Dutzend Mal den Weg zurückgelegt und zwischen dem Saumpfade und dem steilen Abhange darüber nirgends eine passirbare Verbindung wahrgenommen. Nichtsdestoweniger hörte ich etwa hundert Schritt weiter plötzlich ein Rascheln und Krachen in dem niedrigen Gebüsch — dann stob ein Schauer Staubes und kleiner Steine über den Pfad —, und dann schoß mein neuer Freund in einem Winkel zu mir hernieder, in dem ich nicht gewagt haben würde, mein alterprobtes Pferd am Zaum herabzuleiten. Kein Zweifel — er war ein vollendeter Reiter. Eine Thatsache weiter, die zu beherzigen war.

Als er sich neben mir befand, sah ich, daß ich mich in Betreff seiner Gestalt nicht getäuscht hatte. Er war nicht einmal mittlerer Größe und hatte ein durchaus gewöhnliches Gesicht, in dem jedoch die großen kaltgrauen Augen auffielen.

„Sie haben da ein ausgezeichnetes Thier," bemerkte ich.

Er füllte eben aus meinem Tabaksbeutel seine kleine Pfeife und entgegnete, ein wenig überrascht aufblickend: „Gewiß!" Dann begann er mit der nervösen Begierde eines Mannes, der dieses Genusses lange beraubt gewesen, mächtige Rauchwolken auszustoßen, bis er endlich zwischen den einzelnen Zügen fragte, woher ich käme.

Ich erwiederte: „Von Lagrange."

Er sah mich ein paar Augenblicke fragend an, fuhr jedoch auf meine Bemerkung, daß ich dort nur ein paar Stunden gehalten, fort: „Ich dachte, ich kenne jedes menschliche Gesicht zwischen Lagrange und Indian Spring, — aber ich kann mich nicht erinnern, das Ihrige je gesehn zu haben, geschweige denn, Ihren Namen zu kennen."

*) Wir verdanken die Mittheilung dieser neuesten Skizze Bret Hartes unserm Mitarbeiter und Freunde Udo Brachvogel, der dieselbe für die „Gegenwart" mit der Autorisation des Verfassers übersetzt hat.

D. Red.

Da mir nichts daran lag, daß er meinen Namen wisse, sagte ich halb lachend, daß dies sehr begreiflich sei, da ich jenseits Indian Spring lebe. Er nahm diese Zurechtweisung — wenn es ja eine war — so gelassen hin, daß ich, lediglich um seine Höflichkeit zu erwiedern, fragte, woher er käme.

„Lagrange!"

„Und Sie gehen?"

„Je nun, — das hängt ganz und gar davon ab, wie sich die Dinge machen werden, und wie weit ich ohne Den da durchkommen werde." Er ließ seine Hand, wie unbewußt, auf dem Cavalerie-Revolver in dem ledernen Sattelpolster ruhen, — wie unbewußt und doch zugleich als wollte er sagen, daß, wo er mit „Dem da durchkommen" wolle, auch durchkommen würde. „Für jetzt aber," fügte er hinzu, „beabsichtige ich nichts als einen kleinen Spazierritt mit Ihnen zu machen."

Es lag nichts Herausforderndes in seinem Ton, es sei denn, daß die Vertraulichkeit desselben den Gedanken nahegelegt hätte, daß er, ob ich nun wolle oder nicht, im Stande sei, doch zu thun, wie er gesagt. Ich begnügte mich zu erwiedern, daß, wenn er unsern „Spazierritt" bis über Heavy Tree auszudehnen gedenke, ich mir sein Thier würde borgen müssen. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung entgegnete er ruhig: „Das würde wohl geschehen müssen," und fügte hinzu, daß mir sein Pferd, wenn er es selber nicht gebrauche, ganz, und wenn er es gebrauche, halb zu seiner Verfügung stände. „Dick hat schon so manches Mal doppelt getragen," fuhr er fort, „und wird es auch wieder können. Wenn Ihr Gaul da abfällt, rücke ich gerne vor und schaffe Raum für Sie."

Ich konnte nicht umhin zu lächeln, bei dem Gedanken, vor den Burschen von Red Gulch „en croupe" hinter dem Fremden Parade zu reiten, konnte aber gleichzeitig nicht umhin, von der Thatsache, daß „sein Pferd schon so manches Mal doppelt getragen", in eigenthümlicher Weise berührt zu werden. „Bei welcher Gelegenheit, — und was?" das war die Frage, die ich freilich weislich für mich behielt. Eben führte uns der Saumpfad den steilen und felsigen Abhang zum Kamm der Wasserscheide empor. Die Schmalheit des Weges nöthigte uns langsam und Einer hinter dem Andern zu reiten, so daß sich die Fortsetzung der Unterhaltung von selber verbot und mit ihr die Gelegenheit schwand, meine Neugierde zu befriedigen, selbst wenn er mir dazu hätte verhelfen wollen.

Langsam klommen wir empor. Die grünen Blattgebüsche wichen Nadelholzsträuchern. Die untergehende Sonne vergoldete den nackten Felsen zu unserer Rechten und blendete unsere Augen. Ein graues Meer, in dem die zurückgebliebene Tageshitze noch brütete, lagen die Föhrenwälder der Schlucht unter uns da. Lässig trieb hier und dort ein Bergadler über ihnen einher, zurücktauchend in ihre dunkeln Fluthen oder emporschwebend zu unserer Höhe und dann den gigantischen Schatten eines majestätisch bewegten Schwingenpaares auf die neben uns aufragende Felsmauer werfend. Die Ueberlegenheit des Pferdes meines Begleiters ließ diesen oft weit vorausdringen und erweckte dann in mir die unwillkürliche Voraussetzung, daß er meiner ganz vergessen, oder des säumigen Begleiters überdrüssig werdend, ohne ihn seinen Weg fortsetzen werde. Aber immer hielt er wieder an einer Biegung oder sonst einer zum Halten auffordernden Stelle an und wartete auf mich, oder tauchte er aus einem den Pfad sperrenden Knieholzdickicht auf. Ich war auf dem besten Wege, ihn gelinde zu hassen, als er sich plötzlich nach einem solchen unliebsamen Wiederauftauchen dicht an meine Seite drängte und mich fragte, wie mir — Dickens gefiele!

Hätte er meine Meinung über Huxley oder Darwin verlangt, ich hätte nicht erstaunter sein können. Da mir aber plötzlich der Gedanke kam, er möchte eine der Ortsgrößen von Lagrange meinen, sagte ich bedächtig:

„Sie meinen —?"

„Charles Dickens. Sie haben ihn doch gelesen? Welches seiner Bücher gefällt Ihnen am besten?"

Nicht ohne beträchtliche Verwirrung entgegnete ich, daß mir — wie es auch wirklich der Fall war — alle gefielen.

Er ergriff meine Hand, drückte sie mit einer Wärme, die seiner sonstigen ruhigen Art und Weise ganz und gar nicht entsprach und rief aus:

„Ganz mein Fall, alter Junge! Dickens ist kein Waschlappen, — man kann sich in Allem hübsch fest auf ihn verlassen!"

Und mit dieser urwüchsigen Einleitung stürzte er sich über Hals und Kopf in eine Kritik seines Novellisten, der, was verständige Bewunderung und aufrichtige Begeisterung betraf, kaum etwas dieser Art, das ich noch gehört hatte, gleich kam. Nicht nur, daß er mit Behagen bei der quellenden Fülle seines Humors verweilte, er wurde ebenso der Macht seines Pathos und dem jede seiner Zeilen durchdringenden poetischen Zauber gerecht. In sprachlosem Erstaunen blickte ich auf meinen Mann. Ich hatte mich bisher selber für einen leidlich gediegenen Kenner des großen Meisters dichterischer Kunst gehalten, aber das Geschick, mit dem der Fremde denselben citirte und sein Urtheil zu begründen und zu illustriren verstand, beschämte und entzückte mich. Es ist wahr, daß er seine Ansichten nicht immer in das feinste sprachliche Gewand kleidete, ja sie vielmehr häufig in dem nachlässigen, rothwälschartigen Negligée zum Besten gab, wie es in jener Zeit und in jenen Gegenden üblich war. Aber seine Ausdrucksweise wurde nie roh oder plebejisch, und mehr als einmal packte sie mich geradezu durch ihre tadellose und zutreffende Kürze. Um ein Bedeutendes milder gestimmt, versuchte ich ihn auf andere Schriftsteller zu bringen. Vergebens. Mit Ausnahme von ein paar Lyrikern von der mehr „leidenschaftlichen Schule" kannte er nichts. Auch er selbst hatte sich unter der Einwirkung der eigenen enthusiastischen Rede so sehr verliebenswürdigt, daß er mir anbot, unsere Pferde zu tauschen, daß er meinen locker gewordenen Sattel mit sachmännischer Geschicklichkeit festschnallte, daß er mein Gepäck auf sein Thier hinüber nahm, daß er den Inhalt seiner Whiskeyflasche mit mir theilte, und endlich bemerkend, daß ich unbewaffnet war, mir eine silberbeschlagene Derringer Pistole aufdrängte, von der er mir zuschwor, sie stelle so ziemlich gegen Alles sicher. Diese mannichfachen Liebesdienste und die eigenthümliche Wendung, die unser Gespräch genommen, ließen mich kaum bemerken, daß der Saumpfad dunkel und unkenntlich geworden. Wir befanden uns offenbar auf einem mir fremden Wege. Mit einiger Ungeduld machte ich meinen Gefährten darauf aufmerksam. Sofort fiel er in sein früheres Wesen und seine unangenehme bestimmte Sprachweise zurück.

„Nun, ich denke ein Weg ist so gut wie der andere, und möchte wohl wissen, was Sie dagegen einzuwenden haben!"

Ich bemerkte mit einer gewissen Würde, daß mir der andere Weg der liebere gewesen wäre.

„Mag sein, daß Sie ihn vorziehen. Aber Sie machen nun einmal einen Spazierritt mit mir. Dieser Weg hier wird Sie unmittelbar nach Indian Spring bringen, und zwar unbemerkt und ohne daß man eine Frage an Sie stellen wird. Sehen Sie nicht ein, wie gut ich es meine, indem ich Sie bis an's Ziel bringe?"

Ich sah mich genöthigt, meinem seltsamen Begleiter endlich eine Art Widerstand zu zeigen. Fest, aber zugleich so höflich als ich konnte, erklärte ich, daß ich mir vorgenommen, zu Nacht bei einem Freunde einzukehren.

„Wo?"

Ich zauderte. Der Freund war ein nach Californien übergesiedelter höchst excentrischer Mann aus dem Osten, der in der ganzen Gegend sowohl wegen Seltsamkeit wie seiner vornehmen Abgeschlossenheit halber als eine Art Einsiedler bekannt war. Ein Misanthrop von sehr guter Familie und großem Reichthum hatte er dieses abgelegene, aber malerische Thal der Sierra erlesen, um daselbst, ohne auf Widerspruch zu stoßen, mit der Welt zu grollen. „Lone Valley"*) oder „Boston Ranch"**), wie die Ansiedelung gewöhnlich genannt wurde, war der einzige Fleck in der gesammten Umgegend, vor dem sich der landesübliche Goldgräber mit Respect, ja selbst mit einer Art Furcht fern hielt. Mr. Sylvester, der Besitzer, hatte sich ebensowenig je mit „den Jungens" eingelassen, wie er in irgend einer Weise ihre Wege gekreuzt hätte oder ihnen feindlich gegenüber getreten wäre. Wenn Abgeschlossenheit von der Welt sein Zweck gewesen, so hatte er denselben völlig erreicht. Dennoch zögerte ich, in der hereingebrochenen Dunkelheit und auf dem einsamen, mir fremden Pfade den Namen einem Fremden, von dem ich so ganz und gar nichts wußte, anzugeben. Aber mein geheimnißvoller Begleiter nahm die Sache selbst in die Hand.

„Es gibt zwischen hier und Indian Springs nur einen Platz, wo Sie anhalten können," rief er plötzlich, „und das ist auf Sylvesters Ranch."

Ich bejahte es, ein wenig widerstrebend.

„Wohl," sagte der Fremde, und es lag etwas in seinem Tone, als vermeine er mir eine Gunst zu erweisen, „wenn Sie Sylvesters Ranch gemeint haben, — ich habe nichts dagegen, mit Ihnen dort für die Nacht einzukehren. Es liegt ein wenig vom Wege ab, und ich werde ein kleines Zeitopfer bringen, — aber Alles in Allem erwogen, will ich mit Ihnen hingehn."

Ich beeilte mich, so nachdrücklich wie möglich geltend zu machen, daß meine Bekanntschaft mit Mr. Sylvester nicht alt und intim genug sei, um die Einführung eines Fremden in seinem Hause zu rechtfertigen, — daß er von den übrigen die Gegend bewohnenden Leuten ganz und gar verschieden sei — mit einem Wort, daß er ein Sonderling sei —

Zu meinem höchsten Erstaunen entgegnete der Fremde gelassen: „O, das ist schon recht. Ich habe das Alles bereits von ihm gehört. Wenn Sie mich nicht einschmuggeln wollen, oder mir als Gepäckstück Ihre Marke auf den Rücken zeichnen wollen, so thut das nichts. Ich bringe mich schon allein durch. Nur vorstellen müssen Sie mich ihm. Sie sagen einfach: Sylvester — das ist er, — und damit genug."

Was vermochte ich einer so unerschütterlichen Zuversichtlichkeit entgegenzusetzen? Ich fühlte, wie mir das Roth des Unwillens in's Gesicht stieg und wie ich vor Ungeduld nervös wurde. Was würde der ablehnende, förmliche Sylvester zu mir sagen? Was würden die jungen Damen des Hauses, — ich war damals ein junger Mann und hatte den Zutritt zu ihrem Kreise nur durch mein rückhaltend-vorsichtiges Auftreten, für welches „die Jungens" allerdings einen andern Namen hatten, gewonnen, — was würden sie von meiner neuen Bekanntschaft denken? Und doch konnte ich ebensowenig etwas gegen seine Erklärung einwenden, daß er alle Verantwortung auf sich nehme, wie ich mich der Erkenntniß zu verschließen vermochte, daß meine Verlegenheit eigentlich etwas Komisches hatte.

Unser Pfad begann abwärts zu führen. Bald sahen wir in der Ferne unter uns die Lichter des einsamen Gehöfts von Lone Valley blinken. Ich wendete mich zu meinem Begleiter:

„Aber Sie haben vergessen," sagte ich, „daß ich nicht einmal Ihren Namen kenne. Als wen und was soll ich Sie denn vorstellen?"

„Das stimmt," sagte er nachdenklich. „Lassen Sie uns einmal sehen. «Kearney» würde ein guter Name sein. Kurz und leicht. Und da ist auch die große Straße in Frisco, die ebenso heißt. Lassen wir's bei «Kearney» bewenden!"

„Aber —" unterbrach ich ihn ungeduldig.

„Sie werden das Alles hübsch mir überlassen!" schnitt er mir das Wort mit einer wahrhaft superben Zuversichtlichkeit ab, welche ich nicht umhin konnte zu bewundern. „Der Name ist von gar keinem Belang. Es ist der Mann, an den man sich zu halten hat. Wenn ich einen Mann abzuthun hätte, der Jonas hieße, und es stellte sich nachher bei der Leichenschau heraus, daß er in Wirklichkeit Smith hieße, — das würde mir nicht so viel machen, so lange ich nur sicher bin, daß es mein Mann war."

Zwingend wie diese Beweisführung an sich war, schien sie mir doch nichts weniger als zu der verlangten Vorstellung ermunternd. Aber schon hatten wir den Rancho erreicht. Das Bellen der Hunde rief Sylvester vor die Thür des hübschen, nach seinen eignen Angaben geschmackvoll gebauten Landhauses.

*) Einsames Thal.

**) „Ranch", Landgut.

Mit ein paar Worten stellte ich Mr. „Kearney“ vor.

„Kearney wird genügen, — «Kearney» ist ein hinreichend guter Name für mich,“ setzte der also vorgestellte „Kearney“ zu meinem Entsetzen und Sylvesters augenscheinlichster Ueberraschung erläuternd hinzu, und entschuldigte sich hierauf in zwanglos milder Weise, daß er selber nach seinem Pferde zu sehen wünsche. Sobald er außer Hörweite war, zog ich den verdutzten Sylvester bei Seite:

„Ich habe da einen netten Verrückten aufgelesen, — oder vielmehr ich bin von ihm auf dem Wege aufgelesen worden. Seine Name ist nicht Kearney. Er ist stark bewaffnet und weiß den halben Dickens auswendig. Mit Vorsicht, mit Nachgiebigkeit gegen die vornehm ausgesprochenen Ansichten und mit vollkommener Unterwerfung unter seine Gebote mag mit ihm auszukommen sein. Ich zweifle nicht, daß das Schauspiel einer hülflosen Familie, der Anblick der Schönheit und Unschuld ihrer Töchter seinen feinen Sinn für Humor und Poesie rühren wird. Einstweilen möge der Himmel Ihnen gnädig sein und mir vergeben!“

Ohne eine Antwort abzuwarten eilte ich die Treppe hinauf nach der hübschen Mansarde, welche mein gastlicher Wirth stets für den vielwandernden Freund bereit hielt. Während ich mich unter Vertrödelung von möglichst viel Zeit wusch, drang der gemessene, weltmännische Ton Sylvesters, untermischt mit der gleich kühlen, zwanglosen Dialektrede meines geheimnißvollen Bekannten, vom Erdgeschoß herauf an mein Ohr. Als ich etwas später in das Wohnzimmer herunter kam, war ich nicht wenig erstaunt, den Kearney von eignen Gnaden behaglich auf dem Sopha und neben ihm die schöne Mary Sylvester, die „Lilie von Lone Vallny“, ihm mit mädchenhafter Verwunderung und ungeschmeicheltem Interesse lauschend zu erblicken, während von der andern Seite her ihre Cousine Kate, die gefährlichste aller kleinen Koketten, mit einem Eifer die Pfeile ihrer Blicke an ihn verschwendete, der nahezu echt erschien.

„Wer ist ihr entzückend «unverfrorner» Freund?“ flüsterte sie mir während des Abendessens zu, als ich noch ganz verwirrt zwischen dem bezauberten Sylvester, der förmlich an den Lippen des Fremden hing, und dieser jugendlichen Tochter ihrer Zeit saß, die in lebhaftem Wettkampf die Batterien ihrer Reize auf ihn spielen ließ. „Natürlich wissen wir, daß sein Name nicht Kearney ist. Aber wie romantisch! Und ist er dabei nicht vollkommen hübsch? Aber wer ist er eigentlich?“

Ich entgegnete mit wuchtiger Ironie, daß ich wirklich nicht wisse, welch ein fremder Potentat eben incognito die Sierras von Californien durchstreife, aber daß ich, wenn Seine Hoheit geruhen würde, mich davon zu unterrichten, ich glücklich sein würde, ihn in aller Form vorzustellen. „Bis dahin,“ fügte ich hinzu, „fürchte ich, daß diese Bekanntschaft eine morganatische werde bleiben müssen.“

„Das ist nichts als Eifersucht von Ihnen,“ entgegnete sie mir schnippisch. „Sehen Sie nur einmal nach Mary hinüber, sie ist ganz und gar geblendet. Und ihr Vater desgleichen!“

Und ist der That, der für gewöhnlich so gemessene, weltfeindliche, unnahbare Sylvester betrachtete seinen Gast mit einer fast knabenhaften Theilnahme und einem Enthusiasmus, der kaum vereinbar mit seinem ganzen sonstigen Wesen schien, während ich mich, freilich heute wie damals, genöthigt sehe, es in aller Ehrlichkeit der unbefangenen Erwägung meines eignen Geschlechts anheimzustellen: warum ich wohl in dem Manne nichts mehr erblicken konnte, als ich dem Leser bereits dargelegt habe.

In der Mitte des Berichts eines aufregenden Abenteuers, dessen Held nach der Meinung seiner, schon so sehr zu seinen Gunsten voreingenommenen, schönen Zuhörerinnen kein Anderer als er sein konnte, unterbrach er sich, plötzlich aufhorchend.

„Es ist nur ein Lastwagen, der die Brücke des unteren Weges passirt,“ erklärte Sylvester. „Bitte, fahren Sie fort.“

„Vielleicht ist mein Pferd im Stall etwas unruhig,“ sagte der sogenannte Kearney. „Es ist nicht an einen Holzstand und eine wollene Decke gewöhnt.“

Der Himmel mochte wissen, welche fremdartige und kostbare Offenbarung in der Feststellung dieser Thatsache lag, aber die beiden Mädchen blickten auf einander mit Wangen, glühend vor Aufregung, als „Kearney“ aufstand und in kühler Cermonielosigkeit die Tafel aufhob.

„Ist er nicht vollkommen hübsch!“ rief Kate athemlos, „und so witzig!“

„Witzig?!“ fiel ihr die reizende Mary ohne den leisesten Hauch von Spott in ihrer Stimme in's Wort. „Witzig, meine Liebe? Wie, siehst Du denn nicht, daß sein Herz nur gerade vor poetischer Empfindung zu brechen im Begriff war? Witzig — wahrhaftig. Als er von dem armen mexikanischen Weibe sprach, welches gehangen wurde, sah ich genau, wie ihm die Thränen in die Augen traten. Witzig — fürwahr!“

„Thränen,“ lachte der ungläubige Sylvester. „Eitle Thränen! Thörichte Kinder, Ihr, der Mann ist ein Weltmann — ein Philosoph, gelassen, beobachtend, ohne jede Anmaßung.“

„Ohne jede Anmaßung!“ War Sylvester betrunken, oder hatte der unheimliche Fremde eine Zauberformel über die Familiensuppe gesprochen? Ehe ich mir diese selbstgestellte Frage noch zu beantworten vermochte, kehrte er in's Zimmer zurück und nahm ruhig seine unterbrochene Erzählung wieder auf. Da ich mich über dem Manne, den meinen Freunden vorzustellen ich so schwere Bedenken gehabt, gänzlich bei Seite geschoben sah, begab ich mich zeitig zur Ruhe, aber nur um zwei Stunden später durch die dünne Holzwand hindurch begeisterte Lobpreisungen des neuen Gastes von den beweglichen Lippen der beiden Mädchen zu hören, die im Nebenzimmer noch einen kleinen Plausch hielten, ehe sie einschliefen.

* * *

Um Mitternacht wurde ich durch das Geräusch von Pferdehufen und das Klirren von Sporen vor dem Hause aufgeweckt. Gleich darauf fand eine Unterredung zwischen unserm Gastfreund und irgend einer mysteriösen Person im Dunkeln statt, aber mit so gedämpften Stimmen, daß mir ihr Inhalt entging. Als die Reiter sich entfernt hatten, öffnete ich das Fenster.

„Was gibt es?“

„Nichts Besonderes,“ antwortete Sylvester gelassen, „nur einer oder zwei dieser zur Unterhaltung begangnen Morde, wie sie diesem Lande eigen sind. Ein Mann ist heute Morgen in Lagrange drüben von dem notorischen Cherokee-Jack erschossen worden, und es war der Sheriff von Calavoras mit seiner Mannschaft, der auf ihn Jagd macht. Ich sagte ihm, daß ich außer Ihnen und Ihrem Freunde keine Seele gesehen habe. Ich hoffe, daß ihn der verwünschte Lärm nicht gestört hat. Der arme Gesell sah aus, als ob er dringend Ruhe nöthig hatte.“

Ich war — ganz derselben Ansicht.

Nichtsdestoweniger ging ich leise nach seinem Zimmer hinüber. Es war leer. Meiner Meinung nach hatte er noch immer einen Vorsprung von zwei Stunden vor dem Sheriff von Calavoras.

Neu-Land.

Ein Roman von Iwan Turgénjew.*)

Iwan Turgénjews letzter Roman — sollte es wirklich sein letzter sein? — hat in Rußland, oder vielmehr bei der russischen Kritik einen solchen Sturm von Entrüstung hervorgerufen, daß der Verfasser von „Neu-Land“ in einer Anwandlung von wohlberechtigtem Unwillen — wir hoffen noch immer, daß es nur eine Anwandlung war — mit diesem Werke seine glänzende, ruhm- und segensreiche schriftstellerische Thätigkeit für abgeschlossen hat erklären wollen. Man begreift wohl, daß einem Dichter von der Reinheit, Ehrlichkeit und Bedeutung Turgénjews, wenn er wahrnimmt, wie man ihm für die Wahrheit, die er sagt, nur mit Lüge und Verleumdung dankt, wie man ihn, gegenwärtig die größte dichterische Zierde seines Landes, zu verunglimpfen

*) Autorisirte Ausgabe. Mitau 1877, E. Behres Verlag.

beflissen ist, das Blut im ersten Augenblicke zu Kopf steigen und die Zornesader schwellen muß. Schwerer aber würde man es begreifen, wenn dieser Zorn andauern, ein rüstiges, ungebrochenes dichterisches Schaffen lähmen und den Poeten zu selbstgewählter Unthätigkeit veranlassen sollte. Kleinigkeiten verdienen nicht „ces haines rigoureuses", — nicht ein Gefühl so vornehmer Art wie bewußtvollen Zorn. Was, Turgénjew, der frische Jäger, dem wir das herrliche „Tagebuch" verdanken, sollte vor den kritischen Hasen, vor klug schwatzenden Hohlköpfen wie jener Skoropichin, dessen Sippe und gedankenlosen Nachbetern die Flinte in's Korn werfen? Beweist denn nicht gerade ihr Gewinsel, daß die Peitschenhiebe, die der Dichter ihnen versetzt, gesessen haben?

„So will der Mops aus seinem Stall
Uns immerzu begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten."

Ist's denn so etwas Unerhörtes, was dem russischen Dichter zugestoßen? Gibt's denn nicht auch in andern Ländern, die sich einer vorgeschritteneren Civilisation rühmen, Zunft- und Glaubensgenossen dieses Skoropichin, — „aufgeblasene Herren wie Bettpfühle, wäßrig wie Kaltschale, die mit Schaum vor dem Munde in Gemeinplätzen reden"? Ist es denn etwas so Seltenes, daß ohnmächtiger Verdruß dem schaffenden Talente das Leben zu vergällen sucht? „Du weißt, es ist gemein", sagt die Königin im „Hamlet". Worauf der Dichter allerdings mit dem Shakespeare'schen Helden antworten könnte: „Ja, gnäd'ge Frau, es ist gemein!"

Durfte sich der Dichter, der thöricht genug sein volles Herz nicht wahrte, darüber beklagen, konnte er sich auch nur darüber wundern, daß man ihn an's Kreuz zu schlagen oder auf den Scheiterhaufen zu schleppen versucht hat? Wer als Warner und Rather in eine zweifelhafte, der Warnung und des Rathes sehr bedürftige Gesellschaft tritt, kann immer mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß man ihm die Thür weist.

Es ist ganz in der Ordnung, daß Turgénjews neuster Roman den Dichter bei allen Parteien gleichmäßig mißliebig gemacht hat, denn allen sagt er unbarmherzig die verletzendsten Wahrheiten, und er schmeichelt keiner. „Neu-Land" ist eigentlich kaum ein Roman zu nennen. Es ist eine mit Benutzung der dem Roman eigenen Mittel hergestellte Schilderung der Zustände in dem heutigen Rußland. Und diese Schilderung ist von Anfang bis zu Ende hoffnungsleer. Es ist das Werk eines tief verstimmten Patrioten, der sich nichts weiß machen will, dem überall, wo er anklopft, die nackte Trostlosigkeit entgegentritt.

Ernster Kummer beschwert ihn; denn auf der einen Seite erkennt er klar die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände, er sieht ein, daß das kolossale Mißverhältniß zwischen den gesellschaftlichen Klassen früher oder später zu einer Katastrophe führen muß, und er macht die Wahrnehmung, daß bei dem Einzelnen das Bewußtsein, wie sich dieser Schlendrian nicht verewigen könne, Platz gegriffen hat. Auf der andern Seite aber kann er sich nicht verhehlen, daß es bei diesem Bewußtsein auch leider sein Bewenden hat, daß man sich über die Mittel und Wege, dem drohenden Unheil zu steuern, noch keine klare Vorstellung machen kann oder machen will, daß es an Tüchtigkeit und Energie gebricht, daß alle Vermittlungen fehlen, daß auf heilsame Reformen wenig oder gar keine Aussicht ist, und daß in Folge dessen die radicale Partei, die nihilistische, wie sie sich in Rußland nennt, die einzige ist, welche die Abänderung der Zustände, freilich nur auf ihre Weise anzustreben sucht.

Der Adel schaut den Dingen mit der Zuversicht, daß sie ja einstweilen noch nicht allzugefährlich seien, in bequemer Lässigkeit zu. Er gefällt sich in seiner Kurzsichtigkeit, um nicht für die Zukunft sorgen zu brauchen. Es mangelt ihm gänzlich an der Erkenntniß der gegenwärtigen Lage und der Folgen, die sich daraus nothwendig ergeben müssen. Das Bürgerthum ist zum Theil indolent, zum Theil begnügt es sich mit dem wohlfeilen Raisonniren und lullt sich kleinmüthig in großmäulige Phrasen ein, um nicht handeln zu brauchen. Die Jugend, die Aufgeklärten und Gebildeten lassen sich von gefährlichen idealen Schwärmereien gefangen nehmen; und ihr hochherziger, aber unpraktischer Fanatismus führt nur zu nutzlosem Hinopfern. Theilnahmlos, stumpf und blöde steht das Volk, die „große enterbte Masse", inzwischen noch abseits der Bewegung, als ob es die ganze Geschichte nichts anginge, ohne andere Wünsche, ohne andere Ideale, als — Schnaps.

„Neu-Land" erzählt uns die Geschichte eines solchen Versuches der nihilistischen Bewegungspartei, um diesen Zuständen ein Ende zu machen. Wäre diese Geschichte nicht so bitter tragisch, sie könnte ganz ergötzlich sein. Es ist eine wahre Parodie auf eine Verschwörung. Wie ungeschickt und thöricht wird da Alles angefaßt! Wie plump und schwerfällig sind die Einleitungen! Wie wird das bischen Geld, das mühsam zusammengebracht ist, vergeudet durch ewige Hin- und Herreisen, durch Druck und Verbreitung von Flugschriften, die kein Mensch liest! Da ist keine Spur von Führung, da herrscht die vollste Unklarheit über die wichtigsten Fragen und über die Ziele; es ist mit einem Worte eine von Anfang an verpfuschte Sache. Und die Moral? — Der Vernünftigste hält sich während der ganzen Vorbereitungen vorsichtig bei Seite und bleibt ein Verschwörer in partibus. Der eine der Fanatiker, der an die Sache des Volkes glaubt, wird von demselben Volk, dem er zu seinem Rechte verhelfen möchte, gepackt, gemißhandelt und den Behörden überliefert; der andere, der zweifelt, nimmt schließlich die Pistole und drückt sie gegen seine Brust. Die Uebrigen werden versprengt und die hohe Obrigkeit freut sich des errungenen Sieges, taumelt sorgen- und gedankenlos weiter und frohlockt: „Das Vaterland ist nicht mehr in Gefahr."

Alles das ist sehr traurig und unversöhnlich, und Turgénjew urtheilt rücksichtslos, streng, bisweilen lieblos, ja sogar grausam. Ohne sich zu besinnen, und ohne irgend welche Umschweife nennt er Rußland die verlogenste Nation, die Kaufleute: Räuber, das Volk: Siebenschläfer. Faulheit, Schwäche, Gedankenmangel (S. 484), Hunger, Trunksucht und Bauernschinderei (S. 489) — das sind die Gebresten, die er überall wahrnimmt. Die Unappetitlichkeit, das Schmutzig-Klebrige widert ihn an, und hoch über Allem erhaben grinst ihm der Schnaps entgegen, der Verdummer und Erhalter in der Dummheit.

Man hat Turgénjew bisweilen einen Pessimisten genannt; ich möchte ihn gar keinen der üblichen Schulbegriffe unterordnen. Er sieht das Thatsächliche und schildert es mit herber Objectivität, ohne geflissentlich zu verdüstern, ohne zu erhellen, ohne zu verschlimmern, aber auch ohne zu beschönigen. Er wäre also vielmehr ein Realist zu nennen. Daß er vornehmlich unfreundliche Bilder malt, liegt wohl mehr an den Modellen als an dem Maler.

Uns Ausländer interessirt und belehrt „Neu-Land" stofflich mehr, als es uns anzieht und spannt. Es ist eben weniger ein Roman als ein Bericht. Allerdings hat Turgénjew in seine Schilderungen auch eine Liebesgeschichte eingeflochten, und sogar eine mit feinsten Zügen dargestellte; aber diese hat ganz im Einklange mit der Haupthandlung in sich den Charakter des Unfertigen, des Halben, des Illusorischen und Nichtüberzeugten. Es ist gar keine rechte Liebe, es ist ein zwitterhaftes Verhältniß; und der Held spricht es in einer Wallung von Aufrichtigkeit aus. „Marianne . . . Ich beuge mich vor Dir, Du aber bemitleidest mich — und ein Jeder von uns ist von der Ehrlichkeit des Andern überzeugt: das ist die Wahrheit! Liebe ist zwischen uns nicht vorhanden."

So ist es in Wahrheit. Und wie könnte auch der Held Neshdanow, der von seinen Freunden „Rußlands Hamlet" genannt wird, änders lieben? — Neshdanow, der uneheliche Sohn eines hohen Aristokraten, ist ein unglückliches, zwiespältiges Wesen. Mit Bitterkeit fragt er sich: „Welches Recht hatte mein Vater, mich mit Organen in das Leben hinauszustoßen, welche den Kreisen, in denen ich mich zu bewegen habe, so fremd sind? Einen Vogel zu schaffen — und ihn in das Wasser zu schleudern? Einen Aesthetiker — und ihn in den Koth zu stoßen?

Einen Demokraten, einen Volksfreund, dem schon von dem bloßen Geruch des garstigen Fusels zum Erbrechen übel wird?"

Zwischen diesem widerspruchsvollen und in sich getheilten Menschen und der ernsten, einheitlichen, tief sittlichen Marianne kann sich ein natürliches, gesundes Verhältniß nicht herausbilden, und die Wahrheitsliebe des Dichters ist vor den vermessenen Folgen seiner Prämisse nicht zurückgeschreckt. Marianne entflieht mit Neshdanow, sie wohnen Thür an Thür, der gefügige Priester, der sie trauen soll, steht bereit. Marianne ist vermöge ihrer starken Sittlichkeit so vorurtheilsfrei, daß sie es völlig in das Belieben ihres Geliebten stellt, die Ehe dem priesterlichen Segen zu anticipiren. Sie sagt es ihm unumwunden in's Gesicht — und Neshdanow veranlaßt sie nicht, den Riegel an ihrer Thür offen zu lassen. Diese verfängliche Scene ist in dem Roman von Turgénjew von einer wahrhaft bewunderungswürdigen Keuschheit. Man lasse dasselbe einen Franzosen schildern, und man wird sehen, was daraus entsteht!

Sieht man vom Stoffe ab, so zeigt sich Turgénjew in der Behandlung desselben wie in seinen bedeutendsten Werken als großer Dichter, Beobachter und Maler. Alle Eigenschaften, die wir an ihm früher bewundern gelernt haben, müssen wir auch hier auf's Neue bewundern. Da ist vor Allem nicht nur die Schärfe der Beobachtung, sondern die Beschränkung der Beobachtung auf den einen Strich, auf den einen Punkt, auf den es gerade ankommt, bemerkenswerth. Turgénjew sieht Alles, aber er vermerkt nur das Merkwürdige. Bei ihm scheint nichts erfunden, scheint Alles gesehen zu sein. Für das Banale aber taucht er die Feder nicht in die Tinte, das setzt er als selbstverständlich voraus. Was er uns schildert, und meisterhaft schildert, ist eben nur der Zug, der zum Verständniß des Individuums nöthig ist. Ob er uns nun dieses charakteristische Merkmal zeichnet in der Physiognomie, der Tracht, in den Bewegungen, in den Mienen, in den Gewohnheiten, ob am Lebenden oder Todten — gleichviel, es ist immer das Sprechende, das Eine, aus dem sich alles Andere wie von selbst ergibt. Es ist das eine Gebein, das dem Naturforscher Cuvier genügte, um daraus ein vorsündfluthliches Thier richtig zu construiren. Es ist das Nothwendige und nur das Nothwendige. Turgénjew hat einen Abscheu vor dem Entbehrlichen. Daher auch der merkwürdige Lakonismus im Ausdruck, daher die vorzügliche Wahl der knappen, treffenden Prädicate. Zeigt uns Turgénjew ein Stück eines Mobiliars, so kennen wir die ganze Einrichtung, und reicht er uns von einem Menschen nur einen kleinen Finger, so haben wir ihn leibhaftig vor uns. Von dem Plebejer Ostradumow, der „schwerfälligen Schrittes die schlürfenden, abgetretenen Galoschen nach sich zieht", brauchen wir nichts weiter zu wissen, als daß er einmal „leichthin zur Seite spuckt". Wenn Markelow „bei jedem zehnten Worte mit der rechten Hand auf den Tisch schlägt — nicht mit der flachen Hand, sondern mit dem untern Rande derselben — während er zugleich mit dem ausgestreckten Zeigefinger der linken Hand in die Luft hackt", so wissen wir, daß er mit Wichtigkeit seine Zuhörer in die ziemlich lächerlichen Einzelheiten der Verschwörung einzuweihen im Begriff steht. Und wie trefflich ist der Gouverneur, der mit einer andern Standesperson in Gegenwart eines Plebejers spricht, und auf diesen Plebejer „mit dem Kinn hinweist"!

Die merkwürdige Knappheit in der Schilderung kann zu dem Glauben veranlassen, daß Turgénjew nur zu skizziren pflege. Das ist aber nicht der Fall. Er versteht allerdings die Kunst, in breiten kühnen, festen Strichen, mit einem Zuge das Individuum zu zeichnen; wenn ihm aber daran gelegen ist, so malt er auch sorgfältig aus. Allerdings macht er es anders als die meisten unserer Romanschriftsteller, die gleich bei der Einführung ihrer Personen das Bild fix und fertig hinstellen. Turgénjew läßt die starke Untermalung, wenn ich mich des Bildes bedienen darf, trocknen, stellt das Gemälde an die Wand, nimmt es nach einiger Zeit wieder auf die Staffelei und fügt dann allmählich Strich um Strich hinzu. Jedesmal, wenn uns eine der wesentlichen Figuren wieder vorgeführt wird, wird sie vervollkommnet.

Die Freude am Charakteristischen verleitet Turgénjew, der in der Ausführung alles Entbehrliche haßt, mitunter in der Wahl des Stofflichen doch zu einigen Abschweifungen. Es sind auch in „Neu-Land" einige Episoden, die um ihrer selbst willen da sind, Episoden, die mit der Handlung nichts zu thun haben und die eben nur, weil sie für das Kleinleben in Rußland bezeichnend sind, eine Stelle hier gefunden haben. Ich meine z. B. die Schilderung des alten Ehepaares und seines Hausstandes, das Mittagsessen bei dem renommistischen Kaufmann mit der allerdings meisterhaft geschilderten Trunkenheit und dergleichen. Der deutsche Leser theilt da ein wenig die Anschauungen der verständigen Marianne, von der gesagt wird: „Nicht alle Einzelheiten der Fahrt Neshdanows waren im Stande, sie in gleicher Weise zu fesseln; über Thömchen und Thymchen lachte sie wohl, aber sie interessirten sie nicht. Das ganze Sein derselben stand ihr zu fern."

Aber wie richtig, wie erstaunlich richtig ist Alles beobachtet und geschildert! Turgénjew braucht uns nicht zu sagen, daß der kleine Paklin schon von socialistischen Ideen angesteckt ist; Paklin selbst verräth sich bei seinem ersten Erscheinen. Als er sich vom Freunde verabschiedet, sagt er: „Es ist für mich Zeit, in's Comptoir zu gehen, mich ausnutzen zu lassen." Er sagt uns nicht, daß die dummen Bauern die für sie angezettelte Freiheitsbewegung nicht verstehen, er setzt uns auch nicht auseinander, weshalb sie sie nicht verstehen, er führt uns nur ein Beispiel an, das sprechend ist: Neshdanow, der Schwärmer, der im Volke die Propaganda für die socialistischen Ideen machen will, sieht verschiedene Bauern vor dem Kornspeicher; er geht auf sie zu und hält eine begeisterte Rede.

„Sie starrten ihn an und schienen ihm mit großer Aufmerksamkeit zuzuhören. Als er endlich, nachdem er ihnen noch zum letzten Mal das Wort: Freiheit! zugeschrieen, fortstürzte, sagte einer von den Bauern, gerade der scharfsichtigste, indem er melancholisch den Kopf schüttelte: „Was für ein strenger Herr!" — ein anderer aber bemerkte: „Es ist wohl irgend Jemand von der hohen Obrigkeit!", — worauf der Scharfsichtige erwiderte: „Natürlich — er wird sich doch nicht umsonst die Kehle ausschreien. — Wie unser Geld jetzt tanzen wird!"

Und wie prächtig ist das Folgende! Der hohe Staatsbeamte Ssipjagin, der mit dem Gouverneur beräth, welche Verschwörer verhaftet und welche freigelassen werden sollen, sagt von dem einen: „Mag er gehen;" und er fügt auf Deutsch hinzu: „Laßt den Lumpen laufen." „Er bildete sich," bemerkt Turgénjew, „aus irgend welchem Grunde ein, daß das ein Citat aus Goethe sei, aus „Götz von Berlichingen."

Meisterhaft ist die Schilderung der russischen Schenke und des Rausches Neshdanows, als es ihm plötzlich so schwül in der dunkeln Schenkstube wird, so eng, so klebrich-heiß, als er auf breite, hölzerne Handflächen schlägt, schmutzige, feuchte Bärte küßt und der Dunst von Branntwein, Schafspelzen, von Theer und Leder ihn betäubt.

Turgénjew hat sich in dem Erfassen des einen charakteristischen und individuellen Momentes und der Fähigkeit des folgerichtigen Weiterschließens aus dem Erkennbaren auf das nicht mehr Erkennbare zum Meister gebildet. Ueberall, wo wir ihn controliren können, bewährt sich der Dichter als so echt und so wahrhaftig, daß er uns auch da glaubhaft erscheint, wo es uns Sterblichen versagt ist, die Probe auf das Exempel zu machen. In „Neu-Land" gibt er ein ganz eigenthümliches Beispiel dieser Eigenheit, die man als das ahnungsvolle und richtige Bestimmen des Nicht-Nachweislichen bezeichnen könnte. Neshdanow endet durch Selbstmord. Der Dichter hat nun das Wagestück unternommen, den Selbstmord zu schildern, nicht nach den äußeren Wirkungen, die der Zeuge wahrnimmt, sondern das selbstmörderische Ende, wie es auf das Opfer selbst wirkt. Die wenigen Zeilen erscheinen mir bemerkenswerth genug, um hier reproducirt zu werden. Es heißt:

„Neshdanow blickte durch die gekrümmten Aeste des Baumes, unter welchem er stand, zu dem niedrigen, grauen, theilnahmlos blinden und nassen Himmel hinauf, gähnte leicht, schauderte zusammen, sagte in Gedanken: „Es ist mir ja nichts mehr übrig geblieben, soll ich denn wieder

nach Petersburg zurück, ins Gefängniß!...", schleuderte die Mütze fort, setzte, im ganzen Körper ein gewisses süßlich-herbes, stark beklemmendes Dehnen vorausempfindend, den Revolver an die Brust und drückte ab...

Es war ihm, als hätte irgend Etwas ihn vor die Brust geschlagen, nicht einmal stark geschlagen... aber er lag bereits auf dem Rücken und versuchte sich klar zu machen, zu erkennen, was mit ihm sei und wie es denn gekommen, daß er Tatjana*) eben gesehen... Er wollte sie sogar rufen, ihr sagen: — „Ach, es ist nicht nöthig!" — aber seine Glieder waren schon wie erstarrt, vor seinem Antlitz, in den Augen, auf der Stirn, im Hirn drehte sich ein trüb-grüner Nebel herum — und etwas fürchterlich Schweres und Plattes schien ihn für immer an die Erde gedrückt zu haben.

Es war nicht bloße Phantasie gewesen, daß Neshdanow geglaubt hatte, Tatjana zu sehen; denn sie war in demselben Augenblicke, als er den Revolver abdrückte, an eins der Fenster des Flügels getreten und hatte ihn unter dem Apfelbaum erblickt."

Ein anderer russischer Dichter, Tolstoj, hat ebenfalls die Wirkung des Todes, als sei sie selbst empfunden, in einer seiner Schriften geschildert; aber in der oben citirten Stelle aus dem Turgénjew'schen Romane ist wiederum die merkwürdig prägnante und lakonische Anspruchslosigkeit auffallend. Turgénjew erzählt das Ende Neshdanows mit derselben Ruhe wie alles Uebrige und ohne Emphase. Er verliert sich nicht in breiten, phantastischen Ausmalungen, er hebt nur wenige Momente hervor; aber diese wenigen Momente sind, wie mir scheint, von einer seltenen Beredtsamkeit. So, meint man, muß der Tod sein, genau so, nicht anders.

Turgénjews „Neu-Land" hat, wie ich schon oben sagte, in Rußland ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Es ist von allen Parteien verlästert worden. Als der Roman erschien, griff man zunächst nach dem beliebten Mittel, das man immer anwendet, wenn man Jemanden, der Unangenehmes sagt, unschädlich machen will. Man erklärte also, Turgénjews Schilderung sei falsch, er verstehe nichts von den Dingen, die er darzustellen vorgebe. Dieser Vorwurf konnte Turgénjew gegenüber um so leichter erhoben werden, als der Dichter, wie man weiß, seit langen Jahren im Auslande, namentlich in Paris und in Baden-Baden, lebt und seine Heimat nur noch als Gast besucht. Aus diesem Umstande glaubten die Skoropichins das Recht zu der Beschuldigung herleiten zu dürfen, daß Turgénjew die Russen nur nach den traurigen Sendboten kenne, die für den gesunden Sinn des russischen Volkes nichts beweisen, — noch den blasirten Lebemännern, die in Baden-Baden oder in Paris ihr Geld und ihre Zeit vergeuden und aus Langweile auf unklare philosophische Grübeleien verfallen. Turgénjew sei den Russen ein Fremder geworden, und die Russen seien ihm entfremdet; und deswegen entsprächen die geschilderten Zustände und Persönlichkeiten auch keineswegs den realen Verhältnissen. So sprach man unmittelbar nach dem Erscheinen des heftig angegriffenen Buches.

Nach einer kurzen Spanne Zeit kam nun die große nihilistische Verschwörung zu Tage, und der Proceß enthüllte Persönlichkeiten und Verhältnisse, die mit den vom Dichter vorgeahnten und geschilderten eine so auffallende Aehnlichkeit aufwiesen, daß ein allgemeines Erstaunen Platz griff. Anstatt nun sich vor die Brust zu schlagen und einzusehen, daß man dem der Unwissenheit und geflissentlichen Unwahrheit bezichtigten Dichter ein schweres Unrecht angethan habe, zog man es vor, die frühere Verleumdung noch durch neue zu verstärken und erhob sogar gegen den Dichter den sicherlich sehr überraschenden Vorwurf, daß Turgénjew selbst jener Verschwörung nicht fern gestanden haben könne, da es sonst unmöglich sei, daß er die Verhältnisse so genau gekannt habe! Vermuthlich wird dieses sonderlich logische Raisonnement dem Dichter ein Lächeln entlockt haben; und auch das wird er verschmerzen, wie manches Andere.

*) Tatjana ist eine Dienerin in der Fabrik, in welcher Neshdanow die letzten Tage seines Lebens zubringt.

Die autorisirte Uebersetzung von „Neu-Land", die in Mitau erschienen ist, scheint eine vorzügliche zu sein. Jedenfalls ist sie in gutem, charakteristischem Deutsch geschrieben und übertrifft bei weitem einige andere Uebersetzungen, die ich stellenweise mit dieser verglichen habe.

Paul Lindau.

Beiträge zur praktischen Dramaturgie.

Von Ernst Possart.*)

Das Drama und die Darsteller. Einreichung des Stückes. Lese-Commission. Annahme des Stückes.

„Wie lautet das Programm Ihrer gegenwärtigen Schauspielleitung?" fragte mich ein junger Autor, der sein Erstlingsdrama zur Darstellung empfahl. „Könnten Sie mir das wohl mit wenigen Worten sagen?"

— Sehr gern! Wir wollen gute Stücke gut aufführen und guten Erfolg damit erzielen.

„Und welches Stück nennen Sie ein gutes? Was verstehen Sie unter einer guten Aufführung, unter einem guten Erfolg? Wollen Sie mir nicht den Weg beschreiben, den das Drama vom Tage der Einreichung an bis zur eventuellen ersten Aufführung durchlaufen muß?"

Das waren vier Fragen auf einmal.

Ich beantwortete die allgemeiner gefaßten nach meiner persönlichen Anschauung, die letzte zum großen Theil nach Maßgabe der Einrichtungen, welche die gegenwärtige Leitung meiner heimatlichen Hofbühne (der Münchener) durch langjähriges Beobachten, Erwägen und Erproben errungen hat.

„Wäre es nicht für junge aufstrebende Talente förderlich," fuhr mein Gast fort, „wenn über die Wanderschicksale des Stückes auf der Bühne zum Ziele der Aufführung allgemeinere Kenntniß verbreitet würde? Denn wie wenigen Dichtern ist nach schwerem Prüfen und nach schweren Prüfungen so eigentlich klar, in welches Verhältniß der Autor nach Annahme seines Stückes zum Regisseur und zu den Darstellern tritt. Gustav Freytag hat allerdings im Schlußkapitel seiner dankenswerthen «Technik des Dramas» dem jungen Dichter einige nützliche Winke bezüglich der «Aptirung» des aufzuführenden Stückes gegeben, doch immer nur vom Standpunkte des Autors. Die Anschauungen eines Regisseurs, der seines Amtes mit Sachkenntniß —"

— Sie sind sehr gütig, warf ich ein.

„Der seines Amtes mit Liebe waltet, das offene Kundgeben der Thatsache: Dies und Jenes nehme ich mit einem Stücke vor, das mir zur Einstudirung übertragen wurde; und hier sind meine Anschauungen von den Pflichten der Regie und der Darsteller — dies Alles dürfte, glaube ich, meinen Berufsgenossen ebenso erwünscht sein wie den Ihrigen, da wir doch einmal auf gemeinsames Wirken und mithin auf gegenseitige Verständigung angewiesen sind. Der Dichter soll für die Bühne arbeiten, sagt Freytag, nur in der Verbindung mit der Schauspielkunst bringt er die höchsten Wirkungen hervor, welche seiner Poesie möglich sind. — Nun hielten Sie es nicht für nützlich und nöthig, einmal genauer festzustellen, welchen Anforderungen beide Künste genügen müssen, um das höchste Ziel der dramatischen Dichtkunst zu erreichen? Wir besitzen eine Technik des Dramas, uns fehlt aber noch eine Technik der Regie. Und hier gerade treffen doch Dichter und Darsteller zusammen. Hier laufen die «beiden Enden des Ringes» ineinander."

*) Der verdienstvolle Ober-Regisseur des Münchener Hoftheaters wird in der „Gegenwart" eine Reihe von „Beiträgen zur praktischen Dramaturgie" veröffentlichen. In den folgenden Aufsätzen wird von den Strichen, den verschiedenen Proben, dem Antheil der Regie an der Aufführung u. s. w. die Rede sein.

— Ja, Herr, entgegnete ich, ich bin kein Schriftsteller. Sie lachen? — Ja, „im Kopf ist Alles beieinander," sagt der Holtei'sche Hans Jürge, „Gedanken und so'n Zeugs — aber wenn es heraus soll auf's Papier" ..

„Ah, der Behandlungsweise der Regie gebricht es demnach wohl an einem nach jeder Richtung durchdachten und erprobten System? Sie arbeiten nicht ganz nach festen Regeln? Sie tasten noch im Dunkeln bei diesem so wichtigen Theil Ihres Berufes?"

— Nicht so ganz.

„Nun denn, so halten Sie mit den Errungenschaften Ihrer Thätigkeit nicht zurück. Sie vertreten ja die Praxis unseres gemeinsamen Berufes. Wohlan, handeln Sie nun auch praktisch und entrollen Sie uns in planmäßiger Zusammenstellung die «Tabulatur» einer Kunst, in welcher Dichter und Darsteller sich zuerst die Hände reichen. Wagen Sie wenigstens zu beginnen. Vielleicht werden Andere Ihnen folgen und da ergänzen und bessern, wo Sie Lücken gelassen oder geirrt haben. Und findet Ihr Versuch nicht die gehoffte Zustimmung und Anerkennung, nun, so tröste Sie das Bewußtsein, daß Sie nur ein Wunsch und ein Streben dabei beseelte, jener «Poesie der Poesie» zu dienen, wozu nach Vischers trostreicher Verheißung gerade die eigentlich moderne Zeit und der germanische Geist den ganzen und vollen Beruf haben!"

Die Frage, was ein gutes Drama sei, ist nach des alten Aristoteles glänzendem Anfang von Gelehrten und Schöngeistern so oft und gründlich erörtert worden, daß es nicht mit dem Mangel an allgemeinen Grundsätzen und Regeln entschuldigt werden kann, wenn namentlich in Deutschland heute verhältnißmäßig wenig „gute Dramen" geschrieben werden. Ja, wenn wir an der sorgfältig in's Kleinste ausgearbeiteten Theorie das Vorhandene messen, mag in pedantischen Gemüthern ein Zweifel erwachen, daß wir überhaupt wirklich gute Dramen besitzen. Als Praktiker bin ich glücklicher Weise nicht in der Lage, auf den vollkommenen und gerechten Dramendichter wartend, immer nur zu verneinen, sondern ich habe mich mit dem Vorhandenen zu bescheiden. Ich halte das Beste vom Guten. Und mir liegt die seltener ventilirte Frage: „Was ist eine gute Aufführung und wie erzielt man eine solche?" mehr am Herzen.

Wenn ich trotzdem in kurzen Zügen meine Anschauungen von den Erfordernissen eines lebensfähigen Bühnenwerkes hier kundgebe, so geschieht es, weil die folgende Betrachtung darthun soll, was für ein Antheil am Erfolg oder Mißerfolg eines Stückes dem Dichter, welcher dem Darsteller gebührt. Allzuwenig ist das naive wie das kritische Publicum gewohnt, diese Grenze scharf und bestimmt zu ziehen.

Ein wirksames Stück nenne ich dasjenige, dessen Fabel sich vor dem Zuschauer so innerlich wahr und äußerlich lebendig abspielt, daß derselbe mitten in die Ereignisse mitleidend versetzt wird. Dies zu erreichen, wird der Dichter vier Momente im Auge behalten:

1. Die Darstellung des psychologischen Processes, den ein Mensch gemäß seiner Eigenart gegenüber der Allgemeinheit durchmacht,

2. die durch mehrere oder wenige Personen dargestellte Allgemeinheit hinwieder durch Jenen beeinflußt,

3. die aus Wirkung und Gegenwirkung naturgemäß sich entwickelnde Handlung,

4. die aus der Handlung resultirende Gemüthsveränderung in den Betheiligten.

Jedes Stück also ist ein gutes Stück, dessen Fabel in den seelischen Eigenschaften der Personen begründet ist, dessen Vorgang mit dem analogen psychologischen Proceß aus innerer Nothwendigkeit sich so und nicht anders entwickelt.

Auf den Menschen im Auditorium können nur Menschen auf der Bühne wirken, lebendige Menschen, nicht künstlich zusammengeleimte, von denen Otto Ludwig in seinen Shakespeare-Studien so treffend sagt: „Man merkt, daß sie nur für die drei Stunden der Aufführung gemacht sind, sie haben etwas von den mechanischen Figuren, die, so lange das Uhrwerk in ihrem Innern geht, erstaunenswerthe Bewegungen machen; aber sie haben kein selbstständiges Lebensprincip; sie haben Charakter und Persönlichkeit nicht für sich, sondern um die Zuschauer zu unterhalten."

Wenn wir näher zusehen, wodurch sich denn eigentlich jene Werke, die wir „klassisch" nennen, das Bürgerrecht auf den Brettern erworben haben, so werden wir finden, daß eben das siegreiche Hervortreten des rein Menschlichen ihnen zu diesem Siege verhalf.

„Das Drama," sagt Vischer, „erfordert einen Geist, der im Subjectiven selbst ganz objectiv ist, der daher, wenn er sich ausspricht, den Gegenstand und zwar im großen Sinne des Wortes, die Welt ausspricht. — Was das heißt, zeigt Keiner wie Shakespeare, dieser centrale Mensch, der den Menschen und Dingen unbegreiflich in's Herz sieht, dieses Individuum, das alle Formen der Menschheit durchgewandelt zu haben, Kind und Greis, Mann und Weib, Knecht und Fürst, Krieger und Staatsmann selbst gewesen zu sein, ihre Schicksale selbst erlebt zu haben und sich so zur Gattung zu erweitern scheint." —

Nur da kann der Schauspieler wirksam als Interpret des Dichters auftreten, wo dieser Charakter wirklich aus der Welt des Seins in die des Scheins verpflanzt ist, und wo nicht in der Charakterzeichnung Lücken klaffen, die auch durch die beste Kraft des Darstellers nicht mehr auszufüllen sind. Nun sagt zwar Lessing — ich bin oft genöthigt, mich hier, bei dem Allgemeineren, auf Autoritäten zu berufen —: „Der Schauspieler muß überall mit dem Dichter denken, er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken." Das ist unzweifelhaft ganz richtig, aber es darf dem Schauspieler auch nicht eine allzugroße Last der Verantwortung auferlegt werden; der Autor selbst muß dem Darsteller die Durchführung eines wohlgegliederten Charakterbildes ermöglichen.

Unsere jüngere Generation würde die Aufführung der Schicksalstragödien eines Werner, Müllner oder Houwald nicht mehr ertragen. Aeußert sich doch unverhohlen ihr Befremden über die nur schwarzen und nur weißen Charaktere der Ifflandischen Dramen. Der unbarmherzige Amtmann, der schurkische Finanzrath, der giftmischende Advokat erscheinen dem Auditorium von heute, das die Wahrheit des Lebens auch auf der Bühne finden will, eben so unwahrscheinlich, wie die Tugendbilder ohne Furcht und Tadel, die der Autor jenen Schurken gegenüberstellt, um einen mühelosen, in Wahrheit doch nur äußerlichen Conflict herbeizuführen.

Noch entschiedener würde das Publicum sich abwenden, wollte man es wieder mit den hypernaiven Engelskindern der Clauren'schen Muse bekannt machen. Es bringt auch in's Theater die Erkenntniß mit, daß kein Mensch zur Lust am Bösen prädestinirt, daß auch der dunkelste Charakter nicht für jede edlere und zartere Empfindung unempfänglich, wie andrerseits auch der frei und edel Denkende nicht ganz ledig von Fehl und Schwäche sei, wie sie an allen Staubgebornen haften — und diese Erkenntniß des Publicums erlegt dem Dichter die Pflicht auf, der Menschenseele ihre feineren Regungen abzulauschen und diese Züge in sein Gebilde organisch einzufügen.

Bereitwilliger lassen wir uns selbst novellistische Breite einer Charakterentwicklung gefallen, wenn nur der Dichter keinen Augenblick das Gebiet der Wahrheit verläßt. Denn es ist wohl zu beachten, daß der novellistische Zug, der für unsere moderne Literatur charakteristisch, auch auf die Geschmacksrichtung des Theaterpublicums nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Welch spärliches Auditorium fand sich noch vor zwanzig Jahren zur Aufführung eines „Tasso" ein, da man es ja nur mit einem Stücke „ohne Handlung", einem „Buch- oder Lesedrama" zu thun habe — und wie andächtig lauscht heute in vollem Hause das Volk der Offenbarung eines edlen Dichtergenies, auch wenn er in erhabenen Ideen und zarten Empfindungen sich gleichsam liebend zu verlieren scheint. Willig läßt es den Zauber des „ewig Weiblichen" der sittenhohen Fürstin auf sich wirken, mit Interesse verfolgt es das Werden und Wachsen des Conflicts zwischen dem gottbegnadeten Dichter und dem weltgereisten Staatsmann.

Und eben die Einsicht, daß einzig das Gesunde und menschlich Wahre eine würdige Aufgabe der dramatischen Kunst, läßt heute mit Recht ebenso jeden von Außen gewaltsam hereingebrachten Conflict verwerfen, wie jedes übersinnliche Hülfsmittel zur Lösung.*)

Man läßt sich den magnetischen Schlaf eines Käthchen von Heilbronn und das seltsame Zusammentreffen eines Doppeltraumes zur Noth noch gefallen um der Anmuth willen, welche aus dieser Dichtung rührend zu unserem Herzen spricht, aber für den Cherub mit dem Palmenzweige, der über den Trümmern des brennenden Schlosses erscheint und die liebliche Heldin durch ein Wunder rettet, hat man nur ein Lächeln des Bedauerns.

Im Widerspruch mit der Geschmacksrichtung seiner Zeitgenossen hat schon Börne darüber das wahre Wort gesprochen: „Die Seele, die so tief geneigt war, sich dem Anwehen einer verborgenen Geisterwelt, die im Traume sich offenbarte, gläubig hinzugeben, wird durch das sinnliche Wunder, das sich im Wachen ergibt, enttäuscht und wendet sich, nüchtern gemacht vom Unbegreiflichen, kalt hinweg."

In gleichem Maße, wie der Zuschauer von heute das Unbegründete, wie er das Uebersinnliche ablehnt, wendet er sich auch mit Unbehagen vom Tendenziösen ab; er will das Leben, er will die Welt — auf den Brettern, die die Welt bedeuten, aber er empfindet richtig, daß das stoffliche Interesse nicht den poetischen Werth beeinträchtigen, daß sich das Drama zwar der herrschenden Ideen der Zeit bemächtigen, aber nur poetisch sie vertreten und geltend machen dürfe, er will, was Vischer an der ewig jungen und zeitgemäßen Dichtung des großen Britten rühmt, im Realistischen die monumentale Großheit des Idealismus gewahrt wissen.

Nur wenn der Dichter psychologisch wahre Charaktere schildert, und eine sich folgerichtig entwickelnde Handlung vorführt, wird sein Wort nachhaltigen Eindruck auf das Gemüth des Zuschauers üben. Dies gilt von der Tragödie wie vom Lustspiel.

Der Zuschauer kann z. B. durch eine unmotivirte humoristische Situation überrascht und zum Lachen gebracht werden, aber vielleicht schon während er das Theater verläßt, wird ihn verdrießen, daß er sich diesem Lachreiz überlassen hat. Er läßt sich durch einen gleichsam an den Haaren herbeigezogenen Appell an sein Mitleid vielleicht zu Thränen hinreißen, aber bald wird er bei kühler Ueberlegung sich dieser Gefühlsverschwendung schämen.

„Einer Kotzebue'schen Rührung", sagt Börne (Hussiten), „werden nicht leicht etliche Thränen versagt ... Aber ein vernünftiger Mensch trocknet sich die Augen und schämt sich dabei seiner Mildherzigkeit. Lockeres Zeug, Luft, nichts als Luft!"

Der Dichter zeichne nur Menschen, welche der Schauspieler so recht mit beiden Händen packen, denen er voll in's Auge schauen kann, und es wird diesem, wenn er des künstlerischen Berufs überhaupt würdig, ein Leichtes sein, des Dichters Wort in Fleisch und Blut, in lebendige Gegenwart umzuwandeln. Wie wäre es aber möglich, ein einheitliches Bild zu schaffen, wenn der Held im vierten Act ein ganz anderer als im ersten, nicht weil der dramatische Conflict naturnothwendig diese Wandlung mit sich brachte, sondern nur weil der Autor sich aus dem Wirrsal seiner Conception nicht anders befreien kann. Nicht prometheische Kraft vermöchte solche Gestalten zu beleben!

*) Es sei ferne von uns, behaupten zu wollen, daß nicht auch schon dem Publicum Ekhofs und Schröders ein richtiges Urtheil über Werth und Unwerth dramatischer Leistungen innewohnte, aber einerseits durch die schlechten Nachahmungen der Bühnenwerke Goethes und Schillers aus ihrer überkräftigen und wenn auch nicht verworrenen, doch noch unklaren Jugendperiode, sowie durch die verblüffende Macht einer Schule, welche den Hauptaccent auf Declamation und Repräsentation legte, wurde der Geschmack an geläuterten Schöpfungen vermindert. Die Kassenrapporte über Aufführungen von Tasso, Iphigenie ꝛc. aus jener Zeit bieten dafür unwiderlegliche Beweise.

Doch nicht länger will ich mit solchen leicht zu erörternden und schwer zu befolgenden Rathschlägen ermüden, sondern auf das praktische Gebiet in medias res übertreten.

Das eingereichte Stück wird nach seiner Registrirung — ich rede hier speciell von dem Münchener Geschäftsgang — durch den Intendanten der Lese-Commission übersandt.

Diese Commission besteht nicht aller Orten, und wo sie besteht, nicht in gleicher Zusammensetzung. Sie bildet sich in der Regel aus einheimischen Bühnenschriftstellern, deren Werke schon mit Erfolg aufgeführt wurden, aus dem Director und den Regisseuren.

Eduard Devrient traf in Karlsruhe zuerst die dankenswerthe Einrichtung, gebildete, reifere Schauspieler, auch wenn sie nicht zugleich Regisseure waren, in die Commission zu berufen, damit neben der Beurtheilung vom literarischen Standpunkt auch die praktische Anschauung der Darsteller sich geltend mache. Die Regisseure und der Director selber aber waren zugleich Mitglieder der Commission und der gesammte Einlauf unterlag auch ihrer Beurtheilung.

Wie pietätvoll nun diese allumfassende Theilnahme des Directors und der Regisseure auf den ersten Blick erscheinen mag, sie schließt die Gefahr in sich, daß bei dem täglich wachsenden Andrang dramatischer Producte ein oder das andere Stück von den Genannten doch nur flüchtig gelesen werde. Die schwere Arbeitslast, welche dem Director, der zugleich Verwaltungsbeamter, eben so aufgebürdet ist, wie den Regisseuren, die zumeist auch Darsteller sind, ließe eine oberflächliche Lectüre sogar entschuldbar erscheinen. Deshalb gerade ist Vorsicht geboten.

Es wird versichert, daß Heinrich Laube täglich ein kleineres, oder die Hälfte eines größeren Stückes sorgfältig lese. Das wäre eine erstaunliche Leistung und zeugte von seltener Ausdauer und Liebe zur Sache. Und doch kann der berühmte Dramaturg das ihm eingereichte Material nicht ganz bewältigen!

Vom 1. Januar 1864 bis zum 1. Januar 1874 wurden dem Münchener Schauspiel 1861 Stücke zur Darstellung eingesandt; durchschnittlich also 186 Stücke im Jahr. Das Jahr 1874 verzeichnet schon 194 Manuscripte, das Jahr 1875 — 207, das Jahr 1876 — 219. Das erste Semester des laufenden Jahres zählt bereits 126 Stücke — es wird demnach Ende December voraussichtlich eine Steigerung von 219 auf 250 stattgefunden haben.

Um dieser Steigerung des Einlaufs dramatischer Erzeugnisse willen traf die Münchener Hoftheaterintendanz eine neue Einrichtung, welche in gleicher Weise die Arbeitslast der Censoren verringerte und zugleich eine wesentlich sorgfältige und gerechte Beurtheilung der einlaufenden Werke förderte. Sie schuf den Instanzengang und trennte die Aufgabe der Lese-Commission theilweise von derjenigen der Regie. Die eingereichten Manuscripte werden nach der Einlaufsnummer jetzt den Mitgliedern der Commission der Reihe nach oder, im Falle der Autor Duplicate sendet, gleichzeitig übergeben.

Die Commission besteht in München aus hervorragenden einheimischen Bühnenschriftstellern, aus gebildeten älteren Schauspielern und — man beachte es wohl — aus einigen Theaterfreunden der höheren Gesellschaft, die durch langjährigen Besuch heimischer und auswärtiger Theater mit den Bedürfnissen der Bühne und dem Geschmack des Publicums vertraut geworden.

Jedes Mitglied der Commission ist verpflichtet, einen ausführlichen Bericht über den Inhalt des Stückes zu geben, seine Anschauungen über den Werth der Dichtung im Allgemeinen und ihrer Bühnenbrauchbarkeit im Besonderen darzuthun und schließlich sich für eins der drei folgenden Vota zu entscheiden:

a. Das Stück ist zur Aufführung zu empfehlen.

b. Das Stück ist bedingungsweise (d. h. unter gewissen Modalitäten) zur Aufführung zu empfehlen.

c. Das Stück ist zur Aufführung nicht zu empfehlen.

Der Intendant prüft nun die Voten der sieben Commissionsmitglieder. Erhält ein Drama die Majorität der Stimmen für a und b, so geht dasselbe zur zweiten Prüfung an die Regisseure und den Intendanten. Wird es von der Mehrzahl der

Commission als unbrauchbar für die Aufführung (c) erklärt, so erhält es der Autor mit einer ablehnenden Zuschrift zurück; ein derartiges Werk gelangt demnach gar nicht in die Hände der Regie. Dem Autor aber werden auf Verlangen die schriftlichen Urtheile der Commission in Abschrift zugestellt.

Die von der ersten Commission für brauchbar erklärten Arbeiten werden nun vom Intendanten und von den Regisseuren gelesen. Letztere geben ebenfalls schriftliche Gutachten ab und werden sodann vom Intendanten mindestens jeden Monat ein Mal zu einer Sitzung berufen, in welcher die schon allseitig geprüften Stücke gemeinsam besprochen werden. In dieser Sitzung trifft der Chef die endgültige Entscheidung über die Annahme der Novität. Doch findet dieser Geschäftsgang nicht bei allen dramatischen Arbeiten gleichmäßig statt.

Das eingereichte Drama eines noch unbekannten Autors unterliegt einer anderen Behandlung als die Arbeit eines Dichters, der bereits auf der heimischen Bühne achtungswerthe Erfolge errungen hat.

Es möchte eine solche Unterscheidung auf den ersten Blick ungerecht erscheinen, thatsächlich ist sie gerade durch Gründe der Billigkeit dictirt. Die Direction hat dem bewährten Autor eine Pflicht abzutragen, welche nicht mit der Zahlung der gesetzlichen Tantième erlischt. Wer dem Publicum schon genußreiche Stunden bereitet, der Direction nicht „der Liebe Müh' umsonst" gemacht, den Darstellern lohnende und deshalb freudig übernommene Aufgaben gestellt, erwirbt sich damit zum mindesten das Recht, von der Direction dieser Bühne sofort vorgelassen zu werden, mag er nun seine Visitenkarte oder ein neues Werk übergeben. Es ist, meines Erachtens, ungerechtfertigt, wenn jüngere Talente klagen: „Jetzt gibt man schon wieder ein Stück von dem alten N. N. Wann werden wir endlich daran kommen?" Das Publicum wendet einem bewährten Autor eben so große Vorliebe zu wie einem accreditirten Darsteller, und die Direction erfüllt eine doppelte Pflicht — gegen Dichter und Zuhörer — wenn sie den Werken erprobter Autoren jede Berücksichtigung gewährt. Das Werk eines bereits „aufgeführten" Dichters wird deshalb sofort von Direction und Regie gelesen und, wenn es nur einigen Erfolg verspricht, zur Aufführung angenommen.

Ich will sogleich hier einen Umstand erwähnen, der manchem Theatervorstand den ungerechten Vorwurf parteiischer Beurtheilung, ja sogar der Unkenntniß zuzieht. Und weniger noch Kritik und Publicum, als die Darsteller selber sind es, welche diesen Verdacht in nicht zu rechtfertigender Weise nähren und verbreiten. Ich meine die Aufführungen von schwachen Stücken eines sonst bewährten Dichters. Hier vereinigt sich die Elite der jüngeren, scheinbar zurückgesetzten Autoren mit den vergeblich sich abmühenden Darstellern zu einem Schrei der Entrüstung: „Wie kann man solch ein Stück geben?"

Möge man sich nur einen Moment in die Lage des Intendanten versetzen.

Herr Dr. N. N. erscheint seit fünfzehn Jahren als ein beliebter Autor auf dem Theaterzettel der betreffenden Bühne. Er hat sich mit seinen bisherigen Werken Anerkennung bei Direction, Publicum und Kritik erworben. Jetzt reicht der bewährte Mann ein Stück ein, welches die urtheilsfähigen Persönlichkeiten nicht für gelungen halten können. Dagegen glaubt der Dichter gerade mit diesem Werk eine neue, zu Erfolg und Ruhm führende Bahn betreten zu haben. Aller Abmahnung zum Trotz besteht er auf der Aufführung. Vielleicht ändert er Weniges, wiederholt aber dann um so entschiedener sein Begehren.

Man räth ihm nochmals, seinen Kriegsruhm doch nicht ohne Noth in die Schanze zu schlagen — der Autor schüttelt den Kopf, er glaubt des Erfolges sicher zu sein, läßt einfließen, daß eventuell ein Mißerfolg ja doch zunächst auf seine eigene Rechnung fallen würde und fragt nicht ohne Bitterkeit, ob eine so schroffe Ablehnung wohl der Dank wäre für die glücklichen Erfolge, welche man bisher mit seinen Stücken erzielt?

Man wird begreifen, daß unter solchen Umständen eine Weigerung unmöglich, daß die Aufführung geradezu Ehrensache für die Bühnendirection ist.

A quelque chose malheur est bon. — Auch nach einer Bühnenniederlage können sich je nach Verhältniß Dichter, Darsteller und Zuhörer mit dem Trost beruhigen, einen Vortheil daraus gezogen zu haben, der Jedermann in jeder Lebenslage frommt: etwas gelernt zu haben!

Das Poetische in den Werken der Baukunst.

Von G. Ebe.

Poesie und Bauwerke, Pegasus und die schwere Karre — anscheinend ein unlösbarer Widerspruch. Steine und Mörtel sind so grobe, handgreifliche Stoffe, daß es Manchem schwer werden wird, die aus ihnen gefügten Gebilde als poetische Aeußerungen nachzuempfinden. Freilich, wenn der Moosteppich die Steine überzieht und der Epheu die Gesimse umrankt, oder wenn der alte Marmorestrich einen der bekannten unvertilgbaren, leise Schauer erweckenden Blutflecke aufweist, dann ist es für Viele etwas Anderes; aber das ist doch nicht die Poesie in dem hier gemeinten Sinne.

Die absolute Kunst, wie sie sich als Streben nach dem Ideal, als Verklärung des Lebens kundgibt, kann „Poesie" heißen, in dieser Auffassung treten ihr Dichtkunst, Musik, bildende Künste als Theile gegenüber, und da sie mit allen anklingt, so wird man das Schöpferische in den Kunstzweigen nicht schlechthin schön, sondern unwillkürlich übertragend „poetisch" nennen.

Dies Element des Poetischen in den Bauwerken aufzusuchen, die Natur und Entwicklung der Mittel anzudeuten, mit welchen diese ihre großen, gemüthvollen Wirkungen hervorbringen, den innigen Zusammenhang der speciell architektonischen Kunstform mit den in ihrem Rahmen erwachsenen malerischen und bildnerischen Darstellungen nachzuweisen, und damit der Baukunst womöglich einen größeren Theil des Interesses zuzuwenden, als ihr das allgemeine Urtheil bis jetzt zu gewähren scheint: das ist der Zweck des Nachfolgenden.

In Wirklichkeit läßt sich eine gewisse Zwiespältigkeit im Wesen der Bauwerke nicht verkennen, welche ihre künstlerische Werthschätzung beeinträchtigt und die ihnen zu Grunde liegende Idee der Schönheit verdunkelt. Es ist das Ueberwiegen des Stofflichen, das starke Vordrängen der Nützlichkeitsforderungen, wodurch denselben etwas Handwerkliches anhaftet und wodurch sogar eine größere Anzahl von Bauten ganz aus dem Bereiche der Kunst verdrängt werden. Zu allen Zeiten konnte sich nur eine kleinere Auslese von Gebäuden ganz zur Höhe der freien Kunst erheben, weil die hierzu nothwendige Voraussetzung einer hauptsächlich idealen Aufgabe seltener zutraf. Auch bei diesen, auf der Höhe der Zeit stehenden Werken, ist zwar die Brauchbarkeit für praktische Lebenszwecke nicht ausgeschlossen, aber sie tritt bescheiden hinter den ethischen Inhalt zurück. Es war ein Irrthum, wenn man in der gewöhnlichen Zweckmäßigkeit einen Factor des Schönen sehen wollte, die Wirklichkeit weiß nur von einem Compromiß der gegensätzlichen Forderungen. Schon deshalb wird keine scharfe Grenze zwischen den Bedürfnißbauten, die wohl auch Ingenieurbauten genannt werden, und den hier gemeinten Kunstbauten zu ziehen sein. Die Oekonomie im Gebrauch der Mittel, welche der ersteren Gattung charakteristisch sein sollte, ist ebenfalls kein durchgreifendes Unterscheidungsmoment, denn ebensogut als sie Dürftigkeit der Ausbildung bezeichnen kann, kann sie auch in anderer Bedeutung als ästhetisches Gesetz aufgestellt werden, und gilt dann erst recht für die Letzteren. Auch die structive Vollkommenheit kann beiden Gattungen zukommen, und um die Grenze möglichst ganz zu verwischen, borgen die Nützlichkeitsbauten, wenigstens äußerlich anhängend, einige Erscheinungsformen der Kunst.

Die in dem Bezuge der Bauwerke zur Kunst herrschende Unsicherheit ist wohl durch Obiges hinreichend begründet, und damit die Meinung Derer entschuldigt, welche die Baukunst

zwar als Zweig der bildenden Kunst passiren lassen, aber mit halb unbewußtem Vorbehalt, den man zwischen den Worten heraushört, wenn bald von der „keuschen" Baukunst die Rede ist, bald auch etwas deutlicher von der „seelenlosen". Müßte man aber besonders die letztere Bezeichnung als treffend zugeben, so hätte man damit die Architektur aus dem Reiche der Künste gestrichen. Einzelne praktisch-egoistische Geister fänden es gewiß ganz in der Ordnung, wenn die Baukunst, ohne höhere Absichten, allein dem bequemen Lebensgenusse dienstbar würde. Ein Allgemeinerwerden dieser Auffassung wäre aber sehr zu beklagen, weil dadurch einem Kunstzweige von eigenartiger, durch nichts Anderes zu ersetzender Wirkung die weitere Entwickelung abgeschnitten würde.

Anders ist es mit den Bauten der Vergangenheit, diese brauchen die Herabsetzung zum Handwerke nicht zu fürchten, denn hier spricht das Geleistete für sich selbst. Unleugbar spiegeln die Bauwerke der Vorfahren, wie sie uns auf Schritt und Tritt umgeben, einen bedeutenden Theil des geistigen Lebens der Nationen wieder, ja man kann sie gradezu als Werthmesser aller Cultur bezeichnen. Sie sind die schätzbarsten Documente der Geschichte, indem sie die feinsten Unterschiede der Nationalitäten unverfälschter und eindringlicher überliefern, als dies Schriften je thun könnten. Vorzüglich zeichnen sich die Bauwerke durch die überlegne Fähigkeit aus, große epochenbeherrschende Ideen symbolisch zu verkörpern. In diesem Sinne erscheint der Thurmbau zu Babel, nach der biblischen Erzählung, als ungeheures Symbol des Größenwahnsinns der damaligen Menschheit; die ägyptische Pyramide als prägnanter Ausdruck der Despotie, wo sich das Andenken ganzer Völkerreihen nur an das Monument des Herrschers heftet, welches mit der Vergeudung ungezählter Kräfte errichtet wurde.

Der früher gemachten Bemerkung über die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen gegen den höheren geistigen Gehalt der Baukunst, könnte man das Interesse entgegenhalten, mit dem grade jetzt alle Winkel der Erde nach den Resten alter Bauwerke durchsucht werden. Der Einwand hat etwas Augenscheinliches, trifft aber nicht ganz, denn wenn wir die geringe Anzahl der eigentlichen Forscher ausschließen, so haben die Meisten ganz andere Beweggründe, entweder die modische Zerstreuung des Reisens, das landschaftliche Behagen an der natürlichen Patina, wie sie der Lauf der Jahrhunderte hervorgebracht, oder endlich historische Reminiscenzen gelehrter und sentimentaler Art. Das Alles liegt aber ganz außerhalb des eigentlichen Inhalts der Kunst, und wo diese rein auf sich selbst gestellt ist, wie in den Kunstbestrebungen der Gegenwart, da fehlt es denn auch an wirklicher Theilnahme.

Ein weiterer Nachtheil der bildenden Künste, und also auch der Baukunst, kann nicht unerwähnt bleiben, es ist das Fehlen der blitzartig zündenden Leidenschaft, des Dramatischen. Sie alle wirken wie die Natur nur auf das ruhige Gemüth, und verlangen obenein Vorkenntnisse zur Vermittelung eines tieferen Verständnisses, also Arbeit und mäßiger Genuß. Verhalten sich schon die plastischen Menschengestalten herbe und streng gegenüber dem oberflächlichen Beschauer, so ist dies noch mehr der Fall mit den geheimnißvollen Räthseln der architektonischen Bildungen.

Den Bezug des Menschen zum Menschen darzustellen und damit die Reinigung der Leidenschaften zu bewirken, bleibt der Zweck aller Kunst, welcher ganz und voll nur von der dramatischen Dichtkunst erreicht wird. Gegen die Wirkung des gesprochenen Wortes, welches musikalisch durch seine Klangfarbe, malerisch in den dichterischen Bildern, architektonisch und plastisch durch den Ausbau seiner Perioden wirkt, sind die bildenden Künste arm; mit diesem allmächtigen Elemente zu wetteifern ist ihnen versagt. Ja es könnte scheinen, als ob speciell die Baukunst gar nicht im Stande wäre, den Bezug des Menschen zum Menschen auszusprechen, und daß sie damit ganz auf ihre Stellung im Reiche der Künste verzichten müßte; aber es scheint nur so, es wird sich bald der Punkt finden, wo sie den Hebel anzusetzen hat, um von Gemüth zu Gemüth wirksam zu werden, und es wird sich zugleich ergeben, daß analog der Musik die Baukunst nach einer Seite mehr gibt, als es das geschriebene oder gesprochene Wort vermag. Erst hiermit, und mit der Erkenntniß ihrer eigenthümlichen, durch keine andere Kunstübung zu erreichenden Wirkung, legitimirt sich die Baukunst als echter und nothwendiger Zweig der absoluten Kunst.

Mit dem Spiel der Linien, mit dem Rhythmus bloßer Verhältnisse, wie sie sich hauptsächlich aus dem Besiegen der Schwerkraft, aus dem Abwägen von Last und Stütze zu einander ergeben, hebt das Reich der Baukunst an, aber den eigentlichen Kern ihres Vermögens gibt die stimmungsvolle Raumbildung. Hier wirkt der Architekt stelbstständig schöpferisch, ohne Anlehnung an natürliche Vorbilder. Die zauberhafte, geheimnißvolle Macht des Raumes gehört allein der Baukunst.

Was die Seele empfindet unter den düsterprächtigen Kuppeln von Sanct Marco in Venedig, oder unter den zu den Wolken entrückten Gewölben des Kölner Doms, das ist durch Worte kaum anzudeuten. Wir fühlen uns von vollen Accorden der Stimmung umrauscht, und unser ganzes Empfinden trägt uns raschen Fluges in das Unbekannte, Undefinirbare. Wir brauchen nichts zu wissen von den Mysterien, die das Allerheiligste der ägyptischen Tempel umschloß, allein der Anblick dieser Bauten genügt noch heute, um uns in die von den alten Priesterarchitekten gewollte Stimmung des Erhabenen und geheimnißvoll Feierlichen zu versetzen. Wenn das Auge durch das großartige Pylonenthor zu der Reihe von Vorhöfen dringt, so empfängt die Seele unmittelbar den Eindruck des Unnahbaren für das am Ende belegene Heiligthum.

Die Baukunst ist wie die Musik eine Kunst der Stimmungen. Die Letztere stellt die ideale Stimmung überhaupt dar, während die Baukunst von dem Inhalte, der ihr Inneres erfüllen soll, die Stimmungsseite ablöst und diese symbolisch andeutend für sich darstellt. Das Stimmungsvolle, ganz in Empfindung Getauchte, das sich als wahres Element der Baukunst zu erkennen gibt, ist aber das Poetische, und das schöpferische Wollen bestimmter Stimmungen und Ideenreihen nennen wir Dichtung. Das Mittel dies zu vollbringen ist die schöpferische Phantasie, und die Baukunst wie jede andere ist nur das in Thätigkeit versetzte Wesen der Phantasie selbst. Das vollendete Werk der Baukunst soll in der Phantasie des Beschauers wieder zu Bewegung und Sprache aufleben, wie es denn im Geiste des erfindenden Künstlers ebenfalls Bewegung und Sprache hatte. Und so kann der Meister bildender Kunst auch mit dem Dichter wetteifern, wenn er es versteht, die tiefe Stimmung seines Innern zu klaren Bildern zu gestalten und nach Außen hin zu verkörpern.

So mächtig nun auch die oben geschilderte Wirkung des Raumes ist, um das Heitere, das Festliche, das Ernste, Schwere &c. im Allgemeinen anzudeuten, so muß doch noch ein weiteres Element hinzukommen, um den speciellen Gehalt jedes Bauwerks recht eigentlich auszusprechen. Dies ist das Menschenbild, welches es allein vermag, des Räthsels Wort ganz und voll herauszusagen. Deshalb ist zu allen Zeiten die frische Blüthe malerischen und bildhauerischen Schmucks innerhalb des architektonischen Rahmens mit Nothwendigkeit hervorgetrieben, und es ist ein Unrecht gegen die Baukunst, wenn man diese Darstellungen als etwas ihr Fremdes, zufällig Anhängendes betrachtet, die Bildwerke gedanklich von ihr ablöst und anderen Kunstzweigen als Eigenthum zuweist, um dann die Letztern dem nun übrigbleibenden nackten, kalten Gerüste, als dem Inbegriffe der Architektur, gegenüberzustellen.

Könnten wir die großen Künstler aller schöpferischen Epochen fragen, ob sie sich dieses Gegensatzes bewußt gewesen sind, wir würden wohl das Gegentheil hören. Zu keiner Zeit einer großen Kunstblüthe trennte sich der Architekt vom Bildhauer und Maler. Ob die Personen immer in Eins fielen, das ist eine Nebenfrage, obgleich es oft genug der Fall war; aber was der Bildhauer oder Maler im Rahmen des Bauwerkes schuf, das schuf er als Architekt. Es gab eine speciell architektonische Bildhauerei und Malerei. Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß diese großen Kunstzweige sich nicht schon früher oder gleichzeitig außerhalb des Rahmens der Architektur entfaltet hätten. Dies war sicher der Fall und ebenfalls nothwendig, um den ganzen Kreis ihres Vollbringens zu durchlaufen.

Hier handelt es sich nur darum, den abstracten Begriff der sogenannten purificirten, aber in Wirklichkeit als todtes Schema herausdestillirten Baukunst zurückzuweisen, wie wir ihn erst der übertriebenen Sucht zu schematisiren und zu klassificiren und dem Proteste der modernen Aesthetik gegen die angeblich schädliche Vermischung der Künste verdanken. Leider hat man es dahin gebracht, die schon früher begonnene Trennung zu einer vollständigen zu machen, wodurch die zur Baukunst gehörenden Zweige der Malerei und Bildhauerei fast gänzlich verloren gegangen sind. Die Folgen empfinden wir jetzt schwerer als je in der inhaltslosen Dürftigkeit unserer monumentalen Bauten.

Der moderne Architekt, in der Meinung, mit den isolirten, speciell architektonischen Mitteln Alles sagen zu können, gerieth in die Gefahr, den Hauptwerth auf eine überflüssige Häufung architektonischer Gliederungen zu legen; und weil ihm gelehrt wurde, das Figürliche als etwas nicht zu seiner Kunst Gehöriges, von Außen Herzugebrachtes anzusehen, so mußte er es schließlich geringschätzen. Hierdurch verlor er sogar die Fähigkeit, den Raum zur Entfaltung des Bildwerks passend anzuordnen. Wie vielen neueren Bauwerken merkt man an, daß das Bildnerische und Malerische in der Phantasie des plangebenden Architekten nicht vorhanden war und dem fertigen Werke erst ganz äußerlich zugebracht wurde? Der hinzugerufene Maler oder Bildhauer, meist gewohnt seine Tafel oder sein Bild allein zu sehen, geht nun darauf aus, die Wirkung der architektonischen Umgebung zu übertrumpfen, „todtzuschlagen", wie der übliche Kunstausdruck heißt. Eine solche Absicht kann man von tüchtigen Künstlern ganz naiv aussprechen hören, was nur beweist, daß ihnen der Architekt ganz abhanden gekommen ist, daß sie einer ganz davon abliegenden Kunstübung huldigen.

So wie jede Kunst die ganze Kunst ist, so sucht sie innerhalb des einzelnen Zweiges die ausdrucksvollsten Formen. Die Baukunst malt, bildet und dichtet, das heißt, die Phantasie sucht alle diese Ausdrucksweisen in der einmal gewählten Kunstform wiederzugeben, und dies naive unbegrenzte Streben ist das eigentlich fruchtbare Feld der Erfindung, sobald jeder einzelne Kunstzweig mit seinen scharfen Bedingungen sich absondert tritt klassische Ruhe, aber zugleich Starrheit ein. Das Bewußtsein der Einheit aller Künste mag mitunter in schädlicher Weise die Gesetze verwischen, welche im Gemeinschaftlichen die Selbstständigkeit jedes Kunstzweiges hüten sollen, dennoch, was auch die Stilpuristen aller Zeiten sagen mögen, quillt das Lebendige nur in der dunklen Vermischung aller Künste. Die hierdurch bewirkte Gährung, das kecke Aufschäumen des Geistes gegen die von gelehrter Klassicität gezogenen Schranken, erscheint mitunter als Willkür, birgt aber den Proceß des Werdens, die Entwicklung neuer Keime. Edle Klarheit und Beschränkung geziemt dem reiferen Meister, aber damit kann der Folgende, Werdende nichts anfangen. Vorzugsweise durch den Gegensatz zum Vorhergehenden, noch so meisterlich Abgeschlossenen befreit sich das Neue, bereiten sich die Lösungen der durch den wechselnden Zeitgeist gestellten Aufgaben vor. Der Augenblick fordert den Gegensatz und man erkennt denn auch in allem Geistesleben den sprungweisen Fortschritt, der sich dem weiter Umblickenden doch zu einem ununterbrochenen Strome verschmilzt.

Es ist ein Glück für uns Neuere, die Werke der alten Griechen wieder aufgedeckt sehen zu können und damit Gelegenheit zu haben, ihr wirkliches Wesen, welches so gar nicht den hergebrachten Schulcompendien entspricht, näher kennen zu lernen. Ein solcher von Außen kommender Beleg ist durchaus nöthig, um die Neuern, denen die Schulweisheit schon lange mit Erfolg gelehrt hat, an ihrer eigenen Begabung zu zweifeln, in bessere Bahnen zu lenken. Freilich liest man auch jetzt gelegentlich: Rubens sei ein ganzer Grieche gewesen und Aehnliches. Nun gewiß war Rubens ein Mann, der seinen eigenen Weg unbeirrt von der Schulschablone wandelte, der Alles gab was er konnte, ohne Rückhalt und im Geiste seines Jahrhunderts. Wenn das Griechenthum nach dem Herzen unserer Kunstrichter ist, so kann man sich das wohl gefallen lassen. Man wird nicht irren, wenn man die rückhaltslose Anerkennung des großen Malers mit dem Wachsen der Erkenntniß des wirklichen Wesens alter Kunstübung in allgemeinen Zusammenhang bringt. Die Ergebnisse der jetzt im Vordergrund des Interesses stehenden Ausgrabungen in Olympia müssen nothwendig glänzende Lichter auf das kühne und fessellose Schaffen der griechischen Künstler werfen. Da haben wir die Nike des Päonios, eine mit freiem Fluge vom Himmel herabeilende und mitten in der Luft angehaltene Figur. Um diese überkühne Idee zu verkörpern hat der Künstler alle Mittel, selbst die sinnlichsten, ohne Zaudern benutzt. So ist das Stück Marmor, auf dem die Figur schließlich doch ruhen mußte, ganz als Luft charakterisirt und war höchst wahrscheinlich blau gemalt, um die denkbarste Illusion zu erzeugen.

Wenden wir uns zur Erscheinung des griechischen Tempels, so finden wir in enger Verbindung mit Säulen und Dachgerüst eine Welt von Bildwerken, Dachaufsätzen, Giebelfeldern, Metopen und Friesen. Die Bildwerke erzählen von den Thaten des Gottes, dessen Abbild das Innere erfüllt, von seinem Eingreifen in die Culturentwicklung des Menschengeschlechts, und erst dies Ganze giebt den symbolischen Ausdruck des idealen Inhalts. Wer könnte glauben, die hochbegabten Erfinder wären etwa vom Zuschnitt moderner Architekten gewesen, welche Letztere öfter, Mangels anderer Begabung, vorzugsweise mit Zirkel und Dreieck hantieren? — Gewiß Niemand. Vielmehr scheint es sicher, daß die Phantasie der alten Bildhauerarchitekten das ganze farbenstrahlende, bilderreiche Bauepos in der gewollten Vollendung aus einem Gusse schuf. Man wird sich mit Recht die Erfindung der sich gegenseitig fordernden Architekturtheile und Bildwerke als gleichzeitig zu denken haben. Jedenfalls war der Erfinder des Plans in der Phantasie Architekt, Maler und Bildhauer, und es ist ohne Belang, welcher Theil der Ausführung seiner Hand anheim fiel. Denn allerdings ist es eine ausschließliche Eigenthümlichkeit der Baukunst, daß Plan und Ausführung so weit auseinander fallen; hier kann der Meister nicht Alles selbst vollbringen, wie es der Maler ganz und der Bildhauer wenigstens in viel höherem Maße vermag. Es ist nicht allein das Bewältigen des rohen Stoffs, des eigentlich Mechanischen, das der Architekt zahlreichen fremden Händen anvertrauen muß, nein, er ist sogar genöthigt, eine Menge fremder geistiger Thaten in sein Werk aufzunehmen, aber Alles dies muß im Keime in seiner Phantasie entsprungen sein, er muß bereits das Ganze des künstlerischen Bildes vor sich geschaut haben, denn sonst sinkt er zum technischen Handlanger fremder geistiger Potenzen herab.

Eben so eng wie bei den Griechen, ist die Verknüpfung der bildenden Künste in den Bauten des Mittelalters. Hier ist es in vielen Fällen historisch bezeugt, daß der Meister des Grundplans auch die Figuren meißelte, welche mit dem Entwurfe eng verwoben und nirgends ein blos äußerlich haftender Schmuck waren. Bei den Hauptwerken des Mittelalters, den großen Kathedralen, mußte, dem christlichen Geiste entsprechend, der Inhalt sich hauptsächlich nach Außen wenden, die das innere Wesen aussprechenden Bildwerke werden mit Vorliebe an den Portalen cyklisch versammelt. Mit erstaunlicher Fülle entfaltet sich hier das dichterische Epos der religiösen Phantasie, und keineswegs engherzig hieratisch, nein, in großer Ausführlichkeit die Encyklopädie des Wissens und Könnens ihrer Zeit abspinnend. Dabei sind die Figuren ganz mit dem architektonischen Gerüst verwachsen und auch technisch durch den Steinschnitt wirkliche Bautheile. Ein moderner Atelierbildhauer kann keine einzige dieser Figuren machen, und der moderne Reißbrettarchitekt kann kein solches Portal erfinden. Nicht anders verhält es sich mit den Glasgemälden der Kirchen, sie vervollständigen in großer Breite den Kreis des Empfindens, aber erst in zweiter Linie, der Maler bleibt vor Allem Architekt und berechnet seinen Entwurf einzig auf die Hebung der Raumeswirkung. Wer, dessen Auge einmal in die magische Beleuchtung des Mailänder Doms getaucht, sollte nicht empfinden, in wie hohem Maße dies gelungen ist?

Die Renaissancezeit hat nicht minder großartige Beispiele für das verständnißvolle Ineinanderwirken der bildenden Künste. Ein sehr spätes aber vorzügliches Beispiel liefert das Berliner

Zeughaus, an dem der plastische Schmuck, und vor Allem der Zinnenkranz, so glücklich den Zweck des ganzen Baues zur Erscheinung bringt. Mag das Architekturgerüst von Nehring herrühren, so kann man doch mit Sicherheit annehmen, daß Schlüters plastischer Schmuck auch die ganze Architektur zugleich umgestaltet hat und er allein als der geistige Urheber des künstlerischen Baubildes anzusehen ist. Dies wird auch durch die aufgefundenen früheren Nehring'schen Pläne bestätigt.

Nach den großen Meistern des Cinquecento entwickelt sich das Gegenbild, das gegenseitige Loslösen der Kunstzweige von einander, wobei die Baukunst am schlechtesten fährt. Der Verfall giebt sich zuerst kund durch das räumlich wie stofflich unpassende Verwenden, der nun eigentlich nur Schmuck sein sollenden Bildwerke. Der ideelle Inhalt des Bauwerks verliert den logischen Zusammenhang mit der nur äußerlich schmückenden Zuthat. In die christlichen Kirchen drängen sich die Abbilder des heidnischen Sagenkreises, zwar formvollendet, aber üppig und dem Geiste nach gänzlich fremd. Auch der Figurenschmuck des Aeußeren entbehrt der Nothwendigkeit, tritt jetzt zuerst als selbstständiger Gebäudeabschluß auf, als unpassender Ersatz für fehlende Architekturformen, welche das Unvermögen der Baumeister nicht mehr zu erfinden verstand.

Es ist hier nicht der Ort, den Verfall der Baukunst, wie er mit der Trennung der Kunstzweige bis in die neueste Zeit fortschreitend wächst, im Einzelnen zu schildern; nur mag noch von Schinkel, dem Meister hellenistischer Renaissance, angemerkt werden, wie gerade er Plastik und Malerei in strenger Hand hielt, und das er dies vermochte, ist nicht der kleinste Vorzug seiner Bauten.

Wie sich für die Baukunst öfter ungesuchte Parallelen mit der Musik ergeben, so wäre wohl hier, wo von der Zusammengehörigkeit der bildenden Künste die Rede ist, eine Erwähnung der Wagner'schen Musiktheorie nicht abzuweisen. Auch ihm handelt es sich darum, die Consequenzen der alten Theorie, welche als Schlagbäume den Weg für neues Schaffen versperren, zu durchbrechen und, durch das Zusammenwirken aller Künste in seinen dramatischen Musikwerken, einen Ausgangspunkt für das zeitgemäß geforderte Neue zu gewinnen.

Für die Baukunst war der oben dargelegte Standpunkt nur durch verkehrte Kunstlehren und die dürftige Praxis der Neuzeit verdunkelt; um seine Berechtigung einzusehen genügt die Betrachtung des Theils der alten Bauwerke, welche unbestritten auf der Höhe der freien Kunst stehen, an diesen wird man jedesmal alle Zweige der bildenden Kunst in Thätigkeit gesetzt finden.

Ursprünglich war der Kreis dieser bevorzugten Werke ein sehr enger, doch hat er sich im Laufe der Jahrhunderte mit der fortschreitenden Cultur stetig erweitert. In ältester Zeit bietet nur der Bau des Tempels eine ideelle Aufgabe. Die Aegypter und Asiaten, welche die Könige als Abkömmlinge der Gottheit und deshalb göttlicher Ehren theilhaftig dachten, brachten den Königspalast und das Königsgrab hinzu. Bei den demokratischen Griechen war die Kunst Anfangs sogar durch gesetzliche Bestimmungen allein dem Gebrauche für religiöse Zwecke gewidmet, dasselbe gilt von den Römern. Erst in einem späteren Stadium der Entwicklung wird die Menschenwohnung in diesen ideellen Kreis hinausgehoben und künstlerisch vergeistigt. Doch bewahren die griechischen Privatwohnungen immer noch ein bescheidenes Maß und erst den späteren Römern war es vorbehalten, die Paläste der Großen mit ausschweifendem Luxus auszustatten.

Besonders ist es die Blüthe Griechenlands, welche durch den breiten Strom der Kunst erfreut, der auch das tägliche Leben des Minderbegüterten durchdringt und verklärt. Das beste uns überlieferte großgriechische Beispiel bietet das wieder ausgegrabene Pompeji, selbst in seinen kleinsten Häusern wie in dem unbedeutendsten Geräthe, das hier verschüttet vor der Zerstörung bewahrt blieb. Seitdem konnte keine Folgezeit den Kreis des Kunstlebens erweitern oder vertiefen, keine Culturphase konnte die Anzahl der baulichen Aufgaben für Staatszwecke, Gerichtspflege, Geistesbildung, Leibesübung, Vergnügungen und Ehrenbezeugungen, wie sie besonders schon von den Römern gestellt wurden, wesentlich vermehren. Der Bau der christlichen Kirche gab noch einmal einen mächtigen Impuls zu ganz neuen Schöpfungen, was aber sonst an Breite der Kunstsphäre durch das Hinzutreten neuer Culturvölker gewonnen wurde, geht wieder an Kraft und Tiefe der Entwicklung verloren. Seit dem Erlöschen der Renaissance, die wieder mit frischer Lebenslust und Schaffensfreudigkeit sich an allen Aufgaben versucht hatte, tritt eine bemerkenswerthe Mattigkeit ein. Es fehlen neue epochemachende Ideen, die Kunst kann nicht mehr zu Worte kommen, sie muß realistischen Bestrebungen den Vorrang lassen. Ob die neueste Zeit, soweit sie nihilistischen Lebensauffassungen huldigt, mit ihrem Schlagworte vom Kampf um's Dasein dazu angethan ist, die Baukunst zu neuer Blüthe zu bringen, dürfte man wohl bezweifeln, trotz der akademischen Treibhäuser, deren Unentbehrlichkeit man freilich für unsere Zeit zugeben muß.

Die geistigen Mittel der Baukunst, mit deren Hülfe sie den Stoff bezwingt und mit denen sie Massen und Raumcombinationen in's Dasein ruft, sind die Kunstformen, traditionelle Kunstformen, sobald es sich um die Bestandtheile der alten Bauten handelt. Das Kunstideal hat zu allen Zeiten gewechselt und damit sein specieller Ausdruck, die Kunstformen, deren unendliche Mannichfaltigkeit nicht weiter überraschen kann; ebensowenig wie der Umstand, daß ihr Vergleich und die Frage nach ihrer Entstehung von jeher die Forschung in Athem gehalten hat. Was besonders die Frage nach der Entstehung der Kunstformen anbelangt, so sind die hierüber aufgestellten Hypothesen von sehr ungleichem Werth. Da stoßen wir zunächst auf die unverstandenen, sentimentalen Märchen Vitruvs, dann auf die einseitig realistischen Speculationen der Franzosen des vorigen Jahrhunderts von der Urhütte, dem ersten Aufenthalte des Menschen, aus der sich alle Kunstformen entwickeln sollen; weiter begegnen uns supernaturalistische Träumereien über den Grund der mittelalterlichen Bauformen, wonach mystische Zahlenverhältnisse und allegorische Bedeutungen, also etwas ganz außerhalb der Kunstform liegendes Fremdes, Unsichtbares als Ursache angeführt werden.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Der Herr Bürgermeister von Detmold, Dr. J. C. Heldman, hat sich in seiner Localempfindlichkeit durch den Aufsatz: „Grabbe in seiner Vaterstadt" von Josef Schrattenholz, der in Nr. 29 der „Gegenwart" erschienen ist, verletzt gefühlt und sendet uns ein sehr langes Schreiben, dessen Aufnahme „nicht blos in Befolgung des Reichs-Preßgesetzes vom 7. Mai 1874, sondern auch ohne diese rechtliche Verpflichtung" erwartet wird. Da uns das Preßgesetz nicht zwingt, uninteressante Einzelheiten aufzunehmen, so sehen wir uns nicht veranlaßt, dem Wunsche des Herrn Einsenders zu entsprechen und begnügen uns, den sachlichen Inhalt hier wiederzugeben. Nach der Versicherung des Herrn Bürgermeisters ist das Grab des Dichters Grabbe zur Zeit des Hermannsfestes nicht in einem wüsten Zustande gewesen Die Behauptung, daß Freiligrath zur Zeit des Hermannsfestes Lorbeerkränze nach Detmold geschickt oder einen Detmolder beauftragt habe, solche zu beschaffen, um sie auf das Grab Grabbes niederzulegen, wird bezweifelt. In der Thatsache, daß Grabbes Denkmal zur Zeit des Hermannsfestes mit einem Fichtenkranze umschlungen gewesen ist, findet der Herr Bürgermeister nichts Unehrenhaftes. Wir auch nicht. D. R.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 41. Berlin, den 13. October 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands.

(Vergl. Nr. 39 der „Gegenwart".)

Im Laufe des Monats Juni war der Aufmarsch der zum Uebergang über die Donau bestimmten russischen Heeresabtheilungen vollendet. Um einen Vorstoß der Türken über die untere rumänische Donau behufs Störung des Verkehrs auf der rumänischen Bahn zu verhindern, mußte zunächst die Dobrudscha, jenes wasserarme Steppenplateau zwischen der Donau und dem schwarzen Meere, welches den Donaustrom unterhalb Silistria eine nördliche Richtung anzunehmen nöthigt, besetzt werden. Zu diesem Zwecke war bei Braila ein Uebergang vorbereitet worden. Die gegenüber dieser Stadt im „Kanal von Matschin" liegenden Schiffe der türkischen Donauflotille hatten sich vor dem Feuer der russischen Batterien und der russischen Offensivtorpedos nach Silistria zurückgezogen. Auf dem türkischen Donauufer war das inselartig aus dem Inundationsgebiet aufragende Getschit (oder Podbaschi) gegenüber von Braila besetzt und darauf zwischen dort und Braila seit dem 16. Juni mit dem Bau einer Pontonbrücke begonnen worden. Die Türken machten keine ernsten Anstalten, an dieser Stelle den Uebergang zu verhindern. In der Nacht vom 21. zum 22. Juni ging eine russische Abtheilung in Kähnen von Galatz aus über die Donau, erstieg den als Vorberg des Dobrudschaplateaus in die überschwemmten Donauwiesen sich hineinschiebenden Budjak Dagh und machte sich nach einem Gefechte bei Jijila zum Herren der Straße, welche hier die türkischen Donauplätze verbindet. Am 23. Juni wurde Matschin besetzt, welches, wie die weiter abwärts gelegenen Festungen Isaktscha und Tultscha und das weiter aufwärts gelegene Hirsowa, von den Türken geräumt worden war. Auf der Brücke von Braila nach Getschit und der zum Theil noch unter Wasser stehenden Straße von Getschit nach Matschin rückte das 14. russische Armeecorps (Zimmermann) in die Dobrudscha ein, ohne daß es dabei zu nennenswerthen Gefechten mit den zurückweichenden Türken, denen als Nachhut marodirende Tscherkessenschwärme folgten, gekommen wäre. Auch die Position am „Trajanswalle" wurde von den Türken nicht vertheidigt. Es begleiten jene altrömischen Befestigungen das die nördliche Dobrudscha abgrenzende, im Westen vom Karasusee erfüllte Thal, in welchem die vom Donauplatze Tschernawoda nach dem Hafenplatze Köstendje am schwarzen Meere führende Eisenbahn läuft. Am 16. Juli wurde Medjidie, die Hauptstation jener Bahn, gleich darauf Köstendje von den Russen besetzt. Jenseit des Trajanswalles halten die Russen seitdem einen Landstrich occupirt, der von Rassowa an der Donau bis Mangalia am schwarzen Meere reicht. Ihnen gegenüber haben die Türken die Linie Silistria-Basardschik-Warna fortgesetzt behauptet. Zwischen beiden Linien ist es zu zahlreichen bedeutungslosen Rencontres gekommen; spottweise wird dieser Krieg von den Soldaten als „Hammelkrieg" bezeichnet, weil die von beiden Seiten unternommenen Streifzüge im Wesentlichen dem Auftrieb der in der Steppe weidenden Hammelheerden in die Lager gelten. General Zimmermann hat sein Hauptquartier in dem bei Tschernawoda errichteten Lager, während das türkische Hauptquartier — eine Zeit lang commandirte Prinz Hassan von Egypten seine hierher verlegte egyptische Division — sich in Basardschik befunden hat. Im Laufe des Sommers hat die an der untern Donau zwischen Galatz und Kilia aufgestellte Brigade des 7. russischen Armeecorps die zwischen dem Kilia- und Sulinaarme gelegene große Donauinsel Leti besetzt. Die Russen sind Herren des untern Donaulaufs von Rassowa, unterhalb Silistria, bis zu den Mündungen; diese selbst sind ihnen jedoch seewärts durch die türkische Flotte verschlossen, die ihrerseits durch die Versenkung mit Steinen beschwerter Schiffe bei Tultscha am Aufwärtsgehen gehindert ist. Doch gelingt es kleineren russischen Schiffen ab und zu die Wachsamkeit der Türken zu täuschen und aus der Kiliamündung zu entschlüpfen oder in dieselbe einzulaufen.

Von Silistria aufwärts bis Rustschuk beherrschen die Türken die Donau. Das dahinter liegende Land ist in das „bulgarische Festungsviereck" eingespannt, von welchem außer den genannten beiden Donaufestungen der Hafenplatz Warna am schwarzen Meere und die angeblich uneinnehmbar gemachte Bergfestung Schumla Eckpunkte bilden. Warna ist mit Rustschuk durch eine, nach Schumla eine Zweigbahn entsendende Eisenbahn verbunden, welche die Beförderung von Truppen, Kriegsbedarf und Proviant von der See her für die Türken ungemein erleichtert. Es hat dieses „Festungsviereck" im gegenwärtigen Kriege noch keine Rolle gespielt. Die Beschießung Rustschuks hat zwar an den Häusern mannichfachen Schaden angerichtet, ohne daß indessen die Festung in ihrer Vertheidigungsfähigkeit bisher gelitten hätte. Silistria ist sogut wie unbehelligt geblieben und noch heute können, wie dies erst neuerdings geschehen ist, die Türken von dort nach Belieben auf das rumänische Ufer bei Kalarasch übersetzen.

Der westlich der Linie Rustschuk-Schumla gelegene Theil

Bulgariens bis zum Widflusse hin, der oberhalb Nikopoli in die Donau mündet, hat bisher das Hauptkriegstheater und zwar zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Stellen gebildet. Aus welchem Grunde die russische Kriegsleitung nicht, wie im Kriege von 1828—29, sich zunächst der Bezwingung des bulgarischen Festungsvierecks zugewendet hat, kann mit Bestimmtheit nicht gesagt werden; doch sprechen begründete Vermuthungen dafür, daß in Unterschätzung der Widerstandsfähigkeit des osmanischen Reiches von einem kühnen Vorstoß über den Balkan ein Zusammenbrechen des morschen Baues erwartet worden ist, ohne daß man mit einem langwierigen und langweiligen Festungskrieg das Jahr 1877 auszufüllen genöthigt wäre. Die „jüngeren Leute," auf welche im vorigen Jahre der Vertheidiger Sebastopols, General v. Totleben, betreffs der Vorbereitungen zum gegenwärtigen Kriege neugierige Fragesteller verwies, wollten das Festungsviereck umgehen und kürzesten Weges die „militärische Promenade" nach Constantinopel machen. Es lockte als glänzendes Beispiel der Vormarsch der Deutschen gegen Paris im Sommer 1870; nur vergaß man im Kreise jener „jüngeren Leute", daß die Deutschen eine französische Feldarmee zuvor in Metz eingeschlossen und die zweite von Sedan aus nach Deutschland in die Kriegsgefangenschaft geführt hatten! So wurde denn aus dem ganzen Kriegsplan der „jüngeren Leute" eine Caricatur und schließlich müssen sie trotz ihrer Abneigung gegen den Festungskrieg eine vor ihren Augen aus der Erde gestampfte „Feldfestung", jenes Plewna, das man rechtzeitig zu besetzen sich nicht die Mühe gegeben hatte, wie eine Festung ersten Ranges belagern, seine Redouten mit schweren Positionsgeschützen beschießen und durch Sappen ihnen sich zu nähern versuchen. Ja, der Ingenieurgeneral v. Totleben ist eigens aus Petersburg auf den Kriegsschauplatz berufen worden, um die Belagerungsarbeiten vor Plewna zu leiten. Doch zurück zum Anfang.

Die russische Kriegsleitung hatte sich vorgesetzt, den Theil von Bulgarien westlich des Festungsvierecks, ohne daß man dabei, um Oesterreichs Empfindlichkeit nicht zu verletzen, der serbischen Grenze zu nahe käme, zu occupiren und zur Operationsbasis für eine Ueberschreitung des Balkan zu machen. Die unweit der serbischen Grenze gelegene Donaufestung Widdin blieb daher außerhalb des Bereichs der militärischen Operationen. Es ist dort bisher nur mit den rumänischen Batterien bei Kalafat zu einer gegenseitigen Beschießung über die Donau hinweg gekommen. Der Donauübergang der großen operativen Armee konnte, wenn einmal der Kriegsplan, wie angedeutet, concipirt war, nicht wohl an einer andern Stelle als in der Nähe der Jantramündung erfolgen. Die Jantra kommt vom Balkan herunter und durchfließt den bevölkertsten und gewerbreichsten Theil Bulgariens; an ihr liegt zwischen den Vorbergen des Balkan die alte bulgarische Czarenstadt Tirnowa, wo die russische Centralverwaltung für die occupirten Theile Bulgariens gewiß am zweckmäßigsten sich einrichten konnte. Eine Anzahl Pässe führen, in verschiedenen Nebenthälern der Jantra aufsteigend, über den Balkan in das fruchtbare Thal von Kasanlik, den „Rosengarten" Europas. Die Eisenbahn, die von Philippopel über Adrianopel nach Constantinopel läuft, ist von dort auf guten Straßen zu erreichen. Daß auf einem jener Pässe der Uebergang über den Balkan gelingen mußte, dessen konnte man sicher sein. Die Dispositionen für die Ausführung des angedeuteten Kriegsplanes waren mithin gut getroffen, wenn der Donauübergang in der Nähe der Jantramündung erfolgte.

Während der Concentrirung der russischen Truppen am Wedeflusse wurden durch zu Lande herangeschaffte Torpedokutter unterhalb und oberhalb der in Aussicht genommenen Uebergangsstelle Torpedosperren in der Donau angelegt, um Störungen des Uebergangs durch feindliche Schiffe zu verhindern. Es kam dabei unweit Parapana und bei Flamunda zu Gefechten mit türkischen Monitors. Bis zum 24. Juni war diese Sicherungsarbeit im Strome vollendet. Die Uebergangsstelle bei Simnitza war streng geheim gehalten worden. Durch Demonstrationen mit Uebergängen bei Petroschani und Flamunda, wie durch die vom 24., beziehentlich 25. Juni an täglich fortgesetzte Beschießung von Rustschuk und von Nikopoli wurde die Aufmerksamkeit des Feindes getäuscht und getheilt. Nikopoli wurde dabei in Brand geschossen. Das Hauptquartier des Obercommandirenden war am 25. Juni nach einem Bivouac beim Dorfe Dratscha nordwestlich von Simnitza verlegt worden; am 26. Juni traf auch der Kaiser dort ein. In der frühen Morgenstunde des 27. Juni begann der Uebergang auf Pontons; an der Spitze befand sich das Infanterieregiment Wolhynien, geführt vom Generalmajor Jolschin. Ohne große Verluste wurde das ziemlich steile Donauufer erstiegen. Der allarmirte Feind brachte später 5 Pontons zum Sinken. Mit der dritten Staffel Boote traf General Dragomiroff, Commandeur der 14. Division vom 8. Armeecorps ein. Swischtowa wurde sofort besetzt und die dasselbe beherrschenden Höhen bis Mittag von der 4. Schützenbrigade genommen. Alsbald wurde zur Errichtung einer Pontonbrücke geschritten. Die Pontons dazu waren auf der Eisenbahn von Galatz nach Slatina geschafft, und mit den dort gezimmerten anderweiten Brückentheilen den Oltfluß hinab zur Donau, dann auf dieser in den Nächten zum 27., 28. und 29. Juni unter dem Feuer von Nikopoli vorbei herangeschafft worden. Nach der Vollendung der Brücke am 2. Juli erfolgte über dieselbe der Einmarsch der russischen Heeresabtheilungen nach Bulgarien. Es passirten die Donau das 8. Armeecorps (Radetzki), die 4. Schützenbrigade, das 13. Armeecorps (Hahn), das 9. Armeecorps (Krüdener), das 12. Armeecorps (Wannowski), die, aus donischen und kaukasischen Regimentern combinirte Kosakendivision (Skobeleff II.), die abgesonderte Kosakenbrigade und das bulgarische Milizcorps (Stoljetoff), denen später das 11. Armeecorps (Schachowskoi) und das 4. Armeecorps (Zotoff) sich anreihten.

Der türkische Serdar Ekrem Abdul Kerim Pascha, der zu Schumla saß, hatte in Bulgarien vorläufig nicht genügende Streitkräfte beisammen, um dem Feinde in einer „rangirten Schlacht" entgegen treten oder auch nur seinen Vormarsch längere Zeit aufhalten zu können. Die Türken gingen nach Osten in die Positionen von Rasgrad, Eski Djuma und Osman Bazar zurück, wobei es namentlich um Bjela herum zu einigen Gefechten kam. Im Westen streifte russische Cavallerie bis Plewna und Lowtscha. Im Süden hatte General Hurko mit einer Cavalleriebrigade am 7. Juli Tirnowa besetzt, so daß damit die Jantralinie in den Händen der Russen war. Nach dem an ihr gelegenen Bjela wurde das Hauptquartier verlegt. Zu ihrer Sicherung derselben im Westen wurde am 14. Juli ein heftiger Angriff auf Nikopoli unternommen, welches am 15. Juli bedingungslos capitulirte. Die Besatzung wurde in die Kriegsgefangenschaft abgeführt. Am 17. Juli wurde Lowtscha besetzt; die Linie der Osma war damit gesichert. Am nämlichen Tage nahmen die Russen im Osten durch die Besetzung von Popliöi die Linie des schwarzen Lom (Kara Lom) in Besitz. Das Land zwischen der Osma und dem Kara Lom ist im bisherigen Verlaufe des Krieges von den Russen als militärischer Besitzstand behauptet worden. Darüber hinaus ist weder im Osten noch im Westen von einer eigentlichen Occupation die Rede gewesen; hier lag das Gefechtsgebiet, um welches zu verschiedenen Zeiten mit verschiedenem Erfolge gekämpft wurde. Das occupirte Gebiet mag etwa die Größe des Königreichs Sachsen besitzen.

Als einer der Hauptpunkte des Krieges ist von russischer Seite die Befreiung Bulgariens wenigstens von der directen Herrschaft der Pforte hingestellt worden. Dem entsprechend erließ Kaiser Alexander am Tage des Donauüberganges bei Simnitza, 27. Juni, eine Proclamation an die Bulgaren. Nachdem der früheren Kämpfe der Russen für die Verbesserung des Looses der christlichen Bewohner der Balkanhalbinsel und der unverminderten Sympathien Rußlands für seine Glaubensgenossen im Orient gedacht worden, heißt es in der Proclamation: „Der Armee ist die Mission anvertraut, die heiligen

Rechte eurer Nationalität, welche die unveränderlichen Grundbedingungen der friedlichen und regelmäßigen Entwicklung jeder bürgerlichen Existenz sind, sicher zu stellen." Rußland wird, so versichert der Czar, nunmehr jeden Christen gegen jede Gewaltthätigkeit schützen; gesetzmäßige und unparteiische Gerechtigkeit dagegen wird diejenigen unter den Muhamedanern treffen, die sich gegen wehrlose Christen Grausamkeiten schuldig gemacht haben. Die Ersetzung der türkischen Macht durch eine geordnete Verwaltung, an welcher die Einwohner selber theilzunehmen berufen werden würden, und die Bildung einer Volksmiliz zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit werden angekündigt. — Es sind also die Grundzüge des Conferenzprogramms, welche in den von Rußland occupirten Theilen Bulgariens zur Ausführung gebracht werden sollen. Bei einem Besuche von Tirnowa am 14. Juli wurde der Kaiser Alexander von der dort zusammengeströmten bulgarischen Bevölkerung mit Enthusiasmus begrüßt. Zum Civilgouverneur von Bulgarien wurde der durch seine panslavistischen Bestrebungen bekannte Fürst Tscherkaßki, der Vertrauensmann der Moskauer „slavischen Wohlthätigkeitsgesellschaft" ernannt, welcher mit seiner Kanzlei seinen Sitz in Tirnowa aufschlug und alsbald Verordnungen auf allen Verwaltungsgebieten, namentlich auch wegen einer Umgestaltung des Abgabenwesens erließ. Seit längerer Zeit hat Fürst Tscherkaßki, der später seine Kanzlei nach Swischtowa verlegte, nichts von sich hören lassen, so daß schon das Gerede ging, er sei beim Kaiser in Ungnade gefallen. Auch die Bulgaren erfreuen sich in der letzten Zeit nicht mehr des Wohlwollens der maßgebenden Kreise. „Sie verdienen nicht, daß wir uns für sie todtschlagen lassen," hat Großfürst Nikolaus zu dem türkischen Parlamentär Izzed Bei gesagt.

Auf türkischer Seite war man inzwischen nicht unthätig gewesen. Der Marineminister Reuf Pascha war nach Schumla gereist, um sich persönlich vom Zustand der Donauarmee zu überzeugen. Ohne Rücksicht auf die davon zu erwartenden Nachtheile erging der Befehl an den gegen Montenegro operirenden Suleiman Pascha, die Operation einzustellen und seine Truppen über Skutari nach dem Hafen Antivari zu leiten, von wo sie über See nach Dede Aghatsch, dem Endpunkt der rumelischen Bahn am ägäischen Meere, geschafft wurden, um auf jener Bahn bis in die Nähe des Kriegsschauplatzes befördert zu werden. Auf den Krieg zwischen der Pforte und Montenegro kommen wir später zurück.

Die Truppen Suleiman Paschas, bewährte Veteranen, kamen gerade zur rechten Zeit an, um die über den Balkan vorgedrungenen Russen zurückzudrängen. Diese Expedition unter Führung des Generals Hurko (russisch „Gurko" geschrieben) hatte weniger eine strategische Bedeutung — dazu war sie zu schwach ausgerüstet — als sie vielmehr einer psychologischen Speculation ihren Ursprung verdankt. Durch das plötzliche Erscheinen der Russen vor den Thoren von Adrianopel sollte unter der muhamedanischen Bevölkerung Rumeliens ein jäher Schrecken erzeugt werden, der, so scheint die Annahme gewesen zu sein, mit den Flüchtlingen lawinenartig wachsend, sich bis nach Constantinopel wälzen und dort einen Druck zu irgend welchen extremen Entschlüssen, z. B. einer Verlegung der großherrlichen Residenz nach Brussa in Anatolien, ausüben sollte. Man nennt das Sensationspolitik treiben. Die Pforte leistete allen Anwandlungen von Schwäche Widerstand und ließ sich auch auf die lediglich vom eigennützigsten Interessenstandpunkte eingegebene „vertrauliche Anregung" Englands nicht ein, dessen Mittelmeerflotte, um für alle Fälle bei der Hand zu sein, bereits seit Anfang Juli unter Admiral Hornby in der Besikabai vor der Einfahrt zu den Dardanellen ankerte. Jene Anerbietungen sollen darin bestanden haben, vom ägäischen Meere aus, also ohne Benutzung der Dardanellen, ein englisches Truppencorps bei Gallipoli auszuschiffen, welches demnach lediglich den Zweck hätte haben können, bei einem Vordringen der Russen bis zum Marmarameer das europäische Ufer der Dardanellen im Namen Englands zu occupiren.

Die Expedition des Generals Hurko war zuerst vom Glücke sehr begünstigt. Nachdem constatirt worden, daß der Schipkapaß, auf einer weiten Strecke die beste der über den Balkan führenden Straßen von Tirnowa nach dem Thale von Kasanlik, von einer am Paßsattel verschanzten türkischen Truppenabtheilung vertheidigt wurde, ließ sich General Hurko von ortskundigen Bulgaren über einen weiter östlich das Gebirge kreuzenden, fast gar nicht benutzten und darum von den Türken unbesetzten Saumweg, den Hain Bughaz (Bughaz, türk., heißt Engpaß, Hain ist der Name des Dorfes am Ausgang) in das Thal von Kasanlik führen. Es geschah dies am 13. Juli, ohne daß dabei ein Schuß gefallen wäre. Am 14. wurde Hainköi, das Dorf, besetzt und damit die Straße über Jeni Zagra nach Adrianopel gewonnen. Nachdem am 17. Juli Kasanlik genommen war, wurde der Schipkapaß nunmehr auch von Süden her angegriffen und am 19. Juli, nachdem die türkische Besatzung, durch Capitulationsverhandlungen die Russen täuschend, westwärts über das Gebirge entkommen war, besetzt. Vom 8. Armeecorps, das bei Tirnowa stand, wurden noch mehr Truppen nachgeschoben; die Ortschaften westlich und östlich Kasanliks, von Karlowa bis nach Slivno hin besetzt. Streifcorps überschritten das dem Balkan parallel laufende Mittelgebirge (Sredna Gora, bulgarisch; Orta Dagh, türkisch), wo im Frühjahr 1876 der Bulgarenaufstand seinen Hauptsitz gehabt hatte, und streiften bis über die Maritza, dort die Brücken auf der Eisenbahn zwischen Adrianopel und Philippopel zerstörend. Die Türkenherrschaft für immer beseitigt haltend, fielen die Bulgaren jener Gegend, welche wegen der blutigen Niederschlagung des Aufstandes im vorigen Jahre und der dabei verübten Gräuel Rache brüteten, über die zwischen ihnen wohnende muhamedanische Bevölkerung her und schonten dabei auch die Juden nicht, die an jenen Gräueln doch nicht die geringste Mitschuld trugen. Die Russen konnten sich aber südlich des Balkans nicht behaupten, so daß die bulgarische Bevölkerung alsbald einem furchtbaren Strafgericht anheimfiel, insoweit sie nicht über den Balkan flüchtete. — Angesichts der Bedrohung Rumeliens mit einer Invasion war der seiner strategischen Befähigung wegen geschätzte Marineminister Reuf Pascha schon am 10. Juli nach Adrianopel abgegangen, um alle in der Umgebung vorhandenen Streitkräfte zusammenzuraffen, während an der Befestigung Adrianopels selber mit Beschleunigung gearbeitet wurde. Reuf Pascha verstand es, mit etwa zehn Bataillonen die Russen bei Eski Zagra und Jeni Zagra in Schach zu halten, bis das zu Dede Aghatsch ausgeschiffte und über Adrianopel auf der Bahn herangeführte Corps Suleiman Paschas, der am 20. Juli das Commando der Balkanarmee übernahm, zur Stelle war. Den Wendepunkt bildete das Gefecht bei Eski Zagra am 31. Juli. Durch einen combinirten Angriff von drei Seiten her gelang es, die Russen zum Rückzug über das Mittelgebirge nach Kasanlik zu zwingen. Suleiman Pascha folgte ihnen und drängte sie Schritt für Schritt in die Balkanpässe zurück. Während der nach Elena und Bebrowa führende Ferditschpaß bald von den Truppen Suleiman Paschas besetzt und dadurch eine Verbindung mit den bei Osman Bazar stehenden Truppen der Donauarmee hergestellt wurde, die in der Folge indessen nicht recht benutzt worden ist, verblieben der Hainköi- und der Schipkapaß den Russen.

Nachdem ein am 16. August unternommener Versuch, den Hainköipaß zu nehmen, abgewiesen worden, besetzte Suleiman Pascha am 18. August Kasanlik, am 19. August das höher gelegene Dorf Schipka und concentrirte seine Hauptkraft gegen den Schipkapaß, der von den Russen mit Zähigkeit vertheidigt wurde. Der erste Angriff erfolgte am 21. August und zwar mit vierzig Bataillonen. Die Russen wichen nicht aus ihrer Position am St. Nikolausberge. Sieben Tage hindurch, vom 21. bis 27. August, wurden von den Türken die Sturmversuche wiederholt. Zwar wurden von ihnen die seitlich gelegenen Höhen genommen und mit Geschützen besetzt; aber die Paßstraße selber, obgleich sie zum großen Theil unter

dem Feuer der türkischen Geschütze liegt, ist bis heute im Besitze der Russen verblieben und auch die Verbindung der Besatzung mit Gabrowa niemals abgeschnitten worden. Es haben diese ab und zu durch eine längere Pause unterbrochenen Angriffe trotz der furchtbaren Opfer an Menschenleben, die sie den Türken gekostet haben, zu keinem Ergebniß geführt. Warum Suleiman Pascha nicht unter Zurücklassung eines Beobachtungscorps bei Kasanlik seine Armee über den ihm zur Verfügung stehenden Ferditschpaß nach Elena und Bebrowa geführt hat, um dadurch die Russen zur Räumung des Schipkapasses zu zwingen, ist unaufgeklärt. Es soll der Kriegsrath zu Constantinopel beschlossen haben, daß der Schipkapaß „um jeden Preis zu nehmen" sei, und der Sultan diese telegraphische Ordre in einem feierlichen Moment eigenhändig unterzeichnet haben. Dadurch erfährt aber nur die Adresse der Frage eine Aenderung, die Frage selber jedoch keine Beantwortung. Die „Kämpfe um den Schipkapaß" bilden die blutigste Episode in dem gegenwärtigen Kriege, die mit dessen sonstigen Ereignissen nur in einem sehr losen Zusammenhange steht. Wir registriren noch den am 17. September unternommenen heftigen Sturmangriff auf die Redoute des St. Nikolausberges, die angeblich einige Stunden lang im Besitz der Türken gewesen sein soll, von ihnen aber später, da sie unter dem Feuer höher gelegener russischer Batterien am König Markoshügel steht, wieder geräumt wurde. Die eine Zeit lang eingestellte Beschießung wurde am 21. September, und zwar unter Zuhülfenahme von Mörsern, wieder erneuert, worauf sie vom 21. bis 27. September fortgesetzt wurde. Wir brechen mit der Berichterstattung bei dem Punkte ab, wo ein Wechsel im Commando eingetreten ist. Suleiman Pascha, der an die Spitze der Donauarmee berufen wurde, ist Anfang October durch Reuf Pascha im Commando der Balkanarmee abgelöst worden.

Ueber den bei Einnahme des Schipkapasses auf türkischer Seite vorgekommenen „Mißbrauch der Parlamentärflagge" und die „Gräuelthaten" der Türken hat der preußische Militärattaché Major von Lignitz, welcher die Expedition des Generals Hurko begleitete, zwei Schriftstücke, datirt Kasanlik, 22. Juli, aufgesetzt, welche in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden sind. Wie dann weiter der „Deutsche Reichsanzeiger" am 25. August mittheilt, hat die deutsche Regierung Veranlassung genommen, auf Grund der ihr vorliegenden amtlichen Berichte über die gegen russische verwundete und gefangene Soldaten von türkischen Truppen verübten Grausamkeiten bei der Pforte die Bestimmungen der Genfer Convention vom 22. August 1864, welcher die Türkei im Jahre 1865 beigetreten ist, in Erinnerung zu bringen. Die übrigen Mächte haben sich dieser Vorstellung angeschlossen. Die Pforte hat angeblich erklärt, daß sie die in Betreff der Genfer Convention ertheilten Instructionen den Truppen wiederholt einschärfen und Uebersetzungen der Convention zur Vertheilung bringen lassen werde. — Auch noch wegen einer anderen Angelegenheit hat, wie hier gelegentlich eingeschaltet werden mag, die deutsche Regierung bei der Pforte Beschwerde erhoben. Der Botschafter Prinz Reuß hat am 29. August eine Note überreicht, welche constatirt, daß zwei der wegen Betheiligung am Morde der Consuln in Saloniki zu fünfjähriger Zwangsarbeit Verurtheilten, die ihre Strafe in Widdin verbüßen sollen, sich seit dem 23. Juli d. J. frei in Saloniki bewegen. Weitere Schritte aus Anlaß dieser Thatsachen, „die der Würde der Pforte und der gegen das Berliner Cabinet eingegangenen Verbindlichkeiten Eintrag thun", hat die deutsche Regierung sich vorbehalten. Auch wegen der fortdauernden Verletzungen der Genfer Convention stehen schärfere Reclamationen in Aussicht.

Die Thatenlosigkeit Abdul Kerim Paschas Angesichts der Ausdehnung der russischen Occupation hatte in Constantinopel, schon bevor dort die Ueberschreitung des Balkans durch den General Hurko bekannt wurde, große Aufregung hervorgerufen. Am 19. Juli wurde Abdul Kerim Pascha seines Postens als Serdar Ekrem enthoben. Ein neuer Serdar Ekrem wurde nicht ernannt. Der Oberbefehl ging der Form nach auf den zum Muschir ernannten Mehemed Ali Pascha (Charles Détroit aus Magdeburg) über, der bis dahin als Befehlshaber im Bezirke Novibazar von Osten her gegen die Montenegriner operirt hatte. Thatsächlich hat Mehemed Ali Pascha nur die Operationen der Donauarmee geleitet. Die anderen beiden Muschire (Feldmarschälle) Suleiman und Osman Pascha verfuhren durchaus selbstständig und betrachteten sich als allein vom obersten Kriegsrath in Constantinopel abhängig, ein Verhältniß, welches dem Ineinandergreifen der Operationen nicht eben förderlich gewesen ist. Mehemed Ali Pascha übernahm am 22. Juli in Schumla das Commando, ohne daß zunächst von seiner Seite die Offensive ergriffen wurde. Das Schwergewicht lag im Westen.

Osman Pascha hatte die in und bei Widdin stehenden Streitkräfte auf ein Minimum reducirt, da für's Erste das Eintreten Serbiens in die Action nicht zu erwarten war, und auch von den Rumänen bei Kalafat keine Gefahr drohte. Durch Verstärkungen, die von Sofia über den Balkan herangezogen waren, sah Osman Pascha sich in den Stand gesetzt, den Russen gegenüberzutreten, bevor diese sich eine richtige Vorstellung von den Vorgängen in ihrer rechten Flanke zu bilden vermocht hatten. So kam es, daß am 20. Juli der russische General v. Schilder-Schuldner, „nichts Böses ahnend", bei Plewna, das er besetzen sollte, auf die ihm überlegene Armee Osman Paschas stieß und von derselben auf's Haupt geschlagen wurde. Dieser Schlag wurde im russischen Hauptquartier zu Bjela sehr schwer empfunden. Man erkannte sofort, daß die russische Armee in Bulgarien nicht stark genug war, um sich gegenüber den plötzlich im Felde erscheinenden türkischen Streitkräften in ihren Positionen behaupten zu können. Da man in seiner Siegesgewißheit eine Reservearmee in Rumänien zu bilden für nicht nöthig gehalten hatte, die Verstärkungen daher aus dem Innern Rußlands herangezogen werden mußten, so waren plötzlich die Rumänen sehr gefragt und stiegen im Course. Die vierte rumänische Division wurde vom Fürsten Karl als Verstärkung erbeten; sie ging bei Nikopoli über die Donau und ihr Commandeur, General Manu, erhielt Anweisung, unter gewissen Fällen mit den Russen zu cooperiren, ohne jedoch dem russischen Obercommando untergeordnet zu werden. Osman Pascha sicherte sich zunächst durch die Besetzung Lowtschas, welches Adil Pascha am 27. Juli erstürmte und gegen einen Angriff der Russen am 30. Juli behauptete, seine rechte Flanke und schuf dann die Höhen um Plewna durch den Bau von Redouten, die zum Theil mit schweren von Widdin herbeigeschafften Positionsgeschützen armirt wurden, allmählich zu einer förmlichen „Feldfestung" um. Am 29. und 30. Juli wurde ein Angriff, den General v. Krüdener mit zwei russischen Armeecorps auf Plewna machte — der Kampf dauerte von neun Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachts — mit ungeheuren Verlusten für die Russen, welche mit Todesverachtung gegen die feuerspeienden Redouten anstürmten, zurückgeschlagen. Der bei Nikopoli stehende rumänische General Manu hatte die geforderte Mitwirkung angeblich mit dem Bemerken, „daß er nur von seinem Fürsten Befehle anzunehmen brauche", abgelehnt. Die Russen gaben diesem Umstande ihre Niederlage Schuld; General Manu wurde seines Postens entsetzt.

In dieser fatalen Lage wurden durch einen Ukas des Kaisers Alexander vom 3. August 188,600 Mann Landwehr erster Klasse unter die Fahnen einberufen und die Mobilmachung des Gardecorps und mehrerer Armeedivisionen angeordnet. Ebenso wurden mit der rumänischen Regierung Unterhandlungen wegen einer zweiten Convention angeknüpft, über deren Abschluß die „Politische Correspondenz" aus Bukarest, 22. August, berichtete. Authentisches ist über den Inhalt dieser Convention nicht bekannt geworden. Es soll dadurch die rumänische Armee, die ein selbstständiger Körper unter des Fürsten Karl Commando bleibt, unter russischen Oberbefehl gestellt, von Rußland dagegen zugesichert worden sein, daß es die fortan für Rumänien erwachsenden Kriegs-

kosten auf seine Rechnung übernehmen werde. Rußland soll ferner die Unabhängigkeit Rumäniens seinerseits anerkannt und sich anheischig gemacht haben, auch die anderen Mächte zur Anerkennung zu vermögen. Im russischen Kriegsrathe wurde es als eine absolute militärische Nothwendigkeit erklärt, Plewna „um jeden Preis zu nehmen". Die unter dem Oberbefehl des Großfürsten-Thronfolger stehende „Rustschuker Colonne" oder Ostarmee wurde angewiesen, sich bis auf Weiteres defensiv zu verhalten. Das Hauptquartier wurde nach Gornji Studen, westlich von Bjela und näher nach Plewna hin verlegt, wobei auch Gesundheitsrücksichten maßgebend gewesen sein sollen.

Berlin, Anfang October 1877. Politicus.

(Schluß folgt.)

Die Genfer Convention, das rothe Kreuz und der rothe Halbmond.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

III.

Die türkische Regierung erklärte schon am 5. Juli 1865 ihren Beitritt zur Genfer Convention und war sogar auf drei Congressen, 1867 in Paris, 1868 in Genf und 1874 in Brüssel, vertreten, während z. B. Griechenland, der christliche Nachbar der Türkei, erst 1873 beitrat und nur auf einem Congresse, auf dem Brüsseler 1874, vertreten war. Es scheint aber nicht, daß im Schoße der türkischen Behörden oder seitens der türkischen Armeeverwaltung irgend etwas zur Ausführung der Convention geschehen ist. Denn erst elf Jahre nach dem Beitritt gewann die Türkei die Ueberzeugung, daß für eine mohamedanische Regierung das christliche Kreuz doch eigentlich kein passendes Emblem sei. Sie setzte daher den rothen Halbmond an die Stelle des rothen Kreuzes und machte davon, durch Schreiben des Safvet Pascha vom 16. November 1876, Anzeige bei dem Schweizer Bundesrath, welcher conventionsmäßig als Centralstelle, oder richtiger als Briefträger und Vermittelungsorgan zwischen den Regierungen fungirt. Zugleich bat Safvet Pascha, die der Convention beigetretenen Regierungen von dieser Vertauschung des Emblems in Kenntniß setzen und deren Zustimmung einholen zu wollen, indem er die Versicherung beifügte, daß die Türkei in allen übrigen Punkten den Vorschriften der Convention auf das Gewissenhafteste nachkommen werde. Rußland hat „für den bevorstehenden Krieg" den rothen Halbmond im weißen Feld als schützendes Zeichen anerkannt. Die übrigen Conventionsregierungen, welche der Schweizer Bundesrath, dem türkischen Ersuchen entsprechend, aufgefordert hatte, die Anerkennung und Respectirung des Halbmondes — nicht etwa blos für den bevorstehenden Krieg, sondern ohne jede zeitliche und örtliche Beschränkung, also ein für allemal — auszusprechen, scheinen jedoch entweder gar nicht oder nur spärlich oder verspätet geantwortet zu haben. So viel ich ermitteln konnte, haben nur Deutschland, England und Montenegro ausdrücklich zustimmende Erklärungen abgegeben. Ein Beweis, wie lose das Band geschlungen ist, und wie sehr es an jeder Organisation fehlt.

In Constantinopel hat sich zu Beginn des russisch-türkischen Krieges eine Hülfsgesellschaft „Medjuhini askérié iané djémiéti" gebildet, welche, laut des von ihr am 26. Februar 1877 erlassenen Circulars, als Schutzzeichen ebenfalls „le croisant rouge sur fond blanc" adoptirte und sich im Uebrigen strict auf die Grundlage der Genfer Convention gestellt hat.

Als bekannt setze ich voraus, daß während des gegenwärtigen russisch-türkischen Krieges von Rußland Beschwerden gegen die Türkei wegen Verletzung der Genfer Convention erhoben worden sind und zu einer Reclamation seitens des deutschen Reiches geführt haben, welcher Reclamation eine ganze Anzahl europäischer Regierungen beigetreten ist, einige derselben jedoch mit der Maßgabe und unter der Voraussetzung, daß bei einer Untersuchung der russischen Beschwerden auch eine solche der in gleicher Richtung von den Türken gegen die Russen erhobenen Gravamina, welche nicht nur in den Berichten von Zeitungsreportern, sondern auch von diplomatischen Agenten, z. B. in den Berichten des englischen Gesandten Layard an Lord Derby (d. d. Therapia, 24. Juli 1877 und vom 3. August 1877 und des Consul Reade an Layard (d. d. Schumla, 23. Juli 1877 und vom 28. ejusd.) ihre Bestätigung finden, eintreten werde.

Weniger bekannt ist, daß auch schon im Jahre 1876 während des Krieges zwischen den Türken auf der einen und den Serben und Montenegrinern auf der anderen Seite ähnliche Reclamationen stattgefunden haben. Während, wie bemerkt, die Türkei schon zwei Lustra früher der Genfer Convention beigetreten war, erfolgte der Beitritt von Serbien am 24. März 1876 und der von Montenegro am 29. November 1875 — also ad hoc, d. h. unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges, welchen Serbien und Montenegro gleichzeitig gegen Ende Juni 1876 den Türken erklärten. Als der Schweizer Bundesrath den Vertragsmächten den Beitritt von Serbien und Montenegro anzeigte, erfolgte dagegen ein Protest seitens der hohen Pforte; dieselbe erklärte, die Serben seien ihre Unterthanen und Montenegro stehe zu ihr in dem Verhältniß eines Vasallen, folglich seien beide Völkerschaften in dem von den Türken am 5. Juli 1865 erklärten Beitritt bereits mitinbegriffen, die neuerdings von dem Fürsten Milan in Belgrad und von dem Fürsten Nikolaus in Cettinje abgegebenen Beitrittserklärungen seien daher ohne alle Bedeutung und als nicht erfolgt zu betrachten.

Der türkische Protest war offenbar unbegründet hinsichtlich Montenegros. Allerdings behauptet die hohe Pforte noch bis zum heutigen Tage, Montenegro bilde einen integrirenden Bestandtheil des ottomanischen Reiches. Allein da die Türkei schon seit lange thatsächlich außer Besitz von Montenegro, und im Jahre 1858 der unter Mitwirkung der Pariser Vertragsmächte vorgenommenen „Délimitation" Montenegros beigetreten ist, so hat jene bloße Behauptung nicht die geringste völkerrechtlich-reale Bedeutung. Montenegro ist ein souveräner, von der Türkei unabhängiger Staat und ist auch seit 1858 von den europäischen Mächten als solcher angesehen und behandelt worden.

Nicht ganz so klar liegt die Sache hinsichtlich Serbiens. Die Serben sind der Türkei tributpflichtig, dem Hause Obrenowitsch ist zwar die erbliche Fürstenwürde seitens des Sultan übertragen, aber als Souverän ist es nicht anerkannt; die Türkei hat niemals ihrer Oberherrlichkeit (suzeraineté) irgend etwas vergeben; der jetzt regierende Fürst von Serbien Milan Obrenowitsch IV. hat noch im Jahre 1874 dem Padischah Abdul Aziz in Constantinopel seine Aufwartung gemacht. Die Türken erblickten darin die Huldigung eines Vasallen, und Fürst Milan hat nicht widersprochen.

Diesem staatsrechtlichen Verhältniß steht nun aber die brutale Thatsache entgegen, daß Serbien eine eigene Armee hat, welche dem Commando des Padischah entzogen ist und durchaus nicht einen Bestandtheil des ottomanischen Heeres bildet. Diese serbische Armee nimmt nicht Theil an den Kriegen des Sultans. Während des Krimkrieges hat Serbien eine stricte Neutralität eingehalten. Die Russen haben es deshalb damals mit Vorwürfen überhäuft, die Türken nicht. Wenn Jemand, d. h. irgend eine dritte Macht, den „Vasallenstaat" Serbien mit Krieg überzieht, ist dann die Türkei Kraft ihrer „Suzeraineté" verpflichtet, ihm zu Hülfe zu eilen? Darf Serbien ohne Zustimmung des „Suzerain" einem anderen Lande den Krieg erklären? Wenn Serbien die Waffen erhebt wider die Türkei, ist das Krieg oder Rebellion? Ueber alle diese Fragen läßt sich discutiren; und sie sind in der That unter den Interessenten noch heute bestritten.

IV.

Wichtiger als alle jene Controversen, welche ihren Ursprung in der Unklarheit des Verhältnisses zwischen der Türkei und Serbien haben, eines Verhältnisses, welches de jure einen staatsrechtlichen und de facto einen blos internationalen Charakter hat, ist die andere Frage: Verpflichtet die Genfer Convention blos gegenüber den übrigen Vertragsmächten, oder verpflichtet sie schlechtweg, also auch im Krieg mit einer Macht, welche der Genfer Convention noch nicht beigetreten ist, oder welche geradezu, bei Beginn des Krieges und während desselben, den Beitritt verweigert, — nicht blos mit Worten weigert, sondern auch durch Thaten, indem sie geflissentlich das Gegentheil von dem thut, was die Convention vorschreibt? Verpflichtet die Convention nur gegenüber auswärtigen Feinden, oder auch gegenüber rebellirenden Unterthanen, welchen die bisherige Theorie noch niemals das „Kriegsrecht" zugestanden hat? Verpflichtet sie also auch z. B. gegenüber einem aufständischen Vasallenstaat, dessen Feindseligkeiten von dem Lehnsherrn nicht als „Krieg", sondern als Felonie und Treubruch, als Rebellion und Verrath betrachtet werden?

Alle diese Fragen sind 1876 aus Anlaß des serbischen Krieges discutirt worden. Bekanntlich unterlagen die Serben den türkischen Waffen; sie führten nun Beschwerden über die türkischen „Horrors" — Horrors, welche die Serben ohne Zweifel selbst verübt haben würden, wenn sie siegreich gewesen wären. Der serbische „Minister der auswärtigen Angelegenheiten" reclamirte bei den in Belgrad beglaubigten diplomatischen Agenten der europäischen Mächte wegen Verletzung der Genfer Convention durch die auf türkischer Seite kämpfenden Tscherkessen und Baschi-Bozuks. Die Türken vermochten kaum zu leugnen, daß diese Leute arge Excesse begangen, und zogen dieselben von dem serbischen Kriegsschauplatze zurück, oder versprachen wenigstens, dies zu thun; gleichwohl führte der bekannte russische General Tschernajeff noch im Anfang October lebhafte Beschwerden bei dem serbischen „Minister der auswärtigen Angelegenheiten" wegen schlechter Behandlung verwundeter und gefangener Serben durch die Türken. Siehe die Actenstücke in dem „Bulletin international" (Genève, B. Soullier, cité 19—21), 7. année, Nr. 28, Octobre 1876, pag. 237 u. ff. Es geht indessen aus den Verhandlungen nicht hervor, ob die Verwundeten der serbischen regulären Armee angehörten. Auch reicht die Autorität jenes etwas abenteuerlichen russischen Generals, der den Fürsten Milan zum „König der Serben" ausrufen ließ, schwerlich aus, um die im Uebrigen durch nichts unterstützten Behauptungen zu bewahrheiten. Wir wollen sie daher vorerst dahingestellt sein lassen.

Die Serben wandten sich auch an das „Internationale Comité" in Genf mit der Bitte, bei der Pforte energisch einzuschreiten. Dies beruhte auf einer gänzlichen Verkennung der Stellung dieses Comités, das nur einen Vereinigungspunkt für die Hülfsgesellschaften der einzelnen Länder abgibt, einen wesentlich privaten Charakter hat und keinerlei völkerrechtliche oder staatsrechtliche Autorität, geschweige denn Executive besitzt. In Ermangelung einer solchen glaubte das Comité wenigstens seiner Ansicht Ausdruck geben zu müssen. Es that dies in der Abhandlung „Les destinées de la convention de Genève pendant la guerre de Serbie" (Genève 1876, B. Soullier). Es nimmt darin Partei für die Serben und stellt bedenkliche oder wenigstens bestrittene Rechtgrundsätze auf.

„Mit der Genfer Convention", so sagt das Comité, „verhält es sich nicht, wie mit einem Handels- oder Postvertrag; ihr Text enthält nirgends eine Beschränkung auf die vertragschließenden Staaten, vielmehr sind ihre Artikel ganz allgemein gefaßt, sie enthalten Regeln, welche allgemeine Gültigkeit, nicht blos eine solche für die Signatäre unter sich, beanspruchen, Regeln, welche unter allen Umständen zu beobachten sind; es handelt sich um ein humanitäres Glaubensbekenntniß, um ein Gesetz der öffentlichen Moral, das man nicht beliebig oder nach Umständen gelten lassen oder verleugnen kann. Wenn also schon in einem internationalen Krieg ein jeder beigetretene Staat der Convention nachleben muß, mag der Gegner sein, wer er wolle, um wie viel mehr nicht in einem inneren Kriege? Wäre es denn nicht ein Unsinn, sich das Recht beilegen zu wollen, seine Landsleute unbarmherziger behandeln zu dürfen, als die Fremden?"

Gewiß, diese Auseinandersetzung ist gut gemeint, aber sie enthält eben so viel Irrthümer als Worte.

Wenn ein Mönch das Gelübde der Armuth und der Keuschheit seinem Gott und seinem Orden abgelegt hat, so hat er dasselbe gegenüber einem Jeden und unter allen Umständen zu halten. Wenn aber ein Staat einen Vertrag mit anderen Staaten schließt, so kann nur ein Mitcontrahent Rechte daraus herleiten, nicht aber ein beliebiger Dritter. Dieser Satz steht wissenschaftlich außer Zweifel. Er ergibt sich aus der rechtlichen Natur des Staatsvertrags. Allerdings steht er nicht expressis verbis in der Genfer Convention, allein man wird ihn eben so wenig in irgend einem anderen Staatsvertrage finden, von welchem doch Niemand bestreitet, daß er nur zwischen den Contrahenten Rechte und Pflichten erzeuge. Man schreibt diesen Satz überhaupt nicht in die Verträge, aus dem einfachen Grunde, weil er sich vollkommen von selbst versteht. Der Staat als solcher kann weder einen Moralcodex aufstellen, noch Glaubensbekenntnisse oder Ordensgelübde ablegen; dies liegt vollkommen außerhalb seines Wesens und seiner Zwecke.

Es würde unbegreiflich sein, wie das Genfer „Comité international de la croix rouge" in solche Irrthümer sich verirren konnte, wenn nicht einestheils der Eifer für eine an sich lobenswerthe Absicht manchmal zu solchen Täuschungen führte, und wenn nicht andererseits die eigenthümliche, fast möchte ich sagen saloppe Form des Vertrages dergleichen provocirte.

Es ist die bloße „Beitrittserklärung", welche irre führt. Die „Convention von Brandenburg" und die anderen Specialverträge, von welchen ich unter Abschnitt II. gesprochen, sind zwischen den Bevollmächtigten der Souveräne geschlossen, die einander wechselseitige Garantien gaben, den Vertrag, wie es dort heißt, „unverbrüchlich zu halten". Es handelte sich also da um einzelne zwischen bestimmten Contrahenten formell und ad hoc abgeschlossenen Specialverträge. Etwas Anderes sind jene internationalen Verträge, welche bleibende und generelle Vorschriften aufstellen oder dauernde Institutionen für Viele schaffen. Ein solcher Vertrag war z. B. der des deutschen Zollvereins, welcher gegenwärtig, abgesehen von dem Großherzogthum Luxemburg, durch die Verfassung des deutschen Reiches absorbirt ist. Allein auch hier genügte nicht eine bloße Beitrittserklärung, vielmehr wurde zwischen den Staaten, welche bereits beigetreten waren, und demjenigen, welcher neu beitrat, ein förmlicher neuer Vertrag abgeschlossen, welcher die Modalitäten des Beitritts und die sonstigen wechselseitigen Rechte und Pflichten regelt. Bei der Genfer Convention dagegen genügt eine bloße Beitrittserklärung, ohne daß dieselbe von den dem Verein bereits angehörigen Staaten förmlich acceptirt wird. Eine Zustimmung derselben wird überhaupt nicht gefordert. Ein Protest gegen den Beitritt ist, den unter Abschnitt III. erörterten Fall ausgenommen, bis jetzt nicht erfolgt. Dieser Protest ist unerledigt geblieben, weil bei der mangelhaften Verfassung der ganzen Einrichtung weder irgend eine competente Stelle, durch welche, noch Formen und Proceduren, nach welchen entschieden werden könnte, existiren. Hat ja doch sogar die Pariser „Commune" die Wohlthaten der Genfer Convention für sich in Anspruch genommen und ihren Beitritt erklärt, ohne daß Jemand da war, der sie aufgenommen oder zurückgewiesen hätte!

Ich werde auf diese Mängel der Vertragsform und der Einrichtung noch einmal zurückkommen müssen. Hier genügt es mir, darauf aufmerksam zu machen, daß diese formellen Mängel die Quelle bilden, aus welcher die irrige Ansicht entsprungen, der Vertrag sei ein Glaubensbekenntniß oder gleich-

sam ein in's Blaue hinein gerichtetes „Diesen Kuß der ganzen Welt!" Eine Realisirung dieser Absicht ist praktisch unmöglich. Man denke sich etwa folgenden Fall:

Ein Staat, welcher der Convention beigetreten, führt Krieg gegen einen Staat, der dies nicht gethan hat. Der Nichtconventionsstaat hat das Recht, Kriegsgefangene als Rebellen zu tractiren, auf Ambulanzen und Lazarethe zu schießen, das Sanitätspersonal als Feind zu behandeln u. s. w., und er wird von diesem Rechte Gebrauch machen gegenüber dem Conventionsstaat, welcher alles das nicht darf. Würde nicht die Kriegführung des Conventionsstaates darunter leiden? Würden nicht seine Reihen gemieden werden von den Aerzten, dem Sanitäts- und Hülfspersonal, weil diese Personen hier allen Gräueln des Krieges ausgesetzt wären? Würde nicht der Nichtconventionsstaat (und seine Armee) Nutzen daraus ziehen, daß bei ihm das Sanitätswesen einen Schutz genießt, welchen er dem Gegner verweigert? Würde nicht der Conventionsstaat für seine Unterwerfung unter die Grundsätze der Humanität bestraft sein und der Nichtconventionsstaat für die Verleugnung und Verletzung derselben eine Belohnung erhalten?

Noch unhaltbarer als diese „Glaubensbekenntniß"-Theorie ist die von der Gleichstellung des internationalen und des inneren oder des Bürgerkrieges, von der Gleichberechtigung des äußeren und des inneren Feindes, des Krieges und der Rebellion. Der kriegführende Staat verletzt keine staatsrechtlichen Pflichten. Für den Austrag einer internationalen Differenz gibt es keine Proceßordnung und keine Gerichte; es bleibt daher nichts übrig, als der Appell an die Waffen. Bei einer internen Differenz zwischen Bürgern des nämlichen Landes aber bestehen Gerichte, Proceduren, Grund- und Verfassungsrechte, welche Abhülfe verheißen; der Appell an das Schwert ist also nicht statthaft. Vor dreihundert Jahren durften die deutschen Fürsten Bündnisse mit dem Auslande abschließen und Krieg führen; ja, sie führten Krieg und schlossen Frieden sogar mit dem Kaiser. Wer heute dasselbe unternimmt, ist ein Rebell gegen Kaiser und Reich. Man wird ihn als Rebellen behandeln und ihm nicht die Rechte der Genfer Convention zugestehen. Denn die Verfassung gewährt ihm friedliche Mittel, seine Rechte geltend zu machen und seine Beschwerden zum Austrag zu bringen. Die erste Pflicht des Staats ist die der Selbsterhaltung gegen äußere und innere Feinde. Für die äußeren hat er als Mittel den Krieg, für die inneren das Strafrecht. Er kann das Letztere mit der Genfer Convention nicht vertauschen. Denn das hieße das Verbrechen wider den Staat privilegiren und aus der Humanität gegen Feinde eine Grausamkeit gegen Freunde machen.

Fast scheint es, die Herren Moynier und Genossen haben bei ihrer Ausführung an die bekannten Schweizer-Putsche gedacht. Und es ist ja wahr, wenn sich Basel-Stadt und Basel-Land von einander trennen, oder wenn, wie im März 1839 in Zürich, ein „Straußenkrieg" ausbricht, so ist das ja weiter kein Unglück; aber in einem großen Staat gehören nun einmal Rebellionen nicht zu den harmlosen oder gar spaßhaften Dingen.

Endlich beruft sich das Genfer Comité noch darauf, daß ja Preußen im Jahre 1866 die Genfer Convention beobachtet habe gegenüber Oestreich und dessen Alliirten, welche derselben noch nicht beigetreten waren. Das ist wahr. Allein es beweist nichts. Denn Preußen handelte hierbei durchaus freiwillig und nicht in Erfüllung einer Zwangs- oder Vertragspflicht, welche ihm den gedachten Feinden gegenüber nicht oblag. Die einseitige Beobachtung der Vorschriften der Genfer Convention durch die Preußen während jenes Krieges, welcher, nachdem er kaum begonnen, auch schon entschieden war, ist ein vollkommen freiwilliger Act der Sittlichkeit, der Humanität und der Mäßigung. Nicht minder aber auch ein Act politischer Klugheit, welcher bei der weiteren Entwickelung unseres Verhältnisses sowohl zu der östreichisch-ungarischen Monarchie, als auch zu den damals noch „feindlichen Brüdern" in Deutschland seine reichlichen und wohlverdienten Früchte getragen. Dieser rein spontanen Entschließung der preußischen Regierung und Armeeleitung den Stempel der Erfüllung einer Zwangspflicht aufdrücken zu wollen, wie es das Genfer „Comité international" beabsichtigt, ist nichts als ein Versuch, dieselbe ihres hohen Verdienstes zu entkleiden.

Es scheint denn auch, das Genfer Comité hat mit seiner Glaubensbekenntnißdoctrin keinen Beifall gefunden. Die Mächte des Pariser Friedens, unter dessen Garantie Serbien gestellt ist, haben allerdings bei der Pforte reclamirt, allein sie stützten ihre Reclamationen wegen der von den Tscherkessen und Baschi-Bozuks verübten Grausamkeiten nicht auf die Genfer Convention, welcher die Türkei am 5. Juli 1865 und ihr Vasallenstaat Serbien erst am 24. März 1876 beigetreten war, sondern auf den Pariser Frieden, welcher die Türkei „zur Theilnahme an den Vortheilen des europäischen Concerts und Völkerrechts" zuließ und ihr damit auch die entsprechenden Verpflichtungen auferlegte, also auch die Verpflichtung, das auf Observanz (nicht auf Vertrag) beruhende allgemeine Völkerrecht des Kriegs zu respectiren. Damit haben die Mächte der Auffassung des Genfer Comités ihre Anerkennung verweigert.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Vom Kriege.

... Dreizehn Mann todt ...

Nix von den Krieg. — Bi Varna blot
Hört man, en lütt Gefecht,
Ganz unbedüdend, dörtein dot,
As de Depeschen seggt.

Man dörtein! — denk ik — dörtein Mann!
Dat is — in Bruch — wovel
Von so vel Dusend? — Doch ik kann
Nich seggn jüs, wat för'n Deel.

En Dutz un Een — nu ja, dat is
So vel, as ik — un du —
Min Broder — min ol Vader — jüs —
Min Kinner un min Fru.

Herrgott! — Un dat in een Gefecht! —
Un in en lütt! — Herr Gott,
En lütt! — as de Depeschen seggt —
Man dörtein Minschen dot!

Un weern dat Se, weern't ik — un du —
De Kinner — weern dat se —
Weern dat min Leefsten un min Fru
Wo blev de Angst un Weh!

Ja, weer dat, öwer't Dutz, de Een —
Un weer't min jüngste Gör —
Wer meet de Thranen, de wi ween'n,
Wer dacht de Smarten dör!

Wenn dat nu in de Dusend ritt —
Wo is en Kul, so grot,
För all wat Menschenhart vergütt
An hitte Thra'n un Blot!

Un list du nu wat schreben steit,
Wat Zar un Kaiser schrev:
So is dat för de Christenheit
Un rein ut Menschenlev!

De Eer kunn still stan! — Doch de Welt
De geit ehrn olen Gang;
De Menschen bu'n dat blödige Feld,
De Vageln sing'n ehrn Sang.

Klaus Groth.

lütt klein. Deel Theil. man nur. Gör Kind, engl. girl. meten messen, meet mäße. Smarten Schmerzen. Kul Grube. hitt heiß. rein nur, gänzlich. Eer Erde. bu'n bauen, bebauen.

Memoiren einer Idealistin.*)

Es ist ein eignes Buch, diese „Memoiren einer Idealistin", worüber es schwer fällt, auf dem Raum von nur wenigen Zeitungsspalten eine zugleich eingehende und gerechte Besprechung zu liefern. Und doch bin ich veranlaßt worden, einmal das Urtheil einer Frau darüber abzugeben, nachdem seither nur Männer ihre Kritik an demselben geübt. Das Buch erfreut sich eines ungewöhnlichen Erfolgs, trotz mancher, neben den lobenden, recht wegwerfender Besprechungen. Dabei ruht der Schwerpunkt der Memoiren durchaus nicht auf sensationell geschilderten Thatsachen, vielmehr auf den darin ausgesprochenen Gedanken. Worin liegt nun das Gewinnende, Fesselnde, worin das zum Widerspruch Reizende dieses Werkes? Mich dünkt, wir finden die Antwort gleich in der Widmung desselben, in welcher die Tochter der Aristokratie nach Erringung der eignen Emancipation von der traditionellen Autorität der Fürstenmacht von Gottes Gnaden, von der Autorität der christlichen Kirche und der der Familie, im Gedanken an den Tag, an welchem solche Emancipation der Frau auch im Großen und Allgemeinen eine vollendete Thatsache sein wird, ihre Memoiren „vorzüglich den ausgezeichneten Frauen widmet, die mit an der Emancipation der Frau arbeiten". Ein Buch, das nach Theorie und Leben die Emancipation der Frau vertritt, und dies mit vielem Geist und vielem Gemüth, muß ebensoviel Widersacher als Freunde gewinnen. Dazu ist die Idealistin ein Kind der Revolution, und geht wie diese über das Gerechtsame ihrer Forderungen hinaus. Es tritt uns in ihr eine Verkörperung des Zeitgeistes entgegen, mit all seiner exaltirten Unruhe, die, nirgend in dem Gebotenen Befriedigung findend, stets darüber hinausstrebt und in leidenschaftlichem Verlangen nach dem Ideal alle Schranken durchbricht, ohne das Ziel des Strebens, ohne das Ideal erreichen zu können. Daher das Gewinnende, daher das zum Widerspruch Reizende in diesen Memoiren.

Die Verfasserin wurde im Schoße einer angesehenen adeligen Familie geboren, die zugleich mit dem Regentenhause des Landes eng verbunden war. Eine Revolution ertrotzte auch im Fürstenthum H. eine freisinnigere Verfassung; der Fürst aber ging in ein freiwilliges Exil, wohin ihm Herr v. M., Malwidas Vater, folgte. Dies wurde die Veranlassung, daß auch die Familie M.s ein zeitweiliges Wanderleben führte. So erhält Malwida v. M. schon früh die verschiedenartigsten Eindrücke und wird zu manchem ersten Nachdenken hingeleitet, selbst über die bestehenden staatlichen und socialen Verhältnisse, die ihr bereits nicht idealisch erscheinen. Indeß erfordert die Erziehung der Kinder, daß die Familie wieder einen festen Wohnsitz nehme, und sie wählt zu solchem die kleine nordische Residenz D. Hier findet bei dem ersten Geistlichen der Stadt die Confirmation der jüngern Töchter statt. Unsere Idealistin vermag aber auch in der Religion kein Ideal zu finden, vielmehr entfernt sie sich immer sceptischer von der Kirche und ihrem Gottesdienste. Um so heftiger steigert sich ihre unruhvolle Sehnsucht nach Erstrebung eines andern Ideals, welches ihrem Leben befriedigenden Inhalt zu verleihen vermöge. Seit früher Kindheit hat sie eine Art Heroencultus getrieben, hauptsächlich der Verehrung der griechischen Helden gewidmet: sollten nicht auch in der Gegenwart göttergleiche Existenzen sich finden lassen, berufen, der übrigen Menschheit Erleuchtung in die Nacht der Zweifel zu bringen?! Im Badeorte W. lernt Malwida v. M. in einem russischen Diplomaten eine Persönlichkeit kennen, für die ihr Herz in erster Liebe erglüht. Die Vermögensverhältnisse gestatten jedoch keine Verbindung, und der Russe „weiß beim Scheiden, daß er ein tiefes Weh hinter sich läßt". Die Familie verbringt den nächsten Winter in „einer großen Stadt Deutschlands", wo es Malwida v. M. gewährt ist, bei einem der bedeutendsten Maler Stunden zu nehmen. Ihr ganzes Sein geht nun im künstlerischen Schaffen auf, in welchem sie jetzt das Ideal ihres Lebens zu finden meint. „Herzzerreißend ist deshalb ihr Schmerz", als sie diesen weihevollen Studien entsagen muß, um in die kleine nordische Residenz zurückzukehren. Ihr ist noch Härteres beschieden, indem ein eintretendes Augenleiden sie zwingt, der Malerei ganz zu entsagen. Erst murrt sie gegen das Schicksal; doch entdeckt sie ein gewaltigeres Mittel, dem Ziele ihres Lebens zuzueilen, als Religion und Kunst es gewesen wären, nämlich die Theilnahme durch Gedanken und That am Fortschritt der Menschheit: „Ich verließ die Specialität, um in das Bereich der Fragen auf der ganzen Leiter des menschlichen Daseins einzutreten. Aber wie immer, so verlangte ich auch hier, sogleich von der Theorie zu den Consequenzen überzugehen." Sie beginnt die Armen zu besuchen u. s. w. In diese Zeit fällt die Rückkehr des Candidaten Th. A., Sohn des erwähnten ersten Geistlichen zu D., nach absolvirten Universitätsjahren in das elterliche Haus und Malwidas v. M. nähere Bekanntschaft mit ihm. Ihr Schicksal war entschieden. Unsere Idealistin wird widerstandslos fortgerissen auf der Bahn, die Th. A. für sich selbst erwählt hat. Bald ist ihr Verhältniß dem ganzen Städtchen kein Geheimniß mehr und wird vielfach bekrittelt. Frau v. M. aber, die stets der liberalen Gesinnungen gepflegt und in deren Haus von jeher Maler, Musiker, Schauspieler Zugang gehabt, also, daß es scherzweise die „Künstlerherberge" genannt wurde, sie zeigt sich bereit, dem Glück ihres Lieblingskindes alle Standesvorurtheile zu opfern, und erbietet sich, für Th. A. eine Anstellung zu erwirken, die der Liebenden Verheirathung ermöglicht. Da weist Malwida dies zurück. „Denn", sagt sie, „der Gedanke an die geringste Verpflichtung, an das mindeste äußere Band bei einer Neigung, die auf Allem, was heilig und schön in uns war, beruhte, war mir zuwider." — Ich kann mich hierbei des Zweifels nicht erwehren, daß zur Zeit, mehr noch als solche Ueberschwenglichkeit, die Scheu vor dem entschiedenen Austritt aus den bevorzugten Standesverhältnissen diese Erklärung dictirte. Es ist etwas ganz Anderes um den Bruch mit den eigenen Vorurtheilen, als um die Aufgabe des seither unter der Aegide dieser Vorurtheile zur süßen Gewohnheit gewordenen Daseins. — Erst nach erfolgter Trennung von dem Freunde wächst mit dem Vermissen Malwidas Liebe bis zur vollkommenen Beherrschung ihres Seins und Handelns und bis zur vollständigen Entwickelung der Demokratin in ihr. Das ereignißvolle Jahr 1848 aber mit seinen schwärmerischen Freiheitshelden und deren erschütternden Kämpfen und Leiden, und mit der darauf folgenden Reaction der Selbstsucht und Bornirtheit, es vollendet Malvidas v. M. innere Emancipation und drängt, diese nach Außen zu vollenden. Inzwischen erfährt sie, daß, während ihre Liebestreue keinem Wandel zu unterliegen vermag, Th. A. ihr die seinige gebrochen, um die neue Neigung einer neuern, diese einer neuesten und letztere einer allerneuesten zu opfern. Sie leidet namenlos darunter — verzeiht ihm aber und will fortan nichts weiter, als ihm Freundin sein. Solche Gestaltung eines von der M.'schen Familie ohnehin mißbilligten Verhältnisses trägt nothwendiger Weise dazu bei, den Conflict der entgegengesetzten Ansichten zu schärfen. Das Zusammenleben

*) 2. Aufl. 3 Bde. Stuttgart 1877, Auerbach.

mit ihren Angehörigen wird endlich Malwida unerträglich, und sie beschließt zu gehen. An der von Gesinnungsgenossen neu gegründeten Hochschule zu H. findet sie Aufnahme und befriedigende Thätigkeit. Hier trifft sie noch einmal für kurze Zeit mit Th. A. zu gemeinsamem Wirken zusammen. Die Bethätigung ihrer Liebe war ihm überall gefolgt und begleitet ihn ferner. Sie hatte freundliche Ueberraschungen ersonnen, welche die Monotonie seines Gefängnißlebens unterbrachen; sie vermittelte seine Anstellung an der Hochschule, und sie sucht ihn später in der Einsamkeit und Verlassenheit seines letzten schweren Krankseins auf. Kaum hat sie jemals ein Bedenken ihrer Liebe gegenüber gehabt; ein mögliches letztes schwindet Angesichts des den Freund bedrohenden Todes. Hier waltet die heilige, selbstvergessene Liebe, die ihr höchstes Glück im Dienste des Geliebten findet. Wer solche Liebe in den Staub zu ziehen vermag, spricht sich selbst das Urtheil. Leider gibt es aber gar Viele, die in ihrer eigenen Gefühlsrohheit sie nicht zu begreifen vermögen, und deshalb ist es nicht gut, solches Heiligthum aus des Herzens Schrein herauszuholen in die Oeffentlichkeit, wo es aller Frivolität preisgegeben ist. Ein reineres Verständniß fehlt ihr noch, wie mit dem sterbenden Freunde auch ihres Lebens reichster Inhalt dem Tode verfällt. Als sie ihn verlassen muß, als sie Abschied „für immer" von ihm genommen und folgenden Tages in der kalten, grauen Dämmerung den Zug besteigt, der sie nach H. zurückbringt, da klagen wir mit ihr: Was bleibt Dir noch übrig in dieser Welt? und finden mit ihr keine tröstlichere Antwort als: „Gut zu sein." — Bald darauf erfolgt die Auflösung der Hochschule zu H., wonach Malwida v. M. sich nach Berlin begibt, das sie wieder auf Rath der Polizei verlassen muß. Sie flüchtet nach England, wo nun für sie in Wahrheit ein Leben der Arbeit um die Existenz beginnt. Nicht, daß nicht Mutterliebe und Geschwisterliebe stets bereit gewesen wären, ihr beizustehen; Malwida v. M. mochte aber keine Hülfe von denen annehmen, die sie so tief betrübt hatte. In England angelangt, klopft sie zuerst an G. Kinkels Thür, zagend, zweifelnd, findet aber bei der Familie den herzlichsten Empfang und allen gewünschten Rath und Beistand zum Beginn der Existenz einer Privatlehrerin. Als solche lernt sie das englische Familienleben kennen, freilich zunächst vom schoolroom und der nursery aus, und deshalb von seiner wenigst ansprechenden Seite. Andererseits wird sie mehr und mehr in den verschiedenen Kreisen der Emigration bekannt und tritt vielen der bedeutendsten Persönlichkeiten derselben freundschaftlich nahe, wie Carl Schurz, dem berühmten Befreier Gottfried Kinkels aus der harten Gefangenschaft zu Spandau, der Livländerin Frau v. B., dem Russen Alexander Herzen, dem Ungarn Pulszky, dem Franzosen Barthélemy, dem Polen Worcell, vor Allen aber Mazzini, den sie uns als einen der edelsten und liebenswürdigsten Charaktere schildert. Auch werden von verschiedenen dieser Demokraten Versuche gemacht, Männer des Volks zu den Bestrebungen für sein Wohl heranzuziehen und Malwida v. M. betheiligt sich mit an denselben. In nächste Beziehung tritt sie aber zu Alexander Herzen, dessen Familie sie als die „Familie ihrer freien Wahl" erkürt, indem sie die Erziehung von Herzens Töchtern übernimmt. Drei Jahre weilt sie im Herzen'schen Hause, da führt der Besuch eines Alexander Herzen befreundeten russischen Ehepaars ihren Austritt herbei, indem sie in Anbetracht ihrer Erziehungstheorien öfter mit der russischen Dame in Conflict geräth und letztere Herzen dahin beeinflußt, daß er lieber die Idealistin als seine Landsmännin ziehen läßt. Das sind nun wieder unsagbare Kämpfe, die Malwida durchzumachen hat. Ein höchst charakteristischer Zug ist es dabei, daß sie in ihren Grübeleien über die Veranlassung zur Trennung es dahin bringt, sich selbst alle Schuld zuzuschreiben, nun sich aber auch gleich versichert fühlt, Herzen werde, nachdem sie ihm dies brieflich eingestanden, sie mit tausend Freuden zurückrufen. Herzen antwortet ihr sehr dankbar für ihre stets zur Selbstverleugnung bereite Freundschaft, wünscht jedoch den status quo zu erhalten. Ihr Freund Damogès schreibt aber: „Wenn die Hingebung bis zur Aufopferung des legitimen Selbstgefühls, des individuellen Stolzes geht, so bleibt sie zwar noch edel, aber sie ist unnatürlich; sie ist in Gefahr, das Grundgesetz der Natur, die Erhaltung der Persönlichkeit zu zerstören." Damogès hat Recht. In dieser jedesmaligen vollständigen Hingabe ihres Seins an die ihrem Herzen theure Persönlichkeit liegt etwas, was den Stolz eines andern Weibes empört. Mag die Liebe des Weibes noch so selbstlos und opferwillig sein, sie muß sich vor dem Schein der Aufdringlichkeit hüten, damit nicht die Weiblichkeit verletzenden Angriffen preisgegeben werde. Bezüglich des erwähnten Falles wird es uns zur wahren Wohlthat, Malwida v. M. später die Genugthuung widerfahren zu sehen, daß Herzen sie bittet, die Erziehung der Töchter wieder zu übernehmen. Ihrer geschwächten Gesundheit wegen war sie nach Paris gegangen, wo sie sich mit Richard Wagner befreundet hatte. Hierher holt sie sich nun ihren Liebling Olga und lebt fortan dem Kinde, der Kunst und der Philosophie, worüber sie sich also äußert: „Ich hatte das Ziel und die Pflicht gefunden, denen fortan mein persönliches Leben geweiht sein würde, ein Wesen zu der höchstmöglichen Vollendung seiner selbst zu erziehen. Dann hatte ich den Künstler gefunden, dessen Streben mir allein ein neues Ideal verwirklichte und mir die Ahnung bestätigte, daß das Reich des Ideals überhaupt nur in der Kunst sei. Endlich aber hatte ich den Philosophen gefunden, dessen Anschauungen meinem Ahnen zu Hülfe kamen, dessen erhabene Weisheit die unerschütterliche Stütze bot, an deren Hand ich den Weg des Lebens weiter wandeln sollte. Damit hatte mein Suchen ein Ende."

Verfolge ich nun das Leben unserer Idealistin bis zu dem Zeitpunkt, mit welchem ihre Memoiren schließen, so macht sich jene oben erwähnte exaltirte Unruhe geltend, jenes Abstreifen aller Fesseln im Streben nach dem Ideal, dabei zugleich das Bedürfniß des Anschlusses an einen Führer durch die sich aufthürmenden Wirrsale, welche Malwida v. M. als echtes Kind ihrer revolutionären Zeit charakterisiren. Sie sucht Befriedigung in der Ferne, in der Religion, der Kunst, den Menschen, und findet sie nicht, bis sie Th. A. begegnet. Dieser wird ihr zum Typus alles Herrlichen und zum Führer auf der Bahn seiner Ideen. Nachdem der Tod die Ketten gelöst, mit welchen sie sich freiwillig nach Geist und Herzen an ihn gebunden, treibt sie wieder die alte exaltirte Unruhe, bis sie neue Autoritäten gefunden, die ihre Unterwerfung annehmen, Kinkel, Mazzini, Herzen, Wagner, zuletzt Schopenhauer, in Absentia seiner Person als philosophisches Werk. Es ist immer der kindlich-enthusiastische Heroencultus, der in der Person die personificirte Idee verehrt. Solches Verhältniß kann sich aber leicht umkehren, namentlich für ein enthusiastisches weibliches Herz. Und dies tritt, wie mich dünkt, in Malwidas Verhältniß zu Th. A. hell zu Tage. Ich kann nicht umhin, dem Zauber, den diese Persönlichkeit auf sie geübt, die hauptsächlichste Beeinflussung ihrer späteren Gedanken- und Lebensrichtung zuzuschreiben. Nicht, daß sie ihr diese Richtung gegeben hätte. Nach der Entwickelung ihrer Intelligenz und ihres Gefühlslebens war sie bereits zu einer logischen Schlußfolgerung gekommen, hatte bereits ihr eigener natürlicher Rechtssinn sie zur Erkenntniß geführt, daß im Leben des Staates, der Religion und der Familie Manches faul war. Ohne Th. A. wäre sie aber wohl kaum zu den Consequenzen gelangt: „daß die Individualität ein Recht habe auf Alles, um Alles zu werden, was sie werden könne. Daß es erlaubt sei, jede Autorität zu brechen, um dieses Recht zu erobern u. s. w." Das ist eine aus der Darwin'schen Theorie vom „Kampf um's Dasein" gezogene Consequenz, die ebensowohl gegen jede höhere moralische Gerechtigkeit streitet, als gegen der Verfasserin eigenes weiches Herz. Wir haben in Malwida eine der Bahnbrecherinnen für die Emancipation der Frau zu verehren, welche ihren Weg nach voller Ueberzeugung und mit hoher Opferfreudigkeit gegangen ist. Indeß vermag ich nicht in der Emancipation, die sie in und für sich selbst errungen, ein Allgemeinideal für uns Frauen zu begreifen. Eine Emancipation, welche das Kind losreißt von allen Verpflichtungsbanden der Familie, damit von den Wurzeln seines natürlichen Liebesdaseins; eine Emancipation, welche es ungereimt findet, das Kind auf einen Schöpfer des

Weltalls hinzuweisen, es dagegen lehrt, in dem Schöpfer irgend eines bedeutenden Kunstwerks einen Gott zu verehren; eine Emancipation, welche den Müttern und Erzieherinnen den Schopenhauer als Evangelium in die Hände legt: sie kann, dünkt mich, keinesfalls der Frau, und kann der Nation nicht zum Segen werden. Denn in der Negation des Göttlichen liegt auch die Vernichtung jedes Ideals einer höhern ästhetischen Freude; das edlere Geistes- und Gemüthsleben haucht seinen Weheruf der Entsagung durch die Schöpfung und nur rohe Genußsucht feiert ihre Feste. — Andererseits begrüße ich mit Freuden in den Memoiren ein schönstes Zeugniß für das Anrecht der Frau, sich mit betheiligen zu dürfen an den höchsten Fragen der Menschheit. „Prüfet", heißt es auch diesem Buche gegenüber, „und behaltet das Gute." Dieses ist reichhaltig, und muß uns fördern in dem Streben zur Selbsterkenntniß, zur Ueberwindung der Selbstsucht und zur Gewinnung eines weitern Blicks über die socialen Interessen und Umgestaltungen, wie über die geschichtlichen Ereignisse. J. v. D.

Das Poetische in den Werken der Baukunst.

Von G. Ebe.

(Schluß.)

Die Theorie Böttichers über die Bildung der griechischen Detailformen war eine wahre Wohlthat, man sah doch wo und wie. Die Hypothese Böttichers gipfelt darin, die Bildung derselben aus dem Symbolisiren der Verhältnisse zwischen Last und Stütze, aus dem Unterschiede des Tragenden, Getragenen und Freitragenden zu erklären. Jedenfalls fühlt man sich geistreich angemuthet, wenn auch durch das Unterscheiden von Kernform und angeheftetem Schmuck eine Annahme hinzukommt, welche im Wesen der Kunst nicht begründet ist. Es ist wohl berechtigter in den traditionellen Kunstformen weder Kern noch Schale zu sehen, niemals blos die schmückende Zuthat eines für sich erfundenen structiven Gerüstes, vielmehr ist jeder Theil ein Träger des Kunstgedankens und sein Dasein wurzelt gleichzeitig in der gewollten Schönheitsidee wie in der constructiven Nothwendigkeit. Durch das Isoliren des structiven Kernschemas, das nun nicht mehr zu den Kunstmitteln zählt, kann Bötticher eine Lücke in Betreff der Entstehung des künstlerischen Gesammtbildes nicht ausfüllen, denn nun kann dasselbe nur noch aus rein constructiven Bedingungen oder Nützlichkeitszwecken, also im Wesen gänzlich unkünstlerischen Potenzen erklärt werden. Auch die Versuche der Neugothiker, vor Allen des Viollet-le-Duc, den Stil aus rein constructiven Gründen herzuleiten gehen fehl, denn ein bestimmter Zug der künstlerischen Phantasie kann dieselben constructiven Mittel mit gleicher Wahrheit zu ganz verschiedenen Zielen führen. Der Hauptunterschied der Stile bleibt jedenfalls in der Hauptsache unabhängig von der Bildungsweise der Detailformen, er kann nur in der verschieden veranlagten Phantasie der bauenden Völker gefunden werden, die ihr Ideal, um nur Eins anzuführen, bald in breit an den Boden gelagerten Massen, bald in himmelanstrebenden Formen erblicken wollten.

Mit der Fähigkeit, die einen oder die anderen seelischen Urmotive in sich aufzunehmen oder abzuweisen, theilen sich die Geister, und hierin steckt der wahre Keimpunkt aller historischen Stilarten. Material und andere Zweckmäßigkeitsgründe wirken als mächtige Factoren der Entwicklung mit, aber sind doch nicht in erster Linie bestimmend. Die historisch gewordene Form, in der die Volksseele das Ideal ausprägen mochte, das ist der Stil. Die Naturumgebung mußte jedem Volke sein bauliches Ideal bilden helfen, denn da die Baukunst nach denselben Gesetzen schafft wie die Natur selbst, so muß sie auch mit der umgebenden Landschaft in den Linien von Bergen, Wasser und Pflanzengebilden übereinstimmen, sie behält davon einen Localton; und deshalb kann zum Beispiel kein griechischer Tempel in nordischer Landschaft stehen.

Für den Architekten der Gegenwart ist die Stilfrage eine Art Seeschlange, für das Publicum nicht ganz soviel Ungeheuer, aber ebenso fabelhaft. Man kann dieser Frage nicht mit dem in der Idee zutreffenden Satze aus dem Wege gehen, daß es sich nur darum handelt, die jedesmal passendste Form für die Verwirklichung des Inhalts zu finden. In der Praxis wird sich der Künstler immer der schon ausgeprägten Kunstformen bedienen müssen, also sich nothwendig an einen der überlieferten Stile anlehnen. Es ist gar nicht anders möglich, denn selbst die Berechtigung des Einzelnen zugegeben, von seinem individuellen Standtpunkte aus die Formen neu zu gestalten, so wird doch seine Kraft nur ein Sandkorn bedeuten gegen die Masse dessen, was alle Jahrhunderte vor ihm geschaffen, auch wird er bizarr und unverständlich werden, wenn er die Originalität übertreibt. Gewöhnlich wird allerdings die Stilfrage in unserer Zeit viel einfacher entschieden, es wird vom Bauherrn von vornherein die Anwendung einer speciellen Schablone vorgeschrieben. Bei dieser Sachlage kann dann freilich von einem frischen Kunstschaffen keine Rede sein. Aber selbst diesen traurigsten, leider immer noch sehr häufig eintretenden Fall bei Seite gelassen, so fühlt der Architekt selbst die Schwierigkeit, das immer wieder andrängende Neue ausschließlich in die Formen einer historisch abgeschlossenen Kunstperiode zu fassen, selbst wenn er glaubt, dieselbe aus innerer Nöthigung ergriffen zu haben. Er wird eklektisch und wenn auch von willkürlichem Vermengen sich innerlich fremder Kunstformen keine Rede sein kann, so kommt er doch in Verlegenheit, wenn ihm meuchlings die Pistole auf die Brust gesetzt wird und er bekennen soll, ob sein soeben geplantes Werk griechisch, römisch, gothisch sein soll, oder irgend einer Nüance der Renaissance nachgebildet wurde? — Nun muß er sich mit der Benamsung abzufinden suchen, so gut es gehen will, denn daß er hat modern sein wollen, darf er gar nicht gestehen, ohne allen Respect einzubüßen. Das Neue, was er vielleicht geschaffen hat, wird ihm als Versündigung gegen den Stil, als Inconsequenz, wenn nicht gar als Unwissenheit angerechnet.

Die oben angedeuteten Schwierigkeiten lassen die Frage nach der Möglichkeit oder Nothwendigkeit eines eigenen Kunststils für die Gegenwart als eine keineswegs müßige erscheinen. Halten wir an der früher erkannten Bedingung des Harmonirens mit der landschaftlichen Umgebung fest, so hätten alle Völker Nord- und Mitteleuropas in der Hauptsache dieselbe Grundlage für die Ausbildung der Phantasie, und es könnte hieraus allein kein Ausgangspunkt für einen germanisch-nationalen Baustil gewonnen werden. Etwas specieller charakteristisch ist die Vorliebe des Germanen für Individualisirung. Man sagt, in germanischen Ländern singe das Volk mehrstimmig, in romanischen in der Regel einstimmig. Auch die Kunstgeschichte weist nach, daß die Einführung des für das Individuum Charakteristischen in die Malerei der germanischen Richtung gebührt. Offenbar ist die Baukunst des Mittelalters, und vorzugsweise die gothische, so recht innerlich aus diesen Bedingungen herausgewachsen und kann trotz ihres Ausganges von der Isle-de-France auch für uns als echt volksthümlich gelten, denn es waren im Ursprunge germanische Stämme, welche den Norden Frankreichs damals bewohnten, und die nahverwandten Deutschen mußten den neuen Stil als ihr Eigenthum anerkennen und weiterbilden, während die romanischen Franzosen südlich der Loire sich fremd und abweisend verhielten. Es soll hier nicht erörtert werden, weshalb die Renaissance von Außen eindringen und das Absterben der gothischen Kunstübung bewirken mußte. Es genügt die Thatsache, daß die im Mittelalter gewonnenen Hauptformen festgehalten und mit Verwendung antiker Detailformen zu dem speciellen Typus nordischer Renaissance umgebildet wurden. Deshalb sind beide Richtungen historisch berechtigt und man darf es getrost der Zukunft überlassen, welche von beiden die meiste Fähigkeit zeigen wird, zur Bildung eines neuen Kunststils beizutragen. Der erklärteste Renaissancemann wird unsere Kirchen nicht in diesem Stile bauen wollen, und der enragirteste Gothiker kein Theater in den hergebrachten mittelalterlichen Formen, abgesehen von vielen andern Fällen, wo die Wahl des Stils gleichsam als

Nothwendigkeit erscheint, will man nicht geradezu eine unverständliche Sonderbarkeit in's Leben rufen.

Die Kunstgeschichte der Vergangenheit ist ein Labyrinth, wo originelle Entwickelung sich mit rein äußerlicher und zufälliger Uebertragung zu unentwirrbaren Knoten schürzt, und die Kunstgeschichte der Zukunft wird einmal dasselbe Bild bieten. Einige Wahrheiten lösen sich indeß desto leuchtender aus der dunklen Verworrenheit ab, einmal das quellende Flüssigbleiben in der Bildung der Architekturformen, so lange es eine lebendige Kunst gibt, dann das thatsächliche Erreichen derselben seelischen Wirkungen durch die verschiedensten Mittel. Jede Stilart hat Werke aufzuweisen, welche die Ehrfurcht vor dem höchsten weltschaffenden Gotte verkörpern, andre, welche den Glanz fürstlichen Daseins, die Würde staatlicher Einrichtungen und schließlich die Anmuth des einfachen Daseins spiegeln.

Das Studium der Monumente lehrt uns den unerschöpflichen Reichthum der Bildungen kennen, welche der Baukunst zum Ausdrucke der Stimmungen zu Gebote stehen. Die Säulenhalle verkündet feierliche Majestät, einladend prächtig wirkt das unter wiederholten Wölbungen sich öffnende Portal und die stolze Schwingung der Palasttreppe; der arkardenumschlossene Hof und durch Treppen verknüpfte Terrassenbau geben das Bild des heiteren, anmuthsvollen Daseins, das der Mauer abgezwungene Erkerplätzchen ruft das lauschigste Behagen in die Seele u. s. w. Im umschlossenen Raume, von dessen hoher Bedeutung schon früher die Rede war, tritt uns das Licht, das sonst nur einfach aufzeigt, als wirkliches stimmunggebendes Kunstmittel entgegen. Die Art der Einführung in den Innenraum, entweder als breitfluthender Strom, oder partienweis mit scharf wechselnden Schattencontrasten, oder endlich als verhüllte, ahnungsvolle Dämmerung, bieten Gelegenheit, die feinsten Nüancen des Charakters zu erreichen.

Ein ebenso wesentliches Stimmungselement ist das Feenkleid der Farbe. Recht bezeichnend für die kurz vergangene freudenlose Zeit, mußte auch dieses erst wieder für die Baukunst zurückerobert werden. Endlich hat man es begriffen, daß die Griechen den weißen Marmor bemalten und warum erst hiermit das Höchste an festlicher Anmuth erreicht wurde. Wir können uns nicht versagen, an das wunderbarste Beispiel der Bemalung aus dem Bereiche der architektonischen Plastik, an den olympischen Jupiter des Phidias zu erinnern, dessen bis zum Eindruck lebendigen Daseins gesteigerte Wirkung von den gleichzeitigen Schriftstellern bezeugt wird, und welche ohne den Hinzutritt der Farbe wohl niemals hätte erreicht werden können.

Von den Dichtern kann man lernen, welche Art von Wirkung der Volksseele gemäß ist. Für die Baukunst war es immer das Großartige, was sich in überkühnen Constructionen, in kaum glaublicher Pracht, ja mit ungeheurer Verschwendung kostbaren Materials ausdrückt: die goldenen Dächer Babylons, die hängenden Gärten der Semiramis, das marmorglänzende Athen. Jede Nebenidee wird abgewiesen, der Gedanke an gemeine Zweckmäßigkeit wird unterdrückt, es ist rein das Dämonische der Totalwirkung, welches wieder auf die Phantasie zurückwirkt. Unter den neueren Dichtern ist es besonders Goethe, dessen ganzer Bildungsgang sich in dem spiegelt, was er an der Architektur lobt oder tadelt. In seine Jugend fällt der schwärmerische Aufsatz „Ueber deutsche Art und Kunst", zur Verherrlichung des Straßburger Münsters. Dieselbe Stimmung herrscht noch im ersten Theile des Faust, auf den vom hohen, gothischen Gewölb herab der Schauer weht und dem das Mondlicht durch gemalte Scheiben scheint. Mit der italienischen Reise wächst Goethes Vorliebe für die Renaissance des Palladio, der mittelalterliche Theil Venedigs wird kaum von ihm bemerkt. Pästum und Sicilien begeistern ihn für das Schönheitsgeheimniß der Griechen, und diese neue Erkenntniß ergießt sich voll in der Iphigenie, im zweiten Theile des Faust, wo die Säule bebt und die Triglyphe klingt. Später kommt Goethe wieder auf die Ideale seiner Jugend zurück, die Bemühungen der Gebrüder Boisserée und Mollers führen ihn auf die große Wichtigkeit unserer vaterländischen Monumente zurück, er wird wieder national in der Schätzung der Bauwerke, die geplante Vollendung des Kölner Doms erregt sein lebhaftes Interesse. Spiegelt sich hierin nicht ein wenig der Gang unserer jüngsten Kunstentwicklung? — Das Eindringen des französischen Geschmacks stellt am besten Wieland dar, der niemals vom französischen Zopf loskommt, seine Muschelgrotten, Gärten und Baulichkeiten athmen französischen haut-goût wie seine Dichtungen; aber wie diese eine folgenlose Episode in der Literatur bleiben, so vorübergehend ist das Eindringen des neu-französischen Geschmacks in die deutsche bildende Kunst. Schade, daß Shakespeares eminent dramatische Richtung keinen Raum läßt für das, was außerhalb des prägnanten Ausdrucks der Leidenschaften liegt, er entnimmt wohl öfter ein stimmungsvolles Bild aus dem Gebiete der Baukunst, aber weiter läßt er sich mit diesen Dingen nicht ein. Wenn Heinrich Heine von den tausend Riesensäulen singt, welche die gewaltige Kuppel tragen und damit die Vorstellung des über alles Maß Großartigen hervorruft, so ist das wieder ein mit der Volksphantasie anklingender echter Ton. Doré, der mindestens ebensoviel Dichter als Maler ist, hat uns durch seine Zeichnungen vor Augen gestellt, wie sich die Baukunst den märchenhaftesten Vorstellungen anschmiegen kann, er zeichnet die steilen Mauern, an denen selbst der Gedanke des Kletterns abgleitet, die krystallenen Schlösser der Märchenprinzen, und führt somit die Architektur über das Wahre hinaus in das echte Feld der Dichtung.

Es sind viele und starke Fäden, welche das geistige Leben mit der Baukunst verknüpfen, so daß eine Lücke entstehen würde, wollte man diese zu einer bloßen Dienerin für praktische Zwecke herabsetzen. Der Kampf gegen diese äußerliche Auffassung ist kein Kampf gegen Windmühlen, denn es ist hinreichend bekannt, wie oft Männer von geistiger Bedeutung und hoher Lebensstellung in der Baukunst nur das Handwerk sehen wollten. Auch scheint im Allgemeinen der Kunstsinn eines Volkes eine noch feinere Blüthe zu sein, als die der wissenschaftlichen Cultur, denn wir sehen ihn nur zu leicht auf lange Zeit erlöschen. Wenn etwas im Stande wäre den Glauben an einen stetigen Fortschritt des Menschengeschlechts wankend zu machen, so ist es die Gleichgültigkeit, mit dem man den Verfall, ja die absichtliche Zerstörung der Kunstdenkmäler geschehen läßt. Besonders Italien bietet in neuester Zeit zahlreiche Beispiele. — Das Licht der Cultur mag sich zu Zeiten in einem Lande verdunkeln, um an anderer Stelle nur desto heller wieder aufzuleuchten, das ist durch Völkerbewegungen und manches Andere motivirt und läßt sich begreifen, wenn aber die auf der Höhe der Zeit stehenden gebildeten Völker die schönsten Denkmäler der Vorzeit unter ihren Augen verkommen lassen, so ist das ein böser Fleck in dem Verzeichnisse der menschlichen Eigenschaften. Im Allgemeinen genommen gehören diese unerfreulichen Erscheinungen in das Kapitel von dem Mangel an Achtung vor der geistigen Arbeit und mit diesem Punkte ist es gerade in Deutschland in vielen Kreisen noch recht schlecht bestellt. Der betreffende Vergleich zwischen Paris und Berlin wird nach vielen anerkannten Wahrnehmungen ungünstig für uns ausfallen. Der Architekt hat ganz besonders diesen Zustand der Dinge zu bedauern, da er wesentlich auf eine verständnißvolle Mitarbeit des Bauherrn angewiesen ist.

Als eins der besten Mittel diesen Bann zu durchbrechen, die Theilnahme größerer Kreise zu erringen, betrachten wir die künstlerische Gestaltung unserer täglichen nächsten Umgebung. Man sollte keinen Tag hinbringen ohne etwas Schönes zu sehen, ein Gemälde, ein plastisches Kunstwerk, oder eine gute Musik zu hören, ein gutes Buch zu lesen; ebenso hoch ist aber der Einfluß der Wohnung anzuschlagen. Eine häßliche, bauliche Umgebung wird jedenfalls am stärksten auf die Gewöhnung zum Gemeinen hinwirken und die Empfänglichkeit für alles Schöne abstumpfen. Das Haus, in dem wir wohnen, soll am meisten zur Bildung des Schönheitssinns beitragen. Bei dieser Forderung ist jeder Gedanke an sinnlosen Luxus und raffinirten Genuß gänzlich abzuweisen, denn abgesehen davon, daß Luxus und Schönheit durchaus nicht dasselbe sind, so weiß man aus der Geschichte, daß die Baukunst leider oft genug als bequeme Dienerin dieser

Gelüste den Ruin ganzer Völker hat mit befördern helfen. Aber eine gewisse Poesie des Raumes, die stimmungsvoll auf den Bewohner zurückwirkt, ist auch mit mäßigen Mitteln zu erreichen. Wie weit der Einfluß der täglichen Umgebung auf den Menschen reicht, davon gibt wieder Goethe in Wilhelm Meister die schönsten Beispiele: die Kunstschätze des Großvaters, das Schloß des Oheims und ganz besonders Sanct Joseph im zweiten Theile. Umdrängt die Menschen der Nahrungsgraus, der Kampf um's Dasein im gemeinen Raume, so wird ihre Seele doppelt bedrückt und sie werden wirklich zu solchen, „die in Häuser gemauert, sich in Sitten vertrauert, kennen die goldnen Zeiten nur als Märchen noch von Weitem". Von unseren flachen Gipsdecken fährt kein Schauer der Poesie auf uns herab. Eher ist unsere ärmliche, nach Surrogaten schmeckende großstädtische Bauweise ein getreues Vorbild des sich hier ohne Saft und Kraft, ohne tieferes Empfinden abspielenden Lebens. Ein Hauptgrund der Poesielosigkeit unserer Wohnungen ist wohl auch die Manie, selbst im beschränktesten Grundrisse alle die Räume wenigstens dem Namen nach besitzen zu wollen, welche bei den Palästen der Großen nur durch die Nothwendigkeit der Raumtheilung hervorgerufen wurden. Meist wird der verfügbare Raum in eine Menge nichtsbedeutender und der künstlerischen Durchbildung gar nicht fähiger, käfigartiger Räumchen zersplittert, um die Genugthuung zu haben, die großtönenden Namen von Bibliothek, Empfangszimmer, Toilette u. s. w. gebrauchen zu können, und darüber wird es unmöglich einige wenige gute Räume zu schaffen, in denen man gern lange verweilen möchte. Wie kärglich wird gewöhnlich das Arbeitszimmer bedacht, in dem doch der Mann den größten und wichtigsten Theil des Tages zubringt? Von den Künstlern ist es wohl bekannt, daß sie ihre Ateliers möglichst groß und räumig zu gestalten und poetisch anregend zu stimmen suchen, aber auch der Gelehrte, der Geschäftsmann bedarf einer Erquickung durch seine Umgebung. Im kleinen armseligen Comtorstübchen wird auch der Kaufmann verkümmern, und seine Unternehmungen werden den Charakter dieser Kümmerlichkeit tragen.

Beispiele nobler Großräumigkeit finden wir in den mittelalterlichen Wohnungen, wie sie unter Andern in den Abbildungen des Mobilier français von Viollet-le-Duc überliefert werden, da ist Vereinigung verschiedener Zwecke in einem Raume und deshalb immer eine reiche und malerische Wirkung. Manche Combinationen werden den geänderten Sitten nicht mehr zuläßig erscheinen, aber immerhin wäre es auch heute noch nachahmenswerth, die Anzahl der Räume zu beschränken und dadurch größere zu erzielen. So könnte gelegentlich das Sommervestibul einer Villa zugleich als Festraum ausgebildet sein, und durch directe Verbindung einerseits mit einem Sitzplatz im Freien, andrerseits mit der Treppe eine perspectivische Wirkung erhalten, die sonst nicht möglich ist. Die Wohn- und Arbeitszimmer könnten durch alkovenartige Ein- und Ausbauten verschiedenen speciellen Zwecken dienstbar gemacht und durch Bildung ausgezeichneter Plätze für Lieblingsbeschäftigungen poetisch wirksamer gemacht werden. Für die Regeneration des eigentlich städtischen Wohnhauses wäre es durchaus nothwendig, daß unsere großen Miethskasernen, die sich doch nur durch innerlich lügenhafte Mittel zum Schein des Palazzo aufbauschen, verschwänden, um kleineren Wohnhäusern für je eine Familie Platz zu machen. Dies entspräche doch so recht dem deutschen Herzenszuge nach individueller Selbstständigkeit und ist praktisch nicht unmöglich, wie es London und unsere eigenen Küstenstädte beweisen. Unsere alten mittelalterlichen Städte bestehen fast nur aus solchen kleineren Familienhäusern, deren typische Hauptform als das sogenannte „Dreifensterwohnhaus" bekannt ist. Schönste Beispiele in Nürnberg, Hannover, Münster u. s. w. Es ist bezeichnend, daß grade für diese Häuser die Formen der deutschen Renaissance vorherrschend verwendet sind, und auch für die großräumige und damit wirkungsvolle Anlage des Innern können sie als Vorbilder gelten. Das Erdgeschoß des Dreifensterwohnhauses wird in der Hauptsache von einem Raume ausgefüllt, der das darstellt, was oben von der Vereinigung mehrerer Zwecke in einem Raume ausgesprochen wurde, es ist die „altdeutsche Diele". Die Diele ist zugleich Vestibul und Saal und hat in den meisten Fällen einen eignen, poetischen Anhauch. In unseren alten Harzstädten, wie z. B. in Goslar, gibt es noch bemerkenswerthe Exemplare. Man tritt gleich von der Straße, gewöhnlich seitwärts ein, neben der Thür zeigt sich der erhöhte Sitz vor dem einzigen großen Fenster, die Treppe zum Oberstock beginnt frei an der Hinterwand aufzusteigen und führt wohl noch zu einer offenen Galerie, die wenigstens nach dem Eingange zu durchgeführt ist. Natürlich münden in den höchst malerisch durchgeführten Raum noch ein paar Thüren zu kleineren seitwärts und rückwärts gelegenen Gemächern. Treppengeländer, Deckenbalken und Galerien sind lustig geschnitzt, meist auch bemalt, man fühlt sich eigenthümlich behaglich angeweht in einer Weise, wie es in den modernen, kistenartigen Wohnzimmern gar nicht möglich ist. Den Hauptvortheil ihrer Wirkung verdankt die Diele eben ihrer Großräumigkeit, die Manches für das Auge vereinigt, was sonst durch Wände von einander geschieden ist. Es bedürfte vielleicht nur geringer Abänderungen, wie das Vermeiden des directen Einganges u. s. w., um diesen Raum wieder als Hauptraum eines modernen Dreifensterwohnhauses für unsere Zwecke wohnlich zu gestalten.

Schließlich noch ein Wort über die äußere Stellung des Architekten; sie ist entschieden ungünstiger als die der übrigen Künstler, denn das was der Architekt dem Publicum, soweit es von ihm abhängt, vorführen kann, seine Pläne, können als vorbereitende Skizzen niemals dasselbe Interesse beanspruchen wie das vollendete Werk und wandern bald wieder zum Nimmerwiedersehn in die staubigen Mappen; um seine Idee in's Werk zu richten muß er die seltne Gunst der Verhältnisse erwarten. Dann muß der Architekt in ziemlich hohem Grade rechnender Techniker sein und wird in vielen Fällen wohl hauptsächlich dieser Eigenschaft wegen gesucht, während seine Kunst nur als beiläufige Zugabe gilt. Gelingt es ihm aber schließlich trotz dieser Hindernisse ein künstlerisches Werk auszuführen, so darf er es kaum mehr sein eigen nennen, denn er war genöthigt den Anregungen des Bauherrn zu folgen und die Ausführung anderen Händen zu überlassen; Maler und Bildhauer, denen er den Raum zur Entfaltung ihrer Kunst geboten hat, werden wenig geneigt sein, seine geistige Mitarbeiterschaft anzuerkennen. Alles dieses ist Ursache, weshalb die künstlerische Individualität des Architekten in den Hintergrund rückt, sich weniger von der Schule, von der größeren Gruppe der Mitstrebenden ablöst, als dies beim Maler und Bildhauer der Fall ist. Früher, als die Corporationen, die alten Bauhütten den Einzelnen trugen, war das Zurücktreten der Persönlichkeit ganz in der Ordnung, kann aber bei der jetzigen hülflosen Vereinzelung wohl als ein Hinderniß der Entwicklung empfunden werden.

Wenn auch die Baukunst tief und unlösbar mit allen geistigen Interessen der Nation verflochten ist, so erscheinen doch ihre Werke in nicht gar zu langer Zeit wieder als eine Art Naturprodukt, losgelöst von dem Namen des einzelnen Meisters. Dieser Umstand und das Festsetzen eines künstlich eingeengten Begriffs der Baukunst, der ihr wenig mehr als das Technische übrig ließ, mögen es verständlich machen, daß unter den großen, den geistigen Fortschritt der Menschheit bezeichnenden Künstlernamen kein Architekt vorkömmt. Vielleicht wäre hier Michelangelo zu nennen, aber dann auch nur in dem weiteren Sinne, wonach das monumentale Schaffen der bildenden Künste innerhalb des architektonischen Rahmens als Baukunst bezeichnet werden mußte.

Aus der Hauptstadt.

Die Staatskunst der Frau'n.

Ein Lustspiel in drei Aufzügen von Felix Dahn.*)

Das neue Lustspiel von Felix Dahn hat eine sehr einfache Handlung. Es spielt im Jahre 1194. Heinrich VI. besucht auf dem Schlosse zu Rüdesheim seine Muhme, die schöne Irmengard, Pfalzgräfin bei Rhein. Der Kaiser, der sich bei der schönen Frau, für die er selbst als junger Mensch geschwärmt, von leidigen Staatsgeschäften ausruhen will, kommt übel an; denn Irmengard politisirt. Sie erstrebt mit einer gewissen Leidenschaft die „Staatskunst der Frau'n" — ich copire den Titel genau, sogar mit dem mir etwas unmotivirt scheinenden Apostroph. Diese Staatskunst ist Liebe und Treue, Friede und Versöhnung mit etwas Schalkheit dabei. Kaiser Heinrich ist zur Versöhnung just nicht aufgelegt. Er verlangt Unterwerfung seiner Feinde, vornehmlich Heinrichs des Löwen. Auf das Schloß zu Rüdesheim, auf dem außer der anmuthigen Schloßfrau und dem kaiserlichen Gaste die Tochter der Pfalzgräfin, Agnes, und deren Freundin, eine junge Griechin, Praxedis, wohnen, kommen auch zwei abenteuernde Gesellen, die man in ihrer bescheidenen Verkleidung für gewöhnliche Leute, ja sogar für Landstreicher halten könnte. Durch einen angeklebten Vollbart versuchen sie ihr Incognito noch undurchdringlicher zu machen, und sie werden auch längere Zeit hindurch von den jungen Mädchen nicht erkannt. In Wahrheit sind diese Beiden Heinrich von Braunschweig, der Sohn Heinrichs des Löwen, den die Gräfin Agnes liebt, und dessen lustiger Freund, der Minnesänger Friedrich von Hausen, den die Griechin Praxedis liebt. Die vom Kaiser geforderte Unterwerfung des widerspenstigen Heinrichs des Löwen wird ihm von dem jungen Heinrich allerdings, ohne daß dieser sich zu erkennen gibt, feierlich zugesagt, und der Kaiser schenkt den Worten des jungen Unbekannten Vertrauen. Damit hätte er eigentlich erreicht, was er erstrebt und mit diesem einfachen Siege der „Staatskunst der Frau'n" — ein Sieg, der ohne Kampf erfochten — könnte eigentlich das Stück aus sein. Aber so ein Tyrann ist unberechenbar. Er verlangt nicht nur die Unterwerfung, er verlangt Bürgschaften dafür, und diese sollen ihm dadurch geleistet werden, daß ihm der junge Heinrich von Braunschweig, der Sohn des Löwen, als Geißel ausgeliefert werde. Auch diese Schwierigkeit würde sich leicht überwinden lassen; der junge Heinrich brauchte nur, wie er es anfänglich auch thun will, dem Kaiser gegenüber sein Incognito abzuwerfen und ihm zu sagen: Hier bin ich. Aber der Kaiser ist ein gewaltthätiger Mann; er haßt den jungen Heinrich, ohne ihn zu kennen, und sobald ihm dieser als Geißel ausgeliefert würde, würde er ihn in strengster Gefangenschaft festhalten, würde er ihn verderben. Diese menschenfreundlichen Absichten, die der Kaiser unverhohlen äußert, verhindern natürlich den jungen Heinrich, sich dem gestrengen Herrn zu offenbaren. Dieser aber hat gegen die beiden jungen Leute, von denen er weiß, daß sie mit den Braunschweigern zusammenhalten, Verdacht geschöpft und gibt dem ihm als zuverlässig bezeichneten Castellan die in Blanco ausgestellte, mit dem kaiserlichen Siegel beglaubigte Vollmacht: mit den beiden jungen Leuten nach Belieben zu verfahren, sie unter Umständen auch einzusperren. Darauf zieht der Kaiser nach Mainz und der wohlbeleibte Castellan Bumpo, der auf dem Schlosse zu Rüdesheim zurückbleibt, ist nunmehr der Herr über das Geschick des jungen Heinrich und des Minnesängers Friedrich von Hausen. Es ereignet sich nun, daß Herr Bumpo es für gerathen hält, die jungen Leute verhaften zu lassen. Er setzt also auf dem ihm anvertrauten, mit dem kaiserlichen Siegel versehenen Pergamente in künstlichen Schriftzügen den Haftbefehl auf. Agnes jedoch, der Irmengard stilles, aber resolutes Töchterlein, welches selbiger Bumpo in der Kunst des Schreibens und auch des Radirens weislich unterrichtet und zur Meisterin gebildet hat — Agnes radirt den Passus, in dem die Verhaftung angeordnet ist, aus und schreibt über die ausradirte Stelle einen Vermählungsbefehl in denselben künstlichen Schriftzügen, die sie von Bumpo erlernt hat. Während das ursprüngliche Pergament gelautet hatte:

„Anbefehl' ich,
Daß ihr sofort die beiden jungen Gäste
Gefangen setzt im Thurme von Stahleck
Und morgen sie, an Hand und Fuß gekettet,
Schickt in des Kaisers Zwingburg nach Palermo:
Denn höchst verdächt'ge Reichsrebellen sind sie."

heißt es jetzt in dem gefälschten:

„Anbefehl' ich,
Daß ihr sofort die beiden jungen Gäste
Zu Stahleck in der heil'gen Schloßkapelle
Mit Agnes und Praxedis trauen laßt
Durch euren Burgkaplan — hört ihr? sogleich!"

So werden denn die Paare getraut und wiederum könnte die Sache ihr Ende erreicht haben; aber noch ein neuer Zwischenfall schließt sich an die vorhergehenden an. Die beiden jungen Ehemänner haben die Gelegenheit, ihrem Kaiser die Treue noch thatsächlich zu beweisen, ihrem Herrn, der durch den Verrath des Kanzlers in den Hinterhalt gelockt ist, das Leben zu retten und die beiden arglistigen Feinde desselben — natürlich Franzosen und Lothringer — gefangen zu nehmen. Da erst erfährt der Kaiser den Mißbrauch, der mit seinem Namen getrieben ist, und die Fälschung; er zürnt zunächst, aber auf das Zureden der sanften Irmengard verzeiht er und versöhnt sich mit seinen Lebensrettern.

Das Dahn'sche Lustspiel wird zu ernsten Widersprüchen nicht veranlassen. Es wird weder erbitterte Gegner noch fanatische Freunde finden; es ist eine sogenannte anständige Arbeit. Das Stück spielt sich ruhig, ich möchte sagen kapitelweise vor den Augen des geneigten Zuschauers ab; man freut sich über dieses Scherzwort, man nimmt Anstoß an jenem, aber weder das Behagen noch das Unbehagen, welches die Dichtung verbreitet, ist sehr kräftig. Die „Staatskunst der Frau'n" entfernt uns meilenweit von dem energischen Ungestüm, das uns aus „König Roderich" entgegentobte. Felix Dahn hat diesmal, da er eine ganz andere Zeit und ganz andere Zustände schildern wollte, die grellen Farben absichtlich gemildert, aber leider bis zur Farblosigkeit. Die Charaktere sind ziemlich nüchtern und verschwommen und haben trotz des archäologischen Beiwerkes, wie es Dahn in den Requisiten liebt, nicht einen wirklich historischen Zug. Bumpo und der verliebte Junge Astolf, kommen mir nicht historischer vor als etwa der Kellermeister in der „Undine" und der Page Urbain in den „Hugenotten". Ueber diesen Mangel an historischer und localer Farbe habe ich mich gerade bei Dahn, einem wissenschaftlichen Kenner unserer Vorzeit, am meisten verwundert. Es scheint ihm ein gewisses Vergnügen gemacht zu haben, durch beabsichtigte Anachronismen die Wirkung des Historischen zu vereiteln. Daß von der unhistorischen Erzählung der Weiber von Weinsberg wie von einem thatsächlichen Ereignisse gesprochen wird, mag gestattet sein, aber jedenfalls berührt es seltsam, wenn die bei diesem Anlaß angeblich geäußerten Worte des Kaisers Konrad ganz genau in dem Wortlaut des Bürger'schen Gedichtes citirt werden. Hört man den Kaiser Heinrich VI. bei Dahn sagen:

„Von edeln Frau'n seh ich mich gern besiegt:
Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln,"
So sprach mein Großohm —

so fallen jedem modernen Zuschauer im Theater unwillkürlich die Bürger'schen Verse ein:

Manch' Hoffchranz suchte zwar sofort
Das Kniffchen zu vereiteln,
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln" —

und man wundert sich im Stillen darüber, daß dies populäre Wort genau in der Fassung, welche ihm der Dichter des 18. Jahrhunderts gegeben hat, von dem Kaiser des 12. Jahrhunderts gebraucht wird. Ebenso denkt man, wenn man die durch die doppelte Wiederholung besonders dringlich gemachte Forderung: „Geld, Geld und Geld" hört, viel eher an Montecuccoli als an den Kanzler des Kaisers Heinrich, Sigilocus. Bedenklicher erscheint es mir, wenn im 12. Jahrhundert von der Loreleisage gesprochen wird:

„Euch hat gewiß so lang verweilt im Rhein
Der Nixen höchst nichtsnutziges Geschlecht,
Zumal sie, unserer Sirenen Schwester, —
Wie heißt sie doch? — die schlimme Lorelei!"

Von Niemandem wird bestritten, daß diese Sage die Erfindung der Romantiker ist und in den Anfang unseres Jahrhunderts fällt. Wenn ich nicht irre, hat Clemens Brentano diese Geschichte ersonnen, die durch das wundervolle Gedicht Heinrich Heines so schnell populär geworden ist,

*) Leipzig 1877, Breitkopf und Härtel.

daß man schon zu Heines Zeiten glaubte, ein Märchen aus alten Zeiten zu hören, wenn von dieser neuesten Mythe die Rede war. Alles das wäre bei einem Lustspiel, selbst wenn es sich ein „historisches Lustspiel" nennen wollte, kaum der Rede werth; aber gerade bei Dahn, der archäologische Ansprüche macht, der seinem Lustspiel im Druck sechs Seiten Schlußbemerkungen für die Regie und die Darsteller beigibt, mit Verweisen auf historische Werke, der in den Costümen und Requisiten die größte Genauigkeit beobachtet wissen will, über die Schließung und Siegelung der Pergamente Notizen gibt, Illustrationen beifügt, — gerade bei diesem wissenschaftlich hochstehenden Dichter erscheint es gerechtfertigt, auf solche offenbare Anachronismen oder anachronistisch wirkende Eigenthümlichkeiten hinzuweisen. Als zu dieser Gruppe gehörig ist noch die dankerfüllte Erwähnung unseres heiteren und prächtigen Josef Victor von Scheffel anzuführen. Dahn hat sich durch die Figur der Praxedis im „Ekkehard" zu einer homonymen Nachschöpfung angeregt gefühlt. Um das zu motiviren, läßt er den Kaiser Heinrich sagen:

Wer ist dein Ahnherr, du holdselig Mädchen?

Praxedis (nachdrücklich und stolz).
Ein Sänger aus dem Stamm der Alamannen,
Herr Josef Victor Scapularius.

Bei dieser einfachen Quellenangabe könnte es füglich sein Bewenden haben, und Dahn hätte sich auf Schiller berufen dürfen, der seiner Dankbarkeit für die Dienste, die ihm Johannes von Müller erwiesen, im „Tell" ebenfalls Ausdruck gegeben hat:

„Ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller bracht' es von Schaffhausen."

Aber bei Dahn hat die Sache mit dieser Angabe ihr Ende noch lange nicht erreicht. Da heißt es weiter:

Der Kaiser (freudig begeistert einfallend).
Der Beste, der je Aventüren sang!
So lange deutsche Zunge singt und sagt,
Wird Josef Victors dankbar man gedenken.

Praxedis (mit ruhigem Stolz).
Herr Kaiser, Dank! — So sagen längst die Leute.

Pfalzgräfin (erklärend).
Die Ahnfrau lebte bei Frau Hadwig ihr
Am Hohentwiel —

Kaiser (einfallend).
Als jener Ekkehard? —

Pfalzgräfin (nickt zustimmend).
Ganz recht! — Ein Lieblingskind Herrn Josef Victors
Zog später nach Byzanz sie, freite, hatte
Dort Kind und Enkel —

Praxedis.
Und kurzum: ich bin
Entstammt von jener hohentwielischen
Praxedis, die Herrn Josef Victors Kind.

Kaiser (neckisch zweifelnd).
Ob auch von deren Geist?

Praxedis.
Das ziemt nicht mir, Herr Kaiser, zu entscheiden:
Doch wenn nicht jene war, so wurd' ich nie.

Das heißt denn doch, die Dankbarkeit etwas zu weit treiben, oder ihr wenigstens am ungehörigen Orte einen zu breiten Ausdruck geben. In dieser Stelle, die ich mit Absicht angeführt habe, zeigt sich auch eine andere Eigenthümlichkeit Dahns; ich meine: eine gewisse Säumigkeit und Schwerfälligkeit, die sich namentlich auch in den Vorbereitungen zu allen angestrebten Effecten und Situationen bemerklich macht. Um die „Staatskunst der Frau'n", die in diesem Fall eine einfache Urkundenfälschung ist, plausibel zu machen, müssen wir einer langen Schreiblection, die Bumpo Agnes ertheilt, als unfreiwillige Mitschüler beiwohnen. Es muß bei dieser Gelegenheit constatirt werden: a) daß Agnes und Bumpo eine sehr ähnliche Handschrift haben; b) daß man dreimal durchlesen muß, was man geschrieben hat; c) daß man das Geschriebene mit Geschick ausradiren könne.

Alles das wird bei Dahn in mühseliger, breiter und zeitraubender Weise auseinandergesetzt. Die betreffende Scene ist zehn Seiten lang, und man weiß, wie eine überflüssige Seite, auf der Bühne gesprochen, sich zu einer Ewigkeit verlängert. Dahn macht, wie mir scheint, zu große Anläufe und zu kleine Sprünge.

In der citirten Stelle wird noch eine andere Absonderheit des Dichters aufgefallen sein. Ich meine das ängstliche Vorschreiben einer jeden Stimmung, aus der heraus die Worte gesagt werden sollen. Die Bemerkungen über das „stumme Spiel" sind bei Dahn zahlreicher als bei irgend einem Schriftsteller vertreten. Jedes Mal, wenn eine Person irgend etwas zu sagen hat, fühlt der Dichter sich genöthigt, eine erläuternde Bemerkung hinzuzufügen. Zu einer Rede des Kaisers von acht Versen macht Dahn z. B. folgende Bemerkungen:

Kaiser (hat sich während dieser Rede immer eisiger in sich selbst zurückgezogen: sehr kühl und spöttisch, mit verschränkten Armen) — Pause — freundlicher, galant und wahr — Pause — wieder sehr spöttisch — boshaft — lacht höhnisch mit höchster Geringschätzung — Pause.

Diese Anweisungen für die Schauspieler sind ja im Großen und Ganzen recht nützlich und werthvoll, aber hier geschieht des Guten entschieden zu viel, und das Lesen des Buches wird durch diese ewigen meisternden Unterbrechungen verleidet.

Einige Scherze wollen mir nicht recht behagen. In der „Staatskunst der Frau'n" wird das bekannte Pfänderspiel gespielt, das darin besteht, daß, wenn die eine Person einer anderen einen Ball oder ein Tuch mit einigen Worten zuwirft, diese andere einen Reim hinzufügen muß, während sie gleichzeitig den zugeworfenen Gegenstand auffängt. Diesen sinnigen Zeitvertreib der Kleinstadt hat hier, beiläufig bemerkt, Praxedis aus Amalfi mitgebracht.

Agnes wirft nun ihrem Geliebten, der durchaus nicht reimen kann, den Ball mit den Worten zu:

„Der Minne Leid, der Sehnsucht Schmerz
Trägt stumm und tief ein treues —

und Heinrich ergänzt:

Gemüth."

Diese Variation des alten Scherzes:

„Ich bin der Knappe Hildebrand
Und stelle den Spieß hier an die Mauer"

scheint mir nicht ganz auf der Höhe zu stehen. Ebenso will es mir nicht gefallen, wenn Praxedis dem jungen verliebten Astolf, der ihr mit den Worten:

„Das kostet euch etwas für meinen Mund,"

einen Kuß rauben will, antwortet:

„Einstweilen
Nehmt noch fürlieb mit etwas für die Nase."

Es lautet nicht hübsch: „etwas für die Nase."

Einigermaßen gewagt erscheint mir auch die Bemerkung der Frau Pfalzgräfin, die in dem Augenblicke, als Praxedis und Friedrich von Hausen sich verlobt haben, ausruft:

. Ei, welch lustig Paar!
Wenn euch der Himmel Kinder schenkt —

Friedrich (sehr ernsthaft).
Wir hoffen es.

Pfalzgräfin.
Das gibt den Ausbund aller Schelmerei.

Im 12. Jahrhundert war's vielleicht anders als heut zu Tage, aber jetzt würde eine solche Anspielung selbst in einer jungen Ehe etwas bedenklich wirken, geschweige denn im Brautstande.

Eine alte Regel, die sich immer bewährt, ist die, daß man einen Effect im Drama niemals wiederholen soll, es sei denn, daß mit der Wiederholung eine Steigerung desselben beabsichtigt würde. Die schüchterne Agnes muß in der „Staatskunst der Frau'n" zwei Mal, wo ein Ja von ihr erwartet wird, ein energisches Nein sagen.

Kaiser.
Dann sag' ich —: Ja! — und ihr sagt —

Agnes.
Nein.

Eine halbe Stunde später:

Gesandter.
Frankreich huldigt euch!
Hier gibt's nur Eine Antwort: die heißt —

Agnes.
Nein.

Das Stück fand, ganz seinem Charakter entsprechend, eine ruhig-freundliche Aufnahme. Es wurde von den königlichen Hofschauspielern ganz vortrefflich gespielt. Es genügt hier, die Besetzung anzuführen und der Gesammtheit das wärmste Lob zu spenden. Den Kaiser spielte Herr Berndal, die Irmengard Fräulein Stolberg, deren Tochter Agnes Fräulein Meyer, die Griechin Praxedis Fräulein Keßler, den jungen Heinrich Herr Ludwig, den Minnesänger, Friedrich von Hausen, Herr Garitz, der, beiläufig bemerkt, die gesanglichen Einlagen mit hübscher Stimme und vielem Geschmack vortrug, den Bumpo Herr Oberländer. Ebenso verdient die Inscenirung die vollste Anerkennung. Das Stück wurde in raschem Tempo flott abgespielt. Paul Lindau.

Notizen.

Berliner Dramaturgie von Karl Frenzel. 2 Bände. Hannover 1877, Karl Rümpler.

In zwei stattlichen Bänden hat der Kritiker der „Nationalzeitung", Karl Frenzel, alle diejenigen auf das Theater bezüglichen Aufsätze zusammengestellt, welche während der letzten fünfzehn Jahre in der genannten Zeitung erschienen sind, und von denen er vorausgesetzt hat, daß sie ein besseres Loos verdienen, als es ihnen in ihrer ursprünglichen Bestimmung beschieden war: — „de vivre ce que vivent les roses: l'espace d'un matin." — Wir sprechen über diesen Entschluß und über die Verwirklichung desselben unsere aufrichtige Freude aus. Das Frenzel'sche Buch enthält, wenn auch nicht die Gesammtheit, so doch ein gut Stück unserer modernen Theatergeschichte. Von allen erwähnenswerthen Schriftstellern wird ein Stück, oder werden mehrere Stücke eingehend besprochen, und immer fühlt man sich durch den Geist, die Bildung und die Formgewandtheit des Verfassers angenehm angeregt. Die „Berliner Dramaturgie" — dieser Titel ist nicht ganz anspruchslos — wird sich sicher zahlreiche Freunde erwerben, namentlich in Berlin selbst. Bei der Lectüre des ersten Bandes, welcher in chronologischer Reihenfolge die erheblichsten Aufführungen vom Mai 1862 bis Ende 1875 bespricht, durchlebt man gleichsam noch einmal eine lange Reihe von bemerkenswerthen Abenden, die zwar nicht alle gleich genußreich, aber doch überwiegend interessant gewesen sind. Freilich wird man den Bericht über den einen oder andern Abend, an den man nicht ohne Theilnahme zurückdenkt, in dieser Sammlung vermissen. Das erklärt sich einfach daraus, daß Frenzel mit einer Selbstkritik, die die vollste Anerkennung verdient, sich bei der Wahl nicht durch die Wichtigkeit des Stoffes, sondern durch die Qualität der Behandlung desselben hat leiten lassen; daß er daher auch solche Aufsätze, die erwähnenswerthe Vorstellungen behandelten, und die durch ihre pikante Abfassung in dem Augenblicke, in dem sie erschienen, einen flüchtigen, aber lärmenden Erfolg hatten, unbarmherzig ausgeschieden hat, wenn er, nachdem er den verwirrenden Einflüssen des Tages entrückt, dieselben vor seinem kritischen Gewissen nicht mehr vertreten zu können glaubte. Frenzel darf mit vollem Recht Autorität beanspruchen; aber er besitzt Selbsterkenntniß genug, um nicht für unfehlbar gehalten sein zu wollen. Es ist ein wahres Vergnügen, diese Kritiken zu lesen; auf jeder Seite stößt man auf eine feinsinnige, bisweilen tiefsinnige Bemerkung. Er kennt das Theater genau, er weiß, was den Dichtern, den Schauspielern und der Regie notthut. Sein Lob ist warm, sein Tadel gewöhnlich milde und immer geschmackvoll. Nur selten bringt er es über's Herz, unbarmherzig und lieblos die wirklichen oder vermeintlichen Schwächen seiner kritischen Objecte aufzudecken. Er hat von seinem kritischen Amte eine hohe, aber keine lächerlich übertriebene Meinung, und er hegt die tiefste Verachtung gegen jene unberufenen vorlauten Bursche, die sich in Ermangelung jeder anderen schriftstellerischen Befähigung eines schönen Tages als Theaterkritiker breit machen wollen. „Nichts hat der Kritik mehr geschadet," sagt er, „als die Leichtigkeit, mit der in den Tagesblättern der Erste, der Beste sich zum Urtheil über Dichter und Schauspieler berufen und berechtigt glaubt Wie schwatzt es sich da frei und munter, mit einem gewissen Anflug von Genialität zuweilen, je weniger man von den Dingen versteht, um die es sich handelt. Wer viel gesehen hat und darum auch viel vergleichen kann, wird rückhaltender in seinem Lobe wie in seinem Tadel." Frenzel spricht darum seine Ansichten nicht minder bestimmt aus; er spricht schnell, kräftig, gedankenvoll, anregend. Oft wird man zum Widerspruch gereizt; man findet wohl hier den Tadel etwas unmotivirt, dort das Lob — überraschend; aber man hat kaum Zeit, sich zu besinnen, denn der nächste Satz enthält schon wieder einen neuen Gedanken, dem man beistimmen muß. So manche seiner Meinungen fordern den kritischen Leser zu einem oppositionellen Halt auf, aber Frenzel drängt weiter und man folgt ihm auch wider Willen und sagt sich zum Schluß eines jeden Aufsatzes: mit Diesem oder Jenem bin ich zwar nicht einverstanden, aber Alles in Allem — er hat eigentlich doch recht!

Der erste Theil enthält ungefähr 70 Kritiken über erste Vorstellungen neuer Stücke am Königlichen Schauspielhause, der zweite Band in 7 Gruppen vertheilt größere Essays, von denen einige, wie die Faustaufführungen in Weimar, die Bayreuther Festspiele und zum Theil auch die Aufführungen der Meininger streng genommen nicht in die „Berliner Dramaturgie" gehören. Aber Frenzel hat wohl daran gethan, diese interessanten Beiträge nicht aus Rücksicht auf den Titel zu unterdrücken. Außer diesen enthält der zweite Theil eine Reihe von Aufsätzen über die Shakespeare-aufführungen der Berliner Hofbühne, über neue Einstudirungen, über Schauspieler und Dichter und über die Zukunft des deutschen Theaters. Der letztere Aufsatz bespricht in scharfsinniger und fesselnder Weise die Frage der Volkstheater und ihres Verhältnisses zu den Hoftheatern nach der Theaterfreiheit. Um dieser anregenden Behandlung willen sieht man über die Richtigkeit der äußeren Veranlassung zu derselben — Frenzel hat diese Aufsätze gelegentlich der Veröffentlichung einiger der traurigsten und unklarsten Theaterreformbroschüren geschrieben — mit Vergnügen hinweg und fühlt sich milder gestimmt gegen die Schächer, weil sie eben einem Berufenen den Anlaß zu einer so lehrreichen und erfreulichen Abhandlung geboten haben. In seinen Ansichten ist Frenzel nicht ganz unwandelbar geblieben. Man könnte sich leicht das Vergnügen bereiten, aus diesem oder jenem Aufsatze zwei Sätze gegenüber zu stellen, von denen der eine bejaht, was der andere verneint; aber man darf billiger Weise nicht vergessen, daß diese Aufsätze unter dem unmittelbaren Eindruck des Tages geschrieben und ursprünglich auch nur für den Tag berechnet gewesen sind. Es wäre unnatürlich, wenn sie sich den wechselnden Einflüssen des Tages gänzlich hätten entziehen sollen:

„L'homme absurde est celui qui ne change jamais,"

sagt Barthélemy. P. L.

Offene Briefe und Antworten.

Herr Redacteur!

Erlauben Sie mir, einen Juristen unter Ihren Lesern öffentlich fragen zu dürfen, mit welchem Ausdrucke er wohl folgende Thatsache belegen würde: Zu Leipzig erschien 1875 ein Werk: „Theatergeschichtliche Feuilletons" von Gotthard Hübner, im Verlage von Hermann Wölferts Buchhandlung. — Soeben aber kommt folgendes Werk in den Handel: „Beiträge zur Geschichte des modernen Theaters" von Gotthard Hübner, Director der Leipziger Theaterakademie. Leipzig 1877, Herm. Wölferts Buchhandlung. Nun sind beide Bücher absolut identisch, wie denn in dem Werke von 1877 der sogenannte Custode „Feuilletons" lautet, und nicht „Beiträge". Dabei ist aber weder in einem Vor- oder Nachworte, noch auf dem Titel auf diese Identität hingewiesen, so daß ein Käufer beider Werke, der das zweite nicht vorher genau besieht, den Preis für dasselbe geradezu aus dem Fenster wirft. Hier liegt nicht eine neue „Titelauflage" vor, sondern lediglich der Versuch, durch einen vollkommen neuen Titel den Glauben zu erwecken, als habe man hier auch ein neues Buch vor sich. Für diese Vorspiegelung eines falschen Anscheins den richtigen Namen zu finden, bin ich nicht Diplomat und nicht Jurist genug, ebensowenig könnte ich natürlich angeben, wer der intellectuelle Urheber dieser eigenthümlichen buchhändlerischen Manipulation sein kann, ob Herr Hübner, oder Herr Wölfert.

Genehmigen Sie ꝛc. Velatus Quidam.

L. E. Amsterdam. — Ungeeignet.

Hermine H. — Die „H . . . . r Skizzen" eignen sich nicht zur Veröffentlichung durch die „Gegenwart". Haben Sie die Güte, uns eine nähere Adresse für die Zurücksendung anzugeben.

Inserate.

Verlag von **Otto Schulze** in **Cöthen.**

G. Flügel, die Probleme der Philosophie u. ihre Lösungen. Historisch-kritisch dargestellt. 5 M.

„Das Werk ist so angelegt, daß die Geschichte der Philosophie um die Hauptprobleme des Denkens gleichsam vertheilt erscheint. Indem der Verfasser durch diese Art der Darstellung, welche schon durch ihre Neuheit fesselt, den Blick immer wieder auf die eigentlichen Grundfragen der Philosophie hinlenkt, ist er im Stande, einmal denen zu dienen, die das vorhandene Material einer allgemeinen Geschichte der Philosophie kennen lernen wollen, sodann aber auch denen, welche bestrebt sind, sich an der eigentlichen Fortsetzung selbständig als Arbeiter zu betheiligen. Dieser doppelten Absicht genügt das vorliegende Buch in vorzüglichem Maße. Es zeichnet sich durch einen klaren allgemein verständlichen Stil aus, der zugleich jedoch in wissenschaftlicher Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt; es gruppirt ferner seinen Stoff in so übersichtlicher Weise, daß man sich überall schnell zurechtfindet."

(Jenaer Literaturzeitung).

Verlag von **Julius Springer** in **Berlin N.**

Soeben erschien:

Die

Nachtheile des Actienwesens

und die

Reform der Actiengesetzgebung

von

Wilhelm Oechelhaeuser,

Königlich Preussischem Geheimen Commerzienrath.

Preis 2 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist erschienen:

ISIS.

Der Mensch und die Welt.

Von **C. Radenhausen.**

Zweite Auflage. 4 Bände. 12 Mark.

Hauptinhalt des Werkes:

Entstehung der Vorstellungen und Begriffe. — Gott in der Geschichte. — Der Mensch und die aussersinnliche Welt. — Geist und Unsterblichkeit. — Böse und Gut. — Pflicht, Sünde, Gewissen. — Lohn und Strafe. — Erlösung. — Christenthum. — Wissenschaft und Religion. — Gott und Unsterblichkeit. — Liebe und Ehe. — Das Leben im Verbande. — Heranbildung der Menschheit. — Heranbildung der Welt. — Verhältnisse der Welt. — Glück und Unglück. — Alte und neue Welt.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Poetik.

Die Dichtkunst und ihre Technik

von

Rudolf Gottschall.

Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage.

2 Bände. 8.

Geh. 9 M., gebunden 10 M. 50 ₰.

Dieses Hand- und Lehrbuch giebt nicht blos den dichterisch Strebenden für ihr Schaffen, sondern auch dem ganzen gebildeten Publikum für das Verständniss der Dichtwerke förderliche Hinweise.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. **J. Wiel** in **Zürich.** Dieses weitverbreitete und überall günstig beurtheilte Buch über diätet. Behandlung der Magenkr. erschien bereits in 4. Aufl.

Preis 4 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct franco vom Verleger:

Hans Feller in Karlsbad, Böhmen.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ghillany, Dr. F. W., Europäische Chronik von 1492 bis Ende December 1876. Mit besonderer Berücksichtigung der Friedensverträge, deren wichtigste Paragraphen nach dem Wortlaut in der Grundsprache der Friedens-Instrumente angeführt werden. Ein Handbuch für Freunde der Politik und Geschichte. Vierter Band. Mai 1867 bis Ende Juni 1870. Preis 8 M. (Der fünfte und letzte Band erscheint im November dieses Jahres.)

Giebel, Prof. Dr. C. G., Der Mensch. Sein Körperbau, seine Lebensthätigkeit und Entwicklung. Zweite wohlfeile Ausgabe. Mit 50 Holzschnitten. Preis 4 M.

Wenzel, Dr. Bodo, Die ältere Edda (Sämundar Edda), übersetzt und mit kurzen Erläuterungen versehen. cart. Preis 8 M.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Idee

eines

goldenen Zeitalters,

ein

geschichtsphilosophischer Versuch

mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart

ausgeführt von

Dr. E. Pfleiderer,

o. ö. Prof. der Philosophie in Kiel.

Preis: 2 M. 40 ₰.

Berlin, den 3. October 1877. **G. Reimer.**

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld.**

Zur Versendung gelangten:

Wolfgang Amadeus Mozart's Werke.

Erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe.

Messe Cdur C. und Cmoll C. (Serie I. No. 3. 4.) M. 9.90.

Concert für Violine mit Begleitung. Bdur C. und Ddur C. (Serie XII. No. 1. 2.) M. 3.90.

Concert für Clavier mit Begleitung. Fdur C. und Bdur C. (Serie XVI. No. 1. 2.) M. 5.10.

Leipzig, 15. September 1877. **Breitkopf & Härtel.**

Meyers Hand-Lexikon

Zweite Auflage 1878

*gibt in **einem Band** Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid.** Auf ca. 2000 kleinen Oktavseiten über 60,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.*

24 Lieferungen, à 50 Pfennige.

☞ *Subskription in allen Buchhandlungen.*

***Verlag des Bibliographischen Instituts** in Leipzig.*

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Alte Tänze.

Band I.

Sammlung der berühmtesten deutschen, französischen und italienischen Gavotten

für das Pianoforte ausgewählt,

theilweise eingerichtet und durchgesehen

von **Ernst Pauer.**

gr. 8. Roth cartonnirt. Preis 3 Mark netto.

Enthaltend Gavotten von *Corelli, Couperin, Rameau, J. S. Bach, Händel, Leclair, Martini, Gluck* und von unbekannten Meistern.

40 Märsche.

Sammlung von 40 der berühmtesten deutschen, französischen und italienischen Märsche

für das Pianoforte ausgewählt,

theilweise eingerichtet und durchgesehen

von **Ernst Pauer.**

gr. 8. Roth cartonnirt. Preis 3 Mark netto.

Enthaltend Märsche von *Lully, Couperin, Rameau, Händel, Haydn, Grétry, Mozart, Cherubini, Lesueur, Beethoven, Paer, Hummel, Weber, Schubert* etc.

Hierzu Beilagen von der Verlagsbuchhandlung Ernst Julius Günther und der Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

№ 42. Berlin, den 20. October 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Abschaffung der Seebeute und das völkerrechtliche Institut.

Von Bluntschli.*)

Der Werth der Gütermassen, welche alljährlich durch die Seeschiffe über das Meer versendet werden, berechnet sich nach vielen Milliarden Mark. Der englische Seehandel für sich allein vermittelt einen Waarenverkehr, dessen Schätzung die französische Kriegsentschädigung an Deutschland übersteigt. Nimmt man an, daß die Seeschiffe aller andern Nationen zusammengefaßt, der englischen an Tonnengehalt ungefähr gleich kommen — die genauen Ziffern fehlen mir —, so kann man sich einigermaßen die kolossalen Interessen veranschaulichen, welche die ganze Welt an der Sicherheit des Seehandels hat.

In diesen Gütermassen ist der Fleiß und sind die Arbeitslöhne von vielen Millionen Arbeiterfamilien und das Kapital von mehreren Hunderttausenden von Grundbesitzern, Fabrikanten, Kaufleuten enthalten. Die Gefahren, welche die Stürme der Seeschifffahrt bereiten, sind gering und werden durch eine kleine Versicherungsprämie unschädlich gemacht. Größer sind die Schäden, welche durch Mangel an Vorsicht und Ungeschick der Steuerleute verschuldet werden; aber sie lassen sich durch gute Erziehung und seemänische Ausbildung erheblich vermindern, durch Verantwortlichkeit ermäßigen und theilweise auch durch Versicherung decken. Aber die furchtbare Gefahr, mit welcher nach dem bisher geübten Seebeuterecht jeder Seekrieg die ganze Handelsmarine der kriegführenden Völker bedroht, läßt sich durch keine Vorsicht und durch keine Verantwortlichkeit vermindern und durch keine Versicherung decken.

Der nordamerikanische Bürgerkrieg hat die verderblichen Wirkungen dieses Kriegsgebrauches für die Seeschifffahrt und den Seehandel Jedermann deutlich gezeigt. Damals reichten ein paar von den südlichen Staaten bemannte Kreuzer aus, um die ganze große Handelsflotte der unirten Staaten von den Meeren wegzufegen und unbrauchbar zu machen. Damals kam die Trockenlegung der amerikanischen Handelsschiffe den englischen Rhedern zu Statten. Würde England mit irgend einer europäischen Großmacht, selbst mit Rußland, in einen Krieg verwickelt werden, so würden die englische Seeschifffahrt und der englische Seehandel dieselbe Erfahrung machen. Ein Dutzend auf Raub ausfahrende Kreuzer würden die Handelsschiffe wie der Habicht die Tauben wegscheuchen und den ganzen englischen Handel nöthigen, sich der neutralen Schifffahrt zu ergeben.

Obwohl die englische Kriegsflotte allen andern Kriegsflotten überlegen ist, so ist sie doch nicht mächtig genug, den englischen Handel auf allen Meeren zu schützen. Der Trost, den englische Publicisten ihren Rhedern vorspiegeln, daß die Kriegsflotte stark genug wäre, wenigstens einige Hauptseewege, z. B. die Fahrt von London nach New-York oder Calcutta und umgekehrt gegen feindliche Angriffe zu schützen, indem sie die Handelsflotte mit bewaffneten Geleitschiffen vertheidigte, ist selbst für diese Wege von zweifelhafter Sicherheit und für alle anderen Seefahrten gänzlich unerheblich. Die englischen Kaufleute kennen diese Gefahr. Wiederholt haben sich auch englische Handelskammern, ähnlich wie die deutschen, französischen und italienischen, für die Reform des Seekriegsrechts ausgesprochen und das völkerrechtliche Verbot der Seebeute verlangt. Keine andere Nation hat ein größeres Interesse an dieser Abschaffung eines barbarischen von Alters her überlieferten Raubrechts.

Dennoch ist dieses Begehren, so lebhaft es von der Union der Vereinigten Staaten befürwortet und von allen europäischen Continentalmächten gelegentlich unterstützt worden ist, jedes Mal an dem Widerspruch Englands gescheitert. Sowohl die englische Regierung als das englische Parlament betrachten heute noch die Fortdauer des herkömmlichen Seerechts als eine Grundbedingung der englischen Staatsmacht. Die englische Nation ist so patriotisch und so politisch gesinnt, daß sie in dem vermeintlichen Conflict zwischen den Machtinteressen des englischen Reichs und den Privatinteressen der englischen Handelsleute die letzteren den ersteren nachsetzt. Erst wenn es gelingt, die englischen Politiker davon zu überzeugen, daß das alte Seerecht im Widerspruch sei nicht blos mit den Grundprincipien des Rechts, sondern ebenso mit der ganzen Culturentwicklung der Menschheit, und daß es deshalb unhaltbar und eher schädlich als nützlich sei, wird die Stimme der Kaufleute Gehör finden. Diese Wandlung kann durch die Gründe der Wissenschaft wohl vorbereitet aber schwerlich bewirkt werden. Nur ernste Erfahrungen mit ihren Leiden und Schmerzen werden die Staatsmänner bestimmen, die alten Waffen niederzulegen.

Man kann heute schon einen Umschwung in den Meinungen auch bei den englischen Publicisten wahrnehmen. Früher vertheidigten sie die Seebeute ganz mit denselben Gründen, wie das nun abgeschaffte Landbeuterecht erklärt und be-

*) Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung und principielle Prüfung des Beuterechts überhaupt und des Seebeuterechts insbesondere enthält die soeben bei Beck in Nördlingen erschienene Schrift: Das Beuterecht im Kriege und das Seebeuterecht insbesondere von J. C. Bluntschli.

gründet worden war. Als Feinde wurden sämmtliche Angehörige des feindlichen Staates betrachtet und die kriegführende Macht hielt sich für berechtigt, die Feinde beliebig zu tödten und ihnen ihr Eigenthum wegzunehmen. Noch Hugo Grotius vertheidigt so das Beuterecht. Dem heutigen Rechtsbewußtsein der civilisirten Welt ist es aber klar geworden, daß der Krieg ein Kampf der Staaten mit Staaten um das Recht ist und nicht ein Vernichtungskampf wider die Privaten, daß es daher ein Recht über Leben und Tod der feindlichen Staatsgenossen nicht gibt, vielmehr sogar verwundete Krieger zu schonen und zu pflegen sind, daß es ebenso wenig ein natürliches Recht gibt, die Feinde zu Sklaven zu machen und denselben ihre Grundstücke wegzunehmen und ihre Fahrhabe zu rauben. Das Plünderungsrecht und das allgemeine Beuterecht sind im Landkrieg heute als barbarisch und unzulässig verworfen. Die alten Gründe für dieselben haben ihre Tragkraft und ihre Beweiskraft mit der Zeit gänzlich verloren. Das Seebeuterecht kann sich daher auch nicht mehr darauf stützen.

An den Verhandlungen des Instituts für Völkerrecht über die Seebeute im Haag 1875 und in Zürich 1877 nahmen auch mehrere englische Kenner des Völkerrechts Theil: Montague-Bernard, Westlake, Travers Twiß, Lorimer, Holland. Wenngleich dieselben in ihren Meinungen nicht übereinstimmten, so hat doch keiner von ihnen die Seebeute in der Weise der früheren Theorie als ein Recht vertheidigt, das Eigenthum der feindlichen Privaten wegzunehmen und sich so zu bereichern, d. h. sie haben alle den früheren Standpunkt des Raubrechts aufgegeben. Sie fühlten, daß es einer reichen Handelsnation wie der englischen am wenigsten anstehe, die Erbeutung feindlicher Kaufgüter, wie die alten Römer es gethan, als den besten Erwerbsgrund zu erklären und auf gewaltsamen Raub fremden Eigenthums zu speculiren. Das Motiv der Gewinnsucht wurde vollständig verleugnet und es wurden nur politische Gründe angeführt, um die Fortdauer des Prisenrechts zu vertheidigen. Höchstens wurde noch leise auf das Interesse der Kriegsflotte verwiesen, Offiziere und Matrosen durch einen Beuteantheil zu belohnen und zu ermuntern. Auch dieses Argument, mit welchem früher im Landkrieg ebenso gefochten wurde, um die Plünderung einer eroberten Stadt oder eines erstürmten festen Platzes zu rechtfertigen, hat keine Zugkraft mehr.

Als fortwirkende Gründe für das Seebeuterecht wurden nur folgende noch geltend gemacht:

1) vor allen der Unterschied zwischen dem Landkrieg und dem Seekrieg, daß das Landheer feindliches Gebiet occupiren und durch Besitznahme feindlicher Provinzen den feindlichen Staat zwingen kann, sich den Friedensbedingungen zu unterwerfen, während die Kriegsflotte die Küste ohne Landungstruppen nicht besetzen kann und daher andere Mittel suchen muß, den Feind zu bezwingen;

2) sodann der fernere Unterschied, daß das Landheer Contributionen und Requisitionen erhebe, der Kriegsflotte auch dieses Mittel abgehe;

3) die Gefahr, daß die Handelsschiffe auch für Kriegszwecke benutzt werden können und insbesondere die Matrosen leicht für die Kriegsflotte verwendbar seien.

Außer diesen ausgesprochenen Rücksichten mochte auch der stille Gedanke wirken, daß die englische Seemacht allen andern überlegen sei und deshalb eher als andere befähigt sei, das Machtmittel des Prisenrechts in Anwendung zu bringen, sowohl um den Seehandel einer feindlichen Seemacht auf lange hin zu zerstören, als um die Seeschifffahrt einer kriegführenden Nation, wenn England neutral bleibe, zu ersetzen, d. h. in beiden Fällen die Concurrenz einer anderen zur See weniger mächtigen Nation zu beseitigen.

Die Rechtsfrage wird so durch die Machtfrage verdrängt und die Rechtsgründe werden durch politische Rücksichten unwirksam gemacht. Indessen erträgt die civilisirte Staatenwelt auf die Dauer nicht die Berufung auf die bloßen rechtlosen Interessen der Uebermacht im Gegensatze zu allgemein anerkannter Rechtsnothwendigkeit. Auch England wird daher schließlich der Forderung willfahren müssen, daß das Seekriegsrecht in Harmonie gebracht werde mit dem Landkriegsrecht und mit den Grundprincipien des heutigen Völkerrechts überhaupt. Es ist nicht möglich, daß es als schweres Verbrechen bestraft werde, wenn Landtruppen die Waarenmagazine der Kaufleute und das Mobiliar der Bewohner plündern, und als eine erlaubte und gewinnreiche Handlung gelte, wenn Seesoldaten die schwimmenden Handelsgüter als gute Beute rauben. Der Fortschritt der Rechtsbildung, der nach Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Anstrengungen endlich auf dem Lande erreicht worden ist, kann nicht an der Seeküste aufgehalten und in den Rückschritt der alten Barbarei umgewandelt werden.

In jenen zunächst politischen Gründen gibt es nur ein beachtenswerthes Rechtsmoment, nämlich die Sicherheit der kriegführenden Seemacht gegen die Verwendung der Handelsflotte zu Kriegszwecken. Auf die Kaufmannsgüter, mit denen die Handelsschiffe befrachtet sind, hat diese Rücksicht keinen Bezug, denn abgesehen von der sogenannten Kriegscontrebande, die unbestrittenermaßen weggenommen wird, sind Kaufmannsgüter niemals eine Kriegsgefahr. Die Schiffe aber und die Matrosen auf dem Meere sind den Schiffen auf den Binnengewässern (Seen und Flüssen) und den Eisenbahnen in dieser Hinsicht wesentlich gleichartig. Soweit hier eine Kriegsgefahr offenbar ist, rechtfertigt sich in beiden Fällen nicht die Erbeutung, wohl aber eine vorübergehende Beschlagnahme mit Vorbehalt der Rückgabe und der Entschädigung an die Privateigenthümer, wenn die Kriegsgefahr vorüber ist.

Die große Mehrheit des völkerrechtlichen Instituts hat sich denn auch sehr entschieden sowohl für den Grundsatz ausgesprochen, daß das Privateigenthum, sowohl das feindliche als das neutrale, auf neutralen und auf feindlichen Schiffen für unverletzlich zu erklären sei, als für die nöthige Beschränkung dieses Grundsatzes im Interesse der Kriegsführung, so daß Waaren, die für den Kriegszweck bestimmt oder unmittelbar verwendbar sind, und Handelsschiffe, welche die Blokade brechen oder zur Theilnahme an der Kriegsführung bestimmt sind, in Beschlag genommen werden dürfen.

Die Völkerrechtskundigen aller anderen Nationen waren darin durchaus einig. Näher in diesem Sinne hatten sich theils im Haag theils in Zürich ausgesprochen: de Laveleye aus Belgien, Pierantoni aus Italien, de Parieu und Lucas aus Frankreich, Asser aus Holland, Bluntschli und Geßner aus Deutschland, Neumann aus Oestreich, Bulmerincq und Martens aus Rußland, Rolin-Jacquemyns und Alb. Rolin aus Belgien, Dudley-Field aus Nordamerika, Calvo aus Südamerika, Moynier aus der Schweiz.

Die öffentliche Meinung, welche seit Jahrzehnten mit steigender Energie diese Reform des Seekriegsrechts verlangt, hat durch diese Verhandlungen des Instituts für Völkerrecht eine beachtenswerthe Bestätigung erhalten.

Die Genfer Convention, das rothe Kreuz und der rothe Halbmond.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

(Schluß.)

V.

Zur Zeit, als die Türkei ihren Beitritt erklärte, am 5. Juli 1865, war die Genfer Convention adoptirt von der Schweiz, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Italien, Spanien, Dänemark und Deutschland (Preußen), deren Vertreter von ihren Regierungen schon die Ermächtigung erhalten hatten, den Act vom 22. August 1864 zu unterzeichnen. Außerdem hatten damals bereits ihren Beitritt angezeigt:

1. Schweden und Norwegen, am 15. December 1864,
2. Griechenland, am 17. Januar 1865,
3. Großbritannien, am 18. Januar 1865.

Es waren also, abgesehen von Griechenland, nur west- und mitteleuropäische, nur romanische und germanische Völker. Es waren überhaupt nur christliche Staaten und Staaten mit einer geregelten Militärverfassung, welche eine deutlich erkennbare Scheidelinie zwischen der jeweiligen militärischen und bürgerlichen Bevölkerung zieht, und welche für ein strictes Befolgen der Befehle durch die Soldaten die nöthigen Bürgschaften bietet.

Seit 1865 sind noch weiter beigetreten:
1. Oestreich, am 21. Juli 1866,
2. Rußland, am 22. Mai 1867,
3. der Kirchenstaat am 9. Mai 1868,
4. Persien, am 10. Januar 1874,
5. Montenegro, am 29. November 1875,
6. Serbien, am 24. März 1876.

Der Kirchenstaat („Les états pontificaux") hat seinen Eintritt nur zwei Jahre überlebt. Die unter 2. 4. 5. 6. genannten Staaten sind in die orientalische Krisis mehr oder weniger verwickelt. Einige derselben haben keine strenge Scheidung zwischen Militär und Civil und keine unbedingte Gewalt über ihre Truppen. Alle gehören weder zu West- noch zu Mitteleuropa, weder zur germanischen, noch zur romanischen Race. Persien ist ganz asiatisch, Rußland und die Türkei sind es zu einem sehr erheblichen Theile. Endlich Persien und die Türkei sind nicht christliche Staaten. Das ist ein Wendepunkt.

Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage: als man 1864 die Genfer Convention aufrichtete, als man das christliche Kreuz zu ihrem Emblem und Erkennungszeichen machte, hat man die Möglichkeit einer solchen Entwickelung der Dinge nicht vorausgesehen, geschweige denn bei den getroffenen Einrichtungen berücksichtigt. Es war ein Act der Gedankenlosigkeit, als die Türkei 1865 dem Verband des rothen Kreuzes ohne Vorbehalt beitrat. Ein Act der Gedankenlosigkeit seitens Dessen, der den Beitritt erklärte und seitens Derer, die ihn empfingen. Letztere sind entschuldigt durch die bereits erwähnten formellen Mängel der „Vereinsverfassung", vorausgesetzt, daß von einer eigentlichen „Vereinsverfassung" irgendwie die Rede sein kann. Hätte überhaupt eine Causae cognitio über den Beitritt der Türkei stattgefunden, oder auch nur stattfinden können, so würde man auf erhebliche Bedenken gestoßen sein.

Als das türkische Reich auf dem Gipfel seiner Macht stand, als die sieggewohnten Schaaren der Osmanli unter dem Banner des Halbmondes die christlichen Staaten bedrohten, damals, als sie Ungarn erobert hatten und Oestreich bedrohten, — damals, im 16. und 17. Jahrhundert würde sich schwerlich das christliche Europa dazu verstanden haben, den Halbmond als Emblem der Humanität und Gesittung, auch etwa nur bei dem Gegner, gelten zu lassen.

Seit dem Niedergange des osmanischen Kaiserreichs befinden sich die Türken in einer gleichen Lage gegenüber den Christen und dem Zeichen des Kreuzes. Denn seitdem folgt ein Aufstand der christlichen Rajah dem andern. Jedem dieser Aufstände wird das Kreuz als Kriegszeichen vorgetragen, und jeder derselben beginnt damit, daß die ganze türkische Civilbevölkerung, Frauen und Kinder nicht ausgenommen, meuchlings niedergemetzelt wird. Ich will mich auf ein paar Beispiele beschränken.

In der Christnacht 1703 erhoben sich die Hochländer der schwarzen Berge, die Montenegriner, gegen die Türken; in dieser einen Nacht wurden alle Türken niedergemetzelt, und heute noch singt man in Montenegro das „Würgerlied", welches diesen „heiligen Abend" verherrlicht. „Ueberall, wo Türken weilten", so heißt es in demselben, „erschienen die Würger; wer sich gegen die Taufe sträubte, wurde ohne Erbarmen gemordet", u.s.w. (Siehe Cyprien Robert, „Les Slaves en Turquie", Buch I. Kap. 2.)

Im Jahre 1821 brach der griechische Aufstand los. „Einige örtliche Bewegungen", so schreibt der französische Viceadmiral Jurien de la Gravière in seinem als zuverlässig bekannten Buche „La Station du Levante" (Paris 1876) Band I, S. 75), „verkündigten seit Ende März 1821 das Herannahen der Katastrophe; am 2. April brach der allgemeine Aufstand los. Die türkischen Grundbesitzer, die Timarioten (unter den Timarioten verstand man die Türken, welche der Padischah mit Grundeigenthum beliehen hatte gegen die Verpflichtung zum Kriegsdienst), sahen sich plötzlich von den Griechen angegriffen, und zwar angegriffen von allen Seiten. Sie wurden ohne Erbarmen niedergemacht. In weniger als einem Monat war eine Bevölkerung von zwanzigtausend Seelen, welche über das ganze griechische Land zerstreut war, von der Erde verschwunden. Ihre Ausrottung war mit Vorbedacht unternommen. Sie lag in den Plänen und Berechnungen der Hetärie. Männer, Frauen, Kinder, — der vulkanische Ausbruch hat Niemand von ihnen verschont. Mindestens dreitausend Gutssitze waren in Asche gelegt; vormals blühende (türkische) Dörfer zeigten nichts mehr als Ruinen, und auf diesen Trümmern knieend vereinigten die (griechischen) Klephten ihre Stimmen mit denen ihrer Popen, um ihre so rasch und so vollständig errungenen Triumphe zu feiern. Einige türkische Familien, welche dem Blutbade durch rasche Flucht entronnen waren, fanden Schutz in Tripolitza und in den Burgen an der Küste. Die Griechen, noch nicht im Stande, ihren Feinden im Felde die Spitze zu bieten, beschränkten sich darauf, diejenigen zu cerniren, welche sie nicht hatten überrumpeln können. Sie lagerten sich auf den Höhen und warteten geduldig, bis der Hunger ihnen neue Schlachtopfer lieferte. In jenen barbarischen Zeiten, für welche zu schwärmen höchstens einem Poeten erlaubt ist, findet man ein Präcedenz für den griechischen Aufstand: es sind die sicilianischen Vespern; aber in der neuesten Geschichte wird man, außer den Schwarzen auf San-Domingo und den Muselmans in Bengalen, kein Volk finden, welches die Fremdherrschaft mit einer so ungewöhnlichen Wuth bekämpft hat."

— „Von Tenedos bis nach Rhodus, von Zante bis nach Tenedos, bedeckte sich die See mit griechischen Briggs und Goeletten, welche jedes türkische Fahrzeug auffingen, das sich nicht bei Zeit in einen Hafen geflüchtet hatte. Ein türkisches Schiff, welches Geschenke des Sultans Mahmud an Mehemet-Ali überbrachte, wurde auf der Fahrt nach Aegypten genommen von zwei hydriotischen Briggs, commandirt von den Capitänen Sakturis und Pinozis. Zahlreiche Mekkapilger, auch der kürzlich abgesetzte Scheikh-ül-Islam und die Familien und das Gefolge dieser „heiligen Person", hatten sich in Constantinopel eingeschifft in dies Fahrzeug, das ein böses Geschick auf Gnade und Ungnade überlieferte an Leute, welche entschlossen waren, den Türken keine Gnade zu gewähren. Allen Türken auf dem Schiffe, auch Greisen, Frauen und Kindern, wurde der Kopf abgeschnitten". (Jurien, I, 125.) „Auch der Aufstand auf Samos wurde, gleich allen andern, eingeleitet durch einen an allen türkischen Familien verübten Massenmord." (I, 139.)

Ich will diese blutigen Bilder nicht weiter verfolgen und habe absichtlich mich darauf beschränkt, zwei Autoritäten, welche im Uebrigen türkenfeindlich sind, mit ihren eigenen Worten zu citiren.

Vergessen wir nicht, daß alle diese blutigen Metzeleien im Namen des Christenthums erfolgten und daß an ihrer Spitze Popen und Kaluger (Mönche) standen, in der einen Hand das Schwert oder die Brandfackel und in der andern das durch sie entweihte Zeichen des Kreuzes. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der Türke in dem letzteren kein Emblem des Friedens erblickt. Man hätte, eine bessere Organisation vorausgesetzt, bei Aufnahme der Türkei in den Verein der Genfer Convention prüfen sollen, ob dieselbe überhaupt im Stande sei, die Verpflichtungen, welche der Beitritt auflegt, zu erfüllen. Jedenfalls aber hätte man für den Fall eines Krieges zwischen Christen und Türken, und noch dazu eines Krieges, dem man

seitens des angreifenden Theiles von vornherein einen confessionellen Charakter gegeben, nicht das Glaubensemblem eines der streitenden Theile, das Kreuz so wenig wie den Halbmond, zum Erkennungszeichen der humanitären Bestrebungen machen sollen. Irgend ein neutrales Zeichen, eine Palme, eine ausgestreckte Hand oder irgend sonst etwas wäre besser gewesen als der Halbmond, welchen die Rajah, und das Kreuz, welches der Osmanli keine Ursache hat besonders zu lieben.

Wenn die Berichte des Genfer „Comité international de secours aux militaires blessés" sich bestätigen (siehe die Schrift: „Les destinées de la convention de Genève pendant la guerre de Serbie" pag. 13), so hat gerade die Fahne mit dem Kreuz, weit entfernt zum Schutz zu gereichen, vielmehr die Türken, welche offenbar nicht belehrt waren und in diesem Zeichen der aufständischen Serben eine Provocation erblickten, zur Wuth gereizt; am 21. August 1876 vor Alexinatz schossen sie auf eine Ambulanz, welche die Fahne mit dem rothen Kreuz aufgehißt hatte, stellten das Schießen aber sofort ein, nachdem diese Fahne verschwunden war. Vielleicht hat dieses Mißverständniß auch dazu beigetragen, der ottomanischen Hülfeleistungsgesellschaft ihre Aufgabe zu erschweren, wenigstens ist es derselben nicht leicht geworden, für ihre heilsamen Bestrebungen Boden zu gewinnen.

Gewiß ist, daß in dem jetzigen türkisch-russischen Kriege und auch schon vor demselben namenlose Gräuel und zwar vorzugsweise an der wehrlosen Civilbevölkerung verübt worden sind.

Allerdings die Genfer Convention berücksichtigt nur die militärischen Kreise; sie beschränkt ihren Schutz auf die militärischen Ambulanzen und Hospitäler (Art. 1) und deren Personal (Art. 2), sowie auf verwundete und kranke Militärpersonen (Art. 6). Die Gräuel, welche von Soldaten an Civilpersonen, welche von Civilpersonen an Soldaten, und welche von Civilpersonen an Civilisten verübt werden, liegen außerhalb ihrer Normen. In Uebereinstimmung hiermit beschränkt sich die Reclamation der deutschen Reichsregierung auf die von den Soldaten des siegreichen Theils an den verwundeten Soldaten des Besiegten auf dem Schlachtfeld verübten Atrocitäten.

Allein diese Gräuel bilden nur einen minimalen Theil der blutigen Gesammtheit. Im Jahre 1876 haben zuerst die aufständischen Bulgaren gegen die Nichtslaven gewüthet. Sie haben z. B. die Eisenbahn auf der Strecke Philippopoli-Bellova zerstört und die Bahnhöfe niedergebrannt. Ein deutscher Eisenbahnbeamter erzählte mir, die Bulgaren überfielen den von sechs türkischen Zapptjes (Gendarmen) bewachten Bahnhof, der Beamte entwischte auf der Vorsichts halber geheizten Locomotive, die Zapptjes dagegen wurden in das Haus eingeschlossen, dann wurde das Haus von den Bulgaren sorgfältig zugemacht und endlich mitsammt den Zapptjes geflissentlich niedergebrannt. Dann kamen die türkischen Baschi-Bozukregimenter. Es war das Gesindel von Constantinopel, das man zusammengerafft hatte, um die bedrohte Hauptstadt von ihm zu befreien. Und es folgten nun jene Gräuel wider die Bulgaren, welche den Gegenstand der beredten Schilderungen des Herrn J. A. Macgahan, des Specialcommissars der „Daily-News", und des Herrn Eugene Schuyler, des amerikanischen Generalconsuls, bilden. Auch der jetzige Krieg wird mit einer unerhörten Grausamkeit von beiden Theilen geführt, welche vorzugsweise auf türkischer Seite den Baschi-Bozuks und den Tscherkessen und auf der russischen den Kosacken zur Last fällt. Die Tscherkessen sind überhaupt eines der schlimmsten Leiden der Türkei. Man hat sich dieselben, nach Eroberung ihres Landes durch die Russen, aus Asien herübergeholt und in der europäischen Türkei angesiedelt. Alle Colonisationsversuche sind mißlungen. Sie sind auch in Europa im Frieden Menschenhändler und Räuber, im Krieg der Ausbund aller Grausamkeit. Höchst interessante und richtige Nachweisungen über dieselben findet man in dem Aufsatze: „Die Tscherkessenemigration nach der Donau, historisch-ethnographische Skizze von F. Kanitz" in der „Oestreichischen Revue" vom Jahre 1865, I, Seite 227—243.

Das Grauenhafteste aber ist der Bürgerkrieg der Civilbevölkerung, insbesondere zwischen Slaven und Türken. Sind die Russen einmarschirt, dann schneiden die Bulgaren den Türken, sind die Russen abmarschirt, dann schneiden die Türken den Bulgaren die Hälse ab. Das wechselnde Kriegsglück läßt diese Scenen sich häufig erneuern. Greise, Frauen und Kinder werden dabei nicht geschont. Ja, die Bulgaren richten ihre Wuth gegen Alles, was nicht der bulgarischen Kirche und der slavischen Race angehört, gegen Juden und Muhamedaner, gegen die Griechen und gegen die Lateiner, ja sogar gegen deutsche Eisenbahnbeamte. Die an der Judengemeinde in Kasanlik, namentlich auch an den Frauen, von den Bulgaren verübten Gräuel sind erwiesen.

Leider kann man die russische Politik und die russische Kriegführung nicht ganz freisprechen von dem Vorwurf, die Bulgaren zu ihrer Handlungsweise, wenn auch vielleicht ohne Absicht und wider Willen, ermuthigt zu haben. Wenn in der russischen Proclamation an die Bulgaren gesagt ist, „der Czar komme, um ihnen ihre Rechte, ihre Nationalität und ihren Glauben wiederzugeben, und um von den Türken Rechenschaft zu fordern wegen der Grausamkeiten und Verbrechen, deren sie sich gegen wehrlose Christen schuldig gemacht; man wolle aber nicht Alle dafür verantwortlich machen, vielmehr werde eine geregelte und unparteiische (russische) Justiz die unbestraft gebliebenen Verbrecher, aber auch nur diese, zu treffen wissen; mit dem Vorrücken der Russen in das Innere des (türkischen) Landes werde das türkische Regiment durch eine neue Organisation ersetzt werden, und die Eingeborenen (d. h. die Bulgaren) würden berufen werden, thätig daran theilzunehmen, unter der höheren Leitung der neuen (russischen) Autoritäten; die bulgarischen Legionen sollten den Kern bilden für die locale bewaffnete Macht, welcher die Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit werde anvertraut werden", so geht das Alles weit über die Grenzen einer regelmäßigen Kriegführung hinaus. Es ist ein Aufruf zum bewaffneten Aufstand und die Ankündigung einer fremdländischen Justiz, welche den Zweck verfolgt, der legitimen einheimischen nicht nur das Heft aus der Hand zu nehmen, sondern ihr auch mit rückwirkender Kraft das Pensum zu corrigiren. Kurz, es ist nicht mehr der Krieg beschränkt auf „Soldat gegen Soldat".

Die Maßregeln des mit der Verwaltung der türkisch-bulgarischen Lande betrauten Prinzen Tscherkasky aber erhalten ein eigenthümliches Licht durch die Worte des russischen Journals von St. Petersburg, welche lauten:

— „Weit entfernt zu bedauern, daß die türkische Bevölkerung der Bulgarei flieht und das Land verläßt, für welches sie Jahrhunderte lang nichts gethan hat, — weit entfernt sie zurückzuhalten, — muß man ihre Auswanderung begünstigen, welche die Reform der Agrarverfassung für die Bulgaren erheblich erleichtert." —

Vielleicht handelten die Bulgaren, während sie Türkenköpfe abschnitten, in dem guten Glauben, „die türkische Auswanderung zu begünstigen und die Agrarreform vorzubereiten".

VI.

Wenn nun eine solche Ueberschreitung der völkerrechtlichen Grenzen der Kriegführung ihre Rückwirkung auch auf das Verhalten von Armee zu Armee übt, und wenn in Folge dessen Verletzungen des Art. 6 der Genfer Convention eintreten, so ist das in der That nicht zu verwundern. Denn die Atrocitäten lassen sich in dem Kopfe des gemeinen Mannes nicht so genau klassificiren, und es ist schwer, der entfesselten Furie die Grenze zwischen Civil und Militär deutlich zu machen, namentlich in einem Lande, wo dieselbe ohnedies schon in hohem Grade verwischt ist. Denn jeder Türke betrachtet sich als Soldat, während die Rajah wohl zuweilen die Waffen als Räuber, aber nie für das ottomanische Reich führt.

Alle diese Grausamkeiten, auch diejenigen, welche nicht

unter die Normen der Genfer Convention fallen, sind völkerrechtswidrig. Völkerrechtswidrig ist ein viel weiterer Begriff als conventionswidrig. Auch für den Krieg hat sich zwischen allen civilisirten Staaten seit lange schon ein internationales Gewohnheitsrecht ausgebildet, und über seinen Inhalt herrscht unter den Männern der Wissenschaft kein Zweifel. Die Genfer Convention hat, darüber sind alle Regierungen einig (siehe Abschnitt IV oben), das allgemeine auf Observanz beruhende Völkerrecht im Kriege, dessen Bedeutung anerkannt ist von Hugo Grotius (De jure belli et pacis) und M. de Vattel (Le droit des gens, Livre III, chap. 1—18) bis auf G. B. Oppenheim (Völkerrecht, 2. Auflage, Stuttgart 1866, Theil III, Kap. 11) und J. C. Bluntschli (Das moderne Völkerrecht, Nördlingen 1868, Buch VIII), nicht abschaffen, sondern ergänzen wollen. An Wichtigkeit steht dieses internationale Kriegsrecht weit über den wenigen Normen der Genfer Convention, welche sich auf die Fürsorge für kranke und verwundete Soldaten beschränken; und wenn jemals ein solcher Verfall der internationalen Sitten einreißen sollte, daß das generelle Gewohnheitsvölkerrecht im Kriege nicht mehr geachtet würde, so fürchten wir, es wäre schwer oder gänzlich unmöglich, die speciellen Vorschriften der Genfer Convention aufrecht zu erhalten. Denn letztere hat das erstere zur Basis, und man kann nicht human sein in Bezug auf gefangene, verwundete und kranke Soldaten, wenn man in Allem Uebrigen ein Barbar ist, der seiner eigenen Leidenschaft die Zügel schießen läßt und dadurch auch die Leidenschaften der Anderen entfesselt. Man kann nicht nach Observanz grausam und nach Vertrag human in der nämlichen Zeit sein.

So sehr die Reclamation wegen Zuwiderhandelns gegen die Genfer Convention Billigung verdient, so sehr wäre es zu wünschen, daß die Mächte auch wegen Verletzung des generellen observanzmäßigen internationalen Kriegsrechts reclamirten, wie sie dies ja (siehe Abschnitt IV) im serbischen Kriege gethan haben.

Um nun noch ein Schlußwort über die Genfer Convention zu sagen, so ist trotz aller Anerkennung, welche man ihrem Grundgedanken, sowie ihren Urhebern und Förderern zu zollen bereit ist, nicht zu bestreiten, daß sie an materiellen und formellen Mängeln leidet. In materieller Beziehung muß sie reducirt und präcisirt werden. Man wird die Vorschriften desto besser befolgen, je klarer dieselben sind und je mehr sie sich auf Erreichbares, mit den Zwecken des Krieges Vereinbares beschränken.

In formeller Beziehung muß das Vertragsrecht mehr in den Vordergrund treten, welches wechselseitig verpflichtet. Eine bloße Beitrittserklärung seitens eines uncultivirten oder barbarischen Staates hat weder Sinn noch Bedeutung. Den Vorschriften der Convention genügen kann nur ein Staat, in welchem eine strenge Trennung zwischen Civil- und Militärpersonen existirt und in welchem die Heeresleitung ihre Soldaten, bis herunter auf den geringsten Troßknecht, fest in der Hand hat. Die Entschuldigung, daß man den guten Willen, aber nicht die Fähigkeit habe, der Convention zu genügen, ist unstatthaft. Hat man nicht die Fähigkeit, so soll man nicht beitreten. Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter: Ehe man den sich Meldenden aufnimmt, sollte man prüfen, ob er die Fähigkeit hat, seinen Vertragspflichten zu genügen. Ich kann nicht contrahiren mit einem beliebigen „Non inventus" und will nicht contrahiren mit Jemandem, von dem ich weiß, daß er leistungsunfähig ist. Ich mag nicht Jemandem Rechte einräumen, von dem ich eine Erfüllung seiner Pflichten nicht erwarten darf. Auch hier muß man eingedenk sein der Regel, welche Vattel (Le droit des gens, tom. I, Liv. III, Chap. 12, §. 191) aufstellt, daß, was aus Anlaß des Kriegszustandes dem Einen erlaubt ist, es auch dem Andern ist („Tout ce qui est permis à l'un, est permis à l'autre").

Sowohl in materieller als formeller Beziehung wäre aus den in Abschnitt II erwähnten Verträgen sehr viel zu lernen. Die Convention von Brandenburg ist auch heute noch nicht veraltet und mit Recht hat Löffler schon 1860 so nachdrücklich auf sie verwiesen.

Die Frage, ob die gegenwärtig im Orient den Krieg führenden Mächte im Stande sind, den Vorschriften der Convention Genüge zu leisten, und wenn nicht, worin die Gründe dieser Unfähigkeit liegen, kann ich hier nicht weiter verfolgen.

Ich fasse meine Ansicht kurz dahin zusammen:

1. Die Genfer Convention ist in materieller und formeller Beziehung reformfähig und zugleich auch reformbedürftig.

2. Vor Allem aber bedarf es einer strammen Vertragsform und einer internationalen Centralbehörde, welche nicht nur Beitrittserklärungen registrirt, sondern nach sorgfältiger Causae cognitio über die Zulassung — und nöthigenfalls auch über die Ausschließung — entscheidet.

Literatur und Kunst.

Urbain Jean Josephe Le Verrier.

Der Akademie der Wissenschaften in Paris, welche jeden Montag eine Sitzung hält, kündigte am 24. September der Präsident Herr Peligot nach der Eröffnung den schmerzlichen Verlust an, welchen sie am 23. September durch den Tod des Herrn Le Verrier erlitten habe; er verlas einen Brief des Herrn Treska, Directeur du Conservatoire des Arts et Metiers, aus dem Folgendes hervorgehoben werden mag: „Im Namen der Frau Le Verrier und der Familie mache ich Ihnen Mittheilung von dem großen Unglück, welches sowohl die Akademie, als die Familie betroffen hat. Unser berühmter College ist diesen Morgen um 7 Uhr verschieden an der Krankheit, welche ihn beinahe sechs Monate von unseren Sitzungen fern hielt, aber ohne daß er bis zu seinem letzten Augenblicke aufgehört hatte, an den Arbeiten der Akademie Theil zu nehmen. Das Vaterland und die Wissenschaft verliert in ihm einen der berühmtesten Männer. Aber Dank der aufmerksamsten Hülfe des Herrn Gaillot wird der Akademie die Arbeit, welche die Theorie der Bewegung unseres ganzen Sonnensystems vervollständigt und abschließt, das große Werk des Herrn Le Verrier vorgelegt werden können."

Der Präsident schloß darauf die Sitzung, um den Verstorbenen zu ehren.

Fragen wir, was hat den Namen Le Verriers so berühmt gemacht?

Urbain Jean Josephe Le Verrier wurde zu St. Lô, der etwa 10,000 Einwohner haltenden Hauptstadt des Departements La Manche, am 11. März 1811 als der Sohn eines Domänenbeamten geboren. Aus seiner Jugendzeit ist wenig bekannt, er erhielt seine erste Schulbildung auf den Lehranstalten seiner Vaterstadt und ging sodann nach Caen, um sich für die polytechnische Schule in Paris vorzubereiten. Jeder, der ein Zögling dieser berühmten von der Republik 1794 gegründeten Schule werden will, muß eine strenge Prüfung bestehen, und Arago erzählt in der Geschichte seiner Jugend, wie er von Monge und Legendre geprüft und glänzend durch das Examen gekommen sei. Nicht so erging es Le Verrier, denn im Jahre 1829, als er eben 18 Jahre alt, meldete er sich, fiel aber im ersten Examen durch. Er besuchte darauf in Paris das Collège Louis le Grand, gewann den mathematischen Preis und erlangte nun 1831 Aufnahme in die polytechnische Schule, wo er sich innerhalb zweier Jahre zum Ingenieur ausbildete. Als solcher wurde er bei der Tabaksverwaltung in Paris angestellt, und, nachdem er die Stelle zwei Jahre innegehabt, blieb ihm die Wahl, eine ähnliche Stelle in der Provinz anzunehmen oder die begonnene Laufbahn aufzugeben. Um seinen Aufenthalt in Paris zu behalten, that er das letztere, nahm eine Stelle als Lehrer am Collège Stanislas an und wurde Repetent an der polytechnischen Schule. Er hatte bisher Astronomie und Mathematik nicht besonders bevorzugt, sondern beschäftigte sich viel

mehr mit Chemie und veröffentlichte in den „Annales de Chimie et Physique“ im 60. Bande 1835 eine Arbeit „Sur les combinaisons du phosphor avec l'hydrogène“, der im 65. Bande 1837 eine zweite Abhandlung „Sur les combinaisons du phosphor avec l'oxygène“ folgte. Diese Arbeiten gehören mit zu den besten, welche bis dahin bekannt waren, und fortgesetzte Untersuchungen würden seinen Ruf als Chemiker sicher weiter begründet haben. Jedoch er gab die Chemie auf und wandte sich der physischen Astronomie zu, über welche bekanntlich das berühmte Werk von Laplace, die „Mécanique céleste“, noch gegenwärtig als eine der vorzüglichsten Quellen vorliegt. Schon in dem mathematischen Journal, welches der Mathematiker an der polytechnischen Schule, der Akademiker Liouville, in Paris seit 1836 herausgibt, erschienen 1840 die ersten astronomischen Arbeiten: Ueber die gegenseitigen Neigungen der Bahnen der Planeten Jupiter, Saturn und Uranus und über die Bewegung der Durchschnittspunkte dieser Bahnen, welche Arbeiten er sicher durch Inspiration bei dem Studium der „Mécanique céleste“ unternommen hatte. Ganz besonders aber beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die gegenseitige Anziehung der Planeten, deren Wirkung unter dem Namen das **Problem der drei Körper** oder der **Störungen** bekannt ist, und auch die Bände der „Comptes rendus“, der Zeitschrift der Pariser Akademie, enthalten vom Jahre 1840 an Zeugnisse seines Fleißes. Schon 1843 liegt eine Arbeit über die Bahn des Planeten Merkur und dessen Störungen vor, und der Plan, die Bewegung der hauptsächlichsten Körper, der Planeten unseres Sonnensystems nach und nach genauer zu untersuchen, scheint damals bereits das Ziel seiner Arbeiten gewesen zu sein, eine Aufgabe, welche er später nie verlassen und glücklich zu Ende geführt hat.

Laplace hatte die Theorie für die Bewegung zwar in seinem schon genannten Werke abgeleitet und die Anwendung dieser Theorie war nach dem Material, welches bis zu Anfang dieses Jahrhunderts vorlag, von verschiedenen Gelehrten ausgeführt; über die Bewegung der Planeten Merkur, Venus, Mars hatte der Director der Seeberger Sternwarte, Herr von Lindenau, über die scheinbare Bewegung der Sonne der Mailänder Astronom Carlini, über Jupiter, Saturn, Uranus der Pariser Astronom Bouvard, über den Mond der nach Paris übergesiedelte Astronom Burckhardt (geb. in Leipzig) Tafeln berechnet, welche den in astronomischen Jahrbüchern gegebenen Ephemeriden zu Grunde lagen.

Der Fortschritt der Wissenschaft, besonders die Verfeinerung der Beobachtungskunst durch Bessel, hatten aber längst gezeigt, daß zwischen den Vorausberechnungen und den Beobachtungen kleine Differenzen bestanden, die eine neue Untersuchung der Theorie nöthig machten, und die Tafeln über die scheinbare Bewegung der Sonne hatten schon durch Bessel eine wesentliche Verbesserung erhalten, während mit der ungemein schwierigen Bewegung des Mondes um die Erde Astronomen verschiedener Länder (Plana in Turin, Damoiseau in Paris, Lubbock in London, Hansen in Gotha) sich beschäftigten. Le Verrier erkannte die Lücken, welche auszufüllen waren; er legte sich mit seiner jugendlichen Kraft auf Arbeiten, die ein Bedürfniß waren, die zu vollenden aber Hülfskräfte erforderten, die ihm, dem Unbemittelten, dem Anfänger unter den Astronomen, damals noch nicht zu Gebote standen.

Aber auch Arbeiten, welche für Anfänger fruchtbringend sind, indem sie bald Resultate geben, d. h. Untersuchungen von geringerem Umfange, unternahm er und zeigte dadurch nicht nur seine Kraft, sondern erwarb sich dadurch eine Stellung unter den gelehrten Fachgenossen. Dazu gehört eine Arbeit über den von dem damaligen Astronomen der Pariser Sternwarte unter Arago, Herrn Faye, am 22. November 1843 entdeckten Kometen, der periodisch war, d. h. eine Umlaufszeit von $7\frac{1}{2}$ Jahren hatte, und von dem Le Verrier nachwies, daß er nicht identisch sei mit einem Kometen vom Jahre 1770, von dem Lexell zuerst ausgerechnet, was Burckhardt und gerade auch Le Verrier bestätigten, daß der Planet Jupiter die Kometenbahn zu einer Bahn von kurzer Umlaufszeit umgeformt hatte, aber bei der nächsten Annäherung des Kometen an Jupiter hatte dieser durch seine Anziehungskraft die Bahn wieder verändert, so daß die kurze Umlaufszeit aufhörte. Die Wiederkehr des Faye'schen Kometen für 1851 wurde von Le Verrier berechnet und der Komet fast genau an der vorausberechneten Stelle gefunden; als andere kleine Arbeit berechnete er die Erdstörungen für den von de Vico 1844 entdeckten Kometen.

Diese Arbeiten verschafften ihm den Eintritt in die Akademie, die Aufnahme unter die „Unsterblichen“ am 19. Januar 1846, sonderbarer Weise an Stelle des verstorbenen Grafen Cassini de Thury, der als der letzte der berümten Astronomenfamilie Cassini von der Revolution 1794 von der Sternwarte in's Gefängniß geschleppt wurde und nach seiner Befreiung auf seinem Gute lebte.

Doch alle diese Untersuchungen, so interessant sie waren und so sehr sie den scharfen Geist des Berechners kennzeichneten, hätten noch immer nicht hingereicht, den Namen Le Verrier populär zu machen, und wenn nichts Anderes hinzugekommen wäre, würde in der wissenschaftlichen Welt Le Verrier als Rechner und theoretischer Astronom wohl geachtet, aber für das Publicum nicht bekannter geworden sein, als andere ruhige Gelehrte auf dem Gebiete der astronomischen Wissenschaft. Der schon erwähnte Schüler und Freund von Laplace, der Astronom Bouvard, verbesserte von dem im Jahre 1781 am 13. März von W. Herschel entdeckten, die Grenzen unseres Sonnensystems erweiternden Planeten, der gegenwärtig den Namen Uranus führt, die Bahn, welche zuerst von Delambre 1789 genauer ermittelt war. Im Jahre 1821 fand Bouvard, daß wenn er die Uranusbeobachtungen zwischen 1781 und 1821 darstellte, die älteren Beobachtungen des Planeten, die von Flamsteed, Bradley, Tobias Mayer, Lemonnier, ohne daß diese Astronomen die Natur dieses Sternes kannten, angestellt waren, nicht stimmten. Obwohl überrascht von diesem Resultate, glaubte Bouvard, genauere Untersuchungen künftigen Zeiten überlassen zu müssen, weil er den Zeitraum der Beobachtungen für zu gering hielt. Jedoch fügte er hinzu, daß die Differenz von **irgend einer fremden, noch nicht erkannten Kraft abhängen könne, welche auf den Planeten Uranus einwirke.**

Als im Jahre 1830 die Vorausberechnung nach Bouvards Tafeln beträchtliche Differenzen zeigte, welche dann von Jahr zu Jahr zunahmen, hörte man Aeußerungen, welche die Abweichungen als von einem jenseits des Uranus befindlichen Planeten herrührend bezeichneten, und einige Astronomen hatten die Absicht, sich mit der Bewegung des Uranus genauer zu beschäftigen. Es waren hauptsächlich Bessel, Hansen, John Herschel und Airy, welche diesen Gedanken festhielten, und besonders wollte Bessel die Sache näher untersuchen lassen, jedoch andere nothwendigere Arbeiten verzögerten die in Aussicht gestellten Untersuchungen von Jahr zu Jahr. Ebensowenig kam Delaunay zu der Bearbeitung der 1842 in Aussicht gestellten Lösung über die Uranustheorie, und auf eine in demselben Jahre von der Göttinger Societät der Wissenschaften gestellten Preisaufgabe über denselben Gegenstand wurde keine Preisschrift eingesandt. Im Jahre 1845 rieth Arago Le Verrier, sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen und selbiger begann mit der Bearbeitung der Theorie der Uranusbewegung, worüber er der Pariser Akademie am 10. November 1845, 1. Juni, 31. August und 5. October 1846 die Ergebnisse vorlegte. Er findet, daß nach den bis dahin giltigen Theorien Abweichungen vorhanden sind und widerlegt die Vermuthungen, daß die Abweichungen durch einen Widerstand des Aethers im Weltraume, einen großen Uranussatelliten, durch Kometen oder durch eine in großen Entfernungen eintretende Modification des Gravitationsgesetzes erklärt werden können und stellt sich die Aufgabe:

Ist es möglich, die Abweichung durch die Wirkung eines Planeten, der in der Ekliptik und in doppelter Entfernung von der Sonne als der Uranus sich befindet, zu erklären?

Und wenn dieses ist, wo steht der Planet, welches ist seine Masse, welches sind seine Elemente?

Diese sich gestellten Fragen löst er in einer bewundernswürdigen exacten Art, „die Lösung gewährt," wie Lindenau sagt, „ein eigenthümliches Interesse durch die in ihr liegende Vereinigung jugendlichen Muthes und gereiften Wissens; denn ein Wagniß war es, aus den nicht über 20 Secunden betragenden Abweichungen der Uranustheorie das Vorhandensein eines unbekannten, Hunderte von Millionen Meilen entfernten Himmelskörpers mit Entschiedenheit behaupten und dessen Elemente und Dimensionen aus beider Wechselwirkung bestimmen zu wollen. Das mit Umsicht, Scharfsinn, Folgerichtigkeit und unermüdlicher Ausdauer durchgeführte Unternehmen rechtfertigte des Verfassers Zuversicht durch den glänzendsten Erfolg."

Doch dieser wurde ihm nicht auf der Pariser, sondern auf der **Berliner** Sternwarte zu Theil. Die unter Louis XIV. mit großem Aufwande 1667 gegründete Sternwarte, an welcher das Geschlecht der Cassini in vier Generation als Directoren thätig gewesen war und eine Anzahl herrlicher Beobachtungen angestellt hatte, war nach Jacques Dominique Cassini Graf von Thurys Entlassung 1794 unter die Leitung von Lalande (1795) und nach dessen Tode unter die von Bouvard und Arago gekommen. Arago hatte, wie oben erwähnt, Le Verrier zu der Arbeit aufgefordert, doch fehlten zur Bewahrheitung der Le Verrier'schen Resultate auf der Pariser Sternwarte theils die nöthigen Beobachtungsmittel, theils auch der Glaube an die Existenz des transuranischen Planeten. Um dieselbe Zeit sandte der damalige Observator der Berliner Sternwarte, Dr. Galle, seine Doctordissertation an Le Verrier, dieser dankte dafür und ersuchte Galle, sich nach dem neu berechneten Planeten umzusehen, wozu auf Galles Ersuchen bei der Gratulation zum Geburtstage am 23. September 1846 der Director der Berliner Sternwarte, Professor Encke, die Einwilligung gab. Galle theilte auch dem damaligen Studirenden der Astronomie d'Arrest davon mit und Galle begab sich mit demselben am Abend desselben Tages auf die Kuppel der Berliner Sternwarte, wo d'Arrest aufmerksam machte, daß möglicherweise eine Sternkarte existire, welche die zu durchsuchende Gegend enthalte. Die Karte, eben vollendet von Dr. Bremiker in Berlin, fand sich und mit Hülfe derselben durchsuchte nun Galle die Gegend und fand am Himmel einen Stern von der 8. Größe, der nicht in die Karte eingetragen war und am andern Abend mit Sicherheit durch seine Bewegung die planetarische Natur erkennen ließ. Der Stern wich nur 1 Grad von der von Le Verrier bezeichneten Stelle ab und das Resultat der Auffindung wurde zunächst Le Verrier und nach wenigen Tagen allen Sternwarten mitgetheilt. „Eine solche Entdeckung," sagt Arago, „muß einen ausgezeichneten Glanz in der Geschichte der Astronomie einnehmen. Die von Le Verrier befolgte Methode weicht gänzlich von dem ab, was zuvor von Mathematikern und Astronomen versucht worden. Letztere haben einige Male zufällig einen in Bewegung befindlichen Punkt, einen Planeten, im Felde ihres Fernrohrs gefunden; Le Verrier aber hat das neue Gestirn wahrgenommen, ohne nur einen Blick nach dem Himmel zu wenden; er hat ihn mit der Spitze seiner Feder gesehen; durch die bloße Macht der Rechnung hat er näherungsweise den Ort und die Größe eines Körpers bestimmt, der um Vieles jenseits der damals bekannten Grenzen unseres Sonnensystems liegt, der weiter als 600 Millionen Meilen von der Sonne absteht, und in unsern mächtigsten Fernröhren kaum eine merkliche Scheibe zeigt. Le Verriers Entdeckung ist sonach eine der glänzendsten Bestätigungen für die Richtigkeit der neueren astronomischen Systeme. Sie wird die ausgezeichneten Mathematiker ermuthigen, mit neuem Eifer nach den ewigen Wahrheiten zu forschen, welche, nach einem Ausdrucke des Plinius, in der Majestät der Theorien verborgen liegen."

Mit Recht wurde also Le Verrier als der glückliche Entdecker gefeiert, aber wir können nicht unerwähnt lassen, daß gleichzeitig mit ihm ein junger englischer Astronom, Herr Adams, denselben Gegenstand behandelte, 1841 den Plan faßte, 1843 anfing mit der Bearbeitung und 1845 zu demselben Resultate wie Le Verrier gekommen ist, dasselbe jedoch nur vertraulich dem Director der Sternwarte in Cambridge, Herrn Challis, und dem k. Astronomen in Greenwich, Herrn Airy, mittheilte. Als in Paris am 1. Juni 1846 Le Verriers Arbeit erschien, wurde auf Airys Veranlassung von dem Director der Sternwarte in Cambridge im August 1846 eine Anzahl Sterne beobachtet, unter welchen sich der neue Planet befand, aber Challis machte das große Versehen, die Beobachtungen nicht sofort zu reduciren und erkannte erst später, daß unter denselben der berechnete Planet vorhanden sei. Aus Allem geht hervor, daß dasselbe Problem, welches Le Verrier behandelte, auch unabhängig von Adams gelöst und ähnliche Resultate ergeben hat; aber veröffentlicht hat es zuerst Le Verrier und nur in Folge dieser Veröffentlichung ist von Galle der Planet aufgefunden.

Durch die Auffindung dieses neuen Planeten, der sehr bald den Namen „Neptun" und nicht wie Arago wollte „Leverrier" genannt wurde, drang der Name des **glücklichen** Berechners durch alle Lande: Glückwunschschreiben auf Glückwunschschreiben trafen ein und die Royal Society in London ehrte Le Verrier am 5. November 1846 durch die Ertheilung der Copley-Medaille, der höchsten Auszeichnung, die sie einem auswärtigen Gelehrten ertheilt.

Bald zeigte sich, daß der neue Planet als Stern schon am 8. und 10. Mai 1795 von Lalande beobachtet worden war und dadurch wurde es möglich, sehr bald die Bahn desselben genauer zu berechnen. Von Walker, Kowalski und auch von Newcomb ist dies ausgeführt und vor kurzem hat Le Verrier selbst die Theorie des Uranus zum definitiven Abschlusse gebracht, deren Veröffentlichung wir entgegensehen.

Der nächste Erfolg, den Le Verrier von seiner Entdeckung hatte, war die Professur der Astronomie an der Facultät zu Paris; der Minister Salvandy ließ seine Büste aufstellen, außerdem erhielt er verschiedene Ordensauszeichnungen (von Frankreich die Ehrenlegion, von Dänemark den Danebrog, von Preußen den Adlerorden ꝛc.) und wurde Adjunct und Astronom des Längenbureaus in Paris, sowie Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften.

Der Sturz des Königthums in Frankreich brachte ihm keine nachtheiligen Folgen; er nahm an der Politik keinen hervorragenden Antheil, aber sein Ruhm veranlaßte seine Landsleute, die Wähler des Departements La Manche, ihn im Mai 1848 in die gesetzgebende Versammlung zu schicken. Er nahm Theil an den Verhandlungen über Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts, über Gesetzgebung und wissenschaftliche Entdeckungen, besonders über die Anlage der Telegraphenleitungen, über die Anstellung der Ingenieure beim Wege- und Brückenbau und die Organisation der polytechnischen Schule, wobei er zahlreiche Gegner fand. In seinen Reden hörte man den Professor der Sorbonne, in seiner Politik war er gegen jede Revolution und schloß sich ganz der Politik des Elisée an. Selbstverständlich war der Republikaner Arago unter seinen Gegnern und sollen schon damals Auftritte eigenthümlicher Art, wobei auch Frauenpolitik mitwirkte, vorgekommen sein. Nach dem Staatsstreiche wurde er schon am 25. Januar 1852 zum Senator erhoben und zum Mitglied des obersten Raths des öffentlichen Unterrichts.

Trotz dieser äußeren Ehren arbeitete er emsig wissenschaftlich fort und große Sensation in der astronomischen Welt erregte 1852 die Mittheilung, daß die von Bessel aus den Bradley'schen Beobachtungen berechneten Oerter der als Fundamentalsterne dienenden Fixsterne nicht richtig seien. Bis dahin hatte man die Berechnungen von Bessel für einzig richtig und genau in ihrer Art angesehen. Die Mittheilung von Le Verrier erregte daher gerechtes Erstaunen und die naturforschende Gesellschaft in Danzig stellte bald darauf eine Preisaufgabe auf Untersuchung, welche Aufgabe der jetzige Director der Sternwarte in Kiel, Professor Peters, löste, und es zeigte sich in der That, daß Bessel nicht alle Beobachtungen von Bradley benutzt hatte.

Die Hauptarbeiten von Le Verrier aber waren die Untersuchungen der Bewegungen der Planeten unseres Sonnensystems. Im Jahre 1853 veröffentlichte er eine Abhandlung über die Construction astronomischer Tafeln und über Sonnenbeobachtungen; ferner Betrachtungen über den Zusammenhang des Systems der

kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter; über die Excentricitäten und die Neigungen der Bahnen der kleinen Planeten. Seine Arbeiten führten ihn zur Untersuchung der Größe der Präcession, der Masse des Erdmondes und des Planeten Mars (1854); 1856 wurden zwei Aufsätze über terrestrische Längenbestimmungen veröffentlicht.

Unterdeß war in Paris an der Sternwarte ein wichtiges Ereigniß eingetreten. Arago, der als Astronom des Längenbureaus die Sternwarte leitete, war am 2. October 1853 gestorben und der in hohem Ansehen stehende Senator Le Verrier, obwohl er nur erst Astronomadjunct des Längenbureaus war, wurde zum Director der Sternwarte ernannt und begann eine Umgestaltung, wie sie kein Anderer in dem Umfange hätte ausführen können. Durch kaiserliche Municifenz erhielt er in kurzer Zeit neue Instrumente und stellte ein Personal an, so daß die Beobachtungen in großartigem Maßstabe begonnen werden konnten. Er war zwar, wie A. von Humboldt sehr treffend sagte, Director der Pariser Sternwarte geworden, ohne je durch ein Fernrohr gesehen zu haben, aber er verstand es doch, die Sternwarte neu zu organisiren, und machte eine Reise nach Greenwich, um sich von dem Zustande des dortigen Instituts zu unterrichten; er organisirte mehrere Abtheilungen: eine für die Beobachtungen, eine für das Rechnen, eine für Physik (an deren Spitze bis zu seinem Tode der durch treffliche Arbeiten bekannte Physiker Léon Foucault stand), für Meteorologie &c. An der Spitze jeder dieser Abtheilungen stand ein Chef mit einer Anzahl Astronomen und Assistenten. Le Verrier gab im Beobachten die Richtung an, die zu verfolgen war, ließ z. B. an dem neuen Meridiankreise, welcher von Secretan und Eichens angefertigt war, die zu Anfang dieses Jahrhunderts von Piazzi beobachteten Sterne neu beobachten und Fundamentalbestimmungen ausführen, und damit die jüngeren Beobachter fleißig arbeiteten, zahlte er für jeden beobachteten Sterndurchgang einige Sous. Er entschuldigte dieses in der Astronomie bisher unerhörte Verfahren damit, daß die wenig wissenschaftlich gebildeten Assistenten sonst nichts arbeiten würden. Für besondere im großen Garten des Observatoriums errichtete Kuppeln ließ er Fernröhre anfertigen, an welchem die Astronomen Karten zeichnen mußten, die vielfach dazu gedient haben, kleine Planeten zu entdecken. Andere Assistenten beauftragte er mit dem Suchen von Kometen und zahlte für jede Entdeckung eine nicht unbedeutende Summe. Die Rechner benutzte er viel zu seinen Untersuchungen und verlangte schnelle und sichere Ausführung, so daß, da er einmal wochenlange Arbeiten gewöhnlich in wenig Tagen verlangte, ein andermal wochenlang nichts aufgab, vielfache Unzufriedenheit entstand. Vertraut mit dem Telegraphenwesen ließ er eine Anzahl Längenbestimmungen auf telegraphischem Wege ausführen, die in den Annalen der Sternwarte veröffentlicht sind.

Seine theoretischen Arbeiten über die Bewegung des Sonnensystems begann er zuerst mit der Erdbahn und leitete daraus Sonnentafeln ab, die zwar etwas später als die von Hansen und Olussen erschienen, aber dieselben bei weitem übertreffen, da er durch seine rechnenden Kräfte tausende von Beobachtungen hatte vergleichen lassen. Die Bewegung des Merkur zeigte ihm, daß noch irgend eine störende Kraft, die nicht erkannt war, vorhanden sein müsse und veranlaßte ihn zu der Hypothese, daß noch eine Anzahl von Planeten innerhalb der Merkursbahn oder ein Ring bestehe. Als im Jahre 1859 ein französischer Arzt Lescarbault einen intramerkurianischen Planeten vor der Sonnenscheibe gesehen haben wollte, reiste er selbst incognito nach Orgères, untersuchte die Beobachtungen, hat dieselben für sicher angesehen und forderte noch im Jahre 1876 von Neuem auf, im Frühjahr und Herbst recht fleißig die Sonne zu beobachten, um einen etwa vorübergehenden Planeten zu finden.

In einem spätern Bande der Annalen gibt Le Verrier die Untersuchung über die Bahn der Venus und für die weitere Berechnung Tafeln. Ein Gleiches geschah mit Mars, und im vorigen Jahre kündigte er der Akademie an, daß er auch die Theorie der Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun vollendet habe und die Tafeln gedruckt werden sollten. 37 starke Quartbände, herausgegeben von 1855—76, „Annales de l'Observatoire de Paris", davon 13 Bände Parthie théorique, 24 Bände Observations, zeigen von der Thätigkeit und dem rastlosen Fleiße des arbeitsamen Astronomen.

Doch auch physikalischen Beobachtungen schenkte er seine Aufmerksamkeit, er rüstete z. B. 1860 zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß eine große Expedition nach Spanien aus, reiste selbst mit und war einer der eifrigsten Vertheidiger der Hypothese, nach der die Protuberanzen der Sonne angehören, die bekanntlich gegenwärtig von einer Hypothese zu einer Wahrheit geworden ist.

Noch einer besondern Thätigkeit müssen wir gedenken: ihm gelang es nach der Pariser Sternwarte von einer großen Anzahl meteorologischer Stationen Telegraphenleitung zu erhalten und tägliche Wetterdepeschen zu sammeln, die er alsdann autographiren und in alle Welt versenden ließ. Die Pariser Wetterbulletins sind die ersten dieser Art gewesen und dieselben haben als Muster gedient, so daß alle gegenwärtigen Wetterkarten denselben nachgebildet sind. Es war dies nur dadurch möglich, daß er unter dem Kaiserreiche jährlich über Summen verfügen konnte, wie keine andere Anstalt der Welt es ermöglichte.

Was seine Persönlichkeit anbetrifft, so war Le Verrier ein Mann von über mittlerer Größe, kräftig gebaut, aber nicht stark. Er hatte markirte Züge, ein intelligentes scharfgeschnittenes Gesicht, blonde Haare, die er lang trug, und war gewöhnlich in einem sehr nachlässigen Anzuge. Er arbeitete von früh bis Abends und gönnte sich kaum die Zeit der Ruhe zum Essen und Trinken und eines Spazierganges. Er hatte verschiedene Liebhabereien: er war ein perfecter Geigenspieler, eine Zeit lang hielt er sich einen Affen, ein andermal eine Anzahl Katzen, die in seinem Zimmer und auf dem Schreibtisch hin und her laufen durften. Im Garten der Sternwarte ging er fast täglich spazieren, begoß Bäume und Pflanzen und zeigte noch im vorigen Jahre einer Gesellschaft, unter welcher sich der Verfasser befand, einen Baum den er gepflegt und dessen ungemeine Stärke er dem täglich gegebenen Wasser zuschrieb. Obstbau und Weinzucht trieb er mit Vorliebe. Gegen seine Untergebenen war er ungemein streng, Pünktlichkeit und Ordnung verlangte er vor Allem, und sobald Jemand zu einer Beobachtung, auch zu einer meteorologischen, nur eine Minute zu spät kam, wurde er sofort entlassen, ohne Rücksicht darauf ob der Mann in's Unglück kam oder nicht. Er forderte unbedingten Gehorsam, vertrug keinen Widerspruch, war streng gegen Jeden und mit ihm auszukommen war schwer. In einer zwanzigjährigen Verwaltung der Sternwarte soll er über 100 Assistenten entlassen haben. Ueber seine Rücksichtslosigkeit werden ihm haarsträubende Dinge nachgesagt. Die Carriere des Astronomen M. soll durch ihn so ruinirt worden sein, daß derselbe sich das Leben genommen hat, und ein anderer Astronom glaubte sich von ihm überall verfolgt. Im Anfang der sechziger Jahre galt es unter den Gelehrten in Paris für keine Ehre, ein Freund Le Verriers zu sein. Er fällte scharfe Urtheile und wenn er gegen Jemand eingenommen, war jeder Verkehr unmöglich. Zahlreiche berühmte Astronomen, welche ihn besuchen wollten, hat er nie empfangen. Gegen andere dagegen war er die Liebenswürdigkeit selbst, im höchsten Grade gastfrei, zuvorkommend und gestattete jeden Einblick in die Sternwarte und seine Arbeiten. Er war ein aufbrausender Kopf, aber in kurzer Zeit wieder der freundlichste Mann; ich erinnere mich, daß auf der Reise nach dem Moncayo in Spanien er über ein geringes Versehen mit seinen Collegen und Adjuncten furchtbar zankte, fünf Minuten später aber denselben aus seiner Tasche Birnen anbot. Wie ein Fels im Meer stand er da, wenn er angegriffen wurde, schleuderte aber alsbald gewaltige Blitze von sich und seine Entgegnung klang immer wie Hohn. Er war daher eine gefürchtete Persönlichkeit und ist wohl von keinem seiner Untergebenen geliebt worden. Seine Tyrannei brachte noch unter Napoleon III. Regierung seine Astronomen zu dem Schritte, bei dem Minister um seine Absetzung anzuhalten, und obwohl ein Marschall zu dem Kaiser gesagt haben soll: „Das Observatorium ist mit ihm nicht möglich, ohne ihn

aber undenkbar", lagen doch der Anklagepunkte so viele vor, daß er 1870 die Sternwarte räumen mußte und statt seiner sein College im Institut, der Astronom des Längenbureaus Delaunay, zum Director derselben ernannt wurde. Le Verrier zog sich zurück, blieb Präsident der 1866 gegründeten Association scientifique de France, verlor mit dem Sturze des Kaiserreichs die Würde und das Einkommen als Senator und wurde nach dem Tode von Delaunay, der am 5. August 1872 im Hafen von Cherbourg ertrank, durch den damaligen Präsidenten der Republik Thiers, mit dem er lange befreundet war — schon 1863 sah der Verfasser Thiers bei einem Diner Le Verriers — wieder eingesetzt und leitete bis zu seinem Tode die Sternwarte, wenn auch entzweit mit den älteren Astronomen des Instituts, denen er den Zutritt verboten hatte. Der Sturz des Kaiserreiches und Familienverhältnisse — ein Sohn starb 1875 keines natürlichen Todes — wirkten stark auf ihn ein, die jugendliche Kraft war in den letzten Jahren gebrochen; er kränkelte und seufzte, als der Verfasser ihn 1875 zuletzt sah, gebeugt und grau unter seinen geistigen großartigen Arbeiten. Schon im Frühjahr dieses Jahres hieß es, daß keine Heilung mehr möglich sei, am 21. September brachte der Telegraph die Nachricht der schweren Erkrankung, am 23. September früh 7 Uhr, genau am einunddreißigsten Jahrestage der Entdeckung des Neptun, that er den letzten Athemzug. Das Begräbniß fand statt am Dienstag den 25. Septbr. Mittags auf dem Kirchhof des Mont Parnasse, die Zipfel des Leichentuchs wurden getragen von dem Präsidenten der Akademie Peligot, dem Vicepräsidenten des obersten Raths des öffentlichen Unterrichts Dumas, dem Vicepräsidenten der Akademie Fizeau, dem Präsidenten des Längenbureaus Faye, dem Commandanten Mouchez, dem Superintendenten des Nautical Almanac Hind aus London, dem Baron von Wrede aus Stockholm, dem Vicepräsidenten der Association scientifique General Morin, und am Grabe sprachen Dumas, der älteste Astronom der Sternwarte Villarceau, der Director Tresca, Faye und der Astronom Janssen.

Er hinterläßt eine Frau, einen Sohn, der Ingenieur bei dem Brückenbau ist und eine an einen Architekten verheirathete Tochter.

Die Nachwelt erbt die Thaten des Dahingeschiedenen, die ihn als einen der größten Astronomen verehren und bewundern und ihm neben einem Laplace, Gauß, Bessel, Hansen einen der ersten Plätze in der Ruhmeshalle der Astronomen einräumen wird. Frankreich hat in Le Verrier den größten Astronomen seiner Sternwarte verloren.

C. Bruhns.

Die großen Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher, Aerzte und Hygieniker während des September 1877.

I.

Es dürfte kaum ein Volk geben, welches innerhalb der eigenen Grenzen des Landes in jedem wiederkehrenden Herbste von einer solchen Unruhe erfaßt wird wie das deutsche. Mag uns auch der Engländer an Reiselust nach dem Auslande vielleicht voraus sein, mögen auch dort die Genossen einer nicht geringen Zahl der verschiedensten Fächer der Wissenschaft sich periodisch zusammenfinden, alle diese Versammlungen reichen doch nicht an die der deutschen, und es wäre nachgerade eine genauere Statistik darüber wünschenswerth. Man würde alsdann einen Respect bekommen vor der Widerstands- und Genußfähigkeit mancher unserer Landsleute, die es sogar dahin gebracht haben, bei einem halben Dutzend solcher Congresse nach einander Theil zu nehmen. Diese Kraft ist um so bewundernswerther, als sich bekanntlich eine derartige Theilnahme nichts weniger als auf die Sitzungen selbst beschränkt, sondern im Gegentheil vor Allem dazu verpflichtet, dem menschlichen Körper durch Diners und Banketts, Festfahrten und ähnliche Veranstaltungen das Aeußerste zu bieten. Zieht man die Bilanz der Mühen und Kosten, die durch solche Versammlungen verursacht worden sind, und vergleicht hiermit das Erreichte, so wird man nicht immer die Ueberzeugung festhalten können, daß beide Contis einander entsprächen. Es soll indessen damit der Stab über diese Vereinigungen keineswegs gebrochen werden. Das was sie außerhalb ihres wissenschaftlichen Programmes erreichen lassen, der Verkehr der Theilnehmer unter einander, die gegenseitige Aussprache ist gewiß an und für sich von hohem Werthe und mag hin und wieder immerhin entschädigen, wenn die officiellen Ziele nicht erreicht worden sind.

Der altehrwürdigen Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte sind nun in neuerer Zeit jüngere Sprößlinge zur Seite getreten, die sich sogar der directen Abstammung von ihr rühmen können: der Verein der deutschen Aerzte und dann der der Förderer der öffentlichen Gesundheitspflege. Die Bildung beider ist veranlaßt worden durch die hygienische Section der Naturforscherversammlung selbst. Als die Theilnahme an dieser nicht nur von Naturforschern und Aerzten, sondern von Technikern, Staats- und Communalbeamten, Gelehrten aller Fächer zu groß wurde, entwickelte sich mit besonderen Zielen der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege, der während der fünf Jahre seines Bestehens schon eine leitende Stelle in Deutschland auf diesem Gebiete eingenommen hat. Das Gleiche gilt von den deutschen Aerzten; auch sie hatten sich für ihre Bestrebungen manche Jahre hindurch in derselben Section für öffentliche Gesundheitspflege bei den Naturforscherversammlungen zusammengefunden. Je mehr es sich aber herausstellte, daß einerseits der Staat, um seine Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege gegenüber zu erfüllen, eines selbstständig organisirten ärztlichen Standes bedürfe, während andererseits die moderne Gesetzgebung das Niveau desselben herabdrückte, um so nothwendiger wurde es der neuen Pflichten wegen, und um die Würde und Ehre der deutschen Aerzte zu wahren, in festen Verbänden zusammenzutreten. Dadurch indessen ist die mehr ideale Verbindung zwischen diesen beiden neuen Vereinen und der Muttergesellschaft, der deutschen Naturforscherversammlung, nicht gänzlich aufgehoben worden. Professor von Pettenkofer in seiner schlichten und dabei gehaltvollen Eröffnungsrede bediente sich des Gleichnisses, daß im Jahre 1822, als Lorenz Oken zur Bildung einer Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in schwerer Reactionszeit aufforderte, gewissermaßen die Verlobung der Beiden gefeiert worden sei, die damals öffentlich bekannten, daß sie beabsichtigten, eine gute Ehe mit einander zu schließen, welche nur der Tod trennen sollte. Diese Ehe hat so festen Bestand gehabt, daß derselbe Pettenkofer die Münchener Versammlung, die 50. überhaupt, als die goldene Hochzeit zwischen der Natur- und der Arzneiwissenschaft nennen durfte, und in der That kann die wissenschaftliche Medicin ja niemals etwas erreichen, niemals die ihr gebührende Stellung bewahren, wenn sie nicht immer wieder zurückkehrt zu den ewigen Quellen der Erkenntniß alles Natürlichen, den geheimnißvollen Müttern der Faustischen Sage. Trotz alledem ist indessen fast bei jeder Naturforscherversammlung in den letzten Jahren stets die Existenzfrage selbst gestellt, resp. die Möglichkeit von Reformen erörtert worden. Man konnte sich der Thatsache nicht verschließen, daß doch gegen früher außerordentlich viel weniger wahrhaft Solides geleistet werde. Auf der einen Seite beklagte man Ueberwuchern der mehr populären Vorträge in den allgemeinen Versammlungen, auf der anderen Seite die Zersplitterung in einzelne Sectionen. Diese beiden Richtungen sind allerdings seit der Gründung der Naturforscherversammlung vielfach mit einander in Streit gewesen. Oken selbst legte seiner ganzen Natur nach den höchsten Werth auf das den Naturwissenschaften Gemeinsame, wie er denn die Gründung der Naturforscherversammlung viel weniger im Interesse der Förderung der Wissenschaft betrieb, als in dem einer geistigen Einheit ganz Deutschlands seiner politischen Zerrissenheit gegenüber. Anfänglich war deshalb von Arbeiten in Sectionen nicht die Rede und erst in der berühmten Versammlung von 1827 in Berlin trat eine entscheidende Wendung in dieser Beziehung ein. Humboldt war es, der damals die Leitung in die Hand nahm, und während er mit seiner Unermüdlichkeit für

einen glänzenden Verlauf nach jeder Beziehung hin sorgte, indem er den Hof, die höheren Beamtenkreise, die reichen Kaufleute zu betheiligen wußte, prägte er gleichzeitig der Versammlung den Stempel seines eigenen wissenschaftlichen Charakters auf. So sehr er es auch liebte, in allgemeinen Vorträgen die Summe des Wissens in populärer Sprache zu ziehen, war er doch ein Gegner der Art und Weise, in welcher Oken und seine Freunde die Sache auffaßten und das Differenteste mit einander vermischten. Er wollte im Gegentheil, daß das Hauptgewicht auf die Arbeiten in den Sectionen gelegt werde und die allgemeinen Vorträge erst in zweiter Reihe stehen müßten. Seit dieser Versammlung hat sich auf der einen Seite die Arbeit in Sectionen allerdings außerordentlich vermehrt, aber sie that dies auf Kosten einer immer weiter gehenden Zersplitterung. War es die wohlgemeinte Absicht, daß an den Arbeiten der einzelnen Sectionen nicht nur Diejenigen theilnehmen sollten, welche im engsten Sinne des Wortes Fachgenossen waren, daß vielmehr den Forschern auf verschiedenen Gebieten Gelegenheit zu geben sei, sich mit den Errungenschaften der Nachbargebiete bekannt zu machen, so wurde es immer unmöglicher, dies Ziel zu erreichen, je mehr jeder einzelne Zweig der Naturwissenschaft sich selbstständig in einer eigenen Section constituirte. Dies ist schließlich so weit gegangen, daß man zur Zeit nicht weniger als 25 verschiedene Sectionen zählt, obwohl schon Virchow darauf aufmerksam gemacht hat, daß es der wissenschaftlichen Medicin in Deutschland zum hohen Schaden gereichen müsse, wenn schließlich womöglich für jedes Organ des Menschen, für jede Krankheit eine besondere Zeitschrift oder ein Archiv begründet werde. Das gleiche irrige Streben mußte für die Naturforscherversammlung noch verhängnißvoller sein. In der That findet das difficile est satiram non scribere nachgerade seine Berechtigung, wenn für die Krankheiten des Kehlkopfes und des Ohres eine besondere Section als nothwendig erscheint. Es ist ganz klar, daß unter solchen Verhältnissen nicht mehr davon die Rede sein kann, daß an dergleichen Sectionsverhandlungen Andere als die Fachgenossen im engsten Sinne theilnehmen. Indessen trotz dieser Specialisirung waren die Sectionen doch nicht im Stande, den Anforderungen der Wissenschaft durchaus zu entsprechen. Immerhin gab es der Zerstreuung und Abhaltung aller Art noch zu viele. Unter solchen Umständen trat eine neue für die Naturforscherversammlung verhängnißvolle itio in partes ein; große Zweige der naturwissenschaftlichen und medicinischen Disciplinen lösten sich nicht etwa um deswillen ab, weil sie, wie der deutsche Aerztebund und die Hygieniker Zwecke zu verfolgen hatten, welche entweder von denen der Naturforscherversammlung weit ablagen oder die Mitarbeit von Solchen erforderte, die sonst keine Beziehung zu Naturforschern und Aerzten besaßen, sondern weil sie zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß es ihnen unmöglich sei, auf dem bisherigen Wege zu entsprechenden Resultaten ihrer Arbeit zu gelangen. Demnach trennten sich die Astronomen, die Meteorologen, die Anthropologen, dann unter der Führung Gräfes die Ophthalmologen; es folgten die Chirurgen, dann die Irrenärzte und endlich machten auch noch die Gynäkologen den Versuch, sich ebenfalls selbstständig zu constituiren. Ist derselbe auch noch diesmal abgeschlagen worden, so dürfte es doch wol schwerlich einem Zweifel unterliegen, daß er unter glücklicheren Auspicien wiederholt auf die Tagesordnung gesetzt werden wird. War hierdurch das Ansehen und die Bedeutung der Naturforscherversammlung schwer erschüttert, so trat noch Eines in der gleichen Richtung hinzu. Die Vorträge der allgemeinen Versammlungen wurden nicht mehr mit dem Takt ausgewählt, welcher dieselben einst ausgezeichnet hatte; vielfach machte sich eine mehr oder weniger blendende Phrase geltend. Gefördert wurde der Rückgang endlich noch dadurch, daß das äußere Beiwerk der Vergnügungen und Lustbarkeiten immer mehr überwog.

Es scheint, daß gerade von München aus wiederum eine neue Aera datiren und daß die allgemeine Versammlung zu einer Einkehr und vorurtheilsfreien Untersuchung über die Motive des Rückganges führen wird. Die Wahl Münchens war in vieler Beziehung eine vortreffliche. Seit den Zeiten des Königs Ludwig reich an Kunstschätzen und öffentlichen Gebäuden aller Art, ist es jetzt diejenige Universitätsstadt in ganz Deutschland, in der die wissenschaftliche Hygiene allen anderen voran gefördert wird. An den Namen des ersten Geschäftsführers der Naturforscherversammlung, Professors von Pettenkofer, knüpfen sich die meisten der Fortschritte, welche auf sanitären Gebieten in Deutschland bisher gemacht worden sind. Zur Seite stand ihm als zweiter Geschäftsführer Professor Zittel, den neben seiner wissenschaftlichen Bedeutung ein ausgesprochenes praktisches Talent für diese Stelle vorzugsweise befähigt. In richtiger Erkenntniß, daß gerade weil man in letzter Zeit das Hauptgewicht auf die der Versammlung zu bietenden Festlichkeiten gelegt hatte, die eigentlichen Zwecke derselben in den Hintergrund getreten seien, faßten die beiden Geschäftsführer den anerkennenswerthen Beschluß, diese Seite der Versammlung auf das geringste Maß zu beschränken. Es hat nicht an Solchen gefehlt, welche damit keineswegs einverstanden waren und sich bitter beklagten, daß die schönen Tage von sonst verschwunden zu sein schienen. Alle indessen, denen die Zukunft der deutschen Naturforscherversammlung wirklich am Herzen lag, konnten den beiden Geschäftsführern nur Recht geben. Professor Pettenkofer sowohl, als der erste Redner der Versammlung, Waldeyer aus Straßburg, betonten sehr lebhaft die Gefahren, welche aus einer zu großen Zersplitterung der wissenschaftlichen Arbeit hervorgingen, Gefahren, die sich auch bezüglich der Naturforscherversammlung selbst geltend machen müssen. Offenbar bemühte man sich, das Programm in der Art durchzuführen, daß wieder, wie vor dem Ueberwiegen des Humboldt'schen Einflusses, die Arbeit in den Sectionen zurückzutreten habe gegen die allgemeinen Sitzungen; indessen die dazu gewählten Mittel waren schwerlich durchaus die richtigen. Wenn es nicht ermöglicht worden war, die Zahl der Sectionen einzuschränken, war man vielleicht statutenmäßig dazu außer Stande. Wenn aber statt dessen die Zeit für die Sectionsverhandlungen beschränkt wurde, so konnte das nur dazu führen, sie selbst noch oberflächlicher zu machen, als es sonst der Fall war. Dazu kam noch, daß die verschiedenen Stunden für die Sectionssitzungen nicht allzu geschickt ausgewählt erschienen, so daß es an Klagen der Arbeitseifrigen nicht gefehlt hat. In dieser Beziehung ist eine Reform unter allen Umständen geradezu dringend geboten, sollen die einzelnen Disciplinen nicht immer mehr von der allgemeinen Versammlung sich abtrennen. Indessen zweifelsohne konnten diese Fehler vollständig wieder gut gemacht werden, wenn die Vorträge in den allgemeinen Versammlungen um so mächtigere Wirkungen zu äußern im Stande waren. Mehr als in den früheren Versammlungen ist dies nun in der That erreicht worden; mit wohlberechneter Auswahl hatten die Geschäftsführer sich in die Lage versetzt, Hochbedeutendes gewähren zu können. Der erste Redner in der allgemeinen Versammlung, Professor Waldeyer aus Straßburg, gehört zu den hervorragendsten Anatomen und Histologen Deutschlands. Der Mann, den er feierte, war Karl Ernst von Baer, einer der Begründer der modernen Entwickelungsgeschichte, ausgezeichnet dazu noch durch seltene Vielseitigkeit und einen von Wenigen erreichten Umfang des allgemeinen Wissens. Waldeyer selbst gehört, wenn man die politischen Parteibezeichnungen auf die Stellung der Männer der Wissenschaft, besonders der modernen Descendenztheorie gegenüber anwenden will, etwa dem linken Centrum an. Ihm ist die Berechtigung der Lehre Darwins in vieler Beziehung zweifellos, aber er glaubt nicht, daß die Consequenzen, welche Häckel zu ziehen sucht, statthaft sind. War in der Rede des Straßburger Professors eine wohlthuende Mäßigung unverkennbar, so stürzte sich sein Nachfolger, Ernst Häckel selbst, mit um so kühnerem Ungestüm auf den Kampfplatz, denn so und nicht anders war der Eindruck, den er wohl unwillkürlich machen mußte.

Einer der größten jetzt lebenden Naturforscher, der geniale Botaniker Professor von Nägeli in München, mit Recht zu Denen gehörend, auf die die Maximilian-Ludwigs-Universität stolz ist, folgte am zweiten Tage der allgemeinen Versammlung, leider ohne einen augenblicklichen Erfolg. Er selbst freilich trug die

Schuld. Keine Versammlung hält es schließlich aus, fast zwei Stunden lang einem Redner zuhören zu müssen, der auch den Nächstsitzenden gänzlich unverständlich ist. Seine Rede, die bald darauf im Druck vorlag, ist dagegen in hohem Grade beachtenswerth. Sie polemisirt in mancher Beziehung gegen den berühmten Vortrag Du Bois-Reymonds über die Grenzen unserer Naturerkenntniß. Das Facit dieser Rede des berühmten Berliner Physiologen, daß uns nichts Anderes übrig bleibe, als vielfach zu resigniren, theilt Nägeli mit ihm. Aber in manchen Punkten geht er weiter, in manchen zieht er die Grenzen noch enger, als es Du Bois-Reymond gethan hatte. Innerhalb der endlichen Welt gibt es für ihn keine Schranke, und auch das Gebiet des Immateriellen und Geistigen nimmt er nicht davon aus. Das Wesen der Dinge freilich zu erkennen, hält Nägeli für unmöglich. Ueberall wo die Unendlichkeit der Zeit und des Raumes eintritt, beginnt für ihn eine unübersteigliche Schranke, da endet die Physik und es beginnt die Metaphysik.

Hatten schon diese beiden Tage mit einer gewissen Einseitigkeit Verhandlungen gebracht, die sich direct und indirect auf die Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens bezogen, so war das Ereigniß des letzten Tages der allgemeinen Sitzungen, die Rede Virchows, wesentlich doch dem gleichen Gegenstande zugewendet. Diese Rede, welche, abgesehen von ihrem Inhalte, den Vortragenden frischer zeigte als bei früheren Gelegenheiten, ist so vielfach in den täglich erscheinenden Pressen besprochen und commentirt worden, daß es hieße „Eulen nach Athen tragen", wollte man hier in derselben Weise darauf eingehen. Andererseits liegt sie in ihrem Wortlaute noch nicht vor, und die schwerwiegenden Fragen, welche sie zu lösen versucht, verdienen daher wohl, daß sie auf authentische Quellen hin erörtert werden. Nach Nägeli hatte inzwischen noch ein Schüler Virchows, Professor Klebs aus Prag, einen höchst bemerkenswerthen Vortrag gehalten, der indessen auch erst dann eine seiner Bedeutung entsprechende Würdigung erhalten kann, wenn er selbst in seinem vollständigen Abdrucke vorliegt. Es handelt sich für Klebs darum, durch eine Reihe außerordentlich exacter Untersuchungen das Gebiet der Krankheiten immer weiter auszudehnen, die lediglich auf organische Keime, Pilze und Sporen minimalster Kleinheit zurückzuführen sind. Die Forschungen Klebs' und seiner Gesinnungsgenossen sind allerdings geeignet, einen Umschwung in all unseren pathologischen und therapeutischen Anschauungen hervorzubringen und uns darin zu bestärken, daß ein dauernder Fortschritt in der Heilung und der Verhütung der Krankheiten nur gesucht werden kann in den Grundsätzen, die die öffentliche Gesundheitspflege seit Jahrzehnten gepredigt hat.

Die Signatur der 50. Naturforscherversammlung ist hiernach unschwer zu bestimmen; einerseits hat sie angeregt zu einer Reform der ganzen Institution, andererseits ist von den Rednern versucht worden, die Grenzen unseres Erkenntnißvermögens auf's Neue zu untersuchen. In der letzteren Frage bezeichnet sie einen bemerkenswürdigen Umschwung in der öffentlichen Meinung. Die phantastischen, hypothesenreichen Arbeiten Häckels und seiner Freunde wurden freilich schon durch Du Bois-Reymond als romanhaft verurtheilt, die Rede Virchows aber mit ihren scharf zugespitzten kaustischen Pointen hat ihnen, irren wir nicht, den Todesstoß gegeben.

P. Boerner.

Ein Besuch in Utrecht.

Vor zwanzig Jahren entdeckte ich unter allerlei Neuigkeiten des Pariser Büchermarktes einen Octavband mit dem Titel: „Scènes de la vie hollandaise", Erzählungen von Hildebrand, welchem Schriftstellernamen gleich der wahre Name des Verfassers, Nikolas Beets, beigefügt war. Die Sachen zogen mich in solchem Grade an, daß ich, anstatt der augenscheinlich etwas freien Uebersetzung, das Original kennen zu lernen wünschte, und mich resolut an die Lectüre der „Camera obscura" (sprich: obskūra) machte, des ersten holländischen Buches, das mir zu Gesicht gekommen war. Dem Niederdeutschen bereitet das verwandte Idiom wenig Schwierigkeit, sobald er sich mit der Aussprache, die häufig der Schlüssel zum Verständniß wird, und den Hauptsätzen der Grammatik vertraut gemacht hat, und so las ich mich ziemlich rasch in diese einfachen, aber so echtes, nationales Gepräge tragenden Geschichten hinein, welche die Art des Landes und der Bewohner viel besser kennen lehren, als manche Reisebeschreibung. Ich trug mich mit der Idee, die drei größeren Erzählungen und eine Auswahl von den Skizzen, welche der Franzose nicht beachtet hatte, deutsch herauszugeben als „Holländisches Stillleben", mit Beziehung auf Melchior Diepenbrocks Büchlein „Vlämisches Stillleben", welchem Hendrick Conscience eine Popularität in Deutschland verdankt, die durch seine historischen Romane wohl erschüttert aber nicht ausgerottet worden ist.

Die Uebertragungen wurden auch gemacht und in Zeitungsfeuilletons gedruckt, aber der Zusammenstellung als Buch trat bald dieses, bald jenes Hinderniß entgegen. Indessen ist die „Camera obscura" eins der Bücher geblieben, zu welchen ich in freien Stunden immer gern zurückkehre. Und hätte das alte Utrecht auch nicht an und für sich Anziehungskraft gehabt, so würde ich es, einmal in Holland, gewiß besucht haben, um Nikolas Beets kennen zu lernen. An dem heitern Morgen des letzten Juli fuhr ich von Amsterdam aus hinüber.

In Amsterdam selbst wird man selten die Vorstellung los, sich auf einem großen Schiffe zu befinden, welches im nächsten Moment die Anker lichten und in's Weltmeer hinaussteuern könnte. Auf schmalen, halsbrecherisch steilen Schiffsstiegen, die unter uns knarren und seufzen, steigen wir zu kajütenartig kleinen und saubern Zimmern empor, die in Bürgerhäusern auch mit förmlichen Kojen als Schlafstellen ausgestattet sind. Man drängt sich auf den engsten Raum zusammen, man riecht überall das Meer und dessen Bewohner und den Theer, welcher Körper, Segel und Taue des Schiffs gegen den Zahn des Meerwassers schützt, und die Brücken über die Grachten gleichen den Planken, vermittels deren man im Hafen von einem Fahrzeug auf ein anderes gelangt. In Utrecht haben wir das Gefühl, wieder auf festen Boden zu kommen. Schon die trotzigen Reste der alten Befestigungen gegenüber dem Bahnhofe begrüßen uns ganz „binnenländisch", und mit jedem Schritte in die Stadt hinein wird deutlicher, daß man hier nicht mehr nöthig hat, mit der Baufläche gar zu ökonomisch umzugehn. Die Häuser sehn nicht weniger holländisch aus, haben aber weder so schmale noch so hohe Fronten. Falls auch dieses Stück Land ursprünglich, wie wohl nicht zu bezweifeln, eine Sandbank gewesen sein sollte, so steht es jedesfalls schon zu lange als richtiges Land anerkannt da, als daß der Baumeister noch nöthig hätte, ein Fundament für das Fundament zu schaffen, Pfähle hineinzutreiben in die unzuverlässige Anschwemmung. Kaufläden von solcher Breite, wie sie in der Umgebung des Stadhuis anzutreffen sind, würde man in Amsterdam als Merkwürdigkeit zeigen. Und wie angenehm kleinstädtisch — die 64,000 Einwohner mögen mir's verzeihen! — präsentiren sich die Gassen und das Treiben auf denselben, sobald man über den engen Umkreis des Stadthauses und der älteren Kirchen hinaus ist. Keine Spur mehr von dem Eilen und Drängen der Handelsstadt, mehr noch Ruhe als gelassene Bewegung, man lehnt in den Haus- oder Gewölbethüren, schaut dem Fremden nach und tauscht mit den Nachbarn laut seine Bemerkungen über die ungewöhnliche Erscheinung aus. Das Gerümpel vor einem Trödlerladen erregte unsere Aufmerksamkeit, wir ließen uns von der Frau, die uns mit unverstelltem Mißtrauen betrachtete, die Preise von einigen Krügen sagen, und sofort stand ein Kind Israels hinter uns, um zu berichten, daß gleich um die Ecke seines Vaters Antiquitätengeschäft sei, ein großes Geschäft mit Alt-Delft und Alt-Japan und was uns sonst gelüsten möchte. Mein Reisegefährte erinnerte sich beim Anblick eines Barbierbeckens, daß er seine Toilette in Amsterdam nicht erschöpfend gemacht habe; die Thür war offen, aber Niemand zu sehn. „Hij komt, hij komt!" rief es aus mehreren Fenstern, und richtig erschien bald die fast ausgestorbene Figur des hausirenden Barbiers mit dem Scheerbeutel unter dem Arme und

nöthigte meinen Freund unter ein wahres Schlachtbeil. Wo aber das Geschäft nicht die Menschen in athemloser Hast erhält, da bedürfen diese auch nicht besonderer Regionen für das Erholen und „Ausschnaufen"; daher gehörten die üppigen Baumreihen der alten Wälle und der Maliebaan fast uns allein. Auch diese Promenaden haben einen besonderen, mehr festländischen Charakter. An schönem Gehölz fehlt es ja keiner der Städte auf der fruchtbaren, wassergetränkten „Betuwe", dem Stammsitz der Bataver, aber wie dieser Name erinnert auch die Beschaffenheit des Waldes an die „Au", das von Flußsand gebildete Insel- oder Uferland: er behält etwas Jugendliches, wie der Oestreicher sagt „Schütteres", während die Utrechter Anlagen und ihre berühmten Linden sich kräftiger entwickelt haben, behäbig auf sicheren Füßen stehn. Ein paar hübsche Backfische, die uns in der Nähe der Maliebaan begegneten, Vertreter der beiden Haupttypen, des echt holländischen Schlages mit blonden Köpfen und breiten Gesichtern und des wohl aus Spanien importirten schwarzen mit schärferen Zügen, erklärten verlegen, über die Bestimmung eines neuen großen gothischen Gebäudes keine Auskunft geben zu können. Einige hundert Schritt weiter kam die eine von den Kleinen uns nachgelaufen und berichtete glühenden Gesichts und diesmal in fließendem Deutsch, was sie inzwischen selbst erfragt hatte. Offenbar machen Reisende nur selten in Utrecht Station.

Wenn über zwei Jahre Holland das Gedächtniß der 1579 in Utrecht geschlossenen Union der sieben nördlichen Niederlande begeht, wird man sich auch in der übrigen Welt der einstigen Bedeutung des Orts erinnern. Für gewöhnlich ist jenes Ereigniß unserem Gedächtniß zu fern gerückt; auch daß hier dem spanischen Erbfolgekrieg ein Ende gemacht worden ist, kann den eiligen Touristen nicht bewegen, den Waggon zu verlassen, und noch weniger das Papsthaus, in welchem der vom Löwener Katheder auf den römischen Thron berufene Hadrian VI. geboren wurde, der zu früh starb, um durch seine Reformbestrebungen die Kirchenspaltung aufhalten zu können.

Und doch besitzt auch diese Stadt solcher Merkwürdigkeiten genug, wie sie der Fremde aufsucht, mehr als das Reisehandbuch verräth, z. B. ein dem katholischen Bisthum gehöriges reiches Museum kirchlicher Alterthümer aller Art. Bekanntlich ist Utrecht der Hauptsitz jener Jansenisten, welche sich schon seit dritthalb Jahrhunderten Altkatholiken nennen. Da ihre Trennung von Rom nur wegen einiger weniger Glaubenssätze erfolgte, hatten sie keine Veranlassung, dieselbe auch äußerlich so entschieden und gründlich zu documentiren, wie es die Reformirten zum Schaden der Kunst gethan haben, brauchten sie sich nicht alles dessen zu entäußern, was zum Pomp und zur Würde des katholischen Cultus beiträgt.

Dagegen ist das Innere des Doms ein wahres Muster der Verunstaltung, ein schreiendes Zeugniß protestantischer Barbarei. An und für sich schon kann man dieses Bauwerk in seiner jetzigen Gestalt ein Unicum nennen. Wer seinen „Lübke" im Kopfe hat, weiß, daß der Dom und die Buurkerk zu Utrecht zu den frühesten Denkmalen der Gothik in den Niederlanden gehören. Das Langhaus des ersteren aber stürzte vor 200 Jahren ein und man begnügte sich die Trümmer abzutragen und das Querschiff abzuschließen, so daß jetzt zwischen dem stattlichen Thurm, welcher die südwestliche Ecke des Gebäudes bezeichnet haben muß, und der Domkirche ein freier Platz liegt. Nun stelle man sich eine Kirche vor, welche nur aus dem Chor und dem Querschiffe besteht, in den Chor hineingebaut aber ein Amphitheater holzgelb angestrichener Bänke für die gläubige Gemeinde! Natürlich ist verschwunden, was einst diesen Raum geschmückt hat, in tadelloser Reinlichkeit und Nüchternheit starren uns die mächtigen weißgetünchten Pfeiler und Gewölbe und die farblosen Fenster an. Aber man hat auch, um Ausgänge zu den Galerien bequemer anbringen zu können, umbarmherzig aus den Profilen der Pfeiler Stücke weggeschlagen, wie man eine Felsenecke auskerbt, um eine Eisenbahn vorüberzuführen. Es wäre wohl eine Aufgabe der „Rijks-Adviseurs", der Commission für Erhaltung der Kunstdenkmäler, diesem Gräuel ein Ende zu machen; aber diese Behörde scheint ohnedies mit Mißtrauen, Vorurtheilen und Eigensinn so viel Kampf zu haben, daß sie sich hüten wird, mit einer Kirchengemeinde anzubinden, welche in der Wiederherstellung wahrscheinlich einen Angriff auf ihre protestanischer Freiheit und ihre reine Lehre sehen würde. Man hört da absonderliche Geschichten. Die lebenden Künstler, oder doch viele von ihnen, betrachten dort wie fast überall die Pflege alter Werke als eine Beeinträchtigung ihrer natürlichen Rechte und meinen wie jener Wiener Maler, „die Welt solle sich doch nur gedulden, bis die jetzt neuen Bilder und Statuen auch einmal als geworden" seien. In Groningen aber hat ein reicher Mann Familienbilder aus dem siebzehnten Jahrhundert, die zur „modernen" Einrichtung seines Schlosses nicht paßten, zuerst auf den Boden und dann, als die Adviseurs sie haben wollten, in einen Teich werfen lassen, um mit gutem Gewissen sagen zu können, er besitze keine alten Bilder.

Mancherlei Sculpturen, Bilder und Bücher aus alten Kirchen und Klöstern hat die Stadt Utrecht glücklicherweise in ihrem Rathhause in Sicherheit gebracht. Der Weg von der Domkerk zu dem übrigens uninteressanten neuen Stadthuis führt über den Fischmarkt, wo wir die landesübliche Licitation mit ansehen konnten: ein Korb mit Fischen wird vom Verkäufer mit einem Ausrufspreise dargeboten und dieser bietet rasch zählend: twaalf, elf, tien, negen u. s. w., sich selbst so lange herunter, bis einer der Käufer ihm zunickt.

Die Gemälde im städtischem Museum rühren zumeist von Jan Schoreel her, dem Vorläufer der großen Bildnißmaler des siebzehnten Jahrhunderts, der lange in Utrecht gelebt hat. Viel Interessantes ist unter den Holzsculpturen, Manches von einer köstlichen Naivetät, wie z. B. die zu Pferde daherkommenden heiligen drei Könige, von denen der eine höflich seinen Turban abnimmt und wie salutirend an die Brust drückt, oder die Aufnahme des Christuskindes in den alten Bund, welche Ceremonie mit seltener Genauigkeit und mit höchst drolliger Hervorhebung des nationalen Typus dargestellt ist u. dgl. m. Auch findet sich dort eines der merkwürdigsten Puppenhäuser, welches nicht blos in Speise-, Wohn-, Schlafzimmer, Küche &c. eines holländischen Hauses vor 150 Jahren, sondern auch in die Studirstube eines Gelehrten Einblick gewährt, — und da fehlt so gar nichts, daß man sich keineswegs wundern würde, wenn das Manuscript, welches der würdige Herr vor sich hat, wirklich mit einer durch die Lupe lesbaren Schrift ausgeführt wäre.

Alle diese Merkwürdigkeiten hatten wir gebührend gewürdigt, auch die Grachten, die so hohe Ufer haben, daß unter der Fahrstraße noch kasemattenartige Gewölbe angebracht werden können (stellenweis auch nur ein höheres und ein niederes Ufer, was denn vollends einen eigenthümlichen Anblick gewährt) — wir hatten das Utrechter Gebäck „Theerandjes" eingekauft und die Zeit war schicklich, um unsern Besuch zu machen. In die Boothstraat wies uns ein Briefträger und in derselben zeigte man uns auch sofort und nicht ohne Stolz das Haus des Dr. Beets. Es liegt in einer stillen freundlichen Umgebung, die einem Gelehrten und Dichter wohl behagen kann. Das schmale Vorhaus und nach der Gasse zu das Besuchzimmer entsprachen ganz dem, was ich bisher in holländischen Häusern und früher schon in der „Camera obscura" kennen gelernt hatte; doch nahmen sie hier nicht die ganze Breite des Gebäudes ein, es öffnete sich noch eine andere Thür, aus welcher hervor ein Kindergesicht uns mit neugierigen und lustigen Blicken musterte. Bald erschien auch der Hausherr, wohlgenährt, weißhaarig, frische aber zarte Röthe auf den Wangen, wie sie unter dem Einfluß der Seeluft so vorzüglich gedeiht, die ganz schwarze Kleidung verrieth den Professor der Theologie und auch der Rede war die Gewohnheit des Docirens anzuhören. Da ich Tags zuvor angemeldet worden war, bedurfte es keiner Vorstellung oder Rechtfertigung meines Besuches. Zu meiner Ueberraschung aber erklärte Beets, daß es ihm schwer falle deutsch zu sprechen — wir waren so gewöhnt, aus dem Munde aller gebildeten Holländer unsere Muttersprache zu vernehmen, und zwar im Allgemeinen sehr rein, während diejenigen, welche geschäftlich viel mit den deutschen

Nachbarn verkehren, auch etwas von der rheinischen Mundart angenommen haben. Hier halfen wir uns nun so, daß Beets holländisch, ich deutsch sprach. Besonders lebhaft gestaltete sich die Unterhaltung nicht, wir kamen über die zwei zunächst liegenden Themata „Camera obsura“ und „Amsterdamer Ausstellung“ kaum hinaus. Hoch zugeknöpft wie die schwarze Weste blieb der Mann, der sie trug. Die Art, wie uns Ciceronedienste angetragen wurden, ließ uns vermuthen, daß die Ablehnung nicht unwillkommen sei.

Hier war ich also zum ersten Male einem Holländer begegnet, welcher den Vorstellungen von dem zurückhaltenden, wortkargen Wesen der Nation entsprach. In Amsterdam, unter lauter lebhaften, jovialen, beredten Leuten, welche einander in liebenswürdigem Entgegenkommen überboten, hatten wir oft über das holländische Phlegma gescherzt, und dabei wohl übersehen, daß eine Weltstadt wie Amsterdam nicht der rechte Ort ist, um den Volkscharakter zu studiren. In der Provinz conservirt sich die Eigenart länger, wie man dort auch nicht genöthigt ist, sich mehrere Sprachen für den täglichen Verkehr anzueignen. Aber ich war auch auf die wenig zugängliche Art des Dichters vorbereitet worden, und empfand während des Besuches, daß ich selbst wohl einen Fehler begangen hätte, der sich allerdings nicht ausbessern ließ. Ich hätte in die späteren Werke von Beets wenigstens einen Blick werfen und von denselben reden sollen. Aber ein flüchtiger Versuch mit einem Bande seiner Gedichte vor Jahren hatte mich den alten „Hildebrand“ nicht wiederfinden lassen, und was ich damals gelesen, war längst wieder vergessen. Und es scheint dem populärsten holländischen Dichter zu gehen wie so manchem seiner Zunft, daß nämlich seine Lieblingskinder gerade diejenigen sind, welche den Lesern weniger gefallen. Es ist möglich, daß seiner Aeußerung: er stehe den Erzählungen jetzt einigermaßen fremd gegenüber, er werde sie heute nicht mehr schreiben können, sei nicht mehr naiv genug dazu — mir weniger herb und auffallend geklungen hätte, wäre ich nicht durch seine Landsleute im Voraus aufmerksam gemacht worden.

Nikolas Beets, der 1814 in Haarlem geboren ist, trat in den ersten dreißiger Jahren mit poetischen Erzählungen auf, welche die Einwirkung damaliger politischer und poetischer Strömungen, das Gefühl des Unbefriedigtseins mit dem Bestehenden und Byron'sche Stimmungen erkennen lassen. Aber nachdem er der Zeit und seiner eigenen Jugend diesen Tribut dargebracht hatte, kam in den Schöpfungen, welche 1837 als „Camera obscura“ gesammelt erschienen, seine wahre Natur zum Durchbruch. Es ist ein verwandtschaftlicher Zug mit dem liebenswürdigsten Zweige der Genremalerei seiner Heimat, es ist etwas von dem Talent der Adriaan van Ostade, der Gerard Dow und Metsu in diesen Schilderungen aus den Leben. Die Erfindung macht ihm die geringste Sorge. Handelt's sich ihm doch in Wahrheit dabei um die Rahmen, innerhalb deren er seine lebenden Bilder stellen kann. Allein diese sind wirklich lebende, von jener den Beschauer unmittelbar treffenden Naturwahrheit, die man zu würdigen vermag auch ohne die Vorbilder zu kennen, und dabei voll des echten Humors, der lacht und weint, lachen und weinen macht. Es ist mir mit Beets in Holland, wie mit Dickens in England gegangen: ich glaubte überall seinen Originalen zu begegnen, aber ich hatte der Autopsie nicht bedurft, um von der Treue seiner Zeichnung überzeugt zu sein. Das Studentenleben in Leiden und — dem Wortspiel ist kaum auszuweichen! — die Leiden und „Prüfungen“ des Studenten; die glückliche und heitere Beschränktheit kleinbürgerlicher Existenz neben dem überseeischen Protzenthum, das sich im Grunde recht unsicher und unbehaglich fühlt, und den Großstädtern, die auf die eine oder die andere Art ihre Ueberlegenheit geltend machen wollen; das Leben und Schaffen der Volksklassen, welche noch auf vertrautem Fuße mit der Natur stehen: das sind die Kreise, welchen er seine Stoffe entlehnt. Wie wahrhaft rührend ist die Figur der alten Großmutter in der reichgewordenen Colonistenfamilie, wie humorvoll das Wiedersehen der Jugendfreunde, von welchen der eine das Herz voll fröhlicher Erinnerungen mitbringt und von den ungemüthlichen Familienverhältnissen des anderen wie von einer Reihe von Sturzbädern abgekühlt wird; wie fein charakterisirt die Episode mit dem schönen Schenkmädchen, welches von einem enthusiastischen jungen Manne gegen die Zudringlichkeiten eines Kecken in Schutz genommen worden ist, ihren Ritter später durchaus nicht wiedererkennt, und, als er sie an jene Scene erinnert, ihn hocherfreut mit dem Namen des — Anderen begrüßt.

Bei aller Lebensfreude, welche in diesen Schriften pulsirt, ermangeln sie doch keineswegs des sittlichen Ernstes, verrathen auch hie und da, daß wir es mit einem gläubigen Christen zu thun haben. Daher will es mir wenig glaubhaft erscheinen, daß der Dichter, welcher sich seit den Mannesjahren zur streng orthodoxen Partei hält, dieserhalb und wegen seiner amtlichen Stellung seine Jugendwerke nicht mehr voll anerkennen möge. Wenigstens wüßte ich nicht, was in den letzteren bei den Rigorosesten Anstoß erregen könnte. War es nicht Smollet, der dem Publicum grollte, weil es seinem, wie er meinte, schwächsten Producte den meisten Beifall schenkte? Und befinden sich in ähnlicher Lage nicht unzählige Dichter, Musiker, Maler? Verleugnet nicht Richard Wagner seinen Tannhäuser? Ich denke, in den Worten des alten Beets, der noch so viel geschrieben hat, Gedichte, Predigten, literarhistorische Abhandlungen, Früchte ernster, vielleicht saurer Arbeit, lag etwas wie Eifersucht auf den jungen Hildebrand, der spielend Kränze errang, welche immer auf's Neue erblühen. Erscheint doch eben jetzt eine Prachtausgabe der „Camera obscura“ mit ganz vortrefflichen Illustrationen.

Bruno Bucher.

Aus der Hauptstadt.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

(Schluß.)

V.

In der Specialität der Schlachtenbilder und militärischen Staatsactionen sind in Anbetracht der nationalen Erfolge des letztverflossenen Decenniums nur eine verhältnißmäßig sehr bescheidene und fast verschwindende Anzahl solcher Darstellungen zu verzeichnen. Da sind außer dem schon besprochenen Kolossalbilde Anton v. Werners und seiner Skizzen für Saarbrücken ein großes Bild von Emil Hünten: „Angriff der französischen Kürassiere Division Bonnemains auf Elsaßhausen“, im Besitz der Nationalgalerie, eine erschöpfende Darstellung in großem Figurenreichthum von trefflicher Zeichnung und Färbung und äußerst geschickter Anordnung, zwei Bilder von C. Freyberg: Bionville und Metz, eine Darstellung von Th. v. Goetz „Das zweite Garderegiment beim Sturm auf St. Privat“, im Besitz des Offiziercorps genannten Regiments, ein größeres Bild von Otto Faber du Faur „Attaque der Chasseurs d'Afrique bei Floing (Sedan)“, ein kleines Bild von G. Bleibtreu und von demselben „Kaiser Wilhelm am Abend der Schlacht von Gravelotte“, ein effectvolles, flammendurchleuchtetes Nachtbild, von großer technischer Gewandtheit zeugend, das ist, wenn wir das große Bild von Steffeck „Der Sieger von Wörth“ dieser Kategorie einverleiben wollen, Alles auf unsere glorreiche jüngste Vergangenheit deutende. Man kann nicht sagen, daß dies unbescheiden sei.

Eine Reihe von Bildern, noch dem historischen Genre angehörig, von R. Begas „Mutter und Kind“ und „Der erzürnte Amor“, von Oscar Begas „Mutterglück“, R. Bendemanns in München „Nymphe“, „Ein lauschender Amor“ von Kaselowsky und zwei Dresdener Schöpfungen, „Der Fischer“ nach Goethe von L. Preußer und „Orpheus und Euridike“ von F. Siebert, dürften noch zu erwähnen sein als Dinge, in denen manche compositionell ganz schätzenswerthe Qualitäten nicht zu leugnen sind, die jedoch den Erfordernissen heutiger malerischer Ausdrucksweise so fern stehen, daß man sie füglich ein klein wenig in die Kategorie der glücklich überwundenen Standpunkte bringen muß, da sie absolut nichts Neues und nichts Eigenartiges bieten.

Die Bestrebungen auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei zeigen

diesmal bei vielem die Wände füllenden Mittelgut und bei einigem herzlich Schlechten im Ganzen eine fortschrittliche Tendenz und dürfte auch hier die realistische Richtung des Schaffens als die heutzutage maßgebende und siegreiche zu verzeichnen sein.

Auch die Landschaft hat ihre Gussows, die den Beweis liefern, daß die Natur in frischer, naturalistischer Wiedergabe nichts an ihrem ewig belebenden Reiz einbüßt, ja sogar in ihrem kaleidoscopischen Spiel ohne alle sogenannte ideale Zuthat in unendlich größerem Zauber erscheint, als in den componirten und construirten Atelierproducten, die man so gern mit dem volltönenden Namen historische Landschaft zu bezeichnen pflegt, um eigentlich, gestehen wir es uns nur, über die Unzulänglichkeiten dieser Art des Schaffens billig hinweg zu kommen. Da ist zum Beispiel zunächst Julius Jacob, der in seinem „Ein sonniger Apriltag, Motiv aus einem Berliner Park" frisch und freudig hineingreift in das volle Leben der Natur. Wer will oder kann den großen ursprünglichen Reiz wegleugnen, der in dieser völlig ungeschminkten, kräftig und energisch zum Vortrag gebrachten frappanten Naturstudie dem Beschauer entgegenspringt? Man vermeint den frischen, sonnendurchwärmten Hauch der wonnigen Frühjahrsluft zu spüren und freut sich mit den lustwandelnden sich begrüßenden Staffagefiguren ob des herrlichen Aprilltages, des ersten schönen, vielleicht nach langem, trüben Winter. Das Bild ist derb realistisch, kein Stückchen poetischer Traufgabe und doch klingt es Einem dabei im Ohr wie ein Heine'sches Frühlingslied. Sein „Abend in der Mark" und „Aus dem Foro Romano" sind gleich markige, tüchtige coloristische Leistungen.

In sinnverwandter Schaffensweise, das heißt ohne der Natur schmeicheln oder dieselbe gar corrigiren zu wollen, haben wir eine Reihe von Bildern vor uns, die wir, da eine eingehende Besprechung der einzelnen sich räumlich untersagt, nur mit dem Namen der Künstler und Künstlerinnen aufführen wollen. Es sind dies vornehmlich und immer unter dem Vorbehalt, bei der großen Anzahl tüchtiger Leistungen auf diesem Gebiete ein oder das andere unliebsamer Weise übersehen zu haben: Th. Hagen in Weimar, H. P. Feddersen, P. Tübbecke in Weimar, H. Rasch, K. Rettig, F. Poenitz mit drei vielleicht nicht ganz streng gezeichneten, jedoch im Totaleindruck vorzüglichen kleinen Bildern; Marie v. Parmentier in Wien und Louise Begas-Parmentier, Clara Lickfett, C. Matchin, Antonie Biel, Tina Blau, K. Buchholz, G. Koken, Knorr, Fickel u. A. Die beiden Achenbachs, Andreas und Oswald, sind in bekannter und gewohnter Güte vertreten, ebenso Bennewitz von Loefen, L. Douzette, H. Eschke, Graf Kalckreuth, O. v. Kamecke, W. Kühling, A. Leu, A. Lier, E. de Shampheleer, C. Scherres in zwei großen stimmungsvollen Bildern, M. Schmidt, L. Spangenberg und E. Weichberger.

Werner Schuch in Hannover tritt in seinen drei solid durchgeführten Bildern auch durch die treffliche Staffirung derselben in den Vordergrund der diesjährigen Erzeugnisse landschaftlicher Art, wie es auch Eugen Bracht in Carlsruhe vortrefflich verstanden hat, seinen eigenthümlichen Terrainbildern durch die Staffage ein additionelles Interesse hinzuzufügen.

H. Wrage und C. C. Schirm in Carlsruhe folgen mit großem Glück einer ähnlichen Richtung in landschaftlicher Beziehung.

Mancher und Manche wären noch anzuführen, die durch ernstes Wollen und frische und gesunde Durchführung volles Recht und unzweifelhaften Anspruch darauf hätten, so gut wie C. v. Lichtenfels aus Wien, Hoselich in München, Th. v. Eckenbrecher, W. Jett, C. Irmer, A. Kappis, C. J. Schindler, C. Schönfeld und Andere, aber es muß genügen, nur das mehr oder minder Eigenartige zu erwähnen, das was unserer modernen Anschauung am nächsten kommt und noch einer Zukunft entgegensieht.

In F. v. Schennis „Solitude" ist eine gewisse dem Titel entsprechende Stimmung nicht zu verkennen; die Mittel der Darstellung erinnern jedoch lebhaft in Formengebung wie in Farbe, wenn dabei überhaupt viel von Beiden die Rede sein kann, an Liebermannsche, rücksichtslose Technik. — Auch in höherer Rouleauxmalerei ist Einiges geleistet worden. Es scheint „Es wandelt Niemand (selbst ein Maler nicht) ungestraft unter Palmen."

In der Thiermalerei, die diesmal mit nur etwa zwanzig Namen vertreten, ist in erster Linie Paul Meyerheim zu nennen, mit seiner Speisesaaldecoration für das neue Palais des Herzogs von Ratibor, welche in fünf räumlich sehr umfangreichen Bildern in jagdgerechter, breiter und decorativer Weise meisterhaft gemaltes Jagdwild vom Hasen an bis zum Schwarzwild, Jagdhunde, Stillleben ꝛc. zum Gegenstande hat. Ferner mit einer „Affenakademie", die, wenn auch ein wenig übermüthig und wild, den Anhängern der Darwin'schen Theorie und den Häckelianern Manches zur Begründung und zur Beweisführung ihrer nach Virchows letzten Auslassungen etwas utopischen Hypothesen an die Hand zu geben geeignet sein dürfte. Als Bild ist es eine treffliche, satirisch drastische Leistung. — H. Baisch in München in seinem „Mittag", Landschaft mit Kühen, A. Braith ebendaselbst mit der „Flucht vor dem Gewitter" haben viel Vorzügliches aufzuweisen, ebenso J. Wentschers „Kühe in der Seebucht"; ganz besonders aber ist in energischer Vortragsweise und lebendigem Colorit Heinrich Zügels „Vor Gewitter sich flüchtende Heerde", in seiner wilden Großartigkeit ein derbgegriffenes lebensvolles Stück Gebirgsleben, rühmend hervorzuheben.

Von Karl Steffecks vier Bildern, darunter das große „Der Sieger von Wörth", gefällt uns diesmal sein „Hasch' Kätzchen" ganz besonders in seiner breiten frischen Anlage und Durchführung.

Christian Mali in München führt uns in seinem „Frühling" eines seiner trefflichen Thierstücke in satter und malerisch äußerst wirksamer Behandlung vor; ebenso Albert Brendel, der Schafmaler par excellence, zwei prächtige Schöpfungen gewohnter Güte in dieser Specialität.

J. C. Kröners „Landschaft mit Hochwild" und B. Weißhaupts „Thierstück", Motiv an der Maas, dürfen als vorzügliche Leistungen besonders zu betonen und Isidor Grünfelds „Hühner" als meisterhafte naturalistische Darstellung zu betrachten sein. — Zum Schluß dieser Abtheilung der Kunstproduction erwähnen wir noch einen kleinen Scherz Leopold de Cauvers, „Der Kampf um die Aehre", eine kleine prickelnde Satire auf menschliche Kämpfe, die oft sich um ein gleich nichtiges Object abspielen.

An Architekturbildern sehen wir mit Ausnahme der trefflichen Leistungen auf diesem Gebiete in der Abtheilung für Aquarelle und Handzeichnungen nur Weniges und das Wenige nicht besonders hervorragend vertreten. Sei es, daß die mächtig fortschreitenden Erzeugnisse der Photographie die Nothwendigkeit dieser Kunstrichtung in Frage stellen und dieselbe in das Bereich der Handzeichnung zurückdrängen, sei es, daß das Interesse des großen Publicums dafür weniger rege ist, wie in früheren Zeiten, kurz, es ist auffallend, wie sehr diese an sich so reizvolle Specialität an Boden verliert.

Wir haben diesmal nur zwei Bilder von Chr. Wilberg, wovon das eine, mehr landschaftlicher Natur, in dieser Richtung kaum in Betracht zu ziehen ist, das zweite, ein Interieur (Sct. Marco) ist namentlich, was den Generalton und die Stimmung betrifft, als durchaus tüchtige und malerisch werthvolle Leistung hervorzuheben, während die Bilder von Paul Graeb jun. und F. C. Mayer in Nürnberg zwar fleißig und gut gezeichnet, sonst nur durch ihre glatte und artige Ausführung eine gewisse Bestechung ausüben.

Mit Bertha Schrader, Tina Blau und Louise Begas-Parmentier, von denen die Erste sich an die Graeb'sche Richtung anlehnt, die beiden Letzteren jedoch in eigenartiger und ursprünglicher Anschauungsweise schaffen, ist die Liste der nennenswerthen Erscheinungen auf diesem Felde erschöpft, da wir Oswald Achenbachs schönes Bild der „Piazza di Sct. Domenico" in Neapel, auf welchem Architektur und Staffage in gleicher Berechtigung erscheinen, nicht dieser Kategorie von Bildern einreihen wollen.

In Stillleben haben wir zunächst die malerisch gedachten, satt und voll gestimmten und coloristisch außerordentlich wirksamen Schöpfungen Albert Hertels zu verzeichnen, der außer diesen noch ein paar farbenkräftige kleine Studien, Motive aus Scheveningen bringt und in allen fünf Nummern seine große Begabung namentlich in der Farbengebung auf's Neue bewährt. Ferner Anna Peters in Stuttgart mit zwei Bildern, deren eminentes coloristisches Talent und höchst malerische Anordnung mit immer neuem Reiz den Beschauer zu fesseln weiß. G. Fürst mit einem kleinen Bilde von farbig energischem Einsatz, H. v. Preuschen in Carlsruhe in zwei tüchtig gemalten Stillleben, Adele Tobias, P. Borgmann, A. Jernberg und Clemenz.

Die Marine hat diesmal, mit Andreas Achenbachs meisterhaften Leistungen „Scheveningen" und „Ostende" an der Spitze, eine große Arbeit von Bolanachi in München, „Nach der Schlacht bei Trafalgar, Untergang des Redoutable", aufzuweisen, die, ernst gedacht und vortrefflich gezeichnet, dem dargestellten Zeitcharakter hinsichtlich des Baues der

Schiffe ꝛc. volle Rechnung trägt, ferner zwei deliciös gezeichnete und in feiner Stimmung colorirte Strandbilder von Eugène Dücker in Düsseldorf, zwei ausgezeichnete, lebensvoll staffirte Bilder des Holländers Hendrik Willem Mesdag in naßkalter Novemberstimmung, drei tüchtige Marinen in gewohnter Meisterschaft von Hermann Eschke; treffliche Arbeiten von Carl Saltzmann, Fritz Sturm, Th. Weber, eine etwas in Ziem'schem Charakter gehaltene kleine Marine von Gustav Schönleber in München und Anderes von mehr oder minder guten Eigenschaften.

In der Galerie der Handzeichnungen, Kupferstiche ꝛc. tritt uns zunächst Rudolf Alt in Wien in sechs Nummern ausgezeichneter und mit großer Liebe durchgeführter Architekturblätter entgegen, sämmtlich Aquarellen, die bei dem etwas trocknen Ton des Künstlers eine unerschöpfliche Menge des liebenswürdigst behandelten Details wiedergeben. Bei aller Feinheit in der Farbe und dem stets vorzüglich wahr gegebenen Localton, liegt der Schwerpunkt in den Schöpfungen Rud. Alts in der äußerst delicaten und correcten Zeichnung. — Mit großem Reiz, wenn auch flüchtiger, führt uns E. Berninger in München ein Aquarell „Karavanserei in Tunis“ und zwei „Motive aus Venedig“ vor, und eine ganze Reihe tüchtiger Aquarelle, theils landschaftlichen Charakters, theils Architekturbilder von L. Douzette, Dreßler in Berlin, M. Erdmann, G. Pflugradt, Teschendorf, J. Wentscher, Chr. Wilberg, Bertha Schrader, W. J. Mertens und Julius Jacob gibt dieser Abtheilung der Ausstellung ein besonderes Interesse, das jedoch in unsres Adolf Menzel brillanter Collection meisterhafter Gouacheblätter gipfelt. Nicht immer wird es dem Kunstfreunde zu Theil, so viel des Guten und geradezu Unübertrefflichen von dieses Meisters Hand auf einem Flecke beisammen zu sehen. Es sind nicht weniger als sieben exquisite Arbeiten in der Gouachetechnik, davon vier Interieurs, eine Bleistudie und eine Federzeichnung „Siesta“. Die Letztere ist von einer überraschenden Wahrheit und Einfachheit der Behandlung. Das Bildchen „Auf dem Bau“ ist von einer fabelhaften Durchbildung und deliciöser Feinheit im Ton. Die Kirchen-Interieurs unübertrefflich gezeichnet und von wunderbarer Detaildurchführung und Gesammtton, die Studie nach Marmor ein geradezu staunenswerthes Resultat. Vor diesem Ernst, dieser Strenge und Vertiefung den Aufgaben gegenüber, diesem eisernen Fleiße, redlichen Wollen und Vollbringen muß jede Kritik verstummen und einfach fragen: Wer macht's besser? — Von A. v. Werner sehen wir drei Porträtstudien von geistreicher Auffassung und Behandlung, Manteuffel, Moltke und Bismarck, und von Franz Skarbina in zwei Gouacheblättern und zwei Kreidezeichnungen tüchtige Fortschritte in der vom Altmeister Menzel angeregten Richtung. Im Colorismus der kleinen Gouache auf Goldgrund gibt sich das Studium und der Einfluß japanischer Farbenprincipien kund, aus denen, wenn wie hier richtig verwerthet, viel zu lernen ist.

Franz Meyerheim stellt drei vorzügliche, fleißig durchgeführte Aquarellstudien aus Goslar und Appenzell aus, während sein Bruder Paul in seinem „Ameisenbär und Affen“ einen neuen Triumph seiner Vielseitigkeit und souveränen Bewältigung technischer Schwierigkeiten zu verzeichnen hat.

In Grützners Cartoncyclus „Sir John Falstaff“ müssen wir der Behandlung des Materials unsere volle Anerkennung zollen; am besten behagt uns die letzte Darstellung „Ich kenn' dich, Alter, nicht“.

Von köstlichem Humor sind zwölf kleine Zeichnungen von Carl Gehrts, „Das Jagdleben der Gnomen“, und reizvoll concipirt wie liebenswürdig durchgebildet sein Aquarell „Narrenunterhaltung“.

Zu erwähnen sind noch E. Fischer-Cörlins Illustrationen zum „Hortus deliciarum“ und Illustrationen von Ludwig Burger, und von dem Letzteren noch zwei Entwürfe zu Plafonds mit figürlichen Darstellungen und reicher geschmackvoller Ornamentation.

Betrachtet man die Bildwerke der diesjährigen Ausstellung, so drängt sich dem Beobachter ganz besonders eine Wandlung in der Behandlung der Porträtbüsten auf, die gegen die Glätte und Frostigkeit früherer Technik einer lebenswarmen und kernigen Vortragsweise Platz gemacht haben, die unseren heutigen naturalistischen Anforderungen an die Kunst mehr und mehr entsprechen. Die lebensvollere Wiedergabe der Augen wie des Fleischigen, das Nichtbessermachenwollen der Natur, das Vermeiden des conventionellen Schaffens nach der Antike, macht bei realen Vorwürfen immer mehr einer gesunden und wahrheitstreuen Anschauung Raum und das rein Menschliche tritt in den Vordergrund und verdrängt die Schablone eines krankhaften und schwachen Idealismus. Somit gehen wir auch auf dem Gebiete der Plastik gesünderen und fortschrittlichen Zuständen entgegen und schon diese Ausstellung legt ein erfreuliches Zeugniß dafür ab.

Als einer Derjenigen, die eine solche Wandlung zum Besseren angebahnt haben, darf unbestritten Reinhold Begas in erster Linie genannt werden; er bringt uns diesmal eine weibliche Büste in Marmor, die wir schon im vorigen Jahre in Gips zu bewundern Gelegenheit hatten, ein seelenvolles Abbild der schönen Frau eines bekannten deutschen Schriftstellers.

C. Begas, Bruder des Vorigen, tritt uns heuer mit einer vollendet schönen Idealbüste „Carolina“ und einer lebendig aufgefaßten, trefflich durchgeführten männlichen Büste entgegen, Gustav Eberlein mit zwei Büsten, von denen namentlich die des Julius Faucher von ganz besonders energischer Naturwahrheit ist. Desselben Künstlers Gruppe „Ein Christ von einer heidnischen Römerin heimlich gerettet“ zeigt uns eine sehr lebendige, realistisch behandelte Composition. Ferner sind zwei treffliche Büsten von M. Ezekiel in Rom, „Grace Darling“ und die eines Knaben, ihrer Lieblichkeit wegen, und Wilhelm de Groots aus Brüssel und Wagmüllers Porträtköpfe in Anbetracht ihrer feinen Individualisirung und meisterhaften freien Behandlung auf das Rühmendste zu empfehlen. „Ein Faun und Amor“ und „Ein Hirt“ von Robert Toberentz und „Gebet eines jungen Hirten“ von Tendlau, zwei Werke von Leopold Rau, „Abenddämmerung“ und eine Büste „Fischers Traum“ von Max Klein, treten uns als geistreiche, lebendig concipirte Schöpfungen entgegen, und vier Marmorbüsten von Dr. E. J. Hähnel in Dresden, P. v. Cornelius, Beethoven, Raphael Sanzio und Mich. Angelo darstellend, gehören zu den hervorragenderen Werken diesjähriger Ausstellung.

Die preisgekrönte Concurrenzarbeit Richard Ohmanns, „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid“, ist von großem Reiz und eine „Gefesselte Sklavin“ von H. Steinemann behagt uns außerordentlich, wenngleich sich uns dabei eine Reminiscenz an Carstens Parze unwillkürlich aufdrängt.

Sußmann-Hellborns Friedrich der Große, besonders aber seine Marmorreliefs sind schöne, fleißig durchgeführte Schöpfungen von großer Feinheit; aber unwiderstehlich und geradezu entzückend wirkt der Kinderfries von Nikolaus Geiger, diesem Makart der Bildhauerei, der es versteht, in fast übermüthiger künstlerischer Laune in den über- und durcheinander purzelnden Kindergruppen den Beschauer dermaßen zu fesseln, daß er den Künstler und das Material der reizvollen Schöpfung darüber vergißt.

Eine Büste Siemerings „Johann Jacoby“, zwei kleinere Compositionen von M. Schwabe in Nürnberg in Elfenbein und Wachs, wie eine Büste von M. Weiß, die Büste des Vaters Prof. Weiß darstellend, dürften noch zu erwähnen sein.

Alles in Allem können wir mit der diesjährigen Ausstellung wohl zufrieden sein; sie hat uns fast auf allen Gebieten eine fortschrittliche Bewegung in den Bestrebungen, dem Wesen der Dinge in gesundem und frischem Drauflosgehen näher und näher zu kommen, ersichtlich werden lassen; sie hat uns durch den gegen die Vorjahre gesteigerten Besuch das Interesse des Publicums als im Zunehmen begriffen constatirt und wieder einmal bewiesen, daß mit dem Angebot auch das Bedürfniß wächst; ob die Ankäufe dieses Jahr in einiger Weise befriedigend ausfallen, das wird sich erst am Ende zeigen und hängt dies auch Angesichts der schlimmen Zeiten von ganz anderen Bedingungen ab, so daß selbst ein möglicher Mißerfolg nach dieser Seite hin kein Kriterium über den Werth oder Nichtwerth dieser Ausstellung in sich schließen kann.

Wir sind somit am Ende unserer Besprechung angekommen, die wir gern, hätte es der Raum erlaubt, eingehender gestaltet hätten; wir haben versucht, so objectiv, als es uns möglich, zu Werke zu gehen und mehr anregend und hinweisend zu wirken, als in souveräner Kritik uns aufdrängen zu wollen und schließen mit den Worten des Dichters:

„Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.“

Carl Emil Doepler.

Inserate.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von W. H. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

№ 43. Berlin, den 27. October 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.
Verleger: Georg Stilke in Berlin.
Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Aus Frankreich.

Vor und nach den Wahlen.

Von Leopold Richter.

Der Marschall von Mac Mahon wird von seinen Freunden und Verehrern noch immer „der loyale Soldat“ genannt, und er selbst hat den Muth bewahrt, in seinen letzten Manifesten von dem Vertrauen zu sprechen, welches seine Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe der Welt im Allgemeinen und Frankreich im Besondern einflößen. Dies verhinderte nicht, daß die Majorität der Franzosen sich ganz kürzlich — am 14. October a. c. nämlich — in einer Weise geäußert hat, welche keinen Zweifel darüber bestehen läßt, daß sie alles Vertrauen in den Marschall und in seine so oft citirte Loyatität, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe vollständig verloren hat. Die Mandatare der republikanischen Partei haben dem Marschall verschiedene Male in klaren, unzweideutigen Worten gesagt: „Wir glauben Ihnen nicht mehr. Was Sie sagen, ist einfach unwahr“*), und einige vier Millionen französischer Urwähler haben diese Meinung, die nun wohl doch nicht mehr als eine ganz unmaßgebliche bezeichnet werden darf, durch ihr Votum unterschrieben.

Man sagt, daß der heutige Präsident der französischen Republik keine sonderliche Neigung zum Nachdenken habe, er soll vielmehr hauptsächlich, ja beinah ausschließlich „ein Mann der That“ sein; aber wie gering auch das Quantum geistiger Arbeit sein möge, das er im Laufe des Tages zu überwinden die Gewohnheit hat, so darf man doch wohl annehmen, daß ihm klar geworden sein muß, wie er und seine Freunde sich mit ihrer hohen Meinung von seinem edlen und lautern Charakter augenblicklich in einer peinlich kleinen Minorität befinden. Wenn vier Millionen erwachsener Menschen einem Manne nach fünfmonatlicher reiflicher Ueberlegung zurufen: „Wir glauben Dir nicht!“ so beweist dies noch nicht absolut, daß dieser Mann die Unwahrheit gesagt habe, aber es ist vollständig genügend, um diesem Manne die Illusion zu rauben, er gelte allgemein für eine glaubwürdige Persönlichkeit.

In Deutschland, wo die vom Präsidenten der französischen Republik verfolgte Politik nicht so viel Unheil angerichtet hat wie in Frankreich, wird man geneigt sein, den Marschall von Mac Mahon gelinder zu beurtheilen, als seine Landsleute es thun; aber es ist schlechterdings unmöglich, ihn ganz von dem Vorwurfe frei zu sprechen, daß er das ihm vom französischen Volke gegebene Mandat, sei es böswillig, sei es irrthümlich, zu mißbrauchen versucht habe.

Der Marschall von Mac Mahon hatte den Auftrag erhalten, die Staatsform, an deren Spitze er gestellt war — die Republik — bis zum Jahre 1880 vor allen gegen dieselbe gerichteten Angriffen zu schützen. Er hatte feierlich gelobt, dies zu thun — und er hat sein Versprechen nicht gehalten. „Der Mann der That“ hat die Tragweite des von ihm gegebenen Wortes vielleicht nicht verstanden; jedenfalls hat er es anders gedeutet als die Majorität der Franzosen. Diese verlangten von ihm die Aufrechterhaltung der bestehenden Verfassung, während der Marschall Alles gethan hat, was in seinen Kräften stand, um dieselbe zu stürzen und die Restauration irgend einer antirepublikanischen Regierung zu ermöglichen.

Der Gewaltstreich vom 16. Mai; die unmotivirte Entlassung eines liberalen Cabinets, das sich des Vertrauens der Kammer in einem in constitutionellen Ländern seltenen Maße erfreute; die Ernennung eines neuen Ministeriums, an dessen Spitze der unpopulärste Mann von Frankreich, der wüthendste Gegner der Republik, der Herzog von Broglie gestellt worden war; die Auflösung einer Kammer endlich, die sich bei jeder Gelegenheit als friedliebend und gesetzmäßig gezeigt hatte — alles dies war bereits mehr als genügend, um zu zeigen, daß der Marschall von Mac Mahon, sei es aus eigener Initiative, sei es unter dem Einflusse seiner clerikalen und reactionären Umgebung, den Entschluß gefaßt hatte, die republikanische Verfassung zu unterminiren, um dieselbe bei der ersten passenden Gelegenheit, spätestens am Tage, wo das Septennat zu Ende geht, zu Grunde zu richten.

Die Politik vom 16. Mai ist ungerechtfertigt geblieben. Die nichtfranzösische Presse, an ihrer Spitze die deutsche und die englische, ist in ihrer Verdammung derselben einstimmig gewesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie die Meinung der verschiedenen Nationen und ihrer Regierungen getreulich wiedergegeben hat. In Frankreich sind seitens des Ministeriums und der dem Cabinet ergebenen, oder von demselben abhängigen Presse, verzweifelte Versuche gemacht worden, die Handlungsweise des Marschalls als eine für das Wohl Frankreichs beabsichtigte, ja im Interesse desselben nothwendige darzustellen. Die Minister Herzog von Broglie, de Fourtou, Paris und Brunet haben, zunächst den Kammern gegenüber, den Marschall rechtfertigen wollen. Ihre Reden können heute noch noch als unübertroffene Manifestationen unconstitutionellen ministeriellen Hochmuths bezeichnet werden. In der Weise, wie Herr de Fourtou, sich über alle parlamentarischen Gebräuche hinwegsetzend, der Kammermajorität zurief: „Ich habe Ihr Vertrauen nicht, und Sie haben das meinige nicht; — wir sind quitt!“

*) Siehe unter Andern das letzle Manifest der Linken des Senats an das französische Volk und die in den hervorragendsten französischen Zeitungen gegen den Marschall unternommene Wahlcampagne.

ist in keinem constitutionellen Lande Europas je ein Minister einer Kammermajorität entgegengetreten. Die ruhige, würdevolle Haltung dieser Majorität dagegen, angesichts der beispiellosen Herausforderung des Ministers, verdient das ungetheilte Lob, das ihr, außerhalb Frankreich, beinahe einstimmig gezollt worden ist.

Der Marschall selbst hat das Bedürfniß gefühlt, sich zu verschiedenen Malen direct an das französische Volk zu wenden, um seine Unschuld zu beweisen, die Zweifel über seine Loyalität zu widerlegen. Die Manifeste, welche in Hunderttausenden von Exemplaren über Frankreich verbreitet worden sind, enthielten jedoch nichts, was geeignet gewesen wäre, die Ungläubigen zu bekehren. Es war darin gesagt, daß der Marschall sich genöthigt gesehen habe, die Kammer aufzulösen, da diese das Land zum Radicalismus, zur Commune zu führen beabsichtige; daß er aber mit seinem Worte dafür hafte, daß die Republik, so lange er an der Spitze derselben stehe, nicht gefährdet werden solle. — Die Franzosen haben dem Worte Mac Mahons nicht geglaubt; die anderen Völker Europas haben sich dadurch in ihrer Meinung auch nicht beirren lassen; und es ist nicht zu leugnen, daß die Ereignisse, welche dem Gewaltstreich vom 16. Mai gefolgt sind, dies allgemeine Mißtrauen als gerechtfertigt erscheinen lassen.

Der Marschall hat in der That Alles gutgeheißen, was von seinen Ministern angeordnet und gethan worden ist. In seinem Namen, unter seiner Verantwortlichkeit ist die Verwaltung des ganzen Landes innerhalb weniger Monate vollständig revolutionirt worden. Alle republikanischen Beamten, vom Präfecten bis zum Feldhüter, sind ihres Amtes entlassen worden, um durch Männer, deren Politik offenkundig dahin ging, eine Restauration, sei es des Kaiserthums, sei es des Königthums anzubahnen, ersetzt zu werden. Die republikanische Presse ist überall streng überwacht und verfolgt worden; die conservativen Zeitungen dagegen, an ihrer Spitze das vom Minister des Innern redigirte „Bulletin des Communes“, haben unter dem Schutze und dem directen Einfluß der Regierung nicht nur alle republikanischen Institutionen im Geiste des Volkes zu verderben gesucht, sondern auch die Führer der liberalen Partei, darunter die hervorragendsten und achtungswerthesten Patrioten, Männer wie Thiers und Grévy, ungestraft auf das Schimpflichste verleumden dürfen. Und der Marschall hat dies nicht nur geduldet, sondern er hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um die von seinen Ministern geleitete Politik zu vertheidigen, anzupreisen und zu ermuthigen. Er hat in Wahrheit, ohne jeden Rückhalt, mit Anwendung aller ihm zu Gebote stehender Mittel, an dem Untergang der Republik gearbeitet.

Der Klimax der Mac Mahonischen Politik ist während der kurzen Periode erreicht worden, welche den Wahlen unmittelbar vorhergegangen ist! Während dieser drei Wochen sind vom Präsidenten und seinen Ministern Maßregeln angewandt worden, welche die berüchtigten Wahlmanöver des Kaiserreichs weit hinter sich lassen und, zur Ehre Europas, als in Frankreich allein denkbar und möglich bezeichnet werden können.

Der Marschall Mac Mahon selbst hat den Reigen eröffnet, indem er ein Manifest an das französische Volk gerichtet hat, das in einer Sprache verfaßt war, die bisher noch Niemand dem stolzen und empfindlichen Volke gegenüber anzuwenden gewagt hatte. Die Botschaft besagte in dürren Worten: „Ich erwarte von Euch, Franzosen, daß Ihr wählt so wie ich es verlange, und ich gebe Euch hiermit zu wissen, daß, wenn Ihr meine Erwartungen täuschen solltet, ich mich an Euch nicht kehren und Mittel und Wege finden werde, um meinen Willen, trotz Euch, durchzusetzen.“

Die Entrüstung, welche dieses Manifest hervorrief, war so groß, daß der Marschall, um den Eindruck desselben einigermaßen abzuschwächen, zwei Tage vor den Wahlen ein neues Manifest zu erlassen für gut befand, in dem er nun etwas höflicher auftrat und von Neuem versprach, die Republik zu beschützen, wenn das französische Volk ihm bei den Wahlen ein Vertrauensvotum geben wollte. Das französische Volk, durch Schaden ungläubig gemacht, hat sich gehütet, dies zu thun.

Nächst dem Marschall verdient der Minister des Innern, Herr de Fourtou, als derjenige genannt zu werden, dem jedes Mittel gut gewesen ist, um die Wahlen zu Gunsten seiner Politik zu beeinflussen. Von den zahlreichen von ihm angewandten Manövern sollen hier nur zwei, beispielweise, angeführt werden: Am Vorabend der Wahlen, als Herr de Fourtou besser als irgend ein anderer Mann in Frankreich von der wahren Sachlage unterrichtet sein mußte, telegraphirte er sämmtlichen Präfecten, daß die Regierung die Gewißheit erlangt habe, daß dreihundert ihrer Candidaten siegreich aus dem Wahlkampfe hervorgehen würden. Diese falsche Nachricht, die von allen republikanischen Blättern als ein Einschüchterungsversuch, als ein „Manöver der letzten Stunde“ bezeichnet wird, kann möglicher Weise noch dadurch erklärt werden, daß Herr de Fourtou schlecht informirt war; aber daß der Minister des Innern es gewagt hat, eine positive Fälschung zu begehen, indem er, in der Absicht die Wahlen zu beeinflussen, aus der ausländischen Presse (Independance belge) Beurtheilungen der Lage citirte, welche der daselbst vertretenen Meinung geradezu entgegengesetzt war — dafür ist gar keine denkbare Entschuldigung vorzubringen.

Auch der Siegelbewahrer, der Herzog von Broglie, hat so Erhebliches geleistet, daß es ihm gelungen ist, mehrere hervorragende Mitglieder der französischen Magistratur in Frankreich sowohl wie im Auslande vollständig zu discreditiren.

Und all' diese Bemühungen und Erniedrigungen haben zu nichts genützt. Trotz der unerhörten Pression, welche auf die Wähler ausgeübt worden ist, haben diese eine überwiegende republikanische Majorität für die Kammer ernannt. Nach den Resultaten, die in dem Augenblick, wo dies geschrieben wird, bekannt sind und die nur noch unwesentlich modificirt werden können, wird die Opposition in der Kammer über 320 Stimmen verfügen können, wogegen die Regierung im günstigsten Falle auf 210 Stimmen rechnen kann. Von der Haltung, welche diese beiden Parteien nun einander gegenüber einnehmen werden, hängt die nächste Zukunft Frankreichs ab. Der 14. October ist also wieder einer jener „Epoche machenden“ Daten gewesen, an denen die Geschichte Frankreichs, zum Unglück des Landes, während der letzten sieben Jahre so überaus reich gewesen ist.

Die republikanische Partei hat bis heute noch nicht Gelegenheit gehabt, die Anforderungen, die sie an den Marschall zu stellen beabsichtigt, zu formuliren. Etwas Zuverlässiges darüber wird erst verlauten können, wenn die Deputirten und Senatoren sich in Paris versammelt haben, und die Beschlüsse der Fractionssitzungen der Mitglieder der Linken der beiden Kammern zur öffentlichen Kenntniß gelangt sind. Die Mittheilungen, welche man in den französischen Zeitungen findet, und welche theilweise darauf berechnet sind, die Deputirten in ihrer zukünftigen Handlungsweise zu beeinflussen, theilweise sogar von bereits gefaßten Beschlüssen sprechen, verdienen keinen unbedingten Glauben. Es geht jedoch aus diesen Nachrichten, die unter dem Einfluß der politischen Führer der Linken verbreitet werden, klar und deutlich hervor, daß die republikanische Partei gesonnen ist, das Ministerium Broglie-Fourtou für die von ihm verfolgte Politik verantwortlich zu machen. Man spricht davon, daß die Mitglieder des Cabinets, daß der Marschall Mac Mahon selbst in Anklagezustand versetzt werden; daß man die Minister persönlich für die während der Wahlperiode von ihnen verausgabten Summen zur Rechenschaft ziehen will; daß alle Beamten, welche sich für die Regierung compromittirt haben, ihres Amtes entsetzt werden sollen; und man droht endlich, sämmtliche Wahlen, die unter dem Drucke der von der Regierung decretirten Gewaltmaßregeln mit dem Siege conservativer Candidaten geendet haben, für null und nichtig zu erklären. Von diesen Maßregeln dürften die letzten allein, und auch diese wohl nur theilweise,

wirklich in Betracht zu ziehen sein; jedoch ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Kammer von ihrem Rechte Gebrauch machen wird, um eine gewisse Anzahl von Wahlen zu invalidiren, und daß sie sich mit keinem Ministerium verständigen wird, welches beabsichtigen sollte, die Verwaltung des Landes in Händen von Beamten zu lassen, deren ganze Vergangenheit dafür bürgt, daß sie fortfahren werden, mit unscrupulöser Energie an dem Untergange der Republik zu arbeiten.

Die Regierung ist bereits wieder zur Offensive übergegangen. Sie hat sofort zeigen wollen, daß sie die erlittene Niederlage nicht als definitiv betrachtet und daß sie bereit ist, den begonnenen Kampf fortzusetzen. Sie hat deshalb bekannt machen lassen, daß der Marschall nicht geneigt sei, sich von seinem unconstitutionellen Ministerium zu trennen, und daß dieses Ministerium bei den bevorstehenden Stichwahlen und bei den Wahlen zu den Generalräthen — am 4. November — in derselben Weise wie am 14. October vorzugehen beabsichtige.

Neben diesem Factum, welches die Illusion, daß die Regierung vielleicht zur Versöhnung mit der Opposition die Hand bieten werde, zerstört, müssen ferner die Ansprüche erwähnt werden, welche die Freunde der Regierung: Bonapartisten, Royalisten und Clerikale, durch ihre bestautorisirten Preßorgane an den Marschall richten. Sie verlangen ausdrücklich, daß der Präsident der Republik den Kampf gegen die Republik fortsetze; sie sagen, seine Ehre erheische, daß er jeden conservativen Candidaten, jeden bonapartistischen, royalistischen oder clerikalen Beamten, der den Muth gehabt hat, sich für ihn zu compromittiren, beschütze und in den von ihm während der Wahlen bekleideten Functionen aufrecht erhalte. Nicht eine conservative Wahl soll annullirt, nicht ein Präfect, Friedensrichter, Maire oder Feldhüter, der gegen die Republik gekämpft hat, seines Amtes entlassen werden. Man staunt, wenn man sieht, daß in einem Lande, welches sich constitutionell nennt, an dessen Spitze nicht etwa ein Monarch „von Gottes Gnaden", sondern ein von einer schwachen parlamentarischen Majorität gewählter Soldat steht, daß in einem solchen Lande eine solche Sprache geführt werden kann.

Die Stellung des Marschalls Mac Mahon ist eine außerordentlich schwierige geworden; ja es ist kaum vorauszusehen, wie er sich mit ungefährdeter Ehre aus den Verwickelungen ziehen kann, die ihn seit dem 16. Mai umstricken. Er büßt in diesem Augenblicke schwer die Schuld eines von ihm begangenen groben Fehlers. Neigt er sich zur Linken, so muß er den feierlichen Versprechen, die er seinen Freunden seit fünf Monaten gegeben hat, untreu werden. Gibt er den Einflüsterungen der Bonapartisten und Royalisten nach, so wird er der Nation gegenüber wortbrüchig. Er mag zunächst vielleicht den Versuch machen wollen, mit dem Senate vereint gegen die Kammer zu regieren. Schließlich wird das berühmt gewordene Wort Gambettas „se soumettre ou se demettre" zur Wahrheit werden. Der Marschall muß sich der Majorität des Landes unterwerfen, oder er muß sein Amt niederlegen. Aber ein Drittes ist gegeben: Es bleibt ihm die Ausflucht, dem von Napoleon III. gegebenen Beispiel zu folgen, einen Staatsstreich zu machen und die Geschichte Frankreichs um ein neues politisches Verbrechen zu bereichern.

Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands.

(Schluß.)

Im Hauptquartier Mehemed Ali Paschas wurde man der für die Russen ungünstigen Veränderung der militärischen Lage sich allmählich bewußt. Es begann am 22. August zunächst auf dem rechten türkischen Flügel von Eski Djuma aus eine Vorrückung der türkischen Truppen, welche die Russen bei Kisilar zurückdrängten; die letzteren gingen dann am 23. bei Ajaslar über den schwarzen Lom zurück. Am 30. August schob sich auch der linke Flügel von Rasgrad aus vor; die Russen wichen über Sadina und Karahassanköi und gingen bei Haidarköi über den schwarzen Lom zurück.

Das Vorrücken der Türken vollzog sich in dem waldigen, zum Theil tiefgeschluchteten Terrain langsamer, als dies im Interesse der türkischen Kriegsleitung lag, welche vielmehr jede Stunde hätte zu Rathe halten müssen, um vor der Ankunft der erwarteten Verstärkungen bei der Armee des Großfürsten-Thronfolger die Jantralinie zu durchbrechen und dadurch die Russen zur Räumung von Tirnowa nebst Schipkapaß und der von ihnen eingenommenen Positionen vor Plewna zu nöthigen. Erst am 5. September wurde nach einem siegreichen Gefecht bei Kazeljewo der schwarze Lom von den Türken überschritten. Die Armee des Großfürsten-Thronfolger concentrirte sich in einer sehr vortheilhaften Stellung vorwärts Bjela mit der Front am Banizka Lom, einem mit seinem Thal tief in das Waldplateau einschneidenden westlichen Nebenfluß des schwarzen Lom. Nach der Besetzung von Kopaze am 12. September und von Sinanköi am 13. September kam das Vorrücken der Türken zum Stehen. Am 20. September wurde von ihnen mit 20,000 Mann und 40 Geschützen ein Versuch gemacht, die russischen Positionen zwischen Tscherkowna und Tschairköi — es commandirte die Russen General Graf Tatitscheff — zu nehmen. Der Versuch mißlang und wurde darum hinterher von türkischer Seite als eine „forcirte Recognoscirung" dargestellt. Es gelangte dabei zur Constatirung, daß inzwischen einige der mobilisirten Divisionen an der Jantra eingetroffen und bei der Armee des Großfürsten-Thronfolger eingetheilt worden waren. Mehemed Ali Pascha ordnete infolge dessen am 24. September den Rückzug seiner Armee vom Banizka Lom hinter den schwarzen Lom und damit die Rückkehr von der Offensive in die Defensive an. Diese Wendung der Dinge mißfiel in Constantinopel derartig, daß Mehemed Ali Pascha alsbald seines Commandos enthoben und durch Suleiman Pascha, seinen Rivalen, ersetzt wurde. Palastintriguen und Vorstellungen des unter Mehemed Ali Pascha commandirenden Prinzen Hassan von Egypten sollen dabei mitgewirkt haben. Damit wäre auch auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes ein Abschnitt in den Ereignissen eingetreten.

Vor Plewna war inzwischen eine unter den Oberbefehl des Fürsten Karl von Rumänien gestellte, etwa 80,000 Mann starke russisch-rumänische Armee zusammengezogen worden. „Um jeden Preis" sollte Plewna genommen werden, und wahrlich, es hat bisher schon einen Blutpreis gefordert, der beispiellos in der Kriegsgeschichte ist! Nachdem Osman Pascha am 31. August noch einen Ausfall nach Südosten hin gegen Sgalinze und Pelischat unternommen hatte, vermuthlich um mit dem in Lowtscha stehenden Adil Pascha Fühlung zu gewinnen, wurde letztere Stadt am 3. September durch die Russen unter Fürst Imeretinski und Skobeleff II. erstürmt und damit die Vorbedingung für die Einschließung Plewnas auf der Ostseite hergestellt. Im Westen, jenseits des Widflusses, sollte die sonst überflüssige Cavallerie die Verbindung Plewnas mit Sofia, von woher jenem allein Entsatz und Zufuhr kommen konnte, abschneiden. Am 6. September wurde der Angriff auf Plewna durch Errichtung von Batterien auf den umgebenden Höhen eröffnet. Der Geschützkampf dauerte den 7., 8., 9. und 10. September hindurch. Am 11. September wurde zum Sturm geschritten. Unter den furchtbarsten Opfern wurden wesentlich durch die Rumänen die untere Griwitza-Redoute und durch General Skobeleff zwei Redouten auf der Südseite von Plewna eingenommen. Die Griwitza-Redoute gelang es am nächsten Tage gegen einen Ausfall der Türken zu behaupten, während die beiden südlichen Redouten nach einem mörderischen Kampfe von den Russen wieder aufgegeben werden mußten. Die Letzteren sind durch die erlittenen Verluste derartig geschwächt worden, daß sie seitdem sich auf die Beschießung Plewnas beschränkt haben, und das Eintreffen von Verstärkungen, namentlich der allmählich herankommenden Abtheilungen des Gardecorps abgewartet wird, bevor man zu einem „letzten, entscheidenden Schlage" gegen Plewna übergeht. Inzwischen haben

die Rumänen von der untern Griwitza-Redoute aus Laufgräben gegen die obere, in den Händen der Türken befindliche Redoute getrieben, um ohne große Verluste an sie heranzukommen; verschiedene Sturmversuche sind bis jetzt abgewiesen worden. Um Osman Pascha im Falle, daß er Plewna zu verlassen gezwungen ist, aufzunehmen, ist unter Schefket Pascha ein in Sofia organisirtes Corps bis Orkhanje vorgerückt. Einer Division dieses Corps unter Achmed Izzi Pascha ist es am 24. September gelungen, mit einem großen Munitions- und Provianttrain nach Plewna hineinzukommen. Die russisch-rumänische Cavallerie unter General Kryloff vermochte dieses nicht zu hindern. Es kann also von einer „Cernirung" Plewnas im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede sein. Die Leitung der Operationen gegen Plewna liegt jetzt in den Händen des als „Vertheidiger von Sebastopol" berühmt gewordenen Ingenieurgenerals v. Totleben, welcher vom Kaiser Alexander auf den Kriegsschauplatz berufen und dem, die combinirte Armee von Plewna commandirenden Fürsten von Rumänien als Generalstabschef beigegeben worden ist. Nach dem Fall von Plewna sollen angeblich noch weitere Operationen im Felde beabsichtigt werden. Für diesen Zeitpunkt wird auch das Eingreifen Serbiens in die Action angekündigt, mit welchem zu diesem Zwecke von Rußland eine Convention abgeschlossen worden ist, die Serbien 8 Millionen Rubel Kriegssubsidien und beim Friedensschlusse eine Gebietserweiterung im Süden verspricht. Die serbische Regierung, deren Seele der für den Krieg gewonnene Minister Ristics ist, hat, unter fortgesetzten Versicherungen ihrer Friedensliebe in Constantinopel, ihre Rüstungen bisher ununterbrochen fortgesetzt und dadurch die Pforte genöthigt, Truppen längs der serbischen Grenze zusammenzuziehen.

Ob auch an ein Eingreifen Montenegros in den Gang des großen Krieges gedacht wird, läßt sich noch nicht entscheiden. Der Fürst Nikolaus hat dem Kaiser Alexander Anfang October angezeigt, „daß er mit der Befreiung der südlichen Herzegowina den Krieg für abgeschlossen halte". Gegen eine weitere Ausdehnung Montenegros nach dieser Seite hin ist wohl von Oestreich ein energisches Veto eingelegt worden. Der montenegrinisch-türkische Krieg ist ein sehr blutiger gewesen. Um die hart an der nördlichen Grenze Montenegros gelegene türkische Festung Niksitsch, welche seit dem Beginn des Krieges cernirt war, mit frischem Proviant zu versehen, drang der damals in der Herzegowina commandirende Suleiman Pascha von der Landschaft Gatzko aus durch den Dugapaß vor, während vom Süden her Ali Sahib Pascha von Skutari und vom Osten her Mehemed Ali Pascha von Novibazar in das Land der schwarzen Berge einzudringen versuchten. Am 16. Juni gelang es Suleiman Pascha Niksitsch zu verproviantiren, worauf er an dem festen Kloster Ostrog vorbei den Einmarsch in das Zeta-Thal erzwang, welches sich quer durch Montenegro bis zum See von Skutari hinabzieht. Auf dieser kurzen Strecke mußte jeder weitere Schritt mit Strömen Blutes erkauft werden. Ali Sahib Pascha gelangte, im Thale aufwärts vorrückend, nur bis Danilowgrad, wo er am 19. Juni zurückgewiesen wurde, so daß Suleiman Pascha, der die Vereinigung mit ihm anstrebte, nicht in Montenegro verbleiben konnte, sondern dasselbe an der andern Seite wieder verlassen mußte. Bei Spuz auf türkischem Boden erfolgte dann am 22. Juni die Vereinigung. Der türkische Kriegsplan war vollständig vereitelt, da es nirgends, auch Mehemed Ali Pascha in der Landschaft Kolaschin nicht, gelungen war, sich in Montenegro festzusetzen. Die Abberufung der Armee Suleiman Paschas nach Rumelien entlastete die Montenegriner vollends von dem Drucke überlegener türkischer Streitkräfte. Während der kleine Krieg in üblicher Weise seinen Fortgang nahm, wurde die Einschließung und Beschießung von Niksitsch wieder aufgenommen, welches endlich am 8. September, nachdem sämmtliche Munition verschossen war, sich bedingungslos ergab. Um auch in den andern festen Plätzen den Entschluß zur Uebergabe zu erleichtern, gestattete Fürst Nikolaus der Besatzung und den Einwohnern von Niksitsch freien Abzug. Biletj ergab sich darauf am 16. September; dann das Fort Nosdren und das Fort Slostup im Dugapasse und am 25. September Goransko. Dagegen trafen die Türken Anstalten, ein weiteres Vordringen der Montenegriner über Gatzko hinaus nach Bosnien und über die Landschaft Kolaschin hinaus gegen die serbische Grenze hin zu verhindern. Fürst Nikolaus hat den Krieg, soweit er montenegrinische Interessen berührt, für abgeschlossen erklärt; er scheint von Seiten des Kaisers Alexander der Aufforderung zu harren, nunmehr mit Serbien cooperirend in den Gang des russisch-türkischen Krieges einzugreifen.

* * *

Es bleibt uns zum Schlusse noch übrig, die Ereignisse auf dem asiatischen Kriegsschauplatze, die nur von secundärer Bedeutung sind, zusammenzufassen. Die Absicht der Russen mußte hier zunächst darauf gerichtet sein, sich in den Besitz der türkischen Grenzfestungen zu setzen und darauf sich zu Herren von Erzerum, der Hauptstadt Armeniens, zu machen. — Batum, an der Küste des schwarzen Meeres, ist, weil es unter dem Schutze der türkischen Flotte steht, nicht zu nehmen. Die hier operirende russische Division unter General Oklobschio ist lediglich zu defensiven Zwecken bestimmt; sie ist denn auch nur wenige Meilen über die Grenze in die Landschaft Kobuleti eingedrungen. Nachdem sie unter zahlreichen kleinen Gefechten, in welche zu verschiedenen Malen von der See her das Geschützfeuer der türkischen Panzerschiffe eingriff, bis zum Flusse Kintrischi vorgedrungen war, hat sie Derwisch Pascha, seitdem er in Batum das Commando erhielt, wieder bis in die Position von Muha-Estate, nur eine Meile von der russischen Grenzfestung Osurgeti, zurückgedrängt. Die über Kobuleti in alpenhafter Höhe gelegene Landschaft Adschara ist im Schutze ihrer Berge vom Kriege unberührt geblieben. Dann folgen durch ein ziemlich wegbares Gebirge getrennt die Bezirke von Ardahan am oberen Kur und von Kars, letzterer durch den Arpa Tschai (Gerstenfluß), einen nördlichen Zufluß des Aras, vom russischen Armenien getrennt. Beide Bezirke haben bisher das Hauptkriegstheater gebildet. Ueber die Russen führt hier, unter dem Höchstcommandirenden Großfürsten Michael, jüngstem Bruder des Kaisers, General Loris Melikoff, ein Armenier von Geburt, den Oberbefehl. Ihm gegenüber commandirt die Türken Achmed Mukhtar Pascha. Der Einmarsch der Russen von Alexandrapol aus ging ganz glatt vor sich. Am 28. April wurde bei Saim, nördlich von Kars am Kars-Tschai belegen, ein Lager bezogen. Cavallerierecognoscirungen im Umkreise der Festung Kars constatirten, daß Achmed Mukhtar Pascha nach dem Soghanlü Dagh abgezogen war, über welchen zwei Päffe von Kars nach Erzerum führen. Um sich in der linken Flanke des Feindes einen Weg nach Erzerum frei zu machen, mußte zuvor die Festung Ardahan genommen werden. Es geschah dies am 16. und 17. Mai durch die Abtheilungen der Generale Heimann und Dewel, die von Saim und Achaltziche aus cooperirt hatten. Nachdem eine heftige Beschießung die türkische Besatzung eingeschüchtert hatte, ergriff diese, als der Sturm folgte, die Flucht. Zahlreiche Geschütze, Munition und Proviant fielen den Russen in die Hände. Die gewaltige Aufregung, die in Constantinopel wegen des Verlustes von Ardahan, mehr noch wegen der Feigheit, mit welcher Commandant und Besatzung diesen Platz im Stich gelassen hatten, entstand, ist für die innere Aufraffung des osmanischen Reiches von größerem Vortheil gewesen, als der Verlust von Ardahan ihm Nachtheil gebracht hat. Die Russen schoben zwar ihre Vortruppen von Ardahan aus alsbald bis jenseits des Kanlü Dagh vor, welcher das Gebiet des Kur von dem des Tschoroch trennt, und besetzten Pennek und Olti im Rücken des Soghanlü Dagh; sie waren aber zu schwach, um alle diese über ein weites, unwegsames Gebiet zerstreuten Positionen zu behaupten. Auch vor Kars fehlte es an Kräften; die Besatzung machte gelegentliche Ausfälle, bei denen die Russen vorübergehend aus ihren Positionen

wieder hinaus geworfen wurden. Etwa seit Mitte Juni wurden einzelne Forts von Kars, wie die Karadagh-, die Arab-, die Mughlis-Tabia beschossen, ohne daß es jedoch eines dieser Forts zu erstürmen gelang. Man tröstete sich auf russischer Seite damit, daß aus Mangel an Proviant bald wegen Uebergabe der Festung verhandelt werden würde.

Inzwischen hatte sich auf dem linken Flügel der Russen Folgendes begeben. General Tergukassof war mit dem ihm unterstellten „Detachement von Eriwan" über die Pässe des Tschingil Dagh in das Thal von Bajezid hinabgestiegen und hatte diese, unweit der persischen Grenze gelegene Stadt, die von der schwachen türkischen Besatzung geräumt worden war, am 30. April besetzt. Er war darauf längs der großen Karawanenstraße, die von Persien über Bajezid nach Erzerum und Trapezunt führt, vorgerückt und über Dijadin in die Ebene Alaschgerd gelangt, welche von dem östlichen Quellarm des Euphrat, dem Murad-Tschai durchflossen wird. In dem Passe, der von der Ebene Alaschgerd nach der Ebene Pasin, dem Hochthal des oberen Aras, hinüberführt, schlug er am 16. Juni bei Seidekan den türkischen General Mehmed Pascha, der in der Schlacht blieb. Er schickte sich nunmehr an, über den Aras hinweg, mit dem inzwischen bei Medjingerd am südlichen der beiden Soghanlüpässe angelangten General Heimann in Verbindung zu treten, als Achmed Mukhtar Pascha, der am nördlichen Soghanlüpasse bei Zewin in einer sehr festen Position seine Truppen concentrirt hatte, sich stark genug fühlte, zur Offensive überzugehen. Tergukassof, der gegen Delibaba im Vorrücken begriffen war, wurde bei Daghar am 21. Juni zurückgewiesen und mußte, nachdem er am 2. Juli bei Karakilissa wiederholt geschlagen war, die Ebene Alaschgerd räumen. Da inzwischen Bajezid bis auf die von einer kleinen russischen Besatzung gehaltene Citadelle von Ismail Pascha, dem Kurdenführer, welcher seine Schaaren von Wan her übers Gebirge herbeigeführt hatte, wieder eingenommen worden war, mußte General Tergukassof seinen Rückzug von Uetsch Kilissa (St. Johanneskloster) aus über den Agri Dagh nach dem Gouvernement Eriwan antreten, wo er bei Igdyr, südlich vom Aras, am 5. Juli ein Lager bezog. Auch General Loris Melikoff konnte nicht bis zur Ebene Pasin vordringen; er versuchte am 25. Juni vergeblich die Türken aus ihrer festen Stellung bei Zewin zu verdrängen und mußte, dort zurückgewiesen, den Rückzug antreten, dem sich General Heimann von Medjingerd aus anschloß. Die Einschließung von Kars wurde alsbald aufgehoben, nachdem schon vorher der Belagerungspark auf Befehl des Großfürsten Michael nach Alexandrapol zurückgeschickt worden war. Achmed Mukhtar Pascha aber zog am 5. Juli in das entsetzte Kars ein. Die Russen behaupteten sich zunächst in ihrem alten Lager bei Saim, das sie indessen schon am 11. Juli räumten, um sich bei Kürükdere, näher der Grenze von Neuem einzurichten. — Am 10. Juli wurde die tapfere russische Besatzung der Citadelle von Bajezid durch General Tergukassof entsetzt, der sich aber sofort wieder über's Gebirge nach Igdyr zurückzog. Von da ab haben sich die Russen in Armenien wesentlich auf die Defensive beschränkt. Am 6. August gingen die Türken über den Tschingil Dagh, um das russische Armenien mit Streifzügen heimzusuchen, bei denen die blutigsten Gräuel verübt wurden. Dem russischen Lager bei Kürükdere gegenüber bezogen die Türken ein solches östlich von Kars, an den Abhängen des großen und kleinen Jaghni Dagh. Zahlreiche Gefechte fielen seitdem zwischen beiden Lagern vor. Am 25. August gelang es den Türken, sich einer vor ihrem Centrum gelegenen Position auf dem Kisil Tepe (rothe Spitze) zu bemächtigen, die sie seitdem stark befestigten. Es wird diese Action von den Türken etwas pomphaft als „Schlacht bei Kadüklar" bezeichnet. Die Russen verlegten andrerseits am 12. September ihr Lager, damit es von den Türken nicht eingesehen werden könne, von Kürükdere in eine Terrainfalte zwischen dem Karakusuberg und Karajaila, von welchem letzteren Orte das russische Hauptquartier datirt. Sie beabsichtigen, sobald genügende Verstärkungen eingetroffen sind, die Offensive zu ergreifen.

Eine zeitweilig viel von sich reden machende Diversion ist von türkischer Seite an der abchasischen Küste versucht worden. Der schmale Landstrich zwischen dem Kaukasus und dem schwarzen Meere wird nördlich von den durch Auswanderung sehr geschwächten Tscherkessen, südlich von den, zum Theil christlichen Abchasen eingenommen. Mit Hülfe der während der sechziger Jahre nach der Türkei emigrirten Tscherkessen glaubte die Pforte einen die Operationen der Russen in Armenien störenden allgemeinen Aufstand der Bergvölker des Kaukasus hervorrufen zu können. Die türkische Flotte mit einem Landungscorps unter Fazli Pascha, über tausend tscherkessischen Emigranten und Vorräthen von Waffen und Munition an Bord, kreuzte Anfang Mai an der kaukasischen Küste. Am 12. Mai wurde bei Gudauty, westlich der russischen Festung Suchum Kale, eine Ausschiffung von Tscherkessen bewirkt, welche mit den zum Aufstande bewogenen Abchasen am 15. Mai Suchum Kale, welches durch die türkische Flotte bombardirt wurde, von der Landseite aus angriffen. Suchum Kale fiel in die Hände der Türken. Der russische Commandeur, General Krawtschenko, zog sich südwärts in der Richtung von Kutais, der Gouvernementshauptstadt, zurück. In fortgesetzten Kämpfen ist es allmählich dem russischen General Alchasoff gelungen, des Aufstandes an der Küste, dessen Fortschreiten übrigens durch die Uneinigkeit der verschiedenen Stämme gehemmt wurde, allmählich soweit Herr zu werden, daß die Pforte, das Illusorische der darauf gebauten Erwartungen einsehend, die Sache im Stiche ließ und ihre Truppen wieder zurückzog. Suchum Kale ist, nachdem von dort Tausende abchasischer Emigranten zum Theil wider ihren Willen, zunächst nach Trapezunt und anderen anatolischen Hafenplätzen übergeführt worden sind, von den Türken im Laufe des Septembers geräumt worden. Das einst so blühende Land ist weithin eine Wüste. — Ueber die Vorgänge in den aufständischen Gebieten des Innern, am Terek und in Daghestan, liegen nur spärliche Berichte aus russischer Quelle vor. Es ist darnach der Aufstand noch immer nicht unterdrückt, ohne daß jedoch für den Gang der Kriegsoperationen davon irgend eine Störung zu erwarten stände.

Mit Beginn des Monats October ist anscheinend in der Kriegsführung ein Wendepunkt eingetreten. Nachdem die Russen längere Zeit in der Defensive zu verharren gezwungen waren, weil sie in Unterschätzung der Widerstandsfähigkeit des osmanischen Reiches den Krieg sich als eine leichte Sache vorgestellt und demgemäß zu wenig Streitkräfte in die Action gebracht hatten, ist diesem Grundfehler nunmehr durch die Heranziehung von umfangreichen Verstärkungen abgeholfen worden. Es bleibt indessen abzuwarten, ob die russische Kriegsleitung verstehen wird, mit den ihr nunmehr zur Verfügung stehenden größern Mitteln bessere Erfolge zu erzielen, damit die Russen die diesjährige Campagne wenigstens mit Ehren schließen können.

Politicus.

Literatur und Kunst.

Der Nachruhm.

Was ist der Nachruhm? Nur ein Körnchen Sand,
Das in den Abgrund schüttet eine Hand?
Ein kleiner Falter, der vom Sturm verweht
Auf weitem Meere spurlos untergeht?
Ein Traum vielleicht, in Wirklichkeit ein Nichts —?
Vielleicht ein Pfeiler in dem Bau des Lichts?
Ein Irrlicht ist er oft, das täuschend winkt,
Ein Vampyr stets, der unser Herzblut trinkt;
Ob wesenlos, doch wird er mehr geliebt
Als alles Größte was die Welt uns gibt.

Ja dieser Schatten um die Dinge wiegt
Mehr als sie selbst, und ist's, der sie besiegt,
Denn wenn das Dunkel jene längst verhüllt,
Er ist's, der sie mit hellem Glanz erfüllt,
Wenn That und Namen blieb der Zeiten Raub,
Der Nachruhm ist's, der sie erhebt vom Staub.

Hermann Lingg.

Peter Alexándrowitsch Walújew.

In der letzten und liberalsten Periode dr russischen Censur waren die Angelegenheiten der Presse vom Ministerium der Volksaufklärung zum Ministerium der inneren Angelegenheiten übergegangen und somit der damalige Inhaber dieses Portefeuilles, Peter Alexándrowitsch Walújew, die oberste Instanz für alle in der nordischen Metropole erscheinenden Journale. Meine Zeitung und ich selbst, als Leiter derselben, wurden zu jener Frist von den Censurbehörden und deren Chef mit so wohlwollenden und beifälligen Blicken angesehen, daß der letztere es für angemessen erachtete, seinem neuen Vorgesetzten gegenüber mich und mein publicistisches Kind zum Gegenstand eines besonderen und eingehenden Berichts zu machen. Die nächste Folge war eine Einladung zum Minister, der mich persönlich kennen zu lernen wünschte.

Das Triennium, in welchem Peter Alexándrowitsch Walújew die inneren Angelegenheiten Rußlands verwaltet, hatte ein klares Bild seiner Kraft und seines Strebens vor Land und Volk hingestellt und in den Gemüthern aller Unabhängigen und Wohldenkenden die Ueberzeugung gefestigt, daß kein Mann von mehr Geist, Bildung, Humanität der Gesinnung und größerem administrativem Talent jemals ein russisches Portefeuille verwaltet habe.

Zur bestimmten Stunde meldete ich mich in der Dienstwohnung des Ministers und wurde sofort in sein Arbeitscabinet geführt.

Die Welt hat vielleicht nie eine schönere, eine imposantere Männergestalt gesehen als Peter Alexándrowitsch. Freilich lag die Zeit schon lange hinter ihm, wo er, ein neugebackener Kammerjunker, bei der Aufführung lebender Bilder in dem Hause des Grafen Michael Wielhórski die Crème der Petersburger Gesellschaft durch seine geradezu blendende Jugendschöne entzückt hatte. Auch der Tag, mir unvergeßlich, war schon lange im Meere der Zeiten versunken, wo er, der die Residenz wegen seiner unglücklichen Ehe mit der Fürstin Wjäsemski gemieden und unter dem damaligen Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, Fürsten Ssuwórow, als einfacher Beamter in Riga lebte, bei einem Diner im Hause des Grafen Medem in Kurland neben mir am unteren Ende des Tisches saß. Er fiel mir damals nicht weniger durch seine brillante, kenntnißreiche Unterhaltung in allen modernen europäischen Sprachen, die er fehlerlos handhabte, wie durch seine wunderbare männliche Schönheit auf. Es waren seitdem für ihn Jahre des Glücks, Jahre glänzender Anerkennung, aber auch Jahre schwerer Sorge und überanstrengender Arbeit vergangen. Zwar hielt sich die hohe, schlanke Gestalt noch ebenso gerade und aufrecht wie ehemals, aber in das feine Antlitz hatten am Schreibtisch durchwachte Nächte ihre Furchen eingegraben, das schöne Haar, der stattliche Bart begannen bereits hie und da zu ergrauen.

Von Peter Alexándrowitsch Walújew als Staatsmann und Leiter seines wichtigen Ressorts ist in dem Buche: „Aus der Petersburger Gesellschaft" eine getreue Schilderung gegeben, der ich mich in jeder Beziehung anschließe und deshalb hier nicht wiederholen will, was dort vorzüglich und in hinreichender Ausführlichkeit gesagt ist.*) Nur wenige ergänzende Worte drängt es mich, jener im Ganzen treffenden Charakteristik hinzuzufügen.

Sieben Jahre hat Walújew das Ministerium des Innern geleitet und seine Verwaltung fällt mit der ruhmreichsten und dornenvollsten Epoche der Reformen zusammen, welche die gegenwärtige Regierung verherrlichen. Die großartigsten Errungenschaften der neueren Zeit verdankt das russische Reich entweder in ihrer ganzen Ausdehnung der Initiative und Arbeit des bedeutenden Mannes oder ihm gebührt wenigstens an ihrer Verwirklichung der Löwenantheil. Ich nenne hier nur die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Beseitigung der Branntweinspacht, eines furchtbaren Krebsschadens an der inneren Administration Rußlands, von dem man bei uns kaum eine leise Ahnung hat, die Schöpfung der Provinzialinstitutionen auf dem Princip des Selfgovernments der einzelnen Landesbezirke, die neue Organisation der Städteverwaltung, die Aufhebung der Censur für die Residenzen und die vollständige Umgestaltung aller Preßverhältnisse, die wesentliche Besserung in der Stellung der Juden u. s. w.

Die hervorragende Theilnahme an jenen großen Ereignissen der Culturgeschichte Rußlands ist es jedoch nicht allein, was Peter Alexándrowitsch so hoch stellt. Mehr noch ehrt und erhebt ihn der gesunde klare Blick, mit welchem er denjenigen Richtungen gegenüber stand, die den neuen Verhältnissen abgeneigt waren und die er, wo es nöthig war, bekämpfte, ohne dabei das Odium zu scheuen, welches dadurch in den Augen fanatischer Schwärmer auf ihm lastete. Und welche Richtungen waren das! Da begegnen wir dem Freiheitsschwindel à la Hertzen in den Jahren 1861 und 1862 mit obligaten Brandstiftungstheorien und dem ganzen Gefolge nihilistischer Dogmen, den Extravaganzen der Presse, welche die ungewohnte Freiheit nur zu oft mißbrauchte, Ueberschreitungen selbst bei den neuen Institutionen, welche die Gesellschaft zu mündigen Staatsbürgern erziehen und an die Wahrung ihrer eigenen Interessen gewöhnen sollte, Ueberschreitungen, die grade in solchen Sphären stattfanden, wo man das klarste Verständniß für die Bedürfnisse des Landes hätte erwarten sollen. Gegen alle diese feindseligen Strömungen mußte Walújew Stand halten. Und er hielt Stand! Er that es mit bewunderungswürdigem Scharfblick für das allein Ersprießliche, mit vollständiger Verachtung wohlfeil zu erwerbender aber immerhin schmeichelnder Volksgunst. Was endlich Walújews Verhältniß zur Presse betrifft, so konnte man unter den obwaltenden Verhältnissen in der Lösung dieser schwierigen Aufgabe nicht mit mehr Verständniß und Humanität verfahren, als er es gethan.

Ich nehme den Faden meiner Erzählung wieder auf. Der Minister bewillkommnete mich in der freundlichsten und herzlichsten Weise, sprach mir die liebenswürdigste Anerkennung für meine publicistischen Leistungen aus, dankte mir herzlich für das, was ich bisher gewirkt und forderte mich auf, sobald mir von irgend einer Seite in Bezug auf die Angelegenheiten meines Journals Schwierigkeiten gemacht würden, mich sofort an ihn zu wenden. Ich brauche nicht zu versichern, daß dieser Empfang zu den befriedigendsten Momenten meiner publicistischen Thätigkeit in Rußland gehörte.

Der Augenblick, wo ich von der Aufforderung des Ministers Gebrauch machen sollte, ließ nicht lange auf sich warten. An der Spitze der Oberpreßverwaltung stand damals der Senator Schtscherbinin, eine antiquirte, halb nikolaitisch-reactionäre, halb moskowitisch-inficirte, unselbstständige Persönlichkeit. Präsident des Censurcomités war der frühere Moskau'sche Censor Petrów, eine sehr gutmüthige, aber im höchsten Grade beschränkte und beständig ängstlich nach oben schielende Natur. Eines schönen Tages ließ Herr Petrów mich rufen und hielt mir einen Artikel meiner Zeitung entgegen, in welchem der deutschfeindlichen, russischen Presse und namentlich Herrn Katków ordentlich zu Leibe gegangen wurde. Der Präsident des Censurcomités erklärte diese Polemik für durchaus unstatthaft und verwerflich und eröffnete mir schließlich, er habe mir im Auftrage der Oberpreßverwaltung eine mündliche Verwarnung zu ertheilen.

*) Um einer unrichtigen Auffassung zu begegnen, sei hier die Bemerkung eingeschaltet, daß ich mit dem übrigen Inhalt jenes Buches durchaus nicht in allen Beziehungen harmoniere und weder durchgängig mit den dort niedergelegten Ansichten und Urtheilen übereinstimmen, noch alle in den verschiedenen Abschnitten erzählten Thatsachen als richtig anerkennen kann.

Nun war aber das neue Preßgesetz bereits in Wirksamkeit getreten und die Strafbestimmungen desselben für jede Art von Contravention enthielten wohl gerichtliche Verfolgung auf Antrag der Oberpreßverwaltung, Geldstrafen, Entziehung des Straßenverkaufs und schriftliche Verwarnungen von Seiten des Ministers, welche bei der dritten Wiederholung die Suspension der Zeitung nach sich ziehen sollten — von mündlichen Verwarnungen des Präsidenten der Censurbehörde war nirgends die Rede.

Ich antwortete deshalb Herrn Petrów, ich hätte das Bewußtsein, vollkommen recht, gerecht und nach dem Gesetze gehandelt zu haben. Ich müsse die mündliche Verwarnung als einen illegalen Act mit Protest zurückweisen und ihn auffordern, wenn ich es verdient hätte, eine officielle schriftliche Verwarnung bei dem Minister zu beantragen. Eine solche könne ich dann publiciren und mich dadurch in den Augen des Publicums rechtfertigen, wenn ich aufhören müsse, die mir durch meine Stellung vorgeschriebenen Pflichten zu erfüllen. Damit verabschiedete ich mich.

Zu Hause angelangt schrieb ich sofort an den Minister. Ich erzählte ihm, was vorgefallen und bat um eine Audienz, um von ihm selbst zu erfahren, wie er zu der Sache stehe und künftig zu mir stehen wolle.

Ich erhielt umgehend Antwort und wurde aufgefordert, Herrn Walújew am folgenden Abend zu besuchen. Er empfing mich auf das Freundlichste.

„Vor allen Dingen", hub Peter Alexándrowitsch an, „muß ich Ihnen sagen, daß ich von dem Schritt gegen Sie nichts gewußt habe und ihn mißbillige. Ich theile vollkommen die Ansicht, die Sie in ihrer Polemik vertreten, habe das den Herren von der Preßbehörde ausdrücklich ausgesprochen und ihnen befohlen, Sie künftig in Ruhe zu lassen. Daß Sie Ihre Polemik gegen Herrn Katków und seine Nachbeter fortsetzen, findet in mir nicht allein kein Hinderniß, sondern ich ersuche Sie darum und bin Ihnen dankbar dafür. Da wir nun aber doch einmal beisammen sind, so gestatten Sie mir, Ihnen meine Ansichten über diesen Gegenstand ausführlich zu entwickeln."

Der Minister entwarf nun in scharfen Zügen ein höchst treffendes Bild von Katków, schilderte die Lächerlichkeit und den kläglichen Standpunkt der nationalen Partei, nach welchem sie sich nicht entblöde, Landschaften, wie etwa Riga und Rjäsan, über einen Kamm zu scheeren, ging dann speciell auf die Mittel ein, welche Katków gebraucht, um den großen Haufen für sich zu gewinnen und constatirte die Thatsache, daß der Mann, „welcher seine Feder in Weisheit taucht" — wie die Moskauer auf einem Katków gewidmeten Tintenfaß ihn nannten —, auf den verwerflichsten Wegen dahin gelangt sei, einen großen Anhang zu gewinnen. Peter Alexándrowitsch setzte mir nun auseinander, aus welcher Ursache er Katków um keinen Preis zum Märtyrer machen wolle, weshalb er auch nicht mit der Strenge gegen ihn vorgehe, die jener verdiene. Ihn zum Märtyrer machen heiße nur, ihm den Willen thun, und das wünsche der Minister vor Allem zu vermeiden. Aus demselben Grunde bitte er mich, die Polemik gegen den Herausgeber der „Moskauer Zeitung" und seine Parteigenossen nur nicht in serieusem Tone zu halten. Je ernster die Angriffe gegen Katków, desto angenehmer wären sie ihm als Mittel und Gelegenheit zur Glorification. Man müsse ihm die erborgte Toga von den Schultern reißen und ihn in seiner ganzen lächerlichen Blöße hinstellen; das sei der beste Weg, ihn unschädlich zu machen. Humor und Satire wären die wirksamsten Mächte, die man gegen dergleichen Schreier in's Feld zu führen habe und er bäte mich, den in meinem Besitz befindlichen Vorrath nicht zu schonen und meine Polemik in diese Form zu kleiden.

Das war freilich bereits nach Möglichkeit geschehen. Ich ging aber gern auf die Absichten des Ministers ein und habe in seinem Sinne geleistet, was in meinen Kräften stand. In Bezug auf mein Verhältniß zur Preßbehörde hielt Walújew Wort wie ein Mann. Man ließ mich fast gänzlich in Ruhe und wollte man sich auch einmal an mir reiben, so hatte ich in ihm stets eine kräftige und zuverlässige Stütze.

Am Schluß unserer Unterhaltung bezeichnete mir Peter Alexándrowitsch eine Stunde, in welcher er täglich mich zu empfangen bereit sei, ich möge mich nur mit allen Fragen, Zweifeln und Klagen direct und persönlich an ihn selbst wenden. Von dieser Gunst habe ich nur in seltenen Fällen Gebrauch gemacht. Wenn es geschah, ging der Minister immer mit derselben entgegenkommenden Liebenswürdigkeit auf meine Anliegen und Beschwerden ein und wußte stets ihnen gerecht zu werden. So bildete sich ein Verhältniß, wie es gewiß selten in den Annalen der Presse zwischen dem Chefredacteur einer durchaus unabhängigen Zeitung und dem Minister der innern Angelegenheiten eines großen Reiches gefunden wird. Er würdigte meinen ehrlichen guten Willen, den vernünftigen Fortschritt in Rußland nach Kräften zu fördern.

An einem anderen Orte habe ich des Mangels an Energie gedacht, den Walújew bekundet, als Kaiser Alexander ihn Katków gegenüber verleugnete. Daß der Minister damals seine Stelle nicht niederlegte, bezeichnete ich als die tragische Schuld, die seinen Sturz poetisch gerechtfertigt erscheinen lasse. Ich möchte das nicht in der gewöhnlichen Schärfe des Ausdrucks aufgefaßt wissen. Allerdings lag es in dem Charakter des Ministers, daß er nachgab, wo er mit seiner Ueberzeugung nicht durchdringen konnte, und das ging so weit wie in jenem Falle, wo Peter Alexándrowitsch vom Kaiser offenbar in seiner Ehre verletzt wurde und dabei doch auf dem Posten blieb. Die Motive, die ihn dabei leiteten, kennt nur der, welcher Herz und Nieren prüft; es ist aber nicht unmöglich, daß Walújew im Gefühl seiner staatsmännischen Größe und seiner factischen Unentbehrlichkeit für Rußland, sein verletztes Ehrgefühl damals zum Opfer brachte, die Kränkung ertrug und sich so dem Vaterlande in seiner bedeutungsvollen Stellung erhielt. Jedenfalls gehört dazu mehr Muth und Selbstverleugnung, als zur Niederlegung eines Portefeuilles.

Aber die Zahl der Feinde und ihre Feindschaft gegen ihn wuchsen lawinengleich. Die nationale Partei gewann überall an Macht und Boden und wußte auch den damals noch sehr jungen und wenig selbstständigen Großfürsten Thronfolger in ihre Netze zu ziehen und zur Feindschaft gegen den verdienstvollen Minister des Innern aufzustacheln.

Das Jahr 1867 brachte eine fast allgemeine Mißernte und im Winter raffte die gefräßige Hungersnoth Tausende und aber Tausende sorgloser Landbewohner hin, welche verzweifelnd vor den leeren Kornmagazinen lagen, deren Inhalt, zur Rettung in der Noth bestimmt, von den lustigen Gemeindeältesten in guten Jahren verkauft und der Erlös von der Gemeinde vertrunken war. Nun hieß es, der Minister des Innern sei Schuld an allem Elend. War die Calamität in Wirklichkeit schon groß genug, so wurde sie von den Gegnern Walújews noch um das Hundertfache vergrößert. Die Reaction warf ihm vor, den Landgemeinden zuviel Freiheit und Selbstständigkeit verliehen zu haben; die nationale Partei, er habe nicht zeitig genug von dem Umfang der Noth Kenntniß gehabt und deshalb nicht zu guter Stunde die erforderlichen Maßregeln ergreifen können. So lächerlich diese Vorwürfe waren — denn wenn der liebe Gott selbst in Rußland Minister des Innern wäre, könnte er eine so apathische, sorglose und leichtsinnige Landbevölkerung vor Hungersnoth nicht sicherstellen — sie waren für den Augenblick hinreichend, um dem angefeindeten Staatsmann Kränkungen und Schmähungen ohne Zahl und aus Regionen zuzuziehen, aus denen er sie nicht länger ertragen mochte. Seine Gesundheit war zerrüttet, er brach unter den übermenschlichen Anstrengungen, die er sich aufgebürdet, physisch und psychisch zusammen, forderte seinen Abschied und erhielt ihn, nachdem er sieben Jahre hindurch mit dem Glanz seiner Begabung, mit den Schätzen seiner Erfahrung und seiner Kenntnisse, mit der wunderbaren Kraft seines unermüdlichen Fleißes das hohe Amt, das er bekleidet, geschmückt hatte.

Beim Abschied von den Beamten seines Ressorts sprach er in würdigem und bescheidenem Selbstbewußtsein unter Anderem die einfachen Worte: „Ich glaube, daß in dieser Zeit das Ministerium des Innern weder an seiner Bedeutung noch an seiner Würde verloren hat; aber zur Ausführung dieses Gedankens,

ich erlaube mir zu sagen — dieser Ueberzeugung, füge ich kein einziges Wort hinzu. Die Zeit wird ihr Wort sprechen."

Walújew ging; ihm folgte der bisherige Chef des Postwesens, Generaladjutant Timáschew, welchen die nationale Partei willkommen hieß. Als die officielle Entlassung des hochverdienten Mannes veröffentlicht wurde, war meine Zeitung das einzige russische Blatt, welches dem Scheidenden einen warmen, begeisterten Nachruf widmete.

Nachdem Walújew sein dornenvolles Amt niedergelegt, reiste er in's Ausland, um seine in ihren Grundvesten erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Inzwischen kam man in seiner Heimat zur Besinnung und begriff das Unrecht, das man an ihm begangen. Vier Jahre nach seiner Entlassung als Minister des Innern gab ihm sein Kaiser volle Genugthuung und ernannte ihn zum Minister der Reichsdomänen. Wenn man den trefflichen Mann hie und da als Nachfolger des Fürsten Gortschaków bezeichnet hat, so beruht das auf einer irrthümlichen Auffassung der Personalverhältnisse. Den Erben des Fürsten Gortschaków hat man wohl in einem Manne zu suchen, welcher früher in der unmittelbarsten Nähe des Kaisers ein hohes Amt bekleidete und dessen Ernennung zum Botschafter fast wie eine Degradation erschien, aber nichts Anderes war, als die erste diplomatische Stufe zur Reichskanzlerwürde.

Welches Amt aber auch Peter Alexándrowitsch Walújew künftig in Rußland bekleiden möge, „die Zeit wird" — wie er selbst sagte — „ihr Wort sprechen", und wenn eine leidenschaftslose Kritik sich Bahn gebrochen hat, wird man ihm eine der glänzendsten Seiten im Buche der russischen Geschichte anweisen.

Friedr. Meyer von Waldeck.

Eine Novelle von D. Spitzer.*)

Die Specialität des „Wiener Spaziergängers" D. Spitzer ist bekannt. Er greift ein Ereigniß des Tages, das sich in einer Persönlichkeit am besten packen läßt, und zerzaust diese Persönlichkeit mit der liebenswürdigsten Bosheit. Er besorgt dies Geschäft mit einer Grazie und Sauberkeit, die zur Bewunderung herausfordern. „Geschäft" ist ein häßliches und hier nicht zutreffendes Wort. Spitzer hat dies Genre der feuilletonistischen Hinrichtung in drei Feuilletonspalten zu einer förmlichen Kunst herausgebildet; und um die Ueberlegenheit dieses eleganten Scharfrichters nach Verdienst zu würdigen, braucht man sich blos einmal anzusehen, wie tölpelhaft und brutal seine traurigen Nachahmer mit rohen Schinderfäusten drein schlagen, ohne weh zu thun.

Ein Jeder, der Spitzers Art kennt, mußte sehr gespannt darauf sein, wie dieser verführerischste aller Spötter, der für sein Wochenfeuilleton alle acht Tage wie der rasende See am Tage Simons und Judä sein Opfer haben will, dessen Satire und Sarkasmus sich nur aus dem Zusammenstoße mit irgend einer bestimmten Persönlichkeit zu ergeben schienen, sich als Erzähler ausnehmen würde. Von dem, was man so recht als sein eigentliches Element betrachtete: von der Verspottung einer durch die Persönlichkeit verkörperten Lächerlichkeit, konnte er auf das neue Gebiet wenig oder nichts mit hinübernehmen; hier galt es nicht hinzurichten, sondern zu beleben. Und da mochte es doch sehr fraglich sein, ob der „Spaziergänger" bei diesem gefährlichen Ausfluge auf ein von ihm noch nicht beschrittenes Terrain sich seine Eigenart und seine Vorzüge würde bewahren können.

Nun, die kleine Erzählung „Das Herrenrecht", eine Novelle in Briefen, hat diese Besorgniß glücklicherweise beseitigt. Diese Erzählung ist schriftstellerisch reich an liebenswürdigsten Eigenschaften; sie ist voller Witz und Schalkhaftigkeit, oft von einem unwiderstehlichen Uebermuthe, boshaft zum Entzücken und in der Form von jener sprachlichen Feinfühligkeit, durch die sich der „Wiener Spaziergänger" eine Stellung unter unsern gewissenhaftesten und besten Stilisten erworben hat. Es ist mit einem Worte eine sehr gelungene Spitzer'sche Arbeit.

Aber — und nun kommt das Aber und ein schweres Aber! — wie steht es mit der Moral von der Geschicht'? Ich will die Frage einstweilen nur aufwerfen und nicht beantworten, da ich sonst den Inhalt nicht einmal andeuten könnte, und eine flüchtige Skizze des Inhalts halte ich auch diesmal für unerläßlich.

Also: Ein junger aristokratischer Lebemann, Graf Heinrich Lehnburg, hat sich auf das Gut seines frommen Oheims zurückgezogen; dieser Oheim hat die Wechselschulden seines leichtsinnigen Neffen bezahlt, so daß Graf Heinrich keinen Busenfreund mehr besitzt, „der Abraham heißt und den er als Retter in der Noth an sein Herz schließt mit der jesuitischen reservatio mentalis, eine halbe Stunde später ein warmes Bad zu nehmen". Graf Heinrich langweilt sich auf dem Gute furchtbar, „wo allerdings die den guten Sitten so unentbehrlichen bösen Beispiele gänzlich mangeln". Er bewohnt ein weitläufiges Gebäude mit zwei Thürmen und „einer so großen Anzahl von Fenstern, daß mindestens vierzig Personen, die durch den Aufenthalt im Schlosse lebensüberdrüssig geworden sind, gleichzeitig hinausspringen können".

Mehr die Langeweile als rechte Frömmigkeit veranlaßt den jungen Grafen, eines Sonntags die Kirche zu besuchen. Er sieht da ein reizendes Mädchen, dem er auf der Stelle einen Liebesbrief schreibt: sie sei die einzige Heilige in der Kirche gewesen, die er sofort angebetet habe und sie möge ihm bei einem Rendezvous „in Wolken gehüllt oder wie sie es sonst für zweckmäßig erachte" erscheinen. Diesen Brief will er der Unbekannten, wenn sie die Kirche verläßt, zustecken, wartet aber vergeblich an der Kirchenthür. „So straft der Himmel diejenigen, die niemals in die Kirche gehen. Sie wissen in ihrer Gottlosigkeit nicht einmal, wie viel Thüren die Kirche hat, und während sie bei der einen warten, geht die Geliebte zu der andern hinaus."

Somit bleibt ihm auch die einzige Zerstreuung, auf die er gehofft hatte, versagt. Einige Abwechslung kommt in sein monotones Leben durch den Besuch eines höchst unangenehmen Gastes. Der Mann heißt Severin, schreibt clericale Broschüren und ist eine Zierde der katholisch-politischen Vereine. Augenblicklich beschäftigt sich dieser Mann damit, das „von den Liberalen vielfach angeschwärzte Mittelalter" endlich einmal gründlich weiß zu waschen, und da man als einen der größten Schandflecke des Mittelalters das sogenannte „Herrenrecht", von dem in Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" des Breiteren die Rede ist, wiederholt angeführt hat, so hat sich Severin die Aufgabe gestellt, in einem gelehrten Werke den Nachweis zu führen, daß jenes gehässige Vorrecht niemals bestanden habe. Die Bibliothek des Oheims leistet ihm bei dieser Arbeit gute Dienste. Nebenbei will er aber auch heirathen — weil ihm nämlich seine langjährige Wirthschafterin eine silberne Uhr, die ihm von einem katholischen Jungfrauenverein, in dem er einen Cyclus von Vorträgen „über den wohlthätigen Einfluß der Keuschheit auf die Gesundheit gehalten hatte, geschenkt worden war, gestohlen und wahrscheinlich bei einem Juden verkauft hat" — und zwar sobald er das Manuscript vollendet haben wird. Severin, den der junge Graf „eher für einen Erfinder, der auf eine Verschärfung des Cölibats ein Patent nehmen will", als für einen Bräutigam gehalten hätte, ist der Verlobte der Ziehtochter des Postmeisters und Gastwirths gegenüber dem Bahnhof, und es versteht sich, daß diese Ziehtochter identisch ist mit dem jungen Mädchen, das dem Grafen in der Kirche aufgefallen war. Der Umstand, daß diese Braut ist, hat die Gesinnungen und verwerflichen Absichten des unmoralischen Edelmannes in keiner Weise verändert; im Gegentheil. Er hat die Gelegenheit gesucht und gefunden, sie kennen zu lernen und die Bekanntschaft wird immer freundschaftlicher und intimer. Zum Glück für den Grafen erkrankt Severin in Folge einer zu copiösen Mahlzeit. Monika, die Braut, erkundigt sich nach dem Befinden ihres Bräutigams auf dem Schlosse und entzückt durch ihr anmuthiges Wesen die fromme

*) Das Herrenrecht. Verlag von L. Rosner. Wien 1877.

Tante in so hohem Grade, daß diese Monika eine Busennadel mit dem Bildnisse des Papstes verehrt, die die gottesfürchtige Tante früher am liebsten getragen hatte. Die Tante ist aber inzwischen sehr corpulent geworden und sie hat deshalb die Nadel nicht mehr angesteckt, weil dann „der hochverehrte Papst zu weit von ihrem Herzen wäre". Bei ihrem zweiten Besuche trägt Monika diese Nadel und der Graf macht eine Bemerkung darüber, welche Monika als Spott deutet. „Nicht einmal für den heiligen Vater," versetzt sie, „empfinden Sie Verehrung!"

„Ich hätte keine Verehrung für den Papst, rief ich, indem ich stille stand und die Blicke sehnsuchtsvoll nach dem Bilde desselben an ihrem Busen richtete. O, wie ich ihn liebe, den heiligen Vater, welchen Perlenglanz er verbreitet, wie rührend er emporblickt, der Gefangene des Vatican, wie sein leises Beben mein Mitgefühl hervorruft! Ach, ich muß ihn küssen; und dabei küßte ich, mich niederbeugend, das Bild mit einer Inbrunst, mit der gewiß noch nie das Bild eines Papstes geküßt worden ist. Sie wehrte nicht diesem Ausbruch meines religiösen Fanatismus . . . Sie sehen, Monika, sagte ich, als ich meine Andacht beendet hatte, daß ich frömmer bin, als Sie glauben."

Severin arbeitet indessen ungestört an seinem Manuscript weiter und beschäftigt sich außerdem damit, die Schloßangehörigen von der Weisheit des Buches Tobiä zu überzeugen, in welchem für junge Eheleute gewisse Wünsche formulirt werden, die Severin in seiner Ehe als frommer Mann auch verwirklichen wird. Die Nacherzählung dieser biblischen Geschichte ist ein wahres Muster von glaubensloser Schäkerei. Spitzer liest aus den Weissagungen des Engels Rafael unter Anderem heraus, daß Jerusalem „eine gründliche Verbesserung des Straßenpflasters" bevorstehe, denn, sagt er: „mit weißem und reinem Steine werden alle Straßen gepflastert," heißt es in der Prophezeiung; und er rühmt die unverwüstlich heitere Laune der Kindeskinder des Tobias, denn die Bibel sagt wörtlich: „Und nachdem er 99 Jahre vollendet hatte in der Furcht des Herrn, begruben sie ihn mit Freuden."

Nach einigen Zwischenfällen, die ich übergehe, findet also die Hochzeit statt. Das junge Ehepaar wird den Courierzug nach Wien benutzen, und der junge Graf wird unter dem Vorwande dringender Amtsgeschäfte dieselben begleiten. Die junge Frau hat sich schon von der Hochzeitstafel entfernt und sich nach dem eine Stunde von dem Schlosse entfernten Hause ihres Pflegevaters gegenüber der Bahn begeben, wo sie sich zur Reise bereit macht. Severin und der Graf sind wenige Schritte von dem Bahnhof entfernt, als Severin plötzlich bemerkt, daß er sein Manuscript vergessen hat. Der Graf macht ihm klar, daß, wenn er sofort umkehre, er noch zur rechten Zeit, d. h. in zwei Stunden zum Abgang des Wiener Courierzuges eintreffen könne; er selbst werde die Frau von dem unangenehmen Vorfall benachrichtigen, und auf der Bahn würden sie dann alle drei zusammentreffen. Das geschieht, und nun stellt sich heraus, daß das Herrenrecht, wenn es auch de jure zu keiner Zeit, auch nicht im finstersten Mittelalter bestanden haben sollte, de facto sogar in unserer aufgeklärten Gegenwart denkbar ist. Der Graf schließt seinen letzten Brief an den Freund mit den Worten: „Die Zeit, da unser Stand noch auf seine Vorrechte pochen durfte, ist vorüber. Wir wollen also nicht mehr in Privilegien die Bürgschaften unserer Erfolge suchen, sondern diese durch unsere Verdienste erreichen."

Man ist nicht mehr daran gewöhnt, daß Autoren, welche auf den Namen eines Schriftstellers einen ernsthaften Anspruch haben, solche Dinge erzählen, wie sie Spitzer uns hier vorträgt. Sind wir anständiger, sittlicher oder blos zimperlicher geworden? — Ich weiß es nicht. Aber es ist eine Thatsache, und vielleicht nicht gerade die allerunerfreulichste, daß unsere vornehmen Schriftsteller dem Anstößigen behutsam aus dem Wege gehen, und daß, wenn sie sich einmal auf jenes Gebiet hinüberwagen, welches man gemeinhin als das schlüpfrige zu bezeichnen pflegt, sie zur Legitimation immer den Antrieb einer starken Leidenschaft, die durch eine gewaltige Liebe ausgestellte Paßkarte mit sich nehmen. Wir werden dann immer sehr ernst. Wir haben dann großartige Verirrungen mit Conflicten der schwersten Art, mit unheilvollen Katastrophen und dem schließlichen Untergange des Schuldigen als Sühne. Das baut sich mächtig zu einer Tragödie auf. Die heitere Auffassung, das fröhliche Wort, die leicht, unglaublich leicht geschürzte Verwicklung, die lächelnde Auflösung in Wohlgefallen, die Lust ohne Reue, der Fehltritt ohne Buße, mit einem Wort: die rosige Frivolität in der Erfindung, Durchführung und Tendenz — alles das ist uns entfremdet, und wir stehen davor wie vor etwas ganz Neuem, obwohl es eigentlich das Alte ist. Die Literatur, welche derartige Motive der niederländischen Schule lustig behandelt, hat sich in unserer Zeit aus den vornehmen Regionen geflüchtet und die traurigsten Schlupfwinkel der gemeinen Speculation auf die Lüsternheit der Unbildung aufgesucht. Mir ist von lebenden Schriftstellern, die diesen Namen verdienen, auch nicht ein einziger bekannt, der sich darin versucht hätte. Man überläßt das den zotigen Sudlern, die für das Altonaer Verlagscomptoir jene sauberen, unter Umschlag versiegelten Büchlein zusammenpanschen welche unter den verlockendsten Titeln von den Colporteuren auf den Bahnhöfen feil geboten werden.

Hier hat nun wieder einmal ein wirklicher Schriftsteller, und der witzigsten einer, den kecken Versuch gemacht, eine absolut unmoralische Geschichte ohne alle sittliche Entrüstung, mit heiterem Lächeln zu erzählen. Um mit dieser Novelle Spitzers eine Zusammengehörigkeit in unserer Literatur zu finden, muß man weit zurück greifen, bis auf Heine, der in den „Bädern von Lucca" ähnliche Saiten anschlägt, oder vielleicht gar bis auf Thümmel, an dessen Erzählungsweise mich die Spitzer'sche Novelle bisweilen erinnert hat. Der Clauren'schen Widerwärtigkeiten gedenke ich absichtlich nicht; denn diesen fehlt, was Spitzer und seine Ahnherrn vor Allem auszeichnet: der Witz.

Die Moralität dieser Geschichte ist absolut nicht zu retten. Die Erzählung ist der allerverfänglichsten Art, und mehr als das. Da läßt sich nichts beschönigen, nichts bemänteln, diesen Mohren wäscht kein Mensch sittlich weiß. „Das ist keine Zeitung für einen gebrechlichen Körper" — keine Schrift für junge Mädchen; aber wenn lauter verheirathete Leute beisammen sind, dann dürfen sie sich doch wohl gestehen, daß sie recht oft recht herzlich gelacht haben, und sind sie milde gestimmt, so fügen sie hinzu: da der Verfasser durch sein Lachen das Sündenregister getilgt hat, so möge er frei ausgehen! Solventur risu tabulae, tu missus abibis.

Paul Lindau.

Zum Kapitel vom bürgerlichen Fortkommen.

Sagt nur nichts halb:
Ergänzen, welche Pein!
Sagt nur nichts grob:
Das Wahre spricht sich rein.

Goethe.

Es ist hier nur vom „Fortkommen" in der Sphäre des Beamten-, Gelehrten- und Künstlerlebens die Rede, also in den sogenannten höheren, weder tiefsten noch höchsten Schichten der Gesellschaft. Hier erhalten sich gewisse mittlere Zustände lebendig, in denen der Kampf des in sich ruhenden, sich aus sich selbst heraus entwickelnden Geistigen, Ideellen mit dem durch geschichtliche Vergangenheit und den Zwang des Augenblicks bedingten Organismus der Gesellschaft, die um jeden Preis leben will und muß, eigentlich gekämpft wird, — aus welchem Kampfe denn sowohl die tiefsten als höchsten Schichten ihre Anregungen empfangen. Die folgenden Bemerkungen sollen nur ein kleiner Beitrag sein zur Lehre von der Gesellschaft, die sich ja, wie es scheint, um jeden Preis selber begreifen will. Mache Jeder damit, was er kann.

Goethe fragt einmal irgendwo: ob es denn gar so schwer sei, mit einem jungen und hübschen Mädchen eine Stelle zu erheirathen, die ihren Mann ernährt. Desgleichen haben zahlreiche Romane und Lustspiele diese Thatsache zum Vorwurf oder Einschlag. Umgekehrt gehen Biographien diesem Gegenstande gern

aus dem Wege, auch da, wo die einschläglichen Thatsachen für Eingeweihte unzweifelhaft sind. Daraus geht nun hervor: erstens, daß es Männer gibt, welche es für unerlaubt halten oder in hochsinniger, vielleicht auch hochfahrender Denkart verschmähen, dadurch *ihr Glück (Carriere) zu machen*, daß sie ein Amt, das ihrer Ansicht nach nur um der persönlichen Tüchtigkeit und des Verdienstes willen in Anspruch genommen werden darf, als Zugabe zu der Hand eines auch noch so braven und liebenswürdigen Mädchens annehmen, weil dadurch ein Princip als maßgebend anerkannt würde, das mit der Sache (scheinbar) gar nichts zu thun hat; denn beispielsweise würde ja dann, im Falle als zwei ganz oder nahezu gleichtüchtige Bewerber aufträten, jener bevorzugt, der, caeteris paribus, mit größerer Entschiedenheit nach der Hand der Schönen griffe; zweitens, daß solche Männer, welche ihre Stellen auf letzterem Wege erhalten haben (und es versteht sich von selbst, daß jede etwa nebenhergehende Anrüchigkeit hierbei vollkommen ausgeschlossen ist), es nicht Wort haben wollen. Die letztere Thatsache ergänzt also auf negativem Wege den positiven Beweis für das Vorkommen eines Hochsinns, welcher die ganze Härte des Existenzkampfes auf sich nimmt, um ein ideales Princip zu wahren, das er für den Bestand der Gesellschaft, des Staates, der Nation für unerläßlich hält, und liefert auch den Beweis, daß dieser Hochsinn auch von denen, die ihn nicht besitzen, als eine höhere sittliche Stufe betrachtet wird. Hierzu stimmt denn schließlich auch die unzweifelhafte Thatsache, daß die Theilnahme, Bewunderung, Liebe der Massen und sozusagen der ganzen Menschheit sich unzweideutig zu Gunsten jener Hochsinnigen ausspricht, wie auch umgekehrt kein Staat oder Gemeinwesen sich offen zu dem Princip bekennen würde, daß er Stellen und Aemter als Mitgift für die Töchter seiner Beamten vertheilt.

Trotzdem aber würde sich Der einer sehr verhängnißvollen Täuschung hingeben, welcher glaubt, mit einem solchen Hochsinn im Leben durchzukommen, oder der sich vielleicht gar einbildet, um seines Hochsinns willen besonderes Entgegenkommen zu finden. In Wirklichkeit gehen die Dinge ganz anders. Es herrscht da stets ein Kampf zwischen den Aelteren, die im Besitze der Aemter sind und diese festhalten wollen, und den Jungen, die jene verdrängen wollen. Denn darauf läuft es schließlich hinaus, weil der Staat doch nur eine beschränkte Anzahl Tische decken kann (und die zum Theile nur recht kärglich), an denen man entweder auf gütlichem Wege mit zugelassen wird, oder von denen Andere erst beseitigt werden müssen. Und selbst das Decken neuer Tische, das Schaffen neuer Aemter, kann nur von denen ausgehen, die bereits Macht in Händen haben. Es handelt sich also für die aufstrebende Jugend vor Allem darum, daß sie bei Zeiten *manierlich* werde, wozu sie auch, wenn sie einigermaßen etwas verspricht, vielfach aufgefordert wird, freilich nur zu oft, ohne es zu merken. Hier sind nun wieder die Söhne solcher Familien, die bereits im Besitze von Aemtern sind, in entschiedenem Vortheil, weil sie von Jugend auf sehen und bedeutet werden, worauf es eigentlich ankommt, während die übrige wohlgeartete Jugend in der Regel eine übertriebene, ja utopische Meinung von der höchsten Gerechtigkeit des Gebahrens jener Kreise hat, in welchen über die Aemterbesetzung entschieden wird, weshalb sie die praktischen Winke, mit denen man ihnen, so lange es noch Zeit ist, entgegenkommt, meist gar nicht verstehen, oder gar das richtige Verständniß, wenn es in ihnen aufdämmern will, mit Entrüstung zurückweisen, gleich als ob ein solches Gebahren mehr noch des Staates als ihrer selbst unwürdig sei. Ja, es kommt selbst vor, daß der ihnen gegenüber offen ausgesprochene Grundsatz, daß nun einmal nicht anders verfahren werde, nicht verfahren werden könne, — daß Alles *persönlich* sei, durch Personen entschieden werden müsse, und dergleichen genügt, um sie von durchaus wohlwollenden Kreisen, in welchen man bereits über ihr *Glück* vorsorglich entschieden hatte, für's ganze Leben fernzuhalten, vielleicht gar gegen eigene geheime Herzensneigung. Und wehe dann einem solchen Eisenfresser!

Und wie viele Gründe sprechen dafür, daß die hochsinnige Jugend lerne, es sei hier nicht der rechte Platz, ihren Hochsinn anzubringen! Liegt es doch auf der Hand, daß in der Vergesellschaftung das Wesen und die Stärke des Menschen besteht, und daß namentlich die Pflege der Interessen des Staates, der Kunst und Wissenschaft ohne gewisse engere Verbände gar nicht denkbar ist, daß selbst die größten Genies nur dem Wirken solcher Verbände die Möglichkeit verdanken, ihr Licht leuchten zu lassen. Denn was macht ein Rafael mit seinem Malergenie, wenn er keine Malerschulen vorfindet, was der größte Dichtergenius, wenn er nicht eine ganze Zahl gewisser Schulverbände durchlaufen und ihre Tradition in sich aufgenommen hat, und wie will selbst ein Stein oder Bismarck wirken, wenn sie sich nicht auf die Organisation und Thätigkeit zahlreicher Amtsverbände stützen können? Solche Verbände bedürfen aber zu ihrem ersprießlichen Bestande eines viel engeren inneren Zusammenhalts, als man sich das in der Regel so vorstellt. Sowohl die Tradition der Amtsgebahrung (die freilich auch schlecht sein kann), als auch die Wahrung der äußeren und inneren Amtswürde werden leichter bewirkt, wenn ein Amt von Vater auf Sohn oder Schwiegersohn oder doch einen Amtsverwandten übergeht, als wenn da plötzlich ein Neuling mit jener persönlichen Anmaßung und Nichtkenntniß oder Nichtachtung der eigentlich maßgebenden Rücksichten hereinbricht, wie sie eben dem homo novus eigen ist, — ganz abgesehen von den Erschütterungen, welchen kleinere und größere Segmente der Gesellschaftsverbände und in weiterer Fortwirkung die Gesellschaft und der Staat selbst durch Leute ausgesetzt werden könnten, welche die eigentlichen conservativen Grundlagen der Gesellschaft nicht kennen. Und conservativ ist der Mensch seinem Wesen nach, und muß es sein.

Wer hätte nun aber ein größeres Recht, sich mit zu den tiefsten Fundamenten der Gesellschaft zu zählen, als eben jene Verbände, deren geräuschlose Wirksamkeit seit Jahrhunderten die Gesellschaft auf deutschem Boden im Ganzen conservirt hat, so daß so gewaltsame Revolutionen, wie z. B. die französischen, in der That ferngehalten blieben! Daraus aber müssen diese Verbände auch das Recht ableiten, Jeden fernzuhalten, der nicht ihr eigenes praktisches Princip anerkennt, und unumwunden zu erklären: „Wir lassen Keinen zu, mag er sonst noch so tüchtig oder gar genial sein, der sein Amt nicht auf dem Wege erlangen will, auf dem wir selbst es erlangt haben und erlangen mußten; denn wir müssen vor Allem leben, und wer sein Amt durch bloße Amtstüchtigkeit erlangt hätte, der würde dann, im Besitze der Amtsgewalt, sein Princip rücksichtslos gegen uns kehren und uns zu verdrängen suchen, was er ja seinem Principe gemäß, selbst unter Voraussetzung unserer Amtstüchtigkeit seinerseits, für Pflicht halten müßte, weil wir auch mit ganz anderen Principien, die mit der Amtstüchtigkeit nichts zu thun haben, um so mehr aber mit dem Leben paktirt haben. Zu diesem Pakt muß er sich auch herbeilassen: er muß *Garantien geben*. Und gerade je tüchtiger und genialer er wäre, um so ausdrücklicher und bewußter muß er sich zu unserem Princip bekennen, weil er anderen Falls, einmal zugelassen, nur um so gefährlicher wäre." — Daß man es bis zu diesem Grade der Klarheit über das eigene Princip gebracht hat, könnte höchstens einen jungen Mann überraschen; der Erfahrenere wird vielleicht auch den Zusatz gehört haben: „Auch den nehmen wir nicht auf, der etwa erklären würde, er habe eine viel höhere Anschauung von unserer Aufgabe, und demgemäß auch eine viel größere Achtung vor unseren Personen, als daß er an dieses Princip, als aufrichtig von uns gehegt, auch nur glauben könne." Ja man geht sogar hier und da noch weiter und gibt ganz offen zu, daß dies Gebahren den von Seiten der Allgemeinheit gehegten idealeren Anschauungen gar nicht entspreche, so wenig entspreche, daß, wenn die einschläglichen Verhältnisse allgemein bekannt wären, sie eben schon dadurch fürderhin unmöglich würden. Wir unsererseits sind aber gar nicht dieser Meinung, — es ist an der Sache nicht viel zu ändern. Es ist nämlich, cum grano salis, ganz richtig, was betreffenderseits auch zur Selbstvertheidigung angeführt wird, daß die auf den selbstständigen Erwerb angewiesenen Personen, vermöge des Zwangs der äußeren Verhältnisse und der im

Menschen noch lange nicht völlig erloschenen Raubthiernatur, zu eigener und der Ihrigen Sicherung mehr oder weniger auf gegenseitige Uebervortheilung angewiesen sind; wer aber der Kunst, der Wissenschaft sich widme oder dem Staate diene, der sei durch seine Geistesverfassung diesem unedlen Kampfe entrückt, entbehre damit aber auch der Vortheile, welche die Ueberlegenheit in demselben gewähre, sei also auf die Sicherung der Seinigen durch Eingehen und Festhalten an der traditionellen Corporationspraxis angewiesen. Noch unbestrittener ist die Wahrheit der Behauptung, daß jeder Andere, dem seine Position ähnliche Vortheile gewähre, an ihrer Stelle ebenso handeln würde, denn das ist von der ungeheuren Mehrzahl offenbar ganz richtig. Die Einen werden nur durch das Leben selber etwas früher, die Anderen etwas später zur Anerkennung und Befolgung jenes Princips gezwungen; und wer etwa zu dieser Anerkennung so spät gelangen sollte, daß man, in Anbetracht seiner verminderten Lebenstüchtigkeit und Verwendbarkeit zu den Lebenszwecken jener Corporationen und Verbände, „nicht mehr viel für ihn gibt", der muß den Brocken, den man ihm allenfalls noch zuwirft, mindestens durch schweigende Anerkennung des Princips verdienen.

Es liegt in der Natur des Menschen, ja in den natürlichen Gesetzen überhaupt begründet, daß die Heirathsfragen in den einschlägigen Fällen eine Hauptrolle spielen. Und wer wollte es auch einem Vater verübeln, wenn er, um einen braven, tüchtigen Schwiegersohn zu gewinnen, oder dem Sohne eine bessere Partie zu sichern, hier und da ein bischen nachhilft, Schwierigkeiten aus dem Wege räumt? Freilich sollte es nicht erlaubt sein, daß man Hindernisse, die man dem eigenen Clienten aus dem Wege räumt, seinem Concurrenten in den Weg räumt. Doch scheint es oft nicht anders zu gehen. Und nach welchem Rechte wollte man denn gar die schwächere, aber größere Hälfte der Menschheit, wollte man die Schönen, Liebenswürdigen, Mitleidigen von jedem Einfluß auf die einschläglichen Fragen ausschließen? Und welcher Einfluß wäre nach natürlichem Recht und nach menschlichem Interesse legitimer, als jener der Stammhalterinnen schönerer, edlerer Menschlichkeit auf die Wahl ihrer Lebensgefährten? Die Freiheit und der ganze Werth dieser Wahl würde aber für den Bereich der betreffenden Gesellschaftskreise vollkommen illusorisch, wenn sie dem Gewählten nicht auch zugleich die nährende Stelle verschaffte, denn hierauf sind jene Kreise fast ausnahmslos angewiesen.

Freilich hat dies Verhältniß auch seine komische Seite. Das Grundgesetz der Komödie, Gleichordnung oder Ueberordnung der Person und ihrer Interessen über die Idee und deren Forderungen, hier über das Interesse der Kunst, der Wissenschaft, des Staates, findet da Anwendung, und unseren künftigen Molières darf man wohl zu ihrem Vortheile rathen, aus dieser Quelle fleißiger zu schöpfen. Deshalb werden die Dinge doch bleiben, wie sie sind.

Und in der That kann es nicht anders sein. Nur in der Verbindung mit seines Gleichen gewinnt der Mensch die Stärke, um dem Leben mit Vortheil die Stirne zu bieten. Die Zahl der Individuen, die dieser Verbindung nicht bedürfen, ist sehr gering. Sich einbilden, daß man ihrer nicht bedürfe, kann man in der Jugend leicht; doch ach! — die Meisten dieser „Heitern, sie werden wie Nichts zusammenscheitern". Welcher Uebermuth auch, zu glauben, daß man der Andern, seines Gleichen, nicht bedürfe, andere Pfade wandeln dürfe oder gar müsse als die betretenen! Fordert das nicht die Nemesis heraus? Und anderseits, genießest du nicht erst die ganze Fülle der Menschheit, erwarmst so recht an ihrem Busen, schmeichelnd berührt vom warmen Händedruck gleichgesinnter Genossen, an volle Tische geführt, in die freundliche Mitte allbekannter, allgeehrter Familienverbände von der Hand eines lieben Mädchens, das unter den Seinen nie andere Beispiele erlebt hat als die des Maßhaltens und ehrbaren Anstandes? — „Und im Herzen wächst die Fülle der gesellig edlen Triebe, nährt sich Freundschaft, keimet Liebe; Alle, denen wir gewogen, werden mächtig angezogen, und ein Edler folgt dem andern." — „Und ein armer Schlucker kommt auch von Stell' zu Stelle: Frauen wissen, was ihm frommt, Welle folgt auf Welle."

Wie verhält sich aber allem dem gegenüber das hochsinnige Genie, dessen innere Wahrhaftigkeit und äußere Sprödigkeit ihm alles Transigiren und Paktiren unmöglich macht? Ihm ist nur auf Eine Weise zu helfen: es muß sich entschließen, in seiner Art vollständig, vollkommen zu sein: es darf sich nicht mit seiner eminenten Stellung im Erkennen oder im Können überhaupt begnügen, sondern es muß auch seinem Wollen die höchsten und reinsten Formen, es muß sich die letzte Weihe geben durch jenes höchste, allgemeinste Wohlwollen, welches die unserer Gattung und der Gesellschaft mit Nothwendigkeit anhaftenden Schwächen als unvermeidlich, als menschlich erkennt und deshalb den Kampf gegen sie bei Zeiten aufgibt. Seine Aufgabe liegt darin, Neugut zu schaffen, das Allen zu Gute kommt, auch den persönlichen Gegnern, die, um sich selbst zu sichern, das Genie von den gedeckten Tischen ausschließen, wenn sie es sich nicht in's Haus, in die Clique schlachten können. Beachte man doch, von welcher Höhe, wie rein menschlich und wohlwollend ein Goethe diese Verhältnisse in Sinnsprüchen und Epigrammen, aus den verschiedensten persönlichen Stimmungen heraus beurtheilt. Und so läßt er auch seinen Faust, dessen Leistungen im Kaiserstaate die Besitzenden und Genießenden dazu benutzen, um für sich selbst Besitz und Genuß zu erhöhen, ihn aber ruhig stehen lassen, seine höchste Kraft dadurch bethätigen, daß er Neubesitz schafft, dem unfruchtbaren Meere neues Land, neuen Boden entreißt, auf dem eine freiere Menschheit höhere Gesellschaftsformen ausbilden wird.

Selbstverständlich ist aber auch vom wohlwollendsten Genius nicht zu verlangen, daß er nicht suo loco et tempore zürne, hasse, fluche. Das ginge über Menschenkraft. Belehrendstes „Modell" bleibt hier Dante, der in tausend Bildern zeigt, wie immer wieder Haß in Liebe erlischt.

„Ja, der war Poet, und was für ein rarer Poet!" — Gut; drum ist er eben der Sprecher für alle Menschheit, und das Modell, das er aufstellt, gilt für Jeden, der Neugut schaffen will, sei er nun Künstler oder Gelehrter, Staatsmann oder Mechaniker, Ackerbauer oder Handwerker. In Allen muß das Wohlwollen, das sie zum Erfinden und Entdecken, zum Schaffen und Handeln treibt, die Hemmung überwinden, die ihnen der unerläßliche Kampf gegen das in den bestehenden Corporationen lebendige Hergebrachte bereitet. Wer dies nicht vermag und den Kampf für die Sache, die Idee in einen Kampf gegen Personen und Verbände verwandelt, der endet tragisch.

Uebrigens sind die Genies oder, besser gesagt, die höchsten Talente viel zahlreicher, als man sich so gewöhnlich vorstellt. Sie werden aber durch die Gesellschaft umgebracht, geschlachtet, weil ihnen das Letzte fehlt. Höchste Einsicht und höchstes Können lassen sich wohl nicht umbringen, aber der Wille, wenn er nicht stark genug ist, läßt sich beugen und abtödten. Freilich nicht der stärkste Wille, der eigentlich eiserne Charakter, und so sieht man wieder, daß dieser zur Vollendung des Genies unerläßlich ist, wie dies denn auch von den Poeten schon oft genug gesagt wurde. Der ist aber sehr selten. Umgekehrt kommen die höchsten Talente, von denen wir behaupten, daß sie viel häufiger seien, als man so meint, deshalb nicht zur beglaubigenden Bethätigung, weil auch hierzu schon ein stärkerer Wille unerläßlich ist. Die Gesellschaft, wenn sie solche Talente entdeckt, ist sofort darauf aus, sie entweder für sich zu gewinnen, oder sie unschädlich zu machen, wenn jenes unmöglich ist. Gewinnen heißt aber hier nichts Anderes, als dem persönlichen Willen des Betreffenden den Willen der Gesellschaft, Genossenschaft, Clique u. s. w. unterschieben, wodurch der glücklich Gewonnene sofort in der Einheit seines Wollens gebrochen, also auch seine Kraft zur Bethätigung der ihm verliehenen Talente gelähmt ist. So hat freilich auch die Gesellschaft nicht so viel von dem Gewonnenen, als sie vielleicht erwartet, aber jedenfalls ist er ihr unschädlich geworden. Wer aber widerstrebt, sich nicht gewinnen läßt, der kann dem Kriege auf Tod und Leben nicht entgehen, und zwar nicht nur von Seiten Jener, die ihn zu gewinnen versuchten, sondern gar bald wird ihn Alles, was irgendwie einem gesell-

schaftlichen Verbande ähnlich ist, in's Kreuzfeuer nehmen, weil er das Lebensprincip aller Verbände, Unterordnung allgemeinster, höchster Zwecke — die beim Genie mit den persönlichen zusammenfallen — unter engere Zwecke, nicht anerkennt. In diesem Kriege besitzen jene Verbände eine staunenswerthe Geschicklichkeit, und zwar selbstverständlich je älter sie sind, je mehr ererbte, alt überlieferte Weisheit der persönlichen Befähigung zu Hülfe kommt, und — wiederum selbstverständlich — ist es der weibliche Generalstab, der diese Befähigung im höchsten Grade besitzt. Diese Geschicklichkeit im Recognosciren, in Hinterhalt und combinirtem Ueberfall, in der unausgesetzten Beunruhigung des vermeintlichen Gegners wird auch das größte Genie in unwilliges Erstaunen setzen. Während das Genie nämlich durchaus der Ruhe bedarf, ist es auf gegnerischer Seite Hauptgrundsatz, den Feind nie zur Ruhe kommen zu lassen, weil man unter allen Umständen wissen muß, was er treibt und im Schilde führt, und ihn nie materiell unabhängig werden zu lassen, damit er nicht wirklich schaden könne. So wird das Alles umfassende Wohlwollen, welches dem Genie nicht erlassen werden kann, und dessen natürliche Grundlage die stille Voraussetzung ist, daß auch die Andern das gleiche Wohlwollen wie gegen Jeden so auch gegen ihn hegen, gar oft und bitterlich enttäuscht werden, und immer wird er von Neuem erstaunen müssen über die Tiefe scheinbarer menschlicher Bosheit und die Unerschöpflichkeit ihrer Auskunftsmittel, was ihn dann wiederum an der Menschheit selbst irre macht. Bis er dahin kommt, in jener vermeintlichen Bosheit nur Schwäche zu erkennen, die sich selbst schützt, womit er erst den Boden zu seiner Wirksamkeit wieder gewinnt, darüber kann er ziemlich alt werden, und um so älter, je naiver seine Natur angelegt ist, und je weniger ihn seine Jugenderziehung die gesellschaftlichen Kampfmittel kennen und gebrauchen lehrte, — und darum ist anzunehmen, daß dieser Kampf auch gar manches wirkliche Genie unter die Erde bringt, ehe es zur unerläßlichen Reife des Charakters gedeiht. Aber da nützt Alles nichts, — hic Rhodus, hic salta!

Conflicte solcher Natur in allen Abstufungen der Kraft und Bedeutung sind alltäglich und empfehlen sich sehr für den modernen Roman, der ihnen häufiger nachgehen sollte. Natürlich sind sie dort am häufigsten, wo die Fundamente der Gesellschaft und ihrer Verbände auf geistig roheren Grundformen beruhen, welche es um ihres eigenen Bestandes willen nöthig haben, die persönliche Freiheit in engeren Schranken zu halten, auf dem Gebiete des deutschen Geistes also mehr auf feudalem und katholischem Boden. Nur dürfen (um für Romanschreiber einen Wink zu geben) die Gegensätze nicht so plump aufgefaßt werden, wie dies bis jetzt in der Regel geschah. Es handelt sich hier nicht mehr um den Kampf gegen die gröbsten Formen; der liegt schon hinter uns. Auch die Genialität des Romandichters wird sich dadurch bewähren, daß er die Hemmnisse der Freiheit und die Widersprüche zwischen den anerkannten Menschlichkeitsprincipien und den bestehenden Formen in solchen Verhältnissen aufweist und darstellt, die sich bisher, als selbstverständlich und unvermeidlich angesehen, der Beobachtung entzogen.

Freilich können die sichtbaren und unsichtbaren Gesellschaftsverbände sich unter günstigen Umständen auch so üppig entwickeln, daß sie das ganze Gemeinwesen überwuchern, und diese politische Gefahr hat der Staatsmann im Auge zu behalten. Republiken sind offenbar der günstigste Boden für solche Ueberwucherung. Die constitutionelle Monarchie bietet hier die größere Sicherheit. Immer wieder wird es Monarchen und Staatsmänner geben, die, wenn nöthig, mit dem scharfen Besen dreinfahren. Was nun Deutschland betrifft, so steht es gerade nicht in dem Rufe, daß hier ein rein auf Sachen und Ideen gerichtetes Streben leichter zur Anerkennung gelange, als z. B. in Frankreich oder England und selbst im viel verschrienen republikanischen Amerika; hingegen geschieht dies in Deutschland doch wieder leichter als beispielsweise in Rußland, wie auch ohne Zweifel im jetzigen Deutschland schon leichter als etwa vor hundert Jahren. Ob aber das letzte Jahrzehnt dies Verhältniß gebessert oder verschlechtert hat, darüber sind die Ansichten mindestens getheilt. Das Streberthum ist eine Frucht dieses Decenniums, und die Verurtheilung desselben ist ziemlich allgemein. Da nun die größere Leichtigkeit, mit welcher das rein auf die Sache gerichtete Streben sich zur Anerkennung durchringt, im geraden Verhältniß zu der Kräftesumme steht, über welche Nationen und Staaten im gegebenen Falle verfügen können, so empfehlen sich die einschläglichen Thatsachen der Aufmerksamkeit des Politikers. Vor Allem muß der Staat sich hüten, den Uebergriffen von Corporationen in das Gebiet der persönlichen Freiheit den starken Arm zu leihen. Die Verletzung der Sache (z. B. der Lehrfreiheit) ist immer unendlich höher anzuschlagen als die von Personen, die ohnedies im corporativen Zusammenhalt mehr als genügenden Schutz finden. Sind diese Verletzungen der Art, daß sie im Falle der Klage vor den ordentlichen Gerichten ausgetragen werden können oder müssen, so gehen sie den Staat weiter nichts an, und im andern Falle womöglich noch weniger. Sollte diese Verweisung vor die gewöhnlichen Gerichte im Widerspruche stehen mit anerkannten Corporationsprivilegien, so gibt das dem Staatsmann und Gesetzgeber Stoff zum Nachdenken und Handeln; umsomehr als Deutschland, das sich selbst so hohe Ziele steckt — Ziele, welche durch die bereits in Fluß befindlichen Thatsachen möglicherweise noch höher hinausgerückt werden können —, auch gewillt sein sollte, **überall** da zu säen, wo es später ernten will. Sonst aber denke er mit Goethe:

> Was mich tröstet in solcher Noth:
> Gescheidte Leute, sie finden ihr Brod,
> Tüchtige Männer erhalten das Land,
> Hübsche Mädchen verschlingen das Band;
> Wird dergleichen noch ferner geschehn,
> So kann der Staat nicht untergehn.

Benevolus.

Aus der Hauptstadt.

Eine neue Oper.

Der Landfriede.

Oper in drei Acten, frei nach Bauernfelds gleichnamigem Lustspiel von H. von Mosenthal. Musik von Ignaz Brüll.

Zum ersten Male aufgeführt am 18. October im Königl. Opernhause.

Der junge schaffende Künstler, der gleich mit dem ersten größeren Werke, das er in die Oeffentlichkeit brachte, einen großen allgemeinen Erfolg errungen hat, mag gewärtig sein, daß ihm Neider und Feinde aller Orten erstehen. Da sind erstens jene scharmanten Collegen, die nicht ertragen können, wenn es einem Andern nicht schlecht geht; dann die, oft äußerlich höchst ehrenwerthen Coterieherren, die keinen Erfolg anerkennen, den sie nicht anberaumt und besiegelt haben; endlich gibt es ja auch sonst noch genug Leute, die gleich den Schnaken und andern liebenswürdigen Geschöpfen der Weltordnung nicht existiren können, wenn sie nicht stechen und beißen. Ist nun dem Künstler rüstige schöpferische Kraft verliehen, die immer vorwärts dringt, besitzt er moralischen Muth und Ausdauer, um, unbeirrt durch Aeußerliches, das Ziel fest im Auge zu behalten, dann wird er, früher oder später, die Neider und Feinde, wenn nicht ganz besiegen, doch durch immer höher steigende Leistungen, wie durch die sich immer mehrenden Freunde bei Seite drängen und zum grollenden Schweigen nöthigen. Aber **einen** Feind wird er sehr schwer, nur mit größter Mühe, erst nach vielen **glänzenden** Leistungen bezwingen, einen Feind, der um so gefährlicher ist, als ihn fast Jedermann, auch der Künstler selbst, für den besten, nützlichsten Freund halten muß; dieser Feind ist — — **jener erste große Erfolg**. Ich will diese, vielleicht sonderbar erscheinende Behauptung genau begründen.

Jedes erste größere Werk, das sich dem großen Publicum vorstellt, begegnet den verschiedenartigsten, gemischten Stimmungen. Neugier, Mißtrauen, Gleichgültigkeit walten vor; das etwa vorhandene Wohl-

wollen Einzelner verhält sich abwartend, um nicht durch unzeitiges Vordrängen Gegensätze und Feindseligkeit hervorzurufen. Neben diesen Hauptelementen bewegt sich — atomenhaft, aber im richtigen Momente entscheidend wirksam — das künstlerische Interesse, das bereit ist, alles Gute und Hoffnung Erregende anzuerkennen, aufzumuntern, und nur das Schlechte, das Gemeine entschieden zurückzuweisen.

Wenn nun gegenüber diesen Stimmungen das erste Werk des jungen Künstlers einen Erfolg erringt, der sich nur einige Thermometergrade über dem lauwarmen der „Achtung" erhebt, so ist ein solcher Erfolg als ein sehr günstiger zu bezeichnen, denn er bahnt nicht blos den Weg zu weiteren, größeren Ehren, sondern er läßt auch zu gleicher Zeit den langen Weg der künstlerischen Entwicklung und Erfahrung offen; er beengt nicht die Zeit des weiteren Versuchens, des Läuterns und Zusammenfassens der Kräfte. Er läßt nicht gleich Alles unbedingt schön erscheinen, nicht die Schwächen ganz übersehen, sondern erkennen, was das Talent bereits vermag und auch was ihm noch fehlt. Er erregt also schöne Erwartungen, ohne sie zu überspannen. Der junge Künstler aber wird das Lob, das er geerntet, wie den Tadel, der ihm ward, wohl erwägen, und wenn er an ein zweites Werk tritt, wird er wissen, was er zu entwickeln, zu bilden, zu kräftigen, was er zu meiden, zu beseitigen hat. „Eigenheiten bleiben haften, cultivire deine Eigenschaften", sagte Goethe. Leistet nun der Künstler in seinem zweiten Werke Höheres als im ersten, dann ist er dem Ziele des schönsten Erfolges um eine große Strecke näher gerückt. Hat er jedoch noch kein künstlerisch ganz gereiftes geschaffen, gibt er aber immerhin Beweise von höherer Entwicklung, nun dann wird ihm der Weg zum Ziele noch immer offen bleiben, kein billig Denkender wird ihm Schwierigkeiten entgegenstellen.

Aber welche Stellung, welche Aussichten bieten sich einem jungen Künstler, der gleich mit dem ersten Werk einen sehr *großen* Erfolg erringt? Welche Empfindungen müssen ihn überkommen, und *welche Aufgaben treten an ihn heran?* Das Ziel, das Andere erst nach vielen, immer besseren Leistungen erreicht hatten, er steht mit einem Male daran; den Weg, den er noch am Tage vor dem Erfolge als einen weiten betrachten mochte, mit einem Fluge hat er ihn zurückgelegt; den vereinzelten Tadel, die leisen wohlmeinenden Warnungen muß er — im Hinblick auf den enthusiastischen Zuruf des Publicums, auf die vielen Lobeserhebungen in der Presse — nur als Ausdruck hämischen Neides betrachten. Und wie soll er von seinem Talente denken, von seinen Gaben, seinen Schwächen? Was soll er vervollkommnen, was meiden oder ganz aufgeben? Muß er nicht die Ueberzeugung nähren, daß sein zweites Werk nur dasselbe, was das erste geboten hatte, in glänzender ausgestatteten, breiteren Rahmen wiederzugeben braucht, um einen noch höheren Erfolg sicher zu erringen? Und habe ich nicht Recht mit der Behauptung, daß der große Erfolg eines ersten Werkes ein gefährlicherer Feind ist, als alle Neider und Gegner zusammen?

Einem solchen gegenüber befand sich Herr Brüll, als er den „Landfrieden" componirte. Die Aufnahme, welche sein „goldenes Kreuz" gefunden, stand ohne Beispiel in den Annalen der Oper; weder Meyerbeer, noch Richard Wagner, noch Verdi, geschweige denn die kleinern Meister der lyrischen Oper, hatten mit ihren ersten Werken auch nur im verkleinertsten Maßstabe einen derartigen raschen Siegeszug über die Bühnen zu verzeichnen, wie Herr Brüll mit dem liebenswürdigen Singspiele. Die natürliche Folge dieses Erfolges war, daß der Componist in seinem zweiten Werke bedacht sein mußte, am meisten die Gaben seines Talentes zu entfalten, welche bei der Aufführung des ersten so viel Anerkennung gefunden hatten. Wie sollte ihm auch der Gedanke kommen, daß er den gemüthlichen Singspielton nicht in die größere Oper mit herübernehmen, oder nur an ein recht bescheidenes, verstecktes Plätzchen stellen durfte, wenn gerade *dieser* Ton es war, dem „das goldene Kreuz" den größten Theil des Erfolges verdankte, und wenn dieses Singspiel allgemein als eine Oper angenommen worden und bedingungslos belobt worden war? Herr Brüll befand sich im Irrthume, als er auch im „Landfrieden" mehr die freundliche bequeme Gemüthlichkeit vorwalten ließ, als den Geist zu scharfer Sichtung und zu einheitlichem prägnanten Stile anhielt; aber wenn man sich erinnert, wie kühl die so geistvolle, in manchen Theilen von Genialität zeugende „bezähmte Widerspänstige" des leider so früh geschiedenen Götz behandelt wurde, so muß man jenen Irrthum als einigermaßen gerechtfertigt erkennen.

Einige Mitschuld an diesem Irrthum mag auch der Text tragen, der — in der Wahl des Bauernfeld'schen Stoffes ein glücklicher — in der Ausführung viel Ungeschicktes enthält, das meiner Ansicht nach der Componist nicht ganz übersehen durfte. Zur Begründung dieser Ansicht muß ich den Leser mit einer kurzen Darlegung dieses Textes behelligen: Er spielt im J. 1518. Kaiser Maximilian I. weilt in Augsburg. Er hat eben den allgemeinen Landfrieden für Deutschland verkündigt und alle Friedensstörer, insbesondere die adeligen Raubritter, mit härtester Strafe bedroht. Sein Pflegesohn, Junker Robert, hat in der Kirche Jungfer Katharina, des Patriziers Menziger Tochter, gesehen und heftige Leidenschaft zu ihr gefaßt. Beim Beginne der Oper ist dieses Mädchen mit ihrer Base Brigitte beschäftigt Kränze zu winden für die Wallfahrt zur Johanniskapelle außerhalb der Stadt, wo die Jungfrauen alljährlich ihre Andacht verrichten. Durch den Landfrieden ermuthigt, ziehen sie ohne Begleitung aus. Sie fürchten nicht mehr an der Bosesenburg vorüber zu gehen. Doch der Besitzer dieses Raubnestes ist ein Strolch, der mit seinem Knappen Kapaun hinter einem Busche lauert, um des reichen Menziger Tochter „sehr reputirlich und manierlich" nach seiner Burg zu locken, und dann Lösegeld zu erpressen. Als die Mädchen herankommen, tritt plötzlich Junker Robert unter sie, um mit ihnen „zu den Heiligen zu bitten". Sie entfliehen, nur Katharina und Brigitte bleiben. Er spricht zu der ersten von seiner Liebe, sie weist ihn zurück, „sie ist ein ehrlich Bürgerkind" und „taugt für keinen Rittersmann"; damit geht sie. Daß sie auf des Vaters Wunsch bereits mit einem Anderen verlobt ist, wie aus der ersten Scene hervorging, verschweigt das ehrsame Mädchen dem Rittersmanne. Zu dem auf's Höchste erregten Junker treten der Ritter von Bosesen und der Knappe, und bieten ihm ihre Dienste an, wollen ihm ein Stelldichein mit der Geliebten auf der Burg verschaffen, natürlich gegen ein gutes Stück Geld. Der Junker Robert, der Sohn des Kaisers, der sentimentale Liebende, nimmt den Vorschlag der beiden Gäuche mit Freuden an und verspricht ihnen so viel Geld als sie wollen. Diese entfernen sich, er will ihnen folgen, wird aber von Kunz von der Rosen, des Kaisers Hofnarren, zurückgehalten und freundlich gewarnt, wofür er sich mit allerhand Grobheiten bedankt. Der Kaiser Max erscheint mit Menziger und Jagdgefolge. Seine behagliche Ruhe und Betrachtungen über den Frieden werden durch den Hülferuf der Mädchen und die Botschaft von Katharinas Entführung gestört. Menziger und die Mädchen knien und bitten in langer Rede um Befreiung der Jungfrau, der Kaiser gibt Befehl dies Raubnest zu stürmen und zu zerstören. Im zweiten Acte, der auf der Bosesenburg spielt, läßt Katharina in einem Alleingespräch erkennen, daß sie den Ritter Robert liebt, wenn ihr auch jede Hoffnung, ihn zu besitzen, verwehrt ist. Als er nun erscheint, weist sie ihn entrüstet zurück und überhäuft ihn mit Vorwürfen. Es gelingt ihm, sie einen Augenblick durch süße Reden zu bethören, ihr einen Kuß abzugewinnen; um so größer ist ihre Reue, ihre Verzweiflung, sie hält sich für entehrt. Da erscheint ihr ein Tröster, ein Retter: der Hofnarr Kunz von der Rosen, er führt sie und den Ritter Robert, der ihn nun mit einem Male als „Freund" begrüßt, aus der bestürmten Burg, die auch bald zusammenstürzt. Im dritten Acte hat Katharina ihre Verlobung aufgehoben und will in ein Kloster gehen. Das erklärt sie auch dem Kaiser, als dieser auf dem Feste der Stadt Augsburg, von ihrer Schönheit und ihrer Aehnlichkeit mit seiner unvergeßlichen Frau Maria von Burgund ergriffen, sich zu ihrem Brautführer anbietet. Da stürzt Robert hervor und verkündet, ihr Gelübde sei nicht aus Ueberzeugung entsprungen, sondern in der furchtbarsten Angst und um vom Himmel Rettung aus der Gewalt der Räuber zu erflehen. Der Kaiser schwört, daß die Frevler Tod treffen solle, und Robert bezeichnet sich als den Schuldigsten. Jener besteht darauf, daß Gerechtigkeit geübt werde, auch an seinem Sohne, da tritt der Hofnarr hervor und erinnert an ein altes Gesetz, nach welchem ein Jungfrauräuber vom Tode gerettet werden kann, wenn die Jungfrau um ihn wirbt. Das thut nun Katharina, obwohl ihr „des Kaisers Sohn verwehrt" scheint, also nur um ihn zu retten. Aber der edle Maximilian segnet den Bund zwischen „Ritterthum und Bürgerschaft", und nimmt dann wehmüthigen Abschied von Augsburg, doch mit der festen Hoffnung: „Zu Glück und Frieden, Glanz und Macht wirst du mein Deutschland dich erheben."

Der stoffliche Inhalt des Buches ist jedenfalls geeignet, viele dramatisch und lyrisch wirksame Momente zu bieten, aber die Bearbeitung dieses Stoffes ist oft eine unglaublich ungeschickte. Wie ist vor Allem der Held, der Junker Robert gezeichnet? Wie nahe lag es,

diesen als einen überlustigen Gesellen, als einen Prinz Heinz darzustellen, der sich den T— um den Landfrieden schert, wenn ihm ein hübsches Mädchen gefällt, dieses durch den Ritter von Bosesen (der ja als eine Art von Falstaff erscheint) entführen läßt, und erst durch die Anmuth und Sanftmuth Katharinas zur Liebe belehrt wird? Und welch' ein widriger sentimentaler Strolch präsentirt sich in diesem Kaisersohn! Man möchte ihn immer von der Bühne herabschmeißen! Daß der Componist den Mißgriff des Textdichters nicht genau erkannte, darf ihm nicht zu schwer angerechnet werden; ist es ihm doch gelungen, diesem Helden einige anmuthige Melodien in den Mund zu legen! Viel bedenklicher dagegen erscheint mir, daß ihm die Momente nicht auffielen, in welchen der Text entschieden jeder Anregung musikalischer Empfindung widerstrebt, weil darin der widrigste Gegensatz zu den Empfindungen hervortritt, die eben ausgesprochen worden waren, und daß er gerade solche Momente mit behäbiger Breite behandelt, während er andere viel anregendere unbeachtet ließ, oder nur mit kurzen Pinselstrichen bedachte. Da ist z. B. der Schluß des ersten Actes. Unmittelbar vor der Kunde von Katharinens Entführung hat Vater Menziger den Kaiser als mächtigen Schirmherrn des Friedens gepriesen und hoch leben lassen. Dieser hat darauf im Vereine mit dem nachsingenden Chore in sehr pathetischer Weise „dem Rechte Schutz, dem Frevler Trutz, der Unschuld Schirm und Wehre" nochmals verkündet. Nach der Kunde aber sinkt Menziger mit dem Mädchen zu den Füßen Maximilians und winselt ihn acht Male hintereinander an: „Herr Kaiser gebt mein Kind mir wieder"; und dieser, anstatt gleich bei den ersten Worten der Kunde das Schwert zu ziehen und zu befehlen: „Macht die Raubburg (die im Hintergrunde der Decoration sichtbar) der Erde gleich", hört den langen Sang ruhig an, hält dann eine moralische Entrüstungsrede, beordert seine Artillerie, den „Weckauf und den Purlebaus", und singt schließlich nochmals mit dem Chore „dem Rechte Schutz u. s. w.", während Robert der Ritter und Kunz der Hofnarr Separatbetrachtungen anstellen. In gleichem Maße aller musikalischen Erfindung widerstrebend ist der Schluß des zweiten Actes ausgeführt; nebenbei bietet er noch haarsträubenden bühnlichen Unsinn: Als der Ritter von Bosesen mit seinen versoffenen, zerlumpten Landsknechten gegen den kaiserlichen Heerbann hinauszieht, bleibt der Knappe Kapaun zurück und schleicht durch ein Gitterthor weg, das er verschließt — so befiehlt es der Text. Durch dieses selbe Thor kommt dann Kunz der Hofnarr, um Katharina und Robert zu retten. Sie begrüßt ihn als „Engel Gottes", worauf er antwortet: „Kein Engel nur ein Narr"; das mag im gesprochenen Drama angehen, in der Musik im Momente höchster Bedrängniß und Erregung ist es schauderhaft! Nachdem die drei noch in kurzen Phrasen ihre Gefühle ausgesprochen, entfernen sie sich durch eine Nebenthüre. Nunmehr kommen nochmals die versoffenen Landsknechte auf die Bühne, aber nur, um gleich die Waffen auf den Boden zu werfen und davon zu laufen; dann knallen die Kanonenschüsse und das Hauptthor fällt ein; dann erscheint Bosesen und verkündigt den heroischen Entschluß, unter den Trümmern seiner Ahnenburg zu sterben; dann taucht plötzlich der durch das Gitterthor entflohene Knappe aus einer Fallthür in der Mitte der Bühne hervor und bewegt den heldenmüthigen Ritter mit ihm zu fliehen; dann singen die Beiden das Jammerlied über den Landfrieden, das sie im ersten Acte ertönen gelassen; dann kommen noch ein paar Kanonenschüsse, noch ein paar Einstürze, endlich die eindringenden siegreichen kaiserlichen Landsknechte. Alles das in einem Zeitraume von fünf Minuten, wie in einem großen Circus-Spectakelstücke.

Daß der Componist all' den Unsinn, den schon die rein äußerliche Darstellung dieser Scenen bietet, nicht sofort erkannte, dafür darf ihn kein harter Vorwurf treffen; wenn der so bühnengewandte Textdichter dergleichen liefern konnte, so war es dem jungen schaffende Künstler wahrlich nicht zuzumuthen, daß er die richtigere Einsicht besaß. Aber das mußte er mit dem richtigen musikalischen Gefühle erkennen, wie in dem Augenblicke, in welchem die drei Hauptpersonen sich von der Bühne entfernten, der Höhepunkt der musikalischen Steigerung erreicht war, und was nunmehr noch folgte nur leeres Schaugepränge unterstützen konnte. Anderseits von den Stellen, welche dem Componisten wieder mehr Grundlage boten, als er benutzt hat, wird später noch weiter berichtet werden.

Wenn ich nun von der künstlerischen Auffassung im Allgemeinen auf die einzelnen Formen übergehe, die Herr Brüll in seinem „Landfrieden" angewendet hat, so muß ich zuvörderst nochmals auf den Umstand hinweisen, daß der liebenswürdige talentreiche Componist eben durch den großen Erfolg seines ersten Opernversuches verleitet worden ist, dem Singspielartigen zu viel Raum zu gewähren. Aber selbst bei diesem Zugeständnisse an eine zu leichte Form konnte er dennoch der Einheitlichkeit des Stils, der Entwickelung und Durchführung der melodischen Gedanken viel größere Aufmerksamkeit widmen, als er gethan hat. Seine Melodien sind nicht nur mit wenigen Ausnahmen in recht kurzen Rhythmen gehalten, sie folgen auch in ein und demselben Stücke in so rascher Hast aufeinander, daß sich keine dem Geiste des Hörers als ein Kunstgebilde einprägt. Wie das Kaleidoscop dem Auge nur bunte Farbenbilder, keine bestimmte Formen, nur zierliche Arabesken, kein in sich abgeschlossenes Ganze bietet und zuletzt ermüdet, so ziehen die Motive im „Landfrieden" am Ohre vorüber, ohne den Eindruck einer künstlerisch abgerundeten Form zu hinterlassen. In dieser eigenthümlichen Zerfahrenheit geht manches sehr beachtenswerthe Motiv verloren, das bei ernsterer künstlerischer Arbeit gewiß zur verdienten Geltung gekommen wäre. Hierzu kommt noch, daß die Instrumentation und die Harmonisirung des Herrn Brüll nur selten über das Maß der nothwendigsten Unterlage hinausgeht und den Anforderungen entspricht, welche jetzt auch an die Musik leichterer Gattung mit vollem Rechte gestellt werden. Auch das kleinste Bild kann lebhaftes geistreiches Colorit zeigen, und man verzeiht den Mangel an Farbe noch eher bei großartiger Erfindung, als bei Bildern in kleinen Rahmen.

Gerade in dem Lichte und Schatten, die ein Componist in sein Orchester legt, kann er manche Eigenthümlichkeit der Erfindung zeigen. Das Studium der besseren französischen Spielopern, der italienischen Buffoopern und der „Lustigen Weiber" von Nicolai belehrt zur Genüge, wie Melodien breit entwickelt und harmonisch interessant begleitet werden können. Aber Herr Brüll scheint mit Aengstlichkeit Alles vermieden zu haben, was vom Wege der einfachsten Gemüthlichkeit etwas abseits lag, er wollte wohl nur auf das „Gemüth", nicht auf den Geist wirken; damit bringt man heutzutage keine dreiactige Oper als Ganzes zu Stande.

Die Prüfung der einzelnen Nummern des „Landfrieden" bietet des Angenehmen, mitunter Ueberraschenden genug, und es ist Pflicht der Kritik, daß sie das Gute hervorhebe, nachdem sie die Fehler mit heller Lampe beleuchtet hat. Ich werde Nummer für Nummer in wenigen Worten besprechen, weil nach meiner Ueberzeugung den Leser durch diese Art der Darstellung am besten klar wird, wie viel Gutes unter Nebensächlichem verloren ging.

Die Ouvertüre ist unbedeutend. Das erste Duett zwischen Katharina und Brigitte ist voll hübscher Motive, die aber in jäher Hast wechseln. Erst 16 Takte anmuthiges Vorspiel $4/4$, dann ein Act Gespräch, dann gleich ein anderes Motiv $3/4$ „Ei der Junker blond und schön", dann wieder während acht Takten eine andere Phrase, zum Schlusse das erste Motiv des Vorspiels. Die Begleitung des Orchesters bewegt sich meistens über die pastoralartige Quinte $\overset{e}{a}$. Das Erscheinen Menzigers ist musikalisch unbedeutend; seine Verkündigung des „Landfriedens" ist wirksamer. Das Wallfahrtslied der Mädchen läßt gleichgültig. Die zweite Scene, der Raubritter Bosesen und sein Knappe Kapaun, ist recht hübsch erfunden, aber zu einförmig ausgeführt. Hier war dem Componisten Gelegenheit geboten, den verschiedenen komischen Gemüthsstimmungen der beiden Gauner drastischen Ausdruck zu geben. Der Schlußsatz „O Wunder über Wunder, der Ritter ist klug, ja klug", ist ein reizendes, kleines Duett. Das Trio zwischen Robert, Katharina und Brigitte ist zwar wenig wirksam, aber sehr hübsch. Sein Gespräch mit dem Ritter und dessen Knappen hat zuerst einen frischen Zug ($3/4$), bis mit dem plötzlich neuen, unnütz herbeigezogenen Motive $4/4$ „Rasch Euren Rath" wieder eine Verflachung eintritt, die sich auch über den Schluß „Ich muß sie sehn" erstreckt. Das kleine Duett zwischen dem Junker und dem Hofnarren ist sehr hübsch, leider nur zu kurzathmig. Die Jagdscene, der Trinkspruch Menzigers, die Antwort des Kaisers („Dem Rechte Schutz" ɛc.) beweisen, daß dem liebenswürdigen Componisten energische Motive nicht sehr gut gelingen. Ganz reizend ist der Chor der Mädchen, die athemlos, eine die andere überschreiend, Katharinens Entführung erzählen. Ueber das darauf Folgende habe ich bereits gesprochen.

Der zweite Act enthält die schönsten, auch künstlerisch bestgearbeiteten Nummern. Gleich das erste Terzett (Katharina, Bosesen und Kapaun)

bietet viele Feinheiten. Ihr Flehen an die Jungfrau, mit den dazwischen klingenden Erklärungen des Raubritters, zeugt von bedeutendem Talent. Das darauf folgende Teinklied mit seinen vier unzusammenhängenden Motiven ist recht schwach, der Refrain der Landsknechte mehr als banal. Dagegen ist der komische Heldenruf des betrunkenen Ritters an seine verlumpte Schaar ein kleines Meisterstück. Die Arie Katharinens bietet wieder vier verschiedene, wenig interessant und monoton begleitete Motive und zerfaserte Rhythmik. Dagegen enthält ihr Duett mit Robert einige sehr schöne Momente. Die Phrase „Käthchen, Eines darfst du mir glauben“ ist schön melodisch, breit und edel durchgeführt. Dieses Duett beweist, daß Brüll der Mann ist, der bei gründlichem Studium und genauer Selbstkritik Bedeutendes leisten wird. Das Erscheinen Kunz', des Hofnarren, ist ebenfalls glücklich eefunden und durchgeführt. Von da ab beginnt die von mir bereits angedeutete Herrschaft des Unsinns, die bis zum Actschlusse dauert.

Dee dritte Act beginnt mit einem hübschen Duett Menzigers und Katharinens; diesem folgt ein Lied Roberts hinter der Scene, mit welchem sich Katharinens Klagen einen, ein Stück, dem wir ein herzliches Bravissimo zurufen. Brigittens Ankunft ist durch leidige Monotonie der Begleitung weaig angenehm. Ihr Duett mit Katharina aber enthält eine sehr schöne breite melodische Pheafe „Juble aus mein Herz“. Leider geht die Wirkung dieses schönen Stückes ganz verloren durch den darauf folgenden sehe banalen Frauenchor, der entschieden wegbleiben müßte. In der letzten Scene spielt das Orchester einen ganz scharmanten, frisch erfundenen und wirksam instrumentirten Fackeltanz. Das Lied Brigittens „Herr Theuerdank“ ist reiner Bänkelsang. Die kleine Episode des Entzückens des Kaisers beim Anblicke Katharinens ist reizend. Aus der Stelle des Textes, in welcher Kunz seinen Rettungsvorschlag für Robert vorträgt und Katharina ihre Wonne ausspricht, daß sie den Geliebten zu retten vermag, konnte viel mehr künstlerischer Gewinn gezogen werden, als der Componist eezielt hat. Die beiden kleinen Arioso des Kaisers mit den deutschen Regungen sind recht melodiös und gelangten duech Betz' ganz herrlichen Voetrag zur höchsten Geltung.

Der geneigte Leser wird nun mit mir übeeeinstimmen, daß die neue Oper des Herrn Brüll viel Anerkennenswerthes und noch manches Schöne enthält, daß sie aber keinen Maßstab für ein feststehendes Urtheil über seine Berufung bietet, und daß ein solches erst nach einem dritten Werke gefällt werden kann. Herr Beüll weiß jetzt, was er zu bilden, was er zu meiden hat. Die Folge muß lehren, wie die Elemente gähren und was sich aus ihnen erzeugt.

Die Aufführung war ausgezeichnet. Fräulein Hofmeister als Katharina und Fräulein Lehmann als Brigitte verliehen ihren Rollen — den einzigen sympathischen — den ganzen Zauber ihrer schönen Stimme und liebenswürdigen Persönlichkeit. Herr Müller verwandte an den Junker Robert alle Mühe, aber seine schöne Stimme vermochte nicht diesen Charakter über Wasser zu erhalten. Von Meister Betz ist bereits gesprochen worden. Die Herren Krolop (Menziger), Fricke (Bosesen), Schleip (Kapaun) und Oberhauser (Kunz) thaten ihr Bestes, um die ihnen zugefallene Aufgabe zu Gunsten des Componisten zu lösen. Abee die Rolle eines Hofnarren, der immer auf zwei Minuten als rettender Engel erscheint, ist eine gar sonderbare, wie soll sie der Darstellee auffassen? Der Ritter und sein Knappe konnten im Anfange ihre Komik etwas mäßigen, am Schlusse des Actes könnten sie was immer unternehmen, sie retten ihn doch nicht. Chor und Orchester unter Eckerts Leitung waren vortrefflich.

Das sehr zahlreiche Publicum zeigte sich dem liebenswürdigen jungen Componisten sehr günstig gesinnt, rief ihn nach dem zweiten und dritten Acte mit den Darstellern und zollte jedem anregenden Stücke reichen Beifall. Der Fackeltanz mußte mit dem dazu gehörigen Ballete wiederholt weeden, Herr Taglioni und Beüll wurden bei offener Scene gerufen und sie erschienen Hand in Hand — eine Verkörperung der Allkunst! Die Oper wird nirgends den durchschlagenden Erfolg des „goldenen Kreuzes“ erringen, aber meiner Ueberzeugung nach bei richtigen Kürzungen in den beiden Actschlüssen, bei Weglassung des Frauenchors im 3. rc. rc. viele Freunde gewinnen.

H. Ehelich.

Offene Briefe und Antworten.

Geeheter Here Redarteur!

In Nr. 33 der „Gegenwart“ Seite 101 kommt die oft gebeauchte Wendung „des Pudels Kern“ vor. Beruht dieselbe nicht auf einem Mißverständniß, da der Pudel doch wohl keinen Anspruch auf einen Kern erheben dürfte? Ist nicht vielmehr des Puhls Kern zu scheeiben? Puhl, Pu'l plattdeutsch = rings abgegessener Apfel oder Birne, Kernhaus.

Um beim Erklären zu bleiben, — Scheffel erwähnt in seinem Ekkehard, Stuttgart 1874, S. 119, das Recht der chreno chruda, die Werfung der chrene chruda bei Uebertragung eines Grundstückes auf einen Andern, und bemerkt Seite 460, Anm. 127, daß die Worte chrene chruda noch nicht hinlänglich erklärt seien. Hier im Lande an der Bode ist es nun Sitte, zu „gruden“, d. h. in der heißen, glühenden Asche zu kochen. „Grude“ = Aschenloch. Im verflossenen Jahrhundert fanden sich hier zwei „Grudenhäuser“ zur Sammlung der Asche für die Etgersleber Salpeterhütte. Erklärt sich nicht chrene chruda am besten (r und e wie öfter versetzt) durch gelehrte Asche? Stimmt das nicht trefflich mit dem Zusammenraffen aus den vier Ecken der Stube? Obwohl das in Rede stehende Recht (alt-)fränkisch war, so ist doch die Erhaltung des Wortes „Geude“ = Asche allhier an dee Bode nicht auffällig, da König Sigibert von Ostfranken im Jahre 568 Unterthanen seines Reiches hierher verpflanzt hat.

Egeln, 11. October 1877.

Ergebenst

Engeln, Rector.

* * *

Geehrter Herr Redacteur!

In Nr. 41 Ihrer Zeitschrift befindet sich ein mit „velatus quidam“ unterzeichnetee offener Brief, betr. die in meinem Verlage eeschienenen „Theatergeschichtlichen Feuilletons“ bez. „Beiträge zur Geschichte des modernen Theaters“ von Gotthard Hübner. Herr „velatus quidam“ wirft sich in ein außerordentlich moralisches Pathos und spricht von „Vorspiegelung eines falschen Anscheins und von einem Versuch, duech einen vollkommen neuen Titel den Glauben zu erwecken, als habe man ein neues Buch vor sich“.

Gestatten Sie mir, darauf in Kürze Folgendes zu erwidern: Beim Erscheinen der „Theatergeschichtlichen Feuilletons“ gelangten an Zeitungen und Zeitschriften ungefähr 200 Exemplare dieses Werkes zur Besprechung. Dasselbe war durchschnittlich in dec allergünstigsten Weise von der Kritik beuetheilt woeden; abee ungeachtet aller dieser Empfehlungen konnte überhaupt von einem buchhändlerischen Absatze, wie die resp. Osteemesse ergeben, für mich keine Rede sein. Um dieses selbst von der Kritik anerkannte gute Werk nun nicht unverwerthet liegen zu lassen, habe ich mit Genehmigung des Veefassers den Titel „Theatergeschichtliche Feuilletons“ in „Beiträge zur Geschichte des modernen Theatees“ umgeändert und wegen dieses populäeeren Titels dem Buche in der That eine weitere Verbreitung verschafft, als es überhaupt wegen des früheeen Titels möglich gewesen wäre. Ich hielt allerdings die Käufer eines derartigen Buches nicht für so dumm, als Herr „velatus quidam“ sie zu halten scheint, daß sie ein Buch nur nach dem Titel bez. Umschlag kaufen, sondern nahm an, daß jeder gebildete Mann sich wenigstens noch das Inhaltsverzeichniß ansähe, woraus ja selbst dem Herrn „velatus quidam“ klar geworden sein müßte — angenommen, er habe das Buch unter dem ersten Titel auch wirklich gekauft? —, daß das Werk unter dem zweiten Titel „absolut“ dasselbe ist, sodaß sicher Niemand in die Lage kommen konnte, getäuscht zu weeden resp. das Buch zweimal zu kaufen. Zum Schluß bemerke ich übrigens noch, daß, wer bekannte Namen öffentlich angreift, soviel Takt besitzen müßte, auch seinen Namen dagegen zu setzen und nicht mit einer „verschleierten“ Unterzeichnung zu kommen.

Genehmigen Sie rc.

Dr. H. Wölfert,
Herm. Wölfert's Buchhandlung.

Leipzig, 15. Okt. 1877.

Inserate.

Methode Toussaint-Langenscheidt.
Briefl. Sprach- u. Sprech-Unterricht
für das Selbststudium Erwachsener. 26. Aufl.

Englisch von den Professoren Dr. C. van Dalen, H. Lloyd und G. Langenscheidt.
Französisch von Ch. Toussaint u. Prof G. Langenscheidt.

(Wöchentl. 1 Lekt. à 50 Pf. Jede Sprache 2 Kurse à 18 Mk. K. 1 u. 2 auf einmal nur 27 Mk. Brief 1 als Probe 50 Pf. [Marken!] Prosp. gratis.

Urtheile: „Diese Unterrichtsbr. verdienen d. Empfehl. vollständig, welche ihnen v. Sem.-Dir. Dr. Diesterweg, Dir. Dr. Freund, Prof. Dr. Herrig, Prof. Dr. Scheler, Prof. Dr. Schmitz, Prof. Dr. Städler, Dir. Dr. Viehoff u. and. Autoritäten geworden ist." *(Lehrerztg.)* — „T.-L.'s Meth. erscheint uns als eine d. wichtigsten Erscheinungen d. Neuzeit, als ein ebenso wichtiger Triumph des menschl. Scharfsinns, wie Dampfmaschine u. Telegraphie." *(Liter. Rundschau.)* — „Dies. Unt. ersetzt in jeder Hinsicht einen guten Lehrer." *(Schulztg.)* — „Der Lehrer wird bei dies. Unt. auch f. d. Aussprache ganz überflüssig." *(Schulrath Prof. Dr. Hermann, Wien.)* — „Der wohldurchdachte Plan u. d. Sorgfalt d. Ausführung treten in d. T.-L.'schen Meth. recht auffällig hervor, wenn man die schlechten Nachahmungen damit vergleicht, welche v. d. literar. Industrie auf d. Markt gebracht werden. *(Schulbl.)*

Langenscheidt'sche Verl.-Buchh. (Prof. G. L.),
Berlin, S.W., Möckernstr. 133.

In unserem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Memoiren
eines
Nicht-Idealisten.
Studie
von
Siegmey.
Mit
Illustration von L. Albrecht.
1 Mark.
Hoffmann & Ohnstein,
Leipzig.

Ein tüchtiger Redakteur entschieden liberaler Richtung, publicistischer Erfahrung und gediegener wissenschaftlicher Bildung, der eine gutsituirte Provinzialzeitung unter entsprechender Mithülfe selbständig leiten u. gehörig repräsentiren kann, wird gegen 2500 ℳ jährl. Gehalt u. 15% Tantième der Abonnements-erweiterung baldigst gesucht. Off. mit Referenzen werden unter H. M. 10. postlagernd Cassel erbeten.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Poetik.
Die Dichtkunst und ihre Technik
von
Rudolf Gottschall.
Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage.
2 Bände. 8.
Geh. 9 ℳ, gebunden 10 ℳ 50 ₰.

Dieses Hand- und Lehrbuch giebt nicht blos den dichterisch Strebenden für ihr Schaffen, sondern auch dem ganzen gebildeten Publikum für das Verständniss der Dichtwerke förderliche Hinweise.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

Der Improvisator.

Phantasien und Variationen für das Pianoforte.
Zweite Reihe.

No. 1. **Robert Fuchs,** Fantasia quasi variazioni. Op. 17. Pr. 3 ℳ 50 ₰.
No. 2. **Julius Röntgen,** Neckens Polska. Variationen über ein schwedisches Volkslied. Op. 11. Pr. 3 ℳ.
No. 3. **Stephen Heller,** Variationen über ein Thema von **R. Schumann.** Op. 142. Pr. 2 ℳ 75 ₰.

Weitere Beiträge haben zugesagt u. A. die Herren **W. Bargiel, N. W. Gade, H. Hofmann, S. Jadassohn, Th. Kirchner, F. Liszt, C. Reinecke, Ph.** und **X. Scharwenka.**

Früher erschien:
Der Improvisator. Erste Reihe. No. 1—10. Complt. cart. Pr. ℳ 7. 50 netto.
Enthaltend Werke von: **W. A. Mozart, L. v. Beethoven, C. M. v. Weber, F. Chopin, F. Liszt, S. Thalberg, A. Henselt, St. Heller, C. Reinecke, J. Brahms.**

Im Verlage der Türr'schen Buchhandlung in Leipzig sind soeben erschienen:

Berkow, Karl, An des Thrones Stufen. Roman. 3 Bde. Broch. ℳ 12.
Unger, J. von, Aus meinem Garnison-, Feld- und Reiseleben. Erinnerungen eines norddeutschen Officiers. 3 Bände. Broch. ℳ 12.
Temme, J. D. H., Ein Erbprinz. Roman. 2 Bände. Broch. ℳ 7. 50.
Wickede, J. von, Was Alles aus einem Deutschen Lieutenant werden kann. Roman aus der Gegenwart. 3 Bände. Broch. ℳ 15.
Murad Efendi, Türkische Skizzen. (2. Auflage.) 2 Bände. Broch. ℳ 7. 50.

Meyers Hand-Lexikon

Zweite Auflage 1878

*gibt in **einem Band** Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid.** Auf ca. 2000 kleinen Oktavseiten über 60,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.*

24 Lieferungen, à 50 Pfennige.

☛ *Subskription in allen Buchhandlungen.*

Verlag des Bibliographischen Instituts
in Leipzig.

Soeben erschienen und sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben, werden aber auch auf Wunsch direct franco übersandt:

Verlags-Mittheilungen No. 5.
September 1877.

Leipzig, October 1877. **Breitkopf & Härtel.**

☛ **Brockhaus' Bilder-Atlas!** ☚

In neuer Lieferungs-Ausgabe erscheint:

Bilder-Atlas.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon.
Zweite umgearbeitete Auflage.
Atlas von 500 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie.
Erläuternder Text von zwei Bänden Lexikon-Octav.
In Lieferungen zu 75 Pf.

In allen Buchhandlungen ist die erste Lieferung nebst illustrirtem Prospect vorräthig und werden Unterzeichnungen angenommen.

Bei Otto Meissner i. Hamburg ist erschienen:

OSIRIS.
Die Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von **C. Radenhausen.**
3 Bände. 31 ℳ 60 ₰.

In der Isis hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im Osiris versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 ℳ In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 ℳ
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung E. A. Seemann in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

№ 44. Berlin, den 3. November 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Der 26. und 27. October im preußischen Abgeordnetenhause.

Das Abgeordnetenhaus hat seine diesjährige Session mit einer jener großen Debatten eröffnet, wie sie immer seltener werden am Dönhofsplatze, seitdem ganz Deutschland eine centrale Volksvertretung hat und der preußische Landtag, welcher früher in deutschen Angelegenheiten die Führung hatte, eine Particularvertretung geworden ist wie der sächsische, der württembergische und der badische Landtag.

Freilich handelte es sich gestern und vorgestern um Angelegenheiten ersten Ranges, welche, obgleich specifisch-preußisch an sich, doch ganz Deutschland in Mitleidenschaft ziehen, nämlich um die constitutionelle Frage der Organisation und der Verantwortlichkeit des Ministeriums und um die Frage des Fortganges oder des Rückganges der Selbstverwaltung, welche man jetzt schon in viel bescheidenerer Tonart „die partielle Verwaltungsreform" zu nennen beginnt.

Es war ein bewegtes Drama, welches sich vor unseren Augen abspielte. Die ersten Kräfte traten auf und Jeder that sein Bestes. Allein es fehlte der erste Held, und das ist wirklich ein Fehler. Der Held sitzt in Varzin, wie weiland Achilles schmollend saß unter dem Dache seines myrmidonischen Zeltes. Aber wir wissen von dem Fürsten Bismarck fast eben so gut, wie von dem Peliden, was er hält von Troja und dem achäischen Lager.

Man sagt: Camphausen ist ihm zu „manchestern" und Achenbach zu „schwach", obgleich dessen präsumtiver Nachfolger Maybach an der Spitze des Reichseisenbahnamtes auch gerade keine Herkuleskräfte gezeigt hat. Aber, wer weiß? Kann nicht Camphausen sich entmanchestern und Achenbach erstarken, wenn es der Reichskanzler wünscht? Für Letzteren ist aber die Hauptsache die: die Organisation des preußischen Staatsministeriums gefällt ihm nicht. Er ist da nur der Erste unter Gleichen und nicht das Oberhaupt Aller, wie in dem Reiche. Er hat schon oft öffentlich sich darüber beschwert, daß die Ressortminister seinen Ideen nicht so empfänglich und zugänglich seien, wie die Nicht-Ressortminister v. Bülow und Hofmann, daß das preußische Ministerium keine einheitliche Behörde bilde, sondern nur durch ein sehr locker geknüpftes föderatives Band mit einander verknüpft sei, daß jeder preußische Minister auf seinem Ressort hause, wie Robinson Crusoe auf der Insel mit seinen Donnerstags und Freitags und mit seinen Lamas, und daß der Ministerpräsident, wenn er eine Prise nehmen wolle, erst von sieben bis acht anderen Herren, von welchen sich jeder den Luxus einer eigenen Meinung erlaube, die Genehmigung einholen müsse. Insbesondere über die Verwaltungsreformfrage war der Fürst Bismarck nie vollständig d'accord mit dem Grafen Eulenburg; allein Letzterer war stark durch das Vertrauen des Königs und durch die zwei Kammern, in welchen er sich die Zustimmung zu sichern verstand, allerdings manchmal durch sehr sinnreiche und eigenthümliche Mittel, z. B. dadurch, daß er das Herrenhaus gegen das Abgeordnetenhaus ausspielte und umgekehrt. Bei der Kreisordnung waren noch die Selfgovernments-Flitterwochen. Conservative und Liberale, Clerikale und Culturkämpfer, versicherten einander, das sei kein Kampf- und Parteiwerk, sondern ein solches des Friedens. „In die Arme sanken sich Beide — und weinten vor Schmerz und vor Freude." Das Werk kam zu Stande.

Dann aber trat die Differenz ein, auch unter den Liberalen. Herr von Forckenbeck und seine Freunde verhielten sich abwehrend gegen die Provinzialordnung (nebst Zuständigkeitsgesetz). Sie acceptirten davon nur die communalständische Seite, nicht die politische. Sie tadelten die Benachtheiligung der Städte, die Complication, Schwerfälligkeit und die Verworrenheit des Mechanismus, in welchem man allerdings sich nur mit Hülfe des Brauchitsch'schen Ariadnefadens zurecht zu finden vermöge. Sie fürchteten, die kolossale und schwere Provinzialordnung werde das eigentliche Communalleben zu Boden drücken, wenn dasselbe nicht zuvor durch Verbesserung der Städteordnungen und durch Einführung einer Landgemeindeordnung, welche in den östlichen Provinzen gänzlich fehlt, befestigt und gekräftigt werde. Herr von Forckenbeck im Herrenhause, seine nächsten Freunde im Abgeordnetenhause, stimmten deshalb gegen die Provinzialordnung.

Die Mehrzahl der Nationalliberalen stimmte dafür, aber auch ein sehr erheblicher Theil der Fortschrittspartei, an ihrer Spitze Herr Hänel. Dieser und der Abgeordnete Miquel, der Eine ein Schleswig-Holsteiner, der Andere ein Hannoveraner, dürfen als die eigentlichen parlamentarischen „Patres conscripti" der Provinzialordnung und des Zuständigkeitsgesetzes, so wie solche gegenwärtig stehen und liegen, betrachtet werden.

Mit der Kreisordnung ist die Mehrzahl der Bevölkerung innerhalb ihres Geltungsbereiches zufrieden. Von der Provinzialordnung und dem Zuständigkeitsgesetze kann man dasselbe nicht behaupten. Die Unzahl der neugeschaffenen Selbstverwaltungsbehörden, neben welchen die alten bureaukratischen Organe fortwirken, in der Art, daß entweder Beide in Zwiespalt gerathen, oder die Selbstverwaltungskörperschaften die Staatsbeamten ihrer Verantwortlichkeit überheben; die Complication und Langsamkeit der Maschinerie; das Uebergewicht

der Grundherren; die positiven und negativen Competenzconflicte; die künstliche Construction der verschiedenen Rechtsmittel mit ihren mannichfachen Formen und Fristen, — das Alles erregt vielfach Unzufriedenheit, welche nur durch eine Städteordnung und eine Landgemeindeordnung beseitigt werden könnte. Vielleicht haben auch Diejenigen nicht ganz Unrecht, welche eine partielle Revision verlangen. Freilich müßten Garantien dafür gefunden werden, daß eine solche Revision nicht das Ziel überschießt und den Zwecken der Reaction dient.

Wenn wir die Frage der Verwaltungsreform theilen und formuliren wollen, so handelt es sich:

1. um den Geist und Sinn der Reformen,
2. um den inneren Umfang derselben,
3. um den äußeren geographischen Geltungsbereich derselben, und
4. um die „Etappen", in welchen der noch übrige Weg zurückgelegt werden soll, oder vielmehr um die Reihenfolge, in welcher die einzelnen Schritte gethan werden sollen, welche noch nöthig sind, um das System der Reform zu vollenden und geographisch dasselbe auf das ganze Gebiet der Monarchie auszudehnen.

Bekanntlich wollte der selige Waldeck mit der Landgemeindeordnung angefangen haben. In diesem Punkte ist die jetzige Fortschrittspartei dem politischen Vermächtniß ihres großen Führers untreu geworden. Sie fing mit der Kreisordnung für fünf von den sechs östlichen Provinzen an. Hätte man an der Gemeindeordnung, als dem ersten Ausgangspunkt, festgehalten, so würden wir uns jetzt nicht in dieser Sackgasse befinden. Indessen waren damals noch, als man die Kreisordnung zu Stande brachte, Alle — Regierung, Herrenhaus, Abgeordnetenhaus und alle Parteien des letzteren — darüber einig, daß man das Ganze wolle, und zwar das Ganze für Alle, d. h. also Landgemeinde- und Städteordnung, Kreisordnung, Provinzialordnung und Reform der gesammten Staatsverwaltung, soweit sie in die Hände der Staatsbeamten gelegt ist. Man war also einig darüber:

1. Reform im Geiste der Selbstverwaltung,
2. sachliche Ausdehnung auf alle Gebiete der Gemeinde-, Kreis-, Bezirks-, Provinzial- und Staatsverwaltung,
3. räumliche Ausdehnung auf alle Provinzen der Monarchie.

Leider einigte man sich nicht über die sogenannten Etappen. In dieser Frage folgte man der Führung des Grafen **Eulenburg** und nicht derjenigen des Herrn von **Forckenbeck**. Dies war ein Fehler, dessen sich auch die Herren **Hänel** und Genossen theilhaftig gemacht haben; und es wäre besser, wenn man heute, statt sich die Schuld des gemeinsam begangenen Fehlers gegenseitig in die Schuhe schieben zu wollen, die Kräfte, welche man an dieser unfruchtbaren, retrospectiven Kritik vergeudet, anwenden wollte, um gemeinsam Hand anzulegen, damit wir die verfahrene Sache wieder auf die richtige Bahn bringen.

Der Graf zu **Eulenburg** hatte kein System. Er servirte allemal diejenige Speise, von welcher er glaubte, sie sei die am leichtesten verdauliche. Vielleicht zuweilen auch nur die, deren Zubereitung die geringsten Schwierigkeiten zeigte. Denn er war ja nicht allein Herr in der Küche; und viele Köche verderben den Brei, so daß er manchmal gar nicht servirbar ist.

Als man die Kreisordnung für die fünf Provinzen glücklich und zu allgemeiner Zufriedenheit fertig gebracht hatte, da hätte man sofort daran gehen müssen, dieselbe auf alle übrigen Provinzen der Monarchie auszudehnen. In den Modificationen mußte man sparsam sein, um die Rechts- und Verwaltungseinheit der Monarchie nicht zu erschüttern. Dann mußte man zu den Gemeindeordnungen übergehen, und nachdem man so ein breites und festes Fundament gelegt hatte, konnte man seine Zeit und seine Kräfte der Reform der Staats- und der Einführung der Selbstverwaltungsbehörden in allen anderen Gebieten widmen. Die Aufgabe, welche ohne das schwer war und deshalb — warum sollen wir aus unserem Urtheil über die Provinzialordnung und das Zuständigkeitsgesetz ein Hehl machen? — **mißlungen** ist, würde dann eine leichte, dankbare und erfolgreiche gewesen sein.

Dies mußten wir vorausschicken, um unser Urtheil über die Debatten vom 26. und 27. October kurz zu begründen, wobei uns die Knappheit des Raumes nicht gestattet, auf alle Einzelheiten einzugehen.

Was zunächst die **Beurlaubungsfrage** anlangt, so ist dieselbe im Laufe der Debatten in den Hintergrund getreten. Mit Recht. Der König hat verfassungsmäßig das Recht, Minister nicht nur zu ernennen und zu entlassen, sondern auch sie zu beurlauben und deren Stellvertreter zu bestellen. Solche Stellvertretungen kommen überall vor. Allerdings kann eine allzulange Dauer eines solchen Interims Mißstände erzeugen, und schon unsere Ahnen im sechzehnten Jahrhundert sagten:

„Das Interim, das Interim
Hat den Schalk hinter ihm."

Allein das ist dann eine rein politische Frage, eine question d'opportunité, aber nicht eine quaestio juris, — nicht eine Rechts- und Verfassungsfrage. Das Centrum allerdings hatte ein Interesse, die Beurlaubung **Eulenburgs** zu einer Demonstration gegen den Fürsten **Bismarck** auszubeuten. Sein Antrag, welcher auf eine „feste" Organisation des Staatsministeriums und Verantwortlichkeit der Minister ging, lautet eigentlich (Herr Windthorst hatte dessen kein Hehl, obgleich sonst sein Vortrag etwas unklar und durch Lazzi und sonstige Parerga förmlich überwuchert war), wenn man ihn in gutes, d. h. in klares Deutsch übersetzt, also:

„Bismarck hat zu viel Gewalt über die Minister. Nehmen wir ihm dieselbe. Machen wir statt eines einheitlichen, homogenen und solidarischen Staatsministeriums eine lose und lockere ministerielle Föderativrepublik."

Das entspricht vielleicht den Interessen des Centrums, aber nicht der Verfassung eines constitutionellen Staates, in welchem das Gesammtministerium (unbeschadet der Specialverantwortlichkeit eines jeden einzelnen Ministers für sein Ressort und die darin ergriffenen Maßregeln) für alle politischen Acte solidarisch sein muß, in der Art, daß **Jeder für Alles** haftet, die Hauptverantwortlichkeit aber auf dem Chef ruht.

Was sodann die **Verwaltungsreform** anlangt, so wäre es Sache des Abgeordnetenhauses gewesen, einen Standpunkt zu fixiren und der Regierung zu erklären, daß sie nur dann, wenn sie diesen theilt, auf Unterstützung rechnen könne. Ein Beschluß in dieser Richtung, mit großer Majorität gefaßt, würde sofort Klarheit in die Situation gebracht und die schwüle und dunkle Luft gereinigt und aufgehellt haben. Der Beschluß mußte sich über alle vier Punkte erstrecken, welche wir oben genannt haben. Auch über die Etappenfrage, und zwar mußte, im Interesse der politischen Einheit, die Ausdehnung der Kreisordnung auf alle Provinzen in die **erste Linie** gestellt und das schwächliche Städteordnungs-Novellettchen ohne Erbarmen a limine zurückgewiesen werden. In Ermangelung einer solchen Resolution begnügte sich Herr **Lasker** damit, Namens der zahlreichsten Partei, welche jedoch auch nicht über die Majorität gebietet, feste Stellung zu nehmen. Das in dem hohen Hause herrschende Parteiwesen, welches namentlich am 27. seine häßlichsten Auswüchse zeigte, ist zu verfahren, um eine gemeinsame Resolution möglich erscheinen zu lassen. Da kann sich denn das hohe Haus nicht beschweren, wenn sein Einfluß gering ist. Herr **Richter-Hagen** wollte eigentlich ein Mißtrauensvotum gegen die Minister begründen. Statt dessen begründete er ein solches gegen die Mehrheit der Nationalliberalen, ohne zu bedenken, daß ein Theil seiner eigenen Freunde davon mitbetroffen wurde. Sonst so ausgezeichnet durch sein allumfassendes und allgegenwärtiges Gedächtniß, schien er ganz die schönen Zeiten vergessen zu haben, wo die Herren **Miquel** und **Hänel** sich als „wilde Männer" auf beiden Seiten des Eulenburg'schen Provinzialordnungs-Wappens aufgestellt hatten, um Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken zu fordern; und das ist doch noch gar nicht lange her.

Um eine gemeinsame Resolution zu erzielen, dazu waren die Freiconservativen, welche im Besitze der Aemter sind, zu optimistisch; und die Fortschrittspartei, welche sich in der Opposition befindet, zu pessimistisch; eine dritte Partei, welche die Majorität hätte oder erhalten könnte, existirt nicht.

Der Optimismus ist ein Fehler. Aber der Pessimismus ist im gegebenen Falle vielleicht ein größerer. Der Pessimismus ist (was übrigens die Fortschrittspartei durchaus nicht will) recht gut, um Revolutionen zu machen, aber er taugt nichts, um eine in's Stocken gerathene Reform wieder in den Fluß zu bringen.

Johannes Berg.

Ein alter Josephiner.

Mit Thaddäus Paithner Freiherrn von Lichtenfels ist wieder einer von der alten josephinischen Garde Oestreichs in's Grab gestiegen; eine jener, in unserer Zeit nicht eben seltenen Persönlichkeiten, die der Unfehlbare in Rom für die Sache des Rechtes und der Freiheit gewonnen, indem er ihnen keine andere Wahl ließ, als zu den Waffen des Liberalismus zu greifen, wenn sie nicht den Staat den Anmaßungen des Vaticans und der mit ihm verbündeten Hochtories preisgeben, namentlich aber nicht Oestreich durch die Nationalitäten, die für Römlinge und Feudale die Kastanien aus dem Feuer holen sollten, in einen mittelalterlichen Brei zersetzen lassen wollten. Hätte Bach nicht, um sein Streben nach Verwirklichung des Einheitsstaates, namentlich Ungarn gegenüber durchzusetzen, den energischesten Beistand des Jesuitismus anrufen müssen: nie wäre dem, was er der Monarchie als seine Erbschaft hinterließ, ein ernster Gegner an Lichtenfels erwachsen. Dem Minister war das Concordat, das die wichtigsten staatlichen Attribute der Kirche opferte, ein Mittel, um die Axt an das Kreuz auf den drei Hügeln zu legen; um mit dem Graner Primatiat das letzte Symbol der Einheit und Unabhängigkeit Ungarns zu stürzen, wie ja politisch die Stephanskrone bereits in fünf Statthaltereien, mit der Wojewodina, Siebenbürgen, Kroatien und der Militärgrenze aufgelöst war. Es war somit correct, daß er für seine neue Baronie die Devise wählte „in cruce spes mea“ — was freilich der allzeit schlagfertige Wiener Witz, das „Kreuz“ im antik römischen Sinn auffassend, übersetzte „der Galgen mein Ende“. Wenn man aber gleich nie gehört hat, daß Lichtenfels, obschon ehemaliger Lehrer des Kaisers Franz Joseph und abwechselnd in hohen Verwaltungs- wie Magistraturstellen einer der höchsten Staatswürdenträger, Geheimrath, Excellenz und Mitglied jenes ständigen Reichsrathes, mit dem Oestreich nach dem Staatsstreiche von Neujahr 1852, nach der Cassirung seiner Verfassung begnadet ward — wenn man, sagen wir, auch nie gehört hat, daß Lichtenfels gegen diese Concordatspolitik Front gemacht: so regte sich doch in dem alten Bureaukraten mächtig und unwiderstehlich der Geist des Josephinismus, als sich ein Jahr nach Solferino im verstärkten Reichsrathe, unter dessen Mitglieder er ebenfalls berufen war, deutlich zeigte, daß derselbe auch nicht einmal das Banner der staatlichen Centralisation sein konnte, sondern nur noch von einer feudalen Clique als Schiboleth mißbraucht werden sollte, um mit Hülfe des Clerus und der Nationalitäten das Reich in ein Chaos „historisch-politischer Individualitäten“ zu zersplittern; um den modernen Staatsgedanken völlig mit Stumpf und Stiel auszurotten und die Monarchie bis tief in den Vormärz zurückzuschieben; um mit Herstellung einer siebzehnfachen Kleinstaaterei in den Erblanden jenen Boden für Mecklenburger Zustände zu schaffen, auf dem allein die Herrlichkeit der beiden privilegirten Kasten mit Postulaten-Landtagen und Rothfrack-Ständen sich in voller Ueppigkeit zu entfalten vermag. Das war der Wendepunkt in Lichtenfels' Leben; es war die „Markscheide“ auch in seiner eigenen Laufbahn, wo sich aus dem bloßen Beamten der Staatsmann entpuppte, als er den ungarischen und böhmischen Herren, die im verstärkten Reichsrathe dominirten, erklärte: Oestreich stehe jetzt an der Markscheide seiner Geschicke, ob es sich als Einheitsstaat zur wahrhaften Größe emporschwingen, oder als schwacher Föderativstaat zu einer Macht zweiten Ranges herabsinken solle.

Was sonst nur Feldherrn zu begegnen pflegt, daß sie erst in vorgerückten Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit erregen, daß ihre eigentliche Ruhmesepoche mit ihrem Greisenalter zusammenfällt, das traf somit bei Lichtenfels als Politiker zu. Sang- und klanglos wäre er zum Orkus hinabgesunken, wenn ihm nicht nach vollendetem 62. Lebenjahre der verstärkte Reichsrath Gelegenheit geboten hätte, mit der ganzen Schärfe seiner Logik und seines Verstandes, mit der ganzen Fülle seines Wissens und seiner praktischen Erfahrung für den modernen Einheitsstaat gegen feudalclerikale Schrullen zu Felde zu ziehen. Den hohen Grad von Popularität aber, der sein Grab umstrahlte, dankte er ausschließlich seiner energischen Mitwirkung bei der Revision und endlichen Beseitigung des Concordates, als er bereits seinen 70. Geburtstag gefeiert und seit drei Jahren aus dem activen Staatsdienste geschieden war. Also in beiden Richtungen der echte Repräsentant der josephinischen Aufklärung: und wenn an dem Satze „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ anders etwas Wahres ist, muß doch der Josephinismus wohl nicht die Schmähungen verdienen, womit es neuerdings Mode geworden ist, ihn auch von liberaler Seite zu überhäufen. In seinem ganz vortrefflichen Motivenberichte zu den confessionellen Maigesetzen von 1874 sagt Ministerialrath Lehmeier: „Im 18. Jahrhunderte trat das herrschende staatskirchenrechtliche System unter dem östreichischen Namen „Josephinismus“ auf; allein wenn auch östreichische Regenten diesem Systeme besonders entschieden anhingen, war derselbe doch keine eigenthümlich-östreichische, sondern eine allgemeine geschichtliche Erscheinung; der Josephinismus repräsentirt eben den Durchgang des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche durch die historische Region des Polizeistaates ... Aber er widerstrebt den Anschauungen und politischen Anforderungen der Gegenwart, er taugt heutzutage ebensowenig als Princip des Staatskirchenthums, wie seine Grundlage, der sogenannte aufgeklärte Absolutismus, als allgemeines Regierungsprincip taugen würde.“ Nun zählte Lichtenfels bereits 76 Jahre, als er im Herrenhause mit der ganzen Wucht seiner Beredtsamkeit für diesen Act der Legislative eintrat; kann es einen besseren Belag für die wunderbare geistige Rührigkeit geben, womit der Greis in sich selber den Uebertritt aus der absolutistischen zur constitutionellen Phase des Josephinismus vollzogen, mit der richtigen Erkenntniß, daß ja das Ziel dasselbe geblieben ist und nur die Form einer zeitgemäßen Aenderung unterzogen ward? Und wie auf kirchen-, so auf staatsrechtlichem Gebiete! Noch im verstärkten Reichsrath fand Lichtenfels in seiner langen Rede zu Gunsten des Minoritätsvotums, das gegenüber den Verfechtern der „historisch-politischen Individualitäten“ den Gedanken der Staatseinheit verfocht, kein Wort der Verwahrung gegen die feierliche Erklärung, die der Antragsteller hier im Namen der Unterzeichner abgab: er verbitte sich ein- für allemal die Verdächtigung, als sei dies ein verkappter Antrag für Einführung parlamentarischer Institutionen; als habe „irgend ein Mitglied je beabsichtigt, durch dieses Votum auch nur im Entferntesten auf eine Repräsentativverfassung im modernen Zuschnitte und nach französischen Grundsätzen hinzudeuten“. Es ist interessant, damit den Feuereifer zu vergleichen, in dem Lichtenfels als 75jähriger Greis im Herrenhause 1873 für die Wahlreform eintrat, um den Erblanden ein wirkliches Vollparlament und die erste ernsthafte Volksvertretung zu verschaffen, die sie seit 1848 besessen. Wohl wollte der einstige Mithelfer bei der Bach'schen Centralisation auch hier nur die Staatseinheit mindestens diesseits der Leitha gegen feudale und nationale Prätensionen retten; aber ist nicht die Vorurtheilslosigkeit staunenswerth, die in so hohem Alter die Mittel zur Erreichung des vorgesteckten Zieles anstandslos wechselt — während die meisten Staatsmänner die Hartnäckigkeit und Verbohrtheit so weit treiben, mit Molières Arzt zu sprechen: „Es ist dir besser zu sterben, als daß du genesest gegen die Regeln meiner Kunst“?

Daß Lichtenfels im verstärkten Reichsrathe 1860 bei jeder

administrativen, gerichtlichen, wirthschaftlichen und finanziellen Debatte mit Energie für die Centralisation eintrat, zeugte allerdings für seine umfassende Kenntniß aller Zweige des östreichischen Staatswesens. Populär aber konnte ihn diese Wirksamkeit, die jedes parlamentarische Leben perhorrescirte, ebensowenig machen, wie seine Thätigkeit unter Schmerling, die im Wesentlichen darauf hinauslief, die Repräsentativinstitutionen zu einem bloßen Scheinconstitutionalismus herabzudrücken; zu einer Maske, hinter der auf anderem Wege jetzt das Ziel des rein bureaukratischen Einheitsstaates erreicht werden sollte. Als Präsident des neu creirten Staatsrathes, der den Zusammenhang zwischen beiden Reichshälften auch nach Wiederherstellung der ungarischen Hofkanzlei aufrecht erhalten sollte, fiel ihm hauptsächlich die Rolle zu, Ungarn auf Grundlage der famosen „Verwirkungstheorie" mit Gewalt in den Rahmen des Reichsrathes und der Februarverfassung zu pressen. „Jetzt ist das Terrain unser!" rief er mit triumphirendem Scharfblicke aus, als gleich nach Neujahr 1864 Hofkanzler Vay sich für ohnmächtig erklären mußte, die aufsässigen Comitate in der Steuer- und Recrutirungsfrage zur Vernunft zu bringen. Bekanntlich blieb aber nicht nur der Erfolg aus, es lag auch in der Natur der Sache, daß Lichtenfels in diesem Kampfe gegen Ungarn, das für sein avitisches Verfassungsleben stritt, Schmerling immer mehr in die rein centralistisch-bureaukratische Richtung hineindrängen mußte. Nicht nur Sympathie zog beide Männer zu einander, der Staatsminister fand auch an dem tiefen Kenner des östreichischen Staatsrechtes die werthvollste Unterstützung, deren er unmöglich entbehren konnte. Im Kampfe gegen Feudale und Föderalisten war Lichtenfels der zuverlässigste und beredteste parlamentarische Ablatus Schmerlings; aber freilich war es auch wesentlich seinem hervorragenden Einflusse als Präsidenten des Staatsrathes, dem die Vorprüfung aller Gesetzentwürfe oblag, zuzuschreiben, wenn der Reichsrath schließlich fast an Lebensüberdruß zu Grunde ging, weil die Bevölkerung der Erblande nicht mehr begriff, warum sie eigentlich sich dafür erwärmen sollte, daß Ungarn seine Verfassung „verwirkt" habe, blos damit das ganze Reich mit einer ministeriellen Votirmaschine beglückt werde. Als dann jedoch an die Stelle Schmerlings im Juni 1865 die Concordatsmänner traten und die Februarverfassung sistirten, die ungarische Verfassung aber nur „im Principe" anerkannten, da war es Lichtenfels' erste volksthümliche That, daß er augenblicklich mit den gestürzten Ministern aus dem Staatsdienste trat und trotz alles kaiserlichen Zuredens seine Demission aufrecht erhielt.

Aber erst als mit Verfassung und Reichsrath auch die Tribüne wiederhergestellt war, als das Bürgerministerium einsah, was Schmerling verkannt, daß ohne Angriff auf das Concordat der ganze Constitutionalismus eitles Kinderspiel sei, da erst öffnete sich dem alten Josephiner jener Schauplatz, auf dem es ihm vorbehalten war, in der Geschichte Oestreichs einen Ruhmesplatz für alle Zeiten einzunehmen. Nach Stellung und Einfluß, nach Wissen und Rednergabe war Niemand so wie er befähigt, der präpotenten Jesuitenaristokratie, die — um einen Ausdruck Bergers zu gebrauchen — Oestreich als ihre Melkkuh zu betrachten gewohnt war, tödtliche Keulenschläge zu versetzen. Und hier zeigte sich denn doch auch, daß seine Thätigkeit unter Schmerling ihre freisinnige und erfolgreiche Seite gehabt: denn als Mitglied des Herrenhauses, in das ihn der Staatsminister berufen, hatte er dort im Kampfe mit den Leo Thun, Jaroslaw, Clam-Martinic und Consorten jene Majorität gedrillt, die das östreichische Oberhaus von den meisten andern Pairskammern so vortheilhaft unterscheidet, weil es durchaus nicht als seine Aufgabe betrachtet, mit Feudalen und Römlingen durch Dick und Dünn zu gehen, selbst dann nicht, wenn die Krone sich für ein Ministerium Belcredi oder Hohenwart entschieden. Diese Phalanx, seine eigenste Schöpfung, führte er nun persönlich zum Siege, als das Bürgerministerium die erste Revision des Concordates durch die Maigesetze von 1868 vollzog, deren Durchbringung im Herrenhause recht eigentlich Lichtenfels' Werk war. Es ist kaum übertrieben zu sagen, daß sich die Debatte in der Hauptsache vielfach zu einem Duelle zwischen ihm und dem Urheber des Concordates, Grafen Leo Thun gestaltete, wobei dieser den wuchtigen Schlägen Lichtenfels' und den warmen Harangueu Anastasius Grüns nichts Besseres entgegenzusetzen wußte, als die weinerlich-hochmüthige Ausflucht: „Er habe nur Argumente vernommen, die schon bis zur Ermüdung der Geduld vorgetragen worden und von denen ihm nur Eins unbegreiflich sei, wie Vertreter der ältesten östreichischen Adelsgeschlechter sie in den Mund nehmen könnten." Schon Mitte Februar 1868 hatte Thun einen Brief an den Präsidenten, Fürsten Colloredo, gerichtet, worin er erklärte, „Es wäre ihm höchst erwünscht, unter Verhältnissen, wo er Alles, was ihm theuer und heilig, unberechtigten Angriffen ausgesetzt sehe, seine Ueberzeugung parlamentarisch vertreten zu können", und hieran die verschämte Anfrage knüpfte: „Ob das Haus die seinen Mitgliedern zustehenden Rechte auch denjenigen zuerkenne, welche die Zulässigkeit dessen bestreiten, was es als seinen Beruf in Anspruch nehme?" Auf diese nette Zumuthung, das Haus solle Eins seiner Mitglieder, das die Rechtmäßigkeit der ganzen Körperschaft bestreite, einladen, Gastrollen zu geben, inspirirte Lichtenfels die Antwort: das Haus sei nicht gesonnen, „unzulässige Einsprache zu dulden, noch Jemanden an den Verhandlungen theilnehmen zu lassen, der sich nicht als Mitglied des Parlaments ansehe; da es jedoch Niemanden seiner Mitgliedschaft entbinden könne, müsse es dem Herrn Grafen anheimstellen, bei Sr. Majestät um seine Enthebung nachzusuchen". Zur Leitung der Debatten hatten die verfassungstreuen Pairs ein Vierercomité, in dem auch Lichtenfels saß, eingesetzt, um über alle unvorhergesehenen Zwischenfälle souverän zu entscheiden. Als daher am 19. März bei Beginn der Discussion des Ehegesetzes Thun auf seinem Sitze erschien, und ein kurzes kaiserliches Handschreiben zur Verlesung brachte, des Inhalts, „daß Se. Maj. sich nicht veranlaßt sehe, ihn seiner Pflichten als Herrenhausmitglied zu entheben, und er daher seinen Obliegenheiten als solches nachzukommen habe", trat Lichtenfels sofort den Feudalen entgegen, so wie sie Miene machten, dies Handbillet für ihre Zwecke auszubeuten. Nicht einmal in das Protokoll der Sitzung durfte die Episode aufgenommen werden, denn „wer hier im Hause erscheint, erkennt dadurch die Rechtsgültigkeit unserer Beschlüsse an", so brach Lichtenfels den Thun'schen Intriguen die Spitze ab. Und als nun der 70jährige Greis mit dem gebrechlichen Körper und der schwachen Stimme sich erhob, um selber das Wort zu ergreifen gegen den Vertrag mit Rom, da drängten sich Alle, Freund und Feind, an die Tribüne, um keine Silbe seiner staats- und kirchenrechtlichen Deductionen zu verlieren, und lautlose Stille, athemlose Spannung lagerte sich über dem Hause wie über den dichtgefüllten Galerien. Wie Lichtenfels mit Thun umsprang, dafür nur den einen Beleg, daß der Concordatsgraf unter Anderem gesagt: „die Kirche besteht aus den Bischöfen, das weiß ein Jeder, der sich jemals mit diesen Dingen beschäftigt" — und der alte Josephiner entgegnete: „Das ist mir ja ganz etwas Neues! Bisher galt die Kirche immer als die Gemeinschaft aller Gläubigen!" Vor der Abstimmung mußte Lichtenfels wieder dem Präsidenten zu Hülfe kommen, da ein im letzten Momente eingebrachter Vertagungsantrag neue Gefahr drohte, wenn nicht Lichtenfels, mit der Geschäftsordnung in der Hand, durchgesetzt hätte, daß derselbe zuerst, noch vor dem Minoritätsantrage auf Einleitung neuer Verhandlungen mit der Curie, zum Scrutinium gestellt ward. Eine noch derbere Zurechtweisung holte sich Thun, als er am 31. März bei der Discussion des Schulgesetzes die Bestimmung, daß der Studienfonds nicht mehr ausschließlich für katholische Schulzwecke vorbehalten bleiben solle, als einen Eingriff in das Eigenthum der Kirche brandmarkte. Baron Lichtenfels erklärt dem Vater des Concordats, es gebe auch nicht Eine Verordnung, die jenen Fonds zum specifisch-katholischen Vermögen oder gar zum Eigenthum der katholischen Kirche stemple; vielmehr sei derselbe bis 1855 stets im Besitze des Staats als Fonds für alle Confessionen gewesen. „Es ist" — fuhr der Redner fort — „nach meiner Ansicht ganz unbegreiflich, wie man im Concordate jenen Fonds als Kircheneigenthum unter die Oberaufsicht und Verfügung des Episkopates hat stellen können

— soll von einer Klage über Besitzverrückung die Rede sein, so trifft sie das Concordat, und das gegenwärtige Gesetz stellt nur den rechtmäßigen Besitz wieder her, den das Concordat umgestoßen hat.“ Solche Lectionen aus dem Munde einer so unanfechtbaren Autorität machten damals einen um so mächtigeren Eindruck, mit je unerträglicherem Hochmuthe die Römlinge bisher die Proteste der „Zeitungsjuden“ im Vollgefühl der eigenen Unfehlbarkeit ignorirt hatten: „Odi profanum vulgus et arceo, favete linguis!“

Wie das Bürgerministerium in den kirchenrechtlichen, so hatte auch das Cabinet Auersperg in den staatsrechtlichen Fragen, die es zunächst beschäftigten, einen treuen Paladin an Lichtenfels — ein schlagender Beweis, daß dessen Josephinismus denn doch eine wesentlich liberalere Färbung angenommen, als unter Schmerling, wenngleich das Bestreben, den Centralismus mindestens in den Erblanden zu retten, hier ebenfalls maßgebend für ihn war. Lichtenfels übernahm im Herrenhause das Referat bezüglich des Nothwahlgesetzes im März 1872, durch welches die Polen im Reichsrath festgenagelt wurden, da es die Regierung zur sofortigen Ausschreibung directer Wahlen im Falle von Mandatsniederlegungen, ohne vorherigen Appell an den betreffenden Landtag, autorisirte und die Verfassungsfeinde bekanntlich nichts so sehr fürchteten, als diese. Lichtenfels führte namentlich aus, daß das Nothwahlgesetz nur ausdrücklich ein Recht sanctionire, das, seiner Auffassung nach, der Regierung auch schon durch die Februarverfassung zustehe, die allerdings, ihrem Wortlaute nach, die directen Wahlen nur als Expediens im Falle der Renitenz eines Landtages kennt. Es war dies die Vorbereitung für die Wahlreform selber, die das Abgeordnetenhaus für immer und vollständig von den Landtagen loslöste und aus einer Versammlung von Landtagsdelegationen ein wirkliches Parlament machte. Auch bei diesem Anlasse führte Lichtenfels am 27. März 1873 die Berichterstattung und trat mit einem solchen Feuereifer für die Festhaltung des Centralismus in den Erblanden, namentlich für die Einbeziehung Galiziens in die Wahlreform ein; er sagte den Polen, die eine Ausnahmsstellung prätendirten, wie sie Kroatien Ungarn gegenüber besitzt, so derbe Wahrheiten darüber, wie die Slachzizen den Ruthenen, Juden, Deutschen und Bauern gegenüber eigentlich doch nur eine kleine Minorität bilden, daß er mit Recht auch an diesem Acte einen Theil der erfolgreichen Mitwirkung beanspruchen darf. Nach den jahrelangen Discussionen in der Presse und auf allen Landtagen war es keine Kleinigkeit, hier noch ein neues Argument zu Gunsten der Reform beizubringen. Dennoch gelang es Lichtenfels, die Theorie von dem vermeintlichen Rechte der Landtage auf die Vollziehung der Reichstagswahlen, das ihnen ohne ihre Einwilligung nicht entzogen werden dürfe, vollends zu widerlegen durch das einfache Argument: ein Wahlkörper, also auch ein Landtag als solcher, kann nie ein Recht haben; sonst könnte ohne Zustimmung der Wähler kein Wahlgesetz und kein Wahldistrict von der Legislative abgeändert werden.

Inzwischen hatte auch das Ministerium Auersperg seine anticlerikale Campagne eröffnet, indem es, als Vorläufer der legislatorischen Aufhebung des Concordates, die Reform der Universitäten durchsetzte, wobei es sich in erster Linie darum handelte, dieselben ihres katholischen Charakters zu entkleiden und namentlich die Kanzlerschaft der Fürsterzbischöfe von Wien und Prag über die beiden dortigen Hochschulen aufzuheben. Bei diesem Anlasse kam es am 27. Januar 1873 zu jenem Duelle zwischen Rauscher und Lichtenfels, das bereits damals eine andere Feder in diesen Blättern geschildert. Nie hat man den gravitätischen Cardinal so fassungslos und so fuchswild gesehen, wie damals, als Lichtenfels seine Rede widerlegte, indem er Stellen aus der Broschüre vorlas, die der Erzbischof während des Concils in Neapel gegen die Unfehlbarkeit hatte drucken lassen. Zitternd vor Erregung wußte er nichts zu erwiedern, als daß Lichtenfels kein Recht habe, aus einer anonymen Schrift willkürlich herausgegriffene Citate gegen ihn in's Feld zu führen. Es war ein böser Tag für die Eminenz; denn in dem Zorne gegen die Angriffe ultramontaner Organe, die ihn um seines Centralismus willen als lauen „Auchkatholiken“ brandmarkten — eine Analogie zu Belcredis Wort, er sei „auch Deutscher“ —, warf Rauscher dem Prager Cardinal in der Debatte die Anschuldigung in's Gesicht, die Feudalen und Föderalisten verfolgten unter kirchlichem Deckmantel nur selbstische und weltliche Zwecke. Darauf suchte ihn eine Deputation der Michaelsbruderschaft unter Baron Stillfried in seinem Palais auf, um ihm einen Widerruf abzutrotzen; und es kam zu einer heftigen Scene, die ihn auf's Krankenlager warf. Der 11. April 1874, an welchem Tage die confessionellen Entwürfe Stremayrs — die Maigesetze zweiter Serie — zur Berathung gelangten, fand Lichtenfels wieder auf seinem Platze im Herrenhause. Sofort nahm er sein Duell mit Thun wieder auf, der sich abermals auf das kaiserliche Handbillet von 1868 berief, um unter Aufrechthaltung seines staatsrechtlichen Standpunktes zu betonen, daß er nur gegen so „ungeheuerliche“ Vorlagen sprechen wolle, die das Vorspiel zu ebenso „schauerlichen und brutalen“ Verfolgungen bilden, wie die Kirche sie in Deutschland erleide. Wieder wies ihn Lichtenfels derb zurecht: „Wer in diesem Hause erscheint, erkennt eben damit die Verfassung an; Sitz und Stimme in einer Versammlung beanspruchen, deren Existenzberechtigung man anficht, ist ein nicht zu rechtfertigender Widerspruch.“ Der Redner ging hierauf zu einer Auseinandersetzung voll tiefer Wissenschaftlichkeit über, welche die Mission der katholischen Kirche nach den Worten des Heilandes kennzeichnete: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ In breiten Zügen entwarf er ein Bild von der Entwicklungsgeschichte der Kirche und ihren hierarchischen Einrichtungen. Ein kleiner historischer Essay skizzirte verschiedene Päpste, namentlich die als Irrlehrer verdammten. Sodann schilderte Lichtenfels die unseligen Wirkungen des Concordats und ging in eine Definition der staatlich-kirchlichen Rechtsverhältnisse ein, als der 76jährige Greis, infolge der Anstrengung und der Hitze, die im Saale herrschte, ohnmächtig zusammenbrach. Aber ein Kampf um die Emancipation des Staats von den Uebergriffen der Kirche wirkte auf den alten Josephiner stets wie der Klang der Schlachtdrommete auf ein edles Streitroß. Mit voller Kraft und Rüstigkeit stand er in der Debatte vom 14. bis 17. Januar 1876 wieder als Berichterstatter über das Klostergesetz auf der Tribüne. Seine Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Klosterwesen, die er zur Einleitung vortrug, ist einfach ein Cabinetsstück von pragmatischer Logik und übersichtlicher Klarheit; dann aber vertheidigte er mit Feuereifer alle Anträge der Ausschußminorität, selbst mit seinem Freunde Schmerling im Widerspruche und noch weit über jene Amendements des Abgeordnetenhauses hinaus, um derentwillen Minister Stremayer das ganze Gesetz für absolut unannehmbar erklärt hatte.

Es war Lichtenfels' Schwanengesang. War schon bei der Wahlreform die Energie seiner Beihülfe wegen der Art, wie er gegen die Polen zu Felde zog, die kurz vorher in der Delegation dem Hofe die dreijährige Dienstzeit errungen, der Regierung unbequem gewesen, so war es jetzt vollends ihm zuzuschreiben, daß die Krone zum ersten Male seit dem Bestehen des Reichsrathes von ihrem Veto Gebrauch machte gegen ein Gesetz, das beide Häuser gleichlautend angenommen. So war Lichtenfels' parlamentarische Laufbahn eine Rehabilitirung des Josephinismus, über den es jetzt Mode ist, wie über eine Abart der Polizeiwillkür die Achseln zu zucken; der aber in Wahrheit, zwar nicht zur principiellen Lösung der großen staats- und kirchenrechtlichen Fragen, wohl aber zur Erreichung praktischer freisinniger Resultate durch seine Schneidigkeit wie durch sein klares Bewußtsein über Ziele und Mittel oft viel befähigter ist, als ein verwaschener, syrupsüßer, nur mit „Grund- und Menschenrechten“ in's Blaue hinein operirender Liberalismus.

Walter Rogge.

Literatur und Kunst.

Emmas Klage.

Nach dem Französischen des Emile Deschamps.

Wohl bin ich jung und weiß zu scherzen,
Doch muß ich drum schon fröhlich sein?
Ich singe, doch ein Ton der Schmerzen
Schleicht in mein helles Lied sich wie ein Seufzer ein.

S'ist, weil ein Aug' ich fand, in dessen Feuerblicke
Mein eignes Leben mir verklärt sich offenbart,
Ein Herz fand, das mir vom Geschicke
Zu Lieb' und Leid verschwistert ward.

Dein Mund zwar, süßer Freund, vielleicht in Furcht, das reine
Geheimniß zu entweih'n, verrieth's zur Hälfte kaum;
Ich aber bin schon ganz die Deine;
Mein Tag ist Sehnsucht nur, und Nachts, daß ich nicht weine,
Vollendet dein Geständniß mir ein Traum.

Ach, voll von Angst und Glück und Sorgen
Mied ich zuletzt dein Aug' und seinen dunkeln Strahl;
Dir ferne wähnt' ich mich vor deiner Macht geborgen
Und floh zum tiefsten Forst in meiner Heimat Thal.
Hier kennt die Hinde mich, hier winkt das Moos so schattig,
Doch ach, entzaubert dünkt mir Alles fern und nah;
Nicht einmal Freudenthränen hatt' ich,
Als ich die Mutter wiedersah.

O Mutter, Schwester, o Gespielen,
Du graues Schloß, das mir von gold'nen Zeiten spricht,
Ihr Berg' am blauen See mit euren Waldasylen!
Ich bin's, ich bin's ja noch, versteht ihr mich denn nicht?

Und du mein Rosenhag, wo in der Kindheit Tagen
Mich sanfter Schlummer oft beschlich,
Wirst du noch weiß zu blühen wagen,
Nun dieser Brust die Ruh' entwich?

Ach, Niemand weiß von meiner Pein;
Zu lachen mahnt man mich, zu singen und zu scherzen;
Jung sei ich ja, drum müss' ich fröhlich sein —
So sing' ich, doch ein Ton der Schmerzen
Schleicht in mein helles Lied sich wie ein Seufzer ein.

Emanuel Geibel.

Robert E. Cooper jun.

Eine Skizze

von

Rudolph Lindau.

Herr Robert Cooper war ein hübscher, zierlich gebauter, kleiner Mann. Er hatte hellbraunes, schlichtes Haar, das immer sorgfältig gescheitelt und gebürstet war; ehrliche, blaue Augen; einen weichen, vollen Bart; gute Zähne; kleine, wohlgepflegte Hände und Füße. Er war immer nach der Mode, aber äußerst einfach und geschmackvoll gekleidet. Er legte sich zu einer bestimmten Stunde zu Bett und stand zu einer bestimmten, frühen Stunde wieder auf. Wenn ihn ein Festgelage länger als gewöhnlich wach hielt, so sagte er: „Ich ziehe mich nicht zurück, weil es stets ein Grundsatz bei mir gewesen ist, daß ein Mensch, sobald er in Gesellschaft geht, die Verpflichtung übernimmt, das Vergnügen Anderer nicht durch seine Eigenthümlichkeiten zu stören. Gewöhnlich lege ich mich um elf Uhr zu Bett.“ Und er kämpfte tapfer gegen den Schlaf und sagte dem Wirthe erst dann „gute Nacht“, wenn nur noch drei oder vier Personen im Saale waren. — Er hatte eine tiefe Stimme; sprach langsam; lachte nur bei ganz besonderen Gelegenheiten, und dann nicht etwa, weil er irgend Etwas komisch fand — er hatte keine Spur von Verständniß für Humor —, sondern weil er glaubte, die Gelegenheit erfordere, daß er lachen solle. Dann stieß er ein sehr lautes: „Ha, ha, ha!“ aus, und nahm gleich darauf wieder eine ruhige Miene an. — Er nannte nur seine Verwandten, aber diese bis zum vierten Grade, und seine intimsten Freunde einfach bei Namen. — In der kleinen, hauptsächlich aus jungen Leuten bestehenden fremden Gemeinde von Yokohama, wo das Wort „Herr“ zwischen Gleichgestellten nur höchst selten gebraucht wurde, war er der Einzige, der Jedermann so anredete und der einen Schritt zurücktrat und die Augen strafend auf die Stiefel Desjenigen richtete, der es gewagt hatte, ihn einfach „Cooper“ zu nennen. Ein wahrer Gräuel war es ihm, wenn man ihn familiär mit „Bob“ oder „Bobby“*) anredete. Dies duldete er selbst bei seinen Freunden nur ungern. „Es ist immer mein Grundsatz gewesen,“ sagte er, „einem Jeden seinen wahren Namen zu geben. Dies scheint mir in Ordnung. Mein Name ist Cooper, Robert Cooper.“ — Man hatte ihn sehr gern in der fremden Gemeinde von Yokohama, und da dort Jedermann einen Spitznamen haben mußte, so hatte man ihn „Herr Robert Cooper“ — mit scharfer Betonung des Wortes „Herr“ — getauft. Er war achtundzwanzig Jahre alt, und Agent eines großen englischen Kaufmannshauses. In keinem Geschäfte von Japan waren die Handlungsbücher besser und hübscher gehalten als bei ihm. Er hatte eine schöne, große, runde Handschrift. Er schrieb wie er sprach: langsam, kurz, sentenziös.

Man hatte Herrn Cooper das Ehrenamt eines Präsidenten der Handelskammer von Yokohama übertragen. Er verwaltete dasselbe mit musterhaftem Fleiße. Bei öffentlichen Versammlungen, wie sie in den Jahren 1860—1870 häufig in Yokohama stattfanden, sei es, daß es sich darum handelte, einen neuen Club zu gründen, ein Pferderennen zu veranstalten oder eine „Petition der fremden Gemeinde von Yokohama an die fremden Minister in Yeddo“ zu richten, war Cooper gewöhnlich Präsident der Versammlung. Er hielt Ruhe und Ordnung aufrecht wie Keiner, sprach gern, oft und gut, und hatte eine besondere Vorliebe für gewisse Worte und Phrasen, die Jedermann unter seinen Zuhörern kannte und die jedes Mal mit einem verhaltenen Lächeln begrüßt wurden, z. B.: „Dem sei nun, wie ihm wolle. — Ich bin weit entfernt mit absoluter Sicherheit behaupten zu wollen, daß ... — Wie bereits vorhergesagt. — Im Gegensatz zu — oder in Uebereinstimmung mit der von dem verehrten Vorredner gemachten Bemerkung glaube ich behaupten zu dürfen, daß ...“ &c. Er bemerkte nie, daß sich Viele über ihn lustig machten, und hätte dies für absolut unmöglich gehalten. Er spottete über Niemand und nichts. — Er ging jeden Sonntag zur Kirche; erwiederte jeden Besuch innerhalb vierundzwanzig Stunden; beantwortete jeden Brief mit umgehender Post; hatte nie einen Pfennig Schulden gemacht und schenkte den Armen reichlich, mehr vielleicht als seine bescheidenen Mittel dies erlaubten, und nicht nur, wenn es sich um eine öffentliche Subscription handelte, sondern auch im Geheimen.

Nachdem Herr Robert Cooper acht Jahre lang Agent des englischen Hauses, welches ihn nach Japan geschickt hatte, gewesen war, machte dieses in London, in Folge eines Unternehmens, mit dem die Filiale in Yokohama nichts zu thun gehabt hatte, bankerott und das Geschäft in Japan mußte liquidirt werden. — Die Nachricht des Unfalls, welcher die Firma, der Herr Cooper so lange gedient, betroffen hatte, gab unserm Freunde einen harten Schlag; aber er ertrug denselben, ohne eine Miene zu verziehen und ohne zu klagen. Er reichte sofort seine Entlassung als Präsident der Handelskammer ein, die jedoch von den Mitgliedern der Kammer einstimmig zurückgewiesen

*) Englische Abkürzung für „Robert“.

wurde, und etablirte sich nun für seine eigene Rechnung, unter dem Namen „Robert E. Cooper jun." — Wer Cooper sen. sein mochte, wußte zu der Zeit Niemand in Yokohama. Später erfuhr man, daß dies Herrn Coopers Vater, ein wohlhabender, in einem kleinen Kreise hochgeachteter Kaufmann in der City sei. Mit diesem trat nun Robert E. Cooper jun. in Geschäftsverbindung, und während mehrerer Jahre wurden sein Fleiß, seine Vorsicht, seine Pünktlichkeit durch glänzende Erfolge gekrönt.

Er war ein reicher Mann und hatte in einer der letzten Sitzungen der Handelskammer die Mittheilung gemacht: „daß er im nächsten Jahre auf die Ehre, die commerciellen Interessen der fremden Gemeinde zu vertreten, verzichten müsse, da es seine Absicht sei, im Laufe des soeben genannten Jahres sein Geschäft in Japan aufzugeben und nach England zurückzukehren" — als die Nachricht nach Yokohama kam, daß eine furchtbare Krisis in London ausgebrochen sei, und daß viele geachtete Firmen, mehrere darunter unverschuldet, in derselben zu Grunde gegangen seien. Unter den Häusern, welche gezwungen worden waren, ihre Zahlungen einzustellen, war auch das von „Robert E. Cooper sen. in London" genannt.

Herr Robert Cooper jun. begab sich an dem Tage, da diese Trauernachricht nach Yokohama gebracht worden war, zur gewöhnlichen Stunde in das Lesezimmer des Clubs; aber alles Roth war aus seinem Gesichte verschwunden, und er erschien um viele Jahre gealtert. Er nahm den „China Express" auf und blieb eine volle Stunde hinter dem Blatte sitzen. Ein Nachbar, der unterdessen ein Dutzend der neu angekommenen Zeitungen durchgesehen hatte, bemerkte, daß Coopers Augen unverwandt auf ein und dieselbe Stelle des „China Express" gerichtet blieben, auf die Depesche, welche die Namen der verunglückten Häuser in London anführte.

Nach einer Stunde erhob sich Cooper, athmete tief auf, zog sich bedächtig die dicken, hellen Reithandschuhe an, die er zu tragen pflegte, und entfernte sich gemessenen Schrittes, nachdem er die Anwesenden im Saale in gewöhnlicher, feierlicher Weise, durch ein langsames Heben und Senken der Augenlider, von einem kaum bemerkbaren Neigen des Kopfes begleitet, begrüßt hatte.

Einige Freunde und Bekannte, die ihn am nächsten Tage besuchten, um ihm zu zeigen, daß sie ihn von jeder Verantwortlichkeit an dem Unglück, das seinen Vater betroffen hatte, freisprächen, fanden ihn im Comptoir, hinter seinen Büchern sitzend und arbeitend. Er erwähnte des Vorfalls in London mit keinem Worte, und von seinen Besuchern hatte Niemand den Muth, die Unterhaltung auf dieses Thema zu lenken.

Unter den Mitgliedern der fremden Gemeinde von Yokohama befand sich damals ein junger Mann, aus sehr reicher Familie, der vor drei Jahren mit Empfehlungsbriefen an Cooper nach Japan gekommen, von diesem auf das Gastfreundlichste empfangen worden war und sich seitdem mit jugendlicher, aufrichtiger Verehrung an Herrn Cooper angeschlossen hatte. Er hieß Erasmus Gardener und war der Liebling der fremden Gemeinde: der beste Steeple-chase-Reiter in Yokohama, der heiterste Tischgenosse, ein freundlicher, gutmüthiger, hübscher junger Mensch. Dieser kam an jenem Tage ebenfalls zu Cooper; aber um über seine eigenen Angelegenheiten zu sprechen.

„Herr Cooper," begann er, nachdem er diesem die Hand gedrückt und neben ihm am Schreibpulte auf einem Sessel, der für Besucher bereit gestellt war, Platz genommen hatte, „Herr Cooper, es ist mir ein großes Unglück zugestoßen. — Ich habe mit der gestrigen Post die Nachricht erhalten, daß mein Vater ganz plötzlich gestorben ist. Ich gehe morgen mit der „China" über San Francisco nach London, um bei meiner Mutter zu bleiben, und ich komme, von Ihnen Abschied zu nehmen. Kann ich etwas für Sie in London thun?"

Herr Cooper erhob sich, ergriff Erasmus Gardeners Hand, schüttelte diese und setzte sich sodann, ohne ein Wort gesprochen zu haben, wieder nieder. Gardener, der ihm gerade in das Gesicht sah, bemerkte, wie es schmerzhaft um den stummen Mund zuckte.

„Sie haben auch traurige Nachrichten mit dieser Unglückspost empfangen, Herr Cooper," fuhr er fort. „Es hat mir aufrichtig leid gethan."

Cooper erhob sich von Neuem und schüttelte, wie er es eben zuvor gethan hatte, Gardeners Hand. Er machte verzweifelte Anstrengungen, um ruhig zu bleiben. Er zog an seinem Hemdskragen, als ob ihn dieser beenge, er schluckte verschiedene Male, als habe er etwas im Halse, und sagte endlich mit heiserer, leiser Stimme:

„Eine Unglückspost . . ." Weiter konnte er nicht kommen.

„Lassen Sie von sich hören, Herr Cooper," fing Gardener wieder an. „Und für den Fall, daß ich Sie vor meiner Abreise nicht mehr sehen sollte, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen hiermit Lebewohl sage."

Am nächsten Morgen um sechs Uhr, als die Passagiere für San Francisco sich an Bord der „China" begaben und Gardener, von einigen Bekannten begleitet, auf der Landungsbrücke erschien, fand er Cooper dort auf ihn wartend, um ihn bis auf das Schiff zu begleiten. Er war, wie immer, tadellos gekleidet; aber er sah zum Erbarmen aus. — Er installirte Gardener in der Cajüte auf dem Dampfboote und blieb bei ihm, bis die Anker gelichtet waren. Im letzten Augenblick, eine Minute vor der Abfahrt, sagte er:

„Mein Vater wird des Trostes bedürfen. Wenn Sie Ihre Frau Mutter auf ein paar Stunden verlassen können, so suchen Sie ihn auf. Sagen Sie ihm, ich wäre wohl und gesund. Auf Wiedersehen, Herr Gardener."

Dann entfernte er sich schnell, stieg in sein Boot und blieb dort, mit einem weißen Taschentuche winkend, stehen, bis Gardeners Gestalt auf dem Deck der „China" nicht mehr zu erkennen war.

Im Laufe der nächsten Monate wurde es in Yokohama allgemein bekannt, daß Robert E. Cooper jun. gänzlich unverschuldet insolvent geworden sei und ein ehrenvolles Abkommen mit seinen Gläubigern abgeschlossen habe. Er hatte sein freundliches Haus am „Bund"*), seine comfortablen Möbel, die er aus einem alten, soliden Geschäfte in England hatte kommen lassen, ja sogar seine Reitpferde — ein so erlaubter und allgemeiner Luxus in Japan — verkauft, und sich in einer ganz kleinen Villa auf dem „Hügel"**) eingemiethet. Dort lebte er mit einem Kotzkoi***), der seit zehn Jahren in seinen Diensten stand, in der bescheidensten Weise. Er hatte eine sehr gut bezahlte Stelle als Buchhalter in dem großen amerikanischen Handlungshause James Webster & Co. angenommen, und man wußte aus vertraulichen Mittheilungen des Chefs dieser Firma, daß Cooper kaum den vierten Theil seines Gehaltes zu seinem eigenen Unterhalt verbrauchte, und jeden Cent, den er ersparen konnte, in die Hände seiner Gläubiger gelangen ließ. Er selbst sprach nie mit irgend Jemand von seinen Verhältnissen. Er fuhr fort, sich sorgfältig anzuziehen und sah immer vornehm und anständig aus, obgleich er aufgehört hatte, sich neue Kleider anzuschaffen; auch erschien er nach wie vor im Club und wohnte allen öffentlichen Versammlungen bei, in denen Fragen, das Gemeinwohl betreffend, verhandelt wurden; aber er redete nicht mehr und saß, selbst während der aufgeregtesten Sitzungen, still und theilnahmslos auf seinem Platze. Er hatte Herrn James Webster gebeten, unter der Hand bekannt zu machen, daß er es vorzöge, nicht mehr zu präsidiren; er habe ein leichtes Halsleiden, das ihm das Sprechen erschwere. Seine lauten, zu Zeiten auch etwas rauhen Genossen verstanden seinen Wunsch, als ob sie seine Staatsmänner gewesen wären. Herr Cooper wohnte den Versammlungen anscheinend vollständig unbemerkt bei.

Einige seiner genauern Bekannten, die wie alle andern sahen, was der arme, in seinem Stolze gekränkte Mann litt, hatten ihn zu vertraulichen Mittheilungen veranlassen wollen, in der Absicht, ihm zu Hülfe zu kommen. Cooper hatte nie reagirt und die Unterhaltung stets sofort auf einen andern Gegenstand gelenkt. James Webster hatte ihm eines Tages

*) Der Quai und gleichzeitig die vornehmste Straße in Yokohama.

**) Vorstadt von Yokohama, wo viele Fremde Sommerwohnungen besitzen, und die Miethen verhältnißmäßig billig sind.

***) Japanesischer Diener.

nach langem Grübeln mit der eigenthümlich amerikanischen Gleichgültigkeit im Tone gesagt:

„Sie wissen, Herr Cooper, daß Sie sich nicht zu geniren brauchen, wenn Sie einen Vorschuß auf Ihr Gehalt entnehmen wollen. Sie haben sich drei Jahre bei mir gebunden, und es ist mir verdammt gleichgültig, ob Sie, was ich Ihnen für Ihre Arbeit schuldig bin, heute aus der Kasse nehmen oder an dem Tage, wo Ihr Contract mit mir abläuft."

Herr Cooper hatte darauf geantwortet: „Vielen Dank; aber ich glaube, es ist regelmäßiger, wenn ich mein Gehalt nicht pränumerando erhebe. Ich bin, den Jahren nach, der Aelteste in Ihrem Geschäfte, und es ist meine Pflicht, den jungen Leuten mit einem Beispiel von Ordnung und Pünktlichkeit voranzugehen."

Mit diesen Worten hatte sich Herr Cooper wieder hinter seine großen Bücher gesetzt. Webster, der ihn verstohlen beobachtete, sah, wie es in dem Gesichte zuckte und arbeitete. Cooper räusperte sich mehrere Male laut; spitzte den Mund und zog die Wangen ein, gleichsam als versuche er die innere Seite derselben mit den Zähnen zu fassen; und schluckte nervös, wie dies seit einiger Zeit seine Gewohnheit war, wenn irgend eine Anspielung auf seine Verhältnisse gemacht wurde; — aber er sagte kein Wort weiter. Webster rieb sich die Hände und pfiff ein amerikanisches Lied vor sich hin. Nach einer Weile zuckte er ärgerlich die Achseln, stieß halblaut ein „Damn it" aus, und verließ das Comptoir. — Cooper sah ihm lange nach; nickte mehrere Male langsam mit dem Kopfe; zog ein Taschentuch heraus, schneuzte sich heftig, seufzte tief und machte sich dann wieder an seine Arbeit.

Robert E. Cooper jun. war seit dem Unglück, das ihn getroffen hatte, ein stiller, alter Mann geworden. Er ging noch gerade, festen Schrittes wie früher, aber er trug das Haupt gesenkt, den Blick zu Boden gerichtet. Sein braunes Haar war grau geworden und lag spröde an den durchsichtigen, knochigen Schläfen. — Nach einem Jahre fing er an zu kränkeln; und eines Morgens, als Webster in das Comptoir trat, fand er den Schemel am Buchhalterpulte leer. Gleich darauf trat Coopers japanesischer Diener in das Zimmer und überreichte einen Brief von seinem Herrn. Derselbe besagte in wenigen Zeilen, daß der Schreiber sich unwohl fühle und dadurch verhindert sei, heute im Geschäfte zu erscheinen.

Webster begab sich sofort auf „den Hügel". Er fand Cooper in schneeweißen Pudjamas*) auf der Veranda sitzend, mit einem solide eingebundenen englischen Klassiker in der Hand. Er erhob sich schwerfällig, bat seinen Besucher, Platz zu nehmen, und antwortete ihm auf die Frage nach seinem Befinden, er fühle sich etwas angegriffen und der Doctor habe ihm befohlen, das Zimmer zu hüten. Neben ihm, auf einem kleinen Tische, stand eine große Medicinflasche, aus der er, mit dem Glockenschlage zehn, zwei Theelöffel voll einnahm. Er sagte dabei: „Ich habe niemals begreifen und billigen können, daß sich Aerzte auf einem Recepte eines so unzuverlässigen Maßes wie «ein Löffel voll» bedienen. Als ob es nicht große und kleine Eß- und Theelöffel gäbe."

Cooper erschien auch während der nächstfolgenden Tage nicht auf dem Comptoir. Webster besuchte ihn regelmäßig und blieb gewöhnlich eine gute Stunde bei ihm. Dann sprach Cooper mit schwacher Stimme von den Aussichten der Seiden- und Theeernte; von der zunehmenden Quantität des im Laufe des Jahres in China importirten Opiums, von Chaucer, Spenser, Shakespeare, Milton, Goldsmith, Samuel Johnson und Walter Scott und von den politischen Ereignissen in Europa. Ueber sein Befinden gab er in wenigen Worten Auskunft. Seiner Verhältnisse erwähnte er mit keiner Silbe.

Der Doctor, den Webster consultirt hatte, um etwas Genaueres über Coopers Gesundheitszustand zu erfahren, schüttelte bedenklich den Kopf.

*) Seidene, chinesische Beinkleider, die im Osten, auch von Fremden, allgemein getragen werden, besonders als Theil des Morgen- und Nachtanzuges.

„Ich glaube," sagte er geheimnißvoll und traurig, „unser armer Freund stirbt an gebrochenem Herzen."

„Mann! Was sagen Sie da?" fuhr Webster auf. „Was soll ihm das Herz gebrochen haben? Er hat sein Vermögen verloren und schuldet vielleicht noch ein paar Tausend Dollars; aber der kleine Mann hat zu viel Muth, als daß ihn das zu Boden geschlagen haben könnte."

„Er ist seit einem Jahre ein anderer Mensch," antwortete der Doctor. „Er hatte eine starke Constitution; jetzt hat er alle Lebenskraft verloren; er leidet nicht an einer klar ausgesprochenen Krankheit; er ist wie ein Greis von siebenzig Jahren. Ich kenne ihn genauer als irgend einen meiner Patienten. Er hat immer gern unter ärztlicher Behandlung gestanden, selbst als er noch frisch und gesund war. Ich sehe, wie er sich auszehrt, und ich fürchte, es geht nun zu Ende mit ihm."

Als Webster am nächsten Morgen zu Cooper kam, lag dieser noch im Bette. Webster setzte sich an das Lager, und nachdem er eine Weile von allerhand gleichgültigen Dingen gesprochen hatte, sagte er plötzlich:

„Cooper, alter Mann, haben Sie Geldsorgen?"

„Nicht die geringsten," antwortete der Kranke. „Meine Gläubiger haben mir sogar mehr Zeit bewilligt, als ich zu gebrauchen hoffe. Ich denke, noch vor Ablauf meines Contracts mit Ihnen meine sämmtlichen Schulden getilgt zu haben."

„Cooper, wollen Sie Geld haben?"

„Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Webster. Sie sind sehr freundlich. Ich danke Ihnen ... Muß die Post aus Shanghai nicht heute ankommen? ... Ich danke Ihnen, Herr Webster."

Webster verstand sich nicht auf diplomatische Feinheiten. Er sah, daß der kranke Mann, dem er gern geholfen hätte, kein Geld von ihm annehmen wollte, und er wußte nicht, wie er es ihm aufdringen sollte.

„Wenn Sie jemals einer Anleihe bedürfen," sagte er, „so stehe ich mit Vergnügen zu Ihrer Verfügung, Herr Cooper."

Cooper nickte nur.

„Ja, die Shanghaipost mit der Europamail ist heute fällig," fuhr Webster fort.

Sie kam in der That im Laufe des Tages an und brachte Cooper unter Anderem einen Brief von Erasmus Gardener, in dem dieser ihm anzeigte, daß er London in vierzehn Tagen zu verlassen beabsichtige, um nach Japan zurückzukehren. Er hoffte, Herrn Cooper in guter Gesundheit anzutreffen, und zeichnete sich sein „aufrichtig ergebener".

Die zwei Wochen gingen rasch dahin. Herr Cooper hatte sein Schlafzimmer nicht wieder verlassen; aber sein Bett war so weiß und kokett, wie das einer jungen Wöchnerin. Er lag auf demselben in halb sitzender Stellung, die durchsichtigen kleinen Hände steif und still auf der Decke ruhend, und die seidene chinesische Schlafjacke so makellos rein und frisch, als wäre sie in der Minute aus dem Wäscheschrank genommen worden.

Es war ein lauer Septemberabend. Die Fenster des Krankenzimmers standen offen. Man hörte das Rauschen der alten Bäume, die das Haus umstanden; aus der Ferne ertönte das kurze Schreien und Rufen der Fischer, die mit ihren schweren Junken unten auf dem Meere vor dem steilen, felsigen Ufer vorbeizogen. In einer benachbarten Villa spielte ein japanesisches Mädchen die Koto*) und sang dazu. All' diese Laute verschmolzen sich harmonisch zu einer friedlichen, einschläfernden Melodie. Eine eigenthümliche, schwere Müdigkeit überkam Cooper. Er schloß die Augen. — Da erscholl laut schneller Hufschlag und verstummte plötzlich wieder. Ein Pferd hatte vor der Thür der Villa gehalten. Eine halbe Minute später trat der japanesische Diener in das Krankenzimmer und fragte, ob „der Herr" Herrn Gardener empfangen wolle.

„Ich bitte ihn einzutreten," antwortete Cooper.

„Ich bedaure sehr, Sie leidend zu sehen," sagte Gardener,

*) Japanesische Cither.

sich dem Bette nähernd. „Wie befinden Sie sich heute, Herr Cooper?"

„Ich bin etwas angegriffen," erwiederte der Kranke. „Wie geht es Ihnen? Lassen Sie sich betrachten." Er musterte die jugendliche, kräftige Gestalt aufmerksam. Dann sagte er mit einem sanften Lächeln: „Sie sehen gut aus. Das freut mich."

Gardener hatte Webster gleich nach seiner Ankunft gesehen und war mit einer ganz bestimmten Absicht zu Cooper gekommen.

„Herr Cooper," begann er schnell und entschlossen, wie Einer, der sich nicht unterbrechen lassen und das aussagen will, was er zu sagen hat, „entschuldigen Sie, wenn ich, ohne Ihre Aufforderung, über Ihre Angelegenheiten spreche. Ich bin ein reicher Mann. Ich verfüge über das ganze Vermögen meines verstorbenen Vaters. Ich bin nach Yokohama zurückgekehrt, in der Absicht, einen Theil meines Kapitals hier anzulegen. — Herr Cooper, ich weiß, daß Sie noch einige Gläubiger haben. Gestatten Sie mir, Ihre Lage zu vereinfachen. Lassen Sie mich Ihr einziger Gläubiger werden; verfügen Sie bei mir über die Summe, die Sie gebrauchen, um Ihre sämmtlichen Schulden zu decken. Thuen Sie es mir zu Gefallen, Herr Cooper ... Cooper, behandeln Sie mich wie einen Freund. Ich biete Ihnen nichts an, was nicht jeder Ehrenmann von einem Freunde annehmen darf: ein Darlehen, das Sie mir wiederbezahlen können, und das ich Ihnen vorschießen kann, ohne dadurch im Geringsten incommodirt zu werden. — Herr Cooper, hören Sie mich?"

Cooper lag ganz still; aber Erasmus Gardener sah im Dämmerlichte, wie große, helle Thränen auf die abgemagerten Wangen fielen und langsam hinabrollten.

„Herr Cooper, wieviel schulden Sie noch?"

„Erasmus Gardener," sagte Cooper mit kaum vernehmbarer Stimme, „Sie sind ....", er stockte, als suche er einen Ausdruck, „Sie sind ein Gentleman."

„Herr Cooper, wieviel schulden Sie noch?"

„7560 Dollars, nebst Zinsen à 6% per annum, seit dem 1. April a. c."

„Wollen Sie mir gestatten, Ihnen diesen Betrag zum selben Zinsfuße zu leihen?"

„Welche Sicherheit kann ich Ihnen dafür bieten?"

„Cediren Sie mir die Hälfte ihres Gehaltes bei James Webster, der bereit ist, einen neuen Contract für drei Jahre mit Ihnen zu machen, und der, in Anbetracht der Dienste, die Sie ihm leisten, Ihr Gehalt auf 5000 Dollars zu erhöhen wünscht. Das macht Sie in drei Jahren gerade quitt mit mir."

„Ohne die Zinsen."

„Auch für die Zinsen will ich Sicherheit von Ihnen nehmen, wenn Sie es verlangen, obgleich mir das unnöthig erscheint."

„Ich könnte Ihnen, ohne mich einzuschränken, jährlich 3000 Dollars in dreimonatlichen Raten à 750 Dollars abbezahlen."

„Das genügt, genügt vollkommen, lieber Herr Cooper."

Cooper lag lange Zeit, in tiefem Nachsinnen versunken, da. Dann wiederholte er: „Herr Erasmus Gardener, Sie sind ein Gentleman."

Am nächsten Morgen hatte sich Gardener einen Schreibtisch in das Krankenzimmer bringen lassen, und saß an demselben, ein aufgeschlagenes Conto-Current-Buch neben sich, eifrig damit beschäftigt, ein halbes Dutzend Briefe zu schreiben, die an Coopers Gläubiger gerichtet waren und sämmtlich nach ein und demselben, von diesem dictirten Entwurf verfaßt waren. Cooper lag in chinesischem Nachtanzuge auf einem großen Bambussessel.

Nachdem die Briefe geschrieben und von Cooper durchgelesen, genehmigt und unterzeichnet waren, eilte Gardener von „dem Hügel" nach der Stadt und kehrte im Laufe des Nachmittags zu seinem Freunde zurück. Er überreichte diesem sechs Sichtwechsel der „Oriental-Bank-Corporation" auf London zum Gesammtbetrage von 7786 Dollars 80 Cents, genau die Summe, welche Cooper für Kapital und Zinsen am kommenden 1. October, dem muthmaßlichen Datum der Ankunft der Post in London, dort schuldig war.

Cooper zeichnete die Wechsel, nachdem Gardener dieselben in schöner, deutlicher Handschrift indossirt hatte. Dann fragte der Kranke nach dem Document, welches er Gardener ersucht hatte, aufsetzen zu lassen, und in dem er sich verpflichten wollte, diesem die Summe von 7786 Dollars 80 Cents nebst Zinsen, à 6% p. a., in Verlauf von drei Jahren in zwölf gleichen Raten zurückzuzahlen.

„Webster wird es heute Abend vor dem Essen heraufbringen," sagte Gardener.

Damit war Cooper einverstanden; und dann begann er langsam, mit etwas schwerer Zunge, von „Altengland" und den „alten Leuten zu Hause" zu sprechen. Von dem soeben abgeschlossenen Geschäfte sprach er kein Wort mehr; aber verschiedene Male nahm er die nun verschlossenen Briefe, die neben ihm lagen, auf und ließ sie, die mit besonderer Sorgfalt geschriebenen Adressen lesend, langsam durch seine Finger gleiten.

Gegen sechs Uhr erschien Webster. Sobald er Cooper begrüßt hatte, zog er ein auf dickem, blauen Papier geschriebenes, mit rothem Band zusammengeheftetes Schriftstück aus der Tasche und sagte:

„Hier ist das Document. Zeichnen Sie es, alter Mann; und dann verjagen Sie die ganze Geschichte vorläufig aus Ihrem Kopfe und machen Sie sich deswegen keine Sorgen mehr."

Er reichte Cooper das Document und eine Feder. — Dieser nahm das Schriftstück, aber er wehrte die Hand, welche die Feder hielt, sanft ab.

„Rollen Sie den Stuhl etwas näher an das Fenster," sagte er mit tonloser Stimme. „Es ist hier zu dunkel."

Webster und Gardener sahen sich bestürzt an; dann beeilten sie sich, den Wunsch des Kranken zu erfüllen.

„Es ist stets mein Grundsatz gewesen," fuhr Cooper leise, feierlich fort, „nie ein Schriftstück zu zeichnen, ohne es vorher durchgelesen zu haben."

Darauf hielt er das Papier gegen das Licht und begann zu lesen. Das Document war von einem Juristen nach der Regel aufgesetzt worden und enthielt gewisse, in der Gesetzsprache von England allein noch gebräuchliche, alte, schwere, volltönende Ausdrücke. Man sah an der Bewegung der weißen, stummen Lippen, daß Cooper jedes Wort, ohne eine Silbe zu überspringen, las.

Es war todtenstill im Sterbezimmer.

Nach einer langen Weile sagte Cooper: „Das ist in Ordnung ... Eine Feder, Herr Webster."

Sie wurde ihm gereicht. Er nahm sie mit der linken Hand, legte sie unbeholfen in die rechte, machte eine große Anstrengung und zeichnete mit undeutlichen Buchstaben: „Robert E. Cooper jun."

Dann ließ er die rechte Hand sinken. Die Feder fiel geräuschlos zu Boden. Er lehnte sich in den Sessel zurück; und mit einem unendlich sanften Lächeln auf dem friedlichen Gesichte, flüsterte er: „Das ist in Ordnung ... ganz in Ordnung ... Sie nehmen die Briefe für mich zur Post. Ich kann heute nicht mehr ausgehen. Ich fühle mich etwas müde ... und möchte nun ruhen."

Die Actenfälschung im Processe gegen Galileo Galilei.

I.

Die Geschichte Galileis und der gegen ihn geführten Verhandlungen ist vielfach seit den vierziger Jahren in gelehrten Kreisen der Durcharbeitung unterzogen worden unter Benutzung von mehr und mehr sich ansammelnden zuverlässigen Quellen. Derselbe Stoff hat sich namentlich in Deutschland und Italien auch bei dem größeren Leserkreise Bürgerrecht erworben, in Deutschland seit Karl von Gebler es verstand, in seinem Galileo Galilei und die römische Curie ein Buch zu schreiben, breit genug angelegt, um einen in die Augen springenden Band von 27 Druckbogen zu füllen, und doch nicht den Leser im Actenstaube erstickend, schön genug stilisirt, um als leichte Kost verdaut zu werden, und doch des wissenschaftlichen Inhaltes keineswegs entbehrend, fesselnd wie ein Roman und doch nicht der Phantasie des Verfassers entsprungen. Gegen Mitte März

1876 verließ das Gebler'sche Werk die Presse, und da die Liebenswürdigkeit des Verfassers uns sogleich in Besitz eines der ersten Exemplare setzte, so waren wir in der Lage, bereits am 2. und 3. April in der „Allgemeinen Zeitung" darüber berichten und die Aufmerksamkeit des Publicums darauf lenken zu können. Das günstige Urtheil, welches wir damals aussprachen, blieb keineswegs vereinzelt. Tagesblätter, Wochenschriften, Monatshefte, deren Zahl in Deutschland Legion ist, haben nach uns, und sämmtlich in demselben anerkennenden Tone wie wir, ihr Urtheil abgegeben, ja wir wissen nicht, ob zu jener Zeit nicht auch in diesen Blättern eine Besprechung erschienen sein mag?

Anderthalb Jahre sind seitdem verflossen, und das damals verarbeitete und allein verarbeitbare Material hat weiteren Zuwachs erlangt. Italienische Schriftsteller haben, wie Sante Pieralisi, wichtige noch unbekannte Briefe, wie Domenico Berti, die gleichfalls noch unbekannten Gutachten der Consultatoren der heiligen Inquisition, welchen Galileis Dialoge 1633 zur Prüfung unterbreitet worden waren, veröffentlicht, ja Berti hat dies in einem Buche gethan, das mit pomphaftem Titel den Anspruch erhob, zum ersten Male die Originalacten der Galileiprocesse mitzutheilen. Ohne Bertis Verdiensten zu nahe treten zu wollen, müssen wir im Abrede stellen, daß jene Ankündigung erfüllt worden wäre. Was Berti zum Drucke beförderte, war einestheils keineswegs durchgängig neu und vor ihm noch nicht veröffentlicht, waren anderntheils keineswegs die ungeschmälerten unveränderten Acten jener berühmten Rechtsfälle. Es fehlte nicht blos manches Document, es fehlte, was zu einer Veröffentlichung von Acten unbedingt gehört, eine hinreichend deutliche Beschreibung der sie bildenden Einzelstücke, über deren Ursprung, über deren Entstehungszeit, mit einem Worte über deren geschichtlichen Werth man nur mit Hülfe einer solchen Beschreibung ein unabhängiges Urtheil sich zu bilden im Stande ist.

Den letzten Wochen war es vorbehalten, endlich diesen wichtigen Nachtrag zu liefern. Mag die vielseitig unliebsam empfundene Veröffentlichung jenes Werkes: „Il processo originale di Galileo Galilei publicato per la prima volta da Domenico Berti" mittelbar den Anstoß gegeben haben, mag spät das Bewußtsein im Vaticane wach geworden sein, daß keine Wahrheit so schlimm ist, als die bei Verhüllung der Wahrheit möglichen Verdächtigungen, jedenfalls geschah nunmehr das ganz Unerwartete, das, was wir selbst vor Jahresfrist für einfach undenkbar erklärt haben würden: Zwei Gelehrten, einem Franzosen und einem Deutschen, wurde von der römischen Curie gestattet, eine so genaue Veröffentlichung der Proceßacten zu veranstalten, als sie nur immer wünschen mochten, eine Erlaubniß, welche um so schwerer wiegt, als sie zwei Männern zu Theil ward, die, mit der Galilei-Literatur und mit den Fragen, welche bisher die Forschung gestellt hatte, gründlich bekannt, durchaus in der Lage waren, die Gunst des Augenblickes vollauf auszunutzen.

In welcher Weise Henri de L'Epinois seiner Aufgabe gerecht wurde, können wir aus eigener Anschauung nicht sagen, da uns seine „Pièces du Procès de Galilée précédées d'un avant-propos", welche mit einer Widmung an den Erzbischof von Bourges versehen sind und den immerhin bedeutungsvollen doppelten Druckort: Rom und Paris an der Stirne tragen, nicht unter die Augen gekommen sind. Uns liegt nur der Band vor, welchen Karl von Gebler als zweiten Theil seines oben erwähnten vorjährigen Werkes bezeichnet hat, und welchem er daneben den besonderen Titel gab: „Die Acten des Galilei'schen Processes nach der Vaticanischen Handschrift herausgegeben".

Geblers Band erschien nach dem von L'Epinois. Letzterer hat noch Verwerthung finden können, indem Gebler seine bereits nach den Originalacten revidirten Druckbogen wiederholt mit dem Drucke von L'Epinois verglich und bei jeder Verschiedenheit der Lesarten unter nochmaliger Benutzung der Acten und in deren Gegenwart die letzte Entscheidung traf. Bei solcher Sorgfalt der Correctur dürfen wir wohl Geblers Ausgabe als unbedingt zuverlässig betrachten, hinreichend, um uns in mehrfacher Hinsicht die handschriftlichen Acten zu ersetzen.

Ersetzen wird uns der vorliegende Band die Acten unbedingt so weit es um den eigentlichen Wortlaut sich handelt, namentlich dadurch, daß Gebler mit vollem Rechte der vielfach wechselnden Recht- und Falschschreibung der Handschrift sich streng anpaßte, daß er ebenso die Lesezeichen in der gleichen grundsatzlosen Weise wie dort bald setzte, bald wegließ, daß er endlich sich untersagte, die häufigen Abkürzungen aufzulösen, sich damit begnügend, durch unter den Text gesetzte Anmerkungen dem Leser eine Ausgabe zu erleichtern, welche ohnedies für Jemand, der irgendwie Handschriften aus den letzten drei Jahrhunderten benutzen zu müssen gewohnt ist, nur geringe Schwierigkeit besitzt.

Ersatz für die Handschrift bietet die Gebler'sche Ausgabe nach in einer zweiten hochwichtigen Beziehung. Wir sind vielleicht berechtigt, bei unseren Lesern als bekannt vorauszusetzen, daß der Verdacht der Fälschung auf einigen von den bedeutsamsten Actenstücken ruht, darauf geworfen durch gleichzeitig vor sieben Jahren angestellte, von einander unabhängige, in den Endergebnissen fast wunderbar zusammentreffende Forschungen eines deutschen und eines italienischen Gelehrten, Emil Wohlwill in Hamburg, Silvestro Gherardi in Florenz. Um sich nun ein eigenes Urtheil über die gegenwärtig von den meisten Gelehrten anerkannte, von einigen abgeleugnete etwaige Fälschung zu bilden, muß man in erster Linie wissen, was auf jeder einzelnen Actenseite, auf jeder einzelnen Zeile derselben steht, welche Theile von Seiten oder ganze Seiten leer geblieben sind, ob die Acten aus Einzelblättern oder aus mit einander zusammenhängenden Blattlagen bestehen, und wenn letzteres, welche Blätter es sind, die der Art zusammenhängen. Ueber alle diese Fragen gibt der Gebler'sche Druck die vollständigste Auskunft, an deren Zuverlässigkeit zu zweifeln wir bei der schon gemeldeten Vorsicht, mit welcher Herr von Gebler selbst vorgegangen zu sein versichert, auch nicht den leisesten Grund haben. Der Schluß einer jeden Zeile ist durch einen einfachen, der Schluß einer jeden Seite durch einen doppelten senkrechten Strich bemerklich gemacht, eine Kennzeichnung, die jedem Freunde seltener Druckausgaben schon aus Antiquariats- und Versteigerungsverzeichnissen sattsam geläufig ist. Die Benennung der betreffenden Seite ist jedesmal am Rande angegeben. Freilich wuchsen dadurch, ebenso wie durch die vielen senkrechten Striche, durch die Abkürzungen, durch Anmerkungen unter den Text, durch aus mancherlei hier nicht näher zu schildernden Gründen nothwendige Abwechselung in den Typen die Schwierigkeiten der eigentlichen Druckgebung in's Ungemessene, und wir erfüllen nur eine Pflicht, wenn wir erklären, daß die J. G. Cotta'sche Buchdruckerei in Stuttgart durch die Art, wie sie jene Schwierigkeiten meisterte, sich selbst ein glänzendes Zeugniß hervorragender Leistungsfähigkeit ausgestellt hat. Den Zusammenhang der Blattlagen konnte freilich der Druck nicht darstellen. Ihn erläutert aber ein besonderes Verzeichniß, welches 4 Seiten des Vorberichtes erfüllt (S. XVI—XIX), und für welches man Herrn von Gebler nicht dankbar genug sein kann, da es ganz allein uns befähigt, eine Reihe von Fragen zu erledigen oder ihre Beantwortung auf die anderer neuer Fragen zurückzuführen. Wenn z. B. aus irgend einem Grunde die Echtheit der Blätter 452 und 453 angezweifelt wird, wenn die Vermuthung obwaltet, es seien diese Blätter später, gleichgültig wann, an die Stelle anderer absichtlich vernichteter getreten, wenn wir sodann aus der Gebler'schen Uebersicht entnehmen, daß 452 mit 414, daß 453 mit 413 zusammen je eine Blattlage bildet, wenn ferner die Blätter 413, 414 selbst mit Schrift erfüllt sind, so bleibt nur eine dreifache Möglichkeit: entweder müssen auch 413 und 414 gefälscht, d. h. nachträglich, wenn auch in buchstäblicher Uebereinstimmung mit den früheren Blättern 413 und 414 eingeschoben sein, und die Entscheidung darüber wird vielleicht durch Schriftvergleichung mit Blatt 415 sich treffen lassen, insbesondere wenn es ein und derselbe Gegenstand ist, über welchen die Blätter 413, 414, 415 sich verbreiten, etwa ein und dasselbe Verhör, während dessen der Schriftführer doch wohl nicht gewechselt haben wird; oder zweitens 452 und 453 sind trotz aller auf ihnen ruhenden Verdachtgründen doch echt nach Papier und Inhalt; oder drittens die Blätter 452 und 453 sind als

solche echt, waren aber zur Zeit als die Acten entstanden unbeschrieben gelassen und wurden gerade deshalb später zur Fälschung, die man beabsichtigte, benutzt. Auch in diesem Falle werden mannichfache Schriftvergleichungen erforderlich sein, um die letzte Entscheidung zu treffen, Schriftvergleichungen, deren Zielpunkte wir nicht genau anzugeben im Stande sind, weil eben das Beispiel, das wir hier vorführten, das Verhör Galileis vom 21. Juni 1633 betrifft, welches erst ganz neuerdings in einer äußerst scharfsinnigen Weise durch denselben Forscher*) bemängelt worden ist, der schon 1870 so große Verdienste um die Galileiliteratur sich erworben hat, während anderweitige Untersuchungen von Männern, die in Rom waren, über diesen Punkt noch nicht angestellt sind.

Nur in Rom nämlich, d. h. der Handschrift gegenüber, werden solche neue Zweifel ihre Erledigung finden, und für ihre Entscheidung wird eine Druckausgabe niemals genügen. Man kann ja dem Drucke einen umfassenden, gründlich bearbeiteten Vorbericht vorausschicken, man kann Photographien besonders wichtiger Blätter beigeben. Aber welcher Verleger wird sich entschließen, sämmtliche Acten lichtbildlich herzustellen? Welcher Herausgeber kann über Probleme Auskunft geben, die ihm als Probleme noch unbekannt waren? Wir glauben auf beide Fragen die gleiche Antwort geben zu können: Keiner!

Und nachdem wir nun vorausgeschickt haben, was die Acten des Galilei'schen Processes nach der Vaticanischen Handschrift herausgegeben zu leisten im Stande sind, was nicht, sehen wir einmal an einem einzelnen Punkte zu, was sie in Verbindung mit dem Gebler'schen Vorberichte wirklich leisten. Wir wählen dazu die Erörterung der Aufzeichnungen vom 25. und 26. Februar 1616, wozu uns ebensowohl die allgemein anerkannte hervorragende Wichtigkeit dieser Aufzeichnungen veranlaßt, als der eigenthümliche Umstand, daß wir auf Grundlage Gebler'scher Angaben zu den entgegengesetzten Folgerungen gelangen wie ihr Verfasser selbst. Herr von Gebler, früher von der Fälschung dieser Aufzeichnungen, oder eines Theiles derselben überzeugt, erklärt jetzt, daß sich der Verdacht einer nachträglichen Entstehung derselben gegenüber der äußeren Beschaffenheit dieser Annotation als nicht stichhaltig erwiesen hat. Wir sind heute fester als je von der Thatsache der Fälschung überzeugt, wir glauben Rechenschaft darüber ablegen zu können, in welcher Weise der Fälscher vorgegangen sein kann.

Wir sprechen hier fortwährend von Fälschung und haben weiter oben die Berechtigung uns zugeschrieben, annehmen zu dürfen, es sei allgemein bekannt, daß dringender Verdacht gegen gewisse Actenstücke des Galilei'schen Rechtshandels obwalte. Wir würden doch wohl zu weit gehen, wenn wir gleichfalls zu den als bekannt vorauszusetzbaren Dingen rechnen wollten, welche Actenstücke solchem Verdachte unterworfen sind. Wir müssen vielmehr die kleinere Sünde, manchem Leser für ihn längst Dagewesenes zu wiederholen, der größeren vorziehen, den meisten Lesern unverständlich zu bleiben. Wir müssen in aller Kürze berichten, um was es sich eigentlich handelt.

II.

Zwei Rechtshändel wurden gegen Galilei geführt, beide in engster Abhängigkeit von einander. Ob der erste derselben im Jahre 1616 so oder so endete, hat nicht blos für sich eine gewisse geschichtliche Bedeutung. Von seinem Ausgange hing es wesentlich ab, ob 1632 ein neues Verfahren gegen Galilei zu einer Verurtheilung führen, ob es gar eingeleitet werden konnte.

Der Proceß von 1615 bis 1616, durch eine geheime Anklage ketzerisch-philosophischer und astronomischer Meinungen Galileis von Seiten eines gewissen Pater Lorini veranlaßt, eine Stütze findend in dem Verhöre eines Pater Caccini, der „zur Entlastung seines Gewissens" eigens und aus eigenem Willen nach Rom gekommen war, des Weiteren fußend auf einem Gutachten theologisch gelehrter Männer, welche den Himmel so sehr in Pacht genommen hatten, daß sie auch für die Erklärung der Erscheinungen am Himmel sich befähigt glaubten, schloß öffentlich mit dem berüchtigten Decrete vom 5. März 1616, welches das unsterbliche Meisterwerk des Kopernikus, nachdem es volle 73 Jahre ohne staatlichen oder kirchlichen Widerspruch ungehinderte Verbreitung gefunden hatte, bis zur Abänderung verbot, einige andere bestimmt genannte, den gleichen Gegenstand behandelnde oder streifende Schriften ein- für allemal unterdrückte. Die verlangten Abänderungen im Kopernikanischen Werke, welche am 15. Mai 1620 der Welt verkündigt wurden, bestanden darin, daß die Doppelbewegung der Erde um die eigene Axe und um die als im Mittelpunkt des Universums ruhend angenommene Sonne nur als Vermuthung, als mathematischer Behelf für die Rechnung, nicht als wirkliche Lehre vorgetragen wurde.

Der Name Galileis kommt in dem Decrete vom 5. März 1616 gar nicht vor. Seine bis dahin gedruckten Schriften waren nämlich kirchlich unanfechtbar, selbst im Sinne des Decretes vom 5. März, und demgemäß nicht zu verbieten. Ein allerdings sehr verfänglicher Brief Galileis an seinen Freund und Schüler Castelli lag nur in durch Lorini eingesandter Abschrift vor. An Versuchen, das Original des Briefes zu erhalten, ließ man es nicht fehlen, aber sie mißlangen, und auf eine unbeglaubigte, auf Schleichwegen erlangte Abschrift hin, konnte man dem Briefschreiber persönlich umsoweniger etwas Ernstliches anhaben, als ja bis dahin die Kopernikanische Weltanschauung noch nicht als ketzerisch galt. Oeffentlich wußten daher wohl die Allerwenigsten, daß gegen Galilei, der seit Ende 1615 sich in Rom anwesend befand, aber, wie wir beiläufig bemerken, damals nicht ein einziges Mal von dem Inquisitionsgerichte vernommen worden ist, überhaupt ein Verfahren anhängig gewesen war. Ein geheimer Abschluß fand allerdings auch ihm gegenüber statt.

Nach einem 1870 durch Gherardi veröffentlichten Geheimprotokolle aus den sogenannten Decreten der Inquisition berichtete Cardinal Bellarmino unter dem 3. März 1610: „Daß der Mathematiker Galileo Galilei ermahnt worden sei, die bis dahin von ihm festgehaltene Meinung, die Sonne sei das Centrum der Himmelskugel und unbeweglich, die Erde hingegen beweglich, aufzugeben, und daß er sich dabei beruhigt habe."

Genau ebenso schilderte derselbe hochgestellte Geistliche das Ereigniß in einem Zeugnisse, welches er am 26. Mai 1616 dem Galilei ausstellte, also muthmaßlich Tag für Tag drei Monate nach der Unterredung, welche in Frage kommt. Der Wortlaut jenes Zeugnisses ist folgender: „Wir, Robert, Cardinal Bellarmino, da wir vernommen, daß dem Herrn Galileo Galilei verleumderisch angedichtet worden sei, in unsere Hand abgeschworen und infolge dessen heilsame Bußen erlitten zu haben, erklären, um Bezeugung der Wahrheit ersucht, hiermit, daß obgenannter Herr Galileo weder in unsere noch in eines Anderen Hand, in Rom so wenig als an einem anderen Orte, soviel wir wissen, irgend eine seiner Meinungen oder Lehren abgeschworen, noch irgend eine heilsame Buße auferlegt erhalten habe, sondern nur, daß ihm die von unserem Herrn abgegebene und von der heiligen Congregation des Index publicirte Erklärung mitgetheilt worden sei, laut welcher die dem Kopernikus zugeschriebene Lehre, daß die Erde sich um die Sonne bewege und die Sonne im Centrum der Welt stehe, ohne sich von Ost nach West zu bewegen, der heiligen Schrift zuwider sei, und deshalb weder vertheidigt noch festgehalten werden dürfe. Und zur Beglaubigung dessen haben wir Gegenwärtiges eigenhändig geschrieben und unterzeichnet am 26. Mai 1616. Wie oben Robert Cardinal Bellarmino."

Diesen beiden Darstellungen lassen wir unmittelbar den Wortlaut der vaticanischen Handschrift der Acten in eben so getreuer Uebersetzung wie die der vorhergehenden Schriftstücke folgen:

„Donnerstag, 25. Februar 1616.

Der durchlauchtigste Cardinal Mellino hat den ehrwürdigen Herrn Assessor und Commissär des heiligen Officiums notificirt, daß nach abgegebenem Gutachten der Patres Theologen über

*) Ist Galilei gefoltert worden? Eine kritische Studie von Emil Wohlwill. Leipzig 1877, Verlag von Duncker und Humblot. XI, 192 Seiten.

die Behauptungen des Mathematikers Galilei, insbesondere daß die Sonne das Centrum der Welt und ohne örtliche Bewegung sei, daß aber die Erde und zwar auch in täglicher Drehung sich bewege, Se. Heiligkeit dem durchlauchtigsten Cardinal Bellarmino befohlen habe, den genannten Herrn Galilei vor sich zu rufen und zu ermahnen, die gedachte Meinung aufzugeben; falls er sich zu gehorchen weigern würde, solle ihm der Pater-Commissär in Gegenwart von Notar und Zeugen den Befehl ertheilen, sich durchaus zu enthalten, solche Lehre und Meinung zu lehren oder zu vertheidigen; wenn er sich aber dabei nicht beruhigte, so sei er einzukerkern.

Freitag, am 26. desselben.

In dem vom durchlauchtigsten Herrn Cardinal Bellarmino bewohnten Palast, und zwar in dessen Privatgemächern, hat derselbe durchlauchtigste Herr Cardinal, nachdem obgenannter Galilei vorgeladen und vor Sr. Gnaden erschienen war, in Gegenwart des hochwürdigen Bruders Michael Angelo Seghitius de Lauda vom Predigerorden, des Generalcommissärs des heiligen Officiums vorgenannten Galilei ermahnt, daß er den Irrthum vorgedachter Meinung aufgebe, und gleich darauf, ohne Unterbrechung in meiner und der Zeugen Gegenwart, im Beisein desselben durchlauchtigsten Cardinals, hat der obgenannte Pater-Commissär dem gedachten noch dort anwesenden und vorgeladenen Galilei im Namen Seiner Heiligkeit des Papstes und der ganzen Congregation des heiligen Officiums vorgeschrieben und befohlen die obenbesagte Meinung: daß die Sonne das Centrum der Welt und unbeweglich sei, die Erde hingegen sich bewege, ganz und gar aufzugeben, und dieselbe fernerhin weder in irgend einer Weise festzuhalten noch zu lehren oder zu vertheidigen durch Wort oder Schrift, widrigenfalls werde gegen ihn im heiligen Officium vorgegangen werden; bei welchem Befehl derselbe Galilei sich beruhigt und zu gehorchen versprochen hat. Worüber u. s. w. verhandelt zu Rom, wie oben in Gegenwart von den verehrungswürdigen Männern Badino Nores aus Nicosia im Königreich Cypern und Augustin Mongard aus einem Orte der Abtei Rosa in der Diöcese Montepulciano, Hausgenossen des genannten durchlauchtigsten Herrn Cardinals als Zeugen."

Wer ohne besondere Aufmerksamkeit diese beiderseitigen Berichte an seinem Ohre mehr vorbeigleiten als in dasselbe eindringen läßt, wird vielleicht des Widerspruches sich nicht gleich bewußt, der zwischen den Aussagen des Cardinals und den Acten, ja sogar innerhalb der Acten zwischen dem was vom 25. und vom 26. Februar gemeldet wird, obwaltet.

Cardinal Bellarmino, einer der energischsten und zugleich geistvollsten Vorkämpfer, welche das Papstthum jemals gehabt hat, Cardinal Bellarmino, der mit offener Klarlegung seiner Bestrebungen in einem Druckwerke die Behauptung, der Papst stehe über allen Monarchen, aussprach, Cardinal Bellarmino, der gewiß nichts unterdrückte, was kirchlicher Machtfülle ein Zeugniß auszustellen fähig war, er erklärte vor dem Gerichte, welchem gegenüber auch Cardinäle ohnmächtig waren, erklärte zu Händen Galileis, der als engstbetheiligt die Wahrheit der Erklärung abschätzen konnte und somit durch deren Annahme eben ihre Wahrheit bestätigt, daß an einem Tage, der kurz vor den 3. März 1616 gefallen sein muß, Folgendes sich ereignet habe: Er sei mit Galilei zusammengetroffen, dieser sei ermahnt worden, die Meinung, welche wir kurzweg die Kopernikanische nennen wollen, als der heiligen Schrift zuwiderlaufend aufzugeben, sie nicht mehr zu vertheidigen, und Galilei habe sich stillschweigend gefügt. Eine Abschwörung war nicht vorgekommen. Heilsame Bußen waren nicht auferlegt worden. Irgend welche sonstige Nebenumstände werden mit keinem Worte erwähnt.

Etwas weiter, wenn auch nicht damit unvereinbar, geht der Actenbericht vom 25. Februar. Der Papst, heißt es dort, habe befohlen, jene Mahnung solle durch den Cardinal Bellarmino an Galilei gerichtet werden. Falls dieser den Gehorsam verweigere, aber natürlich auch nur in diesem Falle, solle der Mahnung ein Befehl folgen in Gegenwart von Notar und Zeugen, durch den Inquisitionscommissär ertheilt. Bei noch weiter getriebenem Widerstande Galileis solle alsdann der Ungehorsame eingekerkert werden. Die beiden Schärfungen, sagen wir, sind nicht unvereinbar mit Bellarminos Aussagen. Er hat erzählt, was sich ereignete, nicht was sich unter bestimmten Umständen hätte ereignen können. Jene Zusätze waren nur vorsorglich vom Papste ausgegangen. Die Bedingungen ihrer Wirksamkeit waren nicht eingetreten. Galilei fügte sich sofort der Mahnung, er erhob keinen Widerspruch, und so mußte damit der Bericht schließen, so konnte es nichts weiter zu melden geben.

Ganz anders nach dem Actenberichte vom 26. Februar. Diesem gemäß folgte der durch Bellarmino an Galilei gerichteten Mahnung „gleich darauf ohne Unterbrechung" der durch den Generalcommissär Seghitius de Lauda verkündete Befehl, ein Befehl, dessen Wortlaut schon über den der vorausgegangenen Mahnung hinüberreicht. Die Kopernikanische Lehre soll nun nicht blos weder vertheidigt noch festgehalten werden, es soll verboten sein „in irgend einer Weise" sie zu lehren. Also auch die Form der Darstellung, bei welcher das neue Weltsystem als bloße Vermuthung ausgesprochen wurde, oder bei welcher in Gesprächen Rede und Gegenrede, Gründe und Gegengründe wechselten, war ausgeschlossen, der Schriftsteller Galilei war in Sachen des Weltsystems für alle Zeiten mundtodt gemacht. Und so wenig Mahnung und Verbot mit einander übereinstimmen, so wenig Einklang herrscht zwischen der Reihenfolge der Ereignisse, die am 26. Februar vorgekommen sein sollen, mit dem am 25. Februar Vorgesehenen. Man erwäge nur. Die Mahnung durch Cardinal Bellarmino war erfolgt. Kann gemäß der päpstlichen Anordnung an dieselbe „gleich darauf und ohne Unterbrechung" das strenge durch den Generalcommissär vor Notar und Zeugen ausgesprochene Verbot sich angeschlossen haben? Mußte nicht gerade umgekehrt als Voraussetzung jener Scene eine „Unterbrechung" stattgefunden haben? Mußte nicht Galilei Widerstand geleistet, irgend eine ablehnende Aeußerung von sich gegeben haben, bevor der Generalcommissär in Thätigkeit treten durfte?

Zu diesen handgreiflichen Widersprüchen innerhalb der Acten und zwischen ihnen und den Aussagen des Cardinal Bellarmino treten noch eine ganze Reihe anderer Umstände hinzu. Es steht fest, daß jenes Protokoll vom 26. Februar 1616 keinerlei Namensunterschrift trägt, und wenn man auch annehmen wollte, der in den Acten befindliche Text sei nur eine Abschrift, ein Auszug, eine Annotation, wie Herr von Gebler sich ausdrückt, so kann doch 1633 so wenig wie heute ein Original vorhanden gewesen sein, da man sonst nicht versäumt hätte, Galilei, der das Eingreifen des Generalcommissärs leugnete, durch Vorzeigen des Protokolls zu überführen. Das gibt auch Herr von Gebler zu, er gibt sogar zu, es sei Pflicht, „an der Genauigkeit jenes Referates zu zweifeln". Er glaubt nicht „an die jemalige Existenz dieses Documentes", sagt er an einer anderen Stelle zur Beantwortung der Frage: Hat nun je ein solches Protokoll bestanden? Und dennoch soll der Verdacht einer nachträglichen Entstehung sich als nicht stichhaltig erwiesen haben. Also nachträglich ist der Actenbericht vom 26. Februar nicht entstanden, so zugetragen haben sich die Dinge aber nicht, wie der Bericht meldet; da bleibt nur Eines übrig: man hat sofort eine falsche, eine absichtlich falsche Erzählung in die Acten eingetragen. Herr von Gebler sagt das nicht, aber er muß zu dieser Meinung sich bekennen, und hat diese irgend welche Wahrscheinlichkeit für sich? Doch wir kehren zu den Einwürfen gegen das Protokoll vom 26. Februar zurück. Ihm entgegen steht die Stimmung Galileis, wie sie in seinen Briefen sich ausspricht. Ihm entgegen steht die Thatsache, daß Galilei nach dem 26. Februar 1616 überhaupt noch Schriften veröffentlichte, in welchen von dem Kopernikanischen Systeme die Rede war, was er, wenn damals das oft berührte Verbot ergangen wäre, nicht durfte, noch gewagt hätte. Ihm entgegen steht die unbegreifliche unthätige Nachsicht der Inquisitionsbehörde bei den Veröffentlichungen Galileis zwischen 1616 und 1633. Ihm entgegen stehen die wiederholten Aussagen Galileis in den Verhören von 1633, denen man, wie schon bemerkt, keine Ueberführungsversuche an die Seite setzte. Das dürften die Hauptpunkte sein, auf welche bereits 1870 namentlich durch Wohlwill, aber auch durch Gherardi

hingewiesen worden ist, und aus welchen Beide und mit und nach ihnen die meisten Geschichtskundigen die Folgerung zogen, das Protokoll vom 26. Februar 1616 sei erst 1632 durch eine hinterlistige Fälschung in die Acten eingedrungen, man habe es untergeschoben, um daraufhin ein neues Rechtsverfahren gegen Galilei wegen Ungehorsam gegen ein ergangenes Inquisitionsverbot einleiten zu können.

Diese Ueberzeugung hatte sich gebildet ohne Einblick in die Acten. Fragen wir demnach, was die Acten selbst zur endgültigen Bestätigung uns liefern müssen, und erwägen wir zugleich, daß der Fälscher, wenn der Verdacht, den wir ausgesprochen haben, begründet ist, ein Mann gewesen sein muß, dessen Gewissenhaftigkeit aber nicht dessen Schlauheit in der Entwicklung zurückgeblieben war, so gelangen wir zu folgender Antwort: Der Beweis der materiell fast sichergestellten Fälschung ist auch formell erbracht, wenn die Acten eine leichte Möglichkeit dieser Fälschung darthun. Es ist dagegen nicht nothwendig, ja es ist nicht einmal voraussichtlich, daß der äußere Befund der Acten ein solcher sei, daß außer durch eine Fälschung er nicht zu erklären bleibt. Genau so finden wir aber die Acten, was nunmehr an der Hand des Gebler'schen Vorberichtes dargethan werden soll. Moritz Cantor.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der neugriechischen Literatur.

Von Daniel Sanders.

Die Geschichte der neugriechischen Literatur ist in Deutschland in der jüngsten Zeit zum Gegenstande zweier ausführlicheren Schriften gemacht worden. Im vorigen Jahr veröffentlichte Dr. Rudolf Nicolai eine „Geschichte der neugriechischen Literatur" (Leipzig, Brockhaus) und soeben erscheint als der 44. und 45. Band von Calvarys philologischer und archäologischer Bibliothek der 1. Band eines ähnlichen Werkes in französischer Sprache: Précis d'une Histoire de la Litérature Néo-hellénique par A. R. Rangabé.

Der Verfasser des letztgenannten Buches, der griechische Gesandte in Berlin, gehört nicht nur einer Familie an, von der einzelne Mitglieder seit lange in der Geschichte des griechischen Schriftthums eine hervorragende Stellung einnehmen, sondern er ist auch selbst auf diesem Gebiete unter den Jetztlebenden jedenfalls eine der bedeutendsten, wenn nicht gradezu die bedeutendste und vielseitigste Erscheinung.

Ganz richtig sagt Dr. Rud. Nicolai in dem zuerst genannten Werk S. 186:

„Den Höhestand der nationalen Poesie der Neugriechen bezeichnen die universalen Leistungen der beiden Sutsos und Alexandros Rhisos Rhangavis" — oder Rangabé, wie er in nicht-griechischen Werken nach französischer Weise seinen Namen zu schreiben pflegt — und, wo Nicolai dann später auf ihn zurückkommt, fügt er hinzu (S. 194):

„Alexander Rhisos Rhangavis aus Konstantinopel darf gegenwärtig für den geistreichsten und universalsten unter den Gelehrten Griechenlands gelten. Was er als Patriot und als Staatsmann für die Sache seines Vaterlands gethan und wie er durch Vortrag, Schrift und Empfehlung in einflußreichster Stellung für die reinsten Interessen der Schule, Bildung und Wissenschaft gewirkt hat, nöthigt uns zu hoher Bewunderung. Sicher behauptet er als Archäolog und Professor an der Universität Athen, deren Prytane er 1866—1867 war, einen hervorragenden Rang. Und wie er durch sorgsame Pflege der klassischen Alterthumsstudien und der schönen Literatur des modernen Griechenlands in der gelehrten Welt glänzt, so findet er auch als Dichter die gebührende Anerkennung" u. s. w.

Von älteren in der Geschichte des griechischen Schriftthums erwähnten Rhangawis*) zu schweigen, so war unseres Alexander Rizo Rangabés Vater Jakob Rizo Rangabé oder — in engerm Anschluß an die griechische Aussprache — Jakowakis Rhisos Rhangwawis, der durch seine ausgezeichneten Uebersetzungen französischer Trauerspiele (von Corneille, Racine, Voltaire) im engsten Anschluß an die Urschriften und dabei in reiner und zugleich volksthümlicher Sprache und mit meisterhafter Beherrschung der Reimverse auf die Ausbildung des heutigen Griechisch einen sehr hoch anzuschlagenden Einfluß ausgeübt hat. Jakob Rizos' gleich weiter zu erwähnender Vetter Rizo Néroulos hat die sich so eng und treu an Racines Phädra anschmiegende Uebertragung durch das nachfolgende Sinngedicht verherrlicht:

Ὁ Ῥίζος ὁ Ἰάκωβος μετέφρασε Ῥακῖνον.
Αὐτὸν ἐκεῖνος, ἢ αὐτὸς μετέφρασεν ἐκεῖνον;

d. h. — freilich mit Aufgebung der hier den Hauptreiz bildenden Reimform —: Jakob Rhisos hat den Racine übersetzt. Hat diesen jener oder jener diesen übersetzt? — Ein Sinngedicht von Rhisos auf Nerulos lautet:

Τί ξένον ἂν προςβάλληται ὁ Ῥίζος ἀπὸ φθόνον;
Τῶν δένδρων τὰ καλλίκαρπα λιθοβολοῦνται μόνον,

was sich deutsch etwa so wiedergeben ließe:

Daß Rhisos wird verfolgt vom Neid, kann uns kein Wunder scheinen.
Nach Bäumen ja mit schöner Frucht nur schleudert man mit Steinen.

Jakowakis Rhisos Nerulos übertrifft seinen Vetter, den er in der Herrschaft über die Sprache und den Vers nicht erreicht, als Dichter an Gestaltungskraft und Gehalt. Seine Trauerspiele freilich sind im Ganzen — trotz einzelner dichterischen Schönheiten — ohne wirkliches dramatisches Leben; auch seine witzigen, zumeist Zeitfragen behandelnden Lustspiele sind im Allgemeinen bereits veraltet und können nur noch einen — allerdings nicht unbedeutenden — literargeschichtlichen Antheil in Anspruch nehmen, darunter besonders die *Κορακιστικά*, welchen Titel — im Anklang an *Κοραϊστικά* — die Sprache der Koraïsten oder der Anhänger —, zumal der übereifrigen und übertriebenen Anhänger, — des mit Recht gepriesenen Adamanitos Koraïs (Coray) in ihrer Mißachtung der wirklich gesprochenen volksthümlichen Sprache als kauderwälsches „Rabengeschwätz" verspottet. Einen höhern und dauerndern dichterischen Werth nehmen die lyrischen und elegischen Poesien von Nerulos ein und vor Allem das noch heute in Griechenland für klassisch geltende komische Heldengedicht „Der Raub des Truthahns", worin der selbst den edeln Phanarioten angehörende Dichter die sittliche Verkommenheit vieler ohne Sinn für alles Höhere nur auf die Anhäufung von Schätzen, auf hinterlistiges Ränkespiel, träge Genußsucht und üppiges Wohlleben bedachten Phanarioten mit treffendem Spotte dem allgemeinen Gelächter preisgibt. (Vgl. außer Rangabé a. a. O. S. 127 ff. und Rud. Nicolai a. a. O. S. 176 ff. z. B. auch Adolf Ellisens Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie Bd. 1, S. 354 ff.). Ganz besonders aber ist Nerulos hier noch als der Verfasser einer gleichfalls französisch geschriebenen neugriechischen Literaturgeschichte hervorzuheben, welches Buch — Cours de littérature grecque moderne — bekanntlich Goethe einer ausführlichen Besprechung gewürdigt hat, s. in der 40bändigen Ausgabe von Goethes sämmtlichen Werken Bd. 33, S. 324—335.

Es ist in der That bewundernswerth, mit wie meisterhaftem Tief- und Scharfblick Goethe in dem vor 50 Jahren veröffentlichten Aufsatze die noch heute unverkennbar nachwirkende, aber auch heute noch nicht überall gerecht gewürdigte Bedeutung der Phanarioten für die Befreiung Griechenlands und für die geistige Entwicklung des Volkes als einen wesentlichen Hauptpunkt, den der edle J. R. Nerulos nur beiläufig und gleichsam versteckt zu berühren wagen durfte, erkannt, hervorgehoben und durch eine geschichtliche Darstellung klar zu legen gestrebt. Welches Gewicht Goethe selbst der in seinem Aufsatz niedergelegten Anschauung beigemessen, geht deutlich aus einer Stelle

*) S. Rangabé Liter. p. 39 u. 41.

hervor, die ich mir nicht versagen kann, mit seinen eigenen Worten anzuführen, als die eindringlichste Weise, die Leser auf dieses — so zu sagen — Vermächtniß Goethes für die heutige Zeit hinzulenken.

„Man verzeihe" — heißt es in dem Aufsatze, Bd. 33, S. 332 — „diese gewissermaßen abgenöthigte Aeußerung einem gemäßigten Philhellenen; ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt*). Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte gewidmet."

Es schien uns dringend geboten, auf diese Würdigung hinzuweisen, welche Goethes „historisches Menschengefühl" dem zwei Jahrhunderte hindurch stillen und gewissermaßen geheimen Gang der Phanarioten zu ihrer dann gleichsam wunderbar hervortretenden einflußreichen und mächtigen Wirksamkeit hat zu Theil werden lassen. Wir halten aber diesen Hinweis eben so, wie dringend geboten, auch genügend gegenüber dem einseitigen Mißurtheil, wie es sich z. B. noch im 6. Band des Brockhaus'schen Conversationslexikons (12. Aufl. 1877) S. 387 schroff ausspricht und wenigstens einigermaßen durchtönt in der erwähnten Literaturgeschichte von Rud. Nicolai, wenn es dort S. 73 ff. heißt:

„So pflegte der Phanariot, seinem Ehrgeiz jedes Opfer außer den streng orthodoxen Glauben bringend, Schule und Wissenschaft in vornehmer, zunächst selbstsüchtiger und, wie es dem ersten Blick erscheint, völlig unpatriotischer Weise" rc. Der Geschichtschreiber hätte hier füglich doch mehr Das hervorheben müssen, was nicht dem ersten Blick erscheint. Dies geschieht, wie bei Goethe, sehr begreiflicherweise bei Rangabé, der, selbst der Klasse der Phanarioten angehörend, wie sein Verwandter Nerulos (s. o.), gegen ihre Fehler nicht blind, dieselben nicht zu beschönigen versucht, doch auch ihre Verdienste zu schätzen weiß und denselben Anerkennung zu verschaffen strebt. Es gewährt einen eigenthümlichen Reiz, mit Goethes Aufsatz das „die Phanarioten" überschriebene 1. Kapitel des 2. Buches in Rangabés Literaturgeschichte (S. 45—55) zu vergleichen. Die Rücksicht auf den Raum verstattet nicht die vollständige Mittheilung, doch mögen folgende Auszüge — zugleich als Probe der Rangabé'schen Darstellungsweise — hier ihre Stelle finden:

„.... Die Woge der Sündfluth hatte ganz Griechenland verschlungen; aber kaum fanden einige Trümmer des nationalen Daseins eine Zufluchtsstätte, als auch schon ein den Eindruck von Zeit und Ort an sich tragendes Schriftthum, zum Theil als wilde Felsenblume**), zum Theil als eine von fremden Säften genährte Pflanze auf diesem allzeit ergiebigen Boden wieder emporkeimte. Vor Allem war es die Arche der Kirche, welche, vom Sturm umgetrieben, doch in ihrem Innern die flackernde Lampe des nationalen Daseins barg, und auch das Schriftthum fand dort von der ersten Stunde der Eroberung an eine Zuflucht.

.... Während das besiegte Volk so langsam in's Leben zurückkehrte, begann allmählich der Verfall des türkischen Reichs und wurde nicht einmal aufgehalten durch die geschickten Verwalter und ausgezeichneten Staatsmänner, welche die türkische Ohnmacht von der unterjochten Nation zu entlehnen gezwungen war ... Anfangs erwarb der einsichtsvolle Sklave nur durch Annahme des muhamedanischen Glaubens das Recht, sich über seinen Herrn zu erheben; aber schließlich gelangte er — nach dem natürlichen Gesetz von der Oberherrschaft des Geistes über das Fleisch — auch ohne Verleugnung seines mißachteten Glaubens dahin, über die Geschicke des Reiches zu entscheiden.

Seitdem die Türken, gezwungen, aus ihrer hochmüthigen Einzelstellung herauszutreten, Verbindungen mit den europäischen Regierungen anknüpfen oder vielmehr nach ihrer damaligen Denkweise, den Feinden des Propheten einen Waffenstillstand bewilligen mußten, seitdem beauftragten sie einen Dolmetscher, von jenen Ungläubigen —, deren Sprache sogar sie in dem barbarischen Hochmuth jener Zeiten zu erlernen sich nicht herabließen — die Bittschriften entgegenzunehmen und ihnen die Befehle der hohen Pforte kund zu thun. Gemeinhin wurden diese Dolmetscher aus den verachtetsten Klassen, aus den jüdischen Kaufleuten und Mäklern genommen, welche durch ihren Stand auf die Erlernung fremder Sprachen angewiesen waren.

Diese verachtete Stellung zu gewinnen, gelang im Jahre 1630 einem Griechen aus Konstantinopel, Panaghiotakis Nikussis, der mit einem sehr gewandten Geiste ein auf den italienischen Universitäten erworbenes umfassendes Wissen verband. Ihm entging es nicht, daß bei einer Nation, die in rückgängiger Bewegung in immer größere Abhängigkeit von ihren Nachbaren verfiel und, durch ihre Unwissenheit verblendet, nicht einmal das Bewußtsein ihrer Lage hatte, es von der höchsten Wichtigkeit sei, sich aller Staatsgeheimnisse zu bemächtigen und unmittelbar mit Denen zu verhandeln, die bald als Herren über das Geschick der Türkei entscheiden mußten.

So wurde der Nachfolger des verachteten Juden durch seinen seltenen Scharfsinn, durch die richtige Erkenntniß von der Bedeutsamkeit seiner Stellung und durch seine geschickte Behandlung der Personen und der Staatsangelegenheiten der einzige Bewahrer der diplomatischen Beziehungen des Reiches und eröffnete seiner eigenen Nation einen Weg, auf dem sie leichter zur Erfüllung ihres Geschicks gelangen mußte ....

Panaghiotakis' Nachfolger war Alexander Mawrokordatos, der gleichfalls auf den Universitäten Italiens eine gründliche Bildung erworben hatte; denn Das war der schlagende Unterschied zwischen den beiden durch die Entscheidung der Eroberung verbundenen Völkern: während das herrschende, nur auf die Gewalt des schon seinen Händen entgleitenden Säbels vertrauend, in die tiefste Unwissenheit versunken war, eignete das unterjochte wißbegierige Volk sich jene Macht an, welche, unbeachtet von den groben Geistern, zuletzt doch den Sieg über alle andern davon trägt .... In seiner Eigenschaft als Großdragoman nahm Alexander Mawrokordatos einen sehr thätigen Antheil an den Unterhandlungen von Carlowitz und wurde mit dem Titel ἐξ ἀποῤῥήτων belohnt, den seitdem alle Großdolmetscher beibehalten haben. Ihm folgte sein Sohn Nikolaos, der, eben so unterrichtet und ausgezeichnet, wie sein Vater, sich noch höher erhob als dieser ...., indem er Hospodar (zinspflichtiger Fürst) der Walachei wurde, und seit jener Zeit (1716) wurden die Walachei und die Moldau das Leibgedinge von Griechen, welche bis zu dem Aufstande 1821 in dem Besitz blieben .... Mit einer fast oberherrlichen und unabhängigen Machtvollkommenheit, dem Recht über Leben und Tod, der Gesetzgebung und Besteuerung ausgestattet, kamen diese Fürsten in die beiden Provinzen mit einem zahlreichen Gefolge, das aus den fähigsten und gebildetsten Männern in Griechenland bestand .... Während die Muselmänner über die weiten Landstrecken, welche früher, vom Himmel gesegnet, die reichsten, glücklichsten und gebildetsten des Weltkreises gewesen, damals wüste Zerstörung und die Finsterniß der Barbarei ausbreiteten, säeten einige Griechen, denen es kaum gelungen war, ein wenig die Last ihrer Fesseln zu erleichtern, mit vollen Händen die Wohlthaten der Ordnung und der Civilisation in Länder, über welche die Morgenröthe noch nicht aufgegangen war ....

Diese Griechen, denen es fast gelungen war, ihre Ketten zu einem Zepter umzuschmieden, nannten sich Phanarioten nach dem Stadttheil, den sie in Konstantinopel gemeinsam mit dem Patriarchen und der hohen Geistlichkeit bewohnten. In allen Theilen Griechenlands sich aus Denen ergänzend, die sich durch höhere Geistesanlagen und Kenntnisse auszeichneten, bildeten sie einen Verdienstadel, der, obgleich Fremde nicht ausschließend, doch zumeist erblich wurde durch die Reichthümer, welche seine Angehörigen in ihren hohen Dienststellungen erwarben und durch den Gebrauch, welchen sie von diesen Reich

*) Vgl. Bd. 3 S. 159, wo Goethe diese Erklärung für „ein historisches Menschengefühl" in der 1. Abtheilung seiner „Maximen und Reflexionen" wiederholt.

**) In den Klephthenliedern.

thümern für die Erziehung ihrer Kinder machten. Dies genügte, um beim Herannahen der griechischen Staatsumwälzung, einer Bewegung von vollständig demokratischer Richtung, diese Leute beim Volke mißliebig und verhaßt zu machen*), was sie gewiß mehr als einmal verdient haben durch ihre politischen Eifersüchteleien und durch den Eifer, womit sie sich die ersten Ringe der gemeinsamen Kette streitig zu machen strebten. Indessen muß man ihnen doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß sie die thätigsten Förderer und die ersten Opfer des Aufstandes waren, welcher die Befreiung ihres Vaterlandes herbeiführte. Bis dahin waren sie eine zwischen der Nation der Unterdrücker und der Unterdrückten stehende und vermittelnde Macht geworden, ein Schild, der diese schirmte und oft die für diese bestimmten Schläge auffing. Da sie die Tyrannei in größerer Nähe sahen, so haßten sie dieselbe um so tiefer und, über größere, wirksamere und weiterreichende Mittel verfügend, bedienten sie sich derselben, um den Sturz der Tyrannei in weiterer Voraussicht anzubahnen. Einsichtiger als die Mehrzahl ihrer Landsleute, wußten sie besser die zu diesem großen Ziele führenden Wege zu erkennen und setzten allem Andern die Bildung voran, auf die sie einen so hohen Werth legten, daß ihre Büchersammlungen nach der Schätzung von Männern, die am meisten in der Lage waren, darüber zu urtheilen, zusammen mehr als eine halbe Million Bände der auserlesensten Werke enthielten. Alle diese Schätze sind 1821 durch die Nachkömmlinge jenes großen Verwüsters der Bibliotheken von Alexandrien zerstört worden.

Die Anstrengungen dieser Phanarioten in Verbindung mit denen der Geistlichkeit, der erleuchtetsten Primaten in den verschiedenen Provinzen und einiger von der reinsten Vaterlandsliebe beseelten reichen Kaufleute haben die allzeit glühende Liebe der Griechen zur Bildung unterstützt und reich ausgestattete Schulen begründet oder erhalten zu Konstantinopel; zu Jannina, Mezzowo, Kosana in Epirus; zu Salonichi, Adrianopel und auf dem Berg Athos in Macedonien; zu Trikkala, Tyrnowo, Ambelakia, Larissa in Thessalien; zu Patmos, Chios, Korfu auf den Inseln; zu Smyrna, Kydonia in Jonien; zu Dimitzana, Wytina im Peloponnes und in verschiedenen andern Theilen Griechenlands.

Die Unwissenheit ihrer Gebieter und die Gleichgültigkeit derselben gegen Alles, was die Erziehung betraf, benutzend, widmeten die hingebungsvollen Männer, welche ihr Talent an die Spitze gestellt hatte, diesen Brenn- und Sammelpunkten der geistigen Erleuchtung die größte Sorgfalt und sie beeiferten sich um die Wette, dort die Studien zu größter Vollkommenheit zu bringen, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß daher das Heil kommen müsse. Und so sind von dort aus in dem letzten Jahrhundert der Knechtschaft eine große Anzahl von unterrichteten und wohl vorbereiteten Jünglingen ausgegangen, welche später als Bildungspilger die Hochschulen Europas besuchten, um dort ihre Kenntnisse zu ergänzen und, in das Vaterland heimgekehrt, an der hohen Aufgabe, der Einführung desselben in die moderne Bildung mitzuarbeiten und sowohl durch ihre Unterweisung wie durch ihre Werke das niemals ganz erloschene heilige Feuer von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen."

Wir wünschen und hoffen, daß man auch noch aus diesem Auszuge einigermaßen die anmuthige Darstellung des Rangabé'schen Werkes erkennen möge, das wir Denen, welche der Geschichte des neugriechischen Schriftthums Antheil und Aufmerksamkeit zuzuwenden geneigt sind, eben so dringend als ein Buch zum Lesen empfehlen möchten, wie die Literaturgeschichte von Rud. Nicolai als ein Werk zum Nachschlagen. Dies ist vollendet; von dem Rangabé'schen Buch steht noch der zweite Band aus, welcher die Geschichte der dichterischen und schönwissenschaftlichen Literatur in dem freien Griechenland (seit 1821) behandeln soll und welchem der Verfasser daher füglich als Inschrift das virgilische Wort vorzusetzen berechtigt wäre:

Quorum pars magna fui.

Wir sehen — und gewiß mit uns alle theilnehmenden Leser — diesem zweiten Bande mit der gespanntesten Erwartung entgegen.

Wohl hätte es etwas sehr Verlockendes, aus dem vorliegenden ersten Bande noch einige Mittheilungen hinzuzufügen, wenn nicht die Rücksicht auf den Raum Beschränkung geböte; doch können wir es uns nicht versagen, die Leser ganz besonders auf das erste Kapitel aufmerksam zu machen, worin sie eine Auslese der schönsten und bezeichnendsten, bekanntlich auch von Goethe so ungemein hochgeschätzten Volkslieder finden. Aufgefallen ist es uns dabei nur, darunter grade ein sehr bekanntes Gedicht (auf die Einnahme Konstantinopels 1553) nicht mit aufgeführt gefunden zu haben, ein Gedicht, dem die heutigen Zeitverhältnisse eine ganz besondere Bedeutsamkeit zu verleihen scheinen und das wir als den Schluß dieses Aufsatzes herzusetzen für geeignet erachten, unter Voranstellung eines betreffenden Abschnittes aus Gibbons Geschichte des Sinkens und Falls des römischen Reiches (Kap. 68).

„Das Vertrauen der in die Sophienkirche geflüchteten Griechen" — berichtet Gibbon — „stützte sich auf die Weissagung eines Schwärmers oder Betrügers, daß eines Tages die Türken in Konstantinopel eindringen und die Römer bis zur Konstantinssäule auf dem Platz vor der Sankt-Sophienkirche verfolgen würden; aber das würde das Ende ihrer Leiden sein. Dann würde ein Engel vom Himmel herabsteigen, ein Schwert in der Hand, und mit dieser Himmelswaffe das Reich einem am Fuß der Säule sitzenden armen Manne überliefern. 'Nimm dies Schwert', würde er sagen, 'und räche das Volk des Herrn!' Bei diesen ermuthigenden Worten würden die Türken sofort fliehen und von den siegreichen Römern fort aus dem Westen und aus ganz Anatolien bis an die Grenze von Persien vertrieben werden. Bei dieser Gelegenheit wirft Dukas mit etwas Phantasie und viel Wahrheit den Griechen ihre Zwietracht und ihren Starrsinn vor. 'Wäre jener Engel erschienen', — ruft der Geschichtsschreiber, — 'hätte er euch angeboten, eure Feinde zu vernichten, falls ihr in die Kircheneinigung willigen würdet, selbst dann, in jenem verhängnißvollen Augenblick, würdet ihr eure Rettung verschmäht oder euren Gott getäuscht haben'."

Das erwähnte Volkslied aber auf die Eroberung Konstantinopels und die Einnahme der Sankt-Sophienkirche lautet:

Nahmen die Hauptstadt*), nahmen sie, nahmen auch Saloniki,
Nahmen auch Sankt Sophia ein, das hohe, große Münster.
Das hat zweihundert Hammerschell'n und zweiundsechzig Glocken,
Wo jede Glock' 'nen Priester hat, 'nen Diener jeder Priester. —
Als mit dem heiligen Geräth der Welt Beherrscher auszog,
Traf eine Stimme himmelher sie aus der Engel Munde:
„O lasset diese Psalmodie! Das Heiligthum setzt nieder!
Und sendet Kund' ins Frankenland, daß sie's zu holen kommen,
Zu holen sich das goldne Kreuz, das heil'ge Evangelium
Und auch den Tisch, den heiligen, daß sie ihn nicht besudeln."
Wie Das die Jungfrau hat gehört, da weinen ihre Bilder.
„Sei ruhig, heilge Jungfrau, du! nicht weine und nicht jammre;
Denn mit den Jahren, mit der Zeit wird's wiederum dein eigen."

*) Vgl. z. B. auch in meiner (zuerst 1848 erschienenen) Uebersetzung von Alex. Rhis. Rhangawis' aristophanischem Lustspiel: „Die Hochzeit des Kutrulis" die Anmerkung auf S. 164.

*) Πόλις d. i. Κωνσταντίνου πόλις, Konstantinopel.

Inserate.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 45. Berlin, den 10. November 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Robert Lowe über eine neue Reformbill.

Von Karl Blind.

I.

Der ehemalige Schatzkanzler im Gladstone'schen Cabinet, Herr Robert Lowe, ist zwar Vorsitzender der englischen Schnellradvereine und demokratisch genug, um das eherne Pferd in Person zu besteigen. Man hat ihn oft so als Minister in abgetragener Kleidung am Palaste des Ministeriums anreiten sehen; ein Schauspiel, das seinen eleganteren oder aristokratischen Amtsgenossen als „vulgär" erschien. Ueber diese Einfachheit der Lebensgewohnheiten des Mannes, der Englands Staatsschatz verwaltete, ist kein Wort zu verlieren; es wäre denn ein Wort der Anerkennung. Im Uebrigen zeigt Herr Lowe sich, trotz seiner Vorliebe für die Reitmaschine, durchaus nicht als Freund der dahinsausenden Fortschrittsbewegung. Im Gegentheil, er wirft der demokratischen Richtung stets gern einen Knüppel zwischen die Speichen. Seine ganze Stellung innerhalb des Kreises der liberalen Führer bildet eine absonderliche Ausnahme. Er steht in diesem Kreise wie ein halber Feind. Man verträgt sich nothdürftig mit ihm, weil, ihn zum erklärten Gegner zu haben, bei der Schärfe seiner Zunge als das noch weitaus Gefährlichere erscheint.

Lowes politische Vergangenheit ist sehr gemischter Natur. Aus ihren sonderbaren Gegensätzen erklärt sich wohl die ätzende Säure, die jedesmal seinen Lippen und seiner Feder entfließt, sobald es sich darum handelt, eine neue Volksschicht in den Vordergrund der Staatsbühne zu bringen. Als etwa dreißigjähriger Mann verließ er England, um sein Glück in Australien zu suchen. Die Stellung eines Privatlehrers, die er bis dahin, nach Erledigung seiner Studien in Oxford, eingenommen, war seinem Ehrgeize unerträglich geworden. In Neu-Südwales widmete er sich mit Erfolg der Anwaltschaft. Wenige besaßen eine größere Gabe als er, „der schlechteren Sache den Schein der besseren zu verleihen". In Australien stieg er rasch in den gesetzgebenden Rath auf, dem er von 1843 bis 1850 angehörte. Damals schien er geneigt, das Streben nach unbedingter Selbstregierung zu fördern, das sich in allen jungen Ansiedelungen des englischen Stammes naturgemäß herausbildet. Die Sage geht sogar, er sei in bedenklicher Weise in die Bewegung verflochten gewesen, die auf die völlige Losreißung Australiens vom Mutterlande und seine Umbildung in einen Freistaat ausging. Vielleicht mochte er sich im Geiste als künftiges Haupt einer australischen Republik sehen. Daß er nicht gerade von monarchischen Vorurtheilen erfüllt ist, konnte man auch neuerdings wieder bei Disraelis Kaisermache bemerken, wo Lowe die schärfste, fast vom Geist der Schubert'schen „Fürstengruft" angehauchte Gegenrede hielt.

Jene australische Bewegung mißlang und Robert Lowe kehrte mißmuthig, in seinen Hoffnungen enttäuscht, nach England zurück. Von da an sehen wir ihn als Abgeordneten im Unterhause für Kidderminster, später für Calne, wie auch als Regierungsbeamten unter Whigministerien; „liberal" der äußeren Parteibeziehung nach, aber oft im Widerstreit mit der Volksrichtung. Dieser Widerstreit gestaltete sich zuletzt so heftig, daß dem angefeindeten Manne im eigenen Wahlbezirk schwere Lebensgefahr erwuchs. Als die große Reformbewegung von 1866 begann, die zwei Jahre darauf durch ein beinahe auf revolutionärem Wege errungenes Wahlgesetz zum Abschluß gelangte, gab es keinen bittereren Widersacher der Reform, als den ehemaligen Vorkämpfer der australischen Demokratie. Was er in jenen Tagen voll Hohn und Spott über die ringenden Massen sagte, reizte den Volkszorn bis auf's Aeußerste. Ein, wegen seiner kakerlakischen Erscheinung, ihm anhaftender Spitzname („das australische Kaninchen") wurde damals auch in Blättern gegen ihn angewandt, die sich von solcher Behandlung eines Gegners sonst frei halten.

An die Gebildeten wandte sich Lowe bei Bekämpfung der letzten Reformbill mit klassischen Stellen im Tone eines Sehers der Aeneïde. Englands hohe Reichsveste malte er ihnen als in Trümmer dahinsinkend vor, wenn man dem ungestümen Drängen nach Erweiterung des Stimmrechtes nachgebe. Das hölzerne Pferd wurde beständig von ihm als Warnung vorgeführt. Im Bauche der Reformbill sollte angeblich der gewaffnete gesellschaftliche Umsturz lauern. Man weiß, daß diese Weissagung sich jedenfalls nicht erfüllt hat. Aus dem erweiterten Wahlrecht ist schließlich ein conservatives Parlament hervorgegangen!

Trotz, oder vielmehr wegen der Heftigkeit, mit der Lowe den liberalen Forderungen und Führern entgegengetreten war, hielt Gladstone es 1868 für nöthig, ihm die Stelle eines Schatzkanzlers in dem neugebildeten Cabinet zu übertragen. Seit jener Zeit vertritt auch Lowe im Unterhaus die Londoner Hochschule — ein Wahlbezirk, der erst unter Disraelis Zwischenregierung bei Ausarbeitung der neuen Reformbill geschaffen worden war. Man hat es Disraeli von toryistischer Seite scherzend vorgeworfen, daß er dem Manne, der sein Angesicht in keinem Wahlbezirk des Landes mehr zeigen könne, das Londoner Universitätsnest bequem zurechtgemacht habe. Disraeli erwiederte: er bedaure dies auch jetzt noch nicht — schon um des Vortheils willen, den die Torypartei dadurch besitze, daß

Lowe unter den Liberalen selbst als immer störender Friedensbrecher wirke. In der That war er es, der zuerst im Gladstone'schen Ministerium das Zeichen zum inneren Wirrwar gab. Es ist bös mit ihm verkehren; er ist wie der Loki der Asensage. Zwang er auch Gladstone im Jahre 1868, politische Blutbrüderschaft mit ihm zu trinken, so kehrte er doch bald wieder seine Unfugsnatur hervor. Dank Lowe ging es im Jahre 1873 im Cabinet schon ziemlich wie bei Oegirs Gelage her. Bald darauf — 1874 — brach die Dämmerung herein, die das Ministerium stürzte.

Noch das Beste an Lowe ist, daß er sich für Hebung des Volksunterrichtes bemüht hat. In volkswirthschaftlichen Grundsätzen einer bekannten harten Schule angehörig, die den kämpfenden Armen mit einem „Hilf dir selbst!" rauh abweist, erkennt er doch an, daß bei der furchtbaren Ungleichheit der Ausstattung an Besitz es nur billig ist, dem keimenden Talent wenigstens nicht die Sonne und die Lebensluft der Erziehung zu versagen. Auch politische Rücksichten mischen sich wohl in seine Auffassung der Frage des Volksunterrichts. Er kann nicht den Unglückspropheten gegenüber den Gefahren der dunkel andrängenden demokratischen Bewegung spielen, ohne dadurch die Pflicht zu übernehmen, diese angebliche Gefahr durch Verbreitung geistigen Lichtes mindern zu helfen. Man trifft in England vielleicht mehr als anderswo alle Augenblicke auf eine Unfolgerichtigkeit bei den Führern der öffentlichen Meinung. Gladstone, der einst das Stimmrecht erweitert wissen wollte, weil die Menge „von unserem eigenen Fleisch und Blut ist"; Gladstone, der Volksfreund und das Haupt des Liberalismus; Gladstone, der tiefgelehrt über Schliemanns Troja- und Mykenefunde zu reden weiß und Homers Farbensinn durch die Ilias und die Odyssee verfolgt, ohne freilich die ältere egyptische und phönikische Cultur zu kennen, auf der die griechische ruht, oder von der Farbenlehre naturwissenschaftlich, wie er selbst bekennt, irgend etwas zu verstehen — Gladstone hat der irischen Klerisei eine katholische Universität aus Staatsmitteln gewähren wollen, und war nahe daran, auch den Volksunterricht in Irland ganz in die Hände der römischen Pfaffheit fallen zu lassen. Für das Volkserziehungswesen in England hat er nie den auf bessere Aufklärung gerichteten Eifer gezeigt, den der sich zu den Massen unangenehm satirisch stellende Lowe entwickelte. Das muß diesem zugute geschrieben werden, wie man auch sonst über seine unsympathische Erscheinung denken mag. In die „Karte der Volksunwissenheit" hellere Töne zu bringen, zeugt jedenfalls auch von Farbensinn.

II.

Im gegenwärtigen Augenblick ist das Verlangen nach Uebertragung des Wahlrechtes an die Feldarbeiter das Zukunftsschreckbild, mit dem Lowe als Kalchas dräut. Unter der Ueberschrift: „Eine neue Reformbill" läßt er in einer Abhandlung abermals die Stimme der Warnung ertönen.

Seine frühere Weissagung hat sich zwar nicht bewahrheitet. Statt der radicalen Gesellschaftsumwälzung trat ein toryistischer Umschwung ein. Das erweiterte Wahlrecht biß sich, sozusagen, selbst den Kopf ab. Wo immer die Erziehung der Massen im Rückstande ist, wird man meist einen solchen Ausgang erleben; übrigens hatte das Gladstone'sche Cabinet, als es abtrat, kaum irgendwelchen Fehler mehr zu begehen. Mit wahrem Kunstfleiß waren zahlreiche liberale Schichten der Regierung abspenstig gemacht worden. Der Gang der inneren Angelegenheiten ist mittlerweile durch die „conservative Reaction" nicht berührt worden. Die Tories von heute können glücklicherweise nicht mehr handeln wie in den Tagen von Peterloo, sind auch zum Theil nur noch Conservative dem Namen nach. In äußerer Politik ist England durch die unerwartete Wendung wenigstens davor bewahrt worden, die Narrheit einer neuen Kreuzfahrt mitzumachen und zu größerer Ehre des freisinnigen Czarenthums und des menschenfreundlichen Kalmückenthums die eigene Reichsmacht zu untergraben.

Da nun Lowes Drohung mit dem „rothen Gespenst" der ersten Reformbill in ihr Gegentheil umschlug, versucht er es diesmal etwas anders. „Da seht ihr," sagt er, „was an dem grünen Holze der städtischen unteren Volksschichten wuchs; wie wird es erst an dem politisch dürren Holz der ländlichen Heuerlinge werden!" Dies ist ein Anruf an die Liberalen, denen er — obwohl er sechs Jahre in einem liberalen Ministerium gesessen — in's Gesicht sagt: es sei die Reformbill von 1868 „das größte Unglück" für die Partei gewesen. Ein zweiter Schritt in derselben Richtung — fügt er hinzu — werde das Schicksal der liberalen Partei besiegeln.

Die weiteren Ausführungen Lowes enthalten indessen auch Gründe, die auf die Conservativen berechnet sind. Im Zickzack, in Schlangenwindungen geht er vor, um nach den entgegengesetzten Seiten hin Eindruck zu machen. Es sind erst zehn Jahre her — ruft er aus — daß die andere Reformbill durchging; sollen wir schon wieder an die Landeseinrichtungen rühren? Da gibt es freilich Leute, die auf die Frage: „Warum den Feldarbeitern das Stimmrecht gewährt werden solle?" einfach die Gegenfrage erheben: „Warum denn nicht?" Das ist der Standpunkt eines angeblichen einfachen Naturrechtes, der geradeaus zum allgemeinen Stimmrecht führt; liegt darin keine Gefahr?

Dann wieder zu den Fortschrittsmännern sich wendend, bemerkt er: — Haben wir nichts näher Liegendes, nichts Nützlicheres zu thun, als neue Wahlrechtsformeln auszusinnen? Da ist die Viermillionenstadt London ohne geordnete Gemeindeverwaltung, wie sie doch die meisten Städte mit 10,000, ja, manche mit weniger als 10,000 Einwohnern besitzen! Da liegt auch die Verwaltung der Grafschaften noch in buntester Verwirrung! Da wäre an der Flotte viel zu bessern! Da sind noch große Aufgaben in Bezug auf die höheren Unterrichtsanstalten vorhanden! All' diese Fragen machen freilich dem, der mit Ernst an ihre Untersuchung und Lösung gehen will, viel Mühe; auch kann man damit nicht so rasch Popularität erwerben. Warum hier nicht reformirend eingreifen? Warum nicht, statt der wilden Jagd nach dem Schatten der Dinge, lieber wirklich Ersprießliches schaffen?

Gleich darauf hören wir jedoch wieder die Zunge des Argen, der von den Idealen Uebles redet und die Götter der Demokratie lästert. Hütet Euch — ruft er, den conservativen Neigungen listig schmeichelnd — vor dem Götzenbilde der Gleichheit, die die Leidenschaft der oberflächlich Denkenden ist! Das ist eine eifersüchtige Göttin, diese Gleichheit; sie läßt sich nicht halb dienen. Gebt dem auf eine neue Reformbill gerichteten Verlangen nach, und Ihr werdet unfehlbar auf die abschüssige Bahn des allgemeinen Stimmrechts gezogen. Was soll dann aus der Landesvertretung werden? Bis vor kurzem bildete das Unterhaus nicht eine regierende, sondern wesentlich eine kritisirende Körperschaft, die ab und zu ihren Einspruch gegen getroffene Maßregeln erhob. Die wahre Regierungsgewalt lag bei der Krone. Von Tag zu Tag aber verliert das Unterhaus neuerdings diesen Charakter immer mehr; es wird selbst zur Regierung. Um so dringender gestaltet sich die Nothwendigkeit, nicht den ganzen gewöhnlichen Haufen in den Kreis der Regierenden hereinzulassen. Mit der abermaligen Erweiterung („Erniedrigung", sagt Lowe immer) des Wahlrechtes nähern wir uns rasch den amerikanischen Zuständen. Nun blickt auf Amerika hin! — welch' schlechte Verwaltung! welche Verderbniß! welche Schutzzöllnerei! Eine Demokratie kann nicht regieren; eine Demokratie versteht keine Volkswirthschaft; eine Demokratie hört keine Vernunft an.

Hier ist Herr Lowe, der mit dem auf die Liberalen berechneten Drohspuk einer noch gründlicheren „conservativen Reaction" begann, plötzlich wieder auf dem entgegengesetzten Gebiet des „rothen Gespenstes" angelangt. Und dann tobt er sich vollends mit den Schimpfreden aus, indem er über die Trunkenheit der Volksmassen harte Anklage führt. Und das Ergebniß ist, daß die ackerbauenden Frohnknechte, die seit Jahrhunderten in's Joch gespannt sind, nimmermehr ihre Stimme bei einer Parlamentswahl sollen geltend machen.

III.

Bedarf es einer Widerlegung der haltlosen Böswilligkeiten, aus denen Herr Lowe hier einen Strick für die Demokratie zusammenzudrehen sucht? Wer in der Mitte der sechziger Jahre in England gelebt hat, der weiß, daß ein gewaltsamer Ausbruch nur verhindert werden konnte durch die rechtzeitige Gewährung einer Reformbill. Die starren Tories befanden sich damals auf einer abschüssigen Bahn, an deren Ende ein blutiger Zusammenstoß lag. Die Männer des parlamentarischen Fortschrittes und der conservative Führer, der seine Partei zu erziehen, dabei freilich aber auch „auf die stille Schicht der untersten Volksklasse zu teufen" und den Liberalen dadurch ein Schnippchen zu schlagen verstand, kamen noch in der elften Stunde dem drohenden allgemeinen Tumult zuvor. Lowe, der der Gleichheitsgöttin nicht das geringste Opfer bringen wollte, hätte England in ein Durcheinander gestürzt, bei dem entweder das Richtmaß über noch ganz andere Dinge, als das Wahlrecht, hinweggegangen, oder aber die bürgerlichen Freiheiten der gesammten Nation gekürzt worden wären.

An Englands Ufern spürte man in den sechziger Jahren den mächtigen Wellenschlag, den zuerst die italienische Erhebung unter Garibaldi, dann der Riesenkampf der amerikanischen Republik bis in die innerste Volksseele warf. Die Reformbewegung, ohnedieß viele Jahre hindurch, unter Palmerston, nur künstlich zurückgedrängt, entsprang unmittelbar aus den Eindrücken jener Freiheitssiege. Lowe, der Gegner der Reformbill, läßt noch heute dem großen Freistaat jenseits des Weltmeeres seinen Haß darüber entgelten. In seinem Aerger vergißt er der Geschichte des eigenen Landes. Er vergißt, daß, so lange die „Krone" übermächtig war, die schlechteste Verwaltung, die größte Verderbniß in England herrschte, und daß wiederholte Revolutionen den Augiasstall des Königthums fegen mußten. Er vergißt, trotz Thackeray, was an höfischer Verderbniß noch die Landesregierung im Anfang dieses Jahrhunderts übel kennzeichnete, und daß der Eintritt von Ordnung, Rechtlichkeit, Sitte mit der Bewegung für die erste Reformbill zusammenfällt.

Er vergißt auch, daß die Frage über Schutzzoll oder Freihandel nichts mit der Regierungsform zu thun hat. England war einst schutzzöllnerisch und hält noch heute in einigen Zweigen hohe fiskalische Zölle aufrecht. Freihandel herrscht in der, von Lowe bis in den Abgrund verdammten Türkei. Dagegen kommen die Zollauflagen Rußlands, dieses jüngsten Schoßkindes einer von Gladstone irregeleiteten Opposition, vielfach dem Verbot fremder Erzeugnisse gleich. Frankreich ist so weit wie nur möglich entfernt, den unbedingten Freihandel zu pflegen. Doch wozu die Beispiele für eine der bekanntesten Thatsachen vervielfältigen, die freilich ein ehemaliger Schatzkanzler am besten wissen, jedenfalls nicht verdrehen sollte!

Die amerikanische Republik hat ihren Schild von dem Flecken gereinigt, der durch verderbte „Finanzringe" auf ihn geworfen worden war. Ziemt es Lowe, inmitten der jetzt sich in der Union vollziehenden Verwaltungsreform, auch diese Thatsache als nichtbestehend zu betrachten? Steht die liberale Partei, der er angehören will, in ihrer Vergangenheit so ganz rein gegenüber Amerika da? Haben nicht Russel und Gladstone dem erhofften Zusammenbruch des Freistaates entgegengejubelt? Und wäre etwa gute Verwaltung und Abschaffung der Bestechlichkeit unter der Herrschaft der Menschenfleischhändler in den Süden eingezogen? Glücklicherweise half alle Anerkennung des Südbundes als einer „kriegführenden Macht", half alle Förderung des seeräuberischen Blokadebruchs gegenüber einer vaterlandstreuen Demokratie nichts, die zu regieren, zu opfern, und deren tapfere Söhne auch zu sterben wußten.

Will Herr Lowe noch andere Beweise von der Regierungsfähigkeit einer Demokratie, so braucht er nur auf die Schweiz zu blicken, die sich inmitten kriegstobender Großstaaten des Friedens und der Freiheit erfreut, und deren Bundeshaupt nicht einmal ein Dritttheil des Gehaltes bezieht, den der diplomatische Bevollmächtigte Englands in Bern empfängt.

IV.

So bringt also Lowe die schlechtest möglichen und die widerspruchsvollsten Gründe vor, um einer an den Thoren harrenden Menge die politische Rechtsgleichheit zu versagen. Trotz der Verkehrtheit seiner Beweisführung wäre es gleichwohl ein Irrthum, unter den heutigen Verhältnissen in England jede Erweiterung des Kreises der Wahlberechtigten für einen Fortschritt zu halten. Wer wirkliche Ziele der Aufklärung, der Befreiung, der Hebung gedrückter Stände aus furchtbarer Nothlage verfolgt, der wird sich sagen müssen, daß nicht zu jeder Zeit und unter allen Umständen die Berufung an die Gesammtheit der noch in Vorurtheilen befangenen, listigen Einflüsterungen oder gröberen Mitteln des Einflusses zugänglichen Masse das beste Verfahren ist. Frankreich stand während Ludwig Philipps Regierung unter einer verderbten Herrschaft von Reichen, denen Guizot mit dem bekannten Worte („Enrichissez vous!") geradezu den Freibrief ertheilte. Als aber am Tage nach der ruhmreichen Februarerhebung die Thore des Wahlrechtes für 10,000,000 Männer geöffnet wurden, deren Mehrzahl nicht einmal des Lesens und Schreibens kundig war, und als hochgebildete Städte auf gleiche Linie gestellt wurden mit den dunkelsten Bezirken der Vendée, da war der junge Freistaat sofort in die äußerste Gefahr versetzt.

Die Leser der „Gegenwart" wissen, daß ich von Anfang an der einst so vielversprechenden Bewegung der englischen Feldarbeiter mit warmer Theilnahme gefolgt bin. Ich habe ihre Abgeordnetenversammlungen nie versäumt, alle ihre Blätter regelmäßig gelesen, auch ihre Führer gesprochen. Leider sind die schönen Hoffnungen zu nicht geringem Theile zerstoben oder doch beträchtlich gemindert worden. Man rechnet in England etwa 900,000 bis 1,000,000 Heuerlinge. Nahezu 100,000 derselben waren ursprünglich unter der Führung von Joseph Arch in den „Nationalverein der Feldarbeiter" eingereiht. Mit einem einzigen Schilling (einen Penny im Monat) konnte man den Eintritt erlangen. Wohl mochte daher, nach längerer Bearbeitung der ackerbauenden Massen, eine größere Betheiligung erwartet werden. Es ist anders gekommen. Die Führer geriethen zuerst unter sich in heillosen Zwiespalt auf Grund persönlicher Nebenbuhlerei; dann sank die Zahl der am Verein Betheiligten auf 60,000, auf 40,000, auf 30,000 herab. In neuerer Zeit bleibt die Statistik ganz aus, obwohl jene Zwistigkeiten glücklich wieder geschlichtet oder vielmehr zugedeckt sind.

Einen schweren Fehler begingen die Führer beider nebenbuhlerischen Parteien. Während sie auf englischem Boden ein Bewegungsheer zu schaffen suchten, wirkten sie gleichzeitig für die Auswanderung der besten Kräfte, der entschiedensten Charaktere. Ihre Zeitungen brachten regelmäßig in großer Schrift die Anzeigen der Auswanderungsagenten, die nach Kanada, nach den Vereinigten Staaten, nach Australien lockten. Mir liegt ein „Gesangbüchlein für Feldarbeiterversammlungen" vor, das ich bei der letzten großen Abgeordnetenversammlung in der hiesigen Exeterhalle in die Hand bekam. Es ist die fünfundzwanzigste Ausgabe; zu einem Penny die Nummer. „Die Gesänge athmen den Geist des Armen Konrads." Vorn und hinten aber fällt das Auge auf die Auswanderungsanzeigen, mit beigedruckten Schiffen, die lustig auf dem Wasser schwimmen. So hält man keine Partei zusammen.

Noch kann die Masse der Feldarbeiter nicht lesen und schreiben, trotz verbesserten Schuleinrichtungen. Noch ist der Geist der Mehrzahl mehr auf „Bier, Speck und Tabak" gerichtet, als auf höhere Ziele der Befreiung. Ueber die Frage, wie dem enterbten Heuerling durch eine Aenderung der Grundeigenthumsgesetze aufzuhelfen sei, wagen die Führer kein Programm aufzustellen — schon um nicht die Whigliberalen im Parlament zurückzuschrecken; zum Theil auch, weil die Ansichten unter ihnen selbst auf's Schroffste auseinandergehen. In Folge der Lohnerhöhung, die das Ergebniß theils der von Arch geleiteten Bewegung, theils der Verminderung der Arbeitskräfte durch die Auswanderung ist, hat sich das Heer

der Unzufriedenen bedeutend vermindert. Endlich darf die Thatsache nicht verschwiegen bleiben, daß bei einer der letzten Ersatzwahlen in dem einzigen Bezirke, wo, kraft besonderer Verhältnisse, die Feldarbeiter bereits das Wahlrecht üben und die Mehrzahl der Wähler bilden, der conservative Bewerber den Sieg errang!

Die englischen Feldarbeiter wohnen in der Miethe des Grundherrn, in Hütten, aus denen sie durch wöchentliche Kündigung getrieben werden können. Bei der Dünne der ländlichen Bevölkerung bietet das geheime Wahlverfahren dem Stimmenden keinen Schutz; seine politische Farbe ist schnell errathen. Könnte man auch hoffen, daß 30,000, ja 60,000 oder selbst 100,000 und mehr Feldarbeiter sich der Fortschrittspartei zuwenden würden, so ist doch die große Mehrzahl ihres Standes noch politisch ganz ungebildet. Alle schön ausgedachten Formeln helfen darüber nicht hinweg. Die Frage entsteht daher: ob es nicht klüger wäre, zuerst die äußere Stellung des Heuerlings zu bessern und seinen Geist mehr zu erleuchten, um ihm dann das Wahlrecht zu ertheilen — anstatt mit dem letzteren zu beginnen und so vielleicht auf lange hinaus ein neues Hinderniß für die Aufklärung selbst zu schaffen?

Die Frage ist der Untersuchung jedenfalls werth; und selbst der Umstand, daß uns Robert Lowe auf dem gleichen Wege begegnet, darf uns nicht abhalten, sie zu erheben.*)

Die deutsche Socialdemokratie, ihre Geschichte und ihre Lehre.

Seitdem durch die letzten Reichstagswahlen die allgemeine Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf die Fortschritte der socialdemokratischen Propaganda hingelenkt worden, hat sich eine solche Fluth antisocialistischer Literatur über den Markt ergossen, daß es kaum noch möglich ist, jede einzelne auf diesem Gebiet zu Tage tretende Erscheinung nach Inhalt und Bedeutung zu prüfen. Erschwert wird diese Aufgabe noch durch die unerfreuliche Erfahrung, daß der größte Theil des Gebotenen die Mühe des Lesens gar nicht lohnt. Fast durchweg zeigt sich eine so erschreckende Unkenntniß der Grundlagen wie der geschichtlichen Entwickelung jener Irrlehren, die zu bekämpfen man unternommen hat, daß die Polemik selbst den Anhängern der Socialdemokratie das willkommenste Agitationsmittel bietet. Mit um so größerer Befriedigung ist eine unter obigem Titel vor kurzem erschienene Schrift**) zu begrüßen, die sich nicht nur die Aufgabe stellt, ein lebensfrisches und stimmungsvolles Bild zu entwerfen von dem, was die deutsche Socialdemokratie ist und was sie will, ein Bild, das jedem politischen Manne ein menschlich nahes Verständniß dieser merkwürdigen und seltsamen, mit den tiefsten Problemen unseres nationalen Lebens unlöslich verflochtenen Bewegung ermöglicht, sondern gleichzeitig selbst in die Arena herabsteigt, sich auf den Boden des Gegners stellt und aus seinem eigenen Gedankengange heraus das Gewebe von blendenden Irrthümern und schillernden Halbwahrheiten aufzulösen sucht.

Für die glückliche Lösung einer solchen Aufgabe war kaum Jemand berufener als der Verfasser, nicht nur, weil er mit einer glänzenden Schreibweise, die ihm in kurzer Zeit einen geachteten Namen unter unsern hervorragendsten Feuilletonisten gesichert hat, ein tiefes Verständniß für diejenigen volkswirthschaftlichen Fragen verbindet, deren Lösung die sociale Bewegung erstrebt, sondern auch, weil er selbst — wie er in der Vorrede seines Buches mittheilt — durch die blendenden Schriften Lassalles gefangen, in früheren Jahren ein warmer Verehrer des genialen Agitators gewesen und für die von ihm vertretenen Ideen mehrfach publicistisch eingetreten ist. Dieser letzte Umstand ist nicht ohne Rückwirkung auf die Darstellung geblieben. Abgesehen von dem Einfluß, den das Studium der Lassalle'schen Schriften offenbar auf den Stil und die Ausdrucksweise des Verfassers geübt hat, fühlt man überall heraus, daß der letztere in unmittelbarster Nähe der Dinge gestanden hat, und gerade diese intime Kenntniß der Zustände und der Personen ist es, die den Schilderungen ein so warmes und lebensvolles Colorit verleihen und das Interesse des Lesers bis zum Schluß rege erhalten. Andrerseits mußte die allzu nahe Stellung des Beobachters zu den von ihm geschilderten Verhältnissen die Gefahr nahe legen, daß er über den unmittelbaren Anschauungen den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen mit der Gesammtentwickelung unseres öffentlichen Lebens aus den Augen verlor, und diese Gefahr hat er in der That nicht ganz zu vermeiden vermocht. Die Geschichte der socialdemokratischen Bewegung, die er in dem ersten Theile seines Buches behandelt, wird ihm im Wesentlichen zu einer Geschichte der leitenden Persönlichkeiten und dadurch verliert die Bewegung selbst scheinbar an innerer Bedeutung. So wenig geleugnet werden kann, daß namentlich in der ersten Zeit, so lange die Strömung noch eine außerordentlich schwache war, der Führer ihr den Stempel seines eigenen Charakters ausprägte, so hieße es doch selbst die gewaltige Agitationskraft eines Lassalle überschätzen, wollte man mit dem Verfasser annehmen, daß die deutsche Socialdemokratie nur durch den energischen Willen des autokratischen Mannes aus dem Boden emporgestampft wurde. Wenn plötzlich eine so andauernde und tiefgehende Strömung im praktischen Leben erzeugt wird, so ist es gewiß, daß allgemeine und mächtige Verhältnisse vorhanden sein mußten, welche, über ihr letztes Ziel noch unklar, nach einem Ausdrucke ihres tieferen Inhalts suchten. Lassalle selbst wußte viel zu gut, daß auch die geistige Bewegung eines Volkes an feste und unabänderliche Gesetze gebunden sei, als daß er eine Agitation unternommen hätte, die nicht ihr Fundament in dem natürlichen Boden der gegebenen Verhältnisse fand. Sagt er doch selbst: „Revolutionen machen zu wollen, ist ebenso die Thorheit unreifer Menschen, als eine sich in den Eingeweiden der Gesellschaft vollziehende Revolution zurückdämmen zu wollen." Er setzte voraus, daß das Proletariat als „ein gewaltiger Resonanzboden" mitschwingen würde, wenn er ihn träfe „mit dem Hammer der Wissenschaft", daß der socialistische Gedanke in den Massen schlummere und nur der Anregung bedürfe, um in gewaltigen Dimensionen zur Entwickelung zu gelangen.

Theoretisch war diese Annahme durchaus nicht unbegründet. Der Verfassungsconflict und die budgetlose Regierung hatte die Ohnmacht der liberalen Doctrin offen vor Aller Augen dargelegt; wollte die Bourgeoisie den Kampf gegen die bevorrechteten Klassen mit Aussicht auf Erfolg weiter fortsetzen, so mußte sie ein neues Element, das „Volk", in denselben hineinziehen, das bisher infolge des Wahlcensus politisch ziemlich bedeutungslos gewesen war, jetzt aber, von beiden Seiten umworben, sich seiner Macht bewußt wurde und seine Forderungen zu stellen bereit war. Hierzu kam, daß die socialistische Bewegung der vierziger Jahre, die man heutzutage nur zu oft unterschätzt, allenthalben tiefe Spuren zurückgelassen hatte. Im Rheinland hatte sie, genährt durch den Druck der infolge der großen Störung des Jahres 1842 überall nachwirkenden Handelskrisen und den Einfluß einer

*) Seitdem Obiges geschrieben war, hat Herr Joseph Arch auf einer Versammlung der Feldarbeiter die Aeußerung gethan: „Es werde der in politischen Ränken erfahrene Lord Beaconsfield nicht wagen, sein Parlament aufzulösen, ohne den Feldarbeitern vorher das Stimmrecht ertheilt zu haben." Daraus wäre denn zu schließen, daß das klügste Haupt der Tories in gegenwärtiger Lage eine solche Maßregel seiner Partei für zuträglich hielte. Ferner hat das unter dem Einfluß von Arch stehende Blatt, das als besonderer Sprechsaal für die Ackerarbeiter dient, dieser Tage erklärt: „Wenn die Interessen der liberalen Partei ein Hinderniß gegen die Ertheilung des Stimmrechtes bildeten, so wäre es am Besten, wenn dieselben so bald wie möglich zu Grunde gingen." Beachtenswerthe Geständnisse, die gewiß zur Vorsicht mahnen!

**) Die deutsche Socialdemokratie, ihre Geschichte und ihre Lehre. Eine historisch-kritische Darstellung von Franz Mehring. Bremen bei Schünemann.

umfassenden Zeitungs- und Broschürenliteratur, die industrielle Bevölkerung bis auf den Grund aufgewühlt, während sie in den östlichen Theilen der Monarchie wenigstens in dem Gesellen- und Arbeiterstand den Drang erweckt hatte, über seine Lage nachzudenken und die gesteigerte Summe geistiger Kräfte, die ihm die steigende Bildung, die Besprechung seiner Angelegenheiten in öffentlichen Organen, der Journalismus und andere Elemente zuführten, auf die eigenen Verhältnisse anzuwenden. Das war der Boden, auf dem im Beginn der sechziger Jahre jene Masse von Arbeiter- und Arbeiterbildungsvereinen emporgeschossen war, die Anfangs nur die Gefolgschaft der politisch liberalen Parteien bildeten, bald aber im Gefühle der eigenen Bedeutung eine selbstständige Haltung anzunehmen begannen und endlich zum Theil dem Nationalvereine und der Fortschrittspartei offen gegenüber traten. Zu diesen letzteren gehörte jener Leipziger Verein „Vorwärts", der das Project eines allgemeinen Arbeitercongresses gebar und zur Ausführung desselben ein Centralcomité niedersetzte, das sich 1863 um Rath an Lassalle wandte und von diesem hierauf das bekannte „Offene Antwortschreiben" erhielt. So wurde der Verfasser des „Heraklit" und „des Systems der erworbenen Rechte", dessen ganze praktische Wirksamkeit der Arbeiterfrage gegenüber — abgesehen von der Episode des Jahres 1848 — sich auf einen Vortrag im Handwerkerverein der Oranienburger Vorstadt beschränkte, von außen her in eine Bewegung hineingezogen, der er dann Bahn und Ziel vorzuschreiben unternahm, deren Vater er aber niemals gewesen war. Er selbst schreibt am 8. März 1863: „Eine Arbeiteragitation ist da; es ist nöthig, ihr das theoretische Verständniß und das praktische Losungswort zu geben" — und kennzeichnet damit am besten seinen Antheil an einer Bewegung, die ohne ihn vielleicht andere Wege eingeschlagen hätte, das Ziel ihrer späteren Entwickelung aber bereits im Keime in sich barg.

Dieselbe Ueberschätzung des persönlichen Antheils der Führer, wenngleich nicht in ebenso hohem Grade, zeigt sich auch im weiteren Verlaufe der Mehring'schen Darstellung. Der Verfasser gewinnt allerdings dadurch, daß er die Entwickelung des socialistischen Gedankens in den Trägern desselben zur Anschauung bringt, den Vortheil einer lebhafteren und plastischeren Schilderung, und diesen Vortheil weiß er außerordentlich geschickt auszubeuten. In treffendster Charakteristik und mit einer seltenen Objectivität, die überall auch dem Gegner gerecht zu werden bemüht ist, zeichnet er die hervorragenden Männer der Partei, Lassalle, Marx, Schweitzer, Liebknecht, Bebel, Fritzsche &c. und ihren Einfluß auf die Richtung, den die socialdemokratische Bewegung genommen. Trotz der unendlichen Schwierigkeiten gelingt es ihm, aus dem Gewirr gegenseitiger persönlicher Angriffe und Zänkereien, die von dem Kernpunkt der inneren Differenz oft weitab liegen, mit historischem Sinn den Nerv, der sich durch die Entwickelung hindurchzieht und ihre Richtung bestimmt, in jedem Stadium dem Auge bloßzulegen, und den allmählichen Uebergang vom nationalen Socialismus zum internationalen Communismus von Etappe zu Etappe zu verfolgen.

Während so der erste Theil des Buches (der schon früher in besonderer Ausgabe erschienen war) die geschichtliche Form zeichnet, in der die socialdemokratische Bewegung zur äußeren Erscheinung gelangt, ist der zweite bemüht, den Inhalt dieser Form zur Darstellung zu bringen, die socialistisch-communistische Theorie, wie sie sich in bestimmten Forderungen krystallisirt hat, zu entwickeln und dieselbe aus ihren eigenen Voraussetzungen heraus zu widerlegen. So dankenswerth eine solche Aufgabe sein mag, so schwierig ist ihre Lösung, wenn man den Socialismus nicht als wissenschaftliche Doctrin, sondern, wie der Verfasser, als politische Tagesfrage behandelt. Diese Schwierigkeit liegt weniger in der Behandlung selbst, als in der Art ihrer Darstellung. Der Nationalökonom, der eine wissenschaftliche Frage wissenschaftlich erörtert, wendet sich an ein Auditorium, bei dem er eine Menge technischer Vorkenntnisse voraussetzen darf; der Politiker stellt sich einem Publicum gegenüber, das nichts mitbringt, als einen gesunden Menschenverstand und erwarten darf, daß derjenige, der zu ihm spricht, sich seiner Auffassungsfähigkeit accomodirt. Diese Forderung ist aber um so weniger leicht zu erfüllen, wenn es sich, wie hier, um Fragen einer Wissenschaft handelt, die selbst in die gebildeten Schichten der Bevölkerung bisher noch so unendlich wenig eingedrungen ist, und doch kann der Kampf, den der Verfasser gegen die socialdemokratische Agitation aufnimmt, nur dadurch eine Aussicht auf Erfolg gewähren, wenn er aus den Hörsälen auf die Straße verlegt wird. „Erst wenn wir vom Gegner lernen," sagt er, „erst wenn jeder gute Patriot sich als Soldat im Kampfe gegen die Mächte der Tiefe einschwören läßt und als Schlachtfeld nichts anderes betrachtet, wie den engen Bezirk seines täglichen Schaffens, erst wenn alle gebildeten Elemente durch das ganze Land hin, die Unternehmer und ihre Beamten, die Geistlichen, Lehrer, Aerzte, Richter, Standesbeamten, diese geborenen Agitatoren gegen die Socialdemokratie, in ihren amtlichen und bürgerlichen Wirkungskreisen den Beschwerden, Forderungen, Wünschen der Arbeiter nicht mit demagogischer Nachgiebigkeit, aber mit Einsicht und Verständniß entgegenkommen, erst dann bildet sich, gefügt aus Arbeit und Ehre, aus Vaterlandsliebe und Wissenschaft eine eherne Mauer, an welcher die socialistische Springfluth machtlos zerschellen muß und wird." Für diesen auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht organisirten Kampf will der Verfasser Waffen liefern, und in der That ist es ihm gelungen, nicht nur jedem Gebildeten einen Einblick in die schreienden Widersprüche der socialistischen Lehre zu gewähren, sondern auch eine Reihe wichtiger Sätze, die als Eckseine der Doctrin und als wuchtige Kampfmittel der Agitation gelten, als Irrthümer nachzuweisen. Besondere Anerkennung verdient die Behandlung des sogenannten ehernen Lohngesetzes, der Gewerkschaftsfrage, des socialistischen Zukunftsstaates u. A. Weniger gelungen ist die Deduction gegen die Lassalle'sche Geschichtsphilosophie, wo der Verfasser bei dem Versuche, die Existenz eines gesonderten dritten und vierten Standes zu bestreiten, manche Lücke in seiner Rüstung bietet. Auch in der Erörterung der Werththeorie von Marx läßt sich über die Bündigkeit der Beweisführung streiten, obwohl der Verfasser mit richtigem Blick den schwachen Punkt jener Theorie herausgefunden und klargelegt hat. Jedenfalls muß anerkannt werden, daß er auch da, wo man über die Richtigkeit seiner Auffassung streiten kann, dieselbe überall wohl zu begründen weiß. Eine Streitschrift im besten Sinne des Wortes, nicht gegen Individuen, sondern gegen die principiellen Ziele der Socialdemokratie gerichtet, wird das Buch wesentlich dazu beitragen, das Verständniß des Wesens und der Ziele dieser Bewegung in den weitesten Kreisen zu fördern, und — wie der Verfasser es wünscht — jungen und schwärmerischen Gemüthern die lange Reihe bitterer und schmerzlicher Erfahrungen zu ersparen, durch die er selbst sich zur völligen Klarheit über die gleißenden Phantasmagorien jener verführerischen Lehren ringen mußte.

w—.

Literatur und Kunst.

Ex ungue.

Vor Zeiten — sie sind noch nicht weit hinter uns — legten sich gebildete Menschen die Frage vor: Wen halten sie für größer, Goethe oder Schiller? Es lag nichts Anstößiges darin, denn mit der Beantwortung in diesem oder jenem Sinne war die Sache so gut wie abgethan. Erst als Heine sehr vorwitzig sagte, man könne die Frage als Gradmesser des Verstandes gebrauchen, nicht um zu erfahren, was darauf geantwortet werde, sondern ob man überhaupt eine Antwort erhalte, erst da trat man aus dem Stande der Unschuld und bestritt den literarischen Aufwand der Theeorgien aus andern Fonds.

Neuerdings, noch früher als wir uns der Einheit schrittweise auf dem politischen Gebiete näherten, vor dem Norddeutschen Bunde, hat sich ein andrer Bund geschlossen und ausgedehnt, der die Frage, etwas variirt, auf die Tagesordnung gebracht hat.

Dieser Bund hält zwar noch längere Ferien, als der ehemalige deutsche Bundestag, denn er hält jährlich nur zwei, drei Tage hintereinander seine Sitzungen. Aber während der langen Zwischenzeit sind die Mitglieder außerordentlich thätig, um Material zur Beantwortung jener nur ein wenig anders gestellten Frage aufzuhäufen, die übrigens für die Wissenden unter ihnen längst entschieden ist. Bisweilen plaudert ein unvorsichtiger Mund das Geheimniß auch aus oder ein fanatischer verkündet es im Glaubenseifer wie ein unanfechtbares Dogma. Ich meine die Antwort auf die Frage, ob Goethe oder Schiller, manchmal auch ob Schiller oder Goethe über, neben oder unter Shakespeare zu stellen seien.

Wenn kranke Poeten, wie Otto Ludwig, ungeachtet ihrer vertrauten Stellung zur Schillerstiftung, sich beinahe eine Lebensaufgabe daraus machten, die Ueberzeugung zu gewinnen, zu begründen und zu vertreten, daß Schiller wenigstens nicht neben Shakespeares Namen genannt zu werden verdiene, ja beim Lichte des Krankenzimmers besehen nur ein schwacher dramatischer Baumeister sei, da er nur Wallenstein und dergleichen, aber nicht Macbeth und dergleichen Burgen gebaut, in denen man den richtigen Plan und eine leidliche Ausführung der Anlage vermisse — wenn das geschieht, so ist das ganz in der deutschen Ordnung, die eine Beschränkung der Wissenschaft, und bestände sie auch in Grillen, in keinerlei Weise gestattet. Kranken ist das auch nicht voll anzurechnen. Wenn aber „Gelehrte", „fachwissenschaftliche Philologen" Geschmack daran finden, Nummern auszutheilen, so erinnert das an die Versetzungen auf den Schulbänken.

Ist es jedenfalls thöricht zu sagen, der Brite rangiere vor dem Deutschen u. s. w. oder umgekehrt, so ist eine Bank- und Rangordnung für große Dichter verschiedener Länder und Zeiten, ja für große Menschen überhaupt, eine Spielerei, die sich mit der Wissenschaft nicht verträgt. Körper und Kräfte, extensive Größen lassen sich nach Zahlen classificiren, intensive Größen, Geister und ihre Werthe nicht. Würde es wohl einem verständigen Historiker einfallen, Perikles und Washington, Friedrich und Napoleon zu vergleichen, um dann den Einen oder den Andern zum Primus oder Secundus zu machen? Plutarch hat Parallelen geschrieben, aber keine Nummern ausgetheilt. Jetzt macht man es umgekehrt, man nummerirt ohne Parallelen, wenigstens ohne Vorlegung derselben.

Ich wüßte wenigstens nicht, daß Karl Elze, früher Herausgeber des Jahrbuchs der deutschen Shakespearegesellschaft, irgendwo ein öffentliches Zeugniß seiner Studien über Schiller oder Goethe aufweisen könnte, etwa in der Art, wie die in den „Gesammelten Abhandlungen zu Shakespeare" (Halle 1877), „die zwar", wie es in dem kurzen Vorworte heißt, „sämmtlich bereits im Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft erschienen, aber einer sorgfältigen Durchsicht und Nachbesserung unterzogen sind". Da ich die sämmtlichen elf Abhandlungen schon früher gelesen, habe ich ein wiederholtes Studium nicht für nöthig gehalten, nur hin und wieder nachgesehen, an Stellen, die mich besonders interressirten. Dabei ist mir denn der bedenkliche Zweifel gekommen, ob die Revision wirklich eine sorgfältige gewesen; von der Nachbesserung läßt die Sorgfalt sich wenigstens nicht rühmen. Denn ich habe Manches wiedergefunden, was mir schon früher heitere Augenblicke gemacht, und was nicht zum erstenmale, geschweige in zweiter Auflage hätte gedruckt werden sollen, da es zu dem Tone hoher Polemik, der in einigen dieser Aufsätze herrscht, übel paßt. Es sind die, welche sich gegen die berechtigten, wenn auch nicht immer gelungenen Versuche wenden, den ausschließlichen Shakespearecultus etwas einzuschränken.

Daß dabei Blößen gezeigt worden, bin ich natürlich weit entfernt zu leugnen. Aber fehlt es denn auf Seiten der „Gelehrten", „der Fachmänner und wirklichen Kenner", „der zünftigen Gelehrsamkeit", die Herr Elze so oft nennt, wenn er von sich und den Seinen spricht, fehlt es da an Blößen? Ich denke, nein! Und deshalb sollten die Gegner immer nur sachlich zurecht gewiesen werden, wie es der Wissenschaft ziemt, nicht mit dem stolzen Bewußtsein eines anch io! das auf den „Dilettantenchor mit seinem Brekekekex und seinen Lucubrationen" spöttisch glaubt herabsehen zu müssen.

Aber es scheint ohne ein solches kräftigendes Selbstgefühl nicht recht zu gehen. Wie sollte es auch? Wenn man in der glücklichen Lage ist, von Shakespeares unvergleichlicher Größe (S. 393), von Shakespeare als dem größten aller dramatischen Dichter (S. 395), ja von Shakespeare als dem Könige aller Dichter (S. 76) aus eignem Anschauen zu reden, so muß der Anblick, der den Engeln Stärke gibt, auch im Schwachen mächtig werden und Wunder wirken. Es versteht sich dann ganz von selbst, daß Goethe und Schiller unter Shakespeare stehen, dessen unbegreiflich hohen Werke herrlich sind wie am ersten Tag. Indeß wird es zum Ueberflusse ausdrücklich gesagt, „daß die Shakespeare-Aesthetik Shakespeare als den größten dramatischen Dichter preist und ihn in dieser Eigenschaft nicht blos über Benedix, sondern auch über Goethe und Schiller stellt" (S. 391). Wie unvorsichtig, „den König aller Dichter" hier nur auf der Bank der Dramatiker obenan zu setzen! Ausgesprochen ist diese Schulcensur nicht erst nach Benedix, sie bestand schon lange Zeit, schon vor Gervinus, als Glaubensartikel der romantischen Schule. Und dieser Glaubenssatz bestimmte die Art, wie man die heimischen Dichter behandeln mußte. Aber damals studirte man die Letzteren doch noch, wenn auch nur um sie auf ihren Schwächen zu ertappen. Jetzt ist es schon mit dem spöttischen Anschielen, dem beleidigenden Erbarmen genug.

Wo mit der langathmigsten Ausdauer alles Licht nur nach der einen Seite hinströmt, da ist es nicht zu verwundern, wenn der geblendete Blick allmählich nur Glanz sieht. Man weiß, was man erweisen will, und bemerkt selbst wohl kaum, daß man im Zirkel geht. Wenn das Wort, das A. W. Schlegel von sich als Shakespeare-Uebersetzer brauchte, auf Shakespeare angewandt und dieser als „der Schöpfer und das Bild der Regel" bezeichnet wird (S. 90), so liegt darin das offene Bekenntniß der petitio principii, das Bekenntniß, daß Shakespeare das Modell ist, nach dem Alle geschätzt und verworfen werden, weil sie anders sind als Er! Reicht das denn über Gottsched hinaus, der ganz ebenso die Franzosen als die Schöpfer und das Bild der Regel präconisirte?

Es kann den „Shakespearomanen" — sie halten das Wort für keine Kränkung mehr, und Elze nimmt keinen Anstand seinen Lesern mitzutheilen, Paul Lindau habe sie in der „Gegenwart" Shakespeare-Narren genannt — es kann den „Fachgelehrten" nicht zugemuthet, sicher von ihnen nicht erwartet werden, daß sie irgend einmal irgend etwas zugeben, worin Goethe oder Schiller eine Ueberlegenheit über Shakespeare zeigen, und wäre es auch in Kleinigkeiten. Die deutschen Dichter werden z. B. von Elze nur da berücksichtigt, wo es darauf ankommt, einem Vorwurfe gegen „den Schöpfer und das Bild der Regel" zu begegnen oder eine schwache Seite zu beschönigen. Die Zoten werden natürlich nicht geleugnet. Aber nicht Shakespeare macht sie, sondern „das Elisabethanische Zeitalter in Shakespeare". Und hat nicht auch Goethe, heißt es, schreckliche Zoten gerissen? Auf die Bemerkung, daß die Rüpelscenen beim Publicum eines gewissen Ranges den meisten Effect zu haben pflegen, wird erwidert: ja, die Kellerscene im Faust und die Hexenküche sind von ähnlicher Wirkung. Zugestanden wird, daß nicht alle Stücke Shakespeares mehr auf die Bühne kommen und die noch auf dem Repertoire stehenden nicht unverändert. Das ist leider wahr, heißt es; aber geht es denn Goethe oder Schiller besser, „von denen uns ja auch nur einmal als Curiosum ein Stück unzugerichtet vorgeführt wird" (S. 76). Und „wo werden denn Goethes oder Schillers Lustspiele noch aufgeführt?" (S. 81). Ich bin leider nicht im Stande, Bescheid zu geben. Aber es ist doch eine seltsame Art, von Schillers Bearbeitungen französischer Stücke wie von Schiller'schen Lustspielen zu reden. Ob Elze Schillers Schwank für Körner gemeint hat, weiß ich nicht. Sollte aber an Wallensteins Lager gedacht sein, so habe ich mir sagen lassen, daß dies deutsche Lustspiel doch in Schwaben oder Hinterpommern zuweilen noch spuke.

„Schon hundert Mal ist darauf hingewiesen worden, daß

Goethe und Schiller selbst Shakespeare über sich gesehen haben, und es wird wohl Niemandem beikommen, ihre bezüglichen Aeußerungen für hohle Redensarten zu nehmen, die ihnen etwa eine übertriebene Bescheidenheit eingegeben habe" (S. 392). Hängt denn der Werth eines Dichters von seiner Selbstschätzung ab? Oder können solche Aeußerungen für uns bestimmend sein? Vollends solche, wie eine von Schiller angeführte? Dieser schrieb am 5. October 1785 an Huber, ihm werde immer noch so schwindelnd, wenn er am Enceladus Shakespeare hinaussehe. „Und das schreibt Schiller im Anschluß an eine Mittheilung über den Fortgang seines Don Carlos, an welchem er eben damals arbeitete" (S. 392). In jenem „immer noch" liegt doch die Aussicht, daß eine Zeit kommen müsse, wo dies Gefühl des schwindelnden Abstandes aufhören müsse. Er wundert sich nur, daß es noch nicht geschehen sei. Und der Schiller in der Arbeit am Don Carlos ist doch ein anderer als der am Demetrius beschäftigte.

Wohlwollend werden die chronologischen, geographischen und sonstigen Schwächen des Königs aller Dichter bemäntelt. Daß zur Zeit Julius Cäsars schon eine Schlaguhr vorhanden ist, daß Böhmen eine Küste hat, daß Hamlet in Wittemberg studirt, das sind Geringfügigkeiten. Ich halte sie auch dafür. Doch weiß ich nicht, ob Hr. Elze (S. 72) nicht etwas zu weit geht, indem er behauptet, das beruhe entschieden auf Licenz, nicht auf Unwissenheit. Das ist doch wohl entschieden falsch. Es müßte denn sein, daß Shakespeare den grammatischen Fehler, der ein Druckfehler in seiner Quelle war, und den er eine seiner Personen zwang nachzusprechen, auch auf einer Licenz beruhte. Möcht's drum sein, würde nur nicht wiederum auch bei diesen Dingen mitleidig auf Schiller geblickt, um Shakespeare weiß zu brennen.

Rümelin, dessen Shakespearestudien „nicht im Stande sind die Ergebnisse früherer Forschungen zu erschüttern" (S. 392), hat einmal von einem Bertrand gesprochen, wo er Benedick aus Viel Lärmen um Nichts hätte sagen sollen, und hat dabei auch noch andere kleine Verwechslungen begangen, die aber für den Punkt, den er in's Licht setzen wollte, nichts verschlagen. Auf dies Versehen gründet Elze das Urtheil, Rümelins Art zu citiren sei durchaus dilettantisch. Nun denn, berechtigt der einzelne angeführte Fall zu solchem generellen Urtheile, so würde (was ich aber nicht behaupten will) auch Elzes Art zu citiren durchaus dilettantisch sein. Denn trotz der sorgfältigen Durchsicht ist die Nachbesserung keine sorgfältige gewesen. Ich lese S. 72 in zweiter Auflage, was mir schon in der ersten Thränen in's Auge gelockt und Lust in die Seele: „Noch Niemand hat an Schillers sieben Kurfürsten Anstoß genommen, die sich wie die sieben Planeten um die Sonne stellen, obwohl wir heutzutage [1866] beinahe neunzig Planeten kennen. Warum sollen wir Shakespeare geringere Nachsicht angedeihen lassen?" Es ist offenbar, daß hier nicht die sieben Kurfürsten Anstoß erregen sollen, obwohl das Beiwort „die Schiller'schen" so gedeutet werden könnte. Der Nachsatz beweist augenfällig, daß der Stein des Anstoßes die geringe Zahl der Planeten ist, da wir gegenwärtig unendlich mehr als sieben kennen. Ich bitte den ausgehobenen Satz noch einmal aufmerksam zu lesen: „Noch Niemand hat an Schillers sieben Kurfürsten Anstoß genommen, die sich wie die sieben Planeten um die Sonne stellen, obwohl u. s. w." — Nun stellen sich aber in Schillers Ballade die sieben Kurfürsten nicht um die Sonne, sondern sie umstehen den Kaiser, und sie stellten sich um ihn auch nicht wie die sieben Planeten um die Sonne, denn Schiller weiß gar nichts von Planeten. Er sagt:

> Und alle die Wähler, die Sieben,
> Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
> Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
> Die Würde des Amtes zu üben.

Ein bedenklicher Fall für einen Shakespeare-Philologen, auf heimischem Boden so zu straucheln!

K. Goedeke.

Die Actenfälschung im Processe gegen Galileo Galilei.

(Schluß.)

III.

Die Acten des Processes von 1615 und 1616 bildeten ursprünglich einen Theil eines Bandes, in welchem nach damals fast allgemeiner Uebung nicht die einzelnen Seiten, sondern nur die Blätter numerirt waren und zwar von 950 an. Später wurde diese Numerirung durch eine andere, beziehungsweise durch zwei andere ersetzt, die uns aber hier in keiner Weise von Wichtigkeit sind, da es feststeht, daß die neuen Bezeichnungen, wenn nicht gar erst in unserem Jahrhunderte, frühstens 1632 oder 1633 hinzugetreten sein können, nachdem die Acten des älteren Rechtsverfahrens mit denen des zweiten zur Vereinigung kamen, also nachdem der zweite Proceß jedenfalls schon begonnen hatte, und wieder dieselbe obere Zeitgrenze gilt für die Entstehung einer sämmtlichen Acten vorausgehenden Einleitung, welche somit gleichfalls hier nicht zu berücksichtigen ist. Die älteren Acten, so beschränkt, gehen von Fol. 950 bis Fol. 992, woran noch drei unbezeichnete Blätter sich reihen. Diese Acten bilden drei Hefte von sehr verschiedener Dicke. Das erste Heft geht von Fol. 950 bis 957, das zweite von 958 bis 961, das dritte enthält den ganzen Rest von Fol. 962 an mit zusammen 34 Blättern. Wir behaupten, dieses letztere Heft, dem unsere ganze Aufmerksamkeit gilt, habe ursprünglich aus 35 Blättern bestanden, es sei zum Zwecke der Fälschung ein Blatt entfernt, dagegen ein größerer Eintrag auf leere Seiten vorgenommen worden.

Daß die 34 oder 35 Blätter ein Heft bilden ist dadurch hervorgebracht, daß bei dem in Rom vorgenommenen Verhöre Caccinis, welches auf Fol. 962 beginnt, auf der Rückseite von Fol. 967 abschließt, stets neue Blattlagen zur Protokollführung benutzt wurden, sobald ein Blatt vollgeschrieben war, so daß am 20. März 1615, beim Schlusse jenes Verhörs, den 6 vollgeschriebenen Blättern des Protokolls anhaftend noch 6 zweite unbeschriebene und selbstverständlich auch mit irgend einer Zählung nicht versehene Blätter vorhanden waren. Die älteste Blattzählung entspricht ja, wie wir gesehen haben, vermöge der Zahl 950, mit der sie beginnt, erst der Zeit, in welcher die Acten von 1615 und 1616 einem Bande einverleibt wurden, was nicht vor dem Monate Juni 1616 geschah. Das Verhör des Caccini bildete also schon ein Heft von 12 zur Hälfte ganz weißen Blättern, und zwischen dieses Heft schaltete man nun in der Zeitfolge ihres Eintreffens oder ihrer Entstehung Briefe, Beschlüsse und dergleichen ein. So finden sich gleich hinter Fol. 967 vier Originalbriefe von je einer Blattlage, also zusammen acht Blätter Fol. 968—975, und das nunmehr folgende innerste weiße Blatt des Caccinischen Verhörs, das Ergänzungsblatt von Fol. 967, mußte jetzt die Nummer 976 erhalten, als man auf dasselbe einige höchst unbedeutende Zeilen aus einem Briefe des Inquisitors von Belluno abschrieb; die Rückseite dieses Fol. 976 blieb leer. Dann folgen wieder Einlagen, und zwar zunächst Fol. 977—984 wieder durch zwei Originalbriefe gebildet, deren zweiter dadurch zur Stärke von 6 Blättern anwuchs, daß er die beglaubigten Abschriften zweier in Mailand vorgenommenen Verhöre enthält.

So weit geht die Blattbezeichnung, wie gesagt, bis Fol. 984, das Datum der Schriftstücke bis Ende November 1615. Nun folgt eine Pause von zwei Monaten, während welcher Schriftliches nicht aufbewahrt ist. Das alsdann sich anschließende Blatt 985 tritt in den Acten als einzelnes Blatt auf. Ursprünglich war es eine Blattlage von zwei Blättern, deren eines, wie Herr von Gebler uns berichtet, abgeschnitten ist, so daß nur noch ein Rest zwischen Fol. 984 und 985 übrig geblieben ist. Sonderbar! Von einer zusammenhängenden Blattlage wird nur ein Blatt benutzt, das andere wird abgeschnitten, und der abgeschnittene Blattrest ist vorgeheftet.

Ein solches Vorheften eines abgeschnittenen Blattrestes kommt in den Acten dreimal vor. Einmal kommt es vor bei

dem Blatte 495 zweiter Paginirung, wo es uns allerdings, so weit wir heute in unserem Studium gekommen sind, unverfänglich erscheint. Ein zweites Vorkommen bei dem Blatte 455 zweiter Paginirung ist von so überraschender Bedeutsamkeit, daß man sich nicht genug wundern kann, daß Herr von Gebler, ohne sie zu beachten, daran vorüber ging. Jenes Blatt 455 ist nämlich ein ganz weißes Blatt! Also mitten in den Acten findet sich ein weißes Blatt, zugehörig zu einem andern, welches abgeschnitten worden ist, und zwar abgeschnitten, ohne daß bei der Vereinigung der beiden Proceßacten dadurch eine Lücke in der Blattzählung entstehen konnte, denn der Rest findet sich vor dem ersten Blatte des Processes von 1631—1633. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß dieses Blatt mit Absicht entfernt worden ist, nicht weil es weiß, sondern weil es beschrieben war, vielleicht die Denunciation enthielt, auf welche hin das zweite Rechtsverfahren gegen Galilei 1632 eingeleitet wurde, und welche Herr Wohlwill in seiner früher von uns genannten neusten Schrift mit gewohntem Scharfsinne als fehlend hervorhebt. Aber warum, kann man einwenden, sollte man jene Denunciation entfernen? Mochte sie von Pater Theiner, wie Herr Wohlwill vielleicht etwas kühn vermuthet, oder von wem sonst ausgehen, war ein Grund vorhanden, den Denuncianten zu schonen? Wir können einen Grund uns denken, der es wünschenswerth machte, seine Handschrift aus den Acten von 1633 zu entfernen, als sie mit den Acten von 1616 vereinigt wurden, wenn nämlich diese Handschrift allzusehr der vom 25. und 26. Februar 1616 glich! Wir kehren nach dieser Abschweifung, welche man uns um ihres Inhaltes willen verzeihen mag, zu dem dritten Beispiele der Vorheftung eines abgeschnittenen Blattrestes zu Fol. 985 zurück.

Man gestatte uns einen Augenblick anzunehmen, auch hier sei der abgeschnittene Theil früher mit Schriftzügen erfüllt gewesen, und er habe ursprünglich das zweite Blatt einer Lage gebildet, es habe nur bei der Vernichtung des Blattes, dem wir die Bezeichnung als ursprüngliches 988 beilegen, um kürzer davon reden zu können, eine Umfalzung stattgefunden. Dann befand sich weiter in diese aus 985 und 988 gebildete Blattlage eingeschaltet die Blattlage 986 und 987, welche das Urtheil der Congregation über die ihr am 24. Februar 1616 zur Begutachtung vorgelegten astronomischen Sätze enthält. Das vorerwähnte Blatt 985 enthält dieselben beiden Sätze, daß 1. die Sonne unbeweglich im Mittelpunkt der Welt sich befinde, daß 2. die Erde in täglicher Drehung sich fortwälze, und nach diesen Sätzen auf der Rückseite von Fol. 985 die Bemerkung, daß eine Abschrift unter dem 19. Februar allen Doctoren der Theologie zugeschickt worden sei. Was mag nun das ursprüngliche Blatt 988 enthalten haben?

Wir vermuthen, daß Cardinal Bellarmino auf das zweite Blatt des auch ihm als Doctor der Theologie zugeschickten Exemplares den ihm gleichfalls zugegangenen päpstlichen Beschluß vom 25. Februar notirt hatte, daß er bei der Unterredung mit Galilei, welche sehr wohl am 26. Februar stattgefunden haben kann, das Blatt zur Hand hatte, um ja keinen Irrthum im Vollzuge seines delicaten Auftrages zu begehen, daß er alsdann auf dasselbe Blatt vielleicht mit dem kurzen Wortlaute, den wir aus dem Geheimprotokolle vom 3. März kennen gelernt haben, das Ergebniß jener Unterredung, die stillschweigende Unterwerfung Galileis niederschrieb, und daß aus diesem Grunde das Blatt zu den Acten kam, während man die Bedeutung von Fol. 985 für die Acten bei dem Vorhandensein der Blattlage 986 und 987 nicht leicht ausfindig machen dürfte.

Auf dieses ursprüngliche Blatt 988 folgte nach unserer Meinung Fol. 989, das noch ebenso bezeichnete gedruckte Blatt mit dem Decrete vom 5. März 1616, welches das Werk des Kopernikus über die Umwälzungen der Himmelskörper und einige andere Schriften theils bis zur Abänderung, theils für immer verbot; dann kam ein Brief eines neapolitanischen Cardinals vom 2. Juni 1616 als Blattlage 990 und 991; endlich erschienen noch fünf leere unbezeichnete Blätter, zum Verhöre des Caccini gehörig, welche das Heft vollendeten, und in dieser Gestalt, nehmen wir an, wurden die Acten nach dem 2. Juni 1616, d. h. nach Eintreffen jenes letzten Briefes aus Neapel, einem Bande mit anderen Proceßacten einverleibt.

Unverändert, auch wohl unbeachtet blieben die Acten bis 1632 in dieser Verfassung. Da erschienen Galileis Gespräche über die beiden großen Weltsysteme. Es gelang, Papst Urban VIII. gegen den Verfasser des epochemachenden Werkes auf's Höchste zu erzürnen. Es war beschlossen, den Beleidiger der aristotelischen Schule, und was noch viel schlimmer war, des Jesuitenordens zu verfolgen. Man griff nach den Acten von 1616, man suchte in ihnen eine Handhabe zur Verfolgung. Man fand den päpstlichen Beschluß vom 25. Februar, aber man fand daneben den Bericht über die Unterredung Galileis mit dem Cardinal Bellarmino. Konnte man die stillschweigende Unterwerfung Galileis der fast freundschaftlichen Mahnung gegenüber aus dem Wege räumen, konnte man den ihm sodann zu ertheilenden strengen Befehl in etwas anderen Wortlaut zwängen, dann war die Thatsache des Ungehorsams Galileis, dem es verboten worden, in irgend einer Weise die kopernikanische Lehre zu vertheidigen, hergestellt, dann konnte ein Rechtsverfahren eingeleitet werden. Wie aber die Veränderung vornehmen, ohne daß die nun einmal vorhandene Bezifferung der Blätter die Fälschung nachwiese?

Das ursprüngliche Blatt 988 herausschneiden, ein neues einzelnes Blatt an dessen Stelle bringen, das war leicht, das war für einen Fälscher zu leicht, wenn die Erfahrung wahr ist, daß schlaue Verbrecher meistens überschlau sind, daß sie zum Zwecke der Verbergung ihrer Missethat der Regel nach zu viel zusammengesetzteren Verfahren ihre Zuflucht nehmen, als nöthig wäre. Aber so etwa konnte der Fälscher sein verderbliches Handwerk üben. Das Blatt 988 wurde abgeschnitten, der übrig bleibende Rest umgefalzt, so daß er jetzt vor Fol. 985 zu stehen kam. Der Beschluß vom 25. Februar und das zum Zwecke der gegenwärtigen Verfolgbarkeit Galileis zugestutzte Protokoll vom 26. Februar wurden auf schon vorhandene Blätter geschrieben, auf die Rückseite von Fol. 987, d. h. von dem zweiten Blatte der Congregationscensur vom 24. Februar und auf die Vorderseite eines aus Caccinis Verhör weißgebliebenen Blattes, dem man jetzt zum Ersatze für das vernichtete Blatt die Ziffer 988 gab. Begreiflich mußten jetzt das Druckblatt 989, der Brief aus Neapel Fol. 990 und 991 hinter das neue Blatt 988 wandern, und um ja die Stetigkeit zu wahren, bezeichnete man auch das folgende leere Blatt von Caccinis Verhöre mit Fol. 992, nur noch drei weiße Blätter ohne Bezeichnung lassend.

Der Fälscher ging aber in seiner Vorsicht noch weiter. Er hatte für das eingeschmuggelte Actenstück Papier benutzt, welches seit 16 Jahren etwa den Acten angehörte. Er konnte seine Schrift nicht zu einer schon 16 Jahre vorhandenen machen! Statt dessen brachte er seine Schriftzüge in die alten Acten, und zwar an Stellen, die ihm überaus bequem lagen, mit Notizen, die eben so gut vorhanden sein als fehlen konnten. Das abgeschnittene Stück des ursprünglichen Blattes 988 hatte er, wie wir erläutert haben, umgefalzt, so daß es jetzt hinter Fol. 984 kam. Auf die Rückseite von Fol. 984 schrieb er mit dem Datum des 25. November 1615 zwei Zeilen: Man solle ein in Rom veröffentlichtes Buch Galileis mit dem Titel „Ueber die Sonnenflecken" vergleichen. Die Veränderungen fanden im dritten Hefte der alten Acten statt. Als der Fälscher dasselbe wieder dem ganzen Fascikel einfügte, schrieb er auf die letzte Seite des zweiten Heftes, auf die Rückseite von Fol. 961 wieder einige wenige Zeilen mit dem Datum des 19. März 1615: den Befehl, Caccini zu verhören.

So fein hat der Fälscher auf Alles geachtet, was einer Entdeckung seines Verbrechens hinderlich sein konnte. Nur Eines hat er vergessen, ein Anderes nicht wissen können. Er hat vergessen, daß zwischen den Aufzeichnungen vom 25. und 26. Februar ein Widerspruch obwaltet, und auch das ist psychologisch begründet, daß die geriebensten Missethäter oftmals durch eine augenfällige Dummheit sich selbst verrathen. Er hat nicht wissen können, daß weitere Widersprüche während der Verhandlungen von 1633 zu Tage treten würden. Damals, wo die als Richter

vermummte Parteileidenschaft das Urtheil fällte, blieben die Widersprüche unbemerkt. Der Forschung des XIX. Jahrhunderts sind sie nicht entgangen. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Wir sind zu Ende. Wir haben zeigen wollen, daß der Befund der Acten der Galilei'schen Processe die Möglichkeit einer Fälschung des sogenannten Protokolls von 1616 nicht ausschließt. Wir hoffen, den Beweis dafür erbracht zu haben. Wir wissen, daß es nur Vermuthungen sind, der Sachlage nach auch nur Vermuthungen sein können, die wir ausgesprochen haben. Daß es so, genau so zugegangen sei, wie wir es geschildert haben, diese Ueberzeugung aufdrängen zu wollen, fällt uns nicht bei. Uns und, so hoffen wir, der Wahrheit geschieht schon reichlich Genüge, wenn man uns die Unmöglichkeit nicht zu begründen vermag, so könne es nicht zugegangen sein. Denn dann ist — wir wiederholen nur früher Gesagtes — bei der materiellen Wahrscheinlichkeit einer Fälschung die formelle Möglichkeit derselben hinreichend, um die späte Verurtheilung eines der schändlichsten Verbrechen, die jemals im Geheimen geübt wurden, zu sichern.

Ist aber die Fälschung der Aufzeichnungen vom 25. und 26. Februar 1616 die einzige, welche zur Verunstaltung der Galileiacten vorgenommen worden ist? Bis zum Jahre 1632 mit höchster Wahrscheinlichkeit ja. Für spätere Zeiten dürfte die Bejahung keine so zuversichtliche sein können. Daß ein Blatt zu Anfang der Acten von 1632 vernichtet worden ist, haben wir beiläufig zu erörtern gehabt. Eine weit umfassendere Veränderung recht modernen Datums vermuthet Herr Wohlwill in Bezug auf das letzte Verhör Galileis vom 21. Juni 1633, und können auch seine Gründe heute noch nicht als zwingend erachtet werden, so ist doch jedenfalls eine neue Prüfung der Acten mit besonderer Untersuchung der hier in Frage tretenden Blätter erforderlich, um die letzte Entscheidung zu treffen.

Heidelberg, October 1877. Moritz Cantor.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Größenwahn.

Schwank in 4 Acten von Julius Rosen.

„Größenwahn" ist eine gelungene Rosen'sche Arbeit — d. h. ein Stück mit zahlreichen lustigen, wenn auch nicht gerade gewählten Wendungen im Dialoge, mit vielen sehr komischen, wenn auch nicht immer ganz motivirten Situationen. Das Publicum hat diesen neuesten Schwank des fruchtbarsten unserer Bühnenschriftsteller in der überwiegend vorzüglichen Darstellung durch die Mitglieder des Wallnertheaters auf das Freundlichste aufgenommen, oft herzhaft gelacht und geklatscht und die Darsteller und den Dichter wiederholt nach jedem Actschlusse gerufen.

Das ist in wenigen Worten das Facit des Abends. Der Referent hätte damit seine Schuldigkeit gethan; es beginnt nun die Aufgabe des Kritikers, die etwas schwieriger zu lösen ist.

Anläßlich eines der letzten Stücke von Julius Rosen, „der große Wurf", habe ich über diesen Lustspieldichter ein ziemlich scharfes, vielleicht übertrieben scharfes Urtheil gefällt: seine allzu leichtfertige Auffassung von dem Wesen der dramatischen Dichtkunst, seine zu sorglose und schnellfertige Arbeit hatte mich, wie ich durchaus nicht leugnen will, verdrossen. Gerade die freudige Anerkennung der ungewöhnlichen Begabung, die aus allen Rosenschen Arbeiten spricht, mußte den wohlmeinenden Freund dieses großen Talentes mit Unwillen über dessen Verwerthung erfüllen. Diese getheilten Gefühle werden auch durch das neueste Stück, „Größenwahn", wieder hervorgerufen: die wirkliche Freude an der Sicherheit und Keckheit im ganzen Auftreten des Dichters, an seinem Verständniß für das Wirksame auf der Bühne, an seiner glücklichen Erfindung im Einzelnen und das Bedauern über das Schnellbefriedigtsein des Autors, über seinen Mangel an echtem schriftstellerischen Ernste. Wenn Rosen bei unseren Nachbarn, die wir doch so gern der Leichtfertigkeit zeihen, in die Lehre gehen und sich einmal darum bekümmern wollte, mit welcher peinlichen Sorgfalt die Franzosen, wie Augier, Dumas, Sardou, Meilhac &c. an ihren Stücken arbeiten, wie sie feilen und feilen und nimmer rasten und ruhen, bis das Werk der wahre Ausdruck ihres äußersten dichterischen Vermögens ist, — ich meine, der Verfasser von „Größenwahn" müsse bei seinen glücklichen Anlagen ganz andere Stücke fertig bringen als diese nur für den flüchtigen Genuß bestimmten Schwänke. Bei keinem andern Autor habe ich so wie bei Rosen die Empfindung, daß das Erreichte hinter dem von ihm Erreichbaren weit zurückbleibt. Indessen das Publicum lacht, es ist zufrieden, der Autor ist mit seinem Erfolge zufrieden, und da hat die Kritik, wenn sie den Mund schief zieht und griesgrämig dreinschaut, jedenfalls unrecht. Es soll hier auch kein herber Tadel ausgesprochen, es soll nur der Versuch unternommen werden, die Rosen'sche Art an diesem neuen Stücke zu analysiren und den Geheimnissen seiner eben so unbestreitbaren wie vorübergehenden Wirkungen nachzuforschen.

Rosen hat mit Gustav von Moser neben vielem Anderem auch das gemein, daß er auf die Situationskomik den größten Werth legt. Es will mir sogar scheinen, daß er auf gewisse Situationen hin, die er erfindet, oder correcter gesprochen, die ihm einfallen, und von denen er sich einen günstigen Bühneneffect verspricht, seine Lustspiele oder „Schwänke", wie er sie bescheidener und vorsichtiger nennt, aufbaut.

Das ist schön und gut und bewährt sich auch in der Praxis recht oft, — der Himmel bewahre mich davor, die Situationskomik zu unterschätzen, — aber ich meine, dieselbe müsse immer das Product der Handlung sein und nicht, wie bei den viel gespielten Schülern unseres Benedix, die Ursache der Handlung. Es ist nicht das Richtige, daß man zu dem glücklichen Einfall einer komischen Situation einen Act erfindet. Für die Hauptsache in der Bühnendichtung sollte man es bis auf Weiteres mit dem „menschlichen Handeln, menschlichen Fühlen" des Helden halten, wie es unser größter dramatischer Dichter in einem wundervollen Verse gesagt hat. Ergibt sich aus diesem Handeln die wirksame Situation — um so besser. Aber es rächt sich unbedingt, wenn die Menschlichkeit im Handeln und Fühlen zu einem bloßen Factor oder gar nur zu dem unentbehrlichen Aufputz für die Situation herabgewürdigt ist. Es läßt sich ja allerdings nicht bestreiten, daß die Situation theatralisch das Wirksamste ist, daß man mit dieser daher auch die lautesten Erfolge erzielt, — aber wie lange dauert's und was bleibt davon übrig?

Wer auf die Situation als auf das Wesentliche hinarbeitet, schädigte allemal die Charakteristik und mit dieser die dichterische Handlung. Man verwechselt sehr häufig die dichterische Handlung mit der bloßen Ansammlung von dargestellten Vorgängen; das ist ein großer Fehler, in den auch sehr viele Dilettanten, die die kritische Feder führen, verfallen. Denn die thörichtste Kritik über ein Stück, die ausgesprochen werden kann, ist die: es geschieht nichts darin. Es ist gar nicht nöthig, daß etwas geschieht, die Handlung kann trotzdem eine so breite und volle sein, wie nur möglich. In „Minna von Barnhelm", im „Misanthrop" und anderen Meisterwerken geschieht auch nicht viel, aber trotz der geringfügigen äußeren Vorgänge, des Geschehenden, ist die dichterische Handlung, die da nur in psychologischen Vorgängen beruht, eine mächtige und gewaltige. Aeußere Vorgänge! Was sind äußere Vorgänge? Was haben sie für einen ästhetischen Werth? Unter den Vermischten Nachrichten der Zeitungen findet man in jeder Woche ein halbes Dutzend Tragödien oder Possen, die als einfache Vorgänge viel bedeutender sind als die Handlung mancher klassischen Meisterwerke. Man liest darüber hinweg ohne Erregung, ohne Theilnahme und sagt sich höchstens: da ist wieder einmal ein Unglück passirt, oder da hat sich wieder eine lustige Geschichte zugetragen. Sobald sie tiefer wirken, hat man zunächst das natürliche Bedürfniß, die dabei Betheiligten näher kennen zu lernen. Der Vorgang als solcher interessirt dann nicht mehr,

sondern die Persönlichkeit der dabei Mitwirkenden. Man bemüht sich darum möglichst viel von den Betreffenden zu erfahren, man will ihr Vorleben kennen lernen, man greift nach der „Illustrirten Zeitung", um ihr Bild zu sehen — mit einem Worte: das Interesse an dem Geschehenen, dem Sachlichen, tritt vollständig zurück hinter das Interesse an dem Menschlichen; überall spricht das homo sum seinen Machtspruch.

Die Situationskomik ist aber nichts Anderes als die Ueberstellung des Sachlichen über das Menschliche. Man läßt es sich genügen, mit einigen lustig entwickelten Vorgängen zu unterhalten und verzichtet darauf, die volle Theilnahme für die handelnden Personen zu erwecken; ja, man verleidet uns sogar unter Umständen, der Situation zu Liebe, die daran betheiligten Personen. Schonungslos wird der sympathische Mann aus Bedürfnissen der Situation zur Lächerlichkeit verurtheilt. Das heißt mit andern Worten nichts Anderes, als dem Blendwerk den Vorzug vor dem Wesen zu geben.

Die Wahrnehmungen, die man an der Wirkung solcher Stücke, in welchem kein Werth darauf gelegt wird, daß wir dem Einen oder Anderen unsere wirkliche Theilnahme zuwenden, macht, bestätigen das Gesagte vollkommen. Man unterhält sich momentan ganz gut, man lacht viel, aber man geht leer aus. Leicht wie die Waare ist auch die Wirkung: sie verflüchtigt sich, sobald man aus der Atmosphäre des Theaters in die frische Luft hinaustritt, und man muß sich förmlich besinnen, wenn man die Frage beantworten will: Was war denn eigentlich hübsch? Worüber habe ich gelacht?

Wenn es hauptsächlich auf einige gute Situationen ankommt, so ist das Festhalten und die Entwicklung der Charaktere nicht mehr möglich, und sie werden daher als etwas Nebensächliches betrachtet; damit aber löst sich auch die Nöthigung zu einer logischen Gliederung des Ganzen, zu einer fortschreitenden und aufsteigenden Handlung, die sich immer nur aus den Charakteren ergeben kann, in Wohlgefallen auf.

Das sieht man wieder an „Größenwahn"; das Stück könnte mit jedem Acte aus sein. Jeder Act hat seine besondere Handlung, wie sie durch die Situation indicirt ist, und die vier Fädchen werden nicht einmal kunstvoll versteckt und fest, sondern ganz sichtbarlich und lose aneinander geknüpft und sollen dann den einen Faden der Handlung darstellen. An die Stelle der nöthigen Steigerung der Handlung tritt etwas Anderes: das bloße Ueberbieten in der komischen Wirkung. Rosen verlegt die komischen Scenen so, daß die weniger wirksamen in den ersten und zweiten Act kommen, daß im dritten der Hauptschlag geführt und im vierten noch eine neue komische Situation, welche das Interesse des Publicums anstachelt, hinzugefügt wird. Rosen scheint, nach seinem Professor der Aesthetik zu urtheilen, zwar keine besondere Hochachtung vor dieser Wissenschaft zu empfinden; aber als Bühnenpraktikus weiß er doch, daß bei dem vieractigen Stücke die Wirkung dann am gesichertsten ist, wenn der dritte Act der lustigste oder ergreifendste ist. Jeder Act bekommt daher seine komische Situation, der dritte aber, wie der wackere Schweppermann, zwei.

Im ersten Act ist die Scene, welche wirken soll und auch wirkt, die: Major Lauter wirbt für seinen Sohn, der Buchhalter bei dem reichen Banquier von Ringheim ist, um die Hand von dessen Tochter Bertha. Der Banquier von Ringheim soll vom Größenwahn befallen sein, der sich hier allerdings in der unschuldigsten Weise äußert: nämlich in einem ewigen Tadeln der Politik des Reichskanzlers. Frau von Ringheim ist eine geborene Gräfin und adelsstolz. Major Lauter ist ein sogenannter Wahrheitsfreund, d. h. ein Mann, der die Eigenthümlichkeit besitzt, allen Leuten unangenehme Dinge in's Gesicht zu sagen. Die Komik in der Situation ist nun, daß Major Lauter, der sich die Wohlgeneigtheit der präsumtiven Schwiegereltern seines Sohnes erwerben soll, diese vermöge seiner sogenannten Wahrheitsliebe auf das Gröblichste beleidigt, natürlich nichts ausrichtet, sondern zum Zimmer hinauscomplimentirt wird. Der Major macht Herrn von Ringheim klar, daß dieser ein Narr sei, und die Frau vom Hause begrüßt er etwa mit den liebenswürdigen Worten: „Sie haben eine auffallende Aehnlichkeit mit meiner verstorbenen Großmutter, Sie haben ganz dasselbe Gesicht, das auf nichts Gutes deutet, — und sie ist auch richtig am Schlaganfall gestorben."

Im zweiten Act hat eine Liebesscene die Bestimmung, den nöthigen Effect hervorzurufen. Sie ist allerliebst und thut, was ihres Amtes ist. Ein Professor der Aesthetik trägt seine Liebe der reifen Schwester des Banquiers von Ringheim an. Um alle Unklarheiten zu vermeiden, hat er sich vorher die Punkte, die er in seiner Unterhaltung berücksichtigt wissen will, zu Papier gebracht und macht nun diese Liebeserklärung mit dem Concept in der Hand. Die Scene ist ganz reizend ausgearbeitet und es sind Einzelheiten darin von unwiderstehlicher Komik; so z. B. die Bemerkung des Professors auf einen Einwurf der reifen Braut: „Entschuldigen Sie, das kommt noch nicht!" Diese Scene ist aber erst die Vorbereitung zu dem Gegenstücke, zur Erklärung einer wirklichen Liebe zwischen den beiden jungen Leuten, Bertha und dem jungen Lauter, in Gegenwart des Professors. Der Professor nimmt, um das Liebespaar nicht zu stören, ein Buch und liest darin, aber das Feuer der Liebenden entzündet ihn allmählich, und er wird so davon ergriffen, daß er dem ersten jungen Mädchen, das ihm begegnet, — es ist zum Glück diejenige, die ihn liebt, Berthas Schwester, Therese, — mit ihm bis dahin unbekannt gebliebenen Gefühlen einer eigenthümlichen Genugthuung umarmt und küßt.

Der dritte Act bringt die komischsten Situationen, nebenbei auch die einzigen, die mit dem Titel in Zusammenhang zu bringen sind. Der Banquier von Ringheim bekommt ein anonymes Schreiben, das ihm von dem Boten des Reichskanzleramtes überbracht wird. In demselben heißt es, daß die Reichsregierung sich an verschiedene besonders begabte Vertrauensmänner wenden wolle, um, ich weiß nicht welche, Reformen in's Leben zu rufen. Die Sache ergreift den eiteln Narren auf's Tiefste. Gleichzeitig steht in dem Schreiben, daß ein Abgesandter kommen und mit dem Banquier von Ringheim die ersten Vorbesprechungen halten werde, um festzustellen, ob von Ringheim geneigt sei, seine bewährte Kraft dem gedachten Zwecke zur Verfügung zu stellen. Inzwischen wird Ringheim mit jener unglaublichen Leichtigkeit, die Rosen eigen ist, von der Bühne entfernt. Es tritt der Major Lauter, der nochmals die schwierige Aufgabe eines Brautwerbers für seinen Sohn zu lösen beabsichtigt, ein. Diesem wird von dem Schlingel, — der die ganze Sache angerichtet, den Brief geschrieben und ihn durch einen Boten des Reichskanzleramtes an Ringheim befördert hat, — der gute Rath gegeben, er möge nur den Namen seines Sohnes nicht nennen, denn alsbald würde Ringheim wieder in die unfreundliche Stimmung verfallen, die keine Aussicht auf die Erfüllung der Wünsche des jungen Mannes ließe. Er möge daher den Namen umschreiben, immer nur sprechen von „dem, der ihn gesandt hat" 2c. Nun werden die Beiden also zusammengebracht, Ringheim, der auf den Abgesandten des Reichskanzlers wartet, und Lauter, der immer von dem spricht, „der ihn abgesandt hat". Die Mißverständnisse, die sich daraus ergeben, begreift man. Das Ende vom Liede ist, daß die Beiden, Ringheim und Lauter, sich in die Arme fallen, sich Du nennen und daß Lauter Ringheim ankündigt, daß der, welcher ihn abgesandt, jetzt, da er über Ringheims Meinung beruhigt sei, persönlich hier erscheinen werde.

„Würde es ihm unangenehm sein, wenn er hier gesehen wird?" fragt Ringheim mit diplomatischer Feinheit.

„Durchaus nicht," entgegnet Lauter, „bereite ihm einen möglichst festlichen Empfang."

Darauf geht Lauter ab. Ringheim läßt sein gesammtes Personal im Frack und weißer Binde im Corridor Spalier bilden, die Mitglieder des Hauses werden malerisch postirt; die älteste Tochter kommt an's Clavier und muß die „Wacht am Rhein" spielen. Auf einmal ertönt ein donnerndes Hoch und der junge Lauter fliegt in die Arme seiner Braut. Ringheim, der sprachlos vor Aerger und Beschämung ist, stößt ein paar unarticulirte Laute aus, und der Vorhang fällt unter den Klängen der „Wacht

am Rhein". Das ist von einer so vollen und echten Lustigkeit, daß dem gegenüber jede Kritik verstummen muß.

Im vierten Acte macht Rosen noch den glücklichen Versuch, mit einer Spiegelscene sich die gute Stimmung seines Auditoriums zu erhalten. Ringheim rast; seine verständige Schwester bittet ihn, einen großen Spiegel in die Stube zu rücken, und die Stimmung des wüthenden Menschen wird dadurch in die Bahnen des Vernünftigeren zurückgeleitet, daß er immer im Spiegel sehen muß, wie abscheulich er in der Wuth aussieht. Auch das ist sehr komisch, die Scene leidet nur an einer bedenklichen Länge und Wiederholung desselben Effectes.

Diese Art der Wiedergabe des Inhaltes schließt die Kritik, soweit sie das ganze Stück betrifft, schon in sich. Man amüsirt sich eben nur über Einzelnes, aber man interessirt sich nicht am Ganzen. Von irgend einer Einheitlichkeit in der Handlung oder in den Charakteren ist nicht die Rede; aber Rosen, auch in diesem Punkte Gustav von Moser vergleichbar, ist eine bescheidene Natur, und er hält es übrigens mit Recht schon für etwas recht Verdienstliches, das Publicum durch seine Lustigkeit zu unterhalten. Da soll die Kritik nicht gar zu scharf hinsehen, sie soll ihre Bedenken über das Unmotivirte und Zusammenhanglose wenn nicht unterdrücken, so doch in discreter Form äußern; sie soll kein Lamento darüber erheben, daß die Hauptsituation durch einen 17jährigen Primaner herbeigeführt wird, durch einen vorlauten, unreifen Burschen, der Prügel haben müßte und dem auch wiederholt Prügel in Aussicht gestellt worden; sie soll über die gesellschaftlichen Unmöglichkeiten und starken Unwahrscheinlichkeiten den Mantel der christlichen Liebe breiten und dem ausgelassenen Schwank alles das und manches Andere zugute halten. Aber bedauern darf sie immerhin, daß Rosen an einer beklagenswerthen Unterschätzung seines Talentes leidet. Gerade die Achtung dieses Talentes hat zu dem vielleicht ungebührlich erscheinenden Ernste in der Einleitung die Veranlassung gegeben. Soll „Größenwahn" lediglich als unterhaltender Schwank beurtheilt werden, abgesehen von seinem Verfasser, so verdient er unzweifelhaft warmes Lob, denn es sind ganz ergötzliche, ausgelassene Geschichten, die wir da sehen und über die wir uns, so lange wir im Theater sind, ausgezeichnet amüsiren. Lebrun gab von dem Helden, dem Banquier Ringheim, eine vorzügliche, sehr drastische Charge; die sehr schwierige Spiegelscene war in ihrer Art ein wahres Meisterstück von burlesker Komik. Nächst ihm wirkte namentlich Herr Blencke als Professor der Aesthetik durch seine steife, hölzerne Komik außerordentlich; auch Herr Kurz in der Rolle des Majors Lauter und Herr Meißner in der Episode des Cornelius, eines klassisch angehauchten Dieners, müssen ebenfalls mit Anerkennung genannt werden. Fräulein von Meersberg spielte den vorlauten Primaner keck und lustig und sah allerliebst aus. Von den übrigen Damenrollen hatte Fräulein Kraft als Bertha einige recht gelungene komische Momente. Frau Carlsen, die wir als eine der besten Schauspielerinnen Berlins sehr hoch stellen, fühlte sich in der Rolle der Tante Ringheim augenscheinlich nicht sehr wohl. Die übrigen Rollen sind vom Autor sehr stiefmütterlich behandelt worden.

Paul Lindau.

Von den Theatern.

Sardous fünfactiges Drama „Dora" hat bei seiner ersten Aufführung im hiesigen Residenztheater einen großen Erfolg errungen. Die „Gegenwart" hat in ihrer diesjährigen Nr. 27 eine ausführliche Analyse und Charakteristik des ungemein wirkungsvollen Stücks gebracht, sodaß ich es mir versagen darf, hier auf seinen inneren und Bühnenwerth näher einzugehen. Es sei nur bemerkt, daß der Uebertragung des Stücks auf deutschen Boden zwei der glücklichsten Typen des Dramas, die politisirende russische Fürstin und der Deputirte Tonpin, eine höchst ergötzliche Caricatur des modernen Parlamentarismus, theilweise oder ganz zum Opfer gefallen sind. Auch die Rolle van der Kraffs, des gewissenlosen diplomatischen Agenten, hat in der deutschen Bearbeitung von ihrer Wirksamkeit verloren und nicht zum Vortheil des Ganzen. Zu einem nicht geringen Theil ist die ungemein sympathische Aufnahme, der Sardous letzte Arbeit hier begegnete, der wirklich vortrefflichen Darstellung zu danken, welcher sie sich hier zu erfreuen hatte. Die Rolle der Dora wurde von Frau Niemann-Raabe mit ganzer künstlerischer Hingebung gespielt, es war eine aus dem Vollen geschöpfte maßvolle Leistung von starker Wirkung. Die übrigen weiblichen Partien verlieren in der deutschen Bearbeitung neben der Titelrolle hier und dort an Bedeutung, wurden jedoch von den Damen Frau Claar-Delia (Gräfin Zicka), Fräulein Frauenthal (Fürstin Bariatine) und Frau Ernst (Marquise von Rio-Zarès) mit jener künstlerischen Selbstlosigkeit wiedergegeben, durch welche sogenannte „gute Ensembles" geschaffen werden, denen u. A. das Residenztheater zum Theil seinen wohl verdienten guten Ruf zu danken hat. Herr Keppler, dem die Partie des Liebhabers André zugefallen war, hätte sich besser für den Deputirten Faverolle geeignet, seine tüchtige Künstlerschaft machte indessen diesen vermuthlich aus technischen Rücksichten entsprungenen Wechsel vergessen. Herr Haack nahm seinen van der Kraff zu jung; in Paris, unter den Augen des Dichters, wird derselbe in der Maske eines behäbigen eleganten Sechszigers gespielt. Die Rolle des Faverolle, eines jener noblen, ritterlichen, stets bereitwilligen Freunde, wie sie Sardou immer und immer wieder mit gleicher Sicherheit und Wirkung zeichnet, ruhte gut in Herrn Patonays Händen. Das Stück war vom Director Emil Claar mit gewohnter Feinfühligkeit in Scene gesetzt.

Von drei einactigen Neuigkeiten, mit denen das Königliche Schauspielhaus uns innerhalb der letzten Tage überrascht hat, verdient nur O. F. Gensichens Schauspiel „Euphrosyne" nähere Beachtung. „Euphrosyne" ist jene hochbegabte, im jugendlichen Alter durch den Tod der Kunst entrissene Schauspielerin Christiane Amalie Louise Becker geb. Neumann, deren Manen Goethe seine ergreifende tiefsinnige Elegie gleichen Namens geweiht hat. Wir sehen den Dichter, wie er mit Christel-Euphrosynen in dem Garten vor seinem Gartenhause die Marianne aus den „Geschwistern" einstudirt, um ihr dann in schwungvollen Worten die Bedeutung des Namens Euphrosyne zu erklären und dessen jetziger Trägerin der Unsterblichkeit ihres Namens zu versichern mit den Worten:

> Und wenn Unsterblichkeit
> In meinem Liede lebt, wenn mich das Glück
> Mit einem Kranze krönt, der nie verwelkt,
> Dann sollst auch Du in meinem Liede leben,
> Dann soll auf meines Lorbeers schönstem Blatte
> Der Name „Euphrosyne" ewig prangen.

Den angebotenen Dankeskuß nimmt der 43jährige Goethe alsdann von dem kaum 14jährigen Mädchen mit solch' stürmischer Innigkeit in Empfang, daß dieses sich erschreckt abwendet, doch nur um bald wieder an den Busen des väterlichen Meisters zurückzukehren, der seine Wallung erklärt:

> Ein Dämon wirrte meinen freien Sinn
> Und störte meiner Seele Gleichgewicht;
> Es ist vorüber.

In dem übrigen Theil der ersten Scene finden wir die Beiden mit Frage und Antwort: Was ist Liebe, und Christel mit dem Suchen einer verspäteten Rosenknospe für den Meister beschäftigt. Eingangs der zweiten Scene wird dieser durch einen „Cabinetsbrief" abgerufen, der ihm die Botschaft kündet:

> Sie haben
> Das Aeußerste gewagt: die Tuilerien
> Erstürmt, den König abgesetzt und Frankreich
> Zur Republik erklärt. Der ält'ste Thron
> Der Christenheit liegt nun in Trümmern da.
> Will das Jahrhundert, das im Sturm begonnen,
> Im Schloßenwetter scheiden?

Christiane hat endlich die Knospe gefunden, Goethe ist auf's Schloß gegangen, da hört sie von der Straße her, von schöner Männerstimme gesungen, die erste Strophe des „Haideröslein" erschallen; Christiane antwortet durch den Gesang der zweiten und bald steht der Sänger in Gestalt des jugendlichen Schauspielers Heinrich Becker (eigentlich von Blumenthal) vor ihr, der sie liebenswürdig kurz angebunden um die Rose bittet, sie erhält und damit beglückt in die Felder springt. Christiane, im mäligen Bewußtwerden der Thatsache, daß es sich nicht schicke, einem Fremden eine Rose zu geben, noch dazu eine für Goethe bestimmte, eilt thränenden Auges dem heimkehrenden Goethe entgegen

läßt sogar eine Thräne auf seinen Staatsfrack fallen, erzählt ihren Fehltritt, der ihr schnell genug verziehen wird und macht es dem Herzenskenner Goethe nicht allzu schwer zu errathen, daß der junge Unbekannte von ihr geliebt sei. Dieser erscheint wieder, legitimirt sich bei dem Dichter, der ihn durch Hinweis auf die Dante'sche Höllenthorinschrift von der Bühne fernzuhalten sucht, aber Heinrich hat sich ihr geweiht „dem Gott zu folgen, der ihn machtvoll ruft“ und dessen Prophet Goethe heißt; Goethe verspricht sich seiner anzunehmen. Bald finden wir die beiden jungen Leute im traulichen Wechselgespräch über ganz tiefsinnige Dinge, die schließlich alle auf die Liebe herauskommen, und als sie schließlich die von einer Schnitterin gesungenen Schlußworte des „Freudvoll und leidvoll“ aus Egmont hören, sinken sie einander in die Arme und der hinzutretende Goethe segnet den Bund mit den Worten:

Was wir uns gewesen,
Das soll der Zeiten Wandel überdauern,
Wie mich der Hauch der Ewigkeit umweht!
Der Odem Gottes schauert durch die Wipfel
Und rühret leis die Saiten meiner Leier.
Ich will ihm lauschen. Und wenn je mein Lied
Fernhin durch Zeiten und Nationen tönt,
Wenn ihm ein Gott Unsterblichkeit verleiht,
Dann tönt es ewig auch zu Deinem Preise,
Dann bleibst auch Du unsterblich, Euphrosyne!

An dem oft gar zu altklugen Tone Christianens oder dem unechten Wesen Goethes ist vielleicht hier und dort Anstoß zu nehmen. Doch wozu? Aus dem Goethe Gensichens wird eben nicht der, dessen Ideal jeder von uns in sich trägt und Christiane wird nicht Euphrosyne. So wenig wissen wir von ihrer irdischen Erscheinung, daß es ihr und uns am wohlsten ist, wenn wir sie sein lassen, was sie uns bisher gewesen — die unpersönliche Euphrosyne der Elegie. Gensichen hat es gleichwohl mit großem Geschick verstanden, aus einer dürftigen Fabel, die noch dazu für die Goethegemeinde voll des Unglaublichen ist, eine Art Kunstwerk zu schaffen, welches den Zuschauer für eine kurze Stunde in eine sehr behagliche, gebildete Atmosphäre versetzt. Wir hören ein vortreffliches Deutsch in ebensolchen Versen vorgetragen und der Bann und Zauber der Goethe'schen Persönlichkeit, dem man sich ja nie entziehen kann, auch wenn sich dieselbe wie in dieser Dichtung in wenig treuer Form gibt, thun das Uebrige.

Julius Hagen.

Oper und Concert in Leipzig.

„Die Hochländer“ von v. Holstein. Gewandhaus-Concert.

Am ersten November ein Concert im Gewandhause, mit Saint Saëns als Componisten, Pianisten und Dirigenten, am zweiten im neuen Stadttheater eine neue Oper „die Hochländer“ von Holstein, dem Componisten des „Haideschacht“; dazu mildes, regnerisches Wetter, in welchem die Reise durch die Sand- und Staubgegend bis Leipzig mir noch am erträglichsten erscheint. So ging ich denn nach Leipzig, um zwei Abende Musik in vollen Zügen zu genießen. Ja, genießen! Alle mir zu Gebote stehende Empfänglichkeit hatte ich mitgenommen, dem kritischen Elemente nur ein ganz kleines Plätzchen in der geistigen Reisetasche angewiesen und war fest entschlossen, nur zu genießen und zu loben. Aber Den möchte ich sehen, der da genossen hat bei dem „rouet d'Omphale“ von Saint Saëns, und in der Oper, die zwar in den Hochlanden spielt, aber gar viel Ebenen bietet bei manchen unleugbaren Schönheiten, die bei einer musikalischen Wanderung von $3^3/_4$ Stunden ($^1/_2$7 bis $^1/_4$11 Uhr) doch nicht Eindruck genug zurückgelassen, um das Andere vergessen zu machen!

Lassen wir der Oper den Vorrang in der Besprechung, da sie doch eine größere Summe von Kräften und Leistungen darstellt, als ein Concert.

Der Text der „Hochländer“ ist vom Componisten selbst verfaßt und im Ganzen nur lobend anzuerkennen. Die Handlung spielt in Schottland im Jahre 1745—46. Der Enkel Jacobs II., Karl Eduard, hat mit Hülfe der Anhänger des Hauses Stuart einige Vortheile über die englischen Truppen errungen und zieht in Edinburgh ein. Dort weilt in jenem Augenblicke ein englischer Offizier, Reginald, von Geburt ein Schotte, von seiner Mutter, einer Dienerin des Hauses Macdonald, im katholischen Glauben erzogen, ein Freund des jungen Grafen Macdonald, des eifrigsten Anhängers der vertriebenen Stuarts; ehrgeizig, von Liebe für die schöne Lady Ellen, der Base und Verlobten des Grafen, entbrannt, ist Reginald heimlich von der Mutter geflohen und in englische Dienste getreten, um zuerst einen hohen militärischen Rang und dann die Hand der Geliebten zu erlangen. In Edinburgh trifft er mit der Mutter zusammen, die herbeigeeilt ist, um ihren König zu begrüßen. Sie überhäuft ihn mit Vorwürfen und entdeckt ihm, daß er nicht ihr Sohn, sondern der Sprößling einer hohen Familie sei; sein Vater wäre ein Ketzer (Puritaner), seine Mutter aber eine eifrige Katholikin gewesen, sterbend habe die Herrin ihr, der Dienerin, aufgetragen, das Kind dem reinen Glauben zu erhalten; und das Versprechen ist getreulich erfüllt worden. Sie — die vermeintliche Mutter — hat in einer Nacht den Knaben entführt, dessen Plaid und Hut in einen Abgrund geworfen, damit man an einen Unfall oder Mord glaube, ihn selbst den katholischen und treuen Macdonalds zugeführt. Den wahren Vater will sie Reginald nicht nennen. Dieser trennt sich von ihr, wird von den Schotten als Spion verhaftet und soll getödtet werden. Graf Macdonald verwendet sich für den Freund und der herbeikommende Prätendent gibt ihm die Freiheit wieder. Er möchte ihn auch für seine Dienste anwerben, doch Reginald erklärt, daß er dem Eide, den er der englischen Fahne geleistet hat, treu bleiben müsse, und geht. Bald wendet sich das Glück von den Schotten. In der Schlacht von Culloden werden sie von dem königlichen Heere gänzlich geschlagen, die Anführer müssen in der Flucht ihr Heil suchen. Der englische General Lord Astley Cameron, ein Schotte, aber Puritaner und ein Erzfeind der Stuart und der Katholiken, dringt in die Hochlande, um die Häupter der aufrührerischen Clans gefangen zu nehmen. Besonders auf den Grafen Macdonald fahndet er, mit dessen ganzem Stamm und Anhang er schon von langer Zeit her in tödtlicher Fehde lebt. Der alte Mann ist Menschenfeind und grausam strenger Soldat; nur für Reginald hegt er eine unerklärliche Vorliebe. Dieser erbittet sich und erhält von ihm die Anführung der Truppe, welche des Grafen Macdonalds Schloß besetzen soll; er thut es anscheinend aus besonderem Pflichteifer, in Wahrheit jedoch, um den Freund zu retten und die geliebte Lady Ellen wiederzusehen. Der Graf aber war, noch bevor er gewarnt werden konnte, in Gefangenschaft gerathen und wird vor den General Cameron geführt. Dieser, besorgt um das Schicksal Reginalds — der schon abgezogen ist — gewährt dem Feinde die Bitte, daß er auf einen Tag nach seinem Schlosse zurückkehre, dort die Vermählung mit Ellen feiere und sich am Morgen dem Oberst Lindsay stelle, um den Tod zu erleiden. Das erfährt Reginald, der bereits auf dem Schlosse weilt, vom Freunde selbst, der nach der Trauung ihn bittet, nunmehr für Ellen zu sorgen; großmüthig beschließt er, an seiner Statt in den Tod zu gehen. Jener Oberst Lindsay hat den Gefangenen noch nicht gesehen. Reginald gibt Ellen einen Schlaftrunk, den sie Macdonald reichen soll, damit er sich nicht entferne, und eilt nach dem Lager Lindsays, um sich dort als Macdonald vorzustellen. Nun kommt der General Cameron in der Morgendämmerung herbei; er will den vermeintlichen Macdonald fragen, ob ihm nichts bekannt sei von dem Schicksale jenes geraubten Knaben. Reginald erinnert sich an die Erzählung der alten Magd und gibt sich als den Gesuchten zu erkennen. Der glückliche Vater ist um so entrüsteter gegen Macdonald, der sein Wort gebrochen, da erscheint dieser, der noch zeitig genug erwacht war. Reginald will ihn durchaus retten und reizt die Soldaten durch Absingen des Stuartliedes, daß sie ihn tödten; sterbend versöhnt er den Vater mit Macdonald, während der Prätendent auf einem französischen Schiffe in der Ferne entflieht. Das Textbuch ist ganz gut angelegt, leider nur zu breit und mit zu viel überflüssigem Nebenapparat. Vor Allem wirkt der Prinz Stuart ganz störend, so oft er erscheint. Er ist einerseits — das gesteht der Dichter selbst in seiner Vorrede — gar nicht bedeutend genug, um den Mittelpunkt der Handlung zu bilden; andrerseits aber concentrirt sich die Handlung doch jedesmal wenn er erscheint in ihm, da er doch die Ursache des ganzen Zwiespaltes zwischen Reginald und den Andern ist. Er konnte ganz gut wegbleiben, nicht nur ohne den mindesten Schaden für den Gang des Dramas, sondern zu dessen großem Nutzen; das politische und religiöse Princip, nicht die Persönlichkeit bildet ja den Schwerpunkt, und dieses findet in den Hauptträgern der Handlung vollkommen genügende Vertretung. Der auch musikalisch wenig bedeutend ausgestattete Prinz aber nimmt die eine Hälfte des ersten Actes und einen Theil des dritten, also zusammengenommen einen ganzen Act für sich in Anspruch, und das ist sehr viel in einer Oper, die eben über vierthalb Stunden dauert.

Was nun das rein Musikalische betrifft, so ist von vornherein zu betonen, daß der Componist, v. Holstein, einen in der Tonkunstwelt sehr geachteten Namen trägt, daß sein „Haideschacht“, den ich leider nur oberflächlich im Klavierauszuge kenne, mir von vielen competenten Richtern, die das Werk aufführen hörten, als ein sehr wirksames und bedeutendes gerühmt wurde, und sich als solches auf vielen Theatern Deutschlands bewährt hat. Nach meiner Ueberzeugung werden auch „die Hochländer“ ihren Weg ganz sicher machen, wenn der Componist sich zu einer gründlichen Umarbeitung oder vielmehr nur Kürzung entschließen kann. — Daß er absichtlich der Musik eine Art von national-schottischer Färbung in der Phrasirung der Melodie, wie auch hie und da in der Harmonisirung gegeben hat, bietet manchen Vortheil, da der Zuhörer in einer eigenthümlichen Stimmung festgehalten wird, dagegen liegt die Gefahr der Eintönigkeit nahe, sobald die Oper eine — eher knapp zu bemessende — Zeitdauer überschreitet.

Wenn wir die Prüfung der einzelnen Theile vornehmen, so ist vor Allem die erste Hälfte des dritten Actes hervorzuheben, welche sehr schöne, breit angelegte und ausgeführte, bedeutende Nummern enthält; die erste große Arie Reginalds, die Hochzeitsgesänge mit dem Zwischengesange, das Duett Macdonalds und Reginalds geben Zeugniß von echter dramatischer Begabung des Componisten. Auch der Anfang des Duetts Ellens und ihres Gatten, dem sie den Schlaftrunk schmeichelnd kredenzt, ist sehr wirksam, nur ist alles Folgende zu lang. Die große Scene, in welcher Macdonald sich gegen den ihn übermannenden Schlaf wehrt, bald rast, bald sich in Liebesreden ergießt, muß entschieden gekürzt, wenn nicht ganz weggelassen werden — sie beeinträchtigt alle Wirkung der vorhergehenden schönen Einzelheiten. Meiner Ueberzeugung nach widerspricht dieser auf der Bühne so lang ausgesponnene Kampf des Pflichtgefühls mit einem rein physischen Hindernisse dem Zwecke, der Theilnahme des Zuschauers. Jedermann weiß, daß Ellen dem Gatten den Trank gibt, um ihn von dem todbringenden Gange, den er zu unternehmen fest entschlossen ist, abzuhalten. Die bühnliche Wirkung wäre entschieden eine viel größere, wenn er in den Armen seiner geliebten Frau einschläft und nur von seligem Tode spricht, als wenn er sich in den verschiedenartigsten Betrachtungen und Empfindungen bewegt. Dieser Macdonald ist weder ein Tristan, der in der Wirkung des Zaubertrankes im wildesten Sinnesrausche eines andern Mannes Weib liebt, noch ein Raoul, der im Momente, wo er seinen Glaubensbrüdern zu Hülfe eilen will, von einem Worte der Geliebten, die ihm für immer verloren ist, zurückgehalten wird, aber sofort wieder zur Pflicht erwacht und dem Zauber entflieht, sondern ein Mann, der die geliebte, eben angetraute Gattin noch einmal sehen will, bevor er seine Pflicht erfüllt und vom Leben scheidet, und den nur eben der physische Zwang zurückhalten kann. Ich verweile so lange bei dieser Stelle, weil es sich um die rein musikalische Wirkung, um die Möglichkeit des tonlichen Ausdrucks der vom Dichter dargestellten Gefühle handelt.

Von andern Schönheiten der Oper ist hier die erste Arie der Magdalis, der Mutter Reginalds, hervorzuheben, in welcher sie ihm das Geheimniß seiner Herkunft mittheilt. Auch die Arie Ellens im zweiten Acte ist edel und melodiös gehalten. Die Chöre sind fast durchweg als kräftig und frisch zu bezeichnen.

Ich kann nunmehr nur das oben ausgesprochene Urtheil wiederholen: die Oper wird eine sehr wirksame, überall gut aufgenommene und auf dem Repertoire bleibende werden, wenn der Dichter-Componist sich zu sehr starken Kürzungen verstehen will. Der Prinz muß ganz wegbleiben. Was er im ersten Acte sagt und singt, kann ganz gut in Macdonalds Mund gelegt werden, und wird diesem, der doch als Reginalds Gegensatz erscheinen soll, eine viel charakteristischere Bedeutung verleihen, als er in der jetzigen Gestalt besitzt. Im dritten Acte ist die Flucht des Prinzen, seine Rettung durch Macdonald und Magdalis nur störend. Von der Scene zwischen den Neuvermählten habe ich bereits gesprochen. Auch manche kleine Episoden, militärische Meldungen u. s. w. könnten bedeutend gekürzt werden oder wegbleiben. Meiner festen Ueberzeugung nach würden bei einer solchen Umgestaltung die Vorzüge der Oper viel stärker hervortreten und ihr die Aufnahme von Seiten der größten Bühnen sichern.

Die Darstellung war keine glückliche zu nennen. Der Tenor, Herr Perotti (Macdonald), war schon in der Woche vorher so indisponirt, daß die Aufführung verschoben werden mußte. An dem Abende selbst sang er kaum, und deutete die Töne nur an, was man „markiren“ nennt. Ob er nicht besser singen konnte oder wollte, dürfen nur Die entscheiden, welche seine Leistungen genau kennen. Mir schien seine Stimme schön und klangvoll, Spiel und Haltung dagegen wenig anmuthend. Vortrefflich war der Darsteller des Reginald, Herr Schelper, der seine Partie — die sympathischeste und auch musikalisch beste — mit schöner Baritonstimme und warmem, edlem Vortrage zur besten Geltung brachte. Der Bassist Herr Reß (General Cameron) erschien — so weit sich nach einer so kleinen Rolle urtheilen läßt — als ein musikalisch sicherer Sänger, gleich Herrn Bielke (Karl Eduard Stuart), der wenn ich nicht irre, dem Berliner Publicum vortheilhaft bekannt ist. Frau Sucher-Hasselbeck (Ella) verbindet eine gut geschulte Stimme mit angenehmem, vielleicht manchmal zu süßlichem Vortrage; die Partie der Magdalis wurde von einer Dame gegeben, die im letzten Moment, nur um die Aufführung zu ermöglichen, eintrat, und ihre durchaus nicht leichte Aufgabe mit überraschender Sicherheit löste; leider ist mir der Name entfallen, der eben unmittelbar vor Beginn von dem Regisseur verkündigt wurde. Das Orchester war vortrefflich unter der Leitung des Herrn Kapellmeister Sucher. Decorationen und Ausstattung waren sehr anständig. Das Haus war vollständig gefüllt, und das Publicum zeigte sich recht günstig gestimmt und rief die Darsteller nach jedem Actschlusse.

Was nun das Gewandhaus-Concert betrifft, so darf ich wohl von jedem einigermaßen musikalischen Leser voraussetzen, daß ihm die Bedeutung dieses Concertinstitutes wenn auch nur vom Hörensagen bekannt ist: Wie es unter Mendelssohns Leitung zu einer Höhe gebracht war, daß es den besten der großen Hauptstädte gleich kam; wie es noch den alten Ruhm behauptet, wenn auch gar Manches nicht mehr so ist, wie es zur Glanzzeit war; und wie es noch immer schon durch den Umstand, daß jährlich zwanzig Abonnementsconcerte gegeben werden, der Oberleitung die Pflicht auferlegt, für Vorführungen neuer Compositionen und fremder ausübender Künstler zu sorgen, um das Interesse immer rege zu erhalten. Ich brauche daher nicht erst weitläufig zu erörtern, daß die Klangfülle und Schönheit des Orchesters, die herrliche reine Intonation der Bläser in der Es-dur-Symphonie Schumanns mein Herz erfreute; die Composition ist ja bekannt.

Das Hauptinteresse wandte sich den Leistungen des berühmten Pianisten und Componisten Saint Saëns zu, den viele Besucher — gleich mir — zum ersten Male in öffentlicher persönlicher Wirksamkeit sahen. Der geneigte Leser, der meinen Artikel mit seiner Aufmerksamkeit beehrt, wird sich gewiß erinnern, mit welch großen Hochachtung ich immer von Saint Saëns gesprochen, wie ich seine Compositionen gepriesen habe; er wird sich vorstellen können, mit welch großer Spannung ich dem neuen Concerte in C-moll und der symphonischen Dichtung entgegensah! Nun, gab es jemals einen Enttäuschten, so war ich es an jenem Abende! Das Concert ist ein Conglomerat von geistreich sein sollenden, mit Geschick instrumentirten Phrasen, die ohne jeglichen inneren Zusammenhang, und ohne jene scharfen Contraste zu bilden, welche den Zusammenhang nicht vermissen lassen, aufeinander folgen, ohne irgend welche nachhaltige Eindrücke zu erzeugen. Das Motiv des „Andante“ ist sogar recht unbedeutend, und nur im Finale kam ein Moment, in welchem ein scharf ausgeprägtes Motiv dem Zuhörer einiges Interesse abgewinnt. Sonst aber überall ein fruchtloses Haschen nach Originalität. Saint Saëns erschien in seinen Compositionen bis zum vorigen Jahre als ein geistvoller, außerordentlich geschickter Eklektiker, der selbst manches Hergebrachte in einer höchst interessanten Weise zu wiederholen verstand. Nun aber scheint er durchaus originell sein zu wollen. Zu diesem Zwecke wirft er alle Form bei Seite, und stellt dafür die augenblickliche, rhapsodische Eingebung hin. Das mag angehen, wenn die einzelnen Gedanken hochbedeutend sind, und doch ein gewisser Grundgedanke als rother Faden durchzieht. Aber in diesem Concerte fehlt Eines und das Andere. Wenn ein Gedicht im ersten Verse von Waldlust spricht, im zweiten von Damengarderobe, im dritten von Gletschern und im vierten von Austernfischerei, so mag das insofern ganz originell sein, als noch kein solches Gedicht vorher verfaßt worden ist; aber künstlerisch eigenthümlich ist es doch nicht! Den Eindruck eines derartigen Gedichtes brachte das Concert in mir hervor; einzelne, mitunter recht geistreich combinirte Phrasen, die aber gerade so zu einander passen, wie die eben angedeuteten Verse. Wenn nun diese Composition wenigstens interessante Momente bot, so war die „symphonische Dichtung“ le rouet d'Omphale ganz bedeutungslos. Nur im Vorübergehen will ich bemerken: wenn ein Deutscher „das Spinnrad der Omphale“ com-

ponirt hätte, Concertdirectionen, Kritiker ꝛc. ꝛc. ad infinitum ihn schon vorher dahin zurechtgewiesen hätten, daß die mythologischen und die alten geschichtlichen Zeiten ebensowenig Spinnräder gekannt haben, als Herkules ein Jagdgewehr. Aber ganz abgesehen von dem absonderlichen Titel ist die Composition eine recht schwache Spielerei zu nennen, die sich nur mit Mühe durch die vortreffliche Ausführung über dem Wasser erhalten konnte. Der Componist Saint Saëns hat mich also in diesem Concerte, in welches ich mit so großer freudiger Erwartung geeilt war, recht unangenehm enttäuscht.

Dem Pianisten Saint Saëns dagegen muß ich höchstes Lob zollen. Er gehört unbedingt zu den allerbedeutendsten. Seine Technik ist gleichmäßig nach allen Seiten hin, glänzend, sicher und von großer Kraft und Ausdauer getragen. In Octavengängen hat er keinen Rivalen zu scheuen, sein Staccato gehört ihm ganz allein, und es ist dies um so merkwürdiger, als er, ursprünglich Organist, vorzugsweise die gebundene Spielweise pflegen und das Handgelenk ganz fest halten mußte. Der Anschlag ist zwar nicht sehr schön, aber doch immer vornehm und voll; der Vortrag dürfte oft wärmer sein, aber er zeugt überall von richtiger musikalischer Auffassung. Die Wahl der Solostücke war übrigens eine solche, daß die Entfaltung des Gefühles von vornherein ausgeschlossen blieb. Er spielte seinen Todtentanz von Liszt übertragen, ein Stück, das nur in der Instrumentation und durch sie wirkt, und ebensowenig auf das Klavier paßt, als die Spinnradspielerei in's Orchester. Dann trug er zwei alte Stücklein von Rameau, „les Tourbillons“ und „les Cyclopes“, vor, deren ganzer Werth im Alter besteht, die zu den sogenannten antiquailles gehören, ohne deswegen im mindesten klassisch zu sein; für den Musikphilologen haben sie Bedeutung, dem Künstler sagen sie gar nichts. Der Glanzpunkt der Sololeistung war die von ihm übertragene Gavotte aus einer Violinsonate, die er mit einer Kraft, Sicherheit und einem Glanze der Technik vortrug, daß die ganze Zuhörerschaft — und die Gewandhaus-Concerte sind immer vollständig gefüllt — ihm stürmischen Beifall zollte. Hoffentlich wird der Künstler von seinem Suchen nach Absonderlichem wieder auf einen natürlicheren Weg zurückkehren, und auch als Componist den so schnell erlangten Ruhm bewähren. Er bleibt immer eine hochinteressante Erscheinung.

H. Ehrlich.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Architektonischer Theil.

Zur Vollständigkeit unseres kritischen Berichtes über die diesjährige Kunstausstellung bleibt noch übrig, eine neue Erscheinung zu besprechen, die wir freudig begrüßen in der Hoffnung auf eine alljährliche Wiederkehr.

Zum ersten Male wieder seit geraumer Zeit hat die Architektur ihren Platz hier neben den Schwesterkünsten aufgesucht, und wenn sie auch noch etwas schüchtern und stellenweise nicht im entsprechend festlichen Gewande auftritt, so bietet sie doch schon diesmal in einer reichen Blumenlese von monumentalen Aufgaben ein sprechendes Zeugniß ihres umfassenden Strebens und Könnens dar.

Daß die Vertreter dieser Kunst seither vermieden haben, an diesem Orte den Augen der Laienwelt ihre Arbeiten vorzuführen und ihre Bestrebungen zu documentiren, hatte wohl seinen Grund in dem Bedenken, daß sie hier nicht wie die Maler und Bildhauer dem kunstliebenden Publicum das fertige Werk bieten können, daß vielmehr neben den strahlenden Erzeugnissen der Oelmalerei und der geschlossenen Klarheit der plastischen Gebilde die architektonische Darstellungsweise mangelhaft erscheinen müsse. Denn der Beschauer kann vor einem architektonischen Projecte wohl selten nur auf den ersten Blick zum vollen Verständniß gelangen. Sein Auge muß suchen von Blatt zu Blatt, muß zwischen Grundriß, Bild und Durchschnitt vergleichend studiren, und da treibt auch der Wißbegierige oft steuerlos umher; seine Unvertrautheit mit der Eigenart der architektonischen Darstellungsweise wird ihm zur Klippe, an dem sein muthiger Wille scheitert.

Hier kann nur allmählich und nur durch gegenseitiges Helfen und Lernen die ersehnte Besserung eintreten. Die Architekten müssen sich gewöhnen, in möglichster Geschlossenheit und klarer Durchsichtigkeit ihre Ideen dem Auffassungsvermögen des Publicums darzubieten, und da man sich von jetzt ab hoffentlich alljährlich wiedersieht, lernt man sich immer besser kennen und wird vertraut.

Die Mehrzahl aber der Besucher der Ausstellungen wird noch lange — geben wir uns darüber keiner Täuschung hin — scheue Kreise um die Abtheilung für Architektur ziehen, denn sie hat kaum eine Ahnung von der Mission dieser Kunst und weiß nichts davon, wie sie überall und zu allen Zeiten, noch umfassender wie Malerei und Plastik, ein Spiegelbild der herrschenden Cultur darbietet.

Die Kunst des Hochbaues bereitet in dem Monumentalbau dem geistigen Leben eines Volkes seine Wohnstätte und erzählt in ihren Werken die Geschichte der Staaten, gerade so wie das Wohnhaus die Geschichte des Familienlebens durch alle Zeiten berichtet. — Die bewegenden Ideen der Völker und die einzelnen Phasen ihrer Culturentwickelung lassen sich gleichsam von ihren hinterlassenen Monumenten ablesen. Sie haben ihre Schöpfer überdauert und bringen nun oft als einzige Zeugen den staunenden Nachkommen Kunde von der Macht und Herrlichkeit, von den Sitten und dem Streben einer untergegangenen Welt. — Oder erzählen die weiten, gewaltigen Tempelanlagen der alten Egypter mit ihren massigen Umschließungsmauern und ihren sphinxbewachten Portalen nicht beredt genug von der mystischen Theokratie ihrer Priesterkaste? Nicht die edlen Tempel der Griechen von der harmonischen Bildung eines freien Volkes? Sind nicht die herrlichen romanischen und gothischen Dome treue Verkünder der Gläubigkeit und Opferwilligkeit des Mittelalters? Oder strahlt nicht von der Kuppel des Sct. Peter, diesem Schlußstein in dem Bau der Hierarchie, der Glanz der katholischen Kirche in alle Lande? So ist die Ausführung der Pyramiden in einem andern als einem despotischen Sklavenstaate undenkbar und im alten Rom legen das goldene Haus des Nero und das Mausoleum Hadrians Zeugniß für den Größenwahn ihrer Erbauer ab, die Pracht der Thermen für die Höhe des Luxus und das Colosseum für den Umfang der arbeitsscheuen, genußsüchtigen Massen. Die Burgen des Adels erzählen von dem Leben und den Kämpfen der Feudalzeit, die Schloßbauten der Fürsten von der allmählichen Krystallisation der Staatsidee in ihrer Person, die prächtigen Rathhäuser der Hansa und der Niederlande von der Kraft, dem Handel und Reichthum des Bürgerthums.

Und nun die Neuzeit?

Auch jetzt gilt noch das gleiche Gesetz!

Wohin das Uebergewicht unserer politischen und geistigen Bestrebungen neigt, davon gibt die diesjährige Architekturausstellung ein annäherndes Bild, das aber noch viel deutlicher hätte ausfallen müssen, wenn es einem Kreise hiesiger Architekten, deren Initiative die diesjährige Ausstellung zu verdanken ist, schon dieses Mal gelungen wäre, ihre Collegen in Deutschland und Oestreich zu einer regeren Theilnahme zu veranlassen.

Es haben sich im Ganzen nur 27 Architekten mit 57 Entwürfen betheiligt. Davon sind gewidmet:

1. den Religionsculten:
   7 Kirchenbauten, meist kleinere Anlagen, 1 Umbau und 1 innerer Ausbau;
2. der Wissenschaft, der Kunst und der Lehrthätigkeit:
   1 Universität, 1 Bibliothek, 1 Museum für Berg- und Hüttenkunde, Landwirthschaft und Naturwissenschaften, 6 Kunstakademien und Museumsbauten, 2 Künstlervereinshäuser;
3. dem politischen Leben des Staats und der Gemeinde:
   4 Parlamentsgebäude, 9 Rathhäuser;
4. dem Handel und Verkehr:
   3 Börsen, 1 Verkaufshaus und 1 Stationsgebäude;
5. der Erholung und dem Genusse:
   1 Theater, 2 Vergnügungslocale, 1 Concertsaal;
6. dem Leben der Familie:
   2 Schloßumbauten, 8 Wohnhäuser, 1 Gartenhalle und 1 Festsaaldecoration;

endlich als Symbol der Einheit und als Ausdruck und Zeuge des Gesammtempfindens und Strebens der deutschen Nation:

1 Dom.

Der angenommenen Eintheilung folgend wollen wir nun unseren kritischen Gang, der hier freilich in den meisten Fällen nur ein flüchtig streifender sein kann, beginnen.

Unter den Entwürfen zu Kirchen stehen unbedingt zwei Concurrenz-

projecte im gothischen Stile für Kirchen in Bochum und Wiesbaden von Johannes Otzen obenan. Die glücklichen Größenverhältnisse und die weise Abwägung zwischen den Wandflächen und den architektonischen Gliederungen bezeugen den Meister und sichern die monumentale Erscheinung. Beide sind preisgekrönte Arbeiten. Die erste Kirche lehnt sich in ihrer Längenachse an einen Glockenthurm an, der eine besonders reizvolle Entwickelung zeigt, und ist für eine Ausführung in Sandstein entworfen, während für die Wiesbadener Kirche einfacher Ziegelbau gewählt ist. Bei dieser letzteren entschied die vortheilhafte Anordnung das Urtheil der Preisrichter. Es liegt eine einschiffige Kreuzanlage mit niederen Seitengängen zu Grunde, über der Vierung erhebt sich ein achteckiger hölzerner Thurm in zierlichem, schlankem Ausbau. Die beabsichtigte Wirkung ist in zwei Perspectiven von vortrefflicher Behandlung in Zeichnung und Colorit zur Darstellung gebracht.

Die Architekten Härtel und Quäster bringen ihren mit dem ersten Preise gekrönten Entwurf für die gleiche Kirche in Bochum zur Ausstellung. Die Anlage ist gleichfalls eine einthürmige und der Stil der gothische, doch verräth die etwas trockene Behandlung desselben nicht die gleiche Selbstständigkeit wie die Arbeiten des vorbenannten Künstlers. Der Thurm lehnt sich mehr an französische Beispiele an und die nöthige monumentale Ruhe wird durch zu viel Auswüchse um den Hauptbau herum beeinträchtigt. Auf dem perspectivischen Bilde dominirt der Thurm zu gewaltig und übertrumpft die Farbigkeit der Erscheinung zu sehr die Wirklichkeit. Das Letztere macht sich fast noch mehr bei ihrem Entwurfe zu einer Kirche für Blumenthal fühlbar; was aber schwerer wiegt, ist, daß hier der Thurm geradezu an unschönen Verhältnissen leidet.

Eine durch ihren gefälligen Vortrag besonders anziehende Skizze zu einer Kirche für Innsbruck in Verbindung mit Schulhaus und Wohnhaus für den Geistlichen ist von dem Architekten Hugo Licht entworfen. Rechts und links vom Beschauer stehen an der Straße das Schulhaus und das Haus des Geistlichen und lassen zwischen sich einen Vorhof für die Kirche, welche die dritte Seite abschließt. Sie zeigt eine altchristliche Basilikaanlage von bescheidenen Dimensionen mit separirtem Glockenthurm, dem die Anlage ihren malerischen Reiz verdankt.

Der Cyclus von Projecten zur Ausstattung des Cölner Domes von August Rincklake verräth eine außergewöhnliche Vertrautheit mit den Zierformen der deutschen Gothik und die Zeichnung entzückt den Beschauer durch die liebevolle Behandlung bis in die kleinsten Details. Die ganze Anlage entbehrt nicht eines malerischen Reizes; sie umfaßt einen Lettner, den Hochaltar, die Kanzel, den Bischofsthron mit den Sedilien und den Schrein der heiligen drei Könige. Ueber dem Altar erhebt sich ein hohes Tabernakel, durch dessen Bogen man den dahinter placirten Dreikönigsschrein erblickt.

Von den Entwürfen, welche den Erfordernissen der Kunst und der Wissenschaft dienen, erwähnen wir in erster Linie das Project zur Bebauung der Museumsinsel von Baurath August Orth. Er ist in zwei Perspectiven vorgeführt, wobei der zweiten eine Umarbeitung der ersten Idee zu Grunde liegt. Der Architekt sucht die Insel trotz der neuen Stadtbahn und dem alten Packhofe dadurch für Kunstzwecke zu retten, daß er beide mit einer hohen Terrasse überbaut und auf dieser Neubauten für die Akademie und die Kunstausstellung projectirt. Eine solche Akropolis der Kunst hat im Gedanken etwas sehr Verlockendes, zum Glück aber haben wir hier nicht über die Ausführbarkeit zu entscheiden. Was uns hier näher berührt und verwundert, ist, daß der Architekt kaum den Versuch gemacht hat, die Zweitheilung zwischen der Terrasse und den Ausbauten zum Ausdruck zu bringen.

Da augenblicklich hier in Berlin die Frage: wohin mit den nothwendigen Neubauten der Akademie und der Kunstausstellung? sowohl die Behörde als die Künstlerschaft lebhaft in Athem erhält, so wollen wir hier gleich auf einen Vorschlag eingehen, den die Architekten Kayser und von Großheim an der Hand des Directors der Kunstakademie, des Prof. A. von Werner, gemacht und zur Ansicht gebracht haben.

Bei den Museen ist kein Platz mit der nöthigen freien Entwickelung nach Norden aufzutreiben und so ist auf ihre Nähe Verzicht geleistet und wenigstens in der Gegend, wo die Mehrzahl der Lehrer wohnt, ein Bauplatz gewählt, der, am Canal gelegen, von annähernd quadratischer Form an zwei Seiten das schönste Nordlicht darbietet. Auf dem Entwurfe der beiden Architekten sieht man in der Mitte der vier Seiten vier Mittelbauten vorspringen, die sich am höchsten erheben, während in ähnlicher Weise, nur etwas niedriger, vier Pavillons die vier Ecken flankiren. Diese Partien schließen mit flachen, vierseitigen Kuppeln und Plattformen ab und sind an ihren Fronten reich mit vorgelegten Säulen decorirt, die vom Unterbau auf durch die zwei Hauptstockwerke reichen und über dem Hauptgesimse, das über dem zweiten Stock den ganzen Bau gleichmäßig abschließt, mit Statuen berühmter Meister gekrönt sind. Diesen Säulen entsprechend zeigen die Theile zwischen den Mittelbauten und den Eckpavillons eine Gliederung der Fensterpfeiler durch Doppelpilaster. An der Haupt- und Rückfront tritt das dritte Stockwerk dieser Zwischentheile etwas zurück und ist nur noch als leichter Ausbau zwischen den Oberbauten des Mittels und der Ecken behandelt, fehlt aber an den Seiten gänzlich. In Werksteinausführung gedacht, treten die architektonischen Formen des Baues ruhig, mächtig und reich in die Erscheinung und üben ein glückliches Gegengewicht gegen die bedingten großen Fensteröffnungen der Ateliers aus. Die Lösung verräth Meisterschaft; wer's besser kann, mag's zeigen! Auf eine Schilderung der schönen und zweckmäßigen Eintheilung des Innern sich hier einzulassen, würde zu weit führen; es mag genügen zu wissen, daß der Director der Kunstakademie selbst nach seinen Erfahrungen und Studien an anderen Orten die Reihenfolge, Größe und Beleuchtung der verschiedenen Räume angegeben hat, und das berechtigt zur Behauptung, daß hier einmal in Wahrheit das Schöne mit dem Nützlichen verbunden ist. Hoffen wir, daß die schöne Idee zur Verwirklichung gelangt! Die Lehranstalt der Kunstakademie verdankt ihr neues Emporblühen neben dem Vorgehen der Künstlerschaft selbst hauptsächlich dem Organisationstalent, der Sachkenntniß und der Energie ihres derzeitigen Directors. Hier zeigt er sich auf's Neue bemüht, erkannte Mängel abzustellen und der wieder erwachten Schaffenslust den nöthigen Tummelplatz zu ebenen. Hier gilt's entgegenzukommen und zu helfen, nicht zu hindern, zu nörgeln und zu ersticken!

(Schluß folgt.) G. v. Stralendorff.

Offene Briefe und Antworten.

Ein angesehener Schulmann hat an uns die folgende Anfrage gerichtet:

Sehr geehrter Herr!

In einem Kreise von Lehrern wurde bezüglich des in Nr. 40 der „Gegenwart" von 1877 befindlichen Gedichts „Einem Schulmanne" die Frage aufgeworfen, ob der Verfasser desselben einen bestimmten Schulmann ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise in's Auge gefaßt und gemeint habe, oder ob er die Lehrer im Allgemeinen habe damit treffen wollen, ohne an einen bestimmten zu denken.

Wenn die erstere Absicht, die in jenem Kreise in der Minorität blieb, die richtige ist, würden Sie mich durch eine bestätigende Bemerkung im Briefkasten der nächsten Nummer der „Gegenwart" sehr zu Dank verpflichten. Im gegentheiligen Falle bitte ich Sie von einer Erwiderung abzusehen.

In größter Hochachtung &c.

Leipzig, 21. October 1877.

Wir haben dies Schreiben Professor Emanuel Geibel zur Beantwortung vorgelegt. Hier dessen Antwort:

Lübeck, 1. November 1877.

Verehrter Freund!

Auf Ihre besondere Anfrage theile ich Ihnen gerne mit, daß ich bei meinen Strophen an einen Schulmann (in Nr. 40) allerdings zunächst an eine bestimmte Persönlichkeit gedacht habe, daß es mir aber, da ich die von ihr vertretene Richtung hinlänglich charakterisirt zu haben meine, für das Verständniß des Gedichtes vollkommen gleichgültig erscheint, an welche. Mir lag, indem ich jene Verse schrieb, lediglich daran, auf die ernste Gefahr hinzuweisen, die für unser Volk aus dem Ueberhandnehmen einer halben und oberflächlichen Bildung nothwendig erwachsen muß. Für das Herandrohen dieser Gefahr aber die Gesammtheit des deutschen Lehrerstandes verantwortlich machen zu wollen, ist mir nicht in den Sinn gekommen. Vielmehr glaube ich wohl mit Recht gerade aus seiner Mitte die kräftigste Abwehr des nahenden Uebels erwarten zu dürfen. E. G.

* * *

K. S. in Berlin. Die Schlußworte in „Dora", wie sie hier gesprochen werden, sind von Sardou selbst.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 46. Berlin, den 17. November 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Wie wird Statistik gemacht?

Von H. v. Scheel.

Die Meinungen und Neigungen des Publicums gegenüber der Statistik sind noch außerordentlich getheilt. Daß sie der Statistik geradezu entgegen seien, kann man nicht sagen. Im Gegentheil, man stößt oft in Kreisen, wo man es gar nicht erwartet hätte, auf Liebhaber dieses Wissenszweiges. Alte Jungfrauen, die lebhaften Antheil daran nehmen, wie viel Drillinge auf 10,000 Geborene kommen, sind gar nichts Seltenes. Auch geglaubt wird den Statistikern oft mehr, als man denkt. Es gab einmal einen ordentlichen Professor der Chemie, der es für eine statistisch festgestellte Thatsache hielt, daß unter den Giftmorden genau 90% unentdeckt bleiben. Andrerseits stößt man dann wieder auf ganz unbegründetes Mißtrauen, so daß auf verhältnißmäßig sehr sicheren Grundlagen aufgebauten Nachrichten, wie z. B. der, daß im Jahre 1876 im deutschen Reiche 39¼ Millionen Hectoliter Bier erzeugt wurden, starke Zweifel entgegengesetzt werden, die bei vielen andern Ziffern besser angebracht wären. Denkt man über diese Ungleichheiten im Verhalten des Publicums der Statistik gegenüber nach, so findet man, daß dieselben hauptsächlich dadurch hervorgerufen werden, daß man sich über die Entstehung der statistischen Zahlen keine ausreichende Rechenschaft gibt.

Offenbar nämlich liegt für die Glaubwürdigkeit der statistischen Zahlen das Entscheidende in der Art ihrer Entstehung. Hiermit soll jedoch nicht etwa die rein rechnerische Zusammenstellung der Zahlen gemeint sein; durch eigentliche Rechenfehler werden vielmehr die Ergebnisse der Statistik nur in den seltensten Fällen erheblich gefälscht werden, auch selbst bei statistischen Zusammenstellungen von Privatleuten nicht. Denn wenn diese, Einzelne oder in Vereinen, den Mühen statistischer Erhebungen sich einmal unterziehen, so wird auch genügende Sorgfalt da sein, um mit officieller, calculatorischer Genauigkeit zu arbeiten. Nicht durch solche äußerliche Fälschungen entstehen die Mängel des statistischen Zahlenmaterials, sondern diese, wie die Vorzüge, sind tiefer in der Entstehungsgeschichte der Ziffern zu suchen.

Knüpfen wir zur Erläuterung dieser Behauptung sofort an das oben zufällig gebrauchte Beispiel der Bierproduction an. Warum darf jene Ziffer der Bierproduction in Deutschland als im großen Ganzen der Wirklichkeit entsprechend hingestellt werden? Es ist zu antworten: Wegen der Art ihrer Entstehung! — Und welches ist diese?

Die statistische Centralstelle des deutschen Reichs hat die Angabe, daß im Jahre 1876 39,240,485 Hectoliter Bier in Deutschland gebraut wurden, berechnet auf Grund 1) von Berichten der Steuerdirections-Behörden der norddeutschen Staaten, welche nach bestimmten Vorschriften jährliche Nachrichten über den Brauereibetrieb zu liefern haben; und 2) von Mittheilungen der Regierungen von Bayern, Württemberg, Baden und des Reichslandes. Diese süddeutschen Mittheilungen sind zum Theil nicht ganz gleichwerthig den norddeutschen, z. B. für die bayrische Rheinpfalz kann man die Biererzeugung nur annähernd schätzen. Für den größten Theil Deutschlands kann man aber die Menge des gebrauten Bieres mit einer Sicherheit berechnen, welche vollkommen dem statistischen Zwecke entspricht: ein Gesammtbild über den Gang der Production jetzt und in früheren Jahren zu geben. Und zwar kann man das, weil die Statistik hier in engem Zusammenhange mit der Besteuerung des Bieres steht, und diese eine derartige ist, daß man die Leistungen der Brauereien aufmerksam zu verfolgen genöthigt und auch im Stande ist. Hier stützt sich also die Statistik auf eine fortdauernde amtliche Controle über den zu registrirenden Vorgang, diese Registrirung geschieht durch sachverständige und zugleich zu solchen statistischen Aufnahmen wohl geeignete Personen, und die Genauigkeit der Registrirung ist durch das finanzielle resp. fiscalische Interesse der registrirenden Behörden verbürgt. Dabei handelt es sich um ein Aufnahmeobject, bei welchem eine falsche, oder von Ort zu Ort, oder von Zeit zu Zeit verschiedene Auffassung darüber: was und wie anzuschreiben sei, nicht Platz greifen kann. Wir können also sagen, hier verbürgt die Entstehung der statistischen Zahl deren Glaubwürdigkeit.

Nehmen wir nun ein Beispiel, wo ganz das Entgegengesetzte zutreffen dürfte. Da existirt z. B. in vielen Ländern eine Statistik der „Geisteskranken“. Für Preußen — um irgend ein Land herauszugreifen — finden wir eine Angabe, daß bei der Volkszählung von 1871 im Staate 33,769 Blödsinnige und 31,319 Irrsinnige gelebt haben; zusammen also 55,088 Geisteskranke. Derselbe statistische Interessent nun, welcher jene Bierstatistik für unzuverlässig zu halten geneigt war, so lange er ihre Entstehung nicht kannte, dürfte vielleicht geneigt sein, die Ziffer der Geisteskranken für eine ganz zuverlässige zu halten. Warum sollte man auch die Verrückten nicht zählen können, deren Zustand doch offenkundig ist, und die zum Theil in Irrenhäusern sich beisammenfinden? Nun, wir wollen hier weder versuchen, die noch schwebende Streitfrage zu entscheiden, ob die eingesperrte Minorität, oder die frei herumlaufende Majorität der Menschen der vernünftigere Theil sei, noch näher untersuchen, wie genau überhaupt eine Statistik der Geisteskranken sich durchführen lasse; sondern wir wollen nur die

Frage beantworten: ist diese hier angeführte, amtliche Zahl glaubwürdig? Da sagen wir nun unbedenklich: Nein! und zwar wieder auf Grund der Entstehung der Ziffer; keineswegs etwa weil wir zweifeln, daß dieselbe mit größter Sorgfalt ermittelt und zusammengesetzt sei. Wie ist sie nun entstanden?

Bei der Volkszählung im Jahre 1871 wurden kleine Zählkarten ausgegeben, die von jeder schreibenskundigen Person selbst und für jede schreibensunkundige vom Familienhaupt oder sonst einem passenden Stellvertreter auszufüllen waren. Auf der letzten Linie standen die Fragen ob: blind ... stumm ... blödsinnig ... irrsinnig? Im bejahenden Falle sollten sie durch ein „Ja" oder durch Unterstreichung (wie, war nicht näher angegeben) beantwortet werden; und zwar sollte man als „blödsinnig" die Personen eintragen, „welche an angeborener oder in frühester Jugend eingetretener Geistesschwäche", als „irrsinnig" diejenigen, welche an „später eingetretener Geistesstörung" leiden. Geben wir nun zu, daß die Fragen und Anweisungen zur Beantwortung klarer und wissenschaftlich richtiger gar nicht hätten gestellt werden können. Aber wie viel Chancen zu unvollkommener Beantwortung lagen nicht in der Art der Aufnahme, in der Entstehung der Zahlen selbst! Führen wir die hauptsächlichsten davon an: 1) die Instruction, welche auf einem besonderen noch viele andere Erklärungen enthaltenden Blatte stand, konnte so leicht übersehen, vernachlässigt, miß- oder gar nicht verstanden werden. Dann war es unvermeidlich, daß sehr häufig eine Verwechselung von Blödsinnigen und Irrsinnigen herbeigeführt wurde, da dem Laien der bezeichnete Unterschied nicht geläufig ist; 2) die Frage selbst konnte leicht unbeantwortet bleiben, sei es, weil die letzte Zeile des Kärtchens übersehen wurde, sei es, weil es den Familienangehörigen unangenehm war, es schriftlich zu geben, daß eins ihrer Mitglieder geisteskrank sei, sei es, weil man die Person nicht für geisteskrank, sondern nur für sehr dumm oder sonderbar hielt, während ein Arzt sie als krank bezeichnet haben würde; ja, auch der umgekehrte Fall — aus dem sich ein Zuviel von Kranken ergeben würde — kann wohl eingetreten sein. Dann aber, selbst wenn Alles sonst in Ordnung war, in wie vielen Fällen konnte bei sorgfältiger Erwägung nicht Zweifel entstehen oder Unkenntniß darüber vorhanden sein, ob Jemand „in frühester Jugend" oder „später" geistesschwach oder geistesgestört wurde? Wenn man bedenkt, wie wenig Lust und Fähigkeit bei der großen Mehrzahl der Menschen vorhanden ist, nur einigermaßen ungewöhnliche Fragen zu beantworten und sich dabei Mühe zu geben, noch dazu aus Anlaß einer Volkszählung, die so Vielen schon überhaupt als Ausfluß unberechtigter amtlicher Neugierde erscheint, so wird man zugeben müssen, daß die Vermuthung in dem betr. Punkte für viele falsche und unvollkommene Anworten spricht; zumal wenn man auf die Trennung des Begriffs von irr- und blödsinnig Gewicht legt. Und nun weiter! Wer wollte und konnte solche falsche Angaben controliren? Nach einer kurzen Revision bei der Ortsbehörde, die sich auf die Hauptpunkte erstreckt, werden die Zählblättchen u. s. w. an die obere Behörde resp. die statistische Centralstelle versendet. Andere aber als die den Verhältnissen örtlich Nahestehenden werden es nur höchst selten der Personalbeschreibung auf einer solchen Zählkarte ansehen können, ob sie sich auf einen Blödsinnigen bezieht oder nicht, resp. ob ein Fehler in jener letzten Zeile ist. So gehen also fast alle bei der ersten Aufnahme gemachten und vermuthlich sehr häufigen Fehler — die selbst bei der doch viel leichteren Zählung der „Blinden" constatirt werden konnten — auch bei gewissenhafter Bearbeitung in die Schlußziffer über, die wir dann als Gesammtresultat für den Staat vor uns haben. Hier ist also die Ziffer unglaubwürdig und zwar in Folge ihrer Entstehung, wie sie dort, aus demselben Grunde, glaubwürdig war.

Will man also ein sicheres Urtheil über eine statistische Zahl haben, so muß man immer fragen resp. wissen, wie ist sie gemacht worden? welche Art und Zahl von Fehlerquellen sind bei der ursprünglichen Aufnahme vorhanden gewesen, und welche Controle der Fehler konnte im Laufe der Zusammenstellung der Zahlen, die nun als Einheitsziffer vorliegen, stattfinden? Haben die Mängel dabei vermuthlich auf ein Zuwenig oder ein Zuviel hingewirkt? — Ein statistisches Quellenwerk, welches die Entstehung seiner Ziffern mit Rücksicht auf diese Fragen nicht nachweist, und damit dem Publicum kein Mittel zur Prüfung gibt, muß deshalb auch von vornherein ein ungünstiges Vorurtheil erwecken, und jede Ziffer, welche ohne solche Erklärung resp., wenn aus zweiter Hand, ohne Angabe der Quelle, wo man sich über die Entstehung orientiren kann, geboten wird, sollte vom Publicum mit dem größten Mißtrauen aufgenommen resp. unbeachtet gelassen werden. Wird nach dieser Regel von Seiten der Producenten der Statistik verfahren, was glücklicher Weise immer mehr geschieht, und prüft das Statistik-consumirende Publicum die Ziffern nach dem angedeuteten Gesichtspunkte, so werden Mißtrauen gegen und Glaube an die Statistik nur da vorkommen, wo sie wirklich am Platze sind, und das Verhältniß der Statistik zum Publicum wird sich wesentlich klarer und freundlicher gestalten; zumal ja doch im Grunde Niemand daran zweifelt, daß eine richtige Statistik von eminentem Nutzen ist, und die Verachtung der Statistik sich nur darauf stützt, daß man alle Zahlen für unbrauchbar hält, weil man von einigen zufällig weiß, daß sie falsch sind.

Bei näherer Untersuchung wird man aber dann doch erfahren, daß es eine große Menge statistischer Ziffern gibt, deren Glaubwürdigkeit durch ihre Entstehung verbürgt ist. Freilich müssen eine ganze Anzahl günstiger Umstände zusammenwirken, um der Wirklichkeit genau entsprechende Ziffern zu erzeugen. Um nur, außer den schon angedeuteten, noch einige zu bezeichnen: Es muß das richtige Object gezählt sein; man kann z. B. die „Personen", nicht aber die „Familien" einer Bevölkerung richtig zählen, weil jener Begriff unzweifelhaft, dieser sehr schwer zu definiren ist. Es muß die Frage nicht nur klar, sondern auch allgemein verständlich gestellt worden sein. Man durfte z. B. nicht auf die Fragebogen, welche von den zählenden Personen selbst ausgefüllt wurden, nach dem „Familienstand" gefragt haben, weil da leicht geantwortet sein kann, nicht — was man wissen wollte — ob Jemand „ledig" oder „verheirathet" war, sondern, wie wirklich oft geschehen ist, daß sein „Familienstand" „gering", „bürgerlich", „Enkel" u. dgl. sei, und daher viele Irrungen vermuthet werden müssen. Man darf ferner nicht erwarten, ebenso sichere Auskunft über das Alter einer 31jährigen Dame zu erhalten, wenn diese selbst, nicht der Taufschein, befragt wurde, als über ihr Geschlecht.*) Man darf mehr Vertrauen setzen in Arbeiten, die in allen ihren Stadien von statistisch geschulten Leuten besorgt sind, als in solche, wo die statistischen Bureaus nur die Sammlung der Listen und die letzten Additionen zu Hauptsummen besorgt haben; und am meisten darf man den Zahlen trauen, bei deren Entstehung sachverständige Beurtheilung und finanzielles Interesse der Erhebenden einerseits, die Möglichkeit von Bestrafung falscher Angaben andrerseits zusammenwirkte, wie das z. B. bei allen Gegenständen, welche der Verbrauchssteuern unterliegen und bei einem Theil der Waareneinfuhr der Fall ist. Bei diesen, wie übrigens auch bei einer Anzahl anderer Zweige der Statistik, ist es denn auch möglich, falls das unmittelbar vorliegende Material nicht genau genug erscheint, mit ziemlicher

*) Beiläufig sei bemerkt, daß nicht nur die Neigung der Damen, sich jünger zu machen, sondern — außer Bequemlichkeit und Unwissenheit — bei beiden Geschlechtern auch die Neigung, sehr alt zu erscheinen, die Altersangaben stört; und daß namentlich die so oft gebrachten Nachrichten über 100jährige Leute vielfach in das Bereich der Fabel gehören. Bei der Volkszählung von 1871 wurden z. B. in Bayern in den Listen 37 hundertjährige Leute gefunden; als man diese Angaben verificirte, was wegen der geringen Anzahl der Fälle leicht war, fand sich, daß nur eine einzige Person wirklich über 100 Jahre alt war. Vgl. S. 162 des sehr interessanten Buches von G. Mayr, „Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben". Statistische Studien. München 1877.

Sicherheit das Zuviel oder Zuwenig zu berechnen und dadurch richtige Zahlen herzustellen.

Die Frage, wie die Statistik gemacht wurde und wie weit die Zahlen deshalb glaubhaft seien, wird nun freilich nicht von Jedem in der Weise geprüft werden können, daß er eine genaue Untersuchung der ganzen statistischen Technik, bei der es noch auf manche andere als die hier berührten Punkte ankommt, vornimmt; immerhin aber wird es möglich sein, eine Ziffer, ehe man sie zu Schlußsfolgerungen anwenden will, im Allgemeinen auf ihre Entstehung hin, resp. in einigen der bezeichneten Hauptpunkte zu prüfen.

Ist aber nun, nach dieser Anleitung, die Glaubwürdigkeit der statistischen Ziffern festgestellt, so kommt für die Brauchbarkeit derselben noch schließlich in Frage, wozu man sie gebrauchen will. Wenn es einerseits oft darauf ankommt, ganz correct entstandene Ziffern zu haben, so genügen andrerseits, namentlich für Zwecke der Vergleichung, z. B. zwischen den Ergebnissen zweier Jahre, schon recht unvollkommene Zahlen, nur muß man dann wissen, daß ihre Entstehung in beiden Jahren eine wesentlich gleiche, obschon strengen Anforderungen wenig entsprechende war.

Wenn das Publicum in dieser Weise seine Ansprüche an die Statistik regulirt, so wird es immer mehr im Stande sein, sich mit ihr zu befreunden, während es andrerseits überzeugt sein kann, daß die Statistiker quantitativ — hierbei manchmal sogar etwas zu viel — wie qualitativ immer mehr genügende Statistik zu machen eifrigst bestrebt sind.

Ein Sonntagmorgen in Lourdes.

Zum ersten Male seit langen Wochen war uns das Wetter untreu geworden; graue Nebelmassen, die sich zu dunklen Wolken verdichteten und dann in strömendem Regen entluden, hatten plötzlich die erst so lichtklaren Pyrenäen umlagert, freilich ohne der ergreifenden Großartigkeit des von mächtigen Bergriesen umstarrten und von schäumenden Wasserfällen und donnernden Gießbächen durchtosten Thales von Cauterets Eintrag zu thun; im Gegentheil, es wollte mir fast scheinen, als ob unter den dunklen, oft schwarzblauen Schatten, welche die jagenden Wolken auf das von schönem Nadelwald bedeckte und von nackten Felszacken überragte Hochgebirgsthal warfen, der erhabene, ernst feierliche Charakter desselben erst recht zu voller und nachdrücklicher Wirkung gebracht würde. Es war schon still in dem Sommers von vielen Tausenden belebten Bergstädtchen, denn die Saison war bereits zu Ende; die Gasthöfe und Cafés waren meist schon geschlossen, der kleine Rest stand in bedenklicher Weise auf dem Aussterbeetat; was an Curgästen noch vorhanden war, gehörte fast ausnahmslos der bäuerlichen Bevölkerung des Bearner und Bigorrer Ländchens an, dessen Einwohner auf Grund eines alten Privilegs an den heilkräftigen heißen Schwefelquellen von Cauterets freies Bad und freie Trinkcur beanspruchen dürfen. Jedenfalls verging Einem unter solchen Umständen die Lust, noch weiter in das Innere des Gebirges einzudringen, vielmehr mahnte die eisige Kälte, welche der auch hier im Südwesten allzu früh hereingebrochene Herbst mit sich gebracht hatte, die milderen, noch sommerlich warmen Thallandschaften aufzusuchen. Und nun verhießen ja die Wetterpropheten von Cauterets mit siegesgewisser Zuversicht für den nächsten Tag das Ende des Unwetters; es wurde zwar nicht geradezu ausgesprochen, aber man ließ es doch ziemlich deutlich durchblicken, daß der nächste Tag ja schon deshalb Wärme und Sonnenschein bringen müsse, weil gerade für ihn so viel heils- und heilungsbedürftige Pilger die fromme Fahrt nach dem benachbarten Lourdes und seiner wunderthätigen Quelle sich vorgenommen hatten. Schon um des so in Aussicht gestellten Wettersegens theilhaftig zu werden, beschlossen denn auch wir, die Fahrt nach Lourdes mitzumachen.

Die Schatten der Morgendämmerung waren noch nicht ganz von den nebelumschleierten Bergen und dem schweigenden Thale gewichen, als wir den vielfach gewundenen, nur mühsam dem jähen Absturz der Felsen abgewonnenen Weg, entlang am Laufe des in der Tiefe schäumenden Gave, von Cauterets im leichten Wagen hinabrollten nach dem in einem freundlichen Thale gelegenen Pierrefitte. Dort beginnt die unlängst vollendete Zweigbahn, welche diese an Heilquellen so überreiche Landschaft im Herzen der Pyrenäen dem großen Weltverkehr bequemer zugänglich gemacht hat; bei Lourdes mündet sie in die Pyrenäenbahn ein, welche Bayonne über Pau und Tarbes mit Toulouse und Cette verbindet und so den nächsten Weg herstellt von der atlantischen Küste zu den Mittelmeerlandschaften Frankreichs. Ueberraschend stark besetzt war der Zug, der uns in einer kleinen Stunde an das Ziel brachte. Die Bahn begleitet den Lauf des schäumenden Gave de Pau; malerische Felsenberge, deren schön geschwungene Linien in dem Lichte des sonnig und klar heraufkommenden Herbstmorgens dem Auge doppelt wohl thaten, schließen das sich allmählich erweiternde Thal ein, in dem die köstlichsten Nußbaum- und Kastanienwälder freundliche, schmuck und sauber aussehende Dörfer und Gehöfte umstehen. Stattlich präsentirt sich Lourdes selbst dem Ankömmling, den die aus den Bergen in den sich hier öffnenden Thalkessel eintretende Bahn in mächtigem Bogen fast um die ganze Stadt herumführt. Das alterthümliche, etwas ruinenhafte Schloß, ehemals einer der festesten Plätze der Pyrenäen und deshalb in zahlreichen Kämpfen viel umstritten, krönt einen in der Mitte des Thalkessels ziemlich steil aufsteigenden Felsen, an dessen Fuß sich halbkreisförmig die Stadt gelagert hat; von weitem her aber, vom Abhange der das Thal von Lourdes im Westen begrenzenden kahlen, aber schön geformten Berge, leuchtet die über der Wundergrotte errichtete Kirche, ein schmucker, zierlich gothischer Bau, das Wahrzeichen des modernen Lourdes, den ankommenden Fremden entgegen.

Da sind wir also in dem berühmtesten der Wallfahrtsorte neueren und neuesten Ursprungs, demjenigen, der allen anderen den Rang abgelaufen und sich in kaum zwei Jahrzehnten unleugbar einen Weltruf erworben hat, so daß die besuchtesten heiligen Stätten früherer Zeiten, etwa — um von Jerusalem und dem heiligen Grabe abzusehen — San Jago di Compostella und Loretto, dagegen fast in den Hintergrund treten müssen. Wir wollen uns in demselben mit möglichster Unbefangenheit umsehen, alle Voreingenommenheit bei Seite zu lassen versuchen, indem wir den Schaaren Heilung suchender Pilger nach der Wundergrotte folgen, und das sich dort entwickelnde Leben und Treiben — ohne Kritik zunächst — rein als gewissenhafter Berichterstatter zu beobachten und festzuhalten suchen. Leicht — das darf wohl gleich bemerkt werden — ist das nicht; die unbegreiflichen Widersprüche, die hier auf uns eindringen, die auf Schritt und Tritt gegen den gesunden Menschenverstand gerichteten Sturmangriffe, die es da schweigend auszuhalten gilt, sind wahrlich geeignet zu verstimmen, zu ärgern, zu erbittern, ganz gewiß aber tiefes Mitleid einzuflößen mit allen Denen, die in kindlicher Gläubigkeit hierher gewallfahrtet kommen.

Gleich auf dem Bahnhofe wird uns Lourdes als ein jährlich von vielen Tausenden besuchter Wallfahrtsort gekennzeichnet: ein besonderer, langgestreckter hallenartiger Anbau trägt die Aufschrift: „Sortie des pèlerins“; eine hürdenartige Reihe von Verschlägen dient dazu, die mit den Pilger-Extrazügen ankommenden Schaaren zu ordnen, Gedränge zu hindern und die Billetcontrole zu erleichtern. Aus dem Bahnhofe tretend erstaunen wir, weit über ein Dutzend Hôtelomnibusse aufgefahren zu sehen; an Fiakern und Stellwagen, die von dem Bahnhofe direct nach der Grotte fahren, ist gleichfalls kein Mangel. Indem wir den Blick über die herrliche, im Glanze der goldensten Morgensonne vor uns liegende Berglandschaft schweifen lassen, folgen wir dem Strome der mit uns gekommenen Sonntagspilger und wenden uns der Stadt zu. In diesem neuentstandenen Theile macht dieselbe einen recht saubern und schmucken Eindruck; aber da ist kein Haus, welches nicht durch ein möglichst in die Augen

fallendes Schild als Hôtel, als Restaurant, als Café oder dergleichen bezeichnet wäre; nur ganz vereinzelt kommt hier und da einmal ein Haus vor, wo nicht wenigstens an einem Fenster der bekannte weiße Zettel hängt, welcher Zimmer als auf Monate, Wochen und einzelne Tage zu vermiethen ankündigt. Das geht so durch die ganze Stadt, nimmt aber um so mehr zu, je mehr wir uns, die ziemlich engen und düstern Straßen des über Nacht zu einem nie geahnten Weltruf gelangten Städtchens durchschreitend, dem westlichen Ende desselben und damit dem eigentlichen heiligen Bezirke nähern. Da sehen wir auch endlich das Hôtel Soubirouse, das uns aus allen südfranzösischen Zeitungen und zahllosen Placaten auf allen Bahnhöfen schon längst bekannt ist als das der Wundergrotte am allernächsten gelegene — (denn am nächsten liegen sie nach ihren Anzeigen alle!) — und das sich deshalb noch besonders empfiehlt, weil es von einem leiblichen Bruder jener Bernadette Soubirouse gehalten wird, welcher die Jungfrau Maria zuerst erschienen ist und deren sich dieselbe als des auserwählten Werkzeugs zur Offenbarung des in der Grotte entspringenden Wunderquells bedient hat. Wo aber die eigentliche Stadt aufhört, da beginnt eine andere, freilich nur aus Brettern und Leinwand zusammengefügte. Den ganzen langen Weg bis hinaus an den Fuß des die Kirche tragenden Felsens reiht sich Bude an Bude, wo in reichster Auswahl „Objets de piété“ feilgeboten werden: Medaillen mit dem Bilde der Notre Dame de Lourdes, Rosenkränze aller Arten und Größen, Heiligenbilder, Wachskerzen in allen Dimensionen, Marienstatuen, Lithographien und Photographien, aus bunten Läppchen gemachte ordenartige Kreuze (weiß und roth), mit denen sich die von der Wallfahrt nach der Grotte Heimkehrenden zu decoriren pflegen, und was es an derartigen Dingen noch geben mag. An jeder Bude suchen die beredten Verkäuferinnen uns festzuhalten und wenigstens ein oder das andere Objet de piété an uns loszuwerden. Leicht ergänzen sie nämlich in dem erwünschten Falle des Ausverkaufs ihre Vorräthe aus den reichen Magazinen, welche zwei oder drei der in diesen Artikeln machenden Engroshändler in Lourdes selbst errichtet haben.

Endlich treten wir in den geweihten Bezirk. Wir stehen auf einem ziemlich großen Platze, von welchem links die mit zahlreichen Kreuzen besetzten Felsen — ein Stationsweg ist dort hinauf angelegt — sich erheben, rechts aber der muntere Gave zwischen üppigem Grün in seinem steinigen Bette einher murmelt; jenseits des Flusses erblickt man die umfassenden Gebäude eines neuerrichteten und, nach der Stattlichkeit seines Aeußeren zu urtheilen, mit den reichsten Mitteln ausgestatteten Klosters; vor uns liegt der Felsen, dessen unterer, nach dem Flusse zu gelegener Theil die Grotte birgt, während sich auf der Höhe die Kirche von Notre Dame de Lourdes erhebt. Schöne Treppen führen zu der vor dem Portale derselben befindlichen Plattform hinauf; diese letztere, von zwei für die Geistlichen der Kirche und die im Dienste derselben reisenden Missionare bestimmten Gebäuden flankirt, gewährt einen wirklich herrlichen Blick über den ganzen Thalkessel von Lourdes und die denselben umkränzenden schön geformten Vorberge der Pyrenäen. Wir treten in die Kirche: es ist ein leichter, luftiger, in schönen Verhältnissen aufsteigender Bau mit drei Langschiffen; in den beiden Seitenschiffen reiht sich Capelle an Capelle, jede unter dem Schutze Unserer Lieben Frau von Lourdes einem anderen Heiligen geweiht. Die Altäre darin, die Altardecken und die Altargeräthschaften sind natürlich ganz modernen Ursprungs, und das Auge wird durch grelle Farben, durch schreiende Farbencontraste und allzuviel Blinken und Blitzen fast verletzt. Besonders reich, aber auch besonders grell und — geschmacklos ist der Hochaltar ausgestattet; auf ihm fehlt natürlich nicht eine mächtige Bildsäule der Jungfrau, an der das schreiende Blau des einen ganz wunderbaren Faltenwurf aufweisenden Mantels unangenehm auffällt. Von der Höhe der Gewölbe des Hauptschiffes aber hängen eine große Menge von Fahnen und Bannern herab; auch die Nischen, die über der unteren Bogenstellung ringsum laufen, enthalten sämmtlich dergleichen: das sind die Fahnen und Standarten, unter denen die nach Lourdes pilgernden weltlichen und geistlichen Genossenschaften einherzogen und die man wie Trophäen, die von Siegen der Jungfrau Zeugniß ablegen sollen, mit Weihinschriften hier aufgehängt hat. Nach der Fahne, welche die vielberufene deutsche Pilgerschaar dereinst hierher gebracht hat, haben wir uns aber vergebens umgesehen; aus der allzu bunten, den Blick beunruhigenden und den Eindruck der edel und einfach gehaltenen Kirche beeinträchtigenden Fahnenmenge war sie nicht herauszufinden. In der Kirche umherzugehen war so gut wie unmöglich, so dicht gedrängt war darin die Masse der Andächtigen, die, ihre Gebete murmelnd, auf den Knien lagen und deren Zahl, da das Hochamt eben beginnen sollte, durch immer neuen, von Minute zu Minute gewaltiger hereinfluthenden Zustrom in's Unerträgliche vermehrt wurde.

Steigen wir wieder hinab und wenden uns links dem Wasser zu und um den die Kirche tragenden Felsen herum, so nähern wir uns der Hauptsehenswürdigkeit von Lourdes, der Wundergrotte Massevieille*). Ehemals floß, wie eine in den Felsen eingelassene Inschrift meldet, der Gave unmittelbar an dem Felsen entlang und bespülte den Eingang der Höhle selbst, so daß dieselbe nur bei niedrigem Wasserstande trockenen Fußes zugänglich gewesen sein kann. Durch Aufschüttungen hat man dann den Fluß beiseite gedrängt und einen stattlich breiten, quaiartigen Weg nach der Grotte hergestellt, der weiterhin in gut gehaltenen, von schönen Bäumen beschatteten Anlagen, die den Fluß abwärts begleiten, ausmündet. Zur Linken stehen, hart an den Felsen gedrängt, etliche Häuser, Diejenigen aufzunehmen bestimmt, die zur Heilung ihres Gebrechens des Bades in dem wunderthätigen Wasser bedürfen; ein anderes Gebäude bietet Denen ein Obdach, die gegen die Unbill des Wetters geschützt oder mit einer gewissen Behaglichkeit etliche Becher des Wunderwassers trinken wollen, das, wie ein großes Placat meldet, zu diesem Zwecke direct aus der Grotte hierher geleitet ist. Noch eine Wendung und wir stehen vor der Grotte selbst. Dieselbe ist durch ein eisernes Gitter geschlossen, doch hindert dieses den freien Einblick nicht. Nur in dem vorderen Theile höher gewölbt ist die Grotte wenig tief und nach innen niedrig und gedrückt. Der in ihr entspringende wunderthätige Quell, dessen Wasser ja nun einen ungeahnten Werth erhalten hat, ist noch im Innern gefaßt und tritt erst außerhalb in einem trogartigen Becken zur Linken vor der Höhle zu Tage. Ueber dem Eingange der Grotte finden wir das Bild von Notre Dame de Lourdes wieder, die Jungfrau ohne das Christuskind, aber mit dem grellblauen Mantel, die Hände zum Gebet gefaltet, den Blick verzückt gen Himmel gerichtet, darum in goldenen Lettern die Worte: „Je suis l'Immaculée Conception.“ Erst allmählich durchdringt der Blick das Halbdunkel der Grotte, in der ein großes, einem riesigen Tafelaufsatze vergleichbares Gerüst eine Masse großer und kleiner als Weihgeschenke dargebrachter Kerzen trägt, die fetttriefend und schwelend einen unangenehm riechenden Dunst verbreiten. Die Wände der Grotte sind mit den Votivgeschenken der hier Geheilten bedeckt, Bildern, Inschriften, Blumen, goldenen und silbernen Crucifixen; auch die üblichen wächsernen Nachbildungen der geheilten Gliedmaßen fehlen nicht; von der Decke herab aber hängt eine wohl ziemlich vollständige Sammlung aller Arten von Krücken und Stelzen, deren halb oder ganz Gelähmte sich irgend bedienen können, und ganz hinten, in dem niedrigsten Theile standen — hat mein Blick mich nicht getäuscht — etliche Kranken-Rollwagen, Streckbetten und dergleichen. Vor dem Gitter aber lag dicht gedrängt die Menge der Andächtigen auf den Knien. Ein Theil gehörte dem Kirchspiel Lourdes oder doch dem bischöflichen Sprengel von Tarbes an, dessen Einsassen für die Abbetung der bischöflicherseits vorgeschriebenen Prière à Notre Dame de Lourdes ein achtzehntägiger Ablaß verheißen ist.**) Zum bei weitem größeren Theile aber waren es Leute,

*) Oder Massabielle.

**) Es verlohnt sich der Mühe das Gebet herzusetzen: Soyez bénie, Vierge très-pure qui avez daigné apparaître jusqu'à dix-huit fois toute resplendissante de lumière, de douceur, de beauté dans la

die an irgend welchem körperlichen Gebrechen litten und von dem Gebete an dieser Stelle und dem Wunderwasser sichere Heilung erhofften. Unvergeßlich werden mir die Gruppen bleiben, die ich dort gesehen. Hier stand ein junger Geistlicher und wusch sich unter verzückten Gebeten seine offenbar arg entzündeten Augen, ein älterer Cleriker meinte sein Ohrenleiden loszuwerden, indem er sich von dem Wasser der Grotte in die Ohren goß; hier glaubte ein augenscheinlich schwindsüchtiges junges Mädchen mit etlichen Bechern Wassers sichere Genesung zu trinken, während seine es mit ängstlichen, liebevollen Blicken beobachtende Mutter durch dasselbe Wasser einige sie allerdings recht entstellende Warzen loszuwerden dachte; dort kniete ein trauriges Elternpaar mit einem kranken und elenden, verwachsenen Kinde, das bleich, mit großen, klugen Augen dreinschaute, aus denen der Wunsch zu sprechen schien, auch so schlank und beweglich zu werden wie die Kinder, die da drüben an dem Flusse laut lachend spielten und sprangen. Jene bleiche junge Frau, die an der Seite ihres stattlichen, mit dem rothen Bändchen der Ehrenlegion geschmückten Gatten vor dem Gitter niederkniet, scheint durch Gebet und Genuß des Wassers von Lourdes das ihr bisher versagte Mutterglück gewinnen zu wollen. —

Aber wozu all das physische Elend aufzählen, das hier — in maiorem dei gloriam — förmlich zur Schau gestellt wird; lastet doch auf jedem denkenden Besucher mit wahrhaft erdrückender Schwere das moralische Elend, von dem auf Kosten vieler Tausende von irregeleiteten Seelen Lourdes und seine geistlichen Gründer nicht blos leben, sondern reich werden und Schätze zusammenhäufen! Wahrlich, eine Gründung in des Wortes verwegenster Bedeutung — anders kann man das Wundertreiben in dem schönen Lourdes, will man ihm den richtigen Namen geben, unmöglich nennen! — eine Gründung mit Allem, was zu einer solchen gehört, nur der Krach und der obligate Gründerproceß stehen noch aus: wie die Dinge dermalen in Frankreich liegen, werden beide auch noch lange auf sich warten lassen!

Der Mann, der als der eigentliche geistige Vater der Lourdes'schen Gründung angesehen werden muß, war wenige Tage vor meinem Besuche in seiner Schöpfung gestorben. In allen Läden und Buden hatte ich ein neuerschienenes Buch aufliegen sehen: „Monseigneur Peyramale, sa vie et son oeuvre"; ich hatte nicht weiter darauf geachtet und der Bedeutung des auf dem Titel genannten Mannes nicht nachgeforscht. Da kam mir die achte Nummer des zu Tarbes allsonnabendlich erscheinenden „Écho des Pélerins. Chronique de Lourdes" in die Hand — mit schwarzem Trauerrand, denn sie enthielt einen eingehenden, höchst pathetisch geschriebenen Bericht über das am 10. September mit ungewöhnlicher Feierlichkeit geschehene Begräbniß des Monseigneur Peyramale. Daraus erfuhr ich denn, daß besagter Herr Pfarrer von Lourdes gewesen war, daß er es gewesen, der sich der Bernadette Soubirouse, eines 14jährigen Bauernmädchens, und der Erscheinungen der Jungfrau, welche dieselbe in jener Grotte am Gave gehabt haben wollte, angenommen, die Sache mit unermüdlichem Eifer gegen alle ihr anfänglich bereiteten Angriffe verfochten, seinen Bischof, den von Tarbes, von der Wirklichkeit des Wunders überzeugt und es so durchgesetzt hat, daß die Sache von den höchsten Autoritäten der Kirche schließlich in aller Form approbirt wurde. Damit war das Glück von Lourdes gemacht. Schon im ersten Jahre (1858) strömten etwa 150,000 Menschen dort hin! Die Stadt und die Kirche, beide konnten mit dem Gange der Unternehmung zufrieden sein; im Jahre 1867 konnte man in Ausführung des Befehls, den die Jungfrau der Bernadette Soubirouse bei einer Erscheinung angeblich ertheilt hatte, den Bau der heute den Grottenfelsen schmückenden Kirche beginnen. Jetzt hat man einen noch viel großartiger angelegten Bau als Pfarrkirche von Lourdes in der Stadt selbst aufzuführen begonnen. In der Krypta dieser künftigen Pfarrkirche ist der Schöpfer des Glücks und Reichthums seiner Gemeinde beigesetzt worden, unter Ceremonien, die, von dem Erzbischof von Reims geleitet, die demnächstige Heiligsprechung Peyramales kaum noch zweifelhaft erscheinen lassen können. Stand doch schon am 15. September d. J. in dem „Écho des Pélerins" wörtlich Folgendes zu lesen: „Dorthin — (nach dem Grabe Peyramales) — werden in Zukunft die Pilgerzüge aus der ganzen Welt gehen, die Völker aller Zungen und aller Länder. Indem sie ihren Processionen nach dem Felsen von Massabielle beginnen mit einem Acte der Gerechtigkeit und einer Dankesbezeugung, indem sie ihren frommen Reihen Denjenigen zugesellen, der nächst Bernadette ein Werkzeug des Himmels selbst war, werden sie den großen Pfarrer von Lourdes, den erwählten Priester Mariens bitten, sie zu der heiligen Grotte und der Wunderquelle zu begleiten. Und im Tode wird derselbe thun, was er im Leben nicht mehr thun konnte: unsichtbar wird der Selige an ihrer Spitze einherschreiten, in seinen Ruhmesmantel gehüllt, und wird mit ihren Bitten seine glühenden Gebete vereinigen, die ohne Zweifel unwiderstehlich sind für das Herz Derjenigen, für die er so viel gethan und für die er so viel gelitten hat." Kurz und bezeichnend, in anderm Sinne freilich, als er es wohl beabsichtigt, hat der Maire von Lourdes, Mr. Lapeyre, das Verdienst des Verstorbenen um seine Stadt ausgesprochen: „Nur eine ganz kleine Stadt war damals Lourdes. Die Ausdauer des Abbé Peyramale, die nichts brechen konnte, hat aus ihr eine Stadt gemacht, wohin die ganze katholische Welt zusammenströmt."

Wie alle Gründungen so ist auch die von Lourdes wesentlich mit auf die so leicht zu fassende Eitelkeit der Menschen berechnet. Am Eingang zur Kirche las ich ein Placat, wonach laut bischöflichem Erlaß Demjenigen, der für Notre Dame de Lourdes eine Schenkung von 20 Francs macht, der Titel eines „bienfaiteur", Dem aber, der 500 Francs schenkt, der Ehrennamen eines „fondateur" gewährt werden soll; hinzugefügt war, daß für jeden Fondateur in alle Ewigkeit Freitags eine Messe gelesen werden solle, während die Bienfaiteurs mit zu gewissen Zeiten für sie insgesammt zu lesenden Collectivmessen abgefunden werden! Im Uebrigen weiß man auch noch andern Gewinn für die Wunderkirche zu machen. Das Wasser der in der Grotte entspringenden Quelle, in welchem der Chemiker Filhol keine Substanz finden konnte, die ihm eine Heilkraft verleiht, das aber nach desselben Gelehrten Meinung ohne Schaden getrunken werden konnte, verliert nämlich seine wunderwirkende Kraft auch außerhalb Lourdes nicht, sondern bewahrt dieselbe selbst in weiter Ferne. Viele der uns beschäftigenden Sonntagspilger waren nur deshalb nach der Wunderquelle gewallfahrtet, um für einen kranken Verwandten oder einen leidenden Freund daheim etwas von dem wunderwirkenden Wasser zu holen: der eine begnügte sich mit einem Eau-de-Cologne-Fläschchen voll, der andere nahm eine ganze Champagnerflasche voll mit, ein dritter ließ sich wohl gar eine mächtige Kruke oder gar ein Achtelchen davon füllen. In den Buden und Läden in der Gegend der Grotte war eine reiche Auswahl zu solchem Behuf dienlicher Gefäße in allen Größen zum Kauf gestellt, manche gleich gefüllt und mit dem die Echtheit garantirenden N D L als „Handelsmarke" gekennzeichnet. Auf dem Bahnhofe draußen aber sah man ganze Berge von Kisten aufgethürmt, in denen das auf Flaschen gezogene Wunderwasser mit den Zeugnissen der Geistlichkeit versehen nach allen Enden der Welt, so weit es katholische Christen gibt, versandt wird!

Difficile est satiram non scribere!

Um den geistigen und moralischen Zustand der von Rom aus commandirten katholischen Welt aber, in der solche Dinge

---

grotte de Lourdes et dire à l'humble et naïve enfant qui Vous contemplait dans l'extase: „Je suis l'Immaculée Conception." Soyez bénie des faveurs extraordinaires que vous ne cessez de répandre en ce lieu. Par Votre coeur de mère, ô Marie, et par la gloire, que Vous a rendue la Sainte Eglise, nous Vous conjurons de prier pour le Souverain Pontife et pour la France et de réaliser les espérances de paix que fait naître la proclamation du dogme de Votre Immaculée Conception. Vu et approuvé. — Nous attachons une indulgence de dix-huit jours pour nos diocésans à la récitation de cette prière. — A-N-D de Poueylaun, en tournée pastorale le 4 Mai 1872. † P. A. Ev. de Tarbes.

möglich sind, muß uns Angesichts des Treibens in und mit Lourdes wirklich eine Art von Seelenangst erfassen. Glaube man nur ja nicht, daß es nur die große ungebildete Menge ist, welche die 300,000 Wallfahrer stellt, die jetzt etwa jährlich nach der Grotte am Gave gezogen kammen! Der — für gebildet zu haltende — Mittelstand, die höchste Aristokratie Frankreichs ist zahlreich unter diesen Pilgerschaaren vertreten. Zwar denke ich, es wird dereinst eine Zeit kommen, wo man es für durchaus unmöglich halten wird, daß die Vicomtesse X, von irgend einem körperlichen Unbehagen, das ihr Arzt nicht schnell genug beseitigt, geplagt, nach Lourdes telegraphirt, sich im Hôtel ein Zimmer, ein spätes Diner und den Wagen an den Bahnhof bestellt, mit dem Expreßzuge (womöglich Schlafcoupé!) nach Lourdes fährt, dort an der Grotte das vorgeschriebene Gebet verrichtet, von dem Wasser der Wunderquelle trinkt oder darin badet, in der Kirche über der Grotte ihre Andacht verrichtet und am nächsten Tage, in dem Glauben geheilt zu sein, nach Paris oder auf ihren Landsitz und zu ihren üblichen Vergnügungen zurückkehrt! Ich möchte wohl wissen, wie sich spätere Generationen solche Thatsachen im 19. Jahrhundert zu erklären versuchen werden.

Meinerseits diese Erklärung zu versuchen ist hier nicht der Ort und jetzt nicht die Zeit. Daß wir es aber dabei mit einer Erscheinung zu thun haben, die wenigstens ganz nahe heranstreift an das Gebiet der epidemisch auftretenden geistigen Krankheiten, wird kaum zweifelhaft sein können. Von Lourdes nach Marpingen, von da nach unserm ostpreußischen Dietrichswalde ist — geistig wenigstens — eben nicht weit, nur daß bei uns zu Lande eine vernünftige Regierung dem Schwindel, ehe er allzu arg geworden, energisch entgegentritt, und schließlich ohne Frage mit Erfolg, in Frankreich aber derartigem Treiben wie unter dem zweiten Empire, so auch heute noch in jeder Weise recht geflissentlich Vorschub geleistet und dasselbe politisch ausgebeutet wird. Wer aber die Geschichte der katholischen Kirche und insbesondere die des hierarchischen Papstthums kennt, der wird sich erinnern, daß immer in den Zeiten, wo die Hierarchie besonders selbstvertrauend und zuversichtlich auftrat, ähnliche Erscheinungen bemerkbar geworden sind. Der Mariencultus, der für Gott und Christus kaum noch einen Platz im Himmel übrig läßt, stammt eigentlich erst aus der Zeit Gregors VII.; er und seine Richtung haben — man kann kaum anders sagen — die katholische Kirche des Mittelalters einer Göttin dienstbar gemacht. Was heute in der Kirche, im Papstthum geschehen ist und noch geschieht, bietet zu dem aber, denke ich, eine mehr als ausreichende Parallele dar!

Hans Prutz.

Literatur und Kunst.

Dem Gedächtnisse Heinrich von Kleists.

† 21. November 1811.

Soll ich betrauern, Kleist, soll ich Dir neiden
Das dunkle Loos, das Dich so früh gefällt?
Ach, tief mit Dir fühl' ich das bittre Leiden,
Das Dir den Trank am Lebensbronn vergällt.
Und doch, so leicht, so lächelnd war Dein Scheiden
Aus dieser trüben, unverstandnen Welt, —
Kann ich dem Leben Mitleid nicht versagen,
Um Deinen Tod vermöcht' ich kaum zu klagen.

Als Dich erbarmungslos des Schicksals Stöße
Aus frohem Jugendwähnen aufgeschreckt,
Als Wirklichkeit, in grauenvoller Blöße,
Die dürren Arme gierig nach Dir reckt,
Und jeden holden Trug von Glück und Größe
Die Erdennacht auf immer Dir bedeckt, —
Da stieg vor Deines Geiste Angesichte
Das Jenseit auf in ätherreinem Lichte.

Wie Nebel war das Irdische Dir zerronnen,
Hell strahlt vor Dir des Paradieses Thor.
„Bald wandelst Du im Schimmer ewiger Sonnen
Auf Himmelsfluren mit der Engel Chor,
Und Flügel tragen zu erträumten Wonnen
Mit Deiner bleichen Freundin Dich empor.
Zwei fröhliche Schiffer, durch das Meer der Lüfte,
Enteiltet Ihr dem Dunstbereich der Grüfte." — —

Und neidenswerth erschiene mir dies Ende?
Wiegt nicht das Weh, das Dich in's Grab gebracht,
Zehntausendfach des armen Wahnes Blende,
Der Dir verschleiert der Vernichtung Nacht?
Ist Eines froh durchlebten Tages Spende
Mehr werth nicht, als die ganze Märchenpracht,
Mit der das Nichtsein spielend Du Dir schmücktest
Und Dich dem hellen, freudigen Tag entrücktest?

Wer mag, o Dichter, Deine Leiden zählen,
Für den kein Freund des Ruhms Fanfare blies;
Den Neid und Dünkel straflos durften schmählen,
Knechtsinn und Dummheit von der Schwelle wies;
Dem selbst das eigne Denken ward zum Quälen
In Einsamkeit, dem Kerker des Genies! —
Das war Dein Leben, Kleist, das wir beweinen;
Das ließ den Tod so lieblich Dir erscheinen.

Und darum all' die Pein?! O ewige Gnade,
Ist wirklich dies die Summe des Gerichts?
Du führst Dein Kind auf angsterfülltem Pfade,
Nur daß es freudig wieder sink' in's Nichts?
Eh' ich mit solchem Trost mein Herz belade, —
Warum, o Gott, zum Trugschein irdischen Lichts
Riesst Du uns auf, da besser, nie zu leben,
Als nur, um nach Vernichtung heiß zu streben?

Nein, Deine Weisheit lenkt nach höh'ren Zwecken.
Erleuchte mich, daß ich Dein Thun versteh'
Und nicht, verzweifelnd bei so grausem Recken,
In Dir den unbarmherzigen Rächer seh'!
Laß mich auch hier den Segenskeim entdecken,
Den oft ich sucht' und fand bei eignem Weh! —
Ist's etwa der, daß hier des Menschen Qualen
Als Glorienschein des Dichters Stirn umstrahlen?

Ja, Schmach und Pein und was sein Herz empörte,
Das war's, was ihm des Sanges That gebot:
Das Kind der Welt, das seinen Sinn bethörte
Und das ihn nie verstanden; der Despot,
Der mit so Vieler Glück auch sein's zerstörte —
Sein ganzes Dichten war ein Schrei der Noth.
Er schuf, daß leer ihm diese Welt nicht bliebe,
Das Ideal des Hasses und der Liebe.

Und diese Deine That, dies Dichten, Schaffen,
O Kleist, war das nicht auch des Daseins werth?
Ist der allein zu preisen, den das Gaffen
Des Pöbels, den der Großen Lächeln ehrt?
Und wer im Kampf, mit unentweihten Waffen,
Zusammenbricht, war dem kein Glück beschert, —
Wenn auch kein Kranz die blutigen Schläfe schmückte,
Wenn auch kein Stein das Restchen Asche drückte?

Drum will ich auch Dein Leben nicht beklagen;
Auch Dein Geschick lag in allgütiger Hand.
Und als Du hingingst ohne Furcht und Zagen,
Als Dich der Schöpfer Deiner Pflicht entband;
Als Dein gebrochner Geist nach wildem Jagen
Im sanften Tod die ewige Ruhe fand; —
Wohl däucht's mir eines gnädigen Gottes Spende:
Nach mühevollem Kampf ein gutes Ende.

Hans Marbach.

Ernst Wagner bei der Uebernahme des Lehrstuhles der Leipziger Medicinischen Klinik.

Es war ein denkwürdiger Augenblick und wird mir stets unvergeßlich bleiben, als ich am 21. October 1877 Ernst Wagner, den bisherigen pathologischen Anatomen zu Leipzig, den klinischen Lehrsaal für innere Medicin betreten sah, den ausdrucksvollen, wirklich typischen Gelehrtenkopf, wie stets, etwas vorn übergebeugt und das große, ruhige, leidenschaftslose Auge, das in Zehntausenden von Leichen mit dem emsigsten Bienenfleiße und der nüchternsten Kritik nachgeforscht hatte, das es verstanden hatte, dieses Erkennen und Wissen in ein Buch zu bannen, das die allgemeinen Grundsätze dieser Wissenschaft unter dem Namen Wagners und seines Freundes Uhle weit über Europa hinaus trägt — dieses ruhige Auge auf die plötzlich verstummende große Zuhörerschaft gerichtet, circa 150 Mediciner, die zur achtungsvollen Begrüßung ihres geliebten Lehrers sich von ihren Sitzen erhoben.

Kaum hatte sich die Zuhörerschaft niedergesetzt, als Wagner seine inhaltsreiche und gedankenschwere Rede zu halten begann; zuerst mit tiefbewegter Stimme in der Erinnerung an den Mann, der vor ihm an dieser Stelle zu Tausenden von Schülern gesprochen und mit dem vereint er selber so oft am Krankenbette gestanden. Der Gedankengang von Wagners Rede war etwa folgender:

Der Fortschritt in der Medicin gerade durch den verstorbenen Wunderlich ist am besten nachzuweisen an der Hand eines kurzen, geschichtlichen Ueberblickes über den Zeitraum seit der Gründung der klinischen Lehranstalt der Leipziger Universität im Jahre 1797 bis heute, und über die Männer, die an der Spitze dieses Instituts gestanden haben.

Damals, im Jahre 1797, als das Jacobshospital zur Anstalt für den klinischen Unterricht eingerichtet wurde, stand ein einziger Professor an der Spitze der Klinik; bald aber machte die Menge Arbeit und andere Umstände die Trennung in zwei Abtheilungen nothwendig und für die sogenannte äußere oder chirurgische Abtheilung wurde ein Wundarzt und dann ein sogenannter Oberwundarzt angestellt, aus dem der heutige Director der chirurgischen Klinik hervorgegangen ist. Von den zwanziger Jahren bis 1848 war Clarus Director der innern oder medicinischen Klinik. Damals war die Symptomatologie in der Medicin ähnlich wie in der Pflanzen- und Thierkunde geordnet und in dem allzeit passenden Schema von A. fieberhaften, B. fieberlosen Krankheiten hatte Alles Platz. Für die erste Art von Krankheiten erwärmte man sich damals besonders und man nahm wiederum fünf bis sechs Unterarten derselben an:

a) febris catarrhalis, das katarrhalische Fieber,
b) febris gastrica, das gastrische Fieber,
c) febris rheumatica, das rheumatische Fieber,
d) febris exanthematica, das Ausschlagsfieber,
e) febris hectica oder Zehrfieber,
f) febris intermittens, das Wechselfieber,

Wo waren aber unsere heutigen Krankheiten untergeordnet? Wo war z. B. unser Typhus? Da verfuhr man folgendermaßen: Man sagte damals, es kommt eine ziemlich große Anzahl von Kranken zur Behandlung, von denen 1) einige an febris gastrica, 2) andere an febris gastrica subnervosa, d. h. einem gastrischen Fieber mit einigen nervösen Erscheinungen, 3) wieder andere an febris gastrica nervosa, d. h. mit stark ausgesprochenen nervösen Erscheinungen, und 4) andere an febris gastrica putrida litten, d. h. einem gastrischen Fieber, das mit blutigen und übelriechenden Ausleerungen verbunden ist.

Eine Pleuritis oder ein pleuritisches Exsudat (eine Rippenfellentzündung) war ihnen auch ein febris gastrica, und wenn die Pleuritis zu bedeutend war, so hieß die Diagnose febris gastrica cum pleuritide (gastrisches Fieber mit einer begleitenden Rippenfellentzündung). Sie sehen daraus, daß immer das Symptom des Fiebers den Angelpunkt in der Anschauungsweise der Krankheiten bildete.

Chronische Krankheiten wurden seltener untersucht, Sectionen sollten nicht vor versammeltem Auditorium stattfinden. Gab es auch damals Leute wie Hasse, dessen vortreffliches Werk über die pathologische Anatomie der Lunge und der Luftwege zeigt, wie sehr der Verfasser damals schon die Bedeutung der pathologischen Anatomie gewürdigt hat, so wolle Wagner doch nur, um den Standpunkt der damaligen Zeit zu charakterisiren, darauf hinweisen, daß die Krätzmilbe damals noch nicht für erwiesen gehalten wurde.

Und dann die unglückselige lateinische Sprache am Krankenbette! Nicht daß man sich nicht auch deutlich und elegant in der lateinischen Sprache hätte ausdrücken können, aber für den unmittelbaren Gedankenaustausch, für das rasche und klare Verständniß war der Hemmschuh einer fremden todten Sprache ein großes Hinderniß. Wagner selbst gehört dieser Zeit nur noch insofern an, als er sich an die lateinischen Doctor-Promotionen der Leipziger medicinischen Facultät erinnert. Damals war es so, daß Keiner als der Professor mehr darauf hörte und es hätte keinen Eintrag gethan, wenn der betreffende Doctorand eine Stelle aus Livius oder Cäsar vorgetragen hätte — für das ganze Auditorium wäre es sicher dasselbe gewesen. Nicht etwa, daß Wagner einen Stein auf diese Kliniker werfen wolle! „Wir sind eben Kinder unserer Zeit und nur wenig Auserwählten ist es vergönnt, ihrer Zeit vorauszueilen." In der Nähe von Leipzig wirkten damals zwei hervorragende Männer, Schönlein und Krukenberg, der erste in Berlin, der zweite in Halle. Dieser war besonders von allen jungen Männern, bevor sie in die Praxis gingen, gesucht. Dort wurde bereits percutirt und auscultirt, d. h. die in den Brust- und Bauchhöhlen befindlichen Organen beklopft und behorcht, und die großen Errungenschaften dieser physikalischen Untersuchungsmethode in ihrer Bedeutung erkannt und gewürdigt. Das Jahr 1848 brachte auch für die Leipziger medicinische Klinik eine Revolution. Aus Rücksichten, deren Erörterung nicht hierher gehört, revoltirten alle Kliniker, indem sie einfach nicht mehr in die Klinik gingen. Die damals eingeschüchterte Regierung willfahrte dem Gesuche der von Bock unterstützten Studenten und berief Oppolzer, der damals in Prag lehrte. Oppolzer nun war Director der Klinik bis Michaelis 1850. Man kann sich kaum einen größern Unterschied denken zwischen Oppolzers Art, die Klinik abzuhalten, und der seines Vorgängers.

Oppolzer war ein echter Schüler der Wiener resp. Prager Schule. Auf des Franzosen Laennecs Schultern, der den pathologischen Befund bei dem Lebenden verglich, percutirte und auscultirte und dessen kurzes Leben den allergrößten Fortschritt in der Medicin bezeichnet, auf Laennecs Schultern stehen zwei bedeutende Männer, Rokitansky in pathologisch-anatomischer, Skoda in diagnostischer Beziehung. Ersterer in der Art, daß dem, was er in makroskopischer Beziehung gethan hat, in der That nicht mehr viel hinzuzufügen war. Oppolzers Verdienst war es nun, pathologische Anatomie zu kennen und am lebenden Kranken in der bestmöglichen Weise zu verwerthen.

Dabei unterstützte ihn ein fabelhaftes Gedächtniß und diejenige Eigenschaft, die seltner besessen als nachgerühmt wird und die Oppolzer in außerordentlich hohem Grade besaß, jener „praktische Blick", die Combinationsgabe, aus einer kurzen Anamnese und flüchtigen Betrachtung des Kranken das Krankheitsbild fertig zu stellen. Die Folge davon war, daß eine genaue Untersuchung des Kranken, die früher kaum gestattet worden war, jetzt von den Kranken selber durch den verhältnißmäßig jungen Oppolzer gewünscht wurde. Ja, höchstens graue Haare berechtigten einen Arzt damals zu der kühnen Forderung, seinen Patienten zu untersuchen, und wenn Laennec, der in der Blüthe seiner Jahre starb, so viel hat untersuchen können, so konnte dies eben fast nur darum geschehen, weil er Hospitalarzt war.

„Jetzt trat wirklich ein Eifer ein, von Oppolzer untersucht zu werden, und ich habe selber gesehen, wie er, nur um dem Drängen Mancher nachzugeben, die er a priori für gesund hielt, durch die Kleider percutirte, um ihnen eben ihren Willen gethan zu haben."

Die Diagnosen waren jetzt nur pathologisch-anatomisch: man sprach von Pericarditis (Herzbeutelentzündung), Pneumonie (Lungen-

entzündung), pleuritischem Exsudat (Rippenfellausschwitzung) und das Fieber, das bisher doch als Hauptsymptom stets „dem Kinde den Namen gegeben" hatte, war jetzt völlig in den Hintergrund getreten. So erinnert sich Wagner, in den zehn Monaten, die er in Wien Oppolzer hörte, nie eine Rede über das Fieber von ihm gehört zu haben.

Nach einem halbjährigen Interregnum durch Bock wurde Michaelis 1850 Wunderlich hierher berufen. Er war noch völlig ein Schüler der alten Zeit; erst als er ziemlich mit seinen Universitätsstudien fertig war, hörte er, daß in Frankreich und Wien eine neue Medicin aufgegangen war. Dahin reiste er nun und hat seine Eindrücke in der trefflichen Schrift „Wien und Paris" niedergelegt. Zuerst war er am Katharinenspital angestellt, dann Assistent an der Klinik, und als der Chef erkrankte wurde er zuerst provisorisch und dann definitiv als der Leiter derselben angestellt. Er stand damals noch sehr in der pathologisch-anatomischen Richtung. Als Wagner ihn 1852 hörte, hat Wunderlich nie längere Zeit über das Fieber gesprochen; er betonte eben immer nur die pathologisch-anatomische Richtung. „Meine Herren," fuhr Wagner hier fort und im Angesicht der großen mattglasirten Curventafel im Hintergrunde, die mit unerschütterlicher Ruhe ihr Postament nicht verließ, hörte es sich eigenthümlich an, „im Jahre 1852 hörte ich das erste Mal vom Thermometer. Ich erinnere mich noch wie Thierfelder, der mit Dr. Uhle und einem hiesigen praktischen Arzte eine Studienreise begonnen hatte, die sie aber nur bis Halle und Berlin gebracht hat, wie Thierfelder von der neuen Errungenschaft berichtete und Wunderlich kopfschüttelnd zuhörte."

Bald aber erkannte Wunderlich die kolossale Bedeutung dieser neuen Untersuchungsmethode und es begannen hier jene tausend und abertausend Untersuchungen, deren Ausgiebigkeit und Bedeutung heute allerseits anerkannt sind. Wunderlich hatte selbst zwar das größte Interesse für die pathologische Anatomie, aber er war nie selbst darin thätig, nie so wie Oppolzer. Um so größereres Interesse hatte er an der Darstellung des Verlaufes des Fiebers in fieberhaften Krankheiten, und er förderte durch seine epochemachenden Untersuchungen die Kenntniß des Verlaufes der Krankheiten in ungeahnter Weise. Heute erscheint uns das Alles so einfach, ja, wenn wir erwägen, daß de Haen bereits ausgesprochen hatte, daß im Froste des Wechselfiebers die Körperwärme bedeutend steigt, ist es uns kaum begreiflich, daß dies überhört, ja ganz vergessen werden konnte.

Welche Kenntniß wir darüber heute besitzen, das ist vorzugsweise Wunderlichs Verdienst.

Das Fieber war bei der pathologisch-anatomischen Richtung ganz vergessen worden, ja das Interesse dafür verloren. Es ist dies um so wunderbarer, als das Fieber von Hippokrates an eine so kolossale praktische Rolle gespielt hat. Man hat allerdings Jahrhunderte hindurch gestritten, ob das Fieber etwas allgemein Heilsames oder Schädliches habe. Ja, im Jahre 1830 noch hat ein Herausgeber einer Pharmakologie geschrieben, daß in der richtigen Anwendung des Fiebers das Geheimniß jeder Behandlung liege.

So war in kurzem das Verhältniß von den drei Männern, die wesentlich rasch aufeinander folgten und die praktische Medicin aus der Zeit der sogenannten naturphilosophischen Richtung durch die pathologisch-anatomische Richtung hindurch zur klinischen Medicin führten.

„Wenn Sie, meine Herren," fuhr Wagner in jener unübertroffen bescheidenen Weise, die ihn auszeichnet, fort, „ein eigenes Programm von mir erwarten, so kann ich dieser Ihrer Erwartung nicht entsprechen. Welche Vortheile gerade daraus erwachsen, daß wir hier ein städtisches und kein akademisches Krankenhaus haben, wissen Sie selbst. Während in den akademischen Krankenhäusern sogenannte „schöne akademische Fälle" liegen, sehen Sie hier acute und chronische Kranke, ohne jede Einseitigkeit bei deren Auswahl, diese Räume bevölkern — gerade so, wie es das Leben und die zukünftige Praxis Ihnen vorführt.

„Und wenn ich unser gegenseitiges Verhältniß berühre, so werden Sie vor Allem mich fragen, wie soll der Student die neue Klinik betreten? Soll er nach bestandenem tentamen physicum in eine oder mehrere Kliniken gehen? Letzteres ist sicherlich unrichtig. Mehrere Kliniken zu gleicher Zeit sollen Sie zunächst nicht besuchen."

Und in launiger Weise kennzeichnete Wagner die Illusionen des jungen Studenten der Medicin, wie er denkt, er lernte sogleich kranken Menschen zu helfen, und von dem Fegefeuer der Zoologie, Mineralogie und Botanik, der Physik und Chemie und gar dem tüchtigen Studium der Anatomie und Physiologie glücklicher Weise keine Ahnung hat.

„Daneben aber gleichzeitig treiben Sie tüchtig pathologische Anatomie. Das Hören der speciellen Pathologie ist jetzt nicht mehr absolut nothwendig, wo eine große Anzahl mehr oder weniger compendiöser Bücher die nothwendige Ergänzung bildet."

Und indem Wagner noch einige höchst praktische Einrichtungen traf, welche den Studenten eine genaue durch Tage und Wochen sich hinstreckende Möglichkeit der Untersuchung und Verfolgung des Krankheitsverlaufes gab, schloß er seinen klaren, lichtvollen Vortrag mit den Worten: „In diesem Sinne, meine Herren, lassen Sie uns die Klinik beginnen!"

So endete diese denkwürdige Stunde mit der durchsichtigen Andeutung eines Programmes, wie es eben nur Ernst Wagner in seiner klassischen Bescheidenheit, wir möchten fast sagen: kaum anzudeuten wagte. Nicht unseres Amtes ist es, mit der aufgeblähten Lunge eines lautkrähenden Hahnes in alle Welt hinauszurufen, was der Meister bescheiden verschweigt. Aber wir wollen nicht schließen, ohne der Universität Leipzig Glück zu wünschen zur Uebernahme des medicinischen Lehrstuhles durch den Meister der pathologischen Anatomie Ernst Wagner — eine Vereinigung zweier so verschiedenartiger Gebiete in dem Kopfe eines Mannes, wie sie bisher noch nirgendwo dagewesen ist.

Julius Pauly.

Aus Hackländers Leben.

Die Weihnachtsschicht des „Bergwerks" zu Stuttgart im Jahre 1869 war besonders belebt und alle Zechen wetteiferten untereinander, durch Leistungen auf ihren Kunstgebieten, sogenannte Erzstufen, den Mitgliedern der Gesellschaft sowie den zahlreich erschienenen Gästen den Abend zu verschönen. Der kleine Festsaal des Königsbaus war mit den Emblemen des Bergwerks reich geschmückt, außerdem mit eigens für diesen Abend angefertigten Zeichnungen, Caricaturen und Moritatenbildern, darunter treffliche Conterfeis von Friedrich Vischer und Ferdinand Freiligrath, der letztere mit dem gewaltigen Kopf und dem mähnenartigen Haar vortrefflich dargestellt als „Wüstenkönig", wie er, die Zähne in den Hals der Giraffe schlagend, den berühmten Löwenritt ausführt. Als „Gewerkejunge" an jenem Abend figurirte Paul Konewka, der in origineller Weise den schwarzen Bergmannskittel mit einem weißen vertauscht und denselben mit einem Reigen seiner reizendsten Silhouetten illustrirt hatte. Konewka war damals Neuling in der Gesellschaft und erregte an jenem Abend allgemeines Aufsehen. An einem der Tische, um die man zwanglos sich gruppirt hatte, entspann sich über den Silhouettisten, der seine unvergleichlichen Gestalten zum „Sommernachtstraum" circuliren ließ, ein lebhaftes Gespräch, wobei der Sänger Pischek, welcher den bezeichnenden Spitznamen Furioso führte, sich darüber ereiferte, daß Konewka sich nicht an's Malen mache, sondern sich mit den Schattenrissen begnüge, was ihm vorkomme wie ein Concert auf dem Contrabaß. Dies hörte Hackländer, der in der Nähe saß und, indem er sich rasch erhob, apostrophirte er den Sprecher in folgender Weise: „Ihr seid doch nie zufrieden mit Dem, was Einer schafft, und anstatt daß Ihr Jeden sein Talent in der Weise,

wie's ihm nun einmal am Natürlichsten, ausüben lasset, wollt Ihr Alles über Einen Kamm scheeren. Eine gute Silhouette ist in ihrer Art ebensoviel werth als ein gutes Oelgemälde — oder wenn Ihr wollt, eine gute Silhouette ist mir lieber, als eine ganze Galerie mittelmäßiger Farbenklexereien!"

An dieses Gespräch mußte ich immer mich erinnern, wenn ich in Skizzen, Nekrologen und Aeußerungen aller Art über Hackländer den Refrain vernahm: er hätte sich an ernstere, würdigere Aufgaben machen, hätte sich höhere Ziele stecken sollen, wozu freilich, wie Manche wegwerfend hinzufügen, Tiefe und Gründlichkeit der Bildung ihm gefehlt habe. Eine gute bürgerliche Erzählung, supplirte ich mir, worin Spießbürger, Kaffeeschwestern und Waschfrauen ihre tausenderlei kleinen alltäglichen Sorgen auskramen und in ihrer Weise sich abplacken oder auf ihre Art sich amüsiren, kann manchen Band hochtragischer Romane aufwägen, worin die Helden sich gar grausig ernsthaft geberden und mit der Lösung der schwierigsten Probleme sich herumschlagen. Der Beobachter und Darsteller des Kleinlebens, der Miniaturmaler, kann in seinem engen Rahmen etwas unendlich Herzerfreuenderes schaffen, als wer die Wände und Decken mit den riesigsten Helden- und Göttergestalten vollpinselt.

In der That, wer Hackländer nicht gerade so wie er ist, mit seinen Schwächen und in seiner Einseitigkeit goutiren kann, mit dem läßt sich über ihn nicht rechten. Ein völliger Wahn aber ist's, zu glauben, eine gründlichere Bildung würde ihn befähigt haben, bessere Werke zu schreiben — ich bin vielmehr vom Gegentheile überzeugt.

Gerade, was seinen Hauptreiz ausmacht, das breite, behagliche, unendlich bequeme Plaudern aus der Fülle des Erzählers heraus, würde bei einem mit reicherem, speculativem Wissen ausgestatteten Kopf, bei einem tüchtiger geschulten Geiste hinfällig geworden sein, indem sofort, wenn das angeborene Erzählertalent sich angeschickt hätte, seine lustigen Schwingen zu entfalten, der kritische Verstand abwehrend eingesprungen wäre und ihm die Fäden, welche er zu schürzen im Begriffe stand, zerrissen hätte, gerade wie der Nachtwandler, wenn man ihm zuruft und ihn weckt, herunterstürzt, während er sonst mit größter Sicherheit die halsbrecherischsten Wege wandelt.

Hackländer war durch und durch ein Naturalist, von Hause aus ein sehr praktischer Kopf, der die Erscheinungen des äußeren Lebens mit der Treue und Unfehlbarkeit eines photographischen Apparates in sich aufsog; gerade im Kleinen fehlte nicht die kleinste Linie, nicht die leiseste Abstufung des Lichts. Er hatte eine Gabe, in die Qualität der Dinge einzudringen, wie so leicht kein Anderer. „Wenn er in einem Zimmer eine braune Ledertapete beschreibt," äußerte ein College in der Redaction von „Ueber Land und Meer" über ihn, „so meint man, es spreche zugleich ein Tapetenfabrikant, Lederhändler und Schriftsteller." Es war in gewissem Sinne förmlich beängstigend, in seiner Nähe zu sein, indem man sich sagen mußte, daß ihm an dem Anderen auch nicht das Allergeringste entging. Er hatte andere Augen als gewöhnliche Menschen, und gerade weil er seinen Gesichtskreis immer eng und beschränkt zog, sah er darin mehr, deutlicher und schärfer als Andere. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist ein kleines Erlebniß, das an unsere gegenseitige sechsjährige Hausgenossenschaft sich knüpft.

Der Afrikareisende Dr. Nachtigal hatte in Stuttgart einen Vortrag über seine Reise nach Darfur und die Zustände dieses Herrscherreiches gehalten, und nach demselben gaben ihm seine Freunde in einem der Nebensäle des Königsbaus ein Souper, wozu auch Hackländer und ich eingeladen waren. Wir machten uns etwa um Mitternacht auf den Heimweg, nachdem Hackländer, der trotz seiner Weltgewandtheit als Sprecher stets eine sehr große Befangenheit und Emotion zu überwinden hatte, zuvor noch auf Nachtigal einen Toast ausgebracht; er fühlte sich nicht ganz wohl und wir gingen vor der übrigen Gesellschaft. Vor seinem Hause in der Uhlandstraße angekommen, schloß ich auf — drinnen war Alles todtenstill, aber auf der untersten Stufe der Treppe stand ein Leuchter mit einem brennenden Licht. Kein Mensch war sonst zu sehen, wir befanden uns wie vor einem Räthsel. „Wunderbar," sagte Hackländer, sachte herantretend, sich niederbeugend und den Leuchter aufnehmend, „ein Stearinlicht!" Wo tausend Andere nur das Befremdliche der Erscheinung wahrgenommen hätten, erfaßte sein Blick sofort die Beschaffenheit und Sorte der Kerze, die uns da in tiefer Mitternachtsstunde auf der Treppe leuchtete ...

Wie Hackländer, nach dem Obengesagten, nicht gewohnt war, das unmittelbare künstlerische Schaffen sich durch Selbstkritik zu kreuzen, so hielt er es auch den Anderen gegenüber, und so mannichfaltig seine literarische Beschäftigung im Laufe langer Jahre war, eine Kritik hat er nie, selbst nicht in seinen frühesten Anfängen geschrieben. Sein Urtheil war unendlich nachsichtig und er ließ gerne Alles, was überhaupt einmal da war, gelten; er konnte auch Niemandem wehethun und darin bestärkte ihn noch die natürliche Klugheit, sich keine Feinde machen zu wollen; er wußte sehr wohl, wie tief oft solche Pfeile sitzen. „Es ist jammerschade," pflegte er scherzend von sich zu sagen, „daß ich gegen die Leute nicht grob sein kann — aber ich bring's einmal nicht über's Herz!" Hierher gehört eine andere Anekdote, die gleichfalls sein Haus betraf.

Wer Hackländers Schriften kennt, weiß, daß er mit besonderer Vorliebe die Unarten und Streiche hoffnungsvoller Knaben und Jünglinge schilderte. Kaufmannslehrlinge oder junge Commis, ihr bischen Französisch radebrechend und bessere Cigarren rauchend als die respectiven Herren Väter, sind bei ihm ebenso stehende Figuren, als jene Sorte von Schulknaben, die eine Treppe nur rittlings auf dem Geländer hinabrutschen, oder die, während in den Salons der Eltern Gesellschaft ist, in ihrem Zimmer sich damit vergnügen, die Gläschen ihres Lottospiels an die Tapeten festzukleben und dann mit einem Hammer zu zerschlagen. Eine Anzahl solcher Knaben, rothe Schulmützen tragend, trieb seit geraumer Zeit ihr Unwesen in der Uhlandstraße, beschädigte die Stakete der Vorgärten und betrieb insbesondere mit viel Fleiß und Ausdauer das Bemalen und Bekritzeln der sie verbindenden Steinpfeiler. Eines Tages führte der Zufall Hackländer von seinem Spaziergange zurück, als gerade der Haupträdelsführer der Bande mit einigen Kameraden daran war, ein stattliches Langohr auf einen Steinpfeiler vor seinem Hause zu malen. Er that, als ob er nichts gesehen hätte, und in seiner behäbigen Art langsam herantretend, hielt er in seinem rheinländischen Dialekt mit seiner näselnden und schnarrenden Stimme den Verblüfften folgende Ansprache: „Hört, Jungens, hier in der Straße müssen ein Paar ganz infame Schlingels sein, die nichts Gescheidteres zu thun wissen, als den Leuten die Häuser zu verschmieren. Ich weiß, Ihr gehört nicht zu diesen Taugenichtsen, Ihr seid vernünftige Kerls, mit denen man ein Wort reden kann — aber wenn Ihr mir helft, einmal die anderen Schlingels zu kriegen, werd' ich Euch sehr dankbar sein!" Der Rädelsführer wurde dunkelroth im Gesichte, starrte die Anderen an und verlegen zogen sich Alle zurück, ließen aber künftig die Hände von den Steinen und Staketen.

Ich bemerkte vorhin, Hackländer habe eine natürliche Scheu davor empfunden, sich Feinde zu machen. Im Allgemeinen war er in diesem Punkte fast über die Maßen ängstlich und vermied mit peinlicher Sorgfalt Alles, die Anderen herauszufordern. Und doch hat nicht leicht ein Mensch mehr Feinde, offene und heimliche, gehabt als gerade er.

Warum? — Wegen seines beispiellosen, an's Märchenhafte grenzenden „Weltglückes". Was unzählige Andere mit der riesigsten Anstrengung und ausdauerndsten Beharrlichkeit nicht erringen, das fiel ihm von selbst in den Schoß — als freies Geschenk der Grazien und Götter. Ja die Sache ging so weit, daß einst, als unter König Wilhelm von Württemberg ein neuer Bau- und Gartendirector in der Person eines Herrn Wildt ernannt worden war und Hackländer zu einem Freunde, dem Professor Rustige äußerte: „Dies wäre so die einzige Stellung bei Hofe, wornach mein Ehrgeiz stünde, doch damit ist's nun vorbei, denn Wildt ist ein noch junger Mann;" — daß, sage ich, Rustige ihm darauf erwiderte: „Weißt Du, Hackländer, Du hast solches Glück, daß Wildt Dir den Gefallen thut und bald

stirbt." Richtig! Es dauerte gar nicht lange, da legte sich Jener hin und segnete das Zeitliche — Hackländer wurde Bau- und Gartendirector, sein sehnlicher Wunsch ging in Erfüllung!

Nur wenigen Menschen ist ein solch wechselvolles, an Erfahrungen, Eindrücken, Erfolgen gleich reiches Leben vergönnt wie Hackländer. Mit größerem Rechte, als er in seinen hinterlassenen Memoiren, kann wohl Keiner von dem „Roman seines Lebens" sprechen. Erst Kaufmann, herumreisend mit Spirituosen, seine Zeit zum Theil verbringend mit Cigarrenwickeln und allen möglichen Handlangerdiensten, dann Soldat im Subalterndienst, Chorist, Schauspieler, Reisebegleiter, Privatsecretair eines hohen Gönners, Intendant der kleineren Belustigungen bei Hofe im übrigens harmlosen Stile des Marquis Corcy im „Postillon von Lonjumeau", Schlachtenberichterstatter im Lager eines berühmten Feldmarschalls, officieller Correspondent über großartige Vermählungsfeierlichkeiten fürstlicher Personen, Hofrath, Bau- und Gartendirector, vielvermögender Lord Lester — alle diese Stellungen brachten ihn mit so vielen Menschen aller Berufsklassen zusammen, eröffneten ihm bei seiner schon erwähnten eigenen Art, zu sehen, einen solch vielseitigen Einblick in die Lebensverhältnisse, ließen ihn auch nach allen Seiten hin so viel hinter die Coulissen blicken, daß dies dem Sittenschilderer wie Charakterzeichner eine unabsehbare Fülle von Material liefern mußte, ein Material, dem, wäre es auch weniger reichhaltig gewesen, das glänzende, unübertreffliche Erzählungstalent Hackländers noch immer genug abgewonnen hätte; denn er besaß im höchsten Grade die Gabe, aus nichts etwas zu machen. Man durfte ihm einen pikanten Titel sagen, er dichtete sich mühelos die Novelle hinzu. Ein spontanes Aufquellen der Erfindung, wie bei ihm, findet man nur bei ungemein wenigen Talenten; seine Phantasie kannte überhaupt keine Schwierigkeiten, das scheinbar Widersprechendste vermochte er spielend zu verbinden, das Widerstrebendste zusammenzufügen. Und all seine Geschichten schüttelte er nur so aus dem Aermel, ohne irgend welches Grübeln und Bohren; konnte es ihm doch passiren, daß er von einem Tage zum andern die Namen der Personen in dem Roman oder der Erzählung, woran er gerade dictirte, vergessen hatte. Uebrigens machte er sich's, was die Namen betrifft, im Allgemeinen bequem, er blätterte im Adreßbuche, bis er etwas fand, was ihm convenirte, und nahm dann nur eine kleine Variante daran vor.

Um Hackländers Erzählertalent dürften in der That viele bei weitem tiefer angelegte Schriftstellernaturen ihn beneiden. Man findet bei uns in Deutschland selten so einen rechten Erzähler von Gottesgnaden. Wir haben Darsteller genug, ja wahrhafte Virtuosen im Darstellen und Schildern, Meister in der Charakterzeichnung, wir haben die feinsten Köpfe im Ersinnen und Gliedern einer Fabel, die tüchtigsten Anatomen des Seelenlebens, Geister, die vor den höchsten Aufgaben nicht zurückschrecken — aber ihr Erzählen ist in der Regel nicht weit her. Ein so williges, durch und durch ursprüngliches Erzählertalent wie bei Hackländer finden wir nur etwa bei Karl Spindler, dessen Leiche eine unternehmende Verlagsbuchhandlung neuerdings wieder zu galvanisiren versucht hat, und bei Wilhelm Hauff, der aber viel zarter organisirt war als unser realistischer Lehrerssohn aus Burtscheid. Die Hauff'schen Märchen hat Hackländer in den „Märchen" und dem „Pilgerzug nach Mekka" nachgeahmt, aber nicht erreicht. Was er vor beiden Anderen voraus hatte, war die unerschöpfliche, echt rheinländische Bonhommie, die ihn auch nicht einen Augenblick, bei keiner Zeile, die er schrieb, im Stiche ließ. Seine Parole war: Leben und Leben lassen, und selbst wenn er ironisch wurde — zur eigentlichen Satire hat er's nie gebracht — lächelte er über die von ihm gestreiften Schwächen der Menschen als etwas Unabänderliches, Berechtigtes, einmal so in der Menschennatur Begründetes.

Bei aufmerksamem Beobachten findet man freilich einige Kunstgriffe heraus, die er bei seinem Erzählen mit immer raffinirterer Routine anwandte. Hierher gehört vor Allem eine mit den Wagner'schen Leitmotiven verwandte Manier. Wie dort beim Auftreten jeder Person sofort von Fiedlern und Bläsern ein ganz bestimmtes, stets wiederkehrendes Thema angestimmt wird, so nahmen auch die Hackländer'schen Figuren immer mehr gewisse Eigenheiten an, welche sie immer wiederholen. Der Polizeipräsident im „Europäischen Sklavenleben" hat die Gewohnheit, sich viel mit seiner Nase zu beschäftigen, und begleitet jede seiner Reden damit, daß er sein Riechwerkzeug auf- oder abschnellen läßt oder ihm zärtliche Nasenstieber versetzt. Bei weitem eigensinniger wird dies aber in den späteren Werken festgehalten, z. B. vernimmt der Leser, sobald der auf der Zigeunerinsel wohnende Schreiner im „Kainszeichen" den Mund aufthut, ein Geräusch, als ob dieser ein Brett hoble oder einen Ast säge; ein Andrer macht sich immer wieder durch die ganz bestimmte Art, wie er die Cigarrenasche abstreift, bemerklich, ein Dritter introducirt sich beim Sprechen beharrlich durch eine eigenthümliche und consequent festgehaltene Kopf- oder Handbewegung, ganz abgesehen von den Attributen, die immer von Neuem den nämlichen Personen beigelegt werden, die steifen weißen Halsbinden dem Hofmarschall, die „süße Stimme" und das „geräuschlose" Hantiren dem Kammerdiener, und dergleichen mehr. Bei seinen Frühstücksstuben, Rauchsalons, Diners und Festivitäten hat man oft, bei genauerem Hinsehen, den Eindruck wie bei Bildern eines Photographen, der dieselben Stellagen, Säulen, geschnitzten Stühle, Teppiche, Vorhänge und Blumentöpfe bei allen Aufnahmen wiederholt. Dieses Schabloniren ist übrigens eine Folge des Vielschreibens und findet sich bei allen gleich productiven Schriftstellern.

Wird Hackländer ebenso rasch vergehen und vergessen sein wie Clauren, Spindler und andere ehemalige Modetalente? — Man weiß, wie Schopenhauer über den Werth derjenigen Leistungen urtheilt, die so schnell und unmittelbar bei der großen Menge Beifall und Anerkennung finden. Wenn es freilich wahr ist, daß von dem Hauptwerke des berühmten Philosophen die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung in den Jahren 1827—48 durchschnittlich 2, sage 2 Exemplare jährlich verkaufte, so contrastiren damit seltsam genug die Ziffern vom Absatz der Hackländer'schen Werke, die — hätte ich sie nicht aus unwiderlegbaren Documenten ersehen — ich einfach nicht glauben würde. Von allen Hackländer'schen Romanen druckte Krabbe immer gleich Auflagen von 5000 Exemplaren. Viele davon, wie insbesondere das „Europäische Sklavenleben", erlebten 3 bis 4 gleich starke Auflagen, von denen jede, nebenbei gesagt, dem Autor in derselben Höhe wie die erste honorirt werden mußte. Und nachdem die Separatausgaben in diesem Maßstabe abgesetzt waren, begann die auf 60 Bände berechnete Gesammtausgabe und von der ersten Serie (20 Bände), allerdings die frischesten und lebensprühendsten der zahlreichen Werke, erschienen nicht weniger als 3 Auflagen von je 10,000 Exemplaren. Diese Serie umfaßt: „Namenlose Geschichten", „Soldatenleben im Frieden", „Wachtstubenabenteuer", „Kleinere Erzählungen und Humoristische Skizzen", „Handel und Wandel", „Reise in den Orient", „Eugen Stillfried", „Märchen", „Pilgerzug nach Mekka", „Europäisches Sklavenleben", sowie die Lustspiele „Der geheime Agent" und „Magnetische Kuren". Andere seiner Werke, wie „Ein Winter in Spanien" — worin er seine 27 Wörter Spanisch in unnachahmlicher Weise zu verwerthen wußte — und von den späteren „Der neue Don Quixote", „Tannhäuser", „Tagebuchblätter", „Der letzte Bombardier" u. s. w. erreichten nicht entfernt jenen Erfolg, doch wurden auch von dem fehlschlagendsten Buche, das er schrieb, immerhin noch 3- bis 4000 Exemplare abgesetzt, die Gesammtausgabe nicht gerechnet. Hie Schopenhauer, hie Hackländer!

Mit großem Stolze prophezeite aber einst der Philosoph seiner Mutter, der in Weimars goldenen Tagen vielgelesenen Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer, welche ihn über „die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde" mit einem apothekerlichen Witze ironisirte, daß nach ihren Schriften kein Hahn mehr krähen werde, wenn die seinigen sich erst Bahn zu brechen begännen. Bei ihr ist's eingetroffen, wird Aehnliches auch mit den Hackländer'schen Romanen der Fall sein? —

Ich glaube, nicht so schnell, als Viele meinen. Man muß — sagte unlängst mit Bezug auf Hackländer Berthold Auerbach zu mir — in der Literatur auch Kattun haben, nicht lauter

Seide. Und ein guter, hübschbedruckter, waschechter Kattun kann unter Umständen dauerhafter sein als eine fadenscheinige Seide. Auch trägt, wenn man den Vergleich weiterspinnen will, die Fürstin einmal zur Abwechslung gerne ein Kattunkleid gleich dem Nähmädchen. Hackländers Leserkreis umfaßt alle Schichten der Bevölkerung und jenseits wie diesseits des Oceans hat er treue und unwandelbare Freunde wohnen. Auch wenn man viel Oberflächliches von seinem Talente hinwegrechnet, bleibt immer noch ein respectabler Kern, der den Stürmen der Zeit Widerstand leisten wird. An seinem strammen, leichtlebigen, sporenklirrenden Offizier, an dem Maler, der den Knaben Drachen mit ellenlangen Schwänzen bemalt, an seinem klatschenden Bedientenvolk ꝛc. wird man noch lange sich ergötzen. Nicht so leicht wird Einer nach ihm das Leben einer großen Stadt in den Vorzimmern der Majestäten und Excellenzen wie am Marktstande der Hökerin, im opulenten Prunkgemach wie im armseligen Dachstübchen, so naturwahr und sprechend ähnlich beschreiben können, und nicht so schnell wird die Sorte jener Leser aussterben, die bei der Siesta auf einem behaglichen Fauteuil, zu einer Cigarre, dem Plauderer gerne zuhören. Es wird ihnen da hübsch deutlich und greifbar Alles hingestrichen, sie brauchen sich auch nicht einen Augenblick aus ihrer Gemüthlichkeit stören zu lassen.

Zunächst läßt dem „Roman meines Lebens“, der im Januar in einer Zeitung erscheinen und bald darauf in den Buchhandel kommen soll, ein großer Erfolg mit Sicherheit sich voraussagen. Arnold Wellmer ist beschäftigt, aus den mannichfachen Aufzeichnungen und der vorgefundenen Correspondenz des Verstorbenen (insbesondere mit der vielgenannten Stubenrauch) das Memoirenfragment zu einem Ganzen abzurunden. In dem Romane befindet sich eine ansprechende Charakteristik des ehemaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Karl von Württemberg. Wenn der Autobiograph die Geißel schwingt, so trifft er nur einige Mitglieder der Hofpartei, seinen Todfeind den kaiserlich russischen Geheimrath Nikolaus v. Adelung, Secretair der Königin Olga, Herrn v. Berlichingen, den früheren Adjutanten des Kronprinzen, Oberbaurath v. Egle, den Erbauer des Polytechnikums, Herrn Hofkammerpräsidenten v. Gunzert, Feodor Wehl, welch beiden Letzteren die Pflege der Stuttgarter Hofbühne anvertraut ist, und Andere mehr. Alle diese Darstellungen werden aufgewogen durch die Schilderung seiner Heimatsjahre. Daß nicht nur bei den Malern, sondern auch bei den Schriftstellern der Sohn den Vater übertreffen kann, erzählt uns Hackländer. Wer kennt von seinem Vater, dem Lehrer in Burtscheid, heutzutage noch das Bändchen Charaden und Parabeln, womit dieser einst seinen ersten und letzten Schritt in die Oeffentlichkeit gethan? — Das vielleicht einzige noch vorhandene Exemplar dieser Schrift steht im Hackländer'schen Bibliothekschrank still und bescheiden vor der fast unabsehbaren Colonne von Bänden, welche der Sohn geliefert hat.

Adolf Palm.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Töchter des Majors.

Lustspiel in 3 Aufzügen von Franz Hedberg. Aus dem Schwedischen vom Verfasser selbst übersetzt.

Seit dem ungewöhnlichen Erfolge des „Fallissements“ von Björnstjerne Björnson hat man den skandinavischen Dramatikern in Deutschland eine lebhafte Theilnahme zugewandt. Man hat bei uns von dem Verfasser des „Fallissements“ noch andere, sehr beachtenswerthe Dichtungen kennen gelernt: das düstre, unheimliche Familiengemälde „der Redacteur“, das zwar große Fehler, aber auch sehr große Eigenschaften enthält, und das vielleicht wegen der merkwürdigen Kraft in der Charakterzeichnung zu den bedeutendsten Dichtungen Björnsons gerechnet werden muß; das markige Drama „Zwischen den Schlachten“ und das fein empfundene Genrebild „die Neuvermählten“, in dem sich ebenfalls trotz des rein epischen Vorwurfs ein ursprüngliches und echtes Talent für die Bühne kundgibt. Alle diese Dichtungen haben etwas Eigenartiges, Gesundes, und sogar die bis zur Affectirtheit getriebene Knappheit in der Diction bereitet den deutschen Zuhörern ein eigenthümliches Behagen. Man hat außerdem in Henrik Ibsen, dem Verfasser der „Kronprätendenten“ und der „nordischen Heerfahrt“, einen originalen, gestaltungsfähigen Dichter kennen gelernt. Im letzten Winter hatte es fast den Anschein, als ob Voltaires Compliment an die Adresse der Kaiserin Katharina II.

„C'est du Nord aujourd'hui que nous vient la lumière“

für unsere deutsche Bühne mehr als ein Compliment werden, als ob unser deutsches Theater von den stammverwandten Skandinaviern wirklich fruchtbare Anregungen empfangen sollte.

Das königliche Schauspielhaus hat uns nun die Bekanntschaft mit einem neuen Schweden oder Norweger, mit Franz Hedberg vermittelt, dessen Lustspiel „die Töchter des Majors“ am vergangenen Freitag 9. November zum ersten Mal hier aufgeführt worden ist.

Hier liegt aber die Sache doch einigermaßen anders als bei den Dichtungen von Björnson und Ibsen. Die Werke der letzeren haben einen entschiedenen und besonderen Charakter, der es rechtfertigt, daß deren Bekanntschaft über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus gemacht werde. Bei Hedberg aber ist von irgend welcher Eigenartigkeit gar nicht die Rede. Soweit wir den Dichter nach dem uns vorgeführten Lustspiel beurtheilen dürfen, haben wir es mit einem bescheidenen, harmlosen Talente zu thun, das sich im großen Troß der Schriftsteller gewöhnlichen Schlages weder im guten noch im schlechten Sinne bemerkbar macht, das eben mitläuft, ohne irgend welchen Schaden anzurichten, aber auch ohne segensreich zu wirken. Hedbergs Talent hat nichts irgendwie Frappantes, das dazu reizen könnte, den Fernstehenden zum Nähertreten, den Vorüberlaufenden zum Verweilen einzuladen. Traurig müßte es in Wahrheit um uns bestellt sein, wenn wir genöthigt wären, in's Ausland zu gehen, um uns von dort einen Franz Hedberg zu holen. Zum Glück sind wir aber doch nicht gar so arm, und die versuchte Erwerbung dieser „Majorstöchter“ kann als etwas Entbehrtliches bezeichnet werden. So gut machen's die Deutschen am Ende auch noch, vielleicht sogar noch ein bischen besser.

Der Titel, „die Töchter des Majors“, ist nicht ganz zutreffend. Der Singular wäre richtiger gewesen, und das Stück hätte besser geheißen: „die Tochter des Majors“. Der Major hat allerdings zwei Töchter; aber die älteste, an der der Name Blenda das Hübschestе ist, entzieht sich mit dem Beginn der ersten Scene unserer Theilnahme und bleibt bis zum Schlusse uninteressant. Sie verlobt sich gleich zu Anfang mit einem nicht sehr ergötzlichen Lieutenant und ist als Braut die drei Acte hindurch, wie es den Bräuten häufig eigen ist, für alle Welt herzlich langweilig, bis auf den Bräutigam natürlich.

Es bleibt nur noch die zweite Tochter Lilly im Treffen, eine hübsch gezeichnete Naive, ein nettes liebes Mädchen ohne eine Spur von Originalität, — der übliche, erfreuliche Backfisch, der in zweiter Linie reizend wirken würde, dem aber kaum die Berechtigung zugestanden werden kann, eine erste Stelle einzunehmen. Um diese Lilly allein handelt es sich in den drei Acten, um ihre zunächst unbewußten jungfräulichen Regungen, die schließlich zum Bewußtsein der Liebe führen, so daß sie zu guterletzt „ihr Herz entdeckt“. Das geht denn auch ganz vorschriftsmäßig vor sich.

Auf das Gut des Majors kommt ein Studiosus aus Upsala, Birger geheißen. Lilly haßt ihn zunächst. Erster Act. — Selbstverständlich rettet er ihr das Leben. Zwischenact. — Der Major erfährt durch einen Dritten die Heldenthat des Jünglings und ist gerührt. Seine Rührung steigert sich zur Hochachtung, als ihm das Notizbuch des jungen Mannes, das diesem bei der bewußten Lebensrettung abhanden gekommen ist, in die Hände fällt. Es ist das Notizbuch, wie man es sich für ein Lustspiel gar nicht vollkommener denken kann. Es steht Alles schriftlich darin, was der Jüngling durch Thaten zu beweisen nicht in der Lage ist. Man ersieht aus diesem Notizbuch, daß man einen herrlichen Charakter in dem jungen Manne zu verehren hat. Er ist fleißig, er preist darin die Freude an der Arbeit. Er hat ein schönes Streben, denn er will Professor werden. Er liebt seine Mutter, denn er besingt sie in dem Gedichte „Mutterlieb'“, und man sieht, daß er ihr gern Freude bereiten

will. Durch dieses glänzende Zeugniß wird der Major für den jungen Mann gewonnen. Das junge Mädchen aber, Lilly, haßt den braven jungen Mann noch immer, aber in jener eigenthümlichen Weise, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Zweiter Act. — Der junge Mann fingirt die Nothwendigkeit abzureisen, das junge Mädchen empfindet nun Reue, „entdeckt ihr Herz" und fällt dem Geliebten nach einer leidlich trivialen Liebesscene in die Arme. Der gerührte „Vater-Major" segnet das Paar unter Vorbehalt, denn Lilly muß erst auswachsen und der Studiosus muß sein Examen machen. Aber dann! Dritter Act. Schluß. —

Ehe der Vorhang fällt, tritt der Pfarrer auf und gibt ein merkwürdiges Räthsel auf. Es lautet ungefähr so: „Was ist das, wenn man freudvoll und gleichzeitig leidvoll ist, und dabei gedankenvoll? Was ist das, wenn man langt und bangt in schwebender Pein? Was ist das, wenn man himmelhoch jauchzt und dabei doch zum Tode betrübt ist?" Nun macht er ein pfiffiges Gesicht, und einer von den grundgescheidten Leuten erräth: „Das ist die Liebe." Und darauf fällt der Vorhang.

Wie man sieht, ist Alles das nicht sehr überraschend. Um die Zeit abzukürzen, wird das ganze Stück hindurch gegessen und getrunken, gerade wie in dem nüchternen und arg überschätzten „Ami Fritz".

Es geht ein biedermännisch-philisterhafter Zug durch das ganze Stück, der demselben eine recht langweilige Physiognomie gibt. Die Leute sind alle von einer unausstehlichen Bravheit. Ein braver Major, mit einer braven Schwester, braven Töchtern und einem braven Neffen, dazu noch der brave Freund aus Upsala und der Lieutenant, der jedenfalls auch brav ist. Es sind lauter gute Leute, mit denen ich im Leben sehr gern verkehren möchte; aber sie sind eben nichts weiter.

Mit dieser ruhigen alltäglichen Harmlosigkeit in den Charakteren stimmt eine gewisse Rauhheit in den Sitten nicht ganz überein. Sollte die Derbheit in der Sprache, die uns oft verletzt, skandinavische Localfarbe sein? — Ich weiß es nicht, ich glaube es aber nicht. Jedenfalls wird in dem Stücke mehr geflucht, geteufelt und gedonnerwettert, als vonnöthen wäre, und als es uns für die gebildeten Kreise, in denen die Handlung spielen soll, zulässig erscheint.

Im ersten Acte ist noch am meisten Frische. Da hat das Lustspiel etwas Behagliches und Gemüthliches, das eine günstige und empfängliche Stimmung für die Ereignisse, die da kommen sollen, vorbereitet. Nun bleiben die Ereignisse aber aus. Die Empfänglichkeit hat keine Gelegenheit sich zu üben, und schließlich, wenn man bemerkt, daß die Geschichte gerade so harmlos ausläuft, wie sie begonnen hat, daß der Dichter sogar auf den Versuch verzichtet, uns durch irgend einen äußerlichen oder innerlichen Vorgang von Bedeutung zu fesseln — schließlich ist die Enttäuschung da, und man kommt in jene verzweifelte Laune, in der man die verfänglichste aller Fragen stellt: „Wozu das Alles?"

In der Rolle der Lilly hat Fräulein Abich dem Publicum eine freudige Ueberraschung bereitet. Die jugendliche Künstlerin war ganz reizend, natürlich und komisch, achtsam und geschickt. Man merkte der Darstellerin an, daß sie studirt und von der größten Virtuosin der Naivetät viel profitirt hat. In dieser Rolle hat sich Fräulein Abich zum erstenmal als ein bemerkenswerthes Talent zeigen können und sie hat die Gelegenheit wahrgenommen. Frau Frieb-Blumauer machte aus der Nebenrolle der Schwester wieder eines jener sauberen, bis zur Vollendung ausgearbeiteten kleinen Kunstwerke, die uns zu immer erneuter Bewunderung der Meisterin zwingen. Herr Oberländer spielte mit discreter Komik und wirksam, nur war zu bedauern, daß er seinem Organ zu all den Flüchen, die ihm der Autor in den Mund gelegt hat, Zwang anthun mußte. Die nichtssagende Tochter Blenda wurde von Fräulein Reichardt, die drei braven jungen Leute: der Studiosus, der Neffe und der Lieutenant wurden von den Herren Dehnicke, Vollmer und Goritz angemessen dargestellt. Die anderen Rollen sind noch episodenhafter gehalten. Am Spiele und an der Inscenirung liegt es jedenfalls nicht, wenn das nicht erhebliche Stück spurlos vorübergeht.

Der russische Kriegsplan.

Historisches Intriguenstück in vier Acten von Julius Werther.

Der Verfasser ist ein praktischer Bühnenmann und auch bühnenkundig. Er leitet jetzt das Mannheimer Hoftheater. Er hat früher eine ganze Reihe von Schauspielen und Trauerspielen geschrieben, von denen das eine, „Pombal", wegen der stark anticlerikalen Tendenz seiner Zeit von sich hat reden machen und vielfach aufgeführt worden ist. Mit den übrigen Stücken scheint der Verfasser weniger Glück gehabt zu haben.

Sein neuestes dramatisches Werk, „der russische Kriegsplan" oder, wie es correcter im Bühnenmanuscript heißt, „der Kriegsplan", hat bei der Aufführung im Nationaltheater eine freundliche Aufnahme gefunden. Das Publicum des Nationaltheaters schien an der Entwicklung und an der Lösung ein reges Interesse zu nehmen und rief die Darsteller nach jedem Acte wiederholt hervor.

Die Kritik, die es ernst mit ihrer Aufgabe nimmt, wird dieses Urtheil freilich nicht ohne Weiteres unterschreiben können. Sie wird bei dieser Art von Stücken, in welcher die kunstvolle Schürzung und Entwirrung des dramatischen Knäuels das Hauptmoment bildet, immer wieder und wieder zu dem Hinweise auf das Nachbarland und zu dem nicht sehr ermuthigenden Bekenntniß genöthigt, daß sich die Franzosen auf derlei besser verstehen. Man braucht da nicht gleich an das Muster der Gattung, an Scribes „Glas Wasser" zu denken. Es bedarf weder der „Historie" noch der „Intrigue"; es genügt, sich die wahrhaft unheimliche Gewandtheit zu vergegenwärtigen, die z. B. Victorien Sardou im „letzten Brief" („Pattes de mouche") an den Tag legt, um zu der Erkenntniß zu gelangen, daß wir mit unsern gut gemeinten und treuherzigen Versuchen hinter dieser diabolischen Fingerfertigkeit weit zurückbleiben. Auch in dem Sardou'schen Stücke, das die ganz einfache Bezeichnung „comédie" führt, handelt es sich gerade wie in dem „historischen Intriguenstücke" von Julius Werther um ein Schriftstück, dem der Eine nachjagt, das aber durch die wunderbarsten Fügungen in alle möglichen Hände geräth und jeden Augenblick zum Verräther zu werden droht. Aber wie fein, wie ergibig, wie unerschöpflich ist da die Erfindung! Wie wird da der Zuschauer durch die wirklich unerwarteten Schwierigkeiten, an deren Lösung sich seine Phantasie vergeblich versucht, beständig in Athem gehalten! Wie geistvoll und überraschend sind die Mittel, die der französische Dichter ersinnt, um aus all den Wirren seine Personen herauszuziehen! Bei Werther sind die Schicksale des wichtigen Documentes allerdings nicht minder befremdliche, aber sie sind nicht originell genug, um das Interesse für vier Acte rege zu erhalten. Das Feinsinnige bei Sardou ist hier abgelöst durch das Unwahrscheinliche.

Das Eigenthümliche bei den von Werther ersonnenen Intriguen beruht darin: daß die Gefahr der Enthüllung immer als eine drohende erscheint, daß aber dann irgend ein unmotivirtes Ereigniß diese Gefahr gemächlich bei Seite schiebt, daß die Leute mit andern Worten das Richtige errathen, aber aus unbekannten Gründen es unterlassen, dies Richtige auch zu thun.

Ich muß nun, ganz abgesehen von allem Anderen, noch gestehen, daß mir Stücke, in welchen Kriegspläne in offnen Schränken umherliegen, immer ein gewisses Mißtrauen einflößen. Und dieses Mißtrauen ist durch das Werther'sche Stück in mir noch befestigt worden.

Werther beruft sich auf Schlossers „Weltgeschichte" als auf die Quelle, aus der ihm die Anregung zu seinem Stücke geflossen ist. Im Schlosser lesen wir, daß Tschernitscheff vom Ende des Jahres 1808 bis zum Februar 1812 zwölfmal zwischen Petersburg und Paris hin- und herreiste „und sich meisterhaft darauf verstand, Geheimnisse auszukundschaften, vornehme Weiber zu verführen und auszulocken, hohe Beamte zu bestechen und Napoleons Polizei in ihrem eigenen Netze zu fangen". Unser berühmter Historiker erzählt ferner, daß Tschernitscheff, „dieser verschlagene Kundschafter, im Februar 1812 durch Bestechung den ganzen Plan des Feldzuges, sowie alle an die Obergenerale erlassenen Befehle, alle Anordnungen wegen der Märsche und alle Armeelisten erhalten hatte".

Werther hat nun versucht, die Lücke in der Geschichte durch seine dichterische Phantasie auszufüllen. Der Stoff ist, wie man schon aus diesen wenigen Andeutungen ersieht, dankbar; und gerade hier durfte der Dichter, ohne die Geschichte allzusehr zu mißhandeln, in größter Freiheit schalten und walten. Werther hat also die Aufgabe sehr richtig erkannt; aber die Lösung derselben scheint mir weniger tüchtig. Wie Tschernitscheff es angefangen hat, sich den Kriegsplan zu verschaffen, — das ist und wird wohl ein ewiges Geheimniß bleiben; aber so wie es Werther annimmt, ist es ganz gewiß nicht geschehen! Man brauchte keinen Tschernitscheff nach Paris zu schicken, um eine so einfache Mission zu erfüllen, wie sie hier dem Unterhändler aufgegeben ist. Dem guten Tschernitscheff wird die Sache so leicht, so leicht gemacht; er selbst macht sie sich nur schwer!

Wenn das Stück wahrhaft fesseln sollte, so müßte meines Erachtens Tschernitscheffs Verschlagenheit und Gewandtheit den Sieg über die intelligente Wachsamkeit der französischen Regierung davontragen; er müßte ebenbürtige Gegner besiegen. Hier aber hat er nur mit den traurigsten Stümpern zu thun, oder nur mit den gefügigen Werkzeugen seiner eignen Unbedeutendheit. Von den drei Franzosen ist der eine ein bestechlicher Lump, der ihn ohne welche Schwierigkeiten gegen Zahlung einer bestimmten Summe in den Besitz des Documentes setzen will und zu setzen vermag. Der Andere ist der Polizeipräfect, ein durchaus unbefähigter, kurzsichtiger eitler Narr, der die mangelnde Energie im Handeln durch energische Schimpfworte zu ersetzen sucht. Die dritte französische Persönlichkeit ist die Herzogin Abrantes, die den russischen Gesandten leidenschaftlich liebt. Das sind die Vertreter der feindlichen Nation! Also: Verrath, Unfähigkeit und Leidenschaft. Mit solchen Bundesgenossen kann auch eine mäßige Intelligenz viel ausrichten.

Es spielen nun noch zwei Personen in die Handlung hinein: ein deutscher Jüngling und ein deutsches Mädchen, die sich lieben und die also höchstens unbequem, aber nicht eigentlich gefährlich werden. Der Jüngling, ein Herr von Rehberg, früher preußischer Offizier im Schill'schen Corps, ist Secretair Tschernitscheffs. Das junge Mädchen, Ernestine von Heinitz, ist die Nichte des treulosen Beamten Michel, der sich Tschernitscheff verkauft hat. Die Beiden scheinen das ideale Gegengewicht zu Tschernitscheffs Verschlagenheit herstellen zu sollen. Aber ungewichtig wie die Verschlagenheit des Russen ist auch der Idealismus der guten Deutschen. Sie haben die nämliche Charaktereigenthümlichkeit, die darin zu finden ist, daß Beide jedesmal, wenn ihnen von Tschernitscheff etwas angesonnen wird, was ihnen zweideutig oder gar unehrenhaft erscheint, zunächst eine gesinnungstüchtige Opposition erheben, daß Beide aber die moralischen Bedenken alsbald fallen lassen und unter sittlichem Protest das thun, was Tschernitscheff verlangt.

Ich will nun den Versuch machen, die Handlung, wie sie Werther erzählt, zu berichten.

Tschernitscheff wird, wie schon angedeutet, vom Glück in ungewöhnlicher Weise begünstigt. Er findet sofort einen bestechlichen Beamten im Kriegsministerium, der ihm gegen eine Vorbezahlung von 30,000 Rubel und das Versprechen einer Nachzahlung derselben Summe den Riegel offen läßt, der ihm den Zutritt zum Bureau des Kriegsministeriums verschafft, das Bureau verläßt, ihm den Schrank zeigt, in welchem der Kriegsplan sich befindet, den Schlüssel stecken läßt und sogar die grüne Farbe des Umschlages, in welchen das Document gelegt ist, bezeichnet. Damit ist die Hauptschwierigkeit für Tschernitscheff, einen so gefälligen Beamten zu finden, gleich zu Anfang gelöst, und der wichtigste Theil der Handlung hat sich bereits erfüllt, als der Vorhang aufgeht. Tschernitscheff gelangt also in das Bureau. Er braucht den Plan nur zu nehmen und mit den schnellsten Pferden Paris zu verlassen. Anstatt dessen aber verweilt er thatlos eine halbe Stunde im Bureau, schaut mit platonischen Liebesblicken zu dem zugänglichen Schrank hinüber und verliert damit seine Zeit, seinen deutschen moralischen Secretair, Herrn von Rehberg, zu veranlassen, das Document zu entwenden. Der deutsche Secretair ist sittlich entrüstet über das Ansinnen, das Tschernitscheff an ihn stellt. Darauf thut dann Tschernitscheff, was er gleich hätte thun sollen: er nimmt das Document. Er liest den Kriegsplan oder wenigstens die entscheidenden Stellen daraus auf diesem überaus gefährlichen Terrain, im Bureau des feindlichen Kriegsministeriums, laut vor! Weshalb? — Um die sittlichen Bedenken des Deutschen niederzuschlagen, um diesem klar zu machen, welche Gefahr Europa von Napoleon drohe, um den guten Deutschen einzuweihen, um ihn zu gewinnen, um ihn zu bewegen, daß er den Kriegsplan abschreibt.

Das Alles erscheint mir denn doch unglaublich wenig diplomatisch. Wenn man einen Beamten findet, der den Kriegsplan entwenden läßt, dann findet man auch wohl einen zuverlässigen Schreiber in seinem Bureau, der ihn abschreibt, findet auch wohl einige Stunden der Nacht, um das wichtige Geschäft selbst zu erledigen. Deswegen braucht man ein solches Staatsgeheimniß von der alleräußersten Wichtigkeit nicht einem unwilligen Secretair vorzulesen. Abgesehen von dieser Unwahrscheinlichkeit hat die Vorlesung eines Kriegsplanes auf der Bühne immer etwas Mißliches. Die Kriegspläne auf der Bühne sind durch das unvergleichliche Meisterstück des Generals Bumbum in der „Großherzogin von Gerolstein" einigermaßen discreditirt. „Ich theile meine Armee in drei Theile; das eine Corps rückt links vor, das andere in der Mitte, das dritte rechts und wir alle zusammen hauen den Feind." Dergleichen ernsthafte Staatsacten haben auf der Bühne immer einen unwillkürlich komischen Beigeschmack.

Der tugendhafte Secretair wird von der Großartigkeit des Planes mit Entsetzen erfüllt, und in dieser Stimmung nimmt er Tschernitscheffs Anerbieten an und schreibt den Plan ab. Nun gilt es, nachdem dies geschehen, das Document an die frühere Stelle zurückzuschaffen. Der Secretair, Herr von Rehberg, begeht die unverzeihliche Unvorsichtigkeit, das Original seiner Geliebten anzuvertrauen, Fräulein von Heinitz, denn diese hat die Schlüssel des treulosen Beamten, ihres Oheims! Man denke sich eine solche Verwaltung! Ein Kriegsplan liegt in einem leicht zugänglichen Bureau, in einem Schranke, dessen Schlüssel unter Umständen am Schlosse gelassen werden kann und gewöhnlich von einem jungen Mädchen verwahrt wird! Die Abschrift läßt der leichtsinnige Mensch in seinem Zimmer und begnügt sich, dieses unschätzbare Document in ein gewöhnliches Couvert zu siegeln und noch dazu an Tschernitscheff zu adressiren! Da materielle Schwierigkeiten nicht vorhanden sind, so müssen die moralischen hervorgeholt werden. Ernestine von Heinitz weigert sich also, die Papiere zu nehmen; als aber die Polizei kommt, um den Secretair von Rehberg zu verhaften, nimmt sie sie doch.

Damit die ungeschickte Sache noch weniger geschickt ausgeführt werde, wird noch eine Dame, und noch dazu eine ergebene Französin in das Geheimniß gezogen: die Herzogin von Abrantes. Tschernitscheff selbst schreibt ihr, daß sie im Zimmer des Secretairs ein versiegeltes Packet finden werde; sie möge sich dasselbe verschaffen und ihm übergeben. Ich verstehe nicht viel von Diplomatie, aber mehr als dieser Tschernitscheff doch wohl; denn ich weiß — und ich bilde mir auf diese Wissenschaft nicht viel ein, weil es ein Jeder weiß —, daß man nicht gut daran thut, an wichtigen Operationen, die die tiefste Discretion voraussetzen, eine große Anzahl von Personen zu betheiligen. Konnte ich Tschernitscheff schon schwer begreifen, daß er seinem Secretair, von Rehberg, den Kriegsplan vorliest und durch diesen, der ihm nicht mit Leib und Seele ergeben ist, den Plan abschreiben läßt, war mir dieser Herr von Rehberg schon ein Räthsel, daß er seiner Braut die Geschichte erzählt und diese an der Handlung betheiligt, so ist mir jetzt Tschernitscheff gar nicht mehr verständlich, daß er nun noch eine dritte Person, eine Französin hinzuzieht, — eine Feindin, die ihm vorher erklärt hat, daß sie ihn verrathen werde, sobald sie vaterlandsfeindliche Anschläge von ihm in Erfahrung bringe.

Inzwischen hat Ernestine die in dem versiegelten Couvert befindliche Abschrift des Planes aus dem Zimmer ihres geliebten Herrn von Rehberg an sich genommen, weil sie befürchtet, daß die Polizei Haussuchung halten und daß ihr Geliebter, wenn man ein solches Papier bei ihm fände, vernichtet werden würde. Leider hat sie keine Tasche in ihrem Kleide — das muß man wenigstens voraussetzen, denn sonst würde sie die Papiere doch wohl nicht in der Hand behalten. — Sie behält aber das versiegelte Packet in der Hand und wartet, bis die Polizei kommt und sie fragt, was das für ein versiegeltes Packet sei? Die Polizei hat überhaupt in diesem Stücke den Beruf, stets zur rechten Zeit zu kommen, und stets das Unrichtige zu thun. „Geben Sie das Papier," ruft der Polizist, „sonst brauche ich Gewalt!" Da tritt die Herzogin von Abrantes auf, um den ihr von Tschernitscheff gegebenen Auftrag zu erfüllen. Die Herzogin nimmt das Papier und sagt dem Polizisten: „Halten Sie Ihre Haussuchung. Was das Packet betrifft, so stehe ich Ihnen dafür." Diese Versicherung genügt den gutmüthigen Beamten. Es versteht sich, daß sie nun nichts finden; denn das Einzige, worauf es ankommt, hat ja die Herzogin in der Hand. Nun erscheint der Präfect. Er bittet gleichfalls um das Packet, die Herzogin weigert sich abermals, und auch der Präfect ist damit zufrieden. Die Herzogin von Abrantes ahnt und weiß, daß das Packet den Kriegsplan enthält. Sie sagt es Tschernitscheff gerade in's Gesicht. Als aber dieser den fadenscheinig-jesuitischen Ausspruch thut: „Bei meiner Ehre, dies Couvert enthält Schriften von der Hand meines Secretairs," wird der wohlbegründete Verdacht der Herzogin so vermindert, daß sie davon Abstand nimmt, ihr Versprechen zu erfüllen und den Verrath zur Kenntniß ihrer Regierung zu bringen. Sie richtet anstandshalber noch an den Secretair die ernsthafte Frage, ob wirklich dies Papier Schriften von seiner Hand enthalte, und als dieser das bestätigt, stellt sie nur die weitere, allerdings sehr verfängliche Frage: „Von welcher Art sind die Papiere?" Darauf schweigt der Secretair. Tschernitscheff versetzt: „Wollen Sie

dem armen Jungen so früh schon die Kugel bereiten?" Und darauf sagt die Herzogin menschlich schön, aber recht wenig verständig: „Nein, ich werde nicht weiter fragen." Das erleichtert die Sache allerdings ungemein! Als nun der Polizeipräfect sehr vergnügt zurückkommt und meldet, daß der Plan am gehörigen Orte unversehrt liege, da ist alle Welt befriedigt. Die Herzogin übergibt Tschernitscheff das versiegelte Packet ohne weitere Bedenken und Tschernitscheff befriedigt die „entsetzliche Neugier" der Herzogin, indem er auf ihre Frage, was denn das Packet eigentlich enthalte, die Antwort gibt: „Die früheren Lebensschicksale meines Secretairs; er war Offizier in Schills Freicorps." „Ah! — begreiflich — sehr begreiflich," fügt die Herzogin hinzu. Tschernitscheff steckt die Abschrift des Kriegsplanes in seine Tasche, und der Vorhang fällt.

Einer weiteren Kritik der Handlung glaube ich mich enthalten zu können. Ich vermisse in der Erfindung die Feinheit und das Ueberraschende. Solche Intriguenstücke bieten nur dann einen Reiz, wenn sie mit verwickelten Räthseln Aehnlichkeit haben, an deren Lösung man sich lange Zeit vergeblich abmüht. Hier aber, wo man in jeder Scene dem Einen oder Andern zurufen möchte: „Die Sache ist ja so einfach, greif zu! das Gelingen ist gesichert," wo nicht die Gewandtheit des Siegers, sondern die Unbeholfenheit des Besiegten beständig in das Vordertreffen gerückt wird, hier ist auch dieser fragliche Reiz nicht vorhanden. Ich gestehe, daß ich mir von den diplomatischen Leistungen Tschernitscheffs bisher eine andere und bedeutendere Vorstellung gemacht hatte, als ich sie aus seinen Handlungen in dem Werther'schen Intriguenstücke gewinnen kann.

Um sonst noch einige Einzelheiten hervorzuheben, bemerke ich, daß ich es für unpraktisch halte, wenn über eine Persönlichkeit zu viel Aufhebens auf der Bühne gemacht wird. Gerade wie es in der Wirklichkeit dem Eindruck, den ein Individuum hervorbringt, überaus nachtheilig ist, wenn über den Betreffenden, bevor er im Stande ist, durch seine Thaten für sich zu gewinnen, viel, d. i. zu viel Gutes gesagt wird, so ist es auch auf der Bühne. Man soll nicht den Geist, die Unwiderstehlichkeit seiner Helden zu laut rühmen; ein einfacher Empfehlungsbrief ist geschmackvoller und praktischer. Von Tschernitscheff hören wir, ehe er aufgetreten ist, daß er ein „Magier" ist, ein Mann, „dem Keine widersteht", ein „Herzenzerknitterer", ein „Herzenverschlinger". Dadurch wird ihm die Aufgabe, uns zu gefallen, sehr erschwert.

Wahrscheinlich um seinem Helden einige Localfarbe zu geben, hat Werther Tschernitscheff bei vielen Gelegenheiten Reminiscenzen an Rußland in den Mund gelegt. Er schwört z. B. bei „Iwan" und den „Thürmen von Moskau", bei „Alexander Newski", bei „dem Haupte des Czaren", bei „der heiligen Jungfrau von Kasan", ja, in dem Augenblicke, als ihn die Liebesleidenschaft zu übermannen droht, sagt er mit einer unglaublichen Nüchternheit: „Denke an den Kreml von Moskau!" Mir will das nicht recht gefallen. Namentlich diese zur Charakteristik russisch angehauchten Eide haben etwas oberflächlich Handwerksmäßiges in der Charakterisirung, das vermieden werden sollte. Es ist niedere Literatur, die einen Matrosen „beim Bugspriet" und „bei der Takelage" schwören läßt, oder einen Maler oder Bildhauer „bei meinem Pinsel" oder „bei meinem Modellirholz".

Das Werther'sche Stück verräth gleichwohl eine nicht zu unterschätzende Bühnengewandtheit. Einzelne Scenen sind recht gut geführt, und man merkt, daß der Verfasser weiß, worauf es ankommt. Die Actschlüsse sind z. B. sammt und sonders wirkungsvoll. Die Titelrolle spielte am Nationaltheater Herr Karl Sontag. In den ernsten und pathetischen Stellen, in denen die Vortragsweise der alten Schule, namentlich der Emil Devrient'schen, sich deutlich bemerkbar macht, gefiel er mir weniger als in den humoristischen, die er ganz vortrefflich spielte. Der Darsteller hatte einen großen Erfolg. Von den heimischen Mitgliedern verdient außer dem trefflichen Menzel (Michel) besonders Fräulein Stengel (Herzogin von Abrantes), die sich in Dozcis „Kuß" auf das Günstigste bei dem Berliner Publicum eingeführt hat, hervorgehoben zu werden. Auch Fräulein Schwarz, die sich mit der Rolle der Ernestine redliche Mühe gab, mag noch hier genannt werden. Das Stück war gut einstudirt, es ging flott und war gut ausgestattet.

Paul Lindau.

Notizen.

Die politische Situation hat sich während der Unterbrechung von vier Monaten, welche die Wochenchronik in diesen Blättern erlitten, nicht viel verändert. Der Verfasser war in die Ferien gegangen, hatte in der Schweiz, in Venedig, Rom und Neapel verweilt, Mancherlei gesehen und neue Eindrücke gesammelt. Aber die Welt ist inzwischen nicht sonderlich von der Stelle gerückt. Im Innern ist die Krisis permanent und Niemand weiß, was daraus werden soll. In den Zeitungen liest man darüber hin und wieder einige mysteriöse Andeutungen, die nur beweisen, daß man die Dinge nicht gern beim Namen nennt. Wenn sich Leute finden ließen, die des Reichskanzlers Gedanken stets geschickt und willjährig ausführten, zugleich aber ihre Collegen sowie die untergebenen Bureaus hinlänglich beherrschten, dann wäre Allen geholfen. Solche Gaben jedoch einer zugleich ergebenen und imponirenden Doppelherme sind nicht Jedermann verliehen. Dies erklärt intime Schwierigkeiten, die nach außen dem naiven Sinn wie unlösbare Räthsel erscheinen. Was man in Berlin darüber hört, klingt wie eine fremde Sprache. Die Menschen werden wie umgewandelt dargestellt und sind doch, näher angesehen, genau dieselben, die sie früher waren. Graf Eulenburg soll wegen des Festhaltens an einer Städteordnung weggegangen sein, welche das Staatsministerium zuerst angenommen hatte, während sie dann in Varzin zu liberal erachtet wurde. Camphausen und Achenbach sollen erschüttert sein, namentlich, weil sie dem Project der Reichseisenbahnen nur eine laue Unterstützung leihen, oder gar einen stillen Widerstand entgegenbringen. Camphausen hätte überdies, wie die Sage geht, durch vergebliche Zugeständnisse an den zu hoher Gunst gelangten Schutzzoll die Zuneigung seiner politischen Freunde verscherzt und dieselben durch das constitutionelle Glaubensbekenntniß von Ende October nicht hinlänglich versöhnt. So geht das Ministerium aus den Fugen, und es ist nicht einmal ein Hamlet da, der es wieder einrenken und hinterher über die undankbare Aufgabe fluchen könnte. Vielleicht wird dieser Nebel, wie er unschuldige Gemüther umfängt, durch irgend einen officiellen Sonnenblick zu Weihnachten erhellt. Bis dahin müssen wir uns gedulden und inzwischen die trostreiche Versicherung hinnehmen, daß von einer Reaction in neuer Auflage keine Rede sei. Die Nationalliberalen werden im Gegentheil mit der schrecklichen officiösen Verleumdung heimgesucht, daß sie an den Eintritt in das Ministerium dächten und ein paar angenehme Portefeuilles vorkommenden Falles nicht abweisen würden. Wir können an solche verbrecherische Regungen nicht glauben. Als ob liberale Kammermitglieder in Preußen eine andere Bestimmung hätten, als Reden zu halten, sich um die auswärtige Politik möglichst wenig zu kümmern und zu votiren, was von ihnen verlangt wird. Mit anderen Ländern abgelernten Redensarten, daß eine Partei ihr politisches Programm praktisch ausführen und durch den Eintritt in die Geschäfte zur Regierungsfähigkeit heranreifen, auch das Gefühl der Verantwortlichkeit gewinnen müsse, mit solchen französisch englischen Phrasen soll man uns unbehelligt lassen. Was ein ehrenwerther Abgeordneter von gouvernementaler Initiative sagte, welche zu ergreifen die Liberalen sich veranlaßt sehen könnten, war eine unverzeihliche Indiscretion, die ihm officiös, so lange er draußen steht und nicht selbst die Herren inspirirt, nicht vergessen wird. So sieht es unsicher und verworren genug im Innern aus, und nur so viel darf man glauben, daß es mit dem von der heimischen Medisance an die Wand gemalten Teufel der Reaction gute Wege hat. Nach außen hin herrscht für uns Stille. Frankreich ist wieder interessant, und wer unsere Blätter mit dem stehenden Premier Berlin über die Pariser Vorgänge ansieht, sollte an die Rückkehr der Zeiten glauben, wo der preußische Staatsanzeiger an der Spitze des Blattes die Nachrichten aus London, Paris oder Peking brachte. Der orientalische Krieg dagegen leidet an chronischer Monotonie. Im Felde geht es den Russen wieder leidlich gut, während die Misère zu Hause bei ihnen groß ist. Man konnte diesen Sommer und Herbst unterwegs Gefährten aus aller Herren Ländern haben. Nur die Russen waren ausgeblieben. Der berühmte, aber im Cours mindestens um ein Drittel gesunkene Rubel auf Reisen glänzte durch seine Abwesenheit. Vornehme russische Damen, die statt der theuren Heimat das dear abroad zur Devise ihres Lebens erkoren und welchen eine gewisse Neigung zur Spionage in der europäischen Gesellschaft nachgejagt wird, waren unsichtbar geworden. Im

Uebrigen verdienten die Türken genau so viel Sympathie wie ihre Gegner. Recht hatte wohl jener Geistliche in Mailand, der, im September, als die Russen Schläge bekamen, achselzuckend meinte, man wisse nicht, für wen man beten solle! Zu verwundern bleibt angesichts der verminderten russischen Ressourcen die Andacht, mit welcher eine gewisse Presse die Mission des heiligen Czarenreiches preist. Man darf indessen annehmen, daß eine derartige publicistische Begeisterung großentheils freiwillig auflodert und jedenfalls ohne nennenswerthe Opfer zu erlangen ist.

* * *

„Kunst und Leben", ein neuer Almanach für das deutsche Haus von Friedrich Bodenstedt. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Mit diesem Bande macht der Verleger den Versuch, die „Almanache", die früher in großer Blüthe standen und das eigentliche literarische Festgeschenk zur Weihnachtszeit bildeten, dann aber vom Büchermarkte ganz verschwunden sind, wieder in's Leben zu rufen. Dieser Almanach hat also augenscheinlich die Bestimmung, das literarische Festgeschenk dieses Weihnachtsfestes zu werden. Im Interesse des Verlegers können wir nur wünschen, daß seine Erwartung nicht getäuscht wird. Als Herausgeber ist Friedrich Bodenstedt gewonnen und dieser hat eine Zahl von schon bedeutenden oder viel versprechenden Mitarbeitern herangezogen. „Kunst und Leben" macht, wenn man die Inhaltsangabe liest, den Eindruck, als ob man das Inhaltsverzeichniß eines Bandes von „Nord und Süd" vor sich habe. Das Auge fällt gleich auf die Namen Bodenstedt, Pecht, Ferdinand Hiller, Emanuel Geibel, Jacob von Falke ꝛc. Auch die Ausstattung: das Format, das getönte Papier, die Kopfleisten und Schlußstücke, die Titel und Autorennamen in Schwabacher Schrift erinnern an die genannte Monatsschrift. Novellistische Beiträge haben geliefert: Otto Roquette, Robert Waldmüller-Duboc und Maximilian Bern, poetische Beiträge: Gottfried Kinkel, Emanuel Geibel, Gottfried Keller, Karl Stieler und natürlich der Herausgeber, dessen Name im Inhaltsverzeichniß sogar achtmal wiederkehrt. Ferdinand Hiller plaudert über die Lehrjahre in Weimar; Jacob von Falke behandelt den Garten, seine Kunststile und Kunstprincipien; Karl von Binzer erzählt eine Künstlerfahrt nach Frankreich; Ludwig Laistner bringt einen Essai über „Nebelsagen". Etwas eigenartig nehmen sich in dieser Sammlung die wissenschaftlichen Aufsätze von Franz von Holtzendorff über den Gefängnißreformator und Menschenfreund John Howard und von Schweinfurth über die ältesten Klöster der Christenheit aus. Den erläuternden Text zu den Illustrationen, die von einigen der besten Künstler herstammen, u. A. Friedrich August Kaulbach, Schraudolph, Kurzbauer ꝛc., hat Friedrich Pecht geschrieben. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll. l.

Offene Briefe und Antworten.

Wir haben in einer der letzten Nummern der „Gegenwart" den Brief des Herrn Rectors Engeln in Egeln aufgenommen, in welchem die etwas seltsame Behauptung aufgestellt wurde, daß des „Pudels Kern" correcter des „Puhls Kern" heißen müsse. Wir haben selbstverständlich vorausgesetzt, daß dem Herrn Rector ein solches geflügeltes Wort aus der vorgoethischen Zeit bekannt sein müsse und daß Goethe dasselbe für den Auftritt des Mephisto also absichtlich travestirt und corrumpirt habe. Uns war die Entdeckung eine ganz neue, und wir hielten es für interessant genug, dieselbe zur Kenntniß eines literarischen Leserkreises zu bringen. Nun sind uns aber innerhalb der letzten vierzehn Tage einige Dutzende von Briefen aus allen Punkten Deutschlands zugegangen, darunter eine große Anzahl, welche von Fachmännern geschrieben sind, und in keinem derselben ist von einem vorgoetheschen geflügelten Worte über „des Pudels" oder „des Puhls" Kern die Rede. In allen diesen wird vielmehr der Herr Rector einfach auf den ihm doch gewiß nicht unbekannten ersten Theil des „Faust" verwiesen. Aus dem Schock greifen wir einen dieser Briefe heraus und theilen ihn in dem Folgenden mit:

Berlin, den 28. October 1877.

Geehrter Herr Redacteur.

In Nr. 43 der „Gegenwart", Seite 271 vermuthet ein Rector Engeln, die in Nr. 33 gebrauchte Wendung „des Pudels Kern" beruhe auf einem Mißverständniß, „da der Pudel doch wohl keinen Anspruch auf einen Kern erheben dürfe". Vielmehr sei wohl „des Puhls Kern" zu schreiben, da Puhl, Pu'l plattdeutsch = rings abgegessener Apfel oder Birne, Kernhaus bedeute. „Herrlich! Etwas dunkel zwar — aber 's klingt doch wunderbar." Der Herr Rector wäre wohl nie auf diese befremdliche Vermuthung gekommen, wenn er Büchmanns „Geflügelte Worte" in seiner Hausbibliothek besäße, wo es S. 41 der 10. Auflage also lautet: „Faust (als sich der Pudel in Mephistopheles verwandelt): das also war des Pudels Kern!" Es hätte Goethe zu den vielen Räthseln, die er in seinen Faust „hineingeheimnißt", ein unlösliches gefügt, wenn er da „das also war des Pu'ls Kern"! geschrieben haben würde. Kein Löper, kein Düntzer, kein Vischer würde da Rath wissen.

Ergebenst

W. Robert-Tornow.

Wir sind nun gespannt, ob Herr Rector Engeln den Beweis führen wird, daß vor Goethes Zeiten die Redensart „des Pudels Kern" schon bestanden und daß Goethe dieselbe eben nur für die Situation in der jetzt allgemein üblichen und durch die Situation auch vollständig gerechtfertigten Form: „des Pudels Kern", angewendet habe.

* * *

Hameln (Prov. Hannover), 7. November 1877.

Eine sehr geehrte Redaction erlaube ich mir auf ein wenn auch unbedeutendes, so doch musikalische Kreise interessirendes Versehen aufmerksam zu machen.

In der Nr. 12 (vom 24. März 1877, Seite 194) war gesagt worden, die Sängerin Etelka Gerster (damals bei Kroll gastirend und enorme Triumphe feiernd) stamme aus derselben Künstlerfamilie wie Jenny Lind, sei also Schwedin. Da ich nun in der „Leipz. Illustr. Ztg." gelesen hatte, sie sei Ungarin, so wandte ich mich (durch eine dieserhalb entriete Wette veranlaßt) an Prof. Dr. Hanslick in Wien, von dem ich in liebenswürdigster Weise die Antwort erhielt, E. Gerster sei nie in Schweden gewesen, sondern aus Kaschau; „Etelka" ungarisch = „Adele". Dies zur Berichtigung; ich gebe Ihnen anheim, dieselbe in einer Nummer Ihres geschätzten Blattes zu veröffentlichen. Genehmigen Sie den Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung.

Dr. A. Kummer,
Gymnasiallehrer.

Dem Verfasser des Aufsatzes über Etelka Gerster in Nr. 12, Band XI, vom 24. März 1877, der die Sängerin, sowie deren Mutter persönlich kennt, war es natürlich vollkommen bekannt, daß Fräulein Etelka Gerster eine geborene Ungarin ist. Er begreift nicht, wie seine Aeußerung zu einem so merkwürdigen Mißverständniß die Veranlassung hat geben können. Er sagt in dem Artikel über Etelka Gerster: „Das Charakteristische in ihrer Kunst ist nicht das Imposante, Gewaltige und Großartige; es ist das Liebliche, das Zarte, das Jungfräulich-Holde. Sie reißt nicht hin, sie gewinnt; sie packt nicht, sie rührt; sie erschüttert nicht, sie ergreift." An diese Charakteristik anknüpfend sagt er später: „Etelka Gerster gehört zu derselben Künstlerfamilie, aus der Jenny Lind entsprossen, und diese wußte sehr gut was sie that, als sie die glänzendsten Anerbietungen, in Paris zu singen, consequent von der Hand wies." Damit sollte natürlich gesagt sein, daß Etelka Gersters künstlerische Natur eine ähnliche ist wie die der Jenny Lind; es war nur von einer künstlerischen, aber durchaus nicht von einer leiblichen Verwandtschaft die Rede. P. L.

Berichtigung.

In dem Artikel „Oper und Concert in Leipzig" Nr. 45 ist am Schlusse 7. Zeile von unten nach den Worten „und eine Violinsonate" noch die Bezeichnung „von S. Bach" beizufügen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Inserate.

Der Redacteur eines Handelsblattes, akademisch gebildet (Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie), als Schriftsteller und Statistiker bewährt, mit besten Referenzen, **sucht Stellung** bei einem Fachblatte, einem belletristischen Journal ernsterer Richtung oder einer politischen Zeitung reichsfreundlicher Tendenz. Geneigte Offerten unter Chiffre **M. B.** an die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Verlag von **H. Koelling in Wittenberg.**
Soeben erschien:
Richard Rothe, Doctor und Professor der Theol. u. Grossh. Bad. Geh. Kirchenrath zu Heidelberg. **Ein christliches Lebensbild auf Grund der Briefe Rothe's** entworfen von **Fr. Nippold.** 2 Bände mit Portrait. Zweite wohlfeile Ausgabe 1877. Eleg. brosch. 12 ℳ, eleg. geb. 14 ℳ

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Das Kapital.

Kritik der politischen Oekonomie.
Von
Karl Marx.
Zweite Auflage. 9 ℳ

Eine Buchhandlung beabsichtigt auf dem Gebiete der **Bildungsschriften** ihren Verlag zu erweitern und sucht Werke in dieser Richtung von Autoren zu erwerben, die für diesen Zweig der Literatur ganz besondere Befähigung besitzen. Anträge werden unter **X. Y. Z.** durch die Buchhandlung von Herrn **K. F. Köhler** in **Leipzig** erbeten.

Soeben erschien und ist durch jede Buch- und Musikhandlung zu beziehen:

C. Attenhofer.
15 Lieder f. grosse u. kleine Kinder für eine Singstimme mit Piano.
Op. 19. Preis 2 M. 50 Pf.
Titelzeichnung von Oskar Pletsch.

C. Eschmann schreibt über dieses Werkchen: Selten hat uns eine ähnliche Sammlung eine innigere, herzlichere Freude bereitet, als diese allerliebsten Kinderlieder von Attenhofer. Ja! das sind ächte Kinderlieder, wahre Perlen gesundester Hausmusik, wahr und tief empfunden, auf's sorgsamste ausgearbeitet. Singstimme sowohl wie Begleitung sind mit feinster Sachkenntniss behandelt, dabei grösstentheils sehr leicht ausführbar. Wir sprechen unverholen unsere Ueberzeugung dahin aus, dass diese Lieder, die binnen Kurzem in aller braven Kinder Munde sein mögen, weitaus zum Besten gehören, was überhaupt bis jetzt in dieser Art existirt. —

Gebrüder Hug in Zürich,
Basel, Strassburg, St. Gallen, Luzern.

Catalog XIV
des
antiquarischen Bücherlagers,
enthaltend 50,000 Bände, Werke aus allen Wissenschaften, liefert gegen Einsendung von 30 Pf. in Briefmarken, franco
L. M. Glogau Sohn in Hamburg.

Aus dem Urtheil des berühmten Reisenden und Gelehrten Prof. Dr. Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski in München über die neue (6.) Aufl. von Pierer's Universal-Conversations-Lexikon:
Es genügt hervorzuheben, daß auch **der Fachmann in den Gebieten seiner eigenen Beobachtungen von den Ergebnissen der Neuzeit** (in diesem Lexikon) **nichts vermißt,** und daß ihm überdieß grade das, was stets in der Literatur für ihn zu suchen bleibt, nämlich **Zusammenstellung der biographischen und historischen Daten der Wissenschaft, gleichfalls reichlich geboten ist.**

Soeben erschien:

Philipp Scharwenka
Tanz-Suite für das Pianoforte
zu 4 Händen. Op. 21.

Heft 1. Polonaise E moll. Mazurka A dur . . . . . ℳ 3.75.
Heft 2. Menuett G dur. Tarantelle A moll . . . . . ℳ 3.75.
Leipzig, October 1877. **Breitkopf & Härtel.**

Im Verlage von **Richard Eckstein in Leipzig** erschien soeben:

Neu! **Sturmnacht.** Neu!
Neue Novellen
von
Ernst Eckstein.
2 Bände elegant geheftet Preis 9 Mark, gebunden 10 Mark.
Jeder dieser stattlichen Bände enthält 4 auserlesene, zum Theil sehr umfangreiche Novellen, die sämmtlich zu dem Originellsten, Spannendsten und Ergreifendsten zählen, was der beliebte Autor jemals geschrieben hat.



Dr. Loh's
Naturheilanstalt
CANNSTATT.
Mässige Preise. — Prospectus gratis.
Winterkuren.

Das Herrenrecht.
Novelle von **D. Spitzer**
(Verfasser der Wiener Spaziergänge), erschien bereits in fünfter Auflage.
Preis 2 Mark.
Es wurden viertausend Exemplare in vierzehn Tagen verkauft.
Verlag von **L. Rosner** in **Wien.**

Die Frauenfrage innerhalb der modernen Culturentwickelung. Vortrag, gehalten zur Eröffnung des Frauentages zu Hannover von **Henriette Goldschmidt.** Wird gegen Einsendung von 33 ₰. in Briefmarken **franco** versandt.
Kniep'sche Buchh. (W. Clausen) in **Hannover.**

Verlag von **R. Gaertner** in **Berlin.**
Soeben erschien:
Herder
nach seinem Leben und seinen Werken
dargestellt von
R. Haym.
Erster Band, erste Hälfte. **Geh. 6 Mk.**
Das Werk wird, in 2 Bänden abgeschlossen, in möglichst rascher Folge zu Ende geführt werden.

Illustrirte Beschreibung
über optische und mechanische Gegenstände, welche sich ganz besonders zu Festgeschenken eignen, versende ich auf gefl. Verlangen gratis und franco.
Hermann Bernhard, Leipzig.
Kunst- und Lehrmittelhandlung.

Autoren,
welche geneigt, den Druck ihrer Arbeiten für eigene Rechnung zu bethätigen, empfiehlt sich eine Verl.-Buchhdlg. zur Uebernahme des Commiss.-Verlags unter loyalen Bedingungen. Gefl. Anträge unter **V. 72401** befördern **Haasenstein & Vogler** in **Stuttgart.**

In **W. Langewiesche's Buchhandlung in Elberfeld** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:
„Von Haus und Heerd"
von
Friedrich Storck.
Preis broschirt 2 ℳ, eleg. geb. mit Goldschnitt 2 ℳ 70 ₰.
Das Werkchen bietet eine Fülle von fesselnden, Herz und Gemüth ansprechenden, harmonisch ausklingenden poetischen Bildern für **Haus und Heerd.** Das Buch enthält reizende Schilderungen eines glücklichen Familienlebens. Einer jeden Familie empfehlen wir das Schriftchen bestens.

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen S. Calvary & Co. in Berlin, A. G. Liebeskind in Leipzig und W. Spemann in Stuttgart, sowie von Gebr. Micheli in Berlin.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

№ 47. Berlin, den 24. November 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Der Clerikalismus in Frankreich.

Von A. Schneegans.

„Man hat uns vorgeworfen," rief vor wenigen Tagen Gambetta in seiner in Château-Chinon gehaltenen Rede aus, „man hat uns vorgeworfen, das Gespenst des Clerikalismus heraufbeschworen zu haben! Der Clerikalismus! Sie sehen ihn ja überall um uns her!" — Und früher schon hatte er erklärt, der eigentliche Feind sei der Clerikalismus. Wie wahr diese Auffassung der Dinge für Frankreich besonders, aber für die anderen europäischen Staaten auch ist, das läßt sich leicht erkennen, wenn man eine, wenn auch noch so flüchtige Zusammenstellung der hauptsächlichsten Facten und Daten der fünfzehn letzten Jahre vornimmt. Es entfaltet sich hier vor unserem geistigen Auge ein Bild, wie man es klarer nicht wünschen könnte, von der consequenten, Alles durchströmenden, Alles durchwühlenden, unterirdischen Arbeit dieser, an den Höfen wie im Volke, in den Monarchien wie in den Republiken, dumpf und finster, aber desto furchtbarer wirkenden Gewalt.

Mit dem 8. December 1864 beginnt der Kampf, den die Gesellschaft Jesu der modernen Cultur erklärt. Der Papst, damals noch weltlicher Herrscher in Rom, veröffentlicht die Encyklika Quanta Cura und den Syllabus. Den Principien, die in allen constitutionellen Staaten zur Geltung gekommen sind, wurde damals der Krieg erklärt, dem katholischen Liberalismus der Boden unter den Füßen hinweggezogen, und die Möglichkeit einer Vermittelung zwischen der Curie und der modernen Civilisation abgeschnitten. Von jenem Tage an verlaufen sich nach und nach in Nichts die Bestrebungen der zwar streng katholisch gläubigen, aber der Macht des Zeitalters sich nicht verschließenden Geister, die, wie Montalembert in Frankreich, wie Döllinger in Deutschland, von dem Gedanken geführt waren, die Kirche dem Fortschritt nicht feindlich gegenüber zu stellen, sondern ihr durch ein Zusammengehen mit dem fortschrittlichen Elemente neue Kraft und neues Blut in die Adern fließen zu lassen. In Frankreich steigt an jenem Tage die bis dahin noch ziemlich schwankende und kaum anerkannte Macht der Partei des „Univers"; Herr Veuillot nimmt plötzlich eine tonangebende Stellung ein, und so eingreifend wirkt diese Encyklika, daß in Zeit von wenigen Monaten die Gesellschaft Jesu nicht nur in den kirchlichen und in den privatlichen, sondern auch in den staatlichen Verhältnissen, im Namen der durch sie allein fortan vertretenen „alleinseligmachenden" Kirche einen, vom Kleinsten bis in die höchsten Sphären Alles beherrschenden Einfluß ausübt. Frankreichs Regierung hängt schon im Schlepptau Roms: im mexikanischen Kriege spielt, im Munde des sich selbst bethörenden Kaisers, das „Princip der lateinischen Race" die große Rolle; aber nur scheinbar! Die lateinische Race sollte Denen dienen, die in der neuen Welt den protestantischen Vereinigten Staaten den katholischen Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen gedachten; mit dem unglücklichen Maximilian zog Rom in Mexikos Mauern ein, und während die beiden Kaiser den schönen Träumen ihrer Phantasie nachjagten, folgten sie, ohne es vielleicht zu ahnen, den Einflüsterungen jener italienischen, feinberechnenden Väter, die damals noch im Wahne lebten, ihr Netz halte Europa gefangen und müsse sich jetzt auch auf Amerika ausdehnen. Als der deutsch-östreichische Krieg jählings endete und das protestantische Preußen den Fuß auf den Nacken des katholischen Oestreich setzte, war Frankreichs Macht im weiten Westen festgehalten, und zu spät, um in die Geschicke Europas einzugreifen, vermochte sie sich los zu machen. Aber wie bald nachher ertönte unter den Mauern der ewigen Stadt das Geknatter der Chassepots des General de Failly, die „Wunder gewirkt" und Frankreich als Beschützerin des heiligen Stuhles, als Schirmerin des Syllabus in die Schranken geführt hatten. Mit Macht und Wucht tritt von jenem Tage an der Ultramontanismus in Frankreich auf. In den Wahlen wirken vereint die Verwaltung und der Clerus; Präfecten und Pfarrer stehen zusammen gegen Alles, was sich dem Ultramontanismus nicht blindlings unterwirft. Die katholische Presse beginnt alle politischen Streitigkeiten auf das religiöse Gebiet hinüberzuspielen. Gegen die Juden, die Freimaurer, die Protestanten, die Freidenker, richten sich plötzlich die Waffen dieser aufkeimenden Liga, und mit einem unheimlichen Gefühl sehen sich die Liberalen fortwährend hinweggezogen von den Gebieten der reinen Politik auf die düstern Felder der confessionellen und von allen Seiten her religiös gefärbten Discussionen. Es zieht wie ein Bangen durch das Land; man hat das Gefühl, daß sich Etwas vorbereite, vor dem man wie vor einem nächtlich heraufziehenden Gewitter zurückschreckt; es legt sich schwül und drückend auf Frankreich der Gedanke, man könne von heute auf morgen in furchtbare Verhängnisse hineingeworfen werden. Langsamen und festen Schrittes aber schreitet die Curie, Frankreichs Regierung an der Hand führend, auf ihrer Bahn vorwärts; am 29. Juni 1868 hatte der Papst das ökumenische Concil zusammenberufen; am 8. December 1869 hatten sich die Prälaten versammelt, um die Unfehlbarkeit als Dogma auszurufen; und wenige Wochen vor

dem Tage, wo, inmitten eines die vaticanischen Paläste bis in ihre Grundfesten erschütternden Orkanes, das Dogma proclamirt wurde, hatte die Kaiserin Eugenie den Kreuzzug gegen das protestantische Preußen, gegen den Hort des Anticlericalismus, gegen das Land der Reformation, mit dem frischen und fröhlichen Ausruf: Ceci est ma guerre! begonnen.

Daß dieser Krieg der jesuitischen Kaiserin Krieg war, das konnte Jedermann inne werden: Madonnenbilder wurden in den an der Grenze liegenden Blockhäusern angebracht; den vorbeiziehenden Soldaten wurden von den Priestern gebenedeite Rosenkränze und Medaillen angehängt. Um Frankreichs Banner schaarten sich nichtsdestoweniger alle Patrioten, ob ultramontan, ob liberal; galt es doch für das Vaterland zu kämpfen, und war Frankreich, unter wessen Einfluß es auch stehen mochte, eines Jeglichen Vaterland. Aber düsteren Sinnes gingen Manche in diesen Kampf und trüben Auges blickten sie in die Zukunft; denn die Hand, welche Frankreich führte, sie erkannten sie wohl in dieser dunkeln Kriegsnacht.

Auf die furchtbaren Schläge, die über Frankreich sich entluden, war der Ultramontanismus wohl nicht gefaßt; er verstand es aber mit der ihm innewohnenden Elasticität, auch diese Wendung der Dinge zu seinen Zwecken zu benutzen, und der Sturz des Kaiserreichs, sowie die Proclamirung der, wenn auch nur provisorischen, Republik kamen ihm dabei sehr zu Statten; denn sofort nach Sedan, oder besser nach der Einsetzung der Regierung der Nationalvertheidigung, ging die Parole aus, Frankreich sei geschlagen, weil es nicht gläubig genug gewesen, weil es sich den geschworenen Feinden des Vatican, den Republikanern, in die Arme geworfen, weil Garibaldi für es gekämpft, er, der gegen den heiligen Stuhl sich erhoben hatte. Waren die deutschen Armeen nicht in das mittägliche Frankreich gedrungen, so war dies aber der speciellen Obhut, welche die heilige Jungfrau diesen Landstrichen wegen ihrer größeren Frömmigkeit angedeihen ließ, zuzuschreiben.

In Bild und Wort wurden diese Gedanken in dem Volke verbreitet, und daß sie Zugang in die Herzen fanden, das bewiesen zur Genüge die allgemeinen Wahlen, die nach Uebergabe der Hauptstadt ausgeschrieben wurden und die, zum nicht geringen Schrecken der Liberalen, eine mächtige Majorität von Royalisten in die Nationalversammlung brachten. Stärker als je stand der Ultramontanismus damals in Frankreich. Der greise Garibaldi wurde mit Hohn aus der Nationalversammlung, in die er, der Italiener, wohl auf unbefugte Weise gewählt worden war, die den opferwilligen Kämpfer aber hätte anders behandeln sollen, gewiesen; und noch vor dem Friedensschluß entfalteten sich sofort die Intriguen, die einzig und allein dahin ausliefen, die Legitimität mit der weißen Fahne, und in ihrem Gefolge eine auf Wiedereinsetzung des Papstes in seine weltlichen Besitzthümer gerichtete Politik, an die Spitze des Landes zu führen. Mitten in Frankreichs Drangsalen schien dem Ultramontanismus ein neuer Stern aufgegangen zu sein, und die Erhebung der Commune selbst mußte Denjenigen willkommen scheinen, welche die beängstigten Gemüther auf ihre Seite zu ziehen bemüht waren und dieses wüste Toben einer unpatriotischen socialen Revolution als ihr wirkungsvollstes Argument auszubeuten verstanden.

In diesen ersten Tagen der Regierung des klugen und mit der ganzen Wucht seiner Autorität gegen diese Einflüsse ankämpfenden Herrn Thiers, organisirt die ultramontane Partei ihre Schilderhebung. Sie hatte ein so geringes Verständniß für Frankreichs Lage, oder sie besaß ein so unendliches Vertrauen in die Intervention der heiligen Jungfrau, daß schon im Monate Juli des Jahres 1871 die Bischöfe eine Petition um Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes an die Nationalversammlung richten zu können glaubten, und daß alle im Lande thätigen clericalen Einflüsse in diesem Sinne zu wühlen sich befleißigten.

Immer größere Wellen schlug diese Bewegung in den Jahren 1872 und 1873: die Nationalversammlung geberdete sich als wäre sie eine Versammlung von Theologen und Kirchenvätern; öffentliche Gebete wurden ausgeschrieben; Frankreich mußte es erleben, daß seine Deputirten die Errichtung einer Votivkirche auf der Höhe von Montmartre in Paris beschlossen; die Wallfahrten nach Lourdes und Le Paray-le-Monial wurden inscenirt, und an der Spitze der Processionen zogen die Abgeordneten von Versailles einher; überall, in allen Ecken, auf allen Hügeln, entstanden Kapellen und kolossale Steinbilder der heiligen Jungfrau; der Ultramontanismus ergoß sich wie eine Sturmfluth über das Land, bis er am 24. Mai 1873 den Sturz des Präsidenten der Republik und die Ersetzung des Herrn Thiers durch den, von der römischen Camarilla beherrschten Marschall Mac-Mahon bewirkte.

An diesem Tage aber stehen wir auch an dem Wendepunkt. Die Gefahr, die Manche noch nicht in dem Ueberhandnehmen des Clericalismus hatten sehen wollen, ist plötzlich in ihrer ganzen Nacktheit hervorgebrochen. Das „Gespenst“, das Viele noch verhöhnten, setzt seinen Fuß auf Frankreichs Brust. Von diesem Tage an erkennt die republikanische Partei die Nothwendigkeit, in geschlossenen Reihen Front zu machen, die inneren Zwistigkeiten zu vergessen, und auch eine Politik der Mäßigung, der Klugheit, des Opportunismus, wie sie Thiers predigte, wie sie Gambetta erst von dieser Zeit an zur seinigen macht, zu befolgen, und Alles aufzubieten, um diesem einzigen Feinde das Schwert, das er über Frankreichs Haupte schwingt, zu entreißen.

Wie Manche gab es nicht vor diesen verhängnißvollen Tagen, die dem Ultramontanismus gegenüber einer Politik des liberalisirenden Compromisses das Wort sprachen! Die sich willig mit ihm verständigten, um mit seiner Hülfe — so faselten sie — die Freiheit für Alle, gegen die centralisirende Macht des Staats zu erringen! Gutmüthige Träumer, die in dem Ultramontanismus noch nicht den Feind erkannt hatten, der sich, ist er in der Minorität, dem Freiheitsprincip der Liberalen bedient, um zur Macht zu gelangen, der aber, besitzt er einmal diese Macht, den Liberalen, im Namen seiner eigenen Principien, die Freiheit zu reden, zu schreiben, zu handeln und zu leben verweigert! Dieses Resultat hatte der 24. Mai 1873 hervorgebracht, daß den Träumern plötzlich die Augen aufgingen und daß, in allen republikanischen Kreisen, von den radicalsten bis zu den äußerst moderirten des linken Centrums, dies Wort zur Parole ward: Der Feind, das ist der Clericalismus.

Der Kampf entspann sich. Vom 24. Mai 1873 bis zum 20. Februar 1876, dem Tage der allgemeinen Neuwahlen, glaubte sich die Curie so gänzlich Herrin der Lage, daß von Rom selbst die Weisung an die französischen Bischöfe ging, sie möchten doch ihren Manifestationen einen kleinen opportunistischen Dämpfer aufsetzen; die Macht hatte sie ja jetzt in Händen; der Marschall Mac-Mahon, Nachfolger des Herrn Thiers, war ihr Diener; das Schwert, das so lange ersehnte weltliche Schwert, Rom konnte es in dem Augenblick, den es für günstig halten würde, aus seiner Scheide ziehen. Mit den Wahlen, die sich am 20. Februar 1876 zur constitutionellen Ernennung der neuen Kammer und des durch die Constitution von 1875 eingesetzten Senates vollzogen, tritt der Kampf in eine immer gefährlicher sich zuspitzende Periode ein; die beiden Versammlungen, denen es obliegt mit dem Präsidenten der Republik die Geschäfte zu führen, bewegen sich in den schneidendsten Gegensätzen: die Majorität der Deputirtenkammer bekennt sich zu den liberalen, republikanischen, die Mehrheit des Senats zu den sogenannten conservativen, ultramontanen Principien, und gleich bei Anlaß der Gesetzesvorlage über den höheren Unterricht, die in liberalem Sinne von der Kammer votirt, von dem Senat aber sofort wieder zurückgewiesen wurde, stehen sich diese beiden Gewalten drohend gegenüber. Zum offenen Conflicte kam es aber noch nicht; verschiedene liberale Ministerien mußten zuerst, durch die in den Coulissen thätige römische Camarilla, abgenutzt werden, und erst vom 12. März 1877 an spürt man, daß der Hebel angesetzt wird und daß Rom von Tag zu Tag dringendere Weisun-

gen nach Versailles übermitteln läßt. Am 12. März 1877 wendet sich der Papst an alle Bischöfe des Continents, um ihnen aufzutragen bei den betreffenden Regierungen dahin zu wirken, daß die Lage des heiligen Stuhles verbessert, und daß die italienische Gesetzgebung, die den Stellvertreter Christi angeblich seiner Freiheit beraubt, geändert werde. Sofort erhebt sich der französische Clerus: der Bischof Thomas Casimir von Nevers schreibt einen offenen Brief an den Marschall; seine Collegen veröffentlichen Hirtenbriefe und Petitionen; von allen Seiten wird agitirt, und zwar in solch offener und politisch so überaus gefährlicher Weise, daß die Deputirtenkammer ihrerseits einschreiten zu müssen glaubt: am 4. Mai 1877 tritt der Ministerpräsident Jules Simon auf die Rednerbühne, geißelt diese clerikale Agitation und erklärt unter Anderm, man lüge wissentlich, wenn man sage, der Papst sei gefangen in Rom; die Kammer endet diese Debatte durch Annahme einer scharf motivirten Tagesordnung: „Die ultramontanen Agitationen," hieß es darin, „deren Wachsen die innere und äußere Sicherheit des Landes gefährden könnte, stehen im offenen Widerspruch mit den Landesgesetzen, und die Kammer bittet die Regierung, diese unpatriotischen Kundgebungen durch die ihr zu Gebote stehenden legalen Mittel zu unterdrücken."

Nun aber war auch der Tropfen gefallen, der das Gefäß zum Ueberlaufen bringt. Am 5. Mai beklagt sich der Papst in Rom den französischen Pilgern gegenüber, daß man ihn in Versailles zum „Lügner" gemacht habe; und zehn Tage später stürzt der Marschall das Ministerium um, setzt die Camarilla an dessen Platze ein, schickt die Kammer zuerst für einen Monat nach Hause, löst sie sodann auf, und legt das Land in die Hände der durch die Herren Broglie und Fourtou in dem neuen Cabinette vertretenen römischen Curie.

Es stehen diese letzten Ereignisse noch zu nahe bei uns als daß es nöthig wäre, auf den fortwährenden Einfluß der ultramontanen Partei und des Vaticans hinzuweisen. In Jedermanns Erinnerung bleibt noch das diplomatische Rundschreiben des Cardinals Simeoni vom 24. August 1877, über die weltliche Macht des Papstes, der Erlaß des Vaticans im September, der allen gläubigen Franzosen, die sich dem Triduum von Gebeten, anläßlich der Wahlen, anschließen werden, allgemeinen Ablaß ihrer Sünden verspricht; die bischöflichen diesbezüglichen Rundschreiben vom 26. September; endlich das Triduum vom 11. bis zum 13. October, am Tage vor den allgemeinen Wahlen: seltsame Vermischung jenes an Tetzel erinnernden, des Mittelalters würdigen Verfahrens — mit dem allgemeinen Stimmrecht!

Was wird weiter geschehen? Wie wird sich Frankreich endgültig des es fest und fester umstrickenden Netzes des Ultramontanismus entledigen? Denn, dies bedenke man! so lange der jetzige Präsident der Republik in dem Elysée thront, so lange liegt die Schlinge um Frankreichs Hals. Weiter liegt uns die Absicht nicht vor, dieses Bild des Einflusses des Ultramontanismus auf die jüngste Entwickelung der französischen Dinge zu verfolgen. Nur Eines mag als Moral aus dieser Zusammenstellung von Facten und Daten hervorgehoben werden, nämlich daß, wie die Dinge liegen, der Kampf, der sich in Frankreich abspielt, wenn er auch augenblickliche Lösungen zu bringen scheint, noch lange nicht ausgespielt hat; die Krisis in Frankreich ist nichts Anderes als eine veränderte Auflage des Culturkampfes, wie er sich in Preußen und in Deutschland abwickelt, und spät oder früh werden die liberalen, republikanischen Elemente in Frankreich zu der Erkenntniß kommen müssen, daß, in welchen Gefühlen sie sich auch des letzten Krieges halber Deutschland gegenüber bewegen, sie dennoch durch das Gebot der eisernen Nothwendigkeit und zur Vertheidigung ihrer ganzen modernen, freiheitlichen Entwickelung, auf ein enges, festes Zusammengehen mit dem liberalen Deutschland gegen jene Macht, die auf beiden Seiten der Vogesen als der alleinige „Erbfeind" angesehen werden sollte und soll, angewiesen sind.

Literatur und Kunst.

Unser Vaterland.

Deutschland! — O daß ich den Namen und Alles, was er umschließt, fassen und halten könnte wie einen bekränzten Pokal, dessen Inhalt sich in jedem meiner Sinne spiegelt, alle Lebenstiefen meines Daseins durchdringt und mit beschwingten Gefühlen mein ganzes Bewußtsein erfüllt! Freudvoll aus der goldfunkelnden Fluth, aus dem berauschenden Duft würd' er mich grüßen mit erhabenen und holden, mit traurigen und ach! mit wie lustigen Klängen; Erinnerungen würd' er mir wecken in unabsehbarer Reihe, und Bilder, Bilder vor das Angesicht mir zaubern, die das Auge selbst vom Schauen trunken machten. O steige mir auf in meinen Gedanken wie ein weingeborener Traum, den die Morgenröthe nicht verscheucht, sondern der, von ihr bestrahlt, in verkörperter Dauer und über alles Träumen herrlich dasteht! Steige mir auf aus dem Becher, den mir die Liebe kredenzt, du mein vielbesungenes und vielgeschmähtes, von Kriegen zertretenes, von Siegen durchjubeltes, an Schätzen armes, an Ehren reiches, du mein schönes deutsches Vaterland!

Wie wir selber in deinem weiten Bezirke wohnen, so wohnst du in unseren Herzen; durchwandern möchte ich dich die Kreuz und Quer, hinauf und hinab, auf deinen höchsten Bergen stehen, in deinen lieblichsten Thälern ruhen, deine Städte betrachten, deine Dörfer besuchen, und wo die Geschichte sich ein Denkmal gesetzt, sichtbar oder unsichtbar nur in der Menschen Gedächtniß, an einer Stelle, auf die der Ruhm nur den flüchtigsten Schatten warf, da möchte ich rasten und eine Rune graben, sei es in des nächsten Baumes Rinde, sei es in den wehenden Sand.

Wer von allen Söhnen, die sie geboren, kann sagen: ich kenne die Mutter! Die Heimat vielleicht, aber das Land? Ja, wenn es ein winziges Eiland wäre, zwischen Auf- und Niedergang der Sonne zu durchstreifen, jeden Hügel, jede Bucht, jedes Gebüsch zu erforschen, da möcht' es ein Leichtes sein für den rüstigen Mann, dessen Schritten die brandende See überall nahe Ziele setzte; aber vom Moor der östlichen Friesen bis zu den Gletschern Tirols, von Lothringen bis zur Kaiserstadt an der Donau, da liegt zwischen den vier Winden eine Ferne, die den Meisten von uns auch eine mehr oder minder unbekannte Fremde ist. Und doch sind wir Germanen unermüdliche Wanderer. Zwar lange schon sind unsere Stämme seßhaft geworden an denselben Flüssen, auf denselben Fluren, wo sie heute wohnen, aber umsegelt den Erdball, überall werdet ihr deutsche Siedelungen, deutsche Factoreien finden, und mancher unserer Gelehrten weiß auf den Antipoden besser Bescheid, als in dem Dorfe, das hinter den nahen Bergen liegt. Aber wahrlich, leicht ist es nicht, in unserem Vaterlande überall zu Hause zu sein; unsere Geschichte, unsere Politik seit länger als tausend Jahren hat uns mit List und Gewalt, mit Trotz und Verblendung auseinander gehalten und hat Schranken zwischen uns aufgerichtet, die niederzureißen uns etwas gekostet hat. Länder und Ländchen gab es im Lande zahllos, von zahllosen Herren regiert, ein Grenzpfahl winkte dem andern, und die Forderung der Freizügigkeit wäre ein Hochverrath gewesen oder eine sonderbare Schwärmerei gleich dem Fußfall Marquis Posas um Gedankenfreiheit. Und nicht das allein. Die Natur selber hat mit unerschöpflicher Wahl landschaftlicher Gebilde dafür gesorgt, daß nicht in Einförmigkeit ein kleiner Theil sich als Prototyp des großen Ganzen darstellt, daß eine Grafschaft kennen nicht heißt das Reich kennen. Gewaltige und reizvolle Gegensätze unterscheiden Nord und Süd; jeder von beiden hat dem zu ihm Gehörigen seinen besonderen Stempel einer größeren Allgemeinheit aufgedrückt und es doch wieder mit einer Fülle eigenthümlicher Charakterzüge ausgestattet, die unter sich von einander abweichen wie die Mundarten der Bewohner, die in keinem Kirchspiel genau so reden wie im nächsten, dessen Glocke sie noch läuten hören.

Wer wollte die Menge der Farben und der Formen zählen, mit denen die Natur unser Land so mannichfaltig wie kein

anderes unter dem gleichen Himmelsstrich geschaffen und geschmückt hat. Hier die Buchenwälder der pommerschen Küste, zu deren Füßen sich die blaue Ostsee breitet, drüben aber an der brausenden Nordsee die hohe, sandige Düne, kaum mit spärlichem Gras bewachsen, und dahinter die braune Haide, aus der die Hünengräber ragen; hier die Eichenkampe des kohlenreichen Westfalens, dort die wogenden Kornfelder der fruchtbaren Elbe- und Weichselniederungen, des Harzes granitener Felsenbau und die burggekrönten Hügel des Thüringer Waldes, der märkische Sand mit den blinkenden Wasserflächen und des Rheines und Neckars grüne Rebengelände, die fetten Weiden der wiesenfrohen Marschen und die bienendurchsummten Obstgärten Tirols, die Kämme des Riesengebirges und des Schwarzwaldes tannendunkle Waldeinsamkeit, Frankens romantische Thäler, das gesegnete Bayerland und die blaue Donau hinab in das fröhliche Oestreich hinein bis zu den blumigen Almen und den schneeigen Firnen, die in das Land der Sehnsucht schauen, — welch' eine bunte Tafel voll wechselnder Bilder liegt da vor uns ausgebreitet!

Und die Menschen? Wenn auch der sächsische Tuchmacher den bayerschen Hopfenbauer und der preußische Bernsteingräber den rheinischen Winzer nicht versteht, rollt doch in allen germanisch Blut, nur hie und da, nahe den Grenzen, mit ein paar Tropfen romanischen oder slavischen vermischt, und außerdem gibt es noch kuriose Käuze, die bei jedem deutschen Worte nach einer keltischen Wurzel graben. Die Sprache ist es nicht allein, die sie nach den Landsmannschaften kennzeichnet, als trügen sie ihren Heimatschein offen am Hute, auch nicht die Tracht blos, die fast nach soviel Jahrhunderten zählt, als unsere großstädtischen Moden nach Wochen, und die am niederrheinischen Blaukittel so fest hält wie an der steierischen Joppe; Schattirungen des Gemüthes, Abstufungen des Temperamentes sind es, die zum Heile und zur Trefflichkeit des Ganzen die Mängel des Einzelnen vergessen machen. Natürlich! wer ernst und schweigsam im Salzwasser fischt, denkt und fühlt anders, als wer zur Schlagzither singt, und gibt es innerhalb des Raumes einer Dampfzeit von kaum Tag und Nacht einen stärkeren Gegensatz, als den kalten, nüchternen, stets spöttelnden, aber raschlebigen, scharfdenkenden Berliner gegenüber dem Schwaben in seiner Pracht? Wenn sie nicht Beide eine Muttersprache redeten — freilich aus recht verschiedener Tonart —, man würde kaum glauben, daß sie Beide ein Vaterland haben. Das Temperament hat den Menschen die Natur gegeben, der melancholische Nebel dort, der lachende Sonnenschein hier, Ebene oder Berg, das Klima und der Grund und Boden, dem sie hier die kärglichsten Zugeständnisse in harter Frohn abringen müssen, und der ihnen dort der Gaben Fülle verschwenderisch entgegenreifen läßt, so daß sie an der Bergstraße den selbstgekelterten Wein trinken, wenn ihnen in Schlesien die Pfennige zu einem Schnapse fehlen. Auch wie die Leute regiert wurden, hat auf sie Einfluß gehabt, der heute noch erkennbar ist, und regiert, regiert wurde in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, daß sich Gott erbarm'! Ich will nicht sagen, daß vor dieser Zeit besser regiert wurde, als nach derselben, aber doch nicht so schrecklich viel. Da stritt sich der Kaiser mit den Fürsten und Bischöfen, die Städte hatten ihre Fehden mit den Rittern, das Wild wurde gehegt und gejagt, der Bauer geplagt und geschunden, aber viel regiert wurde nicht. Aber wie war es in den letzten hundert Jahren vor der französischen Revolution? Nur unter dem Krummstab, hieß es, lebte sich lustig. Die uralten Namen der Landschaften werden von jetzt gültigen, actenmäßigen Bezeichnungen mehr und mehr verdrängt, aber ganz verklungen sind sie noch nicht, im Munde des Volkes leben sie noch: Rheingau, Wasgau, Breisgau, Hennegau, Hegau, Bruchrain, Priegnitz, Lausitz, Mark, Börde, Vogtland, Wetterau, Goldene Au, Eichsfeld u. s. w., ich kenne sie nicht alle und weiß nicht, wo sie alle liegen und wie sie sich gegen einander abgrenzen; wie hieß vor tausend Jahren der Gau, wo heute der Kreis Aschersleben liegt? Es ist nur eine romantische Schrulle, daß ich danach frage; unsere Provinzial- und Kreisordnung verlangt andere Landestheilung, als die Zeit der Karolinger, und als der edle Römer Tacitus seine Germania schrieb, mag unser Vaterland doch noch etwas anders ausgesehen haben, als heute, wo wir das Denkmal unseres ältesten Sieges im Teutoburger Walde erhöhten und der deutsche Kaiser den Grundstein für das Wahrzeichen unserer neuesten auf dem Niederwalde legte. Was Alles liegt zwischen diesen beiden! zwischen Hermann dem Befreier und dieser „Wacht am Rhein", wie wir so gern das ideal verkörperte Symbol der Schmiedearbeit nennen, mit der wir unseres Volkes und unseres Vaterlandes Einheit endlich wieder zusammen schweißten. Ich will mir keinen Cursus der deutschen Geschichte hier erlauben, aber wie sich ziehende Wolken oft zu allerlei phantastischen Gebilden kräuseln, in denen wir bald dies bald das zu erkennen glauben, so wallt und wogt es wetterleuchtend an mir vorüber, dunkle Schatten, glänzende Sterne, Erscheinungen, die bald mit Stolz und Freude, bald mit Schrecken und Grausen oder mit Wehmuth die Seele erfüllen. Der Völkerwanderung langsamer Lavafluß, ein Schieben und Drängen und hart Auseinanderstoßen, Karls des Großen Riesengestalt, die Sachsen- und Frankenkaiser, der Hohenstaufen Auf- und Niedergang, die großen Minnesänger und die Meister, die unsere Dome gebaut, poetische Kinder der Sage, widrige Hexenprocesse, Luthers dröhnender Schritt, die Zeit der Fugger und Albrecht Dürers, die Blüthe der Kunst und des Handwerks, Kölns, Straßburgs, Augsburgs, Nürnbergs Macht und Glanz, des dreißigjährigen Krieges unsagbares Elend, dann wieder einzelne Helden, Alles überragend, der große Kurfürst, Friedrich II. und Joseph II., Lessing, die Dioskuren von Weimar, dann die Freiheitskriege und danach Metternichs traurige Hegemonie, das Jahr achtundvierzig und endlich was wir selber erlebt und gethan, bis wir Frankreich den Frieden dictirten. Und das Alles ist unser. Von unseren Vorfahren ist es uns als Erbe überkommen; weder wir selber können es verzetteln, noch kann uns fremder Neid eines Tages Inhalt davon unterschlagen, denn die Geschichte hat es nachgerechnet und als Testamentsvollstrecker, der selber unsterblich, sein Amt nicht niederlegt, das Inventar aufgenommen und gebucht; alle Welt kennt unsern Besitz so gut wie auch für uns das historische Conto unserer Nachbarn offen aufgeschlagen liegt.

Aber sind es denn die Bücher allein und das Katheder, davon wir Nachgekommenen das überliefert erhalten, was zu besitzen wir ein Recht, dessen zu gedenken wir die Pflicht haben? Wo das geschah, was geschah, der Schauplatz der Thaten mahnt am lebendigsten an den Hergang und seine Folgen. Der Kaiserstuhl zu Rhense, die Vehmlinde zu Dortmund, der Löwe in Braunschweig, der Stein bei Lützen, der Roland von Bremen sind stummberedte Zeugen von Vergangenem und Geschehenem; wir wandeln noch dieselben Gassen und Stiegen, wie Heinrich der Vogelsteller und Albrecht der Bär, wie Hans Sachs und Wolfgang Goethe, und unser Vaterland ist fast so reich an Schlachtfeldern wie an Ackerfluren. Ueberall in den Städten und an der Heerstraße erinnert den Wandrer das Stückchen Erde, worauf er steht, an ein geschichtliches Ereigniß, als wäre es hier festgewachsen und hätte Wurzeln geschlagen, die kein Pflug ausrodet. Wer es nicht weiß, oder wem es die Dorfleute nicht erzählen, der sieht es dem Flüßchen nicht an, daß einst die Ungarn ihre Rosse daraus tränkten, und nicht jenem Hügel, daß Gustav Adolf dort in seinem Zelte schlief. Der Wald, worin Armin den Varus schlug, grünt noch heute so wie damals, und das Neckarthal blüht heute nicht herrlicher wie damals, als Götz von Berlichingen aus seiner Burg dem Parlamentär der Reichstruppen die berühmte Antwort gab. O die Geschichte und die Geschichten kennen wir wohl, aber nicht die Stätten alle, wo sie sich zugetragen, und wir wollen auch nicht wie ein Anekdotenjäger das Land durchstreifen und mit einem schwärmerisch tiefen Gedächtnißtrunk unsere eigene Gegenwart nur an Stellen feiern, wo vielleicht einmal ein frommer Landsknecht seinen Spieß an eine Schenkenthüre lehnte. Gern schafft sich des Beschauers anspruchsvolle Phantasie auch eine historische Staffage zu dem Landschaftsbilde, und er ist im Gewissen beruhigt, wenn es ihm glaubhaft verbürgt wird, daß hier in diesem

fruchtbaren Thale, unter den Rebenhügeln, nahe dem schattigen Forste und dem fischreichen See wirklich einst ein stattliches Kloster stand, — ach! es ist ja so glaubhaft, auch wenn keine Chronik, keine Grabsteinplatte und keines Weines geistlicher Ehrenname es noch meldet. Aber auch ohne Staffage in mittelalterlicher Tracht, auch ohne Denkstein oder Kreuz am Wege wollen wir unbefangenen Sinnes die unwandelbaren Schönheiten unseres Vaterlandes genießen; nur den trotzig ragenden Thurm da oben, von Geschichte und Epheu überwuchert, die umschattete Mühle in der Thalschlucht, das Dörfchen, von blühenden Apfelbäumen durchwachsen und die alte, mauerumgürtete, vielthürmige Stadt mögen wir nicht entbehren; das ist Decoration, die zum Stücke gehört, wenn sie die Natur auch nicht geschaffen wie den wilden Rosenstrauch, der sich dort aus jener Felsenspalte zwängt.

Wer wenigstens einmal im Jahre Urlaub oder Ferien hat, der schnüre sein Bündel und greife zum Wanderstabe und schaue sich um im Vaterlande. Das Reisen ist ja auch ein anderes geworden, als es ehedem war, wo man nur mit kaiserlichem Geleitsbrief und unter Bedeckung reisiger Knechte seine Straße ziehen konnte oder einsam als fahrender Mann oder zu Pferde, die Pistolen im Halfter, das Felleisen hinter dem Sattel, oder endlich mit der Schnellpost — risum teneatis, amici? — in den Courirzug hinein und womöglich auch bald wieder heraus und dann hinein in Waldesluft und Bergesfreiheit!

Alter, ehrlicher Merian! Mit Ehrfurcht und spitzen Fingern schlage ich deine schweinsledern gebundene Chronik auf, wo ich ihr in einem hochbeglückten Hause begegne; hast wohl auch deinen Zeitgenossen Lust machen wollen zum Wandern? Hast ihnen wohl auch unser deutsches Vaterland beschreiben und zeigen wollen mit deinen fürtrefflichen Kupfern, sonderlich mit den namhaften Städteansichten in dem wunderbaren Gesichtswinkel aus halber Vogelperspective? Dein Verdienst ist groß für deine Zeit, und dein Buch ist eine kostbare Seltenheit, ein Curiosum und literarischer Schatz geworden; aber nun bist du überflügelt so weit, wie unsere Zeit deine Zeit und unsere Kunst und Technik deine Kunst und Technik überflügelt haben, und der dir das angethan hat, heißt Herman von Schmid. Es ist ein verdienstliches, zugleich ein poetisches und patriotisches Unternehmen, das dieser glänzende und beliebte bayrische Dorfgeschichtenerzähler seinem Volke bietet. „Unser Vaterland, in Wort und Bild geschildert von einem Verein der bedeutendsten Schriftsteller und Künstler Deutschlands und Oestreichs, herausgegeben von Herman von Schmid", so lautet der Titel eines bei Gebr. Kröner in Stuttgart erscheinenden Prachtwerkes in groß Folio, dessen erste Serie, „Die deutschen Alpen", ca. 50 Lieferungen zu je 75 Pfennigen, bereits vorliegt. Danach muß es ein Werk von sehr großem Umfange und sehr reichem Inhalt werden, dessen literarische und künstlerische Bedeutung nicht nur die Namen des Herausgebers und seiner Mitarbeiter verbürgen, sondern die vorliegenden Hefte in ihrer Ausführung bereits bezeugen. Auf großen Blättern enthält es treffliche Genrebilder, die das Leben, die Sitten und Trachten des Volkes getreulich darstellen, und Landschaftsbilder von so romantischer Schönheit in Auffassung und Wiedergabe, daß sich das Auge schwer von ihnen losreißt. Schneeberge, grüne Almen und blühende Thäler, Burgen und Edelsitze, Städte, Dörfer und Bauerhöfe, Wald und See, kurz Alles, was die deutschen Alpen in Tirol und Vorarlberg, Steiermark und Kärnthen, Salzburg und dem bayerschen Gebirge an großartigen und an lieblichen Scenerien aufzuweisen haben, ist in entzückenden Bildern zwischen den beschreibenden Text gestreut, der in gediegener Schilderung das Eigenthümliche hervorhebt, an Sage und Geschichte anknüpft und die Cultur des Volkes charakterisirt. Dem Einen werden diese prächtigen Holzschnitte mit der bündigen Chronik liebe Erinnerungen an Selbstgeschautes wecken, dem Andern mächtige Lockungen, dies erst noch zu genießen; für Die aber, bei denen weder das Eine noch das Andere zutrifft, werden sie ein patriotischer Hausschatz zur Kenntniß des Vaterlandes sein, wie man in einem Atlas nachsieht, nur daß in dem schönen Werk das Bild der Gegend selber mit plastischer Deutlichkeit und mit Allem, was die Jahrhunderte sichtbar und unsichtbar darum gewoben und gerankt haben, vor die Augen und vor die Seele tritt. Ein solches Werk hat uns gefehlt, und seit wir wieder ein einig Volk von Brüdern sind, steht es uns wohl an, unser schönes, großes Vaterland auch zu kennen, es gleichsam vor uns aufschlagen zu können wie ein Buch oder eine Karte, daß uns Waldesduft, Bergluft, Nachruhm, Sage und Geschichte, Romantik und Poesie daraus entgegenwehen, die Liebe zu diesem Vaterlande zu nähren und uns mit dem stolzen Bewußtsein zu erfüllen, auf das uns der Name Deutschland und Alles, was er umschließt, ein Anrecht gibt.

Und ist es nun auch kein weingefüllter Becher, aus dem mir traumhaft malerisch Land und Leute aufsteigen, so ist's ein edler Foliant, den ich emporhebe und von dem ich sagen kann: hier halte ich mit Händen in Schrift und Bild unser deutsches Vaterland!

Julius Wolff.

Neue lyrische Dichtungen.

Emanuel Geibel.

Wilhelm Jensen, Otto von Leixner, Hieronymus Lorm, Rudolf Baumbach.

Emanuel Geibel, der rüstigste unter den Alten, der bald, wenn er sich nach der Sangesgenossen seiner Jugend umsieht, mit Elias wird ausrufen können: „Und ich bin allein übrig geblieben!" hat uns mit einer neuen Sammlung von lyrischen Gedichten beschenkt: „Spätherbstblätter"*). Den Lesern der „Gegenwart" und von „Nord und Süd" sind manche dieser meisterlichen Gedichte schon bekannt: die „Ode" nach dem Kissinger Attentat, die herrlichen Episteln: „Jenseits der Alpen", „Aus Travemünde", ferner „Das Mädchen vom Don" und mehrere kleine Gedichte sind in der „Gegenwart", die „Distichen aus dem Wintertagebuche" in „Nord und Süd" zuerst veröffentlicht worden.

Geibels dichterische Thätigkeit hat etwas Herzerfreuendes, und diese neuste Sammlung gewährt uns ein merkwürdig frohgemuthes Behagen. Es wird uns hier ein seltenes und gerade um seiner Seltenheit willen desto freundlicheres Schauspiel geboten. Diese „Spätherbstblätter" sind uns ein Zeugniß, wie sich die Natur des Dichters mit den Jahren immer mehr geläutert, vervollkommnet, gekräftigt und geadelt hat. In der Geibel'schen Dichtung ist ein steter und ununterbrochener Fortschritt wahrzunehmen. Nun sind alle Schwächen und Unarten der Jugend abgethan, und keine der Unarten des Alters macht sich bemerkbar. Die „Spätherbstblätter" erscheinen uns als die reinsten und reifsten Gaben der Geibel'schen Muse. Von der Frische der Empfindung, von der Empfangsfähigkeit und der echten Begeisterung hat der Dichter nichts eingebüßt; der Ausdruck aber hat an durchsichtiger Klarheit, an Knappheit und Stärke erheblich gewonnen. Man hat beim Lesen dieser schönen edeln Lieder die Empfindung, als ob man reine, gesunde Luft einathme. Kein unsauberer Hauch hat diese weißen Blätter berührt. Man möchte dem Dichter mit seinen eigenen Worten zurufen:

„Wie reinigst du die Seele mir vom Staube,
Du blauer goldbeschwingter Frühlingstag!"

Wenn der Dichter nicht selbst schon durch den Titel und sonst auch wohl an seine Jahre erinnerte, der Leser würde des Alters des Poeten nie gedenken. Die Empfindungen sind vielleicht nicht so stürmisch brausend, wie sie es in den jungen Jahren waren, aber sie sind jetzt auch befreit von allem eingeredeten Ungestüm, sie sind echt und tüchtig und tönen nun um so voller.

*) 2. Auflage. Stuttgart 1877, J. G. Cotta'scher Verlag.

„Und was einst so süß mir däuchte
Und so schmerzlich als Verlust,
Zieht wie fernes Blitzgeleuchte
Mir erinnernd durch die Brust."

Geibel schreibt niemals invita Minerva. Wenn er in seinen kunstvoll geformten, wohllautenden Versen zu uns spricht, so hat er uns auch immer etwas zu sagen; eine gewissenhafte, fast ängstliche Selbstkritik verläßt ihn nie.

„Kaum, daß ich munter begann, gleich blickt die verwünschte Kritik mir
Ueber die Schultern herein, und den Ausdruck allzubedenklich
Wägend verpfusch' ich ihn leicht zu farblos steifer Correctheit,
Statt im behaglichen Fluß frischweg von der Leber zu plaudern
Ganz, wie der Schnabel mir wuchs."

In dieser Epistel, „Deprecation", vertraut uns der Poet die Geheimnisse seiner Werkstatt. Obgleich diese Verse den Lesern der „Gegenwart" nicht unbekannt sind, will ich hier doch einige wiederholen.

. . . „Niemals auch hab' ich am Schreibtisch
Mühsam was ich gesungen erdacht. Stets kam es von selbst mir,
Draußen im Freien, auf schweifendem Gang, wann der Odem des Frühlings
Leis' hinzog durch den Wald, mich bezaubernd, oder zur Herbstzeit,
Wenn von den Wipfeln das Laub sacht rieselte, goldenen Thränen
Aehnlich, und tief im Gemüth die entschlummernde Schwermuth weckte.
Oder im Bette, des Nachts, aufdämmert' es mir, und am Morgen
War es zu Rhythmen erblüht, und fertig schrieb ich es nieder.
Freilich ändert' ich wohl mit Bedacht, und die Feile des Künstlers
Braucht' ich mit Fleiß, doch zuvor in geheimnißvoller Empfängniß
Ward mir immer das Beste zu Theil als himmlische Gabe.
Nie willkürlich darum, wenn die innere Nöthigung ausblieb,
Hab' ich zu dichten gewußt, auf Begehr, wie der Meister des Handwerks
Rasch das Verlangte beschafft, zu Geburtstagsfeier und Hochzeit
Oder zum Neujahrsgruß. Und versucht' ich es dennoch, der Bitte
Weichend, so ward es darnach: ein zusammengestoppeltes Machwerk
Statt des lebendigen Lieds. Nur wenn in beglückender Stunde,
Wie sie dem Alternden, ach, nur noch selten erscheint, und im Fluge
Mir freiwillig die Muse genaht, da vermocht' ich zu schaffen
Was mich selber erfreut' und vielleicht auch Anderen echt schien."

In den Schlußversen spielt Geibel wieder auf sein Alter an und das wehmüthige Gefühl, das ihn bei diesem Gedenken beschleicht, findet einen noch trüberen Ausdruck in dem Gedichte: „Als Epilog."

Allmählich fühl' ich meine Kraft erlahmen
Und flattern möcht' ich nicht auf müden Schwingen;
Wer vierzig Jahr Gedichte schrieb und Dramen,
Der gönnt es Jüng'ren, um den Preis zu ringen.
Drum eilt' ich, werthe Herrn und schöne Damen,
Mein letztes Liederbuch Euch darzubringen.

Wenn sich dies Wort erfüllen sollte, wir Alle, die wir uns an wahrer Dichtung von Herzen erfreuen und laben, müßten tief betrübt sein. Aber zum Glück wissen wir ja, daß es die Dichter mit der Drohung, dies sei ihr letztes Lied, nicht allzu genau nehmen. Musset hat drei Epiloge gedichtet, in denen er sich jedesmal vom Leser für immer verabschiedet, und er ist doch zweimal wiedergekommen. Zum Glück! Auch Geibel wird hoffentlich nicht verstummen und auf dieses letzte Liederbuch noch andere folgen lassen. „Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen!" Wir leben der Zuversicht, daß der Abschied, den Geibel in den „Spätherbstblättern" von seinen Freunden nimmt, nur ein formeller ist. Beim Abschiede kann man ja dem Freunde ein ganz aufrichtiges Wort sagen, und ich meine deshalb auch, daß Geibels Abschied nur ein Vorwand für den Dichter ist, um dem Publicum einige wohlverdiente Wahrheiten sagen zu können, um sich mit vollem Recht darüber zu beschweren,

„Daß bei des Jünglings unvollkomm'nen Spielen
Ihr allzufrüh in Beifall euch ergossen,
Doch, als er vorwärts drang zu würd'gen Zielen,
Ein halbes Ohr nur seinem Ernst erschlossen."

Diese Beschwerde ist, wie ich schon sagte, eine durchaus berechtigte. Mit stolzem Selbstbewußtsein darf Geibel sich das rühmliche Zeugniß ausstellen:

„So hab' auch ich beharrlich fortgerungen
Und schritt, im Lernen wachsend, durch das Leben."

Aber mit dieser richtigen Selbsterkenntniß läßt es sich nicht vereinbaren, daß der Dichter jetzt, „da ihm vom Ueberflusse tönend noch die Seele schwillt", sich Schweigen auferlege. Es sind nicht „Spätherbstblätter", es sind die Blätter eines neuen Frühlings, die er vor uns ausbreitet, und lieber als mit dem schwermüthigen Epilog wollen wir mit dem Eingangsgedichte von ihm scheiden, nicht mit einem traurigen „Lebewohl!", sondern mit dem fröhlichen Zuruf: „Auf Wiedersehen!"

Und wieder treibt es in den Tannen
Und wieder lockt's vom blauen Zelt,
Ein Flügeldehnen, Segelspannen
Geht ungeduldig durch die Welt.

Die muntre Schwalbe zwitschert helle
Ihr Wanderlied im Sonnenstrahl,
Der Eisblock spielt dahin als Welle,
Die Schneekluft wird zum Blüthenthal.

Auf's Neue strebt mit kühnem Steuer
Nach fernem Glück die Sehnsucht fort;
Verschwiegne Liebe brennt wie Feuer
Und stammelt sacht ihr erstes Wort.

O Hoffnung, Muse dieser Tage,
Berührst du sanft mein Saitenspiel,
Daß ich den Klang noch einmal wage,
Der meinem Volk einst wohlgefiel?

Ein echter Dichter ist auch Wilhelm Jensen*), wie Geibel ein Sohn unseres deutschen Nordens. Ein sehr feines Ohr wird auch aus einigen Jensen'schen Gedichten die verwandten Klänge der gemeinsamen Heimat heraushören. Im Uebrigen haben aber diese beiden dichterischen Naturen wenig Verwandtes. Während Geibel das Klare, Durchsichtige, Bestimmte liebt, hat Jensen für das Unbestimmte, Verschwommene, Zusammen- und Zerfließende eine besondere Neigung. Er liebt jene Farben, welche die Maler „gebrochene Töne" nennen. Seine Lyrik bekommt gerade dadurch etwas ganz merkwürdig Stimmungsvolles.

Aus dieser Eigenart erklären sich auch einige sprachliche Eigenthümlichkeiten Jensens. Ich meine z. B. die starken Ellipsen:

„Auf den Friedhofsacker
Zwischen Kreuz und Stein.
Und die Todtenmyrthe
Wuchert hoch darein."

oder:

„Unermess'ne Wolkenmassen,
Wochenlang vom Süd getrieben,
Regenströme, nicht zu fassen,
Welchem Weltmeer sie entstieben." rc.

Auch gewisse eigenthümliche Wortbildungen, wie etwa:

„Hoch über des Rheins aufspiegelndem Glanz,
In blühender Almen unalterndem Kranz,"

sind aus dieser dichterischen Eigenheit herzuleiten.

Die meisten dieser Gedichte sind durch eine reizende Frische belebt und bei aller Leichtigkeit in der Form doch kunstvoll. Eines dieser kleinen lyrischen Gedichte, durch das eine Art von Leitmotiv in seiner Bearbeitung sich zieht, mag hier wiedergegeben werden:

*) „Aus wechselnden Tagen." Berlin 1878, Verlagsbuchhandlung von Georg Stilke.

Rühm' Andrer die Welle
Der rauschenden See,
Dich preis' ich, o Quelle
Auf Bergeshöh'!

Geheimnißvoll klingend
In silbernem Fall,
Dem Felsschooß entspringend
Wie Bergkrystall.

Rühm' Andrer die Welle
Der rauschenden See,
Dich preis' ich, o Quelle
In Wolkennäh'!

Wie spielendem Kinde
Auf blumiger Au,
So sammeln die Winde
Dir Perlenthau.

Es schwirren die Bienen
Zu dir noch empor,
Den Winden zu dienen
Als summender Chor.

Die Welle rühm' Andrer
Auf rauschender See,
Dich preiset der Wandrer
In Wolkennäh'!

Den schmachtenden Lippen,
Dem wallenden Blut
Entquillt's deinen Klippen
Wie Himmelsfluth.

Du bettest ihn nieder
Auf moosigen Grund
Und Träume und Lieder
Summt ihm dein Mund.

Dich preis' ich, o Quelle
Auf einsamer Höh'!
Wie Perlen so helle,
So kühl wie Schnee!

Dem Charakter der Dichtung entsprechend wählt Jensen für seine epischen Gedichte einen anderen, strengeren und präciseren Ton. Unter diesen befinden sich zwei Dichtungen von hervorragender Schönheit: die Ballade „Schön Elsabeth" und „Nero", — die letztere Dichtung eine meisterhafte, farbenprächtige Schilderung des Todes des Seneca und des Cäsars. Hier treibt die reiche dichterische Phantasie Jensens die üppigsten Blüthen. Die Schilderungen gelingen dem Dichter überhaupt oft in hervorragender Weise. Kann man sich etwas realistisch Wahreres und durch die Wahrheit der Empfindung Packenderes vorstellen, als den von Jensen geschilderten „Wald in der Mark":

Um seine Füße schlingt mit braunem Band
Die Haide sich, darob die Schatten jagen;
Kein Vogel singt, nur knirschend zieht der Wagen
Eintönig vorwärts durch den tiefen Sand.
Ein Windstoß schauert durch den Föhrenrand,
Darauf die Sonne liegt, und murmelnd tragen
Die dunklen Wipfel weiter seine Fragen
Und nicken ernst geheimnißvoll in's Land.

Und schläfrig zuckt die Wimper auf und nieder,
Und auf und nieder drehen sich die Speichen,
Die schläfrig durch das Sandgeleise schleichen.
Dann plötzlich schweifen müd' und halb die Lider
Dem Habicht nach, der aus den dürren Eichen
Mit heiserm Schrei auffliegt, und sinken wieder.

Keine der Gaben, die dem wirklichen Dichter eignen, sind Jensen versagt. Er besitzt Anschaulichkeit, Stimmung, Phantasie und ein feines und inniges Empfinden. Er hat die echte Freude an der Natur. Versagt ist ihm aber, wie mir scheint, die Kunst des vollkommenen und sauberen Vollendens, des Fertigmachens. Er bleibt bei dem Ungefähr stehen, und dadurch hauptsächlich unterscheidet er sich von Geibel, der nimmer ruht und rastet, bis sein dichterisches Werk der klarste und fertigste Ausdruck der Empfindung ist. Die Jensen'sche Dichtung hat den eigenthümlichen Reiz des Skizzenhaften, das die Phantasie des empfindsamen Lesers mitbetheiligt.

Die „kleinen Ein- und Abfälle des Tages" enthalten eine Reihe trefflicher Gedanken in trefflicher Form.

Gemeinsam mit Geibel ist Wilhelm Jensen die hohe, begeisterte Liebe zum Vaterlande. Es ist kein vordringlicher, schwatzhafter Patriotismus, der sich widerwärtig breit macht, es ist eine gute und wahre Freude an dem Errungenen, die gelegentlich und unwillkürlich das dankbare Wort findet. Im Uebrigen verzichtet der Dichter auf einen bestimmten „Standpunkt", oder wenigstens auf einen philosophisch zurechtgemachten Standpunkt. In wechselnden Tagen und unter wechselnden Stimmungen sind diese Lieder gesungen; keine pessimistische Weltanschauung umdüstert sie, kein gekünstelter Optimismus gibt ihnen ein erzwungenes Lachen. Ernsteren wie heiteren Stimmungen leiht der Dichter denselben willigen Ausdruck; aber immer bewahrt er sich die volle Empfänglichkeit für das Schöne.

Eine viel düstrere, trübere Stimmung geht durch die Gedichte von Otto von Leixner. (S. 7*):

Ich ziehe einsam stille Wege
Der Heimat fern,
Den Ort, wohin das Haupt ich lege
Bescheint kein Stern.

Die Schwester ist gestorben,
Die Mutter todt,
Ich habe nichts erworben
Als Pein und Noth.

oder S. 9:

Verspielt ist meine Jugendzeit
Und alles Glück mir liegt gar weit,
Am Wege sargte ich es ein
Und zog dann fort, allein, allein!

Ein anderes Gedicht beginnt mit den Worten:

„Dumpfe Schwüle lag auf meiner Seele."

Diese „dumpfe Schwüle" liegt auf den meisten Leixner'schen Liedern. Als eines der für die Stimmung des Dichters sehr charakteristischen führe ich das folgende an:

Wer's vermöchte, seine Schmerzen
Zu versenken in die Fluthen
Ewigen Vergessens!
Doch sie tauchen
Immer wieder
Aus den Wogen,
Und sie singen
Immer wieder
Ihre alten
Düstern Sänge.

Das Düstere, Dumpfe und Trübe — der Dichter hat auch für diese Worte eine besondere Vorliebe — beschwert die meisten dieser „Volslieder" und „Tagebuchblätter", bis endlich durch die grauen Wolken ein lichter Sonnenstrahl bricht. Der Sonettencyklus „Mathilde" ist aus einer ganz anderen, getrosteren und daseinsfreudigeren Stimmung heraus entstanden. Hier ist wirkliche Wärme und Innigkeit; etwas rührend Aufrichtiges und Wohlthuendes geht durch diese Gedichte. Und da ist auch Schaffenslust und Muth, kein weichherziges Verzagen und Flennen.

Während man bei einigen der vorhergehenden Gedichte sich des Zweifels nicht ganz entschlagen kann, ob die sicher ernst gemeinten Schmerzen in der That auch ganz ernst gewesen

*) „Gedichte", Leipzig 1877, F. A. Brockhaus.

seien, ob da nicht ein bischen jugendlicher Weltschmerz, gegenstandsloses Unbehagen, eine gewisse Freude an der Traurigkeit die Saiten verstimmt habe, hat man hier die Empfindung des Echten und Rechten. Der Schlußhymnus auf die Liebe, auf die starke Liebe nimmt einen ganz begeisterten Aufschwung:

Sie schreitet selig auf den trübsten Wegen,
Sie lacht des Elends und sie lacht der Noth,
Sie trotzt der Welt, der Hölle und dem Tod.

Wenn man diese von einem wahren Gefühle eingegebenen frischen Strophen liest, dann darf man nicht einige Seiten zurückblättern, denn sonst könnte man sich doch des Lächelns kaum erwehren, wenn man hört, wie der Dichter, der ein Prophet sein soll, kurz vorher gesungen:

„Ich werde nie der Liebe Glück genießen."

Leixner erinnert mich in manchen Gedichten an Carl Siebel. Wie dieser weiß er den Volkston wohl zu treffen, wie dieser nimmt er es mit der Form nicht allzu genau. Mit den Reimen treibt er keinen Mißbrauch. Vielleicht hätte die Sammlung noch eine strengere Sichtung vertragen. Der Volkston allein thut's doch nicht, und das Gedicht „Scheiden" auf Seite 17 z. B. erscheint mir nicht bedeutend genug, um in einen Band Gedichte aufgenommen zu werden.

Daß Leixners Natur zu dem Epigrammatischen neigt, wird man aus dem Gesagten erklärlich finden. Einige der kleinen Epigramme sind in der That vortrefflich. Alles in Allem tritt uns in diesen Gedichten ein beachtenswerthes Talent entgegen, das zur Ermuthigung und Förderung auffordert.

(Schluß folgt.)

Paul Lindau.

Künstlerisches Leben in Berlin, 1834.

Aus den „Erinnerungen" J. E. v. Bandels, Erbauers des Hermanns-Denkmals.

Anfangs Mai 1834 war ich mit meiner Familie von München aufgebrochen, um nach Berlin überzusiedeln.

Hier angelangt, machte ich bei sehr vielen Künstlern Besuche; aber nur Professor Rauch, Professor Stier und Baurath Stüler beehrten mich mit Gegenbesuchen und Einladungen.

Den Professor Stier hatte ich schon in Rom kennen gelernt. Er hatte sich am sogenannten Schafgraben in Berlin ein sehr merkwürdiges Haus erbaut und arbeitete damals an den Plänen zu einer protestantischen Kirche mit getrenntem Altar und Kanzel, worin der Gottesdienst nach Art des alten griechischen Theaters angeordnet werden sollte. Diesen Gedanken wußte er ungemein geistreich darzulegen.

Mein Besuch bei dem Akademiedirector Schadow war mir sehr wichtig, und äußerst lehrreich in Bezug auf mein Vorhaben, längeren Aufenthalt in Berlin zu nehmen. „Was wollen Sie denn hier in Berlin?" fragte Schadow gedehnt; „machen Sie sich hier nur keine Hoffnung auf Bestellungen oder Verkäufe; Sie sind ja hier nicht ausgebildet worden!" Das machte mir meinen Standpunkt den älteren Künstlern gegenüber mit Einem Male klar. „Auf Bestellungen rechne ich auch nicht," sagte ich ruhig; „vorerst wünsche ich nur, die Berliner Kunst und Künstler kennen zu lernen, vor Allem aber den Herrn Director und Ihre Kunstwerke, von denen eines mit daran Schuld ist, daß Sie mich hier als Bildhauer sehen." — „So! Und was für eines?" — „Ihr kleines Reiterstandbild Friedrichs des Großen; das erste gute Bildwerk, das ich als Kind sah, das ich stets in meinem Zimmer hatte und von dem ich als Mann bedauere, es nicht groß in Erz ausgeführt zu sehen." Da ward der alte Herr freundlicher, ich konnte mit ihm über die Kunst im Allgemeinen und über die Münchener im Besonderen reden. „Warum gehen Sie denn aber von München fort?" fragte er endlich. „Sie müssen doch nichts können, weil König Ludwig Sie nicht hält!" — „Das sollen Sie bald genug erfahren; jetzt sage ich nur so viel, daß ich selbstständig bleiben und Armin dem Cheruskerfürsten ein Denkmal errichten will!" — „Ich habe auch eine Arminstatue gemacht," knurrte Schadow. — „Darf ich sie sehen?" — „Heute nicht!" antwortete er; „habe keine Zeit". — Ich verstand und ging.

Etliche Tage darauf ward dem ehrwürdigen Meister zu seinem siebenzigsten Geburtstage ein Festessen bereitet; Rauch lud mich dazu ein. In Mitten der Tafel saß der Gefeierte, zu seiner Rechten sein berühmtester Schüler: Rauch; neben diesem hatte ich meinen Platz erhalten. Es war ein genußreicher, denkwürdiger Abend; der heitere Greis nahm die ihm von allen Seiten herzlich dargebrachten Ehren mit bescheidener Ruhe entgegen; man sah aber, daß diese Huldigungen seinem Herzen wohl thaten. Die Theilnahme an Schadows Ehrentage war allgemein; der Senat der Akademie der Künste hatte ein Medaille mit dem Bildnisse des Meisters prägen lassen, auf deren Kehrseite man sinnige Anspielungen auf hervorragende Schöpfungen desselben erblickte; auch König Friedrich Wilhelm III. und die preußischen Prinzen gaben mehrfache Beweise der Achtung und Liebe, welche sie Schadow zollten.

Rauch, den ich in seiner Werkstätte oft besuchte, nahm mich stets sehr freundlich auf und schien gern mit mir über seine Arbeiten zu sprechen. Meist bildeten die verschiedenen Pläne zu einem Denkmale des Königs Friedrich II. den Gegenstand der Unterredung; Rauch wollte unter Anderem eine Säule, ähnlich der Trajanssäule in Rom, mit Reliefs aus des Königs Leben vorschlagen. Ich rieth davon entschieden ab, da diese fortlaufenden Reliefs von schwer zu verbindenden Thatsachen immer mißliche Arbeit machen, den Beschauer verwirren, und langweilig werden, vor Allem aber je höher, desto undeutlicher sind, zumal der Beschauer zum fortgesetzten Rundgange um die Säule gezwungen ist. Auch über die Bekleidung geschichtlicher Figuren besprachen wir uns, da Rauch zugemuthet worden war: dem großen König ein sogenanntes „Idealgewand" — römisch oder griechisch — zu geben! Verbohrte Gelehrte fanden das schön, aber Rauch war mit Recht der entgegengesetzten Ansicht.

Schadow und seine Werke zogen mich aber im Getriebe des Berliner Kunstlebens immer von Neuem an; möglichst oft suchte ich den Meister auf. Einmal kam ich zu ihm, als er hoch auf einem Gerüste nahe dem Oberlichtsenster saß und zeichnete. „Was wollen Sie?" rief er. „Ich habe keine Zeit." — „Das sehe ich," rief ich zurück; „aber ich kann warten, bis Sie Zeit haben. Dann werde ich Sie bitten, mir Ihre Werke zu zeigen; ich habe von Ihrem Könige mit den Hunden gehört, diese Gruppe wünsche ich zu sehen, sowie auch Ihren Armin." Damit machte ich es mir in einem Stuhle bequem. Nach einer Pause schallte es von oben: „Sind Sie noch da?" — „Ich warte, Herr Director!" versetzte ich. Sehr lange mußte ich warten — endlich erhob sich der Alte und kam herunter. „Sie sind noch da?" fragte er etwas freundlicher. „Nun, so kommen Sie!" Nur eine Thür hatte mich von der Werkstatt getrennt; beim Eintritt in diese stand eine nackte Figur aus Gips, mit einer Bärenhaut bekleidet, vor mir. Ueberrascht fragte ich: „Ist das Ihr Hermann?" Und sogleich war ein Kunststreit über die Gewandung unserer Vorfahren im vollen Gange. Schadow hatte sich die alten Deutschen noch wie halbe Bären gedacht; ich stellte sie mir als bereits so weit gebildet vor, daß sie den Römern mit überlegener Klugheit Stand halten konnten. Ueberdies beschreibt ja Tacitus selbst eine Art Prunkgewand unserer Vorfahren; die Frauen verstanden, aus Pelzen schön und reich verzierte Kleider zu bilden. Zuletzt gab mein lieber Widersacher die Richtigkeit meiner Auffassung zu, und zollte der Art, wie ich meinen Armin kleiden würde, Beifall. Hinter dem Cheruskerfürsten stand nun auch, wie er gelebt, Friedrich der Große mit seinen Hunden spazieren gehend; ein Naturbild — so wahr, wie nur ein Zeitgenosse des großen Königs, und nur ein so getreu nach der Wirklichkeit schaffender Meister, wie Schadow, es hinstellen konnte. Der Anblick dieses Werkes über-

wältigte mich so, daß ich den lieben guten Brummbären, von dem es herrührte, hätte umarmen mögen; aber das schickte sich in Berlin nicht! Meine aufrichtige Freude an seiner Schöpfung mußte Schadow indessen doch gefallen haben; wenigstens entließ er mich sehr gütig.

Noch will ich erwähnen, daß der Minister Altenstein, einst meines seligen Vaters Amtsgenosse und Freund, damals zu Schöneberg in seiner Villa lebte; ich beschloß, ihn aufzusuchen, ward sogleich vorgelassen und ungemein herzlich aufgenommen. „Was wollen Sie werden?" fragte der Minister. „Nichts, als wozu ich mich selbst machen kann," entgegnete ich. „Das ist echt Bandelisch!" meinte die Excellenz lachend; „aber dazu kann ich Ihnen ja gar nicht helfen? Wenn Sie glauben, daß ich Ihnen nützlich werden kann, so wenden Sie sich an mich." Er erinnerte sich froher Zeiten aus dem Leben in Ansbach und lud mich ein, ihn recht oft auf seinem Landsitze zu besuchen, wenn ich in Berlin mich festgesetzt. Leider starb der mir so wohlwollende alte Herr nur zu früh für mich: am 14. Mai 1840.

Allmählich kam so der Herbst, und mit ihm die Kunstausstellung, welche alle zwei Jahre in den Sälen des Königlichen Akademiegebäudes veranstaltet wurde. Berlin hatte damals noch keine allgemein zugängliche Sammlung von Werken lebender Künstler; die Eröffnung (am 14. September 1834) war daher ein kleines Ereigniß. Auch ich hatte einige meiner Werke ausgestellt: außer meinem Arminmodell noch das Modell einer Christusstatue und verschiedene andere Sachen in Gips (ein sitzendes Mädchen, Blumen pflückend; eine sitzende Venus, nackt, ihr Haar bindend u. s. w.); in Marmor nur meine Caritas und einen Amor in Lebensgröße. Hauptsächlich hoffte ich, meinem Arminmodelle einige Beachtung zu erwecken, aber gerade darin hatte ich mich gründlich getäuscht; fast Niemand nahm Notiz davon. Auch sonst machte ich merkwürdige Erfahrungen über das Berliner Kunsttreiben; ich mußte z. B., weil ich kein Berliner Akademiekünstler war, den sehr theueren Transport meiner Arbeiten selbst bezahlen. Nur mit vieler Mühe konnte ich ihnen leidlich gute Plätze erringen, und als mir dies mit meiner Caritas endlich gelungen war, wurden dicht um sie her auf Säulchen kleine Statuen von Berliner Künstlern gestellt; mein Amor blieb, im Rücken beleuchtet, an einem Fenster; die Gipsbüste des Dichters Chamisso, die ich kurz zuvor modellirt hatte, ward mir mehrere Male zur Seite gerückt und hinter Zinkornamente versteckt. Auf mein Befragen: „Warum das geschehe?" bekam ich die Antwort: „Weil sie in *grauem* Gips, und nicht, wie Gebrauch, in *weißem* gegossen sei." Ich gieße Büsten lieber in grauem Gips, weil dieser nicht das Starre des weißen hat. — Nach dem Schlusse der Ausstellung wurden meine Arbeiten sogleich, ohne mein Wissen, in einen Gang geschoben; dieser ward geweißt, ohne daß man die Kunstwerke zudeckte; in Folge davon wurden sie alle schmählich mit Kalkweiß besudelt.

Etwa ein halbes Jahr verweilte ich jetzt in Berlin; eben wollte ich dort eine ausgedehntere Thätigkeit beginnen, als ich im December 1834 unversehens einen Ruf nach Hannover erhielt. Weil ich daselbst dem Teutoburger Walde näher war, schien mir dieser Zwischenfall erwünscht; sofort leitete ich daher Verhandlungen ein zu dauerndem Aufenthalte in jener Stadt.

Hermann Uhde.

Die großen Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher, Aerzte und Hygieniker während des September 1877.

II.

Der deutsche Aerztevereinsbund in Nürnberg am 23. und 24. September. Die Organisationsbestrebungen der deutschen Aerzte und ihre Aussichten.

Der Schutz, den die deutschen Staaten dem ärztlichen Stande bisher zu Theil werden ließen, war allerdings ein sehr geringer, denn er bestand lediglich darin, daß strafrechtlich alle Diejenigen verfolgt werden konnten, welche, ohne Aerzte zu sein, sich der Heilung von Krankheiten gegen Bezahlung widmeten. Diese Bestimmungen gegen Pfuscherei sind freilich in sehr vielen Fällen nicht zur Geltung gekommen, so daß die Meinung verbreitet war, sie seien wesentlich ein leeres Blatt Papier. Dem war aber nicht so, sondern es bestand doch noch *eine* Schranke, die wohl unschwer durchbrochen werden konnte, immerhin aber ein erhebliches Hinderniß bildete. Man wird nicht behaupten können, daß irgend ein Grund vorlag, derartige Verhältnisse radical zu ändern. Wenn es demungeachtet geschah, wenn im Reichstage bei Gelegenheit der Discussion und der Beschlüsse über die Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes auch die Verordnungen gegen die Pfuscherei zum Opfer fielen, wenn der ärztliche Stand damit all seiner geringen Prärogative beraubt und lediglich zu einem Handwerk herabgedrückt wurde, so war dies auf nichts Anderes zurückzuführen als auf den mächtigen Einfluß jener ganzen Zeitströmung, in der die lange Theorien gebliebenen Anschauungen der Freihändler Fleisch und Blut gewannen. Dem ärztlichen Stande wurde allerdings *eine Concession* gemacht, nach der er lange gestrebt hatte, die aber kaum in einem organischen Zusammenhange mit der neuen Entwickelung stand, welche man ihm aufdrängte. War früher der Arzt verpflichtet, unter allen Umständen zu kommen, wenn irgendwie seine Hülfe in Anspruch genommen wurde — eine Verpflichtung, die zu den allerlästigsten Chicanen Veranlassung gab —, so hörte dies wenigstens mit dem Inslebentreten der norddeutschen Gewerbeordnung auf. Die Folgen der Freigebung des ärztlichen Gewerbes und der Aufhebung der Verordnungen gegen die Pfuscherei machten sich aber schnell genug geltend. Die sogenannte „wilde Medicin" nahm in einer Weise überhand, von der man früher doch keine Ahnung gehabt hatte. In dem Kampfe der schrankenlosen Concurrenz sank der Charakter des Standes, dessen einzelne Mitglieder oft genug kaum noch in der Lage waren, ihre Würde auch nur einigermaßen aufrecht zu erhalten. Dem Staate gegenüber machtlos, von ihm nicht geschützt, kamen die Aerzte in ein immer schwierigeres Verhältniß dem Publicum gegenüber und es war Gefahr vorhanden, daß der ärztliche Stand Deutschlands auf ein Niveau zurückgedrängt wurde, welches ungefähr dem der Practitioners Englands und Amerikas sowie der Officiers de santé Frankreichs entsprochen hätte.

Es war das nicht zu unterschätzende Verdienst einer Reihe von hervorragenden Führern des ärztlichen Standes, die Gefahr zu erkennen und den Versuch zu machen, ihr rechtzeitig noch vorzubeugen. Schon im Jahre 1848 waren auch die Aerzte Deutschlands von der revolutionären Bewegung ergriffen worden, und ein reges Vereinsleben gab der neuen Zeit Ausdruck und in den Zeiten der Reaction wurden diese Bestrebungen dann mit derselben mechanischen Gewalt zertreten, die sich auch anderswo geltend machte. Erst als in Preußen die erste neue Aera erschien und als gleichzeitig, besonders in den deutschen Mittelstaaten, gerade dadurch die Furcht immer lebendiger wurde, durch Preußen an der altgewohnten Selbstständigkeit Einbuße zu erleiden, sah man auf diese Bestrebungen besonders seitens der mittelstaatlichen Regierungen milder herab. Man fühlte, wie auf anderen Gebieten so auch hier, die Nothwendigkeit einer gewissen inneren Rechtfertigung des Particularismus, und so kam es denn, daß im Laufe der folgenden Jahre die Organisation des ärztlichen Standes in Bayern und Sachsen auf der Grundlage ärztlicher Vereine, durch die Regierungen selbst begünstigt, zu Stande kam, während erst später Württemberg und Baden sowie endlich Hessen nachgefolgt sind. In Preußen selbst blieben die Aerzte dagegen wesentlich auf die freiwillige Vereinsthätigkeit angewiesen. Zum Glück fehlte es nicht an Männern, welche einerseits die Gefahr einsahen, die dem ärztlichen Stande infolge seiner Zersplitterung und seiner anarchischen Verhältnisse drohte, andrerseits aber befähigt waren, selbstständig ein seltenes organisatorisches Talent zu erproben. Die wohlhabenderen Provinzen Preußens, Rheinland und Westfalen, schlossen sich in ärztlichen Verbänden eng aneinander, später trat Nassau

hinzu, und die Enclaven kleinerer deutschen Staaten ordneten sich in den ganzen Organismus ein. Man förderte in diesen Vereinen nicht nur die Standesinteressen, sondern auch ein reges wissenschaftliches Leben, und endlich kamen die immer dringender werdenden hygienischen Aufgaben, durch die die ärztlichen Vereine in die engste Berührung mit anderen Berufsklassen, speciell mit denen der Beamten und Techniker, gelangten. Unter solchen Umständen war schon im Jahre 1872 eine Grundlage für die Organisation des ärztlichen Standes in Deutschland vorhanden, und nur in den Ostprovinzen Preußens waren kaum erst die ersten Anfänge derselben sichtbar.

Professor Richter in Dresden, eine Natur, idealistisch angelegt wie wenige, allerdings mit der vollen Einseitigkeit einer solchen, aber auch mit einem Aufopferungsvermögen, wie es sich selten findet, hatte lange schon dem Plane Ausdruck gegeben, sämmtliche Aerzte Deutschlands, in einzelne Vereine gegliedert, zu einem gemeinsamen Bunde zu vereinigen. Bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung in Leipzig 1872 kam sein Plan zur Ausführung. Die ärztlichen Vereine hatten bei dieser Gelegenheit das Glück, in dem vielbewährten, langjährigen Vorsitzenden der rheinisch-westfälischen Vereine, Herrn Graf aus Elberfeld, einen ebenso energischen wie umsichtigen Führer zu erhalten und von da an hat die Sache der Vereinigung der deutschen Aerzte immer weitere Fortschritte gemacht. Alljährlich trat der Gesammtverein zusammen, immer reicher an Mitgliedern, immer mehr alle Gegenden des deutschen Reiches repräsentirend. Seinem Einfluß ist es zum Theil zuzuschreiben, daß die staatliche Organisation des ärztlichen Standes auch in den Einzelstaaten sich weiter und weiter vervollkommnete, so daß jetzt außer Mecklenburg nur noch Preußen ohne eine legale Vertretung desselben besteht. Zu den ausgesprochenen Zielen des Arztvereinsbundes gehört es jetzt daher auch, in dem größten deutschen Staate eine Organisation durchzuführen, wie sich ihrer die Mittel- und Kleinstaaten längst erfreuen.

Es ist natürlich, daß in jeder Jahresversammlung manche Fragen immer von Neuem wieder zur Discussion gelangten; so die der Standesordnungen, die sich mit der Aufgabe beschäftigen, das collegialische Verhältniß innerhalb des Standes aufrecht zu erhalten, die Mittel zu finden, unwürdige Mitglieder ausstoßen zu können und dem Staate wie dem Publicum gegenüber die Interessen des Standes zu wahren. Auch die Versammlung in Nürnberg, welche nach der Vereinigung der Naturforscher in München am 23. und 24. September tagte, erörterte diese Verhältnisse eingehend, allerdings ohne zu einem vollständigen Abschlusse zu gelangen. Jedenfalls tritt doch die Möglichkeit immer näher, auch in Preußen Einrichtungen zu erlangen, welche dahin gehen, daß der ärztliche Stand sich durch eine gewisse Disciplin selbst vor Verwilderung schützt, wozu freilich gehört, daß die Vereine rücksichtslos, wie das in England der Fall ist, gegen Alle einschreiten ohne Ansehen der Person, welche die Gesetze der Collegialität verletzen. In dieser Beziehung ist noch sehr viel zu thun und es bedarf noch viel größerer Energie, als sie bisher zu Tage gekommen ist. Eine nicht minder brennende Frage ist natürlich die einer gewissen Fürsorge für den Arzt, wenn er krank und arbeitslos geworden ist, sowie die Zukunft seine Hinterbliebenen. In der That findet sich der ärztliche Stand gerade in dieser Beziehung unter Seinesgleichen am ungünstigsten gestellt; für ihn existirt keine Pension, für die Seinigen gibt es keine staatlichen Wittwenkassen; er ist für sein Alter und für die Zukunft der Seinigen lediglich angewiesen auf die Ersparnisse der Praxis. Aus den schon erörterten Gründen werden diese aber im Allgemeinen immer sehr spärlicher Natur sein, und so ist es denn auch leicht erklärlich, daß bei dem Tode der anscheinend beschäftigtsten Aerzte nur selten eine Fürsorge durch den Ernährer der Familie hat getroffen werden können. Fast als die einzige Hülfe bleibt hier die Lebensversicherung, und es hat nicht an Bestrebungen gefehlt, die diesen Ausweg den Aerzten erleichtern und billiger machen wollen. Solche Bestrebungen sind indessen bisher stets vergeblich gewesen und mußten es sein. Die Lebensversicherung beruht, was die für sie zu bezahlende Prämie anlangt, auf ehernen Gesetzen. Die betreffenden Gesellschaften können auf eine Reihe von kleineren Nebeneinnahmen verzichten, in der Sache selbst können sie, so lange sie sich eine solide Basis bewahren wollen, nur wenig thun. Es bleibt den Aerzten, wollen sie, wie ihre Collegen in England und Amerika, die Zukunft der Ihrigen durch hohe Lebensversicherungen sicher stellen, eben nichts übrig, als ihre Einnahmen zu vermehren, und das wird ihnen nicht gelingen, wenn sie nicht durch den Einfluß des Standes selbst die absolute Concurrenz verhindern, durch welche der Ertrag ihrer Arbeit von Jahr zu Jahr mehr herabgedrückt wird. In England, Amerika und Frankreich kann der den besseren Kreisen angehörende Arzt selbstverständlich auf sein Honorar, überhaupt Unbemittelten gegenüber, Verzicht leisten, wenn er sich aber ein Mal bezahlen läßt, so ist es für ihn nicht anständig, ja er geht der Mitgliedschaft der großen, herrschenden Vereine verlustig, wenn er nicht bezüglich der Honorarforderung die untere Grenze respectirt, die der Stand für zulässig noch erachtet. Ein gegenseitiges Unterbieten, eine schrankenlose Concurrenz der Aerzte untereinander ist in jenen Ländern nicht möglich. Die Folgen sind in Deutschland nicht ausgeblieben. Natürlich werden durch die freiwillige Thätigkeit der Aerzte Kranken- und Wittwenkassen in noch höherer Zahl errichtet werden, als es bis jetzt bei uns noch der Fall ist. Die Haupthülfe kann aber nur in dem Erstarken des Standesbewußtseins gesucht werden, welches den Aerztevereinen die Macht geben wird, das Publicum zu zwingen, wenn es rechtzeitige und zuverlässige ärztliche Hülfe haben will, dieselbe auch angemessen zu honoriren.

Neben diesen rein ärztlichen Fragen beschäftigte sich die Nürnberger Versammlung selbstverständlich auch mit der öffentlichen Hygiene. Ohne die aufopfernde Mithülfe der Aerzte wäre letztere ja überhaupt, besonders in Deutschland, nicht möglich. Indessen diese Fragen und die Discussionen über sie hängen doch zu genau zusammen mit denen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, die sich sofort an den Aerzteverein anschlossen, als daß der Bericht über sie nicht hier bei Seite gelassen werden könnte.

Es mag endlich noch, um die Bedeutung des deutschen Aerztevereinsbundes kennen zu lernen, darauf hingewiesen werden, daß zu ihm jetzt 161 Vereine mit 7889 Mitgliedern gehören, von denen in Nürnberg 98 Vereine mit 5769 Mitgliedern durch 63 Delegirte vertreten waren. Immerhin eine stattliche Zahl und wenn die Bestrebungen, die hier vertreten waren, mit derselben Energie fortgeführt werden wie bisher, so können die Erfolge schließlich nicht ausbleiben.

Hocherfreulich ist es, daß endlich auch die Aerzte in den Ostprovinzen Preußens eine lebhaftere Theilnahme zeigen. Die Reform des öffentlichen Sanitätswesens in dem größten deutschen Staate ist bekanntlich längst in Angriff genommen, aber immer wieder vertagt worden; nur dem andauernden Drängen der ärztlichen Vereine wird es gelingen, sie in einen schnelleren Fluß zu bringen. Ohne daß diese Reform auch in Preußen durchgeführt wird, ist die Organisation des ärztlichen Standes in Deutschland aber noch unvollendet, und derselbe besitzt ohne sie nicht die ihm gebührende Einwirkung auf diejenigen Fragen medicinalpolizeilicher und hygienischer Natur, für die er doch in erster Stelle competent ist.

P. Boerner.

Aus der Hauptstadt.

Von der Musiksaison.

Neue Compositionen: Brahms' Symphonie, Joachims „Scene aus Demetrius".

Bei den jetzt sich mehrenden Concerten, Gastspielen u. s. w. muß ich, zur Vermeidung jeder falschen Auslegung, dem geneigten Leser meine alljährliche Erklärung in Erinnerung bringen, daß ich nur über neue

Erscheinungen, d. h. über zum ersten Male aufgeführte Compositionen oder über solche, die schon lange Zeit nicht zu Gehör gebracht worden, und über Künstler schreibe, die zum ersten Male vor das Berliner Publicum treten. Die Verpflichtung, jedem einzelnen Concerte von oft genannten Künstlern, jeder Gastrolle von bekannten Sängern eine besondere Besprechung zu widmen, kann ich nicht übernehmen. Der geneigte Leser möge daher mein Stillschweigen über dieses oder jenes Concert, oder über eine Opernaufführung nur dem oben angedeuteten Grundsatze zuschreiben, keinem anderen Beweggrunde.

Das musikalische Hauptereigniß der letzten Wochen war die im Hochschulen-Concerte vorgeführte Symphonie von Brahms. Man kann wohl sagen, daß seit der Aufführung von „Tristan und Isolde“ das Publicum nicht mehr mit solcher Spannung einem Werke entgegensah, wie dieser Schöpfung Brahms! Sie war schon in Wien und anderen Städten Süddeutschlands, dann in Leipzig und Breslau zu Gehör gekommen, bevor sie bei uns erklang; sie hatte die widersprechendsten Urtheile hervorgerufen, wie das immer der Fall ist, wenn Kunstwerke in Parteifragen gezogen werden. Und sie trat endlich im vollen Staate einer glanzvollen Aufführung, unter der Leitung des größten lebenden ausübenden Künstlers, vor das Berliner Publicum. Dem Ausspruche meines Urtheiles über dieses jedenfalls hochbedeutende Werk müssen einige Betrachtungen über die Entwickelung der Symphonie im Allgemein vorausgehen, aus ihnen soll dann die Begründung des Urtheiles geschöpft werden.

Drei Hauptmomente treten in der Entwickelung der Symphonie*) von Haydn bis auf unsere Zeit so entschieden hervor, daß sie sich von Stufe zu Stufe unwiderlegich nachweisen lassen, und daß selbst der einigermaßen gebildete Laie sie ohne Schwierigkeit zu erkennen vermag.

Erstens in Bezug auf die einzelnen Gedanken: immer breitere Anlage der Hauptthemata, immer schärfere und charakteristische Rhythmik; immer glänzendere Färbung dieser Gedanken durch die Instrumentation. Zweitens in Bezug auf die symbolische Bewegung der Tonformen: immer größere Mannichfaltigkeit in der thematischen Durchführung, in welcher bei allem Wechsel der Stimmungen, bei allen jähsten harmonischen Uebergängen doch immer der Hauptgedanke festgehalten wird; dann eine immer größere Erweiterung des langsamen Satzes, des Adagio, das zuletzt fast als Mittelpunkt des Ganzen, als wichtigster Theil hervortritt. Aus diesen beiden Momenten entwickelte sich naturgemäß das dritte: die immer genauere, festere Gliederung der Verhältnisse. Nicht allein der Bau jedes Satzes in seinen einzelnen Theilen, in noch viel höherem Grade das Verhältniß jedes einzelnen Satzes als Ganzes zu den anderen Sätzen erweist sich als von einem tiefliegenden, immer fester und entschiedener wirkenden Gesetze bestimmt.

Schon Haydns Symphonien bieten herrliche Muster der Proportionen in den einzelnen Theilen, und wenn er es mit dem Bau der Perioden noch nicht sehr genau nahm, und einmal eine Phrase von fünf, dann von vier, dann von sechs Takten aufeinander folgen läßt, so hat er dagegen in der Dauer der Andante und Menuette, in ihrer Charakteristik und ihren Verhältnissen ein nie fehlendes ästhetisches Feingefühl gezeigt. In Mozarts Symphonien erweitern sich die Formen immer mehr; auch der Periodenbau ist ein so fester, daß man in den größern Werken die in sich abgeschlossenen Perioden von vier zu vier Takten nachweisen kann. Dagegen ist die thematische Durchführung, wenn auch immer kunstreich, doch manchmal nicht so ganz unmittelbar organisch aus den Hauptmotiven hervorgehend wie bei Haydn; es kommen hie und da Durchführungen in den zweiten Theilen der ersten Sätze vor, deren Zusammenhang mit denselben kein unlöslicher ist, die ebenso gut in irgend einem anderen Satze mit anderen Hauptmotiven stehen konnten.

Beethoven vereinigt den festesten Periodenbau mit der entschiedensten organischen thematischen Durchführung. Von seiner Vierten bis zur Neunten mit eingeschlossen ist in den Durchführungen des zweiten Theils des ersten und letzten Satzes (den Chor der Neunten ausgenommen) nicht ein Takt, sage nicht einer vorhanden, der nicht direct aus einem der Hauptthemen entstanden ist, und dessen Ursprung nicht auch sofort zu erkennen wäre. Er hat diese Durchführung zu einer Höhe entwickelt, daß sie oft wie etwas ganz Selbstständiges erscheint. Oft, wenn der Hörer meinen sollte, daß nunmehr der Schluß des Satzes eintritt, ertönt mit einem Male irgend eine melodische Phrase in allen möglichen Wendungen und allen auf- und absteigenden Harmonien, man glaubt einen ganz neuen Gedanken zu hören — es ist aber nur ein Bruchstück der Hauptmelodie, das Beethoven mit seiner unermeßlichen Gestaltungskraft zu einem selbstständigen Thema erhob. Die Schlüsse des ersten Satzes der siebenten, achten und neunten Symphonie sind solche Durchführungen, die allerdings mehr Eingebungen zu nennen wären. Was er nun aus dem Adagio gemacht hat, indem er das Hauptthema öfters in Variationen wiederkehren läßt, zwischen welchen ein kleiner Mittelsatz als Bindungsglied — öfters ebenfalls variirt, wie z. B. im Adagio der Fünften — wirkt, das braucht dem nur einigermaßen musikalisch gebildeten Leser nicht erst weitläufig dargelegt zu werden. Hier will ich nur auf den wichtigen Umstand hinweisen, daß Beethoven durch diese Gestaltung seiner Adagio ihnen zu gleicher Zeit die breiteste Ausdehnung und jenen höchsten geistigen Gehalt verleihen konnte, durch welche sie in dem Wunderbau des Ganzen sich als vollkommen integrirender Theil darstellen.

Unleugbar also steht fest, daß von dem Augenblicke, als die Symphonie sich als solche entfaltete, das Gesetz der Symmetrie, des richtigen Verhältnisses zwischen den einzelnen Theilen vorgewaltet hat, dem auch die freiesten Romantiker, wie Schubert und Schumann, gehorchten; und zwar nicht als ein Gesetz der Theorie, der Gewohnheit, daß neue Theorien neue Gewohnheiten wieder umstoßen können, sondern der unbewußten Nothwendigkeit, die sich in allen Künsten geltend macht. Wie im Drama die Zeitdauer so vertheilt sein muß, daß die Scenen, in welchen das Seelische in den Vordergrund tritt, nicht zu kurz sein dürfen, wie dagegen die Expositionen sich nicht zu sehr verbreitern dürfen; wie im Bauwerke die einzelnen Theile, selbst die Nebenflügel ein gewisses Raumverhältniß darstellen müssen, wenn sie angenehme Wirkung hervorbringen sollen; wie beim Gemälde nicht ein Gegenstand störend über den andern hervorragen darf: so auch bedarf das instrumentale Kunstwerk jener inneren unberechneten, aber in der Conception liegenden Form- und Zeitverhältnisse. Und jeder Mangel einer solchen inneren Symmetrie bringt im Geist des Beschauers oder Hörers zuerst ein unerklärliches Gefühl des Ungenügenden hervor, dessen Ursprung erst später, bei genauer Prüfung, erwiesen werden kann. Diesem Gesetze der inneren Proportionen widerspricht die Brahms'sche Symphonie in einer so ganz entschiedenen Weise, daß man fast anzunehmen berechtigt wäre, der Componist habe mit Absicht gehandelt. Der erste Satz ist 24 enggestochene Partituren-Seiten lang, der letzte Satz mit der Einleitung enthält deren 57, das Andante — 8, ebenso das Allegretto, welches das Scherzo oder Menuett vertreten soll. Der Bau dieser Symphonie gleicht einem großartig angelegten Palaste: unten ein breiter Thorweg mit Säulen; das erste Stockwerk voll architektonisch verzierter großer Fenster mit einem kunstreich geformten Balcone; das oberste Stockwerk ganz großartig breit, darüber noch eine Plattform mit allem möglichen imposanten Zierrathe; zwischen dem ersten und dem obersten Stockwerk einige graziöse, sehr gut ausgeführte kleine Räume mit runden Fensterchen, mit Arabesken und Statuettchen und sonstigen kleinen Kunstwerkchen, welche an und für sich schön genannt werden müssen, die sogar allein betrachtet abgerundeter und mehr vollendet erscheinen, als die großartigen Theile, die aber zum ganzen Bauwerke nicht passen und, in ihrem Verhältnisse zu den anderen Theilen, eben jenes unbewußte Gefühl des Unsymmetrischen erwecken, das erst die genauere Prüfung deutlich erkennen läßt. In diesem Mangel an Symmetrie liegt der Hauptfehler der Grundlage, der Conception, ein Fehler, durch welchen dieses hochinteressante Werk nicht zur Wirkung eines vielleicht im Einzelnen nicht so bedeutenden, aber einheitlicher geformten gelangen wird.

Gehen wir zu der Prüfung der einzelnen Theile über. Der erste Satz beginnt mit einer Einleitung „un poco sostenuto“. Die Violinen spielen in den ersten acht Takten ein theilweise chromatisch fortschreitendes klagend klingendes Thema, das durch die hohe Lage noch einschneidender wirkt, während die Flöten, Oboen, Clarinetten und Fagotte in der Gegenbewegung (im Anfange ebenfalls chromatisch) das dumpfe Wühlen noch verstärkend andeuten. Nach dem achten Takte bricht das Thema ab, und es erscheinen Pizzicatotöne der Saiteninstrumente von den oberen Blasinstrumenten mit denselben Tönen begleitet, die einen gebrochenen Accord darstellen, dem einige schnelle Harmoniewechsel folgen; nach zwölf

*) Von den Vorläufern der Symphonie, dem concerto grosso, der Suite u. s. w. kann hier nicht gesprochen werden; auch haben sie für die Frage vom Bau der Symphonie keine Bedeutung.

Takten erscheint wieder eine Andeutung auf das erste Motiv, dann kommt eine vorbereitende Cadenz-artige Solostelle des Oboe, welcher die Celli antworten, dann tritt das Hauptthema des ersten Satzes mit „Allegro“ in $^{6}/_{8}$ Takt ein. Nun ist aber dieses Hauptthema durchaus kein selbstständiges, klares und festgegliedertes Thema, sondern eine ganz kurze, vier Takte in schnellem $^{6}/_{8}$ Takte dauernde Phrase, die sich nach vier Takten wiederholt, um dann gleich in eine andere Phrase überzuspringen; dieses ganze Thema ist mehr eine Uebergangsphrase, welche von einem Haupt- zum Mittelthema leiten konnte, aber kein Hauptthema selbst; von einem Brahms, dem Componisten des Bdur-Septettes, des (wunderbar schönen!) Trio für Horn und Clavier, des großartigen deutschen Requiems und nun gar des „Schicksalsliedes“, war ganz Anderes nicht nur zu erwarten, sondern zu fordern. Die nun folgende Entwickelung bis zum zweiten Thema zeigt wieder die ganze Meisterschaft Brahms in der Behandlung des Orchesters und des musikalischen Stoffes überhaupt; unmittelbar vor Eintritt dieses zweiten Themas läßt er die beiden Motive, das der Einleitung und das oben besprochene erste harmonisch zusammen erklingen, ein Meisterstrich, der allerdings nur dem Auge des Lesers der Partitur, nicht dem Ohre des Hörers ganz klar ist, aber deswegen nichts vom Werthe verliert. Das nun eintretende Mittelthema bildet keinen befriedigenden Gegensatz zu der jähen Hast des ersten. In hohen, gar schrillen Tönen wird es von der Oboe allein gespielt, die drei aufeinander folgenden Quartensprünge, die sich zweimal wiederholen, und aus denen diese zweite Melodie geformt ist, sind nicht geeignet, beruhigend zu wirken nach all' den vorhergehenden leidenschaftlichen Bewegungen. Ein einziges Moment, eine kleine zwischen Clarinette und Horn getheilte Phrase (übrigens eine sehr Mendelssohn'sche Wendung sowohl in dem Melodischen wie in der Harmonie) scheint vier Takte lang zu einem Ruhepunkte führen zu wollen, doch es braust gleich wieder los; eine sehr wirksame Figur, die sich mächtig entfaltet, bringt die erste Hälfte des ersten Satzes zum Abschlusse.

Es wird nun jedem einigermaßen musikalisch gebildeten Leser klar sein, daß dort, wo zwei Hauptthemata weder scharf gegliederte Rhythmik noch eine klare melodische Tonfolge bieten, die Durchführung dieser Themata bei aller Kunst in der Handhabung der Form doch kein künstlerisches Gebilde sein kann. Wenn in einer Rede oder in einem Gedichte immer auf gewisse vorher ausgesprochene Sätze hingedeutet wird, so mußten vor Allem diese Sätze selbst recht klar ausgesprochen und dargelegt worden sein; aber Bestimmtes durch Unbestimmtes erklären, eine Beweisführung durch Unbewiesenes ist in der Rede und im Gedichte ebenso unwirksam, als die geistreichste Durchführung unklarer Themata. (Ich verweise hier auf meine Betrachtungen über die thematischen Durchführungen Beethovens.) Der erste Satz schließt, nachdem die Wiederholung der beiden Motive stattgefunden, im düsteren verschwindenden Piano, der letzte Dur-Accord ist durchaus keine Erlösung von der zerrissenen Stimmung, welche als Grundlage des Satzes erscheint.

Der zweite Satz, das Andante, dessen Mißverhältniß zu den andern ich bereits dargelegt habe, beginnt mit einem recht melodiösen Thema, welches aber — und das darf auch der entschiedenste Brahmsianer nicht leugnen — in den ersten sechs Takten durchaus keinen originellen Charakter trägt. Lasset dieses Motiv zehn Musikern, welche es nicht kennen, mit der Frage vorspielen, von wem es wohl sein könne, und jeder wird einen Andern nennen, keiner wird auf Brahms rathen; die meisten werden finden, daß es gerade nicht in den Tönen, aber im ganzen Wesen große Aehnlichkeit mit dem Anfange des Adagio aus Beethovens Cmoll-Concert zeigt. Vom sechsten Takte entfaltet es sich breiter und geht dann über eine fast „Tristan- und Isolde“-Wendung in eine zweite kurze, in der Oboe beginnenden, in den Violinen endenden Phrase über. Dann kommen wieder neue melodische Phrasen, jede für sich sehr geistreich aber so rasch aufeinanderfolgend und in der Mitte zu so heftig leidenschaftlicher Unterbrechung führend, daß dem Hörer auch in diesem kurzen Stückchen kein Erlangen einheitlicher Stimmung, geschweige denn der nach dem ersten Satze ersehnten ruhigeren, gegönnt ist. Das erste Motiv kehrt dann wieder und endet im graziösen Tonspiele, ohne einen besonders nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen.

Der dritte Satz: „Un poco Allegretto e grazioso“, Asdur, der ein eigentliches Scherzo ersetzen soll, beginnt mit einem ganz liebenswürdigen und mit meisterhafter Klangfärbung ausgeführten Thema, dem ein ebenso reizendes kleines Gegenmotiv folgt. Das Trio-artige Intermezzo in Hdur ist zwar dem vorhergehenden nicht gleichzusetzen, aber die Wiederkehr des ersten Motivs, das immer in anmuthigster Weise von kleinen Nebenfiguren umrankt erscheint, frischt gleich wieder den ersten Eindruck auf. Wäre dieses Stück nicht auch so unverhältnißmäßig kurz, daß es eben in den kolossalen Rahmen des Ganzen nicht hineinpaßt, befände es sich in der richtigen Umgebung, es würde noch ganz anders wirken! Aber man denke sich einen feinen, geistreich eleganten, anmuthigen jungen Mann, dessen Statur aber kaum die Mittelgröße erreicht, zwischen zwei bärtigen ernsthaften, breitschultrigen, sechs Fuß hohen Gesellen! Es ist ganz gleichgültig, ob diese weniger angenehm und geistreich sind, er wird neben ihnen doch immer verschwinden. So geht es dem „poco Allegretto“ zwischen dem ersten und vierten Satze. Was nun dieses Finale betrifft, so beginnt es mit einer Einleitung, in welcher der ganze alte Brahms uns wieder erschien in ganzer Vollkraft seiner großartigen Phantasie und der Meisterschaft der Ausführung. Da ist eine kleine Stelle, wo die von den Bässen in pizzicato gespielte Phrase von den Violinen, die nur immer zwei Töne der untern Phrase in die Octave aufnehmen, unterbrochen wird, und im plötzlichen stürmischen accelerando endigt; das ist von ganz mächtiger Wirkung; und so geht es weiter, durch eine wild geniale Figur der Streichinstrumente bis zu einer vorbereitenden, sehr schön klingenden Hornphrase und zum Eintritte des eigentlichen Hauptthemas „Allegro con troppo“. Dieses Thema ist offenbar aus dem Finale der neunten Symphonie Beethovens entstanden; die ganze Anlage und Entwickelung erinnert an die Stelle, in welcher die Bässe, dann die Violinen und endlich das ganze Orchester die Melodie vorführen, die später im Gesange „Freude schöner Götterfunken“ ertönt. Brahms Thema bietet zwar in den ersten Takten keine directe tonliche Aehnlichkeit, nur in der Haltung, dagegen in den Takten 8—12 eine Violinstelle, die sowohl in der melodischen als in der harmonischen Führung so auffallend an die oben angeführte Melodie Beethovens erinnert, daß man sich billig verwundern muß, wie ein Brahms diese Stelle niederschreiben konnte. Doch dieses eine, wenn auch nicht unwichtige Bedenken gegen den Anfang des Finale muß zurücktreten vor der Kraft und Schönheit, welche der Satz im weiteren und langen Verlaufe entfaltet. Nirgends zeigt sich Ermattung fühlbar, überall waltet Schwung und Klarheit, die Steigerung hält bis zur letzten Note an und wird nirgends großartige Wirkung verfehlen.

Daß die Symphonie ein hohe Achtung gebietendes Werk ist, dürften selbst in zopfigsten Traditionen befangene Hörer nicht leugnen können; daß sie aber ein in Erfindung, Anlage, Bau und Durchführung einheitliches Werk nicht ist, dürften wohl nur die läugnen, welche jede Composition von Brahms wunderschön finden, bevor sie überhaupt noch componirt ist. Die Symphonie ist die Frucht des Erdenkens im edelsten Sinne des Wortes, nicht des Erfindens, des geistigen Dranges nach dem Höchsten, der edelsten empfindenden Phantasie, nicht aber der immer nach vorwärts dringenden unermüdeten Gestaltungskraft. Ja, wenn die edelste künstlerische Gesinnung schon ein Kunstwerk wäre, dann —! mich dünkt, sie ist sogar eine gefährliche Klippe für die Selbstbeurtheilung. Aber nochmals sei es betont, die Symphonie ist ein hochinteressantes Werk, und für deren Vorführung in so ausgezeichnetster Weise Herrn Joachim der Dank der Musikwelt Berlins gebührt.

Neben diesem Werke brachte das Hochschulen-Concert noch eine Scene aus „Demetrius“ von Schiller (Monolog der Marfa), componirt von Herrn Joachim, gesungen von Frau Joachim. Der edel fühlende Musiker, der Verehrer Schumanns und Mendelssohns klingt aus jedem Takte dieser Composition; doch vergeblich wird auch der freundlichst Gesinnte, aber von Cliquenwesen Unabhängige in dieser Scene eine Spur von eigener Erfindung, oder auch nur von origineller Combination, von geistreicher Handhabung der Form suchen; der Wahrheit gemäß muß berichtet werden, daß die Composition, welche Frau Joachim ganz wundervoll sang, enthusiastisch beklascht wurde. Die Feststellung des Urtheils kann also erst erfolgen, wenn das Werk in einer anderen Stadt, von einer anderen Sängerin und nicht im Beisein des Componisten vorgeführt wird; dann wird sich zeigen, ob der Verfasser dieses Berichtes Recht hat, oder die Enthusiasten, welche nach zweimaligem wohlverdienten Hervorrufe der Künstlerin noch dem Componisten eine besondere Ovation bereiteten.

Die Leitungen des Orchesters in der Brahms'schen Symphonie, dann in der Abencerragen-Ouverture von Cherubini, in der „Scene“ von Joachim, und in dem Tripel-Concerte von Beethoven, das die Herren

Barth, Joachim und Hausmann unübertrefflich spielten, waren so ausgezeichnet, daß sie dem Leiter der Hochschule zur hohen Ehre gereichen. Herr Professor Rudorff, welcher die ersten drei Nummern dirigirte (in der Symphonie führte Joachim den Taktstock), erwies sich als ein feinfühliger Kapellmeister.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die französische Krisis, der Orient und der Tod Wrangels liefern seit dem Schluß der Kunstausstellung den Hauptstoff der Berliner Conversation. General Wrangel hat das seltene Verdienst, selbst nach seinem Verschwinden durch die Fülle von Anekdoten, die über ihn erzählt werden, die Welt in eine behagliche Stimmung zu versetzen, ganz davon abgesehen, daß man, nachdem er so lange ausgehalten, an seinen Tod gar nicht recht glauben wollte. Er hatte eigentlich niemals Feinde und entbehrte deshalb den unbestrittenen Nutzen, welchen diese Jedem, der damit behaftet ist, auf die Dauer verschaffen. Nur Varnhagen schrieb einmal in seinen Tagebüchern: Wrangel ist halb Blücher, halb Pascha! Aber der Legationsrath in partibus aus der Mauerstraße war von medisirendem Hof- und Salonsklatsch so sehr erfüllt, daß eine solche Boutade Wrangel selbst, falls er sie gelesen, gewiß nichts anhaben konnte. Hinterher hat sich gezeigt, daß es auch mit des Feldmarschalls angeblichem Geiz nicht weit her war. Er hat seinen Enkeln, wie es heißt, ein verhältnißmäßig bescheidenes Vermögen von etwas über hunderttausend Thalern hinterlassen. Die Repräsentation in Berlin ist aber theuer, wovon die fremden Botschafter, die stark auf Oekonomie bedacht sind, zu erzählen wissen. Trotzdem war Wrangel sehr gastfreundlich. Jeder auswärtige Offizier, der nach seinem Eintreffen in Berlin bei Wrangels seine Karte abgab, war einer Einladung zum Diner versichert. So möge denn auch auf ihn der Spruch, daß man von den Todten nichts Böses sagen, sondern dies für die Lebenden aufsparen solle, seine wohlverdiente Anwendung finden. Wenn er kein Linguist ersten Ranges war, so wird ein ungelöstes Problem bleiben, ob sein geringer Respect vor der correcten Muttersprache nicht einer Koketterie des launigen Alten ihren Ursprung verdankte. Jedenfalls ist ein Stück gesunden Berliner Humors mit ihm zu Grabe gegangen, und wir werden nicht sobald wieder seinesgleichen sehen. Das gute Wetter von Anfang November, das Wrangels Leichenbegängniß verschönte, hat übrigens schon wieder in mehreren Theilen Deutschlands dem altgewohnten heimischen Nebel Platz gemacht. Die Geschäftskrisis, die Confectionsbranche ausgenommen, ist unverändert, und die Aussichten für die Weihnachtszeit precär. Der Horizont ist überall dunkel und was aus dem französischen Teufelsspuk werden mag, ist ein Geheimniß der Zukunft, bei dessen Lösung Hoch und Niedrig im übrigen Europa gleichmäßig interessirt ist. Politische Propheten wollen aus dem Pariser Hexenkessel das behelmte Haupt eines Prinzen mit der bonapartischen Signatur des: Sauve qui peut! für alle ehrlichen Leute hervortauchen sehen. Die Orleans werden um so ängstlicher, als, wenn die Napoleoniden, unästhetischen Angedenkens, an's Ruder kommen, das Vermögen der Söhne Louis Philipps wieder in die Gefahr der Confiscation gerathen könnte. Herr Thiers hatte es ihnen großmüthig zurückgeben lassen, was nicht verhinderte, daß der Herzog von Aumale und seine Brüder zu dem 24. Mai 1873, der Thiers stürzte, die undankbare Hand boten. Jetzt mögen sie es im Stillen schwer bereuen, denn der verrufene diesjährige 16. Mai war nicht ihr Werk, sondern die persönliche Revanche Mac Mahons und seiner Genossen für den republikanischen Wahlsieg vom Februar des vorigen Jahres. Die Bonapartisten aber sind zur Stunde was sie stets waren, die Feinde des menschlichen Geschlechts, das heißt des öffentlichen Rechtsbewußtseins, der politischen Sittlichkeit und der internationalen Vertragstreue. Dies zu betonen ist um so mehr am Orte, als der Wochenchronik der „Gegenwart" von bonapartistischer Seite eine arge Verunglimpfung zu Theil geworden. Es war ihr passirt, das Verbrechen des bewußten Dynamit-Thomas, der in Bremen, um die Versicherungsprämie für sich und seine Kinder einzuheimsen, nahezu eine Schiffsladung von Menschen, schließlich aber sich selbst in die Luft gesprengt hatte, mit dem von der blonden Eugenie und ihren Helfershelfern angezettelten Kriege, der Tausende von Müttern ihrer Söhne beraubte, in eine allerdings sehr unehrerbietige Parallele zu stellen, wofür um nachträgliche Entschuldigung zu bitten, nicht der geringste Anlaß vorhanden ist. Dieser naheliegende Vergleich zwischen dem Thomas und Napoleon, wie er nun einmal der Feder entschlüpft war, kam vor nicht langer Zeit in einem Londoner Kreise zur Sprache, in Gegenwart einer Pariser Dame, die, um der Exkaiserin in Chiselhurst ihre Huldigung darzubringen, die Canalfahrt und die Seekrankheit nicht gescheut hatte. Die bonapartistische Pilgerin fragte leise, wer der Thomas eigentlich wäre und flüsterte einem deutschen Herrn, der die Erklärung übernommen, seufzend die Worte zu: Oh oui, Monsieur, il y a des monstres sur la terre! Damit war aber, wie eine sofort unternommene Rückfrage zeigte, nicht etwa der Urheber der Bremer Schiffsexplosion gemeint, sondern der ahnungslose Autor jener harmlosen Notiz in diesen Blättern! Das ist nun einmal das Loos der Wahrheit in unserer verwilderten Welt. Menschenleben haben in den napoleonischen Gewissen allerdings stets federleicht gewogen. Als General Charras, der über Napoleon I. in einer vortrefflichen Schrift erbarmungslos den Stab gebrochen hatte und dem Dritten des Namens ohnehin verhaßt war, 1865 in Basel starb, schrieb des Kaisers Secretair Conti, der die Aussprüche seines Herrn sorgsam in sein Tagebuch notirte, diese Zeilen nieder: Charras ist todt. C'est un grand débarras! Man hat die charakteristische Aufzeichnung neben vielen ähnlichen in den Tuilerienpapieren gefunden. Cynisch genug hatte auch Morny von dem Staatsstreich des zweiten December gesagt, es wäre ein vortheilhaftes Geschäft gewesen! Den schließlichen Bankrott hat der große Gründer allerdings nicht erlebt. Eine neue Entreprise in derselben Branche würde ohne jeden Zweifel einen ähnlichen Ausgang haben, denn darin ist jetzt alle Welt einverstanden, daß das französische Kaiserreich in zwei oder drei Jahren einen neuen Krieg für 1881 bedeuten würde. Man sollte glauben, daß Deutschland an dem ersten, den Milliardensegen einbegriffen, genug hatte und eine zweifelhafte Sehnsucht nach der Wiederholung empfinden wird.

* * *

Arthur Levysohn. Aus einer Kaiserzeit. Französische Erinnerungen eines Journalisten. Grünberg in Schl., 1878.

Während einige Berliner Gelehrte mit der Laterne des Diogenes nach dem „besten Feuilleton" suchen, tritt uns das „gute" Feuilleton in diesem Buche entgegen, mit einem liebenswürdig bescheidenen: „Sieh das Gute liegt so nah'!" Ecco lo!

Jedoch ist es das historisch-politische Feuilleton (nicht das gesellschaftlich-literarisch-artistisch-plauderhafte), was wir hier finden, d. h. die schwierigste Gattung dieses sich in dem Erdgeschoß der Zeitungen bewegenden Leitartikels. Schwierig deshalb, weil ihm das poetische oder ethische Pathos, womit der eigentliche Leitartikel so geschickt seine schlimmsten Blößen zu verdecken versteht, gänzlich versagt ist; weil ferner der Feuilletonist ausgedehnter und mannichfaltigere Kenntnisse haben muß, als der sich geschäftsmäßig an sein thema probandum haltende Leitartikulant; und endlich weil doch bei Alledem der politische Feuilletonist dem Publicum nicht allzuviel zumuthen darf; denn es will von ihm unterhalten und nicht gelangweilt sein. Aus dieser Parallele zwischen Feuilleton und Leitartikel könnte man den Schluß ziehen, daß der Feuilletonist eine undankbare Aufgabe habe. Dabei würde man aber einen großen Unterschied übersehen. Dem Leitartikulanten geht es wie dem Mimen: „Ihm flicht die Nachwelt keine Kränze"; die Fluth des Tages trägt den Leitartikel auf Nimmerwiedersehen in den großen Ocean des Vergessens; das politische Feuilleton dagegen zeigt eine stärkere Lebenskraft. Es sind allerdings nur Moment-Bilder, die es gibt; aber es sind. immerhin doch Bilder, und nicht abstracte Raisonnements. Solche Bilder aber sind für die Geschichtschreibung sehr verwerthbar und verwendbar, namentlich dann, wenn sie nicht blos die Außen-Seite, sondern auch die innere Seite zeigen.

Dies zu thun, ist der große Vorzug der „Erinnerungen" des Herrn Levysohn, welcher berechtigt ist, den Namen eines „Journalisten" mit Stolz zu führen; denn er hat sich den Rang eines Meisters auf dem schwierigen Boden der drei mitteleuropäischen Haupt- und Millionenstädte — Paris, Wien und Berlin — in Ehren erworben. Einen zweiten Vorzug dieser Erinnerungen aus den Zeiten des Bas-Empire finden wir in dem klaren kritischen Blick des Verfassers. Wir

Deutschen haben soviel „Briefe aus Paris“, „Pariser Zustände“ u. s. w., welche die „Metropole der Civilisation“ idealistisch verherrlichen, daß wir es als eine große Wohlthat empfinden, dem Berichte eines Realisten zu lauschen, welcher noch dazu in einem so hohen Grade die Gabe plastischer und anschaulicher Darstellung hat. Die journalistischen „Indiscretionen“ und die „Presse des Kaiserreichs“ führen uns hinter die Coulissen und zeigen uns, wie man „öffentliche Meinung macht“. Die Porträts eines Clément Duvernois und Paul de Cassagnac führen uns zwei, unter sich sehr differirende Partisane des zweiten Kaiserthums vor. Die außerordentlich packenden Schilderungen der Pariser Clubs und der Pariser Wahlen bereiten uns auf die Katastrophe vor, welche in der „Commune“ von 1871 gipfelt. Die literarischen Porträts des Kritikers Jules Janin; das kaiserlichen Broschürenschreibers Arthur de La Gueronnière mit seinem „style enguirlandé“; der großen Novellisten Erdmann und Chatrian, welche in ihren Kriegs- und Dorfgeschichten uns zwar die französische „Gloire“ vorführen, aber auch zeigen, wie theuer man sie bezahlen muß; — das militärische Porträt des Prinzenerziehers Frossart, der bei Spichern die unglückliche Idee hatte, „sich den Marschallstab allein verdienen zu wollen“ und deshalb den Beistand zurückwies, welchen ihm Bazaine angeboten, und der ihm vielleicht noch aus der Patsche geholfen hätte: — Alles das athmet eine solche realistische, gesättigte und fast pulsirende Lebenswahrheit, daß wir es fast einem Macaulay'schen Charakterbild an die Seite zu stellen vermögen.

Für die, welche den großen Krieg von 1870, die Tage des Hauptquartiers in Versailles und die darauf folgenden Zeiten der Occupation, mehr oder weniger activ miterlebt haben, besitzen die „Erinnerungen aus dem deutschen Hauptquartier“ und die Gedenkblätter „aus den Tagen der Occupation“, welche der Verfasser seinen Schilderungen aus der Zeit des französischen Bas-Empire beifügt, ein noch höheres Interesse, weil wir ihre Richtigkeit noch genauer controliren können, und auf Grund dieser Controle ihre Wahrheit bewundern müssen. Namentlich die bunten Bilder aus Versailles, welche uns den Herzog von Coburg und den Monsignore Ledochowski, die schweigsame Tafel des großen Generalstabes und die geräuschvollen Sitzungen der Prinzen und sonstigen Kriegsamateurs im „Hôtel des réservoirs“, den „edeln Spaniolen“ Don Angel de Miranda und den schwatzhaft zudringlichen Amerikaner O'Sullivan und die sonstigen „geheimen Agenten“ und Self-made-Diplomaten und problematischen Existenzen, welche sich an Bismarck herandrängten und zuweilen eine scharfe Reaction des nicht allzu geduldigen Reichskanzlers hervorriefen, die Thränen Jules Favres und die polizeiliche Kühle Stiebers u. s. w. vorführen, — haben sowohl an sich, als auch namentlich für uns friedfertige Menschen, heute ein weit größeres Interesse, als die Berichte der handwerksmäßigen Kriegscorrespondenten, welche vor dem Generalstabsrocke erbleichen, wie „des Mondes Silberschein und das Flimmern der lieben Sternlein“ vor der aufgehenden Sonne. In Summa: diese Erinnerungsblätter von Arthur Levysohn sind ein ebenso unterhaltendes als lehrreiches und zugleich ein höchst liebenswürdiges Buch.

K. B.-W.

* * *

Entre nous. By le Marquis de Leuville. 6th thousand. London 1877, Chapman & Hall.

O England! Paradies der Dichter! Hört es, deutsche Poeten, und staunt! Trotz Beaconsfields antipopulärer Politik, trotz orientalischer Frage und indischer Hungersnoth, trotz irischer home-rulers und den Bohrversuchen der Internationalen, trotz aller Schwankungen der Börse und Industrie hat England Geld, Zeit und Sinn, ein Büchlein Gedichte zu kaufen und zu lesen, so daß dieses sich rühmen kann, im Jahre seines Erscheinens in 6000 Exemplaren verbreitet zu sein! — Sage man doch, von einem Mitgliede der Aristokratie geschrieben, werde es von Aristokraten — aus esprit de corps — gekauft, um auf dem Tische vor der Chaiselongue den Besuchern zu zeigen, daß man wisse, was Mode sei; in der vorigen Woche der Gorilla im Aquarium, nächstens ein pikanter Ehescheidungsproceß, in dem der besten Freundin die Hauptrolle zugetheilt ist, dann ein Rennpferd, vielleicht eine neue Auflage von Moody und Sankey oder vom Tichborneproceß — kurz, irgend ein Stimulus — so seien nun diese Gedichte an der Tagesordnung. Gut, nehmen wir an, es wäre so! Zeigt mir einmal im heiligen deutschen Reiche eine Aristokratie, die aus esprit de corps 6000 Bände Gedichte kauft (gar nicht von dem einen Aristokraten zu sprechen, in dessen „corps“ auch „esprit“ genug sein müßte, um solche Gedichte schreiben zu können) und nachdem sie gekauft wurden, sie auch liest. Die Spectralanalyse zeigt euch die Stoffe, aus denen die Weltkörper bestehen, und weiß in schlanken Linien die kleinsten Spuren nachzuweisen — solch eine Aristokratie aber im Weltkörper Deutschland findet sie doch nicht!

Der Marquis de Leuville (nicht einmal ein Engländer von Geburt) macht sich das Vergnügen, mit seines Gleichen „entre nous“ (das ist der Titel seines Buches) zu plaudern. Er scheint also nicht allzu sehr für die Berührung mit der roture zu schwärmen; das mag ein Fehler sein, denn die roture ist doch bei alledem die bewegende Kraft, welche die Culturrotation herbeiführt; aber — was wollen Sie! Die Geschmacklosigkeit ist ebenso mächtig wie der Geschmack, und seitdem ich weiß, daß es Leute gibt, die Austern verabscheuen, und Courbets Bilder ästhetisch finden, tolerire ich hierin jede Verirrung. Also — lassen wir uns vom Herrn Marquis etwas entre nous vorplaudern (es ist so hübsch, denn man kommt sich selbst wie dazu gehörig vor, wie einer der Intimen in den Donnerstagszirkeln); er amüsirt uns nicht nur — nein! er interessirt für seine Personen, für die Situation, für das Erlebte, läßt die Natur in wechselnden Bildern an uns vorüberziehen, und umfängt uns mit dem Zauber einer reichen, duftigen, sich jedem Empfinden wie ein weiches, orientalisches Gewand anschmiegenden Sprache.

Er ist ein Meister der Causerie, und weiß den Haschisch so zu bereiten, daß wir im Rausche schwelgen, ohne mit wüstem Kopfe zu erwachen. Kraft und Weichheit, Sprödigkeit und Sentimentalität, Kühle und Wollusttraum, markiges Wort und üppiges Singen — man sieht gleichsam die Odalisken, die Einem den bewältigenden Trank darbieten, und hat nicht die Energie, den Becher zurückzustoßen. Es sind Perlen unter diesen Gedichten, und wenn nicht alle den Namen verdienen, so vergesse man nicht, daß auch die Fassung zum Reiz des Perlenschmuckes beiträgt.

Das Buch ist voller Poesie und Anmuth, und die Sprache, die der Dichter in hohem Maße beherrscht (ein Franzose englischer Poet!), hat ein gewisses Genre von Selbstherrlichem und eigenwillig Ursprünglichem, das anmuthet, wie die Flucht eines arabischen Renners durch die Wüste, gegenüber dem langweiligen Schulreiten im Circus der poetischen Alltäglichkeit. Es ist die Macht, die sich das Fremde nach ihrem Sinne gemodelt hat.

F. A. Leo.

* * *

Musikalische Bücher schöngeistigen Inhaltes.

Ergebnisse und Erlebnisse. Fünfte Folge der Erinnerungen. Von Prof. H. Dorn. Berlin, Liebel.

Aus der Tonwelt, Essays. Von L. Ehlert. Berlin, Behr'sche Buchhandlung.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Mathilde de Casteone Marchesi. Wien, Gerold.

Bei dem jetzt vorherrschenden Interesse des Publicums für die Musik und für Alles, was auf sie Bezug hat, ist es leicht erklärlich, wenn ein alter Künstler, der seit vielen Jahren eine sehr hochgeachtete Stellung in der Musikwelt einnimmt, neben höchst anregenden Artikeln über Kunstfragen, auch manche rein persönliche Erlebnisse mittheilt, die, obwohl manches sehr Unterhaltende bietend, vielleicht weniger in directem Zusammenhange mit dem Kunstleben stehen.

Die Grenzen der Zugeständnisse an das gemischte Publicum, welches die nicht rein wissenschaftlichen Werke kauft, sind außerordentlich schwer zu bezeichnen. Ich werde mich daher begnügen, die rein künstlerischen, ausgezeichneten, belehrenden und dabei in fließendem Stile geschriebenen Artikel, die Herr Prof. Dorn in seinem Büchelchen veröffentlicht hat, hervorzuheben, und sie gewissenhaft der Aufmerksamkeit aller Musikfreunde zu empfehlen. Es sind: „Susanne und ihre Gartenarie“, vortreffliche Betrachtungen über die richtige Auffassung dieses sehr oft auch zum Concertvortrage gewählten Musikstückes. „Das deutsche G“, eine erschöpfende Abhandlung über die vielen, von einander ganz abweichenden Aussprachen dieses Consonanten. Dorn stellt in genauer Beschreibung sieben verschiedene Lautarte fest, und begründet dies durch die Vorführung des Monologs im „Tell“, in welchem fast jedes G anders ausgesprochen werden muß als das unmittelbar vorhergehende, wie z. B. „die Ghelegenheit ist ghünstich“, „als ich ohnmächtich flehend rang vor dir“, „Landvocht, da als ich den Bogenstrang anzoch“.

Der Artikel über Jaques Offenbach entscheidet in unwiderleglicher Weise die Frage, ob dessen „Werke“ in irgend welcher Weise zu den Opern gerechnet werden dürfen oder nicht. Diese Frage dürfte vielleicht manchem Leser gar nicht der Erörterung bedürftig erscheinen, aber ein Blick auf die deutschen Stadttheater, in welchen die Opernsänger zu Aufführung dieser Werke verpflichtet sind, beweist zur Genüge, daß die Frage fast eine brennende genannt werden darf.

Ein „Provisorium“ behandelt die Frage des neuen Statutes der Akademie; die hier veröffentlichten Artikel sind schon als einzelne Broschüre erschienen und in diesen Blättern gewürdigt worden, wie jetzt das ganze Büchelchen der Aufmerksamkeit der Lesewelt bestens empfohlen sei.

Ehlerts „Essays“ sind eine Sammlung der verschiedenen Aufsätze, welcher dieser geist- und kenntnißreiche musikalische Schriftsteller in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat, und deren Lesung mir, der sie schon aus früherer Zeit kannte, neuerdings Vergnügen und manche Anregung brachte. Ehlert meint es ernst mit der Kunst; das erkennt man überall, und man soll daher nicht zu sehr mit ihm rechten, wenn er manchmal im Suchen nach klarem, bestimmten Ausdrucke für dunkle, unbestimmte Empfindungen sich in bedenklichen Sätzen verliert. („Der Tristan ist eine Wolfsschlucht der Liebe, in der die Schauer sich etappenmäßig ablösen.“) Wenn ich von solchen Ueberschwänglichkeiten hier rede, so ist es, weil Ehlert ihrer nicht bedarf, um sehr Geistvolles zu bieten, weil er berufen ist, der Welt zu zeigen, daß man Gefühl und tiefes Verständniß der Kunst in klarer Weise aussprechen kann. Wollte ich versuchen, meine Meinung in seiner Weise auszudrücken, so würde ich sagen: Die Trope ist ein nothwendiger Bestandtheil des künstlerischen Stils, sie muß nur nicht zu sehr tropisch erhitzt sein, sonst wird der Stil erotisch. Nochmals aber sei es betont, daß fast jeder der fünfzehn Artikel, welche das Buch bringt, Geistreiches und Anregendes bietet; sie den musikalischen Lesern bestens zu empfehlen, ist mir angenehme Pflicht.

Die „Erinnerungen aus meinem Leben“ der Frau von Casteone Marchesi sind liebenswürdige, gemüthliche Mittheilungen einer Künstlerin, die früher als ausübende Künstlerin, seit Jahren aber als erste Gesangslehrerin am Wiener Conservatorium thätig ist, und bereits viele ausgezeichnete Künstlerinnen (wir nennen nur Etelka Gerster und Gabrielle Kraus) ausgebildet hat. In anspruchsloser Weise erzählt sie ihr Schicksal, das aus reicher und angesehener Familie sie durch mancherlei Unfälle zuerst in den schweren Kampf um das tägliche Brod, zuletzt aber doch zur hochgeachteten und künstlerisch glücklich wirksamen Stellung geführt hat. Ueber Gesang und Gesangsunterricht spricht sie manches zu beherzigende Worte. Von Etelka Gersters ersten Freuden und Leiden erzählt sie Neues und Interessantes. Und da sie im Leben mit so vielen berühmten Leuten aller Stände verkehrt hat, so wird ihre Selbstbiographie gewiß manchen Leser erfreuen. H. Ehrlich.

* * *

Ex ungue.

Entgegnung an Herrn K. Gödeke.

Geehrter Herr! Ich bin so zerknirscht von der Strafpredigt, die Sie mir in Nr. 45 d. Bl. gehalten haben, daß ich kaum zu mucksen wage. Wie konnte ich mich auch erdreisten, in meinen „Abhandlungen zu Shakespeare“ über Schiller und Goethe zu sprechen, ohne vorher Ihre Approbation eingeholt zu haben, ich, der ich „kein öffentliches Zeugniß meiner Studien über Schiller und Goethe aufweisen kann“ und nur, wie Sie mit nicht genug anzuerkennender Sachkenntniß sagen, „früher“ Herausgeber des Jahrbuches der deutschen Shakespearegesellschaft war. Welch' ein Schillerignorant ich bin, zeigt sich besonders in meiner „seltsamen Art von Schillers Bearbeitungen französischer Stücke wie von Schiller'schen Lustspielen zu reden“. Ich war freilich der Ansicht, daß in „Schillers Werken“, zumal in den unter Ihrer Mitwirkung veranstalteten Ausgaben, nichts stände, das nicht wenigstens in gewissem Sinne sein genannt werden könnte. Denn wenn es seltsam sein soll, vom „Parasiten“ und vom „Neffen als Onkel“ als von Schiller'schen Stücken zu reden, so scheint es mir noch viel seltsamer, sie unter Schillers Werke aufzunehmen. Und sollten Sie in Ihren zahlreichen Einleitungen zu Schiller und Goethe sich nicht irgend einmal des Ausdrucks „Schillers Macbeth“ oder eines ähnlichen bedient haben? Wären Sie da nicht „selbst der Sünde bloß?“

An einer anderen Stelle sind Sie ungehalten darüber, daß ich „keinen Anstand nehme“ meinen Lesern mitzutheilen, daß Paul Lindau in der „Gegenwart“ uns — ich meine nicht Sie und mich, bei Leibe nicht! sondern uns Shakespearomanen — einmal Shakespearenarren genannt habe. Verzeihen Sie, wenn ich in aller Bescheidenheit zu widersprechen wage; das habe ich nicht gesagt und konnte es nicht sagen, weil es nicht der Wahrheit entsprechen würde. Meine Worte lauten (S. 392): „deshalb vorzüglich werden wir mit dem Titel Shakespearomanen und neuerdings (in Lindaus „Gegenwart“) Shakespearenarren beehrt“. Sehen Sie, es ist mit dem Citiren eine eigene Sache; jedem kann dabei einmal etwas Menschliches begegnen. Hätten Sie also lieber erst vor Ihrer eigenen Thür gefegt, ehe Sie mich wegen eines angeblich unrichtigen oder, wie Sie es darzustellen belieben, unsinnigen Citates an den Pranger zu stellen versuchten. Ich habe nämlich gelegentlich von Schillers Vergleichung der sieben Kurfürsten mit den Sternen, die sich um die Sonne stellen, gesprochen, wohlgemerkt ohne dabei Schiller im mindesten zu nahe zu treten. Unter diesen Sternen habe ich die allgemein bekannten sieben großen Planeten verstanden, welche in Wallenstein's Tod (I, 7) als „die sieben Herrscher des Geschicks“ bezeichnet werden und die erst kurz vor der Abfassung der in Rede stehenden Ballade um die beiden ersten Asteroiden vermehrt worden waren. Welche Unbesonnenheit! Wie dankbar bin ich Ihnen, daß ich nun von Ihnen eines Bessern belehrt worden bin — Better late than never! Das ist ja Ihr Fach und Sie haben „öffentliche Zeugnisse Ihrer Studien über Schiller und Goethe aufzuweisen!“ Wer darf Ihnen also zu widersprechen wagen, wenn Sie sagen, daß sich die sieben Kurfürsten keineswegs um den Kaiser stellten wie die sieben Planeten um die Sonne, „denn Schiller weiß gar nichts von Planeten“. Ich will's nur gestehen, als ich diese Worte las hatte ich eine pharisäische Freude, daß nicht ich es war, der so von Schiller sprach. „Schiller weiß gar nichts von Planeten!“ Der arme Schiller! Aber Sie haben Recht; Sie nehmen sofort das Original zur Hand und da steht:

> Und alle die Wähler, die Sieben,
> Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
> Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
> Die Würde des Amtes zu üben.

Da haben wir's: der Sterne Chor — der gesperrte Druck rührt von Ihnen her, nicht von mir — und kein Wort von Planeten. Neugierig bin ich aber doch, welche Sterne Schiller wohl gemeint haben mag. Außer den Planeten gibt es noch Fixsterne, Trabanten und Kometen. Fixsterne können sich nicht um die Sonne stellen, sie sind ja selbst Sonnen, und an die gemuthmaßte Centralsonne hat Schiller sicherlich nicht gedacht. Trabanten nennt man ausschließlich diejenigen Himmelskörper, welche sich um Planeten bewegen, folglich kann Schiller auch sie nicht gemeint haben. Bleiben nur noch die Kometen, die sich allerdings um die Sonne bewegen. Also die sieben Kurfürsten um den Kaiser gleichen Ihnen zufolge sieben Kometen, die sich um die Sonne stellen. Das ist gewiß ein Novum in der Schillerliteratur, das mit einem besondern Lorbeer belohnt zu werden verdient. „Ein bedenklicher Fall für einen Schillerphilologen, auf seinem eigensten Boden so zu straucheln!“ Das sind mutatis mutandis Ihre gegen mich gebrauchten Worte, wie auch die Ueberschrift „Ex ungue“ von Ihnen herrührt. Würden Sie nicht am besten thun, diese Ueberschrift über Ihre eigene Thür zu setzen? Sollte Ihnen das noch nicht deutlich genug gesprochen sein — Sie zeigen sich ja bei der Beurtheilung meines Stils als ein Freund möglichst hausbackener Deutlichkeit — so kann ich auch mit einem andern lateinischen Sprüchlein aufwarten:

Tecum habita, et noris quam sit tibi curta supellex.

Halle, 14. Nov. 1877. K. Elze.

Bibliographie.

Heros von Borcke, zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskriege der Conföderirten. Aus dem Englischen v. Kaechler. 2 Bde. 8. Mit 1 Porträt und 1 Karte. X u. 500 S. Berlin 1877, E. S. Mittler u. Sohn 9. —

Briefe aus Paris von einem Verstorbenen. Herausgegeben von C. S. 8. 280 S. Zürich 1878, C. Schmidt. 5. —

Inserate.

Pierer's Conversations-Lexikon.

Sechste, durchweg umgearb. Auflage, nach Text u. Bild vorzüglich ausgestattet, von der Presse und von hervorragenden Männern der Wissenschaft als das beste, zuverlässigste und billigste Werk dieser Art anerkannt, verdient als unerschöpfliche Quelle gediegener Unterhaltung und zuverlässiger Belehrung Jedem empfohlen zu werden, dem es darum zu thun ist, auf der Höhe der wissenschaftlichen, politischen u. gesellschaftlichen Bildung zu stehen. Es giebt in allen Fällen auf allen Gebieten u. über alle Verhältnisse präcise u. sichere Auskunft mit solcher Vollständigkeit, daß es eine ganze Bibliothek ersetzt. Vollst. i. 18 Bdn. (à 5 M, eleg. u. dauerh. gebd. à 7 M) Erschienen bis jetzt 11 Bände (A—Calnej).

Redacteurgesuch.

Für eine kleine, sechsmal wöchentlich erscheinende liberale Provinzialzeitung wird für 1. Januar ein gewandter Redacteur gesucht. Offerten sub **J. A. 7234.** befördert **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Der vor wenigen Tagen in Paris erschienene Roman von

Alphonse Daudet

„Le Nabab"

ist soeben bei mir eingetroffen.

Preis 3 M. 50 Pf.

Gegen Einsendung des Betrages expedire ich auch nach ausserhalb, ohne Berechnung des Porto.

Leo Liepmannssohn,
Berlin,
W., 52. Markgrafenstrasse.

Elegantes Festgeschenk für Damen!
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Sternenlicht und Wetterleuchten.

Novelle von **Hugo Söderström.**
Mit Titelbild. In elegantestem Reliefeinband mit Goldschnitt 4 M
Verlag von **Fr. Weiß's Nachflg. Grünberg.**

Bei Otto Meissner i. Hamburg ist erschienen:

OSIRIS.

Die Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von **C. Radenhausen.**
3 Bände. 31 M 60 ₰.

In der Isis hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im Osiris versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Liederfrühling.

Sammlung (60) der schönsten Lieder und Gesänge
für
eine Stimme mit Begleitung des Pianoforte.
gr. 8. Roth cartonnirt. Pr. 7 M 50 Pf. n.

Enthaltend Lieder von *Beethoven, Brahms, Franz Grimm, Hauptmann, Haydn, Holstein, Kirchner, Marschner, Meinardus, Mendelssohn, Mozart, Rietz, Rüfer, Schubert, Schumann, Spohr, Taubert, Weber, Zenger.*

Deutscher Liederkranz.

50 der schönsten Lieder und Gesänge
für Sopran, Alt, Tenor und Bass.
Partitur 4 Mark n. Stimmen Band 1—4. 7 Mark n.
Roth cartonnirt 8°.

Enthaltend Lieder von *J. Dürrner, C. Ecker, M. Hauptmann, J. Herbeck, A. Kleffel, C. Löwe, J. Maier, R. Ramann, C. Reinecke, E. F. Richter, W. Taubert, G. Vierling.*

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Louise von François,
Die Stufenjahre eines Glücklichen.

2 Bände. 8. geh. Pr. 9 M

Die Verfasserin, welche mit fester Hand und feiner Empfindung zu schildern weiß, hat sich durch ihren ersten Roman „Die letzte Reckenburgerin" eine der ersten Stufen unter den Dichtern unseres Volkes erworben. **Gustav Freytag** nannte dieses Werk „einen der besten deutschen Romane", die Verfasserin selbst „eine Dichterin von Gottes Gnaden". Der Roman „Die Stufenjahre eines Glücklichen" theilt die Vorzüge des ersten Romans. In einfacher kräftiger, durchweg individuell gefärbter Sprache werden die Schicksale des Helden geschildert, ein sympathisches Leben voll reichen Inhalts.

Verlag von **E. Frommann** in Jena.

Böhtlingk, Arth., Napoleon Bonaparte. Seine Jugend und sein Emporkommen bis zum 13. Vendémiaire. 1877. Preis 5 M

Frommann, Ed., Aufsätze zur Gesch. des Buchhandels im 16. Jahrh. Heft 1: Frankreich. 1876. Preis 2 M 40 ₰.

Schmidt, Erich, Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert. 1875. Preis 6 M

—— H. L. Wagner, der Jugendfreund Goethe's. 1875. Preis 2 M 40 ₰.

Der **Weinschwelg,** mittelhochdeutsch u. neuhochdeutsch herausg. von K. J. Schröer. 1876. Preis 1 M

Zurborg, über den altdeutschen Minnesang. Vortrag in der Liter. Gesellschaft zu Zerbst. 1875. Preis 75 ₰.

Das Herrenrecht.

Novelle von **D. Spitzer**
(Verfasser der Wiener Spaziergänge), erschien bereits in
fünfter Auflage.
Preis 2 Mark.
Es wurden viertausend Exemplare in vierzehn Tagen verkauft.
Verlag von **L. Rosner in Wien.**

Billige Oelgemälde

namhafter Künstler. (Originale.) Landschaften, Jagd- und Thierstücke. Grösse 54:71 Ctmtr. Auf Blendrahmen nur 30 M
Zusendung franco. Verzeichniss gratis.
Demmin. **A. Frantz.**

Illustrirte Beschreibung

über optische und mechanische Gegenstände, welche sich ganz besonders zu Festgeschenken eignen, versende ich auf gefl. Verlangen gratis und franco.
Hermann Bernhard, Leipzig.
Kunst- und Lehrmittelhandlung.

Catalog XIV

des

antiquarischen Bücherlagers,

enthaltend 50,000 Bände, Werke aus allen Wissenschaften, liefert gegen Einsendung von 30 Pf. in Briefmarken, franco
L. M. Glogau Sohn in Hamburg.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Alphons Dürr in Leipzig und der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Detmold.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 48. Berlin, den 1. December 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Eintheilung der Universitäten in Facultäten.

Von Bluntschli.

Der starke Einfluß, welchen die deutschen Universitäten von jeher auf das politische Leben der Nation geübt haben, ist durch die neuere Entwicklung der Landesverfassungen und die Gründung des deutschen Reiches, welche allen Kreisen der Bevölkerung, auch den nichtstudirten, einen Antheil an der Selbstregierung eröffnet haben, nicht wesentlich vermindert worden. Auch unter den Abgeordneten der Kammern und unter den Mitgliedern des Reichstages gehören nicht blos viele Mitglieder sondern die meisten Führer der Klasse der wissenschaftlich Gebildeten an und haben ihre Studien auf den Universitäten gemacht. Die gesammte höhere Staatsbeamtung ist ebenso auf den Universitäten vorgebildet worden.

Was in England die aristokratische Gentry für den Staat bedeutet, das bedeuten in Deutschland die Studirten für das Reich und die Länder. Die englische Gentry zeichnet sich aus durch Reichthum, vornehme Bildung, Familientraditionen, Uebung in politischer Thätigkeit, Opferwilligkeit. Sie verwaltet die öffentlichen Geschäfte großentheils ohne Besoldung zu empfangen auf eigene Kosten. Die deutschen Studirten dagegen stammen aus den verschiedensten Volksklassen. Die große Mehrzahl aber gehört dem gebildeten, nicht gerade reichen, jedoch wohlhabendern Bürgerthum an. Auf der Universität sind aber auch diese Bürgersöhne mit den Söhnen aus aristokratischen und aus niederbürgerlichen oder bäuerlichen Familien kameradschaftlich verbunden. Das gemeinsame Studium, der Adel des wissenschaftlichen Berufs, die studentische Sitte, die akademische Freiheit heben die Studenten von den andern Klassen ab und geben ihnen einen eigenartigen Charakter und Ausdruck. Sie fühlen sich sämmtlich als Studenten einander gleich und vor andern jungen Leuten durch höhere Bildung und durch ein ideales Streben ausgezeichnet.

Es ist nicht gleichgültig, daß fast alle unsere Staatsbeamten und daß die hervorragendsten Parteiführer in ihrer glücklichen Jugendzeit Studenten gewesen sind und als Studenten mit ihren Altersgenossen auf dem Fuße der Gleichberechtigung und der Kameradschaft verkehrt haben. Der junge Mann erwirbt auf der Universität nicht blos mancherlei Kenntnisse, sondern eine eigenthümliche Bildung, die auf das ganze folgende Leben nachwirkt.

Wenngleich unsere deutschen Universitätsstudirten nicht wie die englische Gentry auf eigene Kosten als Freiwillige die Staatsverwaltung übernehmen können, sondern der Soldämter bedürfen, so können sie doch den Vergleich mit der englischen Gentry wohl aushalten. Sie sind nicht so reich, aber sie sind durchweg gründlicher geschult; ihre Arbeitskraft ist strenger geübt. Die deutsche Beamtung ist im Großen und Ganzen fähiger und fleißiger als die englische. Auch ihr Ehrgefühl ist neben dem Pflichtgefühl nicht weniger lebendig.

Schon um dieser Bedeutung der Universitäten für den Staat willen, und ganz abgesehen von der geradezu entscheidenden Bedeutung der Universitäten für den Fortschritt der Wissenschaft, ist die Sorge für die Universitäten eine der wichtigsten Staatssorgen, und nehmen die Einrichtungen der Universitäten auch die Aufmerksamkeit der Staatsbehörden in hohem Grade in Anspruch.

Man kann nicht behaupten, daß die Einrichtungen der Universitäten von der großartigen Neugestaltung des deutschen Staatslebens ergriffen und in entsprechender Weise fortgebildet worden seien. Die Reformen sind an den Universitäten viel schwieriger als in der staatlichen Gesetzgebung. Wenngleich der wissenschaftliche Geist der Universitäten wesentlich liberal ist, weil er der Erforschung und Beleuchtung der Wahrheit gewidmet ist, so pflegen die Universitäten doch mit zäher Ausdauer an den hergebrachten Einrichtungen festzuhalten und die überlieferten Gewohnheiten eifrig zu bewahren.

Zu den altüberlieferten Einrichtungen, die nicht mehr recht zu den Zuständen und Bedürfnissen unserer Zeit passen, gehört auch die Eintheilung in vier Facultäten.

Bekanntlich sind die deutschen Universitäten im Mittelalter nach dem Muster der älteren Pariser Universität eingerichtet worden. Wie in Paris so wurden schon auf den ältesten deutschen Universitäten Prag 1347, Wien 1365, Heidelberg 1386, Cöln 1388, Leipzig 1409 die vier Facultäten unterschieden, die heute noch bestehen.

Neben wissenschaftlichen Gründen haben praktische Interessen diese Eintheilung veranlaßt. Die Universitäten hatten vornehmlich die Bestimmung, im Interesse der Kirche Priester, für den Staat Juristen, für die Kranken Aerzte wissenschaftlich heranzubilden. Deshalb wurden die drei obern Facultäten, die theologische, juristische und medicinische gegründet. Alle drei Facultäten hatten daher die Berufsbildung zur Aufgabe. Die Wissenschaften, welche sie lehrten, hatten eine praktische Richtung. Sie waren angewandte Fachwissenschaften.

Die vierte Facultät dagegen, der Artisten, wie sie anfänglich genannt wurde, oder die philosophische Facultät, wie sie später hieß, hatte einen andern Charakter. Sie war den allgemeinen Studien gewidmet, und sollte die Schüler von Anfang an aufnehmen und für das spätere Fachstudium

in einer der Berufsfacultäten vorbereiten. Schon in der Artistenfacultät waren Physik und Metaphysik, Logik und Mathematik mit einander verbunden. An diese Facultät wurde auch der Unterricht in den alten Sprachen angelehnt.

Als die ersten deutschen Universitäten gestiftet wurden, war noch in allen geistigen Beziehungen die Autorität der Kirche allmächtig. Nur unter dem Schutz und der geistigen Vormundschaft der Kirche konnten die Universitäten ihre wissenschaftliche Arbeit vollbringen. Zwar wurden dieselben von weltlichen Fürsten mit weltlichen Mitteln und auch zu weltlichen Zwecken gestiftet und mit staatlichen Rechten und Privilegien ausgestattet. Aber die Päpste gaben die Vollmacht zu der Stiftung und die Hierarchie überwachte die Lehre.

Anfangs waren noch die meisten Professoren Cleriker, nur wenige gelehrte Laien erhielten ein Lehramt. Durchweg lebten die Universitätsprofessoren ohne Familie, im Cölibat. In Heidelberg wurde im Jahre 1482 ein verheiratheter Laie, nicht ohne anfänglichen Widerspruch der medicinischen Facultät, zum Professor der Medicin ernannt; und als im Jahre 1551 zum ersten Mal ein verheiratheter Professor zum Rector der Universität Heidelberg gemacht ward, betrachtete die Minderheit diese Wahl trotz der päpstlichen Erlaubniß wie eine unleidliche Neuerung.

Die clerikale Gestalt und Richtung der alten Universitäten wurde hauptsächlich durch die Kämpfe zuerst der Humanisten zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts geistig erschüttert und dann durch die Kirchenreformation des sechszehnten Jahrhunderts vollends gebrochen. Die Humanisten machten die gelehrte Welt wieder mit der antiken Literatur der Griechen und Römer bekannt. Die Ideen der antiken Philosophie und der antiken Staaten- und Rechtsbildung wirkten erhellend und befreiend auf die Geister. Die kirchliche Reform bestritt mit Erfolg die Herrschaft der römischen Hierarchie. Wie allmählich ein selbstbewußter weltlicher Staat entstand, so gewann die weltlich gewordene, der clerikalen Vormundschaft entwachsene Wissenschaft nach und nach Freiheit der Bewegung und es beginnt die Periode der großen wissenschaftlichen Entdeckungen und Fortschritte. Die Universitäten wurden nun zu reinen Staatsanstalten umgebildet.

Nicht überall erfolgte diese Fortbildung gleichzeitig und gleichmäßig, rascher und entschiedener in den protestantischen, langsamer und weniger vollständig in den katholischen Ländern. Zuweilen gab es auch Rückfälle in die früheren Jahrhunderte. So wurden z. B. in Heidelberg zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Jesuiten und mit ihnen die alte clerikale und scholastische Methode des Unterrichts wieder herrschend, nachdem die Universität schon im sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderte die Freiheit und den Werth der weltlichen Wissenschaft kennen gelernt hatte.

Aber auch auf anderen protestantischen Universitäten kam oft ein enger und unduldsamer Geist kirchlicher Orthodoxie auf und wirkte hemmend und lähmend auf die wissenschaftliche Forschung und Lehre. Insbesondere drückte, wie z. B. in Leipzig, die lutherische Orthodoxie schwer auf die wissenschaftliche Arbeit.

Vollständig von der kirchlichen Aufsicht und Bevormundung sind die deutschen Universitäten erst in unserem Jahrhundert befreit worden, erst in Folge der Gründung des modernen Staats und der Ablösung des Rechts von confessioneller Gebundenheit.

Erst unserer Zeit aber gehören die Versuche an, auch die alte Eintheilung in vier Facultäten zeitgemäß zu verbessern.

Einen merkwürdigen Versuch unternahm der Kurfürst, später Großherzog Karl Friedrich von Baden, durch sein Organisationsedict vom 13. Mai 1803, durch welches er die Universität Heidelberg neu gründete. Er schon war davon überzeugt, daß die alte Eintheilung nicht mehr zu den neuen Verhältnissen passe. Statt der alten vier Facultäten richtete er fünf Sectionen ein. Die Facultäten sollten nur noch als gelehrte Körperschaften für die Ertheilung der akademischen Grade, der Lehrerlaubniß und von Gutachten fortdauern, für die Organisation der Universität keine Bedeutung mehr haben. Auf den Sectionen dagegen beruht die Repräsentation im Senat und die Unterscheidung der Wissenschaften und Studien. Er nannte die Sectionen 1) die kirchliche, 2) die staatsrechtliche, die freilich neben den staatsrechtlichen auch die privatrechtlichen und strafrechtlichen Disciplinen mitbegriff, 3) die ärztliche, 4) die staatswirthschaftliche, 5) die allgemeine, welche die schönen Wissenschaften, die speculative Geisteswissenschaft, die Mathematik und Naturlehre zusammenfaßte.

Die Unterscheidung der Sectionen und Facultäten erhielt sich aber nur wenige Jahre. Dann gingen die neuen Sectionen, die ohnehin den alten Facultäten sehr ähnlich waren, wieder in diese über. Die theologische Facultät, die als kirchliche Section paritätisch gewesen war, wurde nun blos protestantisch, nachdem die katholische Theologie in Freiburg concentrirt worden. Die juristische Facultät zog aus der theologischen das Kirchenrecht und aus der philosophischen das Naturrecht und Völkerrecht an sich und die staatswirthschaftliche Facultät wurde als Unterabtheilung der philosophischen Facultät eingefügt.

In zwei Hauptbeziehungen aber haben sich während unseres Jahrhunderts die Verhältnisse so sehr verändert, daß ein Einfluß dieser Veränderungen auf die Einrichtung der Facultäten nicht ausbleiben konnte. Die eine Aenderung bezieht sich auf die Staatswissenschaften, die andere auf die Naturwissenschaften.

Die Studien der Staatswissenschaften haben theils durch die allmählich durchgeführte Trennung der Verwaltungs- und der Justizämter, theils durch die Einführung des modernen Repräsentativstaats mit Theilnahme der Bürger an der Gesetzgebung, der Rechtspflege und der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten überhaupt eine andere und eine erhöhte Bedeutung erlangt. War früher die juristische Bildung im engeren Sinne, in welcher das Privatrecht die Hauptrolle spielte, für alle höheren Staatsämter in gleicher Weise nöthig, so mußte es nun klar werden, daß eine bloße Abzweigung der Kameralisten von den Juristen nicht mehr genüge, und daß zwar die logische Schulung, welche insbesondere der Unterricht in dem römischen Civilrecht gewährt, für die geistige Bildung aller Staatsbeamten sehr förderlich sei, daß aber für die Verwaltungsbeamten die Kenntniß des öffentlichen Rechts in allen seinen Zweigen und den politischen beziehungsweise ökonomischen Lehren eine Hauptbedingung wissenschaftlicher Vorbildung, eine detaillirte Kenntniß aller civilistischen Rechtssätze und Streitfragen aber nicht ebenso nöthig sei. Es konnte ferner nicht übersehen werden, daß der Unterricht in den Staatswissenschaften nicht blos für die öffentlichen Aemter, sondern ebenso für alle Die geradezu unentbehrlich geworden sei, welche sich ohne Staatsanstellung dem öffentlichen Leben widmen.

Die Einrichtung von besondern staatswirthschaftlichen Facultäten, wie sie in Heidelberg von 1803 bis 1822 bestanden hat, und heute noch auf den süddeutschen Universitäten München, Tübingen und Würzburg fortbesteht, war für diesen Zweck offenbar ungenügend und hat sich nirgends bewährt. Die Losreißung der ökonomischen Wissenschaften (Nationalökonomie, Finanzwissenschaft u. s. w.) von den Staatswissenschaften im eigentlichen Sinn (allgemeine Staatslehre, allgemeines Staatsrecht, Politik) ist unnatürlich und unzweckmäßig und beachtet weder die innere Natur und den Zusammenhang dieser Wissenschaften, noch die Anwendung derselben in den spätern Beamten- und Berufsklassen.

Besser wurde das moderne Bedürfniß dadurch berücksichtigt, daß auf einer Anzahl deutscher Universitäten, freilich meist auf den außerhalb des deutschen Reiches gelegenen östreichischen und schweizerischen Universitäten, dann aber auch auf der 1870 neu gegründeten kaiserlichen Universität Straßburg, die ältere juristische Facultät in eine rechts- und staatswissenschaftliche Facultät erweitert und umgebildet wurde. Mit den eigentlich juristischen Disciplinen, zu denen Staatsrecht, Völkerrecht und Verwaltungsrecht schon früher

gehörten, wurden so auch die Staats- und Volkswirthschaft, die Polizeiwissenschaft, die Verwaltungslehre und die Politik verbunden, d. h. die Wissenschaften, welche früher zuweilen eine besondere staatswirthschaftliche Facultät gebildet hatten. Die Verbindung dieser politischen Wissenschaften mit der Rechtswissenschaft erweist sich für beide Gruppen sehr zweckmäßig. Die eigentliche Jurisprudenz läuft immer Gefahr, sich in einen starren und engen Formalismus zu verstricken und dadurch für das mannichfaltig gestaltete und beständig sich wandelnde Leben der Nation unbrauchbar zu werden. Die Verbindung mit den politischen Wissenschaften bewahrt die Juristen vor jener verderblichen Einseitigkeit und Enge. Auf der andern Seite aber gewinnen hinwieder die politischen Wissenschaften durch ihre Verbindung mit den Rechtswissenschaften an Festigkeit, Sicherheit, logischer Strenge und Schärfe, an Klarheit des Ausdrucks.

Die zweite bedeutende Aenderung ist das großartige Wachsthum der Naturwissenschaften in unserm Jahrhundert. Dasselbe hat eine sehr erhebliche Vermehrung der naturwissenschaftlichen Lehrstühle in der philosophischen Facultät und die Gründung und Erweiterung der öffentlichen Anstalten zur Folge, welche mit diesen Lehrstühlen verbunden wurden.

Die philosophischen Facultäten, welche früher an Zahl der Professoren den einzelnen andern Facultäten ziemlich gleich waren, sind daher in demselben Verhältniß gewachsen und pflegen heute alle andern Facultäten weit in der Mitgliederzahl zu überragen, ja sogar für sich allein allen andern Facultäten zusammen genommen das Gleichgewicht zu halten. Der alte auf annähernde Gleichheit der Facultäten gegründete Organismus der Universitäten ist dadurch aus den Fugen gerathen. Es entstehen aus diesem Mißverhältniß mancherlei Unzuträglichkeiten und Mißstimmungen.

Am meisten leiden die philosophischen Facultäten selbst darunter. In dem zahlreichen Körper vermehren sich die Geschäfte beständig und für die einzelnen Mitglieder, welche in vielen Fällen weder ein wissenschaftliches noch ein praktisches Interesse daran haben, in sehr lästiger Weise. Die Berathungen werden leicht schleppend und schwerfällig. Man kann überdem das Bedenken nicht abwehren, daß bei der Verschiedenheit der Naturwissenschaften und den sogenannten Geisteswissenschaften nicht selten die Vertreter der einen über Interessen und Aufgaben der anderen zu urtheilen genöthigt werden, die ihnen völlig fremd sind.

Ursprünglich hatte die philosophische Facultät fast nur eine vorbereitende Bedeutung für die Berufsfacultäten. Heute hat sich auch das geändert. Es gehen heute aus der philosophischen Facultät ganze Berufsklassen hervor, ohne in eine andere Berufsfacultät überzutreten, wie insbesondere die Gymnasiallehrer einerseits und viele Techniker, z. B. Chemiker, andrerseits. Die Rücksicht auf diese Berufsarten ist freilich nur eine secundäre. Der Grundcharakter der philosophischen und der naturwissenschaftlichen Studien bleibt vorzugsweise den allgemeinen und nicht den angewandten Wissenschaften zugewendet. Aber in einigen Beziehungen muß doch auch jene Rücksicht beachtet werden.

Um dieser und ähnlicher Wahrnehmungen willen ist auf mehreren deutschen Universitäten die alte philosophische Facultät entweder in zwei für die Berathung getrennte Unterabtheilungen zerlegt oder noch entschiedener in zwei Facultäten getheilt worden, deren eine die humanistischen oder Geisteswissenschaften (speculative Philosophie, Geschichte, Sprachwissenschaft) unter dem Namen der philosophischen oder philosophisch-historischen Facultät und deren andere die Naturwissenschaften zusammenfaßt. Die erstere Methode ist an den schweizerischen Universitäten durchgeführt worden, die letztere in Tübingen und Straßburg.

Wenngleich die vom Mittelalter her überlieferte Eintheilung in vier Facultäten heute noch die auf den deutschen Universitäten herrschende ist, so ist doch vorauszusehen, daß die rationellere und dem heutigen Stande der Wissenschaft wie den praktischen Bedürfnissen besser entsprechende Eintheilung der jüngsten Universität Straßburg in fünf Facultäten: 1) die theologische, 2) die rechts- und staatswissenschaftliche, 3) die medicinische, 4) die philosophische und 5) die mathematisch-naturwissenschaftliche, nach und nach auch auf den andern deutschen Universitäten Eingang finden wird.

Literatur und Kunst.

Ein Roman aus Oestreich.*)

Seit es Alfred Meißner unternommen, in seinem Roman „Schwarz-Gelb" östreichische Zustände und Verhältnisse während der sogenannten Reactionsperiode zu schildern, hat sich, soviel mir bekannt ist, kein Autor von Bedeutung eine ähnliche Aufgabe gestellt. Leo Wolframs (Brandtners) „Dissolving views", welche um die Mitte der sechziger Jahre erschienen und damals ein gewisses Aufsehen erregten, trugen trotz des Talentes, das sich darin kundgab, doch zu sehr den Charakter eines Pamphlets, als daß diese „Romanfragmente", wie sie, wenn ich nicht irre, der Verfasser nannte, künstlerischen Werth und tiefere Geltung hätten beanspruchen können. So blieb denn, bis in unsere Tage hinein, Friedrich Uhl ein Griff in das volle Leben der Gegenwart vorbehalten. Und er hat diesen Griff mit erstaunlicher Sicherheit und nahezu vollendeter Meisterschaft gethan. Da es ihm vor Allem darauf ankam, Menschen und nicht blos „Geister" zu schildern, so hat er eine Frage des Besitzes, um welchen sich heutzutage mehr als jemals die öffentlichen Ereignisse sowohl, als auch die Schicksale der Einzelnen drehen, zum Vorwurf genommen und seinen Roman „das Haus Fragstein" auf volkswirthschaftlicher Basis aufgebaut.

Der finanzielle Niedergang eines der ältesten und hervorragendsten östreichischen Adelsgeschlechter, welches sich hinter jenen Namen verbirgt, bildet das leitende Motiv. Um die Vertreter dieses Geschlechtes gruppiren sich Repräsentanten der Geldmacht und jener Sorte von modernen Glücksrittern, die an der Börse speculiren und heute Millionäre, morgen Bettler sind. Dazwischen Gestalten aus der Geschäftswelt, aus dem Wiener Kleinleben und endlich der eigentliche Held des Romanes, der Bankbeamte Friedberg. Dieser, ein natürlicher Abkömmling des gräflichen Hauses, unternimmt es, seinem Großvater, der als galanter Cavalier aus der Congreßzeit von der Existenz des Enkels keine Ahnung hat, den Besitz der Vorfahren und den Glanz des Namens zu retten. Er wird hierzu nicht blos durch den allmählich hervorbrechenden Zug des Herzens gedrängt, vielmehr ist es sein empörtes Rechtsgefühl, was ihn bestimmt, den gewissenlosen Umtrieben niedrig denkender Geldmenschen entgegen zu treten, welche auf den gänzlichen Ruin der Familie hinarbeiten und ihre Absichten mit sophistischer Moral nationalökonomisch zu rechtfertigen suchen. Nachdem ihm sein Werk gelungen ist, wobei er mehr als einmal in die Lage geräth, das Geheimniß seiner Abkunft wider Willen preiszugeben, zieht er sich, nur von dem rechtmäßigen Enkel des alten Grafen instinctiv erkannt, wieder ganz in seinen schlichten Beruf zurück und heirathet ein junges Bürgermädchen, das sich aus der ungesunden Atmosphäre des elterlichen Hauses unter schweren Kämpfen zu ihm emporgerrungen. Dies die Grundzüge der Handlung, welche bei aller Knappheit der Composition in großartigem Stile angelegt ist. Reich an interessanten Verwickelungen und erschütternden, dramatisch bewegten Scenen, erscheint sie äußerlich und innerlich so lebendig durchgeführt, daß man das Buch mit fast fieberhafter Spannung zu Ende liest und es mit dem freudigen Bewußtsein aus der Hand legt, die Schöpfung eines echten Dichters in sich aufgenommen zu haben; eines Dichters, der nicht blos in hohem Maße die Gabe der Beobachtung und die Kunst des Erzählens, sondern auch eine

*) „Das Haus Fragstein." Roman von Friedrich Uhl. Wien 1878, Manz.

ganz außerordentliche Gestaltungskraft besitzt. Diese letztere ist es, was man in neueren Romanen so häufig vermißt. Selbst bei den hervorragendsten und geistig anregendsten Leistungen auf diesem Gebiete überkommt uns — wenige Ausnahmsfälle abgerechnet — am Schlusse mehr oder minder die Empfindung, es im Grunde doch nur mit bloßen Romanfiguren, im besten Falle mit sogenannten „Trägern von Ideen" zu thun gehabt zu haben; das heißt mit Gebilden, denen der eigentliche Pulsschlag des Lebens fehlt. Wie ganz anders bei vorliegendem Werke! Hier tritt uns jede Gestalt, wenn auch in typischer Haltung, so doch aus dem Ganzen und Vollen geschöpft und bis in's kleinste Detail hinein individualisirt entgegen. Und bewunderungswürdig ist in dieser Hinsicht die künstlerische Besonnenheit, mit welcher der Dichter seine reichen Mittel anwendet. Während er Friedberg, den an ernster Lebensführung festhaltenden jungen Mann, eigentlich nur **zeichnet** und blos hier und da mit leichtem Pinsel nachhilft, dann die aristokratische Gruppe mit zarten Nuancirungen so zu sagen a tempera behandelt, weiß er die tiefsten und kräftigsten Farben zu gebrauchen, die schlagendsten und blendendsten Lichter aufzusetzen, wenn es gilt, uns Persönlichkeiten wie den Banquier Stollberger, seinen Sohn Arthur und die bedeutendste Gestalt des Romans, den Doctor Hasting, vor Augen zu führen. Ich kann nicht umhin, die Schilderung, welche Uhl von diesem genialen Börsenspieler und feinsinnigen, schönheitsbegeisterten Wüstling entwirft, hier wiederzugeben.

„Doctor Hasting war angeblich von England, wo er Vorlesungen über Volkswirthschaft an einem Collegium gehalten haben wollte, nach Wien gekommen und hatte sich bald bemerkbar gemacht. Er speculirte kühn, war ein vortrefflicher Gesellschafter, verstand es, liebenswürdig mit den Frauen zu sein, anregend und belebend mit Männern. Er war, wie man zu sagen pflegt, die Seele der Gesellschaft, in welcher er sich befand, nur daß diesmal das sonst leere Wort einen wirklichen Inhalt hatte, die geistige Kraft Doctor Hastings drückte sich in seinem Wesen aus. Man sah es ihm an den Augen an, daß ein schwunghaft kühner Sinn den mächtigen Bau seines Kopfes bewohne. Seine Gestalt war wohl nicht schön, aber voll Leben; nicht groß, eher gedrungen, aber die Kraft der wohlgebauten Glieder wurde durch die Rundung und Anmuth der Bewegung schön gemildert. Das Antlitz war breit, die Lippen aufgeworfen, allein ein geradezu bestrickendes Lächeln, das sich um den sinnlich blühenden Mund legte, bildete gleichsam das Blumengewinde, anzeigend, daß hier die Pforte der wohllautenden Rede zu finden sei, aus welcher sinnreiche Gedanken in gefälliger Form hervortreten. Eigenthümlich waren die Augen des Doctor Hasting. Die braune Pupille kreiste wie ein Sonnenrad in ihrer tiefbläulichen Umgebung, welche, wenn sie lichterfüllt war, in einer Art von Perlmutterglanz strahlte. Das sich widerspiegelnde Licht schimmerte nicht in einzelnen Funken, sondern in ganzen kegelförmigen Büscheln hervor. Die Lichter lagen breit auf Hastings Augen. Diese blendeten förmlich und verstanden es, besonders wenn die Leidenschaft die Blutwellen zu denselben emportrieb, unwiderstehlich zu gewinnen, die Pforten der Herzen zu erschließen. War Hastings ganzes Wesen anziehend, seine Rede einnehmend, so war sein Auge vollends erobernd: er sah und siegte. Unschön und auf den Ursprung Doctor Hastings hindeutend, erschienen die starke, wulstige, breite Nase und die etwas flachen, breiten, großen Füße. Nase und Füße harmonirten, ergänzten einander. Sie waren unedel, gleichsam von der Natur nicht fertig modellirt, nur hingeworfen, als ob ihr Hasting enteilt wäre, bevor sie Zeit gehabt, sie vollends auszubilden. Wer durch Hasting nicht in der ersten Zeit gewonnen war und einen ruhigen Blick behielt, ihn aufmerksam zu betrachten, der stieß sich an dieser Nase und an diesen Füßen und wurde durch die Disharmonie mit der übrigen Erscheinung zur Vorsicht gemahnt. Solche Bildungen lassen auch oft auf unschöne Züge des Geistes und Herzens schließen."

Nicht minder prachtvoll sind die Frauengestalten des Romans. Die tiefsten Züge des Herzens und der Seele treten an ihnen wie die feinsten Reize der äußeren Erscheinung zu Tage. Die geistvolle, blendend schöne Frau Blume, die Wittwe eines reichen Börsensensals, die von dem unbefriedigten Ehrgeiz verzehrt wird, in höheren jüdischen Gesellschaftskreisen Zutritt zu erhalten, ist in dieser Hinsicht ein eben solches Meisterstück dichterischer Gestaltung, wie das in halber Verwahrlosung heranblühende Wienerkind Anna, dessen Eltern aus ansehnlichen bürgerlichen Verhältnissen zu Hausbesorgern in einem kleinen, dem Verfall geweihten Palais der gräflichen Familie herabgesunken sind. In dem verwilderten Parke dieses „Fragsteinhauses" tritt uns das Mädchen an der Seite des jüngeren, kranken und seine Schwester abgöttisch liebenden Bruders folgendermaßen entgegen:

„Zwei Menschenknospen, die eine seltsam-schön aufblühend, die andere verkrüppelt zurückgeblieben. Anna, ein Mädchen von siebzehn Jahren, glich einem jungen Reh, nur daß blaue, seidenweich bewimperte Augen von seltenster Tiefe und leuchtendster Kraft aus einem dunkel angehauchten Antlitz hervorblickten. Wie der Himmel nie schöner blaut als stückweise aus dunklen Gewitterwolken hervorleuchtend oder widerscheinend aus dem Gewässer eines umschlossenen Gebirgssees — Meeraugen, sagt man in den Karpathen —, so zieht das Menschenauge, welches in einem dunklen, von schwarzem Haar umrahmten Antlitz ruht, mit seinem blauen Wunder am unwiderstehlichsten an.....

Ihr Morgenkleid, aus welchem sie sichtlich herausgewachsen war — sie machte den Eindruck, als ob sie über Nacht gewachsen wäre —, ließ die Arme und den Hals unbedeckt. Da zeigte sich, daß beide Vorderarme mit einem leichten dunkeln Flaume umsponnen waren, und von dem Nacken über den Rücken herab sich eine feine Schattenlinie schwarzer Härchen hinzog, während das reinste, rosig angehauchte Weiß an dem Anfange des Oberarms und dem Ursprunge der Brust hervorleuchtete."

Ihre Liebe zu Friedberg, deren sie sich, von den Verführungskünsten Hastings umstrickt, erst spät bewußt wird, welche eben dann dem bis dahin schwankenden, für jeden Eindruck empfänglichen Mädchen mit einem Male sittliche Kraft und Hoheit verleiht, bildet einen bedeutsamen Gegensatz zwischen der gewaltsam niedergehaltenen Leidenschaft, welche Frau Blume für Doctor Hasting empfindet. Mit welch' eigenthümlicher Tiefe und Zartheit der Dichter das Wesen der Liebe überhaupt erfaßt hat, möge die nachstehende schöne Betrachtung erweisen:

„Wie wenig kennen einander die beiden Geschlechter, um deren Vereinigung sich doch von Anbeginn an die ganze Welt dreht, die doch ein halbes Leben miteinander zubringen. Man pflegt gewöhnlich zu sagen, daß das Weib ein Buch sei mit sieben Siegeln, daß der Mann das Weib nie bis auf den Grund kennen lerne, nie alle Geheimnisse des fremden Herzens ergründe. Daß das Weib aber den Mann ebensowenig, ja fast noch weniger kenne, wird sehr selten ausgesprochen, und doch ist es fast noch wahrer als die erstere Behauptung. Die Frauen halten die Männer für willenskräftiger und stärker als sie es wirklich sind, und die Männer die Frauen für edler und besser. Fast die volle Macht und Stärke ist dem Weibe über den Mann gegeben. Dieser gibt dem Weibe Alles, er opfert dem Weibe Alles — vor Allem sich selbst. Er entäußert sich seines Geistes und seines Willens und nichts macht ihn glücklicher, als ein einfacher Mensch sein zu dürfen, ein stiller, genügsamer, froher, kindlicher Mensch zu den Füßen seiner Geliebten...... Dem angebeteten Weibe gegenüber dünkt er sich klein, nichtig, erbärmlich, unwürdig der Liebe, die auf ihn wie ein Segen niederquillt. Ein Mann, der diesen Namen verdient, geht deshalb auch bescheiden und ahnungslos durch das Leben. Er fürchtet immer, unwerth zu sein der Beachtung, unwürdig der Liebe, ja er ist fast blind gegen die feinen leisen Aeußerungen derselben. Nur von großer Leidenschaft bewegt gewinnt er manchmal den Muth zu dem kühnen Schritte, seine Liebe, und dies in dem schüchternsten Tone, einzugestehen; in der Regel aber ist es das Weib, welches durch Blick und Wort, durch die helle Purpurflamme auf den Wangen und das Zittern der Hände dem Manne zuerst von Liebe spricht! Soll man darüber klagen, daß die Geschlechter einander so wenig be-

greifen und kennen? Gewiß nicht! Liegt doch in dem Räthselhaften jedes Menschenlebens und besonders in jenem nie völlig Aufgeklärten der Beziehungen zwischen Mann und Frau der ganze Antrieb und der ganze Reiz des Lebens!"

Ebenso gehaltvoll sind die übrigen gedanklichen Partien des Buches, und ich bedauere, daß mir der Raum nicht gestattet, eine Rede über die moderne Stellung des Judenthums, welche einer prächtigen Episodenfigur, dem jüdischen Lehrer und Gelehrten Cohn, in den Mund gelegt wird, hier wiedergeben zu können. Daß Uhl den eigentlichen Schauplatz der Handlung sowohl, als auch Hintergrund und Perspective meisterhaft behandelt hat, versteht sich von selbst. Schilderungen wie die der Wiener Börse, des kaufmännischen Casinos, einer Soirée bei Wollberger, des Frühlings in Wien u. s. w. sind von großem culturgeschichtlichen Werthe und tragen geradezu den Stempel der Klassicität. Was aber dem Allem die höhere, abschließende Weihe verleiht, das ist der edle geistige Hauch, der das Ganze durchweht und, in milder, echt menschlicher Versöhnlichkeit gipfelnd, den Dichter zuletzt auf das Rächeramt verzichten läßt. „Aber wo bleibt die Wirkung, die Schlußwirkung, der Effect?" fragt Frau Blume gegen Ende des Romans den Helden. „Der äußert sich am reinsten in unserem Innern, glauben Sie mir," erwiedert dieser.

Und so ist es. Wir fühlen uns geläutert, gehoben und in den Zustand des reinen Erkennens versetzt, wo wir der tiefinnersten Nothwendigkeit alles Dessen gewahr werden, was in diesem vielgestaltigen Leben vor sich geht. Der Dichter hat also die höchste künstlerische Wirkung erreicht. Wenn wir aber den Geist noch einmal prüfend auf das Gefüge des Werkes zurücklenken, so können wir uns einer Bemerkung nicht entschlagen. Wie der Roman aus unserer schnelllebigen, rastlos vorwärts drängenden Zeit heraus entstanden ist, so trägt er neben seinen außerordentlichen Vorzügen auch hie und da die Merkmale einer allzu raschen, von lebhaften Anforderungen gedrängten Production an sich. Hätte sich Uhl länger mit dem Stoffe getragen, hätte er nach der Ausführung von der Regel des Horaz mit weiser Mäßigung Gebrauch gemacht, so wäre Manches noch reiflicher erwogen, noch tiefer begründet, noch geschickter angeordnet worden; mit einem Worte: die edlen Verhältnisse des Ganzen würden noch durchsichtiger, noch reiner und makelloser zu Tage treten. Vielleicht auch hätte er dann den Kreis weiter ausgedehnt, hätte auch das geistige und politische Leben Wiens in das Bild miteinbezogen und so den oft wiederholten Ausspruch: daß der Roman das Epos der Gegenwart sei, seinem vollem Umfange nach verwirklicht. Aber wir täuschen uns hier möglicher Weise über die Absichten des Dichters. Vielleicht wollte er vorerst nur eine Hemisphäre bringen, um die zweite später hinzuzufügen. Daß dies geschehen möge, werden alle Diejenigen auf's Lebhafteste wünschen, die das „Haus Fragstein" gelesen.

Ferdinand von Saar.

Neue lyrische Dichtungen.

Hieronymus Lorm. Rudolf Baumbach.

(Schluß.)

Wenn Leixner düster ist, so ist Hieronymus Lorm*) nächtlich schwarz. Hier ist ein tiefer, bewußtvoller, unversöhnlicher Pessimismus die unverrückbare Grundlage aller Dichtungen:

„Ich singe nicht als Wachtel im Getreid',
Ich singe wie der Hirsch nach Wasser schreit,"

sagt der Dichter. In dem kleinen Gedichte „Weltlauf" ist seine ganze Weltanschauung niedergelegt:

„Wohin das Auge bringt,
Ist Schuld und Leiden,
Und was der Zeitlauf bringt,
Ist Flieh'n und Scheiden.

Dazwischen hat der Traum
Von Glück und Liebe
Nur noch so viel an Raum
Daß er zerstiebe."

An einer andern Stelle sagt er:

„Die Welt ist Schmerz, der unermessen . . ."

„Ein tiefes Meer von Traurigkeit
In meiner Seele ruht
Und immer wieder schöpf' ich Leid
Aus dieser dunklen Fluth."

Recht bezeichnend für den Dichter ist sein Gesang auf den Winter:

„Der Winter geht zu rasch dahin!
Wie stärkt sein tödlich Erstarren!"

Alles, was uns traurig, verstimmend, trübe erscheint, gewährt ihm Behagen. Er preist den „Heiland Schmerz", und das, was wir naive Menschen Lust und Fröhlichkeit nennen, widersteht ihm und er wendet sich verächtlich ab von dem, was er als „Freude" mißachtet, die die Welt mühelos „im Sumpfe" findet. Nun, ich gestehe, daß ich von der Freude eine andere Vorstellung habe und ihren Ursprung nicht gerade im Sumpfe suche. Ich halte es einstweilen noch mit jener lichten Freude, die ein anderer Dichter den „schönen Götterfunken" und „die Tochter aus Elysium" genannt hat.

Für Hieronymus Lorm ist die Welt ein Jammerthal, oder vielleicht richtiger im Bilde ausgedrückt: eine unermeßliche Seufzerbrücke, die aus dem Nichts zum Nichts führt. Lorm hat daher auch Recht, wenn er annimmt, daß sein Lied nicht populär sei, denn

„Die Welt belohnt nur was von Weltlust glüht,
Wer mich vernimmt, dem ist das Auge naß,
Er holt tief Athem, vor Erregung blaß.
Die Welt vernimmt mich nicht — sie findet schnell
Und mühelos im Sumpf der Freude Quell."

Es mag eine schlaffe Bequemlichkeit, es mag eine Art von Feigheit sein; — aber es ist so! Man will nicht immer des „Weltalls ganzen Jammer" hören. Wenn man auch die Schönheiten der einzelnen Dichtungen freudig anerkennt, so bedauert man doch, daß aus allen diesen eine so tiefe unheilbare und sich wohlig fühlende Schwermuth zu uns spricht. Die Welt ist eben oberflächlich genug, um lieber mit jenen zweifelhaften Geistern zu verkehren, die

„Zu Lust und Thaten
Altklug rathen
In die Welt weit
Aus der Einsamkeit,
Wo Sinn und Säfte stocken,
Uns locken."

Sie betrachtet eben noch immer den Gram als einen Geier, der am Leben frißt.

Man braucht nur die Titel der einzelnen Gedichte zu lesen, um zu sehen, welche Gegenstände den Dichter besonders anziehen. Das ist „der Eremit", „der Waldmann", „die Nonne", „Weltschmerz", „Geist des Wehs", „Verlassenheit", „Todeshoffen", „Einsamkeit" 2c. Es ist eben ein schmerzensfreudiges Gemüth!

In einem dieser Gedichte, „der Trappist", ist übrigens ein kleiner Irrthum zu berichtigen; es heißt da:

„Er hat Paris verlassen, wandernd zieht er
Zum Süden Frankreichs, wo im schönen Thal
Abtei La Trappe sich hebt, so schweigsam düster."

Die Abtei La Trappe liegt aber nicht im Süden Frankreichs; sie liegt im Norden, in der Normandie, im Departement Orne, nördlich von Alençon, und auch nicht in einem Thale, sondern in einer romantisch felsigen Gegend auf einem Berge.

*) „Neue Gedichte." Dresden 1877, E. Piersons Buchhandlung.

Der Pessimismus Lorms hat etwas Respectgebietendes. Es ist nicht der Weltschmerz der Unreife, kein kindisches Jammern und unmündiges Verzagtsein; es ist, und das verleiht seinen Gedichten trotz ihrer tiefen Traurigkeit etwas Wohlthuendes, eine feste, klare, bewußtvolle Weltanschauung, bitterer, heiliger Ernst. Diese „neuen Gedichte" werden daher den Ruf des Dichters noch fester begründen. Es ist ein merkwürdiges Verkennen der Thatsachen, wenn Lorm glaubt, daß er nicht genügend gewürdigt werde.

„Ich klage nicht, daß mir kein Ruhm erblüht,"

heißt es in der Widmung. Wenn Jemand sagt: „ich klage nicht, daß ich verkannt werde," so hat das ungefähr dieselbe ernsthafte Bedeutung, als ob ein uns wohlgesinnter Abgeordneter bei einem Feste, zu dem die Presse geladen ist, eine schöne Rede hält und die Herren Vertreter der öffentlichen Meinung bittet, sie möchten doch ja nichts von dem, was er sagt, in die Blätter bringen, worauf er ihnen das Concept mittheilt — sagt also ein Dichter: ich klage nicht darüber, daß ich verkannt werde, so fühlt er sich eben doch verkannt und klagt doch darüber. Hier ist diese Klage nun wirklich verwunderlich, denn Hieronymus Lorm gehört, und mit vollem Recht, zu den angesehenen deutschen Schriftstellern.

Aber da tritt uns ein bisher wenig oder gar nicht bekannter neuer Dichter entgegen: Rudolf Baumbach*), der sich mit mehr Recht sagen dürfte, daß sein Name noch nicht bekannt genug ist. Baumbach ist der Antipode von Hieronymus Lorm. Bei ihm ist Alles heiter und licht: „Frühling ist eingezogen, Freude ist überall." Eine reizende Munterkeit und Frische zieht durch diese „Lieder eines fahrenden Gesellen", ein voller, urwüchsiger Humor. Es ist ein ausgezeichnetes, hervorragendes und liebenswürdiges Talent, das uns da entgegentritt, ein Talent, das noch Vielen Freude bereiten wird. Weß Geistes Kind er ist, erfahren wir gleich aus dem ersten Gedichte:

Bin ein fahrender Gesell,
Kenne keine Sorgen.
Labt mich heut der Felsenquell,
Thut es Rheinwein morgen.
Bin ein Ritter lobesan,
Reit' auf Schusters Rappen,
Führ den lockren Zeisighahn
Und den Spruch im Wappen:
Lustig Blut und leichter Sinn,
Hin ist hin, hin ist hin.
Amen.

Aus diesen anmuthigen Liedern will ich gleich eins hier anführen: „Die Lindenwirthin":

Keinen Tropfen im Becher mehr
Und der Beutel schlaff und leer,
Lechzend Herz und Zunge. —
„Angethan hat mir's dein Wein,
Deiner Aeuglein heller Schein,
Lindenwirthin, du junge!"

Und die Wirthin lacht und spricht:
„In der Linde gibt es nicht
Kreide und Kerbholz leider.
Hast du keinen Heller mehr,
Gib zum Pfand dein Ränzel her,
Aber trinke weiter!"

Tauscht der Bursch sein Ränzel ein
Gegen einen Krug voll Wein,
Thät zum Geh'n sich wenden.
Spricht die Wirthin: „Junges Blut,
Hast ja Mantel, Stab und Hut;
Trink und laß dich pfänden!"

Da vertrank der Wanderknab'
Mantel, Hut und Wanderstab,
Sprach betrübt: „Ich scheide.
Fahre wohl du kühler Trank,
Lindenwirthin jung und schlank,
Liebliche Augenweide!"

Spricht zu ihm das schöne Weib:
„Hast ja noch ein Herz im Leib;
Laß es mir zum Pfande!"
Was geschah? — Ich thu's euch kund:
Auf der Wirthin rothem Mund
Heiß ein andrer brannte.

Der dies neue Lied erdacht,
Sang's in einer Sommernacht
Lustig in die Winde.
Vor ihm stand ein volles Glas,
Neben ihm Frau Wirthin saß
Unter der blühenden Linde.

An der Form wird man Manches aussetzen können. Einige Reime sind von einer fast unerlaubten Unreinheit: „Pfande" und „brannte", „leider" und „weiter" sind böse Reime! Wir finden deren noch mehrere: „Seite" mit „beide", und einmal sogar „Meißen" mit „preisen". Man berufe sich nicht auf Goethe: „neige" und „Schmerzensreiche", „leide" und „Seite" sind auch durch Goethe nicht zu guten Reimen geworden. Jedenfalls sind unsere Ansprüche, namentlich seit Platen, strengere geworden, und wir bedauern es, wenn in einem hübschen Liede solche Incorrectheiten vorkommen.

In Baumbachs Gedichten finden wir manche Scheffel'sche Anklänge. Aber wenn Scheffel auch der Lehrer gewesen ist, der fahrende Schüler hat sich ganz selbstständig entwickelt. Die parodistischen Aventiuren: „Lohengrin" und Siegfrieds Tod, der unter dem Titel: „Traurige Folgen des Wassertrinkens" berichtet wird, haben einige Verwandtschaft mit dem „schwarzen Walfisch zu Askalon" und der „Schlacht der Cherusker": „Als die Römer frech geworden" rc. Baumbach führt uns in dem letzterwähnten Gedichte: „Traurige Folgen des Wassertrinkens" zu Gemüth, wie gefährlich es ist, eine Quelle zu suchen. Siegfried wird bei der Gelegenheit bekanntlich erschlagen und nun erzählt Baumbach weiter:

Es folgte auf des Recken Tod
Und seines Weibes Weinen
Die schwere Nibelungen-Noth,
Im Land der wilden Heunen.
Hätt' er des Quells enthalten sich
Wär' Alles anders kommen,
Es hätte Kriemhild sicherlich
Sich nicht so schlecht benommen.

Gedichtet hätte Wagner nicht
Den Ring des Nibelungen,
Es wäre selbst dies Lehrgedicht
Geblieben ungesungen.
Drum weil man alle Folgen nie
Im Voraus kann ermessen,
Soll man bei einer Landpartie
Niemals den Wein vergessen.

Es sind ganz prächtige Schenklieder in diesem kleinen Buche und unter den modernen Dichtern kenne ich außer Hornfeck, der in seinem „Schenkenbuch" den klassischen Vers gedichtet hat:

„Und flöße von Sanct Gotthards Höh'
Der Rheinstrom hin als Wein,
So möcht' ich wohl der Bodensee
Doch ohne Boden sein,"

kaum einen, der so überzeugungsvoll das weise, behagliche Zechen besungen hätte wie dieser prächtige Baumbach. Hier eines dieser Lieder: „Festina lente":

*) „Lieder eines fahrenden Gesellen." Leipzig 1878, Verlag von A. G. Liebeskind.

Ich sang schon viel von Wanderlust,
Heut sing' ich vom Verweilen.
Festina lente! sprach August,
Mit Weile sollst du eilen.

Beherz'ge wohl die weise Lehr',
Und ziehst du aus zu wandern,
So renne nicht wie Ahasver
Von einem Ort zum andern.

Und liegt an deiner Wanderbahn
Ein sogenanntes Gasthaus,
So halt' die Schusterrappen an
Und strecke dich zur Rast aus.

Und trinke nicht in hast'gem Flug
Wie schnöde Uferschwalben;
Setz' dich bedächtig hin zum Krug,
Bleib nicht bei einer Halben.

Und sind dir zweie nicht genung,
So trink getrost die dritte,
Und ist die Schenkin hübsch und jung,
So fass' sie um die Mitte.

Ihr Mund ist roth und heiß ihr Blut
Und kühl der Trank der Traube;
Die Straße liegt in Sonnengluth,
Doch schattig ist die Laube.

Der Lichtglanz mählig sich verliert,
Ist schließlich ganz verglommen —
Du hast dich nicht vom Fleck gerührt
Und bist doch weit gekommen.

Diesem gesunden, liebenswürdigen Talente den besten Gruß zum Willkomm!

Paul Lindau.

Die Naturwissenschaft als Grundlage einer freisinnigen Erziehung.

Diejenige Geisteskraft, welche in unserem täglichen Leben stets die größte Bedeutung haben wird, ist die: ohne Rücksicht auf Autorität die Dinge so zu betrachten, wie sie wirklich sind, und aus einzelnen Thatsachen richtige allgemeine Schlüsse zu ziehen. Wir werden somit denjenigen Unterrichtsgegenstand für den werthvollsten und wichtigsten halten müssen, welcher dazu beiträgt, jene Geisteskraft zu üben und zu entwickeln. Nach unserer Ansicht ist nun weder Geschichte noch Literatur ein solcher Gegenstand des Unterrichts, wie wir ihn hier im Sinne haben. Denn die Geschichte beruht lediglich auf der Autorität der Ueberlieferung und die Beschäftigung mit der Literatur ist mehr dazu geeignet, unsere Empfindungsweise und unsern Geschmack zu bilden, als gerade unsern Verstand zu üben.

Von dem Unterricht in den klassischen Sprachen läßt sich auch nicht behaupten, daß er viel dazu beitrüge, uns den Autoritätsglauben zu benehmen. Wir finden vielmehr, daß sich die besten Lateiner darüber streiten, ob die gedrungene Kürze des taciteischen Stiles oder die gefällige Breite des ciceronischen das Nachahmungswerthere für die Praxis sei. Wer von Beiden hat da nun Recht? Diese Frage kann von uns Nachgebornen gar nicht entschieden werden, weil wir nicht wissen, nach welchen Kriterien vor zweitausend Jahren in der römischen Hauptstadt die Schönheit des Schreibstils beurtheilt wurde. Wir könnten uns also auch in diesem Falle nur auf Autoritäten verlassen. Von einer richtigen Würdigung der Thatsachen ist gar keine Rede.

Bei unserer Durchmusterung der Unterrichtsgegenstände kommen wir nun zur Naturwissenschaft und finden nach kurzem Zusehen, daß diese Disciplin ganz allein im Stande ist, uns mit den Dingen, wie sie wirklich sind, bekannt zu machen. Und wie nothwendig diese Bekanntschaft für uns sein muß, geht daraus hervor, daß uns die Natur selbst von frühester Kindheit an in die Schule nimmt und uns vermittelst des Auges, des Ohres und des Tastsinnes über ihre hauptsächlichsten Eigenschaften belehrt. Was wir in diesem Cursus profitiren, bildet dann die Grundlage für unsere spätere Anschauungs- und Denkweise.

Wer Kinder aufmerksam beobachtet wird finden: daß das Interesse an naturwissenschaftlichen Dingen bei ihnen schon sehr früh rege ist. Sobald das Kind sprechen gelernt hat, fängt es an Fragen zu stellen wie die folgenden: Wo kommt der Regen her? Wohin fließt der Bach? Was ist der Wind? Warum scheint der Mond? u. s. w. Die Wißbegier eines kleinen Kindes ist ganz unbegrenzt und es ist eine sehr wichtige Aufgabe der Erziehungskunst, diesen Naturtrieb in maßvoller Weise zu befriedigen und für die Folgezeit wach zu erhalten. Das kindliche Interesse für Naturgegenstände und Naturvorgänge steht genau im Verhältniß zu der Bedeutung, welche diese Gegenstände und Vorgänge für das tägliche Leben haben. Die Natur „umgibt und umschlingt“ uns, wie Goethe sagt, und wir sind unvermögend aus ihr herauszutreten. Um so wichtiger ist es daher, daß wir uns in ihr zurechtfinden und dies kann nur geschehen durch die Kenntniß ihrer Gesetze und ihrer Wirkungsweisen. Diese Gesetze zu eruiren und festzustellen ist aber Aufgabe der Naturwissenschaft, und Aufgabe des naturwissenschaftlichen Unterrichts ist es, die Jugend mit den bereits festgestellten Naturgesetzen bekannt zu machen. Dies geschieht am besten und zweckmäßigsten durch die Vorführung der Thatsachen selbst — durch das Experiment. Niemand wird einen anschaulichen Begriff von den elektrischen und magnetischen Erscheinungen durch eine bloße Schilderung derselben oder durch darauf bezügliche Abbildungen bekommen. Ebenso wenig wird Jemand genau wissen, was er sich unter einem Protoplasmastrome vorstellen soll, wenn er diese Erscheinung nicht unterm Mikroskop in einer thierischen oder pflanzlichen Zelle wirklich wahrgenommen hat.

Der Werth der Naturwissenschaft als Unterrichtsgegenstand besteht eben darin, daß sie unsere Sinne in directe Berührung mit den Thatsachen bringt und auf die Weise unser Beobachtungsvermögen schärft. Aber nicht blos unser leibliches, sondern auch unser geistiges Auge wird durch das Betrachten der frischen Thatsächlichkeit geübt. Indem wir lernen, daß auch der frappanteste und verwickeltste Vorgang sich schließlich auf einige wenige, und oft sehr einfache Ursachen zurückführen läßt, gewinnen wir zugleich einen klarern Blick für complicirte Verhältnisse und Vorkommnisse des alltäglichen Lebens. Es ist also nicht blos einer, sondern es sind mehrere Gründe welche uns bestimmen, die Naturwissenschaft als einen ganz besonders nützlichen Unterrichtsgegenstand zu empfehlen.

Fachleute — Lehrer und Pädagogen also — werden angesichts dieser Empfehlung den Einwand machen, daß das Gebiet der Naturwissenschaft ein ungeheuer großes sei und daß eine Empfehlung desselben als Lehrgegenstand so lange praktisch nicht berücksichtigt werden könne, als nicht genau angegeben sei, welcher der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft besonders cultivirt werden solle. Dieser Einwand ist berechtigt, aber wir können ihn sehr leicht beseitigen. An und für sich ist jeder besondere Zweig der Naturwissenschaft, sei es Physik, Chemie oder Geologie, dazu geeignet, den Geist des Schülers zu bilden; aber um das Interesse des Lernenden gleich von vornherein in hervorragender Weise zu fesseln, dazu würde sich am besten die physische Geographie, oder das was wir zu deutsch „Erdkunde“ nennen, eignen. Die Erdkunde ist eine Disciplin von großem Umfange. Sie umfaßt unser ganzes Wissen von der Erde, ihrer Lage und ihrer Beziehung zu andern Himmelskörpern. Sie gibt ferner eine Beschreibung der Winde, Strömungen, Berge und Ebenen und schließt auch eine Schilderung der hauptsächlichen Thier- und Pflanzenformen, sowie der verschiedenen Menschenracen mit ein. Sie ist demnach, wie Prof. Huxley sehr treffend sagt, ein Nagel, an welchem die größte Menge von nützlicher und unterhaltender Belehrung aufgehängt werden kann.

Sie hat aber noch einen andern Grund der Empfehlung als ihre Nützlichkeit für sich anzuführen. Wie wir sehen

pflegen schon die kleinsten Kinder, sobald sie nur sprechen können, Fragen aufzuwerfen, welche in das Gebiet der Erdkunde gehören. Sie erkundigen sich nach den Ursachen der auffälligsten Naturerscheinungen und wollen wissen: weshalb der Bach fließt und der Mond scheint, woher der Regen kommt und warum der Teich gefriert. Die Erdkunde ist demnach nicht blos ein sehr nützlicher, sondern auch ein ganz naturgemäßer Gegenstand des naturwissenschaftlichen Unterrichts, indem sie dem kindlichen Wissensbedürfniß das gibt, was dies verlangt. Dem Kinde werden auf diese Weise die Augen für das große Schauspiel der täglichen Vorgänge in der Natur geöffnet und das ist ein großes Palliativ gegen jedwede Art von Blasirtheit.

Außer diesem moralischen hat aber die Beschäftigung mit der Erdkunde noch den andern Nutzen, daß der Schüler an diesen „Nagel" die verschiedensten Belehrungen aus andern Gebieten der Naturwissenschaft hängen kann. Es ist dann gleichgültig, ob er sich mit Physik oder Chemie, mit Botanik oder Zoologie beschäftigt; er wird immer wissen, was er mit dem, was er lernt, anzufangen hat und der Horizont seines Wissens wird sich stetig und gleichmäßig erweitern.

Ein bestimmter Zeitpunkt, wann das Kind mit den naturgeschichtlichen Thatsachen bekannt gemacht werden soll, läßt sich nicht angeben. Nach unserer Ansicht kann der Unterricht in der Erdkunde ebenso frühzeitig beginnen wie der im Lesen und Schreiben. Sobald das Kind für irgend eine Art von Unterricht befähigt ist, ist es auch für den naturwissenschaftlichen Unterricht befähigt. Freilich muß dieser Unterricht in einer anziehenden und Interesse erweckenden Weise ertheilt werden. Dazu gehört, daß der Lehrer seinen Gegenstand vollständig praktisch beherrsche und daß er im Stande sei, die Thatsachen und Probleme der Wissenschaft in einer leichten und vollkommen verständlichen Sprache vorzutragen. Dies ist jedoch viel schwieriger als man glaubt, und wer in diesem Sinne ein Elementarlehrer der Naturwissenschaft sein will, muß ebensoviel Geist und Kenntnisse besitzen als derjenige, der vor erwachsenen Zuhörern spricht. Populäre Vorträge sollen nicht seichter und inhaltsärmer als sachwissenschaftliche sein; sie sollen vielmehr die Hauptfragen einer Wissenschaft, mit Uebergehung der Specialitäten, gerade so gründlich behandeln, als dies bei dem Stande unseres Wissens nur überhaupt möglich ist. Specialitäten dürfen dabei nur insofern berücksichtigt werden, als sie zur Illustration jener Hauptfragen dienen, welche das Gerüst jeder Wissenschaft ausmachen.

Ein wahres Muster einer solchen populären Behandlung der Naturwissenschaft liegt uns in den von den englischen Professoren Huxley, Roscoe und Balfour Stewart herausgegebenem Science-Primers vor.*) Drei wissenschaftliche Capacitäten überwachen hier die Popularisirung der Wissenschaft und sorgen dafür, daß die geistige Speise, welche der heranwachsenden Generation dargereicht wird, auch wirklich verdaulich ist. Geist, Kenntnisse und Menschenfreundlichkeit mußten sich mit einander verbinden, um uns den Beweis zu liefern, daß eine solche Behandlung der Wissenschaft nicht blos möglich, sondern auch praktisch durchführbar ist. Diese Elementarbücher sollten in keiner Volksbibliothek fehlen.

Unter den mir vorliegenden Heften befindet sich auch eins über physische Geographie, welches den geistvollen Professor A. Geikie in Edinburg zum Verfasser hat. Auf wenig mehr als 100 Seiten behandelt der vortreffliche Darsteller das Ganze seiner Wissenschaft. Mit welchem Geschick, welcher Umsicht und welcher Sachkenntniß er dies thut, davon kann man sich nur durch die Lectüre des Bändchens selbst überzeugen. Wir wollen nicht verfehlen, auf diesen ausgezeichneten Leitfaden für den ersten Unterricht in der Erdkunde an dieser Stelle ausdrücklich hinzuweisen.

Unsere deutsche Literatur ist an dergleichen naturwissenschaftlichen Elementarbüchern sehr arm. Die bekannten Bernstein'schen Volkshefte und einige populäre Schriften des Prof. Masius in Leipzig sind vielleicht das Einzige, was sich in Form und Stoff mit den importirten Science-Primers vergleichen läßt.

Durch die thatsächliche Erfahrung hat sich uns die Ansicht aufgedrängt, daß die Naturwissenschaft im Unterrichtsplane unserer heutigen Volks- und Mittelschulen noch immer zu wenig berücksichtigt wird; vier Stunden der Woche sollten mindestens darauf verwendet werden. Wir würden, wenn dies geschähe, alsbald den Culturkampf beendigt und ein wirkliches Culturzeitalter heranbrechen sehen. Wenn wir unserer Jugend eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung mit auf den Lebensweg geben, so wird sich die gute Wirkung davon schon nach wenigen Generationen fühlbar machen. Und zwar wird diese gute Wirkung nicht blos darin bestehen, daß die Muttergotteserscheinungen seltener zu werden beginnen, sondern auch darin, daß der Socialismus mehr und mehr Anhänger verliert. Das ist nicht blos eine leere Prophezeiung, sondern eine vollkommen logische Consequenz. Denn wenn die Kenntniß der Naturgesetze allgemeiner verbreitet sein wird, wird auch die Fähigkeit, Gesetze da zu entdecken, wo ihre Wirksamkeit weniger sichtbar ist, eine allgemeiner anzutreffende sein. Es wird sich dann bald die Ueberzeugung Bahn brechen, daß dieselbe Gesetzmäßigkeit, welche im ganzen Naturhaushalt herrscht, auch im Leben der menschlichen Gesellschaft zu finden sein muß. Der Fortschritt in der Kenntniß der Naturgesetze führt auf diese Weise zu einer bessern Einsicht in die Wirksamkeit der wirthschaftlichen Gesetze, welche das sociale Leben und den Verkehr beherrschen. Aber es müssen nicht blos hundert oder tausend Männer in einer Nation an diesem Fortschritte theilnehmen, sondern die ganze Bevölkerung eines civilisirt sein wollenden Landes muß in den Stand gesetzt werden, sich auf dasselbe Niveau der Einsicht und Bildung zu erheben. Und dies geschieht am besten, wenn wir unsern Kindern Gelegenheit geben, nicht blos die Sprache der Bücher, sondern auch die der Thatsachen verstehen zu lernen. Wer in seiner Jugend gründlichen naturwissenschaftlichen Unterricht genossen hat, wird späterhin weder für den Ultramontanismus noch für den Socialismus als Parteimann zu gewinnen sein.

Leider ist man zur Zeit noch weit davon entfernt, die Naturwissenschaft zur Grundlage der Jugenderziehung zu machen, obgleich jeder Klarsehende zugeben muß, daß der große Fortschritt, den wir in culturhistorischer Beziehung gemacht haben, lediglich der besseren Kenntniß und Benutzung der Naturkräfte zuzuschreiben ist. Wir befinden uns da in einem vollkommenen Widerspruch mit uns selbst und daran laborirt unser ganzes Unterrichtssystem. Prof. Huxley, der die Mängel der modernen Erziehung sehr richtig beurtheilt, spricht sich darüber folgendermaßen aus: „In unseren Zeiten scheint mir der Unterrichtsbaum seine Wurzeln in der Luft, seine Blätter und Blüthen in der Erde zu haben, und ich bekenne, ich würde ihn sehr gern umkehren, so daß seine Wurzeln dauerhaft in den Thatsachen der Natur eingebettet wären und daraus gesunde Nahrung für die Blätter und Früchte der Literatur und Kunst zögen."

Die Frage, um die es sich hier handelt, ist eine äußerst wichtige. Zu bedauern ist nur, daß man in pädagogischen Kreisen so viel Bedenken trägt, ihre Lösung praktisch in Angriff zu nehmen. Bisher sind Vorschläge zur Reform des bisherigen Unterrichtsplanes fast ausschließlich von naturwissenschaftlicher Seite ausgegangen.

Professor Häckel, der bekannte Jenenser Zoolog, hat das Verdienst, die in Rede stehende wichtige Angelegenheit auch auf der letzten Naturforscherversammlung zur Sprache gebracht zu haben. Auch er hat natürlich, wie zu erwarten war, die Wichtigkeit des naturwissenschaftlichen Unterrichts betont, aber er hat sich den meisten Nutzen nicht von der physischen Geographie, sondern von dem Theile der Naturwissenschaft versprochen, mit dem er sich selbst beschäftigt: von der Entwickelungslehre. Diese soll, nach seiner Ansicht, eine Umwandlung der gesammten Pädagogik herbeiführen und eine neue, naturgemäßere Sittenlehre begründen helfen. Häckel gibt zu, daß nach wie vor die

*) Dieselben erscheinen übersetzt unter dem Titel: „Naturwissenschaftliche Elementarbücher" bei Karl J. Trübner in Straßburg.

sorgfältige Ausbildung des sittlichen Charakters, der religiösen Ueberzeugung, die Hauptaufgabe der Erziehung bleiben müsse, aber nicht im Zusammenhang mit gewissen kirchlichen Glaubenssätzen sei sie zu lösen. An die Stelle der dogmatischen und mythologischen Kirchenreligion müsse vielmehr die wahre, vernunftgemäße Naturreligion treten, deren Keime in der Brust jedes Menschen vorhanden seien. Ihr höchstes Gebot: die Liebe, die Einschränkung unseres natürlichen Egoismus zu Gunsten unserer Mitmenschen und zum Besten der menschlichen Gesellschaft, habe sich aus den socialen Instincten der Thiere entwickelt. Das Bewußtsein der Nothwendigkeit, auf Kosten des Egoismus zum Besten des Ganzen Opfer zu bringen, das Pflichtgefühl sei nichts anderes, als ein socialer Instinct. Unzweifelhaft wird Häckel durch diese Darlegung Manchen überzeugt haben, daß selbst der consequenteste Darwinismus sich sehr wohl mit dem Bestande von Staat und Gesellschaft vereinigen läßt. Es will uns indessen scheinen, daß ein so detaillirtes Eingehen auf die Philosophie der Entwickelungslehre, wie es Häckel im Obigen verlangt, beim Schulunterricht nicht angänglich ist. In diesem Zweige der Naturwissenschaft herrscht noch zu viel Hypothetisches vor, und das Thatsächliche ist in vielen Fällen auch nicht über jeden Zweifel erhaben. Es wird aber immerhin nützlich sein, in der Naturgeschichte auf die äußerlichen Veränderungen, welche die Organismen in ihrer Entwickelung erleiden, aufmerksam zu machen und z. B. die verschiedenen Stadien der Keimung, der Blätter- und Wurzelbildung bei den Pflanzen zu zeigen; ebenso instructiv würde es sein, die Entwickelung des Hühnchens im Ei, sowie die des Frosches oder des Salamanders in guten Abbildungen oder in natura zu zeigen. Der jugendliche Geist bekommt hierdurch einen anschaulichen Begriff von der alten naturgeschichtlichen Regel: Natura non facit saltus, und das bewahrt ihn wenigstens vor dem rohesten Aberglauben.

Nach unserer Ansicht sollte jedes Kind, gleichviel ob Knabe oder Mädchen, während der Jahre, wo es die Schule besucht, mit den Methoden aller Wissenschaften durch praktische Beispiele bekannt gemacht werden. Damit ist nicht gemeint, daß jeder Schuljunge als vollendeter Astronom, Physiolog oder Chemiker die Schule verlassen solle. Wir wünschen blos, daß die Kinder verstehen lernen, auf welche Weise die Forscher in den verschiedenen Wissenschaften zu ihren Resultaten kommen. Ein solches Verständniß würde sehr nützlich sein, denn auf diese Weise würde schon die Jugend mit dem Gange des wissenschaftlichen Denkens vertraut werden und dadurch die Fähigkeit erlangen, späterhin gewissen Problemen und Fragen der Wissenschaft gegenüber Stellung zu nehmen.

Wir verlangen nichts Unmögliches, sondern etwas, was sich sehr wohl erreichen ließe, wenn die Naturwissenschaft zur Basis des Unterrichts in der Volksschule gemacht würde.

Otto Zacharias.

Aus der Hauptstadt.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Architektonischer Theil.

(Schluß.)

Glücklicher als die Kunstakademie in Berlin scheint ihre jüngere Schwester in Düsseldorf daran zu sein. Dort ist ein Neubau in der Ausführung begriffen nach Plänen des Architekten H. Riffart, mit denen er auf der Ausstellung das hiesige Publicum bekannt macht. Durch den Bauplatz bedingt, erscheint das Gebäude von einer mächtigen Längenausdehnung ohne eine entsprechende Tiefe. Die ganze Front entlang reihen sich die Ateliers in drei Etagen neben einander, dahinter lange Gänge und in den kurzen Flügeln rechts und links liegen Verwaltungs- und Wohnräume. Bei der ungeheuren Länge, welche die Höhenentwicklung so schon beeinträchtigt, hätte der Architekt wohl besser gethan, die Uebereinanderlagerung der drei Stockwerke im Aeußeren nicht so gewissenhaft zu betonen, und dann ist für die Behandlung des Parterres und der ersten Etage als tragender Theil die zweite Etage nicht mächtig genug. Die ganze Architektur zeigt sich zu sehr in den Formen des Wohnbaus befangen und es gelingt ihr nicht gegen die großen Glasflächen wirkungsvoll aufzukommen.

Wie beide vorstehende Entwürfe zu Nutz und Frommen der freien Künste ersonnen sind, so zeigt ein Project zum Neubau des hiesigen Deutschen Gewerbemuseums von den Architekten M. Gropius und H. Schmieden wie angelegen man sich's sein läßt, den Anforderungen der Kunstindustrie gerecht zu werden. Es handelte sich darum, eine Stätte für Sammlungen des Kunstgewerbfleißes aller Jahrhunderte und für eine Unterrichtsanstalt zu schaffen. Mit vollem Verständniß für die Nothwendigkeit, einem solchen Gebäude eine monumentale Erscheinung zu verleihen, hat der Staat mit großer Freigibigkeit die erforderlichen Mittel gewährt und auch die Architekten haben sich der Aufgabe gewachsen erwiesen, der Ausdruck der Größe und Ruhe ist ihnen vortrefflich gelungen. Ueber ein Quadrat von 70 Metern Seitenlänge erhebt sich das Gebäude in ruhigen Flächen ohne jede verticale Gliederung mit klarer Markirung des Unterbaus und der drei Stockwerke nach ihrer Bedeutung, beschattet von einem weit ausladenden Hauptgesimse, das in gleicher Höhe umlaufend die massigen Wände entsprechend abschließt. Die gewaltig breiten dreitheiligen Fenster des Erdgeschosses und des ersten Stockes bilden in ihrer Sandsteinumrahmung in den gelblich roth verblendeten Wandflächen einheitliche, giebelgekrönte Aufbauten, die durch diese beiden Hauptstockwerke reichen und so mächtig genug erscheinen, um nicht von den großen Flächen erdrückt zu werden. Ueber der zweiten Etage und unter dem Hauptgesimse läuft ringsherum ein hoher Fries, der die untergeordnet gehaltenen Fenster des dritten Stockes aufnimmt und in seinem farbigen Terracottaschmuck eine günstige Belebung erzielt. Vermuthlich um Einförmigkeit in der geschlossenen Anlage zu vermeiden, ist an der Hauptfront dem Portale eine hohe, säulengetragene Unterfahrt vorgelegt, die aber nach unserem Gefühle durch ihre Höhe und weite Ausladung eher stört, als daß sie zur Verschönerung beiträgt.

Ein geräumiges Vestibül nimmt den Eintretenden auf. Hier wird er ringsum durch die Schönheit des Materials und die harmonische Farbenstimmung erfreut und nach oben bietet sich ihm durch einen großen, runden Ausschnitt in der Decke ein malerischer Anblick in eine reiche Bogenstellung der oberen Etage dar, bis hinauf zu einem weiten Oberlicht. Links steigt die Haupttreppe auf, geradezu öffnet sich das Vestibül nach einem mächtigen, glasbedeckten Arkadenhof, der durch beide Hauptetagen reicht; auch hier herrscht der gleiche Reichthum des Materials und der Decoration. Warum aber zu den Bogenstellungen gerade der widerwillige Stichbogen auf rechteckigen Pfeilern gewählt ist, leuchtet nicht recht ein; constructive Ideen zeigen und verzieren bedingt noch nicht eine ästhetische Befriedigung. Dieser Prachthof ist vermuthlich bestimmt, die Hauptstücke der Sammlungen aufzunehmen, rings um ihn herum gruppiren sich im Parterre und ersten Stock die Säle für die einzelnen Abtheilungen derselben, die Bibliothek und die Verwaltungsräume, während die Unterrichtsanstalt die dritte Etage und einen Theil des Unterbaues einnimmt.

Der Bau ist schon in der Ausführung begriffen und noch zwei Jahre weiter, dann wird in diesen prächtigen Räumen das Deutsche Gewerbemuseum sein segenreiches Streben entfalten können.

Von denselben Architekten sind noch Entwürfe zur Kieler Universität und zu einer Universitätsbibliothek für Greifswalde ausgestellt. Beide sind Ziegelrohbauten mit gelblich rother Verblendung der Wandflächen und mit Architekturtheilen aus Terracotta, die stellenweise, wie in Friesen 2c., farbige Glasirung zeigen. Auch ihnen ist nachzurühmen, daß das Aeußere die innere Raumgestaltung wahr wiederspiegelt und die Zusammenstimmung der farbigen Erscheinung einen glücklichen Farbensinn verräth.

Von den Künstlervereinshäusern wollen wir hier nur einen rein idealen Entwurf von C. Schick in Carlsruhe erwähnen. Er ist aus der Concurrenz um die von Rohr'sche Stiftung hervorgegangen und hat den Preis davongetragen. Das Haus sollte Ausstellungsräume sowie Säle für Festlichkeiten und kleinere gesellschaftliche Zusammenkünfte enthalten. Diese Aufgabe hat der Architekt in einem ebenso schönen als zweckmäßigen

Grundrisse zu lösen verstanden und auch das Aeußere trägt in seinen Hallen und seinem bildnerischen Schmuck das Gepräge einer der Kunst und der Freude gewidmeten Stätte. Die Zeichnung verräth große Gewandtheit in der skizzirenden Behandlung, wenn auch diese Art der Darstellung auf einer Kunstausstellung nicht genügend genannt werden muß.

Ein Project zum Nutzen der Wissenschaft und der Lehrthätigkeit ist in einem Museum für Berg- und Hüttenkunde, Landwirthschaft und Naturwissenschaften von Bauinspector August Tiede zur Ausstellung gelangt. Das Hauptverdienst trifft hier wohl den Staat, insoweit er für diese Neubauten 9,650,000 Mark bewilligt hat; trotzdem aber scheint dem Architekten das Gebot der äußersten Sparsamkeit seine Aufgabe noch erschwert zu haben. Bei dergleichen Sammlungs- und Schulbauten birgt das erforderliche Neben- und Uebereinanderreihen ganz gleichwerthiger Räume die Gefahr der Einförmigkeit in der künstlerischen Gestaltung des Aeußeren in sich. Muß dazu noch sehr haushälterisch mit den Mitteln umgegangen werden, so ist es nicht Jedem vergönnt, der Nüchternheit zu entrinnen. Diese umfangreichen Neubauten, alle Zweckmäßigkeit des Inneren zugegeben, werden schwerlich eine architektonische Zierde für die Reichshauptstadt bilden.

Von Aufgaben aus dem politischen Leben des Staates und der Gemeinden sind vier Parlamentsgebäude und neun Rathhäuser ausgestellt.

Vor Allem sind zwei Nachklänge an die fast schon verschollene Reichstagsconcurrenz zu erwähnen. Von dem Feuereifer, mit dem man vor fünf Jahren bemüht war, der gesetzgebenden Körperschaft des neu erstandenen deutschen Reichs ein würdiges Haus zu erbauen, sind kaum noch einige Fünkchen zu verspüren. Die Herren Abgeordneten haben sich an das provisorische Gebäude allmählich gewöhnt, und da hat's ja keine so große Eile. Der Mangel eines passenden Bauplatzes trägt allein die Schuld, daß die erste monumentale Aufgabe des neuen Reichs zu unwürdigem Siechthum verurtheilt bleibt! Ob so was bei einem andern Volke möglich wäre?! Wenn man nur allseits ernstlich wollte, ließe sich bald Rath schaffen; das beweist auf der Ausstellung ein neuer Vorschlag für die Placirung des Reichstags von Architekt O. Kuhn. Eine gut behandelte Vogelperspective zeigt die Anlage eines weiten Platzes dicht vor dem Brandenburger Thor in der Axe der Linden, geschmückt mit Fontainen, Statuen und mit Teppichgärtnerei, zur Rechten von dem Reichstagsgebäude, zur Linken vom Palais des Reichskanzlers und den Reichsministerien umfaßt und in seiner Längenrichtung mit halbkreisförmigen Colonnaden gegen den Thiergarten abgegrenzt. Der beabsichtigte Charakter eines monumentalen Abschlusses der Linden als Pendant zum Lustgarten, in einer gleichzeitigen allmählichen Ueberführung zur freien Natur, ist dem Architekten gut gelungen und es ist zu bedauern, daß wegen der Opfer an Bäumen im Thiergarten und mehr noch wegen der seitlichen Lage der Siegessäule keine Aussicht auf Verwirklichung der schönen Idee vorhanden ist. Ueberhaupt ist es unserem Gefühle nach geradezu schade, daß die Siegessäule seitab auf dem Königsplatze errichtet worden ist. In die Axe der Linden mit ihren Reminiscenzen an die Vorkämpfer für die Einheit und Macht der Deutschen auf einen Platz, der dem politischen Leben des neuen Reichs geweiht wäre, hätte sie hingehört, wenn auch nicht dicht vor das Brandenburger Thor, sondern besser weiter zurück, wo die Siegesallee die Charlottenburger Chaussee schneidet.

Ein zweiter Entwurf für das Reichstagsgebäude von Bauinspector A. Tiede greift auf den Königsplatz zurück, legt den Bauplatz aber mehr nach Osten als dies seiner Zeit bei der großen Concurrenz gestattet war, und gewinnt dadurch nach dem Platze zu Raum für einen weiten [illegible]enhof, der umrahmt wird durch Säulengänge und Pavillons. Somit [illegible]chtung das Hauptgewicht der architektonischen Erscheinung [illegible]er beim eigentlichen Kern, dem Hauptbau, nicht [illegible] indem die Säulenhalle vor dem Hauptbau [illegible]t und Selbstständigkeit, daß das Gebäude [illegible]ann leidet die Architektur an Monotonie: [illegible]t, überall starrt einem ein Wald von [illegible]rmen entgegen. Die verticale Gliede[illegible]tont, daß nirgends die erforderliche [illegible]ommen kann.

[illegible] Leben bleiben noch zu erwähnen: [illegible]falls von O. Kuhn, und ein [illegible] Bei ersterem waren, wie es scheint, sowohl durch den ungünstigen Bauplatz als durch geringe Geldmittel dem Architekten enge Grenzen gezogen, was dann die auffallende Einfachheit in der Architektur des Aeußeren zur Folge haben mußte. Trotz der so vermehrten Schwierigkeiten ist es dem Künstler gelungen, durch gute Harmonie aller Theile dem Ganzen den durch den Zweck bedingten Ausdruck der Größe und Würde zu verleihen. Die Formen sind im Stile der italienischen Renaissance gehalten mit Ornamenten in Sgrafitto. Bei dem Ständehaus für Düsseldorf ist besonders die glückliche Grundrißeintheilung zu loben; dagegen stört im äußeren Aufbau die überwiegende Höhenentwickelung im Verhältniß zur Breite, die Enge der Fensteraxen und das zu bedeutende Dominiren des Mittelrisalits, das in seiner oberen Hälfte an das Motiv römischer Triumphbogen erinnert.

Aus den neun Rathhausentwürfen stammen nicht weniger als sieben aus der vorjährigen Concurrenz für das neue Hamburger Rathhaus; zwei darunter sind preisgekrönte Arbeiten. Die volle Freiheit, welche der künstlerischen Phantasie gelassen war und die einsichtsvolle Behandlung der Concurrenz seitens des Hamburger Senats erwiesen sich gleich gedeihlich für die Aufgabe. Neben einigen bekannteren Meistern betheiligten sich damals in überwiegender Anzahl jüngere Kräfte und das ähnliche Verhältniß zeigen auch die auf der Ausstellung vertretenen Architekten. Die Enge des Raumes erlaubt uns leider nicht eine Vorführung und eingehende Schilderung aller besseren Entwürfe, eine mehr generelle Heerschau muß genügen. Die meisten Projecte zeigen in der Hauptfront vortretende Mittelbauten, aus denen — freilich mit sehr verschiedenem Geschick — Thürme entwickelt sind, und an beiden Enden flankirende Pavillons; die übrigen drei Fronten befolgen das gleiche System der Gliederung. Wo der Thurm fehlt, ist der Hauptnachdruck auf eine wirkungsvolle Ausbildung stattlicher Giebel und des hochaufragenden Daches gelegt. In der Wahl des Stils spiegelt sich die vorherrschende Ueberzeugung der jüngeren Architektengeneration wieder. Die Mehrzahl der Entwürfe zeigt die Formensprache der Renaissance und zwar ihrer verschiedensten Perioden, einer ist gothisch, ein anderer bemüht sich die antiquisirenden Berliner Traditionen festzuhalten. Der einzige Repräsentant der gothisch-romantischen Schule ist Joh. Otzen, dem der Leser schon gleich zu Anfang begegnet ist. Auch diese Arbeit hat ihm einen wohlverdienten Preis eingetragen; auch hier bewährt er die gleiche Meisterschaft im Abwägen zwischen Körper und Gliedern, im Abstufen der einzelnen Verhältnisse und in der Behandlung der Darstellung. Unter den Vertretern der Renaissance behaupten die ersten Plätze die Architektenfirmen Ende und Böckmann und Kayser und v. Großheim. Die Ersteren haben sich in ihrem Projecte an Motive aus niederdeutschen und niederländischen Stadthäusern angelehnt und mit großer Gewandtheit sich der Formen der deutschen Renaissance bedient. Die beabsichtigte malerische Wirkung im Aufbau ist vortrefflich erreicht, nur hat darunter die Mächtigkeit der Hauptfaçade gelitten und zu einer übertriebenen Höhenentwickelung des Thurmdaches verleitet. Dagegen aber bekundet die Durchbildung und Zusammenstimmung der architektonischen Einzelformen große Meisterschaft. Die Grundrisse sind weniger gelungen.

Der Entwurf der Architekten Kayser und v. Großheim zeigt einen geschlossenen, mächtigen Aufbau, belebt durch hohe Giebel und reiche Lukarnen und bekrönt durch ein steil ansteigendes Dach, das ähnlich wie bei französischen Schloßbauten über dem Mittel- und den Ecktheilen sich in Pavillondachformen gliedert, die höher aufragen, bis sie in zierlichen Laternen ausklingen. Die Architektur ist keiner bestimmten Periode der Renaissance entlehnt, vielmehr ist angestrebt, Motive verschiedener Zeiten und aus verschiedener Heimat zu versöhnen und zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufügen. Der Erfolg ist vielleicht nicht überall ein ganz glücklicher gewesen, nichtsdestoweniger ist die Wirkung der Größe und Pracht in hohem Maße erreicht. Die überwiegenden Vorzüge haben auch seiner Zeit diesem Projecte einen Preis eingetragen. Die gewissenhaft architektonische Darstellung ist von großer Schönheit.

Die folgenden ausgestellten Arbeiten aus dieser Concurrenz stehen um ein Bedeutendes hinter den vorbenannten zurück. So mangelt es dem Entwurfe der Architekten Friebus und Lange an Einheitlichkeit in der Architektur und der Thurm steigt gar zu unvermittelt über den Dächern empor. Hofbaurath E. Klingenberg gibt eine wahrhafte Thurmcharade auf, und Architekt H. Ziller müht sich in einem terrassenartigen Aufbau redlich ab, stilistische Probleme zu stellen und zu lösen.

J. Schmidt führt das Motto: „Renaissance, erdacht 1876“, liefert mit seiner Arbeit aber nur ein Beispiel, was für ein Gemengsel sie so häufig mit ihrem schönen Namen decken soll.

Außer diesen Hamburger Rathhäusern sind noch zwei andere zur Ausstellung gelangt. Eines für Essen ist wiederum von den Architekten Kayser und v. Großheim infolge einer Concurrenz entworfen, aber nicht zur Ausführung gelangt. Leider! müssen wir ausrufen; denn es ist eine selten naive, reizvolle Arbeit, im Geiste der deutschen Renaissance.

Das andere ist das Münchener Rathhaus von Georg Hauberrisser in gothischem Stile. Es mögen hier Parterre und drei Stockwerke bedingt gewesen sein, warum diese aber in der Façade so gleichwerthig, niedrig und, außer der dritten Etage, so schlicht gehalten sind, dagegen das Mittelrisalit mit seinem Giebel so mächtig breit und förmlich erdrückt durch architektonischen Reichthum, ist nicht recht erfindlich. Warum einen spitzwinkligen Giebel machen, wenn man seine Wirkung hinterher durch eine Unsumme von über ihn emporschießenden Verticalrippen und Filialen wieder aufzuheben trachtet?

Aus dem Gebiete des Handels und Verkehrswesens sind 3 Börsen, 1 Verkaufshaus und 1 Eisenbahnempfangsgebäude ausgestellt.

Die Börsenprojecte sind gleichfalls gelegentlich einer Concurrenz entstanden; zwei für Frankfurt a. M., eines für Zürich. Alle drei zeigen die Formen der Renaissance. Von den beiden ersteren Entwürfen hat der von den Architekten H. Stöckhardt und E. Gautsch seiner Zeit den zweiten Preis davongetragen. Der Grundriß ist mit großem Geschick angeordnet und die Gruppirung im Aufbau spiegelt das Innere charakteristisch wieder. Auch die architektonischen Formen zeichnen sich durch allseitige harmonische Durchbildung aus, die Gesammterscheinung dürfte aber doch etwas zu lebendig und zierlich ausgefallen sein.

Der zweite Frankfurter Entwurf von Architekt H. Riffart sagt uns weniger zu. Er zeigt die Idee eines langgestreckten Hallenbaus von massigen Seitentheilen zusammengefaßt und überragt von einem terrassenartigen Oberbau. Doch kommt die Absicht gar nicht zur richtigen Entfaltung. Die Säulenstellung ist dicht hintermauert und in die Zwischentheile große Fenster eingesetzt von so überwiegender Höhenentwicklung, daß sie die aufstrebende Wirkung der Säulen beeinträchtigen. Bei den massigen Widerlagern aber fällt die ganze Architektur aus der Rolle und variirt in den vorgeblendeten Mitteltheilen ein rein decoratives Motiv. Der Oberbau ist wieder ein Ding für sich, nackt und glatt, nur mit vier auf die Ecken gestellten Broncegruppen ausstaffirt.

Ernst Moritz bemüht sich in seiner Börse für Zürich den Schiller des Börsenglücks in seiner Architektur abzuspiegeln. Nirgends Ruhe vor lauter Sucht effectvoll zu gliedern und zu decoriren. Das hat naturgemäß zu einer Häufung der architektonischen Ausdrucksmittel geführt, so daß der Bau wie in einer Panzerung steckt, die einem ganz andern Riesen passen würde.

Der gewissenhaft in Vogelperspective gesetzte Schnitt durch ein Verkaufshaus von den Architekten Friebus und Lange ist exact gezeichnet und prunkend gefärbt. Nur schade, wer überlaut schreit, wird leicht lästig!

Der Eisenbahnbau bietet selten Gelegenheit zu künstlerischen Hochbauten. Die innere Disposition und Größenentwicklung der Räume ist ganz von den Bedürfnissen des Verkehrs abhängig. Damit ist aber auch die äußere Gestaltung den Maßen nach bestimmt, und die architektonische Arbeit liegt mehr im Versöhnen und Ausschmücken. Das Empfangsgebäude des Centralbahnhofes in Hannover von H. Stier gehört in diese Kategorie. Der Architekt scheint uns für dergleichen Lösungen besonders befähigt, denn die Terracottenarchitektur, welche er mit Vorliebe pflegt, hat vorwiegend decorativen Reiz und läßt der Individualität großen Spielraum. Deswegen geht es auch nicht gut an, sie unter einen herrschenden Stilbegriff einzureihen; am meisten Aehnlichkeit hat sie noch mit der romanischen Formensprache. Graziös und gefällig ist sie immer, mächtig und ernst niemals! Der ausgestellte Plan zeigt eine sichere Herrschaft über die Mittel der Darstellung.

In gleichem Maße wie die allgemeine Wohlhabenheit steigt, mehren sich auch in unseren Städten die Sammelplätze für Erholung und Genuß. Sie bieten den Architekten die dankbarsten Arbeiten, weil hier das Verlangen nach Schönheit überwiegt und der künstlerischen Phantasie den weitesten Spielraum läßt. Es sind diesmal aber nur wenige Beispiele auf der Ausstellung vertreten.

Prof. R. Lucae bringt sein Theater für Frankfurt a. M. zur Ansicht. Zuschauerraum und Bühne im Aeußeren zusammengefaßt ragen als Kern in hohem Aufbau empor, um ihn legen sich alle anderen Räumlichkeiten in geringerer Höhe herum. Ein Hauptgewicht ist nach dem Vorgange von Paris und Wien auf eine glanzvolle Entwicklung des Vestibüls, des Haupttreppenhauses und des Foyers über dem Vestibül an der Hauptfront gelegt. Im Aeußeren ist dieser Theil als Vorbau für sich behandelt, das Erdgeschoß in kräftiger Rustika als Unterbau charakterisirt, im ersten Stock Dreiviertel-Säulen, dazwischen Rundbogenöffnungen und darüber ein mächtiger Giebel in naivster Eintracht mit einem höheren Bruder am Kernbau. Dies Schema im Erdgeschoß und ersten Stock läuft um den ganzen Bau herum; wo hier Säulen, sind an den Langseiten Pilaster, dazwischen die Rundbogen-Umrahmung, diese wieder ausgemauert und kleinere Fenster eingesetzt. Der Vorbau ist mit den Langseiten durch viertelkreisförmige Anläufe verbunden und über diesen schießen die beiden vorderen Ecken des schweren Kernbaus gar zu unvermittelt empor. Als Stil ist im Architekturkatalog „antikisirende Renaissance“ genannt, was stimmt, wenn dies verballhornte italienische bedeutet. Was soll man zu Prätensionen sagen, die für rein subjective Formen durch hochtönende Benennungen ein Vorrecht beanspruchen? Jeder, der den Berliner Schulzopf kennt, wird zugeben, daß wir diese Bezeichnung „antikisirend“ nicht falsch deuten; es soll „veredelte Renaissance“ heißen. Schade nur, daß sich die großen Italiener und Griechen nicht mehr für die Berliner Correctur bedanken können!

Von andern hier einschlägigen Arbeiten auf der Ausstellung erwähnen wir von einem Concertsaal für Crefeld von O. Kuhn und einem Tanzsaale für Cöln von A. Schutz, daß in beiden das Gewicht mehr auf farbigen und bilderreichen Schmuck als auf die Architektur gelegt ist.

Aus dem Kapitel Wohnbau haben wir zunächst zwei Schloßumbauten, bei denen mehr die äußere Gestaltung maßgebend war. Hugo Licht bringt in sehr schön vorgetragenen Skizzen eine theilweise Restaurirung, theils eine Vergrößerung des Schlosses Gayen bei Meran. Mit großem Geschick ist der Grundriß in den möglichen Grenzen umgestaltet und die Hülfsmittel der Natur zur malerischen Wirkung des Aufbaus benutzt. Bei den alten Bauten ist ihr architektonischer Charakter nur durch Bereicherung mehr herausgehoben, für die Neubauten dagegen Formen der Florentinischen Frührenaissance gewählt.

Im Stile deutscher Renaissance ist ein Entwurf zum Umbau des Stammschlosses Schwarzenberg in Franken von Theodor Eirich. Dem alten hohen und kahlen, dreistöckigen Bau ist in der Mitte der Front ein weit vortretendes breites Risalit, das in einen reichen Giebel ausläuft, vorgelegt und zwei noch vorhandene Andeutungen an den Ecken links zu einem Erker, rechts zu einem kurzen Thurm ausgebaut. Die neue Mittelpartie steht nur zu unvermittelt vor den alten Theilen und ist vielleicht auch etwas zu lustig ausgefallen. Der Schloßcharakter ist aber gut getroffen und die Darstellung zu loben.

Wenn etwas dazu angethan ist, einem Architektengemüthe tagtäglich Jammer zu bereiten, so sind es die Zustände unseres Wohnhausbaues. Die Miethskaserne zu acht bis zehn Wohnungen bildet die Norm und der Häuserbau unserer Städte ist nur noch eine Industrie, das Haus ein Handelsobject. Ausnahmen sind bei uns in Deutschland so selten, daß sie nur die Regel bestätigen helfen. Das Gift der Terrainspeculation hat die Anläufe zum Besseren gleich im Keime wieder getödtet. Selbst unseren wohlhabenden Klassen ist das Bewußtsein von der sittlichen Macht des eigenen Heims für das Familienleben abhanden gekommen; nur in der Poesie kokettiren wir noch mit dem Begriff des „Vaterhauses“, dem modernen Städter ein leerer, mythischer Klang. Welcher Einsichtsvolle aber will leugnen, daß viele sittliche Schäden unserer Zeit in dem Mangel eines heimischen Herdes auf eigener Stätte ihren Untergrund haben? Wie hoch muß das Proletariat der Noth und der Verbildung noch anschwellen, bis man zugibt, daß in erster Linie die angeerbte Heimstätte der Familie geeignet ist, den Mann seßhaft und im edelsten Sinne selbstbewußt und strebsam für die Seinigen und für die Gemeinde zu machen? Und sei sein Haus auch noch so klein, hier fühlt er sich unabhängig und darf ihn Niemand kränken. Diese Wände hielten ihn schon in der Wiege traulich umschlossen und haben mit ihm Wohl und Wehe überdauert; auf ihnen will er auch seinen letzten Blick ruhen lassen. So wohlig heimisch schimmert ihm jedes Eckchen und die ererbten Hausgeräthe sind ihm alte Freunde. Bei seinem Eintritte grüßen ihn von von den Wänden die Bilder der Seinigen, die vor ihm hier gelebt, und mahnen ihrer würdig zu bleiben. Mit tausend Fäden ist

seine Seele an diese Stätte gefesselt, er liebt sie; hier allein fühlt er sich frei und glücklich! So muß es wieder werden!

Wenn der Leser zweifeln sollte und glauben, die Utopien eines Schwärmers zu vernehmen, so bitten wir ihn, seinen Blick auf eine untergegangene Culturepoche des deutschen Volkes zurückzuwenden. Bevor das Elend des 30jährigen Krieges die Blüthe und den Wohlstand der deutschen Städte wegfegte, Armuth und Noth den freien Bürgersinn brach, weiß ein Reisender aus dem Volke, das uns hierin jetzt so sehr überragt, ein Engländer, nicht genug des Lobes von den Familienhäusern der Deutschen zu berichten. Sie sind ihm Schatzkästlein des Geschmacks und der Behaglichkeit, die eine Nacheiferung seitens seiner Landsleute verdienten. — Und heut zu Tage? — Wie lange noch wollen sich die Wohnstätten unserer Wohlhabenden mit dem importirten, indifferenten Flitter brüsten, statt der Spiegel einer feinfühligen, gebildeten Individualität zu sein?

Wer mit uns fühlen kann, wird auch mit gleicher Freude drei Entwürfe von den Architekten G. Ebe und J. Benda begrüßt haben, worin sie den Versuch machen, das Ihrige zur ersehnten Besserung beizutragen. Sie greifen zurück auf das alte niederdeutsche Wohnhaus mit seiner Diele als Sammel- und Wohnraum für die ganze Familie. Diese glückliche Idee ist den Bedürfnissen unseres städtischen Privathauses angepaßt und in drei Variationen des „Dreifensterhauses" vorgeführt, indem die schmale Front durch den hohen Werth des Baugrundes in allen Großstädten bedingt ist. Aus einem kleinen Vorgarten führt eine Freitreppe zum hochgelegenen Parterre hinauf und hier tritt man von einem Vestibül aus direct in einen großen, saalartigen Raum, der, in der Mittelaxe des Grundrisses gelegen, durch die ganze Tiefe des Gebäudes reicht. Das ist der Brennpunkt der ganzen Anlage, die alte Diele; sowohl Vermittlungsraum als Sammelplatz für das gesellige Leben der Familie. Somit sind alle anderen Räumlichkeiten in Abhängigkeit von ihr angeordnet und auch in der Ausschmückung behauptet sie ihr Vorrecht. Hier weben Familiensinn und Freude am Dasein zusammen, sammeln hier das Beste des Hausgeräthes und schmücken die Wände mit Zeugen gemeinsamer Verehrung; überall strahlt die heiterste Behaglichkeit wieder. Was wollen dagegen unsere neutralen Prunkstuben? Sie nehmen auch den besten Theil der Wohnung ein, öffnen sich der Familie aber nur, wenn der „Besuch" kommt. Der arme Freund! ihm ist als ob er noch vor der Thüre säße und lange braucht's für Alle bis sie sich in solchen seelenlosen Räumen zu Hause fühlen. Wie viel wohlthuender ist dagegen der Empfang im trauten Familienkreis, wie er nach diesen Projecten dem Eintretenden in den Sammelplatz der Familie sogleich zu Theil würde! Und was noch mehr sagen will, das ganze Zusammen- und Ineinanderleben der Familienglieder müßte bei solcher Eintheilung des Hauses gefördert werden, und wenn es noch gelingt, den Erwerb eines solchen Hauses auch dem weniger Bemittelten zu ermöglichen, so würde sich der Nutzen auch im Wachsen des Unabhängigkeitssinnes und des selbstbewußten Strebens bemerkbar machen. Mögen die dankenswerthen Bemühungen der beiden Architekten Früchte zeitigen!

Doch wir müssen zum Schlusse eilen. Die drei Variationen des Projectes unterscheiden sich hauptsächlich durch eine einfachere oder reichere Entwicklung der Diele, in der Lage der Haupttreppe und in den Façaden, sonst sind sie darin gleich, daß sich im Parterre noch das Herrn- und das Eßzimmer, die Haupt- und die Nebentreppe und Nebenräume befinden, in der ersten Etage sämmtliche Zimmer für Frau und Kinder und die Schlafstuben, im Souterrain alle Wirthschaftsräume. Von den drei Façaden sind zwei Steinbauten in reicher plastischer Belebung und Formen aus der deutschen Renaissance, eine ist ein Terracottenbau mit farbenreichem Majolicaschmuck. Die perspectivischen und farbigen Darstellungen sind mit großer Liebe behandelt und verfehlen nicht eine reizvolle Wirkung.

Was sonst noch von Wohnhausprojecten ausgestellt ist, reicht in seiner Bedeutung nicht an die vorstehenden heran. Es sind nur Beispiele der alltäglichen Bauindustrie, wo das Gutdünken des Bestellers den Ausschlag gibt und der Architekt durch effectvolle Façaden sich schadlos zu halten trachtet.

Somit wären wir bei dem letzten Gegenstand unserer einleitenden Aufstellung angelangt, dem Dom von E. Klingenberg.

Dieses einzige wieder hervorgeholte Project mahnt wie ein Gedenkblatt an die große Concurrenz, die vor acht Jahren in's Werk gesetzt worden war zur Schaffung eines Domes als weithin leuchtendes Monument deutschen Lebens und deutscher Cultur und als Symbol der Einheit des deutschen Geistes. Es zeigt der Entwurf eine polygone Centralanlage mit hoher Kuppel und in Architekturformen, die aus der Uebergangsperiode der französischen Gothik zur Renaissance geschöpft sind. Der ganze Aufbau hat glückliche Verhältnisse und die Darstellung in einer streng architektonischen Manier ist von großer Kraft und Klarheit.

Ueber die Idee eines deutschen Domes und alle hierfür zu Tage getretenen Projecte ist schon so viel geschrieben und gedruckt worden, daß man mit einer neuen Auseinandersetzung Gefahr laufen würde, schon oft Gesagtes zu wiederholen. Wer soll das Monument aufführen und wo soll es stehen? Die Antworten aus Nord und Süd des Reiches werden zeigen, welche Dämme noch zu übersteigen sind, bis von der Kuppel eines hohen Domes die Einheit, Größe und Herrlichkeit des deutschen Stammes in alle Lande strahlen wird.

Wir sind am Schlusse und müssen Abschied nehmen auf Wiedersehen im nächsten Jahre. Möge die Anerkennung des Publicums den Bemühungen der Architekten lohnen und die allseitige Antheilnahme an einer Kunst wachsen, nach welcher die Bedürfnisse der Gottesverehrung und des Völkerlebens so gut wie Freude und Leid rufen, die dem Menschen bis über das Grab hinaus seine Wohnstätte baut und die der Höhe des Daseinsgefühls, dem Drange nach monumentaler Verewigung, Gestaltung gibt.

G. von Stralendorff.

Aus dem Concertsaale.

Neue Compositionen: Symphonie von Götz, Quartett von Bargiel. Ballade von Reißmann. Symphonie von Brüll. Herr Zarebski. Liszt'sche Schule und Schüler.

In dem ersten Concerte der Berliner Symphoniecapelle, die unter Mannstädts Leitung sich in erfreulicher Weise entwickelt, kam eine Symphonie von dem leider so früh der Kunst entrissenen Componisten der „Bezähmten Widerspänstigen", Götz, zu Gehör. Sie ist eine der liebenswürdigsten Schöpfungen der Neuzeit, voll anmuthiger Frische, Eigenthümlichkeit, und bei der geistreichsten Behandlung der Form dennoch anspruchslos, nirgends überladen herausfordernd. Und wie angenehm erfrischend wirkte es, einmal wieder eine gute Composition in Dur zu hören, in unserer so dur-armen Moll-Jammerzeit, in welcher die meisten Compositionen an den Vers eines alten griechischen Satyrspieles erinnern: „Er ist des eig'nen Grams Begucker."

Dieser Vers kam mir beim Bargiel'schen Quartett, das Herr Joachim im dritten Abende vorführte, öfters in Erinnerung. Die Composition bietet manches sehr Interessante. Sie ist bis auf das Finale, das den anderen Sätzen entschieden nachsteht, ein Werk, in welchem noch einige Jugendfrische gewirkt hat. Aber sie ist erfüllt von jener eigenthümlichen Stimmung, die nicht zum rechten Schaffen kommen läßt, und gehört in die Rubrik der Compositionen, die in Ermangelung bestimmter musikalischer Eigenschaften mit den Bezeichnungen „edel empfunden", „fein gearbeitet" u. s. w. gekennzeichnet werden. Das Hauptthema des ersten Satzes ist interessant und sangreich, aber die ewige Melancholie, die sich nirgends zur kräftigen Leidenschaft erheben kann, wirkt zuletzt recht ermattend. Freilich könnte hier auf Schuberts Amoll-Quartett hingewiesen werden, mit dessen erstem Satze der Bargiel'sche große Verwandtschaft zeigt und das ja auch von Melancholie erfüllt ist. Aber abgesehen von den beiden himmlischen Motiven des ersten Satzes (das erste mit seiner unmittelbar nach dem Auftreten erklingenden Wiederholung in Dur hat seines Gleichen nicht), bietet das Schubert'sche Quartett in Andante und Finale die wohlthuendste, erfrischendste Dur-Munterkeit, während das Bargiel'sche auch im letzten Satze in Moll bleibt und im Adagio eine grübelnde Stimmung zeigt. Es darf übrigens gerechterweise nicht verschwiegen werden, daß dieses Adagio sehr interessante Momente enthält, welche an Herrn Bargiels beste Zeit erinnern, an die Zeit, aus welcher eine Suite für Clavier und Violine rühret, die ich hier allen Musikfreunden auf das Beste empfehle. Das Scherzo beginnt mit einer originellen Wendung, die aber, offenbar mehr symphonisch gedacht, im Quartett nicht gut wirkt; das Finale ist wenig bedeutend. Die Aufführung war eine wundervolle, plastische; man konnte jede einzelne Phrase ganz genau verfolgen.

In einem Bilse'schen Concerte kam eine Symphonie von Bräll zur Aufführung, welche nicht blos den Verfasser, sondern alle Fachmänner und gebildete Laien in Erstaunen setzte. Einige Skizzen für Singspielstücke der trivialsten Art sind da mit einer ganz unerlaubten Leichtfertigkeit der Instrumentation und Harmonisation zusammengestoppelt und als „Symphonie“ in die Welt gesetzt. Ein wahrer Künstler dürfte dergleichen um des Selbstbewußtseins willen nicht aufführen lassen.

Im zweiten Concerte der Berliner Symphoniecapelle wurde eine Ballade von Reißmann, „Blumenrache“, auf Freiligraths Gedicht für Tenorsolo, Frauenchor und Orchester aufgeführt. Dies bezeichnete Gedicht in solch combinirter Weise zu setzen, war von vorneherein ein Mißgriff des Componisten, der sonst gerade in dieser Gattung sehr Achtbares geleistet hat; für Orchestertonmalerei und für Frauenchor ist keine Grundlage in diesem Gedicht vorhanden, und am Fehler der Anlage mußte die Ausführung scheitern, trotz einzelner interessanter Momente.

Das Concert bot noch eine andere neue Erscheinung: Herr Zarebski, ein im Voraus viel gepriesener Schüler Liszts, trat zum ersten Male vor das Berliner Publicum. Der geneigte Leser möge mir gestatten, der Besprechung dieses einzelnen Falles einige allgemeine Bemerkungen über Liszts Schule und Schüler vorauszusenden.

Wer Liszt, den Unerreichbaren, in der Zeit seiner Concertlaufbahn gehört hat, der allein vermag ihn als Virtuosen ganz zu beurtheilen; denn manche seiner Wirkungen waren eben nur im Concertsaale möglich, gleichwie Frescomalerei nur von einer gewissen Entfernung aus betrachtet, einen Gesammteindruck erzeugt; wogegen Diejenigen, welche in näherem künstlerischen Verkehr zu ihm standen, die dem großen Publicum verborgenen, überreichen Schätze seiner musikalischen Bildung, seiner geistigen Auffassung, sein unglaubliches Partitur- und a vista-Spiel kennen lernten. Folgerichtig wäre also der Schluß: daß diejenigen Nachfolger Liszts, denen nur sein öffentliches Wirken, seine Erfolge im Concertsaale Richtschnur waren, vor Allem den unmittelbaren Effect anstrebten, während daß die Jünger, denen es vergönnt war, unter des Meisters Auge sich zu bilden, vor Allem Geist von seinem Geiste zu verbreiten suchen würden. Aber — wie merkwürdig! — Nur sehr wenige unter den Schülern Liszts betraten den geistigen Weg des Meisters — wir werden sie später nennen —, die meisten schlugen den Weg ein, der oft zu unmittelbaren Erfolgen führt, jedoch von künstlerischer Richtung abseits liegt.

Aber — welcher Art waren denn selbst die Concerterfolge Liszts, in welcher Weise waren sie erzielt? Diese Frage muß erst genau erörtert werden, bevor dann das Urtheil über die Schule und die Schüler gefällt werden kann. Eine ganze Masse Leute glauben noch heute, daß Liszt der größte Techniker seiner Zeit gewesen ist. O nein, Ihr Herren! Liszt im Einzelnen betrachtet, konnte durchaus nicht *vollendeter* Techniker nach den jetzigen Begriffen genannt werden. Sein Anschlag war viel härter als der Thalbergs, dem er auch in Klarheit und Sicherheit der Läufe in gebrochenen Accorden nachstand. Er spielte Octaven und Kraftstücke nicht immer so gut wie Dreyschock und sein Triller (die Achillesferse Liszts!) klang bei weitem nicht so gleichmäßig zwitschernd wie der Willmers. Dennoch erregte er überall einen Enthusiasmus, den die anderen Herren auch nicht annähernd erregen konnten, und der bis heute *nachhaltig geblieben* ist und bleiben wird. Worin bestand denn das Geheimniß seiner zauberischen Wirkungen? Erstens war seine Technik, wenn auch nicht immer unfehlbar, eine nach allen Seiten hin wirkende, eine aus allumfassendsten *musikalischen Studien erzeugte*. Er hatte nicht Scalen und Läufer aller Art, und Triller und Octaven und Terzen rc. rc. geübt, sondern in ebenso hohem Grade Alles was zum Rhythmus, zu den Tonfärbungen, Accenten, zur Phrasirung, zur Stimmführung, zur plastischen Wiedergabe eines Tonstückes gehört. Aus der ganzen Clavierliteratur hatte er die Mittel zu den wunderbaren Tonfärbungen geschöpft, die Keiner mehr nach ihm in solcher Weise hervorgebracht hat. Wie schnell dahinziehende Wolken ein plötzliches Helldunkel erzeugen, daß die ganze Landschaft mit einem Male wie eine ganz andere erscheint, und im nächsten Augenblick wieder im hellsten Sonnenglanze strahlt, so verliehen Liszt'sche Tonfärbungen manchen Stellen einen wechselnden Zauber, über den man sich im ersten Augenblicke gar nicht klar werden konnte. Im Hummel'schen Septette, im 6/8 Allegro des Weber'schen Concertstückes, im Finale des Beethoven'schen Esdur-Concertes brachte Liszt Pianoeffecte mit crescendo und decrescendo im schnellsten Tempo an, die über das Orchester hinausklangen und von ganz unbeschreiblicher Wirkung waren. Er spielte einmal in Wien die Fmoll-Etude von Chopin (op. 25, Nr. 2) in einem Tempo, das viele seiner Schüler heute zu langsam finden würden, und mußte sie zweimal wiederholen (also dreimal vortragen). Und in dem galop chromatique, einem reinen Bravourstücke, mit welchem alle seine Nachfolger nur Gepolter und Langeweile hervorbrachten, entfaltete er eine Abwechslung der Tonfarben, daß es allgemein entzückte. Die *Charakteristik* der Technik, das richtige Costüm, in welchem er jedes Stück erscheinen ließ, *das* war die Hauptursache seiner Wirkungen; daß hierzu kolossale technische Vorstudien nothwendig waren, versteht sich von selbst.

Da der geneigte Leser vielleicht glauben könnte, ich übertreibe, so möge die Autorität eines hohen edlen Meisters, der sich *entschieden ablehnend gegen alles Virtuosenthum* verhielt, für mich sprechen: Mendelssohn! Er schreibt an *seine Mutter*, daß Thalberg „als eigentlicher Virtuose“ vollkommener sei. Dann aber meint er wörtlich: „Hingegen besitzt Liszt eine gewisse Gelenkigkeit und Verschiedenheit der Finger, und ein durch und durch musikalisches Gefühl, das wohl nirgends seines Gleichen finden möchte. Mit einem Worte, ich habe keinen Musiker gesehen, dem so wie dem Liszt die musikalische Empfindung bis in die Fingerspitzen liefe, und da unmittelbar ausströmte rc. rc.“ Nun ließe sich allerdings bemerken, daß, um wie Liszt zu spielen, Einer auch Liszts Genie haben müßte, und daß, wenn ich einen *Schüler* Liszts beurtheile, ich von ihm nicht *das* verlangen dürfe, was dem Meister ein Gott verliehen hatte, und was sich eben nicht erlernen läßt. Ganz richtig! Aber ich verlange auch nur das was erworben werden kann — und *muß*, wenn Einer als Künstler gelten will: gründliche musikalische Bildung. Und für mich ist nue der ein *echter* Schüler Liszts, der da zeigt, daß er des Meisters Wesen erkannt hat, daß ihm klar geworden ist, wie dieser die Technik geübt, studirt und verwendet hat. Solche *echte* Schüler waren und sind Bülow, Tausig — der leider so früh Geschiedene! — und Herr und Frau von Bronsart, die sich vom öffentlichen Concertvortrage zurückgezogen haben. Diese haben bewiesen, daß auch ein Bravourstück Zeugniß geben kann von genauem Studium des Rhythmus, der Tonfärbungen, der charakteristischen Accente. Bülow und Tausig haben jeder seine besondere scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit entwickelt, die in vielen Dingen von der Liszt'schen Vortragsweise ganz verschieden war, und doch beurkundeten sie sich immer als *echte* Schüler Liszts, als Geist von seinem Geiste. In ihren stärksten *technischen* Leistungen stand der Musiker doch über dem Clavierspieler; man hörte es immer heraus, daß sie doch auf ganz andere Dinge hin studirt hatten, als auf die Effectmacherei mit den Bravourstücken, die der Franzose sehr bezeichnend mit morceau de boeuf bezeichnet. Aber neben diesen großen Künstlern tauchen immer mehr solche auf, die ebenfalls Schüler Liszts, deren ganze Richtung und Vortragsweise davon zeugt, daß sie Liszts Wiekungen anstreben ohne von der Ursache eine Ahnung zu haben. Diese Gattung Virtuosen erinnert mich an die Vision des Propheten Daniel, aber in umgekehrtem Sinne. Der sah eine Riesengestalt mit goldenem Kopfe, erzenen Gliedern und thönernem Fuße; mir erscheinen Menschen mit einer Brust von Gold, Finger von Erz, Füßen von Eisen — aber der Kopf — — —

Herr Zarebski ist ganz bestimmt der kolossalste Techniker, der seit den letzten Jahren einen Bechstein erdröhnen machte. Seine Leistungen in den denkbar schwierigsten Passagen sind geradezu fabelhaft. Aber sein Vortrag gibt nicht das mindeste Zeugniß von musikalischer Bildung, von jenem Studium, das aus jedem Tone der oben genannten Künstler hervorklingt. Die Wahl seiner Stücke war auch der Art, daß ein solches Studium sich nicht beurkunden konnte. Das „concert symphonique“ ist ein Werk, in welchem einige recht interessante Momente vorkommen, deren Zusammenhang aber ein recht loser zu nennen ist. Das Hauptgewicht bleibt auf den kolossalen Passagen, die eine eiserne Faust, und eine unermüdliche Ausdauer verlangen. *Diese* besitzt Herr Zarebski in unvergleichlichem Maße. Aber selbst für die sehr wenigen und kurzen Cantilenen der Composition fehlt ihm der Ton, die Färbung und das Verständniß. In den Solostücken, Gavotte von Bach-St. Saëns, Nocturne von Chopin und Etude, zeigte sich das in entschiedenster Weise. Die drei Stücke wurden ganz gleichmäßig herabgespielt; es klang wie ein Lesen mit gleicher Stimme, ohne Komma, ohne Punkt. Ich bezweifle sehr, daß Herr Zarebski jemals auch nur ein Quartett in der Partitur las, daß er von Bach mehr kennt, als was man jetzt zum Concertvortrage braucht, daß er also überhaupt etwas Anderes gelernt

hat, als Clavierspielen. Möge er doch einmal seinen großen Meister recht genau ausfragen, wie er es angefangen hat, um der Liszt zu werden, den die Welt einst anstaunte, da wird er erfahren, was Musikstudium bedeutet, dann wird er vielleicht dem Meister sich nähern. Was er jetzt leistet, ist in mancher Hinsicht ganz kolossal, aber weit abseits liegend vom Geiste der Liszt'schen Schule. H. Ehrlich.

Notizen.

Das hochverrätherische Complot mit tragischem Hintergrund hat sich bald als ein sehr alltäglicher Schwindel enthüllt und es wird in diesem Augenblick kaum noch davon gesprochen. Eines großen Scharfsinnes hat es zu dieser Entdeckung wahrscheinlich nicht bedurft. Irgend ein dramatischer Zwischenfall ist in unserm trocknen Berlin außerordentlich selten, und wo eine Sage davon auftaucht, begegnet sie mit Recht einer unüberwindlichen Skepsis. Wir sind mit armen Teufeln und Winkelschreibern, welche ihr Brodherr wegen einiger unterschlagenen Hundert Mark steckbrieflich verfolgt, weit mehr vertraut als mit polnischen oder sonstigen Meuchelmördern, die, den Dolch im Gewande, zu imaginären, das heißt bei uns nun einmal nicht vorhandenen Tyrannen schleichen. Auf ein packendes Interesse hiesiger Vorgänge müssen wir ein für allemal verzichten. Die deutsche Hauptstadt hat sicherlich ihre großen Vorzüge, und diesseits des Rheins und der Alpen möchte wohl Niemand, der sie kennt, anderswo sein Heim aufschlagen. Aber die enthusiastische, allerdings vielleicht nicht immer aufrichtige Bewunderung, welche Berlin manchen Eingebornen entlockt, ist denn doch schwer begreiflich. Unsere Mitbürger nehmen bekanntlich ihren localen Chauvinismus sogar in die Fremde und auf Reisen mit, finden alles kleiner, unbedeutender als zu Hause, was nicht selten zur Folge hat, daß die schönsten Erscheinungen in Natur und Kunst für ihr angeblich verwöhntes Auge sich jeder Poesie entkleiden und kläglich zusammenschrumpfen. Fährt der echte Berliner bei Mantua über den Aegine Mulino, jenen interessanten, zwei Seen verbindenden Deich, so wird er achselzuckend sagen, um einen Mühlendamm zu sehen, bedürfe es keines Ausflugs nach Italien. Der Monte Ceocione mit seiner entzückenden Aussicht gegenüber Bellagio imponirt ihm wenig, denn er hat ja den Kreuzberg. Als vor einigen Jahren ein Berliner übrigens braver und wohlgestellter Apotheker in Venedig war und in Gegenwart anderer Gäste desselben Hotels eines der herrlichsten Gewitter über den Lagunen betrachtete, rief er wörtlich aus: Gewiß, es ist schön; aber Gewitter haben wir, offen gestanden, auch über dem Schafgraben, die mindestens eben so stark donnern und blitzen! Die Leute nehmen, wie man sieht, überall die Empfänglichkeit mit, deren sie fähig sind. Auch haften seltsamer Weise in ihren Erinnerungen fast nur die von jeder Reise unzertrennlichen kleinen Unannehmlichkeiten und Plagen. Die Unterhaltung dieser sonderbaren Schwärmer bewegt sich durchweg um hohe Wirthshausrechnungen, Prellereien der Führer und Droschkenkutscher, mangelhafte Küche und jeweiliges Ungeziefer. Für die Wunder, welche ein gütiges Geschick während einiger Wochen vor ihnen ausgebreitet, war ihr Sinn buchstäblich zu, ihr Herz so gut wie todt. Der glühendste Patriot kann unmöglich verkennen, daß, während unsere Provinzen oft weithin eintönig und farblos erscheinen, zahlreiche Städte Italiens die unvertilgbaren Spuren ihres eigenartigen Municipallebens, ihrer geschichtlichen Kämpfe bewahren, von der glanzvollen Umgebung und den Kunstschätzen zu schweigen. Was nicht verhindert, daß der germanische Individualismus auf Kosten der uniformen lateinischen Racen mit nachgesprochenen Formeln höchlich gepriesen wird. Die Südländer machen es ihrerseits anders und haben ein offenes Auge für unsere wirklichen Vorzüge, für unsere Wissenschaft, unsere Arbeitstreue, unsere politische Macht und Größe. Seit 1866 und besonders seitdem wir Frankreich eine verdiente Lection ertheilt, hat sich diese Anerkennung sogar fast abergläubisch entwickelt. Ein Postbeamter in Rom fragte im letzten Herbst einen Reisenden, mit dem er eine kurze Unterhaltung gehabt, ob er ein Engländer sei. Als er hörte, der Fremde sei ein Deutscher, ein Preuße, stand der Mann auf und sagte mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Interesses: Dann können Sie mir gewiß sagen, ob es wirklich Krieg gibt? Ich habe einen Sohn und es heißt, daß Italien rüste. Sie wissen gewiß, was daran Wahres sein mag! Der Andere konnte die gewünschte Auskunft zwar nicht ertheilen, war indessen von der stillschweigenden Voraussetzung, daß Deutschland über Krieg oder Frieden entscheide, immerhin etwas geschmeichelt. Es ist indessen dafür gesorgt, daß der Baum unseres nationalen Stolzes nicht in den Himmel wachse. Geht es nach Wunsch unserer Russenfreunde, so wird bald das übermächtige Czarenreich mit Europa ein Wort nach seiner Art sprechen. Auch mit unserer Durchschnittsbildung ist es oft schlecht bestellt. Wenn Jemand aus den besseren Ständen in einer Berliner Zeitung eine Bonne sucht und an den Inserenten wegen des plus proche renseignement verweist, so möchte man unwillkürlich fragen, ob kein gebildeter Hausknecht zur Abschrift der Annonce da war. Auch das halbwegs gläubige Erstaunen, welches ein Spiritist während mehrerer Tage in unserer erleuchteten Metropole hervorgerufen hat, konnte keinen erhebenden Eindruck zurücklassen. Wir sind ja ein beneidetes Volk, sind rasch emporgewachsen, und unserer harrt noch eine große Zukunft. Aber wir dürften trotzdem, wie nicht oft genug wiederholt werden kann, von den Erben einer älteren Cultur noch Mancherlei zu lernen haben, besonders an Höflichkeit und guter Sitte. Einige Bescheidenheit aber würde uns um so mehr geziemen, als diese die beste Waffe gegen den übrigens ganz unbegründeten Vorwurf bietet, daß wir auf der Weltbühne eine gewissen Neulingen angeborene Scheu durch Ueberhebung und lautes Gebahren verhüllen möchten.

* * *

Feldzug von 1870.*)

Die vorliegende Arbeit des Prinzen Bibesco erregte sogleich bei ihrer Publication das lebhafteste Interesse. Alle Fachzeitschriften sowohl, als auch die einflußreiche außerdeutsche Tagespresse widmeten diesem eigenartigen Geistesproduct ihre Aufmerksamkeit und ließen dem Verfasser fast ausnahmslos die günstigste Beurtheilung zu Theil werden. Die deutsche Presse hat indessen früher nur vereinzelt von diesem Werke Notiz genommen, und dieser Umstand, sowie die soeben erschienene deutsche Uebersetzung, veranlaßt uns heute darauf zurückzukommen.

Die erste Auflage war in Frankreich bald nach ihrem Erscheinen vergriffen, und der Verleger ließ unmittelbar darauf weitere Ausgaben folgen. Zwischenzeitig ist das Buch bereits in mehrere Sprachen übertragen und dadurch weiteren Kreisen über die Grenzen Frankreichs hinaus zugänglich gemacht worden.

Der Verfasser entwirft uns in seinem Werke ein lebendiges und anschauliches Bild von dem Auftreten des siebenten französischen Armeecorps unter dem Befehl des Generals Felix Douay, und zwar vom Beginn des deutsch-französischen Krieges an bis zur Katastrophe von Sedan 1870. Er selbst war nämlich dem Stabe dieses Corps als Generalstabsoffizier beigegeben und befand sich sonach in der Lage, einen tiefen Einblick in die Situation zu gewinnen.

Die Verhältnisse innerhalb der größeren Armeeverbände, denen das siebente Corps in den verschiedenen Kriegsstadien angehörte, werden vom Verfasser mit Geschick erörtert, insofern als dieselben für die Beurtheilung des Verhaltens resp. der Entschlüsse des commandirenden Generals maßgebend waren.

Die Darstellung ist frisch und ansprechend, die Sprache gewandt und fließend, kurz, die ganze Schreibweise fesselt den Leser und vermehrt auf Schritt und Tritt das Interesse für das Buch. Der Verfasser liefert uns den Beweis, daß er nicht nur Herr der Feder ist, sondern auch ein sicheres, militärisches Urtheil besitzt. Bedauerlich ist nur, daß er nicht einen, dem Original vollständig gewachsenen deutschen Uebersetzer gefunden hat. Wir kommen darauf später zurück.

Hier sei indessen erwähnt, daß, wenn wir das Werk des Verfassers vom rein militärischen Gesichtspunkt aus betrachten, wir auch mit der Bemerkung nicht zurückhalten können, daß er häufig bei der Schilderung aufregender Momente von dem streng objectiven Referat abweicht und zu sehr seiner subjectiven Auffassung folgt. Die Kürze und rein sachlich-militärisch gehaltene Ausdrucksweise, welche wir in unserer guten deutschen Fachliteratur finden, ist bei unseren westlichen Nachbarn bisher noch nicht heimisch geworden. Ihre lebhafte Einbildungskraft, ihr bewegliches

*) Belfort, Reims, Sedan. Das 7. Corps der Rheinarmee, vom Fürsten Georges Bibesco, höherem Offizier in der französischen Armee, attachirt dem Stabe des 7. Corps. Uebersetzt von G. S. Leipzig 1877, Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Wesen muß überall und auch da mit in den Kauf genommen werden, wo eine rein sachliche Behandlung des Stoffes besser am Platze ist.

Bei diesem Ausspruch liegt es uns fern, dem Verfasser hieraus einen Vorwurf machen oder das Interesse, welches alle Welt mit Recht für seine Arbeit zeigt, beeinträchtigen zu wollen. Im Gegentheil, wir haben nur Veranlassung, demselben für seine rückhaltlose Wahrheitsliebe unsere vollste Anerkennung auszusprechen. Wir wissen, daß er bereits in jungen Jahren seine Heimat verließ und in Frankreich erzogen wurde; und es darf uns nicht irre führen, wenn wir an verschiedenen Stellen finden, daß der rumänische Fürst mit dem Gehirn eines französischen Offiziers denkt.

Seine Publication ist trotzdem sowohl für den Fachmann, als auch für den Laien von gleich hohem Werth. Der lebenswahre und zugleich farbenreiche Charakter seiner Erzählung berührt den Leser angenehm und beeinträchtigt in keiner Weise die Klarheit seiner Darstellungsweise; im Gegentheil, man gewinnt dadurch nur einen um so tieferen Einblick in die den Verfasser umgebenden Verhältnisse.

Alles, was uns der Prinz erzählt, hat Hand und Fuß, und beruht durchaus auf eigener Wahrnehmung. Und das stets erkennbare Streben, die Thatsachen zu schildern, wie sie sich seinen Blicken darstellen, ist nur geeignet, den Werth des Buches in unseren Augen zu erhöhen. Auch macht es auf uns einen angenehmen Eindruck, daß er der Autor verschmäht, jenen Ton der Gereiztheit anzuschlagen, den wir bei unseren linksrheinischen Gegnern von 70/71 zu unserem Bedauern noch immer in Wort und Schrift antreffen. Prinz Bibesco läßt insbesondere der deutschen Armeeführung volle Gerechtigkeit wiederfahren und erkennt mit klarem Blick die Ursachen ihrer Ueberlegenheit über die eigene Heeresleitung. Die Schwächen der eigenen Oberleitung und Organisation werden rückhaltlos erörtert. Der Prinz verhehlt sich in Folge dessen beispielsweise keineswegs, zu welchem Resultat die planlose Unternehmung — Entsatzversuch von Metz —, wodurch eine ganze Armee ihren Untergang fand, führen mußte.

Wir constatiren dies mit Vergnügen, und zwar um so mehr, als wir ein so sicheres und freimüthiges Urtheil über die damaligen Verhältnisse bei unseren Gegnern nur ganz vereinzelt antreffen. In unseren Augen liegt hierin der Hauptwerth der vorliegenden Publication des geistvollen Verfassers.

Wir haben das Werk des Verfassers im Originaltext gelesen. Die deutsche Uebersetzung hat uns im Ganzen unbefriedigt gelassen. Man erkennt auf den ersten Blick, daß der Uebersetzer nicht Militär ist. Seine Ausdrucksweise ist sehr häufig technisch unrichtig. Der Kürze halber führen wir zum Beweise unseres Ausspruches folgende Stellen an:

Erstens: Seite 17 bezeichnet „G. S." Hüningen als einen „niedergerissenen" Platz. In der militärischen Schriftsprache spricht man in einem solchen Falle von einem „geschleiften" Platz.

Zweitens: Seite 43 lesen wir von einer „Neueinrichtung" einer Division, welche bei Froschweiler — französische Bezeichnung der Schlacht von Wörth — stark gelitten hatte. Hier wäre das Wort „Neuformation" am Platze gewesen.

Drittens: Seite 75 heißt es, die Brigade Nicolas, welche mit zwei Batterien und dem vierten Jägerbataillon in Harricourt in Stellung verblieben war, hatte den Auftrag, diese Bewegung zu verhüllen und zu decken. Der militärische Sprachgebrauch für „verhüllen" ist hier „maskiren".

Ferner auf derselben Seite: die dritte Division „war" in der Stellung von Bois-les-Dames gelagert, statt „lagerte" oder „hatte ein Bivouak bezogen" ꝛc.

Viertens: Seite 150: die Infanterie hatte hier eine Stellung „im Liegen" besetzt und erwartete die Ankunft der Artillerie. Der Uebersetzer sagt statt dessen „ausgestreckt der Länge nach" — ein Ausdruck, der in der militärischen Sprache nicht gebräuchlich ist.

Derartige Verstöße in der Ausdrucksweise wiederholen sich fast auf jeder Seite.

Die dem Werke beigefügten Pläne sind deutlich und erleichtern die Orientirung.

Zum Schluß sei hier noch über die Herkunft und die Vergangenheit des Prinzen Bibesco kurz Folgendes erwähnt:

Der Autor ist der dritte Sohn des bekannten Prinzen Georges Demeter Bibesco. Im Alter von neun Jahren kam er nach Frankreich und wurde daselbst erzogen. Er besuchte die Militärschule von Saint Cyr bei Versailles, trat dann später in die Armee ein und nahm Theil an der mexicanischen Expedition 1862. Im Jahre 1868 erbat er seinen Abschied, nachdem er zuvor noch ein Jahr lang im Stabe des Gouverneurs von Algier thätig gewesen war. Bei Beginn des Krieges 70/71 trat der Prinz wieder in den Dienst, und wir finden ihn während dieser Zeit in der Eingangs erwähnten Stellung. Nach Beendigung der Campagne resp. seiner Gefangenschaft in Coblenz zog er sich wieder in das Privatleben zurück und ging darauf in sein eigentliches Vaterland — Rumänien —, um sich der heimatlichen Regierung zur Verfügung zu stellen.

Der Prinz Bibesco begann die vorliegende Arbeit während seiner Gefangenschaft in Coblenz und vollendete dieselbe im Gefängniß zu Paris, woselbst er in Folge des bekannten Duells mit dem Obersten Prinzen von Bauffremont eine Freiheitsstrafe zu verbüßen hatte.

K. B.-W.

Offene Briefe und Antworten.

Berlin, den 20. November 1877.

Hochgeehrte Redaction!

Gegen meinen in Nr. 25 der „Gegenwart" am 23. Juni 1877 befindlichen Aufsatz „Noch einmal der Zeugnißzwang" hat Herr Stadtgerichtsrath Prof. Dr. Rubo eine besondere Broschüre von 34 Seiten veröffentlicht, ohne die von mir vorgetragenen Ansichten zu widerlegen. Dies näher zu erörtern, würde den Rahmen Ihrer Zeitschrift überschreiten. Es wird dies vielmehr sachlich in einem Vortrage geschehen, den ich am 8. December d. J. in der hiesigen „juristischen Gesellschaft" zu halten gedenke. Hinsichtlich des in jener Broschüre persönlich gegen mich angeschlagenen Tones aber Herrn Rubo zu folgen, verbieten mir meine gesellschaftlichen Gewöhnungen und die ernste Art, mit der ich wichtige Fragen meiner Wissenschaft zu behandeln pflege.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Paul Kayser, Stadtrichter.

In dem Aufsatz „Unser Vaterland" in Nr. 46 der „Gegenwart" ist an einer Stelle das gleichnamige Prachtwerk irrthümlich als in 50 Lieferungen bereits abgeschlossen vorliegend bezeichnet, während das Werk noch im Erscheinen begriffen und erst bis zur sechsten Lieferung gediehen ist.

D. R.

Bibliographie.

S. A. Byk, die vorsokratische Philosophie der Griechen in ihrer organischen Gliederung dargestellt. (1. Thl. Die Dualisten. 2. Thl. Die Monisten.) 2 Bde. 8. XII u. 510 S. Leipzig 1877, M. Schäfer.

M. G. Conrad, die religiöse Krisis. Ein atheistischer Versuch. Aus dem Italienischen übersetzt, eingeleitet und glossirt. 8. XV u. 228 S. Breslau 1878, Schottländer. 4. —

Ed. Doehler, die Antonine. 69—180 nach Christus. Nach dem von der französischen Akademie gekrönten Werke des Grafen de Champagny deutsch bearbeitet. 2. Bd. Hadrianus und Antoninus Pius. 8. XIV u. 414 S. Halle 1877, Waisenhaus.

E. F. Dürre, allgemeine Hüttenkunde. (Webers Illustrirte Katechismen Nr. 76.) kl. 8. X u. 412 S. mit 209 eingedruckten Holzschnitten. Leipzig 1877, Weber. 4. —

K. Elze, Abhandlungen zu Shakespeare. Lex. 8. 425 S. Halle 1877, Waisenhaus.

Georg Forsters Briefwechsel mit S. Th. Sömmering. Herausgegeben von H. Hettner. 8. 675 S. Braunschweig 1877, Vieweg. 8. —

No. 22. Z. — Breslau. Bitte das Manuscript in unserer Redaction abholen zu lassen.

Inserate.



Illustrirte
Frauen-Zeitung.
Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.
Gesammt-Auflage allein in Deutschland 245,000.

Erscheint alle 8 Tage.

Vierteljährlich ℳ 2.50

Jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten gegen 2000 Abbildungen enthaltend.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weiss-Stickerei, Soutache etc.
12 grosse, colorirte Modenkupfer.
24 reich illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

Grosse Ausgabe. Vierteljährl. ℳ 4.25.
Jährlich, ausser Obigem: noch 24, im Ganzen also 36 colorirte Modenkupfer und 24 Blätter m. historischen u. Volks-Trachten.

Die Modenwelt,
jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, sowie 12 Schnittmuster-Beilagen (wie bei der Frauen-Zeitung), kostet vierteljährlich ℳ 1.25.
☛ Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit angenommen. ☚

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Zeugnisszwang
von
Dr. **Adolf Dochow,**
ordentlichem Professor der Rechte zu Halle.
gr. 8. broch. Preis 1 ℳ 50 ₰.

Jena, November 1877. **Hermann Dufft.**

Hackländer's Werke.
in 60 Bänden. Preis geh. 72 ℳ., eleg. gebunden 97 ℳ

Inhalt: **Namenlose Geschichten. Soldatenleben im Frieden. Wachtstubenabenteuer. Kleinere Erzählungen u. humoristische Skizzen. Handel und Wandel. Reise in den Orient. Eugen Stillfried. Märchen. Der Pilgerzug nach Mekka. Der geheime Agent. Magnetische Kuren. Schuldig. Europäisches Sklavenleben. Der Augenblick des Glücks. Ein Winter in Spanien. Erlebtes. Zur Ruhe setzen. Monsieur de Blé. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. Der neue Don Quixote. Tag und Nacht. Der Tannhäuser. Krieg und Frieden. Tagebuchblätter. Wechsel des Lebens. Der verlorne Sohn. Unverheirathete Eheleute. Die dunkle Stunde. Fürst und Kavalier. Nahes und Fernes. Neue Geschichten. Künstlerroman. Zwölf Zettel. Das Geheimniß der Stadt.**

Hackländer's Humoristische Schriften.
6 Bände. Geh. 9 ℳ, eleg. geb. 11 ℳ

Inhalt: **Das Soldatenleben im Frieden. Wachtstubenabenteuer. Humoristische Erzählungen. Bilder aus dem Leben.**

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Verlag von **Gerhard Stalling in Oldenburg.**

Stacke's Geschichts-Erzählungen.
5 Bände. Jeder Band einzeln.

Griechische Geschichte. 14. Aufl. ℳ 1. 50.
Römische Geschichte. 13. Aufl. ℳ 1. 50.
Mittelalter. 10. Aufl. ℳ 1. 50.
Neue Geschichte. 8. Aufl. ℳ 2. 50.
Neueste Geschichte. 3. Aufl. ℳ 3. 50.

Empfohlen für Knaben und Mädchen von 12 bis 15 Jahren, für die reifere Jugend, für gebildete Männer und Frauen.

„**Stacke's Werke** sind das Ergebniß des gewissenhaftesten Fleißes, der treuen und geschickten Benutzung der gediegensten Quellen, und bilden durch frische, lebendige Darstellung, klare und übersichtliche Behandlung des Stoffes eine **wahrhaft populäre Geschichtsdarstellung.**“ (Aus der Militair.-Literat.-Zeitung.)

„Geschichtserzählungen von **Stacke** zu lesen, ist und bleibt immer ein Genuß.“ (Pädagog. Jahresbericht.)

Soeben wurde ausgegeben:

Weihnachts-Katalog 1877.
Elegant blau cartonnirt. 12.
Vorräthig in allen Musikhandlungen; wird auch auf Wunsch unentgeltlich direct franco übersandt.

Leipzig, November 1877. **Breitkopf & Härtel.**

Bei **Hermann Beyer & Söhne** in **Langensalza** erschien soeben in **Beyer's Bibl. päd. Classiker:**

J. J. Rousseau.
Herausgegeben von
Dr. **Theodor Vogt,** Professor an der Wiener Universität, und Dr. **E. von Sallwürk,** Großherzoglich Badischer Oberschulrath.
2 Bände groß 8. **Preis 6 Mark.**

Die Werke des „Bürgers von Genf“ sind außerhalb Frankreichs noch lange nicht in dem Maße verbreitet und bekannt, als man denken sollte, und schon in dieser Hinsicht ist eine gute Uebersetzung seines Hauptwerkes „Emil“ mit Freuden zu begrüßen, denn in „Emil“ haben wir den ganzen Rousseau verkörpert.

Der Aufgabe, eine gediegene, von universalem Geiste durchhauchte Uebersetzung zu liefern, hat sich Prof. Dr. E. v. Sallwürk unterzogen und, nach allgem. Urtheil die sich gestellte Aufgabe in jeder Hinsicht glänzend gelöst. Die Uebersetzung des „Emil“, begleitet von einer der Feder des Prof. Dr. Vogt in Wien entflossenen Biographie Rousseau's, bildet einen Theil der in Beyers Verlag in Langensalza erscheinenden Bibliothek pädagog. Classiker und konnte zu keinem passenderen Zeitpunkte erscheinen, als eben jetzt, wo sie gleichsam für unsere deutsche Nation eine praktische Vorbedeutung bildet, um vor der Säcularfeier (Rousseau starb am 4. Juli 1778) auch Jeden, der des fremden Idioms nicht mächtig, mit dem größten Werke Rousseau's und somit mit diesem selbst genauer bekannt und vertraut zu machen.

Gediegene Festgeschenke!

Soeben sind neu erschienen:

Anthologie lyrique. Recueil de poésies lyriques modernes de la France de la Belgique et de la Suisse Romande, suivi de notices biographiques et littéraires par **Werner Schönermark.** Broschirt 5 ℳ 50 ₰. Eleg. geb. 7 ℳ

Französisches Liederbuch von **Werner Schönermark.** Broschirt 4 ℳ Eleg. geb. 5 ℳ 50 ₰.

Letzteres enthält ausgewählte deutsche Uebersetzungen von 175 Gedichten der Anthologie lyrique, darunter viele Original-Beiträge.

Diese Anthologien seien hiermit allen Freunden und Kennern der französischen Sprache bestens empfohlen und dürfte sich die elegant gebundene Ausgabe zu Festgeschenken vorzüglich eignen.

Tegnér's Frithjofs Sage. Aus dem Schwedischen übersetzt von **Gottlieb Mohnike. Vierzehnte Auflage.** Min.-Ausg. Höchst eleg. geb. 3 ℳ

Die anerkannt beste Uebersetzung des herrlichen Gedichtes.

Verlag von **Hermann Gesenius** in **Halle a/S.**

Neueste poetische Weihnachtsgabe.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen:

Monika.
Erzählung nach einer wahren Begebenheit.
Von
Otto Müller.
8. broschirt. **Preis:** 4 ℳ 50 ₰.

Der Herr Verfasser hat seine Meisterschaft in der Schilderung deutschen Volkslebens längst bewährt und seine Dichtungen auf dem Gebiete unserer poetischen Volkslitteratur gehören zu den köstlichsten Perlen derselben. Auch von der neuesten Erzählung „Monika“ gilt, was der verstorbene treffliche Kritiker Fr. Pletzer einst im Bremer Sonntagsblatt von dem „Tannenschütz“ sagte: „Zwar nur eine Dorfgeschichte, aber auf hohem Piedestale“; und kein gebildeter Leser, keine gebildete Leserin wird diese vom würzigsten Tannenduft echter Schwarzwaldpoesie durchhauchte Erzählung mit den mächtig wirkenden Katastrophen und dem einfachen versöhnenden Schluß ohne höchste Befriedigung aus der Hand legen.

Stuttgart, November 1877. **G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.**

Soeben erschien:

Musiker-Kalender

für das Jahr 1878.

Herausgegeben unter Redaktion von

Hermann Krigar.

V. Jahrgang.

Inhalt: Stunden-Plan pro I.—IV. Quartal. — Stunden-Verzeichniss für jeden Tag. — Honorar-Tabelle pro Monat. — Einnahme-Tabelle etc. — Notenliniensystem. — Tabellen für Adressen. — Musikalisch-statistischer Wegweiser durch Deutschland und Oesterreich, sachlich und persönlich. — Inserate.

Preis eleg. in Leinwand geb. 1 ℳ 80 ₰.

Verlag von **L. Fernau in Leipzig.**

Verlag von **Joh. André, Offenbach a./M.**

Die Hochländer.

Historisch romantische Oper in 4 Akten.

Dichtung und Musik von

Franz von Holstein.

Klavier-Auszug mit Text. n. 18 ℳ

Hieraus: Lyrische Stücke für 1 oder mehrere Singstimmen mit Pianoforte. Nr. 1—9, à 1 ℳ, 1 ℳ 50 ₰ und 2 ℳ

Lindner, Aug., op. 43. Schottische Lieder aus „Die Hochländer" f. Vllo. m. Pf. 2 ℳ 30 ₰.

Rauch, J. R., Ausgewählte Stücke aus „Die Hochländer" als Trios f. Violine, Vllo. u. Pf. Heft 1, 2, à 4 ℳ 60 ₰.

Cramer, H., Duos f. Pf. zu 4 Hdn. über Themas „Die Hochländer" Nr. 1, 2, à 3 ℳ 20 ₰.

Bei uns erschien:

Die deutschen Konsuln

in ihren Beziehungen

zu den Reichsangehörigen,

namentlich

zu dem Handels- u. Schifferstande

von

B. W. König,

Präsident des Bundesamts für das Heimathwesen.

Preis: Eleg. geh. 3 ℳ 50 ₰.

„Das Buch wird nicht nur dem Schiffer- und Handelsstand, sondern überhaupt dem Privatpublikum, das im Auslande irgend welche Beziehungen hat, ein willkommener Rathgeber sein." (Ueber Land u. Meer.)

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Verlag von **Alfred Weile in Berlin.**

Nordische Eichen.

Meiner Heimath Chronik in Dichtungen von

Wilhelm Röseler.

gr. 8. Eleg. geh. Preis 5 ℳ

Diese Dichtungen behandeln die Kämpfe der alten Holsten und Dithmarschen im 14—17. Jahrhundert.

„Der Verfasser hat unter obigem Titel eine Chronik seiner Heimath (Schleswig-Holstein) in dramatischer und epischer Gestalt erscheinen lassen, die auf dichterischen Werth Anspruch erheben darf und seinen Namen in seiner engeren Heimath ebenso bekannt gemacht hat wie im weiten deutschen Vaterlande. Die epischen Schilderungen der geschichtlichen Ereignisse sind lebendig und knapp im Ausdruck und beweisen, daß der Verfasser einer von den wirklich Berufenen ist."

Berliner Fremdenblatt.

Im Verlage von **Julius Hainauer**, Königl. Hofmusikalienhandlung in **Breslau, sind erschienen:**

Drei Lieder

für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte

von

Moritz Moszkowski.

Op. 13. Preis 2 ℳ

Inhalt: 1) **Bitte** (Nicolaus Lenau). 2) **Und wüssten's die Blumen** (Heinrich Heine). 3) **Mädchenaug! Mädchenaug!** (Julius Wolff).

Humoreske

für Pianoforte zu zwei Händen

von

Moritz Moszkowski.

Op. 14. 2 ℳ 75 ₰.

Sechs Klavierstücke

von

Moritz Moszkowski.

Op. 15. Heft I. **Serenata, Arabeske, Mazurka** . . . . ℳ 2.25.
Op. 15. Heft II. **Kanon, Walzer, Barcarole** . . . . ℳ 2.75.

Moritz Moszkowski, Op. 2. **Albumblatt** für Piano zu 2 Händen ℳ 1.50.
— — Op. 4. **Caprice** für Pianoforte zu 2 Händen . . . . ℳ 2.—.
— — Op. 5. **Hommage à Schumann.** Fantaisie pour le Piano à 2 ms. ℳ 2.50.
— — Op. 7. **Trois moments musicaux** pour le Piano à 2 ms. . . . ℳ 3.50.
— — Op. 9. **Zwei Lieder** für Sopran mit Begleitung des Pianoforte. (Die Verlassene — Schlaflied). . . . . ℳ 2.—.
— — Op. 10. **Skizzen.** Vier kleine Stücke für Piano zu 2 Händen . . ℳ 2.25.
— — Op. 11. **Drei Stücke** für Pianoforte **zu 4 Händen**
Nr. 1. **Polonaise** . . . . ℳ 2.—.
Nr. 2. **Walzer** . . . . ℳ 2.50.
Nr. 3. **Ungarischer Tanz** . . . . ℳ 2.—.



„Der gelehrte Verfasser, dessen Arbeiten sich durch **Gründlichkeit der Forschung** wie klaren prägnanten Stil auszeichnen, hat in diesem Werke, auf untrügliche Quellen gestützt, in unumwundener, immer mitten in das Wesen der Ereignisse treffender Sprache, wie wir sie an unserem nationalen Historiker Schlosser rühmen, die Geschichte unseres Jahrhunderts mit Tiefe, **Schärfe** und **Freimuth** und mit dem strengen Richtmaß der Moral und des Rechts geschildert." „Wenn man erwägt, daß die klare, leidenschaftslose, objective historische Kritik mit desto größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, je jüngeren Datums die geschilderten Ereignisse sind, so kann man dem **politischen Tact** und der Gewandtheit, womit der Verf. sich seiner mühevollen Arbeit entledigt hat, nur **Lob und Anerkennung** zollen." „Jäger versteht es **meisterhaft**, Geschichte zu **erzählen**; die Art der Darstellung macht das Buch zu einer **fesselnden Lectüre**." „Unter den zahlreichen Geschichten der neuesten Zeit die empfehlenswertheste." — So beurtheilt die Kritik das Werk!

Jäger's Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden, 3 starke Bände, kostet 12 ℳ, elegant gebunden 15 ℳ

Verlag von Oswald Seehagen in Berlin.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

Ouverturen für Orchester

von

L. Cherubini.

Partitur. Roth cartonnirt 8. Preis 12 Mark netto.

Einzelausgabe.

No. 1. Ali Baba . . . . 4 ℳ	No. 5. Elise . . . . 4 ℳ
- 2. Die Abenceragen . . . . 4 ℳ	- 6. Faniska . . . . 4 ℳ
- 3. Medea . . . . 4 ℳ	- 7. Lodoiska . . . . 4 ℳ
- 4. Der Wasserträger . . . . 4 ℳ	- 8. Anacreon . . . . 4 ℳ

No. 9. Der portugiesische Gasthof . . 4 ℳ

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint:

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon.

Dritte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

In 40 Heften zu 30 Pf.

Alle Buchhandlungen führen Bestellungen auf das Werk aus.

Im Verlage von **Hermann Dufft** in Jena ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Problem einer **Naturgeschichte des Weibes.**

Historisch und kritisch dargestellt von **Friedrich von Bärenbach.**

gr. 8. brosch. Preis: 4 ℳ

Verlag von **Jul. Bergas** in **Schleswig.**

Dr. **Ludw. Meyn, Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.** Briefe a. e. Freundin über d. natürliche Geschichte d. Schöpfung. Eleg. ausgestattet. 6 ℳ

Verlag von **Otto Meißner** in **Hamburg.**

Schriften und Reden von **Dr. Johann Jacoby.**

Zweite Ausgabe mit Nachträgen, enthaltend die seit 1872 veröffentlichten Aufsätze u. Reden. 2 Bände in 4 Halbbänden. 6 ℳ

Nachträge zu **Schriften und Reden** von **Dr. Johann Jacoby,** enthaltend die seit 1872 veröffentlichten Aufsätze u. Reden. 2 ℳ 40 ₰.

Nicolai'sche Buchhandlung (Borstell & Reimarus). **Berlin, Brüderstrasse 13.**

In wenigen Tagen erscheint:

Ebers Homo sum.

Roman z. Zeit Constantin des Grossen.

Preis: 6 ℳ brosch., 7 ℳ geb.

Sendung nach Auswärts franco.

Neue Romane aus dem Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

In allen guten Leihbibliotheken vorräthig!

Bodenstedt, Friedr., Das Herrenhaus im Eschenwalde. 3. Aufl. 3 Bde. 8. br. 12 ℳ

Fischer, Conrad, Im Malerwinkel. 2 Bände. 8. br. 6 ℳ 75 ₰.

Gerstäcker, Friedr., Im Eckfenster. 2. Aufl. 4 Bde. 8. br. 12 ℳ

Gerstäcker, Friedr., In Mexico. Ein Charakterbild. 2. Aufl. 4 Bde. 8. br. 15 ℳ

Grosse, Julius, Daponte u. Mozart. 2. Aufl. 3 Bde. 8. br. 9 ℳ

Hoefer, Edmund, Der Demagoge. 2. Aufl. 6 Bde. 8. br. 18 ℳ

Festgeschenk für Architekten.

Berlin und seine Bauten.

Herausgegeben vom Architekten-Verein zu Berlin.

Mit 609 Holzschnitten nebst 8 Kupfer- und Karten-Beilagen.

Zwei Theile in 1 Bande. (Eigenthum des Vereins)

52 Bg. gr. Lex.-Format. broch. 36 ℳ eleg. geb. 45 ℳ

Berlin 1877. **Ernst & Korn.**

Soeben erschien:

Die **Deutsche Socialdemokratie, ihre Geschichte und ihre Lehre.**

Eine historisch-kritische Darstellung von **Franz Mehring.**

Preis elegant geheftet 4 ℳ

Siehe: „Gegenwart" Nr. 45 v. 10. November 1877. Seite 292/93.

Bremen. **C. Schünemann's Verlag.**

Soeben erschienen:

Lager-Catalog No. 51:

Reichhaltige Sammlung von Werken der deutschen Literatur und Sprache. I. u. II. Abth., von der frühesten Zeit bis zur Mitte des 18. Jahrh. und Allgemeines.

Lager-Catalog No. 52.

Reichhaltige Sammlung von Werken der deutschen Literatur und Sprache. III. Abth., von der Mitte des 18. Jahrh. bis zur Neuzeit.

Wir versenden diese Cataloge franco per Post gegen Einsendung von 20 ₰. für jeden derselben.

Frankfurt a. M., Novbr. 1877.

Joseph Baer & Co. Rossmarkt 18.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Christian Lammfell.

Ein Beitrag zur Charakteristik **Karl von Holtei's** als Romanschriftsteller.

Von **Prof. Dr. F. Willomitzer.**

Zweite Auflage.

Gr. 8. Geh. Preis 80 ₰.

Verlag von **Eduard Trewendt in Breslau.**

Havanna-Cigarren,

sehr feine à Mille 60, 75, 90, 200 Mk.

Unsortirte Havanna à Mille 54 ℳ

Echte Cuba-Cigarren in Original-Bast-Paketen zu 250 Stück à Mille 60 ℳ

Manilla-Cigarren à Mille 60 ℳ

Havanna-Ausschuss-Cigarren (Original-Kisten 500 Stück) à Mille 39 ℳ

Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich. 500 Stück sende franco.

A. Gonschior, Breslau.

Kaulbach's Shakespeare-Gallerie

in Kupferstichen à 54, 66 u. 150 ℳ In Photographien nach den Handzeichnungen Kaulbach's, mit Prachtmappe. Fol. 36 ℳ — In Cabinet-Ausgabe 13 ℳ 50 ₰. — **Körner's Werke** — Original-Ausgabe — in Prachtbänden. 4 Bde. 6 ℳ in 1 Bd. 4 ℳ — **Leyer und Schwert.** Illustr. Pracht-Ausg. in herrlichem Einbande 9 ℳ, kl. Ausg. 1 ℳ 25 ₰. — **Schiller-Lexikon.** Erläuterndes Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken vom Oberlehrer **L. Rudolph.** 2 Bde. eleg. geb. 11 ℳ — **J. u. W. Grimm,** Deutsche Sagen mit Bild: „Die Sage" von **Kaulbach.** Höchst eleg. geb. 9 ℳ — **Kreyßig,** Vorlesungen über Shakespeare. 3. Aufl. 2 Bde. Eleg. geb. 12 ℳ Der beste Commentar zum Verständniß des britischen Dichters. — **Kreyßig,** Vorlesungen über **Goethe's Faust.** Eleg. geb. 5 ℳ — **Gensichen,** Aus sonnigen Fluren. Ein duftiger Märchenstrauß für die deutsche Frauenwelt. 3 ℳ — **Hayette-Georgens,** Geist des Schönen in Kunst u. Leben. Prakt. Winke für gebildete Frauen. Geb. 5 ℳ — **Calderon's** Schauspiele von Gries. 9 Bde. Geb. 25 ℳ 50 ₰. — **Calderon,** Das Leben ein Traum. 2 ℳ 50 ₰. — **Petrarca's** Sonette von **Jul. Hübner** in Dresden. 4 ℳ 50 ₰. — **Dania,** Eine Auswahl der besten dänischen Dichtungen, übersetzt v. **E. Bendix.** Eleg. geb. 6 ℳ — **Das Leben der Jungfrau Maria von Albrecht Dürer,** 20 Blatt in Lichtdruck nach den besten vorhandenen Dürer'schen Holzschnitten in Originalgröße ausgeführt. In Mappe. 30 ℳ

Nicolaische Verlags-Buchhandlung, Berlin.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:

Die vaterländischen Alterthümer Schleswig-Holstein's.

Von **J. Mestorf.**

Veröffentlicht im Auftrage des königlichen Ministeriums für geistliche, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

Mit 113 Abbildungen. 1 ℳ

Bei uns erschien:

Denkwürdigkeiten aus **meinem öffentlichen Leben** von **A. Duckwitz.**

(1848/49 deutscher Reichsminister des Handels u. d. Marine.)

Preis: Elegant geheftet 5 ℳ

„Der Verfasser, bekannt als vieljähriges Mitglied des Senats und als Bürgermeister von Bremen, hochverdient namentlich durch seine rastlosen Bestrebungen, Bremen's Handel und Schifffahrt zu heben, schildert in lebendiger Darstellung die politische Sturm- und Drangperiode, die unser Vaterland durchgerungen, um zu dem Ziele zu gelangen, dessen wir uns jetzt erfreuen. Ein klarsehender, klugabwägender, die Verhältnisse richtig durchschauender Geist, der in der Liebe zu seinem kleinen Freistaate niemals das große gemeinsame Vaterland aus den Augen verliert, spricht überall aus diesen Denkwürdigkeiten." (Hamburger Nachrichten.)

„— — — Ref. empfiehlt das Buch auf das Angelegentlichste der Aufmerksamkeit der Leser." Prof. Dr. Zarncke's Literar. Centralblatt.

Bremen. **C. Schünemann's Verlag.**



Elegantes Festgeschenk für Damen!
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Sternenlicht und Wetterleuchten.

Novelle von **Hugo Söderström.**
Mit Titelbild. In elegantestem Reliefeinband mit Goldschnitt 4 M
Verlag von **Fr. Weiß's** Nachflg. **Grünberg.**

Bei uns erschien:

Die sociale Frage

und

ihre Lösung

von

Heinrich Averbeck.

Preis: Eleg. geh. 2 M 50 ₰.

„Die Ausführungen des Verfassers sind überaus klar und zutreffend und enthalten eine so große Fülle überraschend neuer Gesichtspunkte, daß wir die Schrift allen denkenden Köpfen zu aufmerksamer Lectüre angelegentlich empfehlen.“ (Europa.)

Bremen. **C. Schünemann's Verlag.**

Illustrirte Beschreibung

über optische und mechanische Gegenstände, welche sich ganz besonders zu Festgeschenken eignen, versende ich auf gefl. Verlangen gratis und franco.

Hermann Bernhard, Leipzig.
Kunst- und Lehrmittelhandlung.

Billige Oelgemälde

namhafter Künstler. (Originale.)
Landschaften, Jagd- und Thierstücke. Grösse 64 : 71 Ctmtr. Auf Blendrahmen nur 30 M
Zusendung franco. Verzeichniss gratis.
Demmin. **A. Frantz.**

Rechtswissenschaftliche

Arbeiten, gediegen und preiswerth. Aufträge sub **H. D.** befördert **Haasenstein & Vogler, Berlin** S.W.

Von **R. v. Decker's** Verlag (**Marquardt & Schenck**) in **Berlin**, C. Niederwallstr. 22, sowie durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

OEUVRES DE FRÉDÉRIC II. Imp. 8.

Hieraus einzeln:
Oeuvres historiques, VII volms. . . . . Pr. 22,50 M. — **für 8 M.**
Oeuvres philosophiques, II volms. . . . . Pr. 8 M. — **für 3 M.**
Oeuvres poétiques, VI volms. . . . . Pr. 24,50 M. — **für 9,50 M.**
Oeuvres militaires, III volms. avec 51 plans in fol. . . . . . Pr. 26 M. — **für 10,75 M.**
Table chronolog. génér. des ouvrages de Fr. II et Catalogue raison. des écrits, qui lui sont attribues, I volm.. . . . . Pr. 2 M. — **für 0,75 M.**

Im Verlage von **Richard Eckstein** in **Leipzig** erschien soeben:

Neu! — Neu!

Sturmnacht.

Neue Novellen
von
Ernst Eckstein.

2 Bände elegant geheftet Preis 9 Mark, gebunden 10 Mark.

Jeder dieser stattlichen Bände enthält 4 auserlesene, zum Theil sehr umfangreiche Novellen, die sämmtlich zu dem Originellsten, Spannendsten und Ergreifendsten zählen, was der beliebte Autor jemals geschrieben hat.

Bei **Emil Wiebe** in **Lyck** (Ostpreußen) erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

☞ **Handbuch der Geschichte der Deutschen Litteratur.** Zugleich ein Wegweiser für die Lektüre auf dem Gebiete des Lyrischen und Lyrisch-Epischen. Von **W. H. Gortzitza**, Professor am Gymnasium zu Lyck. 35 Bogen. gr. 8. Preis 7 M 20 ₰.

☞ Berücksichtigt vorwiegend die neuere und neuste Litteratur und zeichnet sich außer seiner im Titel hervorgehobenen Eigenthümlichkeit durch Freisinnigkeit, Unparteilichkeit und ächt deutsche Gesinnung, sowie Uebersichtlichkeit und relative Vollständigkeit aus.

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig** erschien soeben:

Der zweite Theil

des

Goethe'schen Faust.

Neu und vollständig erklärt
von
Hermann Küntzel.
122 Seiten. 8. Preis: 2 M

Aus dem Urtheil des Raths Dr. C. Beyer in Eisenach über die neue (6.) Auflage von **Pierer's Universal-Conversations-Lexikon:**

„Wir halten es geradezu für Pflicht, dieses großartige buchhändlerische Unternehmen, das von der gesammten, geachtetsten Presse mit Auszeichnung besprochen wird, gebührendst zu empfehlen als eine prägnant erschöpfende, mustergiltige Encyklopädie „Sämmtlichen Gesammtwissens“, als einen alle Lücken des Wissens und der mangelnden Schulbildung ausfüllenden goldenen Hausschatz, als ein dem Drang der Fortbildung dienendes deutsches Originalwerk zum Nachschlagen für Laien und Gelehrte, besonders aber als ein die Summe des geistigen Besitzstandes aller Nationen der Welt und insonderheit des deutschen Volkes vermittelndes, umfassendstes gediegenes deutsches Nationalwerk ersten Ranges.“

Für Kunstfreunde.

30 verschiedene grosse **Kupferstiche**
in vorzüglichen Abdrücken und sauberen Exemplaren
(nach Raphael, Overbeck, Dolce, Domenichino, Vernet etc. etc.)
Statt Ladenpreis M. 160. — zu nur M. 20. —
versendet direct per Post unter Nachnahme oder Einsendung des Betrags
C. B. Griesbach's Kunst-Antiq. in **Gera** (Reuss j. L.).
Vorrath circa 40,000 Blatt!

NB. Spezielles Verzeichnis gratis. Um sich von dem wirklichen Kunstwerth der Blätter überzeugen zu können, werden auf Verlangen gern Einsichtssendungen ausgeführt. Verpackung in Kiste.

Wolfgang Amadeus Mozart's Werke.

Partiturausgabe.
Vierte Versendung.

Messen Cdur *C*, Fdur *C*, Ddur *C* (Serie 1. No. 5—7.) . . . . 8 M 40 ₰.
Concert für Clavier mit Orchester Ddur *C*, Gdur ¾. (Serie 16. No. 3. 4.) . 4 M 80 ₰.

Leipzig, November 1877. **Breitkopf & Härtel.**

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen G. D. Baedeker in Essen, Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin, C. F. Simon in Stuttgart, Otto Spamer in Leipzig und Theo. Stroefer in München.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 49. Berlin, den 8. December 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. | Verleger: Georg Stilke in Berlin. | Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Deutsche Steuerprojecte.*)

Octroi, Mahl- und Schlachtsteuer, Getreidezoll, Tabaksmonopol.

Von Johannes Berg.

In einem Lande, wie Oestreich-Ungarn, wo der Staat mit einem chronisch gewordenen Deficit arbeitet, — oder Italien, wo es nur vorübergehend einmal gelingt, das Gleichgewicht des Budgets herzustellen, — oder in Frankreich, wo die kolossalen Kosten eines unglücklichen Krieges zu decken sind —, da ist es am Ende ziemlich natürlich, wenn sich jeder gute Staatsbürger mit der Laterne des Diogenes bewaffnet, um nach neuen Steuern und Einnahmequellen zu suchen. Auch ist es erklärlich, daß er dabei lieber auf dem Boden des Nachbars sucht, als auf dem eigenen. Nicht ganz so begreiflich ist es, daß seit einiger Zeit in Deutschland ein gleicher Eifer in Producirung neuer Steuerprojecte entbrannt ist. Das deutsche Reich arbeitet ohne Deficit; die preußischen Finanzen sind die besten in Europa; und wenn man der Finanzverwaltung einen Vorwurf machen kann, so ist es nur der, daß sie etwas zu eifrig in der Schuldentilgung voranging. Trotz dieser geordneten Zustände wetteifern in Deutschland Staatsmänner und Abgeordnete miteinander in dem Bestreben, neue Steuern zu entdecken und zu empfehlen, — uneingedenk der weisen Lehren der Finanzwissenschaft, wonach jede neue Steuer, auch wenn sie eine bessere ist, härter drückt als eine alte, eingelebte und gewöhnte, deren Härten und Ungerechtigkeiten theils sich in der Praxis abgeschliffen haben, theils durch Abwälzung und anderweitige volkswirthschaftliche Ausgleichung gemildert sind. Man kann kein deutsches Zeitungsblatt in die Hand nehmen, ohne daß man darin mehr oder weniger gründliche und patriotische Abhandlungen über die Nothwendigkeit, Nützlichkeit oder Annehmlichkeit der Wiederherstellung und Erhöhung einer alten oder der Einführung einer neuen Steuer findet; und da die öffentliche Meinung — oder drücken wir es bescheidener aus: das Publicum — hiergegen nicht reagirt, so könnte irgend ein Chinese oder Japanese, welcher seit kurzem in unserem Land weilt und von diesem eigenthümlichen Phänomen Kenntniß erhält, auf die Meinung gerathen, der Deutsche unterscheide sich dadurch von dem Kameel, daß, während dieses Thier, wenn man es allzu schwer belastet, so jämmerliche und schauerliche Klagelaute ausstößt, daß sein Wärter nicht umhin kann, es sofort zu entlasten, daß im Gegensatze hierzu der Deutsche kein größeres Vergnügen kenne, als mit neuen Lasten beladen zu werden, und daß er denjenigen Reichs- und Landboten, welche diesem seinem „tiefgefühlten" Bedürfnisse am eiligsten und am weitesten entgegenkommen, seine aufrichtigsten und weitestgehenden Sympathien zuwendet.

Gedenken wir hier nur der größten Männer und der hervorragendsten Projecte; denn Alle und Alles aufzuzählen, erlaubt uns der Raum nicht.

Da finden wir in den Motiven eines preußischen Gesetzentwurfs einen sehnsüchtigen Blick geworfen auf Wiedereinführung und Erhöhung jener „communalen Octrois", welche sich in unserer Vorstellung in der Gestalt der Mahl- und Schlachtsteuer verkörpert haben; und dieser Blick verdient um so größere Beachtung, als kein Geringerer als der Fürst von Bismarck im deutschen Reichstage am 15. März 1877 sich dahin aussprach, daß die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer die beabsichtigte Wirkung nicht gehabt habe. „Das Brod," sagte er, „ist nicht ein Haar wohlfeiler geworden, — das Fleisch ist auch nicht billiger geworden, — etwas weniger gut ist es geworden, aber deshalb doch nicht wohlfeiler, — und dabei sind die Preise auf dem Lande im Einkaufe nicht theurer als früher." Die thatsächlichen Behauptungen des Reichskanzlers sind ohne Zweifel für einzelne, und vielleicht für viele Gegenden, wenn auch nur vorübergehend, richtig. Es ist allerdings möglich, daß die Aufhebung der Steuern einzelnen Bäckern und Fleischern einen Extragewinn zugewandt hat. Allein daß die finanzielle Lage dieser Handwerksklassen plötzlich eine glänzende geworden ist, ist keineswegs richtig. Auch wird jener Extragewinn desto rascher verschwinden, je mehr die Consumenten von Brod und Fleisch es lernen werden, aus der freien Concurrenz Vortheil zu ziehen, d. h. je mehr sie an Geschmack und Waarenkenntniß gewinnen und sich nicht scheuen, die Waare nöthigenfalls auch von auswärts zu beziehen, was ja, Dank jener Aufhebung und den weisen Maßregeln des Generalpostmeisters des deutschen Reiches, gegenwärtig so billig und leicht ist. Die Concurrenz regelt die Preise, aber sie drückt sie nicht einseitig zu Gunsten des Käufers. Der Letztere muß auch seinerseits seine wirthschaftliche Pflicht thun, sonst vermögen ihn alle Gesundheitsämter und alle Polizeibehörden der Welt nicht zu beschützen.

Die Hauptsache aber ist: die Thatsachen, welche der Fürst Reichskanzler am 15. März aufstellte, vermögen nicht die Frage zu erschöpfen. Vielmehr kommen neben derselben noch folgende Umstände in Betracht: unmittelbar nach Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer wurde der Preis von Mehl, Graupen, Nudeln, Stärke u. s. w. an den meisten Orten um den vollen

*) Siehe den Aufsatz: „Die Reichsfinanzprojecte und der Reichstag" in der „Gegenwart" vom 20. August d. J.

Betrag der Steuer ermäßigt. Der Handel mit Mehlwaaren, das „Materialwaarengeschäft“ hat also sofort der Aufforderung des Gesetzgebers entsprochen. Dies liegt wohl darin, daß diese Waaren conservirbar sind und daß auf diesem Gebiet eine hochentwickelte Concurrenz herrscht. Wenn es bei dem Handwerk, bei der Bäckerei und der Schlächterei, etwas langsamer geht, so liegt das vielleicht darin, daß man Brod und Fleisch ebenso wenig entbehren als conserviren kann, und daß der Kundschaftsnexus und die persönliche Dienstleistung auf diesem Gebiet eine Rolle spielt, welche die Wirkungen der Concurrenz bis zu einem gewissen Grade lahm legt.

Wie sehr aber es bei einer solchen Frage einer genauen Feststellung der Thatsachen bedarf, ehe man ein definitives Urtheil abgibt, beweist ein Umstand, welchen kürzlich Otto Wolff (Stettin) an das Licht gestellt hat. (Vgl. Volkswirthschaftliche Vierteljahrschrift Jahrg. XIV, Band 3, S. 9 u. ff.)

Wolff weist nach, daß seit Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer der Marktpreis der Häute annäherungsweise um den Betrag der Steuer gefallen ist. Bei Kälbern und Hammeln sind sogar die Preise um mehr als den Betrag der Steuer gefallen, bei Kühen um mehr als drei Viertel, bei Ochsen um mehr als zwei Drittel. Wären daneben auch die Fleischpreise um die nämliche Summe gewichen, so würden sich die Fleischer weit schlechter stehen wie früher, namentlich wenn man die gestiegenen Ansprüche der Gesellen berücksichtigt. Man sieht also, die Lederindustrie ist den Fleischconsumenten zuvorgekommen, indem sie sich beeilt hat, die durch die Steuerreform geschaffene Conjunctur für sich geltend zu machen. Wenn also Jemand klagt: „mein Fleisch ist nicht billiger geworden“, so kann man ihm antworten: nein, aber dafür bekommst du jetzt deine Schuhe und Stiefel zu einem billigeren Preise, als sie sonst haben würden; — und dann, wer kann wissen, was wir heute für Mehl, Brod und Fleisch bezahlen müßten, wenn die Mahl- und Schlachtsteuer noch bestünde?

Das Einzige, was sich zu ihren Gunsten sagen läßt, ist: sie war fiscalisch bequem. Im Uebrigen war sie ein Schlagbaum, eine Bannmeile zwischen Stadt und Land, allerdings vollkommen entsprechend den Anschauungen des sinkenden Mittelalters, wo sich die Städte hermetisch abschlossen und durch Monopole und Privilegien, durch Zunft-, Bann-, Stapel- und Vorkaufsrechte ihre eigenen Angehörigen und die Bewohner des flachen Landes auf das Unbarmherzigste ausbeuteten, aber ebenso vollkommen in Widerspruch mit dem Geist der modernen Verkehrsfreiheit, mit dem Princip der Zollvereins-Verträge und dem Grundsatze der preußischen Wirthschaftspolitik, wie er sich ausspricht in der berühmten preußischen Regierungs-Instruction vom 26. December 1808 und namentlich in deren Schlußworten: „Der Regierungen Augenmerk muß dahin gehen, die Gewerbe- und Handelsfreiheit so viel als möglich zu befördern und darauf Bedacht zu nehmen, daß die verschiedenen Beschränkungen, sowohl im Innern als nach Außen, denen sie noch unterworfen sind, abgeschafft werden.“ Belgien und Holland haben vor nicht allzu langer Zeit ihre communalen Octrois abgeschafft und sich nicht gescheut, die schwersten finanziellen Opfer zu bringen zu diesem löblichen Zwecke; Frankreich würde dasselbe gethan haben, wenn ihm nicht der große Krieg mit seinen ungeheuren Kosten dazwischen getreten wäre (vgl. Ludwig Bamberger „Die Aufhebung der indirecten Gemeindeabgaben in Belgien, Holland und Frankreich“ in der Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft &c. Bd. 1 des VIII. Jahrgangs, S. 22—55). Sollen wir denn das einzige Land sein, welches auf das hohe Ziel, nachdem wir es errungen, schwachmüthig wieder verzichtet?

Dieselbe Frage, welche wir hier angesichts der preußischen Gesetzgebung aufwerfen, sind wir versucht auch gegenüber dem deutschen Reich aufzuwerfen, wenn uns das kleine und das große Bau (v. V.) der Berliner „Post“, hinter welchen sich der vormalige „großdeutsche“ Minister des Königreichs Würtemberg, Freiherr von Varnbüler, mehr zeigt als verbirgt, die Einführung eines allgemeinen Getreidezolles empfiehlt. Ist denn die Geschichte der englischen Kornzölle, des Kampfes um dieselben und ihrer Abschaffung, und die Erfahrung, wie heilsam letztere wirkte, für uns Deutsche verloren? Sollen wir uns in die Reihe der Nationen stellen, welche nichts vergessen und nichts lernen, welche immer wieder zurückkommen auf glücklich überwundene veraltete Irrthümer, die nicht ablassen können von jener unglückseligen Getreidehandelpolitik, welche so oft (man lese das vortreffliche Buch von Wilhelm Roscher über Kornhandel und Theuerungspolitik, Stuttgart 1852, Cotta) über die Völker, die ihr huldigten, die Hungersnoth heraufbeschworen, und die jetzt höchstens noch in einigen halbbarbarischen Ländern Asiens im Schwang ist? Glaubt Herr von Varnbüler, Deutschland, welches jetzt nicht im Stande ist, so viel Getreide hervorzubringen, als seine Bevölkerung bedarf, durch einen Schutzzoll dazu stark machen, glaubt er durch denselben Klima, Wetter und Bodenverhältnisse u. s. w. ändern zu können? In der That schlägt er für jetzt nur einen niedrigen Satz vor. Allein bekanntlich kommt der Appetit im Essen, und jener niedrige Satz würde die Tendenz verrathen zu steigen. Er würde dann der Masse des Volkes das unentbehrlichste Nahrungsmittel erheblich vertheuern, den Arbeitslohn für Industrie und Landwirthschaft steigern und die erstere concurrenzunfähig machen, abgesehen von den socialen und wirthschaftlichen Krisen, welche eine solche willkürliche Erschütterung der natürlichen Grundlagen unserer Productions- und Consumtionsverhältnisse heraufzubeschwören im Stande ist.

Herr von Varnbüler empfiehlt seinen Getreidezoll sowohl als Schutz- wie als Finanzzoll. Dies ist ein Widerspruch. Ist der Zollsatz hoch, dann schützt er wohl, bringt aber dem Reiche kein Geld ein, weil dann wenig oder nichts importirt wird. Ist der Zollsatz aber niedrig, dann bringt er wohl Geld ein, aber er schützt nicht, weil er nicht vor der Einfuhr zurückschreckt.

Andere Stimmen (merkwürdiger Weise sogar eine Königsberger Zeitung) empfehlen den Getreidezoll als Retorsionsmaßregel, oder als Kampfzoll, zunächst gegen Oestreich-Ungarn. Durch eine solche Kampfesweise aber würden wir uns selbst mehr schädigen, als unseren Gegner. Dann aber ist zu beachten: ein Kampfzoll, welcher wirksam ist, dauert nicht lange. Hat er seinen Zweck erreicht, dann kommt er wieder in Wegfall. Darf man denn aber mit unserem weitaus wichtigsten Productionszweig, mit der Landwirthschaft, ein solches Spiel treiben, daß man zunächst seine Productionskosten durch Erhöhung des Arbeitslohns willkürlich steigert, etwa in der Hoffnung, daß der Werth des Bodens und des Products ebenfalls steigen, — dann aber nach kurzer Zeit diese Hoffnungen wieder vernichtet, indem man den Retorsionszoll aufhebt? Darf man die Landwirthschaft, welche vor Allem, neben der Gunst des Himmels, der Ruhe und Stätigkeit bedarf, so muthwilliger Weise einem Experimente unterziehen, welches sie zudem auch noch indirect in alle Krisen und Conjuncturen verwickeln würde, durch welche Handel und Industrie leider durch die Natur der Verhältnisse bedroht sind?

Herr von Kardorff und seine Freunde schlagen uns das Tabaksmonopol vor. Auch dies würde in Deutschland, nicht minder wie die Wiederherstellung der Mahl- und Schlachtsteuer in Preußen, einen Rückfall in die finanzielle Plusmacherei vergangener Zeiten bedeuten, — jener Zeiten der Privilegien und Monopole, vermittels deren der Staat sich selbst oder dem von ihm gegen Entgelt damit Beliehenen das ausschließliche Recht nicht nur zum Ankauf und Verkauf, sondern in der Regel auch zur Verfertigung dieser Gegenstände beilegte und dieselben alsdann zu einem Preise verkaufen ließ, welcher den für ihren Ankauf oder für ihre Verfertigung von ihm selbst gemachten Aufwand um ein Erhebliches überstieg. So entstanden im 17. und 18. Jahrhundert nicht nur das Tabaks-, sondern auch das Kaffee-, das Kaffeebrennerei-, das Salz-, das Salpeter-, das Bank-, das Spielbank-, das Spielkarten-, das Glücksspiel-, das Branntwein-, das Bier-, das Mühlen-, das Getreide-

handel-Monopol, und wie alle jene zahllosen Unglücksinstitutionen hießen, welche zwar dem Staate einiges Geld eintrugen, aber die wirthschaftliche und bürgerliche Gesellschaft um das Zehnfache schädigten. Diese Auswüchse einer verderblichen Finanzpolitik, welche den Baum umhieb, um sich seiner Früchte zu bemächtigen, wurden gegen Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gleichzeitig von der Wissenschaft, von dem Privatinteresse und von der öffentlichen Meinung von allen Seiten her angegriffen und verschwanden eins nach dem andern. In Preußen hatte Friedrich der Große, gezwungen durch die finanziellen Anstrengungen, welche er zur Bekämpfung seiner zahlreichen Feinde machen mußte, das Land mit Privilegien und Monopolen überlastet. Dies erregte bei seinen Unterthanen eine solche Unzufriedenheit, daß sie darüber beinahe die Verdienste des großen Monarchen vergaßen und bei seinem Tode aufathmeten, in der Hoffnung, es werde nunmehr eine große Last von ihnen genommen. Der Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II., beeilte sich, diese Hoffnung zu erfüllen. Es lohnt in der That der Mühe, die Memoiren und die Pamphlete jener Zeit zu lesen, um daraus zu ersehen, wie man Friedrich Wilhelm II. pries auf Kosten seines großen Vorgängers, und wie man letzteren mit den härtesten Vorwürfen überschüttete wegen der monopolistischen Maßregeln, zu welchen er in seiner finanziellen Bedrängniß greifen zu müssen geglaubt hatte. Der Zollverein ließ nur noch zwei Staatsmonopole am Leben: für Salz und für Spielkarten. Der Norddeutsche Bund und das Deutsche Reich haben auch das Salzmonopol beseitigt und durch eine Verbrauchsabgabe ersetzt. Das Spielkartenmonopol soll dem Vernehmen nach noch in einigen Duodezstaaten ein bescheidenes Dasein fristen. Glücklicher Weise hat es keinerlei volkswirthschaftliche oder finanzielle Bedeutung. Hat man denn heutzutage dieses wichtige Kapitel aus der Finanz- und Wirthschaftsgeschichte Deutschlands gänzlich vergessen?

Während der Reactionszeit der fünfziger Jahre regte sich zum ersten Mal das Gelüste, zum Tabaksmonopol zurückzukehren. Das preußische Herrenhaus ergriff in dieser Richtung die Initiative bei Berathung des Budgets für 1857. Auch Württemberg, woher jetzt die Stimme des Herrn von Varnbüler erschallt, empfahl auf den Zollconferenzen dringend die Einführung des Monopols. Da erschien (Berlin 1875, Decker) eine anonyme Schrift: „Der Zollverein und das Tabaksmonopol", welche die Gewitterwolken zerstreute, indem sie mit überzeugender Ruhe und Klarheit und mit vollendeter Sachkenntniß darthat, welche unheilvollen Folgen die Wiedereinführung des Tabaksmonopols in politischer, wirthschaftlicher und finanzieller Beziehung für Deutschland haben werde.

Wer es heute wagt, uns das Tabaksmonopol zu empfehlen, der muß diese Schrift nicht nur lesen, sondern auch widerlegen. Herr von Kardorff hat es nicht gethan.

Der Verfasser dieser Schrift ist Rudolf Delbrück, der so lange und so glücklich die Zoll- und Handelspolitik Preußens, des Zollvereins und Deutschlands geleitet.

Literatur und Kunst.

Die Marpinger Bewegung.

Von einem Augenzeugen.

Wer kannte noch vor kaum einem Jahre den Namen Marpingen? Und heute ist dieser Name weit über Deutschlands Grenzen hinaus genannt und gepriesen; viele Tausende aus ganz Europa haben in den letzten Monaten das Dörfchen zum Ziel ihrer Wallfahrten gemacht, ja selbst Bewohner überseeischer Länder sah dasselbe unter seinen Besuchern. Es ist ein Stück Culturgeschichte, das sich dort abspielt; ob ein erfreuliches, ist freilich eine andere Frage, ein interessantes jedenfalls, da es uns in die geistigen und religiösen Zustände weiter Kreise des Volks einen tiefen Einblick gewährt. Dem Culturforscher kann deshalb diese Bewegung nicht gleichgültig sein; wer unsere Zeit mit den sie bewegenden Mächten verstehen will, der darf auch diese Ereignisse nicht ignoriren: sie zu belächeln genügt nicht, sie wollen erklärt und verstanden sein. Einen geringen Beitrag zu ihrer Erklärung wollen auch die folgenden Zeilen geben; Schreiber derselben hat jene Ereignisse von ihrem Anfang an, und zwar zum Theil aus unmittelbarer Nähe, mit Aufmerksamkeit verfolgt und hält die Sache selbst für wichtig genug, um einige der empfangenen Eindrücke auch weiteren Kreisen mitzutheilen.

Marpingen ist ein kleines Dorf im Regierungsbezirk Trier, etwa eine Meile nördlich von der Kreisstadt St. Wendel in dem alten Westricher Gau. Eine hübsche, romantische Lage zeichnet das meist von Ackerbauern und Bergleuten bewohnte Dörfchen aus. Auf einem ziemlich steilen Hügel erhebt sich die geräumige Pfarrkirche, umgeben von dem schmucklosen, aber sauber gehaltenen Friedhofe. Ihr gegenüber liegt fast in Bäumen versteckt das freundliche Pfarrhaus. Ein Fußweg führt von hier zu dem einige hundert Schritt tiefer gelegenen „Marienborn", einer in Stein gefaßten Quelle, die von einer mit einem Marienbilde geschmückten Votivsäule überragt wird. Am Fuße des Hügels breitet sich das Dörfchen selbst aus, an das sich ein Wiesenthal anschließt, dessen östliche Seite von einem Fichtenwalde begrenzt wird. Dieser, der sogenannte Härtelwald, ist der Ausgangspunkt der Bewegung, die in kurzer Zeit so bedeutende Dimensionen annehmen sollte. Nur wenige Schritte vom Waldessaume entfernt liegt die „Erscheinungsstelle", kenntlich durch einige Bäume, welche die Pilger ihrer Rinde beraubt haben, nachdem das Strauchwerk, das früher die Wurzeln dieser Bäume bedeckt hatte, schon vorher der frommen Verehrung zur Beute gefallen war. Wandeln wir von hier noch einige Minuten den waldbedeckten Hügel hinan, so gelangen wir zur berühmten „Gnadenquelle", deren Wasser als angebliches Heilmittel sich ja bereits eines Weltrufes erfreut und ein gewiß ganz einträglicher Handelsartikel geworden ist.

Daß gerade dieses Dörfchen der Schauplatz einer religiösen Bewegung wurde, die sich an den Namen der Maria knüpft, ist nicht so zufällig, wie es den Uneingeweihten wohl scheinen mag. Schon von Alters her vielmehr ist Marpingen der Sitz ganz besonderer Marienverehrung: die Muttergottes ist Schutzpatronin des Ortes, dessen Einwohner sämmtlich zur Bruderschaft vom heiligen und unbefleckten Herzen Mariä gehören, als deren Mitglieder sie mit dem Tage ihrer ersten Communion aufgenommen zu werden pflegen. Wir erwähnten oben schon den unweit der Kirche gelegenen Marienborn; an seiner Stelle war vor Zeiten, so erzählt die Sage, ein Sumpf, in dem einst ein Marienbild gefunden worden sei. An der Fundstätte selbst entsprang ein Quell, dem man den Namen „Marienborn" gab; zur Aufbewahrung des Bildes aber erbaute man in der Nähe ein Heiligenhäuschen. Als dieses im Jahr 1846 total baufällig geworden war, brachte man das Bild einstweilen nach der Pfarrkirche; das Heiligenhäuschen wurde nicht wieder hergestellt, statt dessen aber dicht beim Brunnen eine Votivsäule errichtet, deren Krone jenes alte Bild nun wieder schmückt. Bild und Born sind für das Dorf natürlich Gegenstände frommer Verehrung und seit langer Zeit werden an bestimmten Tagen des Jahres Wallfahrten und Bittgänge dorthin von den Bewohnern der Umgegend unternommen. So war also Marpingen mit wunderbaren Ereignissen schon von Alters her vertraut und dadurch gewissermaßen präparirt für die Bewegung, durch die es im letzten Jahre eine so große Berühmtheit erlangt hat. Hören wir nun die Entstehungsgeschichte dieser Bewegung, wie sie von den Betheiligten selbst erzählt wird.

Am 3. Juli 1876, demselben Tage, an welchem zu Lourdes unter den großartigsten Feierlichkeiten die zur Ehre der Gottesmutter errichtete Kapelle eingeweiht wurde, befanden sich zur Zeit des Abendläutens drei achtjährige Kinder aus Marpingen, Susanna Leist, Katharina Hubertus und Margaretha Kunz in

dem benachbarten Härtelwalde, um Heidelbeeren zu suchen. Plötzlich schreit Susanna laut auf und ruft ihre Gefährtinnen herbei, die sich einige Schritte von ihr entfernt hatten. Erschreckt eilen die Kinder nach Hause und erzählen ihren Eltern, sie hätten eine Frau in weißem Schleier und weißem Gewande zwischen zwei Sträuchern sitzen sehen, die ein ebenfalls weißgekleidetes Kind auf dem Arme gehalten. Vergebens versuchten die Eltern die Erscheinung als Sinnestäuschung zu erklären, die Kinder blieben bei ihren Aussagen. Am folgenden Tage begaben sie sich wieder zur „Erscheinungsstelle", zu der sie sich „mächtig hingezogen fühlten". Sie knieten daselbst zum Gebete nieder, und siehe, bei der dritten Wiederholung des Vaterunsers ward zweien von ihnen die Erscheinung abermals zu Theil. Von der Furcht, die sie am Tage vorher beim Anblick der weißen Frau empfunden, war jetzt keine Rede mehr; ohne Weiteres richten sie an dieselbe die Frage: Wäschen, wer bint Ihr (Frauchen, wer seid Ihr)? worauf ihnen die Antwort zu Theil wurde: „Ich bin die unbefleckt Empfangene", und auf die weitere Frage, was sie begehre, ward ihnen geantwortet: „Ihr sollt beten!" Am Abend des folgenden Tages, am 5. Juli, begleitete schon eine ansehnliche Volksmenge aus dem Dorfe die Kinder zur „Gnadenstätte". Der Dialog zwischen Erscheinung und Kindern, den natürlich kein Anderer vernahm, begann wieder mit den angeführten beiden Fragen, auf welche die gleiche Antwort erfolgte, und setzte sich dann folgendermaßen fort: Wie lange bleibst du hier? Bis zwölf Uhr. Soll der Herr Pastor kommen? Nein. Soll der Herr Pastor von Heusweiler kommen? Nein. Kann noch Jemand von den Anwesenden dich sehen? Nein. Warum können die Kinder allein dich sehen? Weil sie unschuldige Kinder sind. Soll hier ein Bild oder eine Kapelle errichtet werden? Eine Kapelle. Wer soll sie bauen? Wer will. Woraus soll sie gebaut werden? Aus Steinen. Sollen die Leute dazu beitragen? Ja. Dürfen wir dich anrühren? Nein. Dürfen die Kranken dich anrühren, um gesund zu werden? Ja. Sollen noch Kranke gerufen werden? Ja. Trotz der schon späten Abendstunde holte man nun noch einen Kranken aus dem Dorfe herbei, den Bergmann Nikolaus Kettenwald. Die Kinder legen seine Hand an die Stelle, wo sie den Fuß der Muttergottes erblicken, geben ihm auf deren Geheiß auf, acht Tage lang die beiden Gebete zu beten: „Komm, heilger Geist", und „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin", und der Mann geht, wie er behauptet, gesund von dannen. Auf gleiche Weise sollen Tags darauf, am 6. Juli, zwei Kinder geheilt worden sein, auch behaupten an diesem Abend, an dem die Menge bis tief in die Nacht betend an der Stelle verharrte, noch fünf andere Personen, vier Männer und eine Jungfrau, auf kurze Zeit der Erscheinung gewürdigt worden zu sein.

Das sind die Anfänge der Bewegung, wie sie von den Kindern und den übrigen betheiligten Personen erzählt und von der ultramontanen Presse der Welt verkündigt worden sind. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von den angeblichen wunderbaren Ereignissen durch die umliegenden Ortschaften; von allen Seiten zogen Processionen nach dem „begnadeten" Dorfe, und massenweise kamen Kranke, um bei der Muttergottes Genesung zu suchen. Die Kinder hatten in Folge ihrer neuen Würde als Wunderkinder keine leichte Aufgabe: so lange es ihre Kräfte irgend aushielten, mußten sie an der Erscheinungsstelle zugegen sein, um die Kranken die Muttergottes berühren zu lassen und ihnen die von dieser angeordneten Gebete mitzutheilen. Letztere waren übrigens dem geringen Vorrathe der Kinder entsprechend stets dieselben, nämlich die beiden oben schon angeführten und außerdem etwa noch das „Vaterunser" und das „Gegrüßest seist du Maria"; nur in der Zahl, wie oft die Kranken sie beten mußten, herrschte einige Abwechselung je nach dem Alter oder der Krankheit derselben. Für Kranke, die nicht selbst zur Gnadenstätte kommen konnten, wurde von den Kindern das Wasser der naheliegenden Quelle als wunderkräftig bezeichnet. Von Tag zu Tag wuchs die Zahl der Pilger, bis endlich das energische Einschreiten der Behörde dem Anschwellen der Bewegung sich entgegenstellte. Am Morgen des 13. Juli begab sich der Kreissecretair Besser als Vertreter des Landraths mit dem Bürgermeister Woytt zur Stelle und forderte die anwesende Volksmenge auf, den Platz zu verlassen. Da dieser Aufforderung nicht Folge geleistet wurde, requirirte man telegraphisch aus Saarlouis eine Compagnie Soldaten, die noch an demselben Abend eintraf und die anwesende Menge — ihre Zahl wird auf 4—5000 geschätzt — mit dem Bajonette auseinanderjagte. Der Besuch der Gnadenstätte und der Quelle, überhaupt jedes Betreten des Härtelwaldes wurde nun auf's strengste untersagt, und um diesem Verbote Nachdruck zu verschaffen, das Militär zwei Wochen hindurch bei den Bewohnern Marpingens einquartiert; dann löste ein Gendarmerieposten von 14 Mann das Militärcommando ab. Doch war die Aufregung der Bevölkerung bereits eine zu große, als daß diese polizeilichen Maßnahmen die ganze Bewegung ohne Weiteres hätten unterdrücken können. War auch die Erscheinungsstätte jetzt unzugänglich, die Erscheinungen dauerten nichtsdestoweniger nach Aussage der Kinder fort; bald wollen sie dieselben in ihren Wohnungen, bald in der Schule oder Kirche, mitunter sogar auf der Straße gehabt haben. In wie bedenklichem Grade sich die Aufregung allmählich der Phantasie dieser Kinder bemächtigt hatte, geht daraus hervor, daß sie sich bald schon nicht mehr mit der Erscheinung der Muttergottes begnügten: ganze Processionen sahen sie in der Luft schweben, Engel in beliebiger Anzahl, ja die ganze himmlische Einwohnerschaft kam in den Gesichtskreis der jungen Seherinnen. Damit nicht Jemand glaube, wir hätten uns diese Geschichten etwa von einem Spaßvogel aufbinden lassen, führen wir sie nach einer Quelle an, wo sie sicherlich ernstlich gemeint sind, nach der „Germania", welche seinerzeit ausführliche Berichte über diese Erscheinungen brachte. Dort heißt es u. A. in Nr. 248 vom vorigen Jahre wörtlich: „Die drei Kleinen befanden sich mit ihren Müttern an diesem Tage (7. August) vor dem Hause der Susanna. Sie erblickten dort in der Luft in einer Entfernung von 2 bis 3 Fuß über den Häuptern der Mütter vom Härtelwalde her zuerst einen weißgekleideten Knaben herschweben, welcher einen Kranz trug. Ihm folgten zwei schwarze Männer, sodann wieder zwei weiße Knaben, die nach der Bewegung der Hände zu schellen schienen. Darauf war ein weißer Mann, den die Kinder aber nicht als den Pastor Neureuter erkannten, sichtbar, dem wiederum zwei weiße Knaben folgten. Daran reihten sich zwei Züge von je dreißig schwarzgekleideten Männern an. Die letzten von denselben trugen weiße Taschentücher in den Händen, womit sie ihre Thränen trockneten. Der ganze Zug bewegte sich nach dem Kirchhof, wo neben einem dort befindlichen weißen Kreuze von den schwarzen Männern eine Grube gemacht wurde. Der weiße Mann warf dann dreimal Erde hinein, die Kinder hörten den Schall des Auffallens. Die schwarzen Männer scharrten die Grube wieder zu, nahmen dem ersten Knaben das Kreuz ab und pflanzten es auf das Grab. Nachdem der Zug verschwunden war, erscheint den Kindern aus dem Härtelwalde her ein heller Glanz: die Muttergottes mit dem Jesukinde naht sich ihnen, zwei Engel zu jeder Seite und einer nachfolgend begleiten sie.

„Am Mittwoch, den 9. August gegen ½2 Uhr Nachmittags saßen Frau Hubertus mit ihren Kindern, Frau Leist mit 4 Kindern und Eva und Friedrich Langendörfer vor dem Hubertus'schen Hause. Susanna und Katharina waren dabei. Dieselben blickten zum Himmel. Frau Leist aufmerksam geworden, fragte: „Warum schaut Ihr so gen Himmel?" Die Kinder antworteten: „Wir sehen vier Engel vom Himmel herabschweben, den einen in goldiger, den zweiten in blauer, die übrigen in weißer Farbe," darauf sahen sie noch elf Engel herabschweben, so daß bei jedem der Anwesenden ein Engel stand. Wenn Jemand sich erhob und wegging, so ging je ein Engel mit ihm. Die Erscheinung war zu Ende gegen 4 Uhr Nachmittags. Am Abend desselben Tages gegen 8 Uhr befanden sich Katharina und Susanna im Hubertus'schen Hause. Da erschien ihnen die Muttergottes mit dem Jesukinde. Die Kinder riefen: „Was kommt? Was kommt?" Die Mutter wiederholte diese Frage an die Kleinen. Die Kinder sahen dann den heiligen Geist in Gestalt einer Taube über der Muttergottes und dem Jesukinde schweben und hörten eine

Stimme rufen: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe!"

In Nr. 250 berichtet die „Germania" folgende Hauptgeschichte: „Am 6. September Abends gegen 8 Uhr sahen die begnadigten Kinder von der Eltern Wohnung der Susanna aus über dem Härtelwalde die Muttergottes schweben, sie war umgeben von vielen weißen Gestalten, welche aber bald verschwanden. Dann öffnete sich der Himmel, und sehr viele Engel umschwebten die heilige Jungfrau in einem Kreise. Bald darauf zeigte sich ein zweiter Kreis von Engeln. Beide Engelkreise vereinigten sich zu einem größeren um die heilige Mutter Maria. Zugleich kam vom Himmel herab ein Haupt, welches so glänzend erschien, daß die Kinder es nicht anzusehen vermochten. Sie bedeckten ihre Augen, sahen es aber trotzdem, nnd zwar noch heller und glänzender. Nach mehrfachen Versuchen, eine Beschreibung dieses glänzenden Hauptes aus den Aussagen der Kinder herzustellen, erkannten sie in einer ihnen vorgelegten Abbildung jenes Hauptes, unter welchem dem seligen Nikolaus von der Flüe die erste Person der Gottheit sich offenbarte, das getreue Bild des ihnen erschienenen Antlitzes."

Wo wir es mit einer bereits so erhitzten Phantasie zu thun haben, wie diese Erzählungen sie erkennen lassen, da sind wir auch vor dem Albernsten nicht mehr sicher, und so kann es uns denn nicht wundern, daß, um keine Species des Geisterreichs von den Erscheinungen auszuschließen, endlich auch der Gottseibeiuns in leibhaftiger Gestalt den „Begnadeten" seine Aufwartung machte. Die „Germania" verräth uns a. a. O. darüber Folgendes: „Es ist ein bekannter Satz, daß, wo der liebe Gott eine Kirche baut, der Teufel daneben eine Kapelle errichtet, um ebenfalls sich verehren und anbeten zu lassen. Doch soll ihm hier nicht die Ehre erwiesen werden, über den Spuk, den er am 6. und 7. September theils in Höllengestalt, theils im Lichtglanz und selbst in der nachgeäfften Gestalt der Muttergottes unmittelbar und gleichzeitig neben anderen guten Erscheinungen getrieben hat, berichtet zu sehen. Nur so viel sei gesagt, daß es ihm nicht gelang, die Kinder zu täuschen."

Die Behörde gab sich nun, von einem Berliner Geheimpolizisten unterstützt, alle mögliche Mühe, um der Sache auf den Grund zu kommen. In dem Pfarrhause von Marpingen sowie in denen der benachbarten Orte Alsweiler, Heusweiler und Urexweiler wurde Haussuchung gehalten; die Kinder, sowie ihre Eltern und eine ganze Reihe anderer Personen wurden vom Untersuchungsrichter zu wiederholten Malen verhört und schließlich auch einige Verhaftungen vorgenommen, nämlich am 27. October die des Pastor Neureuter aus Marpingen, am 30. die des Pastor Schneider aus Alsweiler und am 31. die jener vier Männer, die ebenfalls die Muttergottes gesehen zu haben behaupteten. Das letzte Verhör der Kinder fand am 6. November statt, und das Resultat desselben war, daß auch diese am 9. November verhaftet und nach Saarbrücken in eine Erziehungsanstalt gebracht wurden. Aus dem Urtheil des Vormundschaftsrichters, welches diese Verhaftung zur Folge hatte, theilen wir das Wichtigste hier mit: „In Erwägung, daß ... alle diese Behauptungen ein förmliches Gewebe von Lügen bilden, — die eine zur Unterstützung der anderen erdacht, — indem nach dem jetzigen Resultat der Untersuchung die Kinder beziehentlich nur aufrecht erhalten, daß sie am ersten Tage, dem erwähnten 3. Juli, resp. am folgenden Tage nur etwas Weißes, wie einen hellen Schein resp. eine Frauengestalt gesehen, und alle anderen Erscheinungen nebst den denselben zugewiesenen Aeußerungen erdacht, erfunden und erlogen hätten; ... in Erwägung endlich, daß es bei der geschilderten Sachlage und bei der allein zulässigen Annahme, daß die Kinder bei ihren Aufstellungen dem Zureden und der Beeinflussung Anderer anheimgefallen waren, im Interesse derselben dringend geboten erscheint, sie diesen schädlichen Einflüssen zu entziehen; aus diesen Gründen erklärt das königl. Vormundschaftsgericht ... die obengedachten Kinder überführt, in der Zeit vom 3. Juli dieses Jahres bis in den vorigen Monat hinein groben Unfug und außerdem zum Nachtheile Dritter Betrug verübt zu haben, erklärt ferner in Anbetracht des Alters der Genannten deren Unterbringung in einer Besserungs- oder Erziehungsanstalt bis auf weiteren Beschluß der Vormundschaftsbehörde für zulässig."

(Schluß folgt.) C. Gerhard.

Neue Bilderwerke und Prachtausgaben.

Den Monat November kann man in Deutschland mit Recht als den eigentlichen Erntemonat der edlen und unedlen Früchte bezeichnen, welche in dem betreffenden Jahr durch den Kunst- und Buchhandel gepflanzt und gezeitigt worden sind. Manche derselben gelangen wohl auch schon früher zur Reife, wie das ja auch von manchen Traubensorten gilt. Aber die Hauptlese in den Weinbergen dieser Herren fällt doch immer in die Zeit, wo das nahende Weihnachtsfest bereits seinen Lichtschimmer vorauswirft. Nach denjenigen Proben zu urtheilen, welche mir bisher zu Gesicht gekommen sind, scheint dies, den realen flüssigen Weinsorten so mißgünstige, Jahr 1877 für die Erzeugnisse, welche unter Schutz und Pflege der Kunstverleger reifen, eines der besseren gewesen zu sein. Wenigstens ist ein Product in ihm zur Vollendung gediehen, wie es nur ganz ausnahmsweise bei dem Zusammentreffen der glücklichsten Umstände dem geistigen Boden einer Nation, dem Kometenwein, dem edlen Elfer oder der Wilhelmi'schen Hochheimer 68er Auslese zu vergleichen, erwächst: Adolph Menzels Illustrationen zu H. v. Kleists „zerbrochenem Krug" in der von der Albert Hofmann'schen Verlagsbuchhandlung zu Berlin veranstalteten Pracht- und Jubiläumsausgabe dieser Dichtung zur Feier des am 21. November begangenen hundertsten Geburtstages ihres Autors.

Die Reproductionsmittel, deren sich unternehmende Kunstverleger bedienen, um die Segnungen, d. h. die Originalwerke des schöpferischen Künstlergeistes über alle Welt und zunächst möglichst viele Weihnachtstische hin zu verbreiten, sind heute hauptsächlich von dreierlei Art: der Kupferstich (Radirung mit einbegriffen), der Holzschnitt, die Photographie incl. aller der neuesten technischen Processe, welche ihre Leistungsfähigkeit in unbegrenzter Weise mehren, als Heliographie, Phototypie &c. Die Lithographie, deren genialem Erfinder man eben jetzt vor wenigen Wochen in seiner Vaterstadt München ein Denkmal errichtet hat, sieht sich durch letztere mehr und mehr von ihrem einst so viel umfassenden künstlerischen Wirkungsfelde auf das eine, bestimmt umgrenzte, zurückgedrängt und beschränkt: den Farbendruck.

Auch der Kupferstich, während des ganzen vorigen Jahrhunderts der einzige und ausschließliche Beherrscher im Gebiet der reproductiven Kunst, hat längst schon viel an die genannten Concurrenten abtreten müssen. Die Zahl Derer, welche die Kupferstecherei zum künstlerischen Lebensberuf wählen und die Zahl der Verleger, welche sich an die Herausgabe kostbarer Platten wagen, ist von Jahr zu Jahr geringer geworden. Seit die Goupil'sche auch bei uns mit immer glücklicherem Erfolg betriebene Heliogravüre in den Wettkampf mit ihm eingetreten ist, — jenes Lichtdruckverfahren, dessen Resultat wenigstens den Stich in geschabter Manier auf seinem eigensten Gebiet besiegt, und zur Herstellung der getreuesten Gemäldecopie auf der Druckplatte nicht so viel Stunden, wie der Stecher Monate gebraucht, — seitdem gleicht die Stellung des letzteren völlig einem verlorenen Posten und der Heroismus Dessen, der auf ihm aushält, erscheint so bewunderungswürdig als nutzlos. Wenigstens so weit es sich um die Schwarzkunst, den Stich in geschabter Manier, handelt. Für den edlen, reinen Linienstich, dieses vornehmste aller Reproductionsmittel der zeichnenden Künste, ist allerdings noch ein längeres und glücklicheres Dasein mit Sicherheit zu hoffen. Noch immer lebt ihm eine große und mächtige Gemeinde von begeisterten Freunden, die ihn um seiner selbst willen und nicht blos als das Instrument der Copirung nnd Vervielfältigung der Werke der Malerei zu schätzen und zu genießen wissen. Für diesen festen Stamm von Kupferstichfreunden und in der Hoffnung,

die Zahl derselben durch das, was sie ihnen bietet, noch zu mehren, sind die Publicationen von Kunstblättern vorzugsweise unternommen, welche die seit einigen Jahren in Wien gebildete „Gesellschaft für vervielfältigende Künste" in's Leben ruft. Die Bestrebungen derselben sind nach beiden Seiten hin von glänzendem Erfolg gekrönt gewesen, die Zahl der Theilnehmenden und Freunde des Kupferstichs ist durch sie stetig vermehrt, und die Stecher (meist östreichische) und Radirer sind, indem sie zu lohnenden, bedeutenden Aufgaben herangezogen und im Vertrauen auf die Lebensdauer ihrer Kunst gestärkt wurden, zu immer schöneren und vollkommeneren Leistungen des Grabstichels und der Nadel angeregt. Diese Wiener Gesellschaft gibt ihren Mitgliedern mit vollen Händen. Jedes Jahr bringt ihnen neue Hefte des Albums, welche Linienstiche und Radirungen nach modernen Meistern von der Hand der vorzüglichsten Künstler enthalten; außerdem aber auch Lieferungen des sogenannten Galeriewerkes, das bedeutend größere Blätter nach Werken der älteren Großmeister der Malerei, hauptsächlich in der Belvederegalerie und der Pesther Esterhazygalerie, bietet. Endlich noch einzelne umfangreiche Blätter nach berühmten Gemälden; aber nicht allein Kupferstiche. Das eben jetzt ausgegebene für das Vereinsjahr 1877 bis 78 ist z. B. eine eminente Leistung der Chromolithographie, des Farbendrucks, eine auch im Colorit mit minutiöser Treue durchgeführte Copie des einen von Carpaccios Bildern aus dem Leben der heil. Ursula in der Galerie der Akademie zu Venedig, ein Hauptwerk dieses für die culturgeschichtliche Kenntniß der Lagunenstadt im 15. Jahrhundert so wichtigen wie an Erfindungsgabe und realistischer Darstellungskraft der ihn umgebenden farbenprächtigen Wirklichkeit so außerordentlichen Vorläufers des Tizian. Die diesjährigen Galeriehefte enthalten vier vorzügliche Blätter: das Selbstporträt des Rubens aus der Wiener Belvederegalerie, ein Linienstich von Lindner, in wundervoller Zartheit, Kraft und Wärme des Tons reproducirt; die heilige Familie unter dem Apfelbaum, das Bild, welches die Außenseite des St. Ildosonsoaltars von Rubens in derselben Galerie schmückt, radirt von Unger, bekanntlich einem der ersten aller modernen Meister dieser Kunst; Halt auf der Jagd von Wouwerman, radirt von Krauskopf, und die herrliche taghelle, sonnige Radirung von Fischer nach Canalettos „Schloßhof" (im Besitz des kaiserlichen Hofes). Ein besonders hervorragendes Werk des reinen Linienstichs ist den Mitgliedern in Aussicht gestellt: der große Stich unseres berühmten preußischen Landsmannes in Wien, Prof. Jacoby, nach Raphaels Schule von Athen. Den Publicationen dieser Hefte der Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Künste sind von Zeit zu Zeit zwanglose Textblätter beigegeben, welche über die in jenen reproducirten Kunstwerke und deren Meister, die betreffenden Stecher und Radirer oft sehr willkommene Mittheilungen geben, und die Subscribenten über die Unternehmungen und die Finanzwirthschaft der Gesellschaft gewissenhaft auf dem Laufenden erhalten. Dem neuesten dieser Textblätter hat Wilhelm Lübke einen höchst schätzbaren Beitrag, eine kurz gefaßte. glänzend geschriebene Biographie und Charakteristik des Rubens beigegeben.

Unvergleichlich zahlreicher sind die photographischen und phototypischen Publicationen des deutschen Kunstverlags, welche in diesen letzten Wochen an's Licht traten. In erster Reihe steht die hier von dem außerordentlich regen und unternehmungsfreudigen Leipziger Verleger Herrn Edwin Schloemp in's Leben gerufene Gustav-Freytag-Galerie. Diese Sammlung von photographirten Cartons, durchgeführten farblosen Bildern, deren Gegenstände den Schriften Gustav Freytags — keineswegs seinen Dichtungen allein, sondern auch den Bildern aus Deutschlands Vergangenheit — entlehnt sind, schließt sich in ihrer gesammten Erscheinung manchen, seit Wilhelm v. Kaulbachs Shakespeare- und Goethebildern erschienenen, derartigen „Galerien" zu Dichterwerken an. Gustav Freytags Dichtungen bieten der zeichnenden Kunst besonders kräftige Anregung und mannichfache, sehr geeignete Stoffe der künstlerischen Gestaltung. Eine Bilderreihe, welche wichtige Scenen seiner Schilderungen aus allen Epochen der deutschen Geschichte, in den von ihm mitgetheilten und bearbeiteten älteren Quellenschriften und Documenten derselben, wie in den historischen Romandichtungen der „Ahnen" und nicht minder in den das moderne deutsche Leben behandelnden Erzählungen und Schauspielen, ihrem Geist und Charakter getreu, veranschaulicht, wird nicht nur als Illustration des dem deutschen Volk so werthen Dichters, sondern auch als eine künstlerische Vergegenwärtigung der culturgeschichtlichen Entwickelung unseres Vaterlandes in allen Stadien derselben eine hohe Bedeutung haben und freudig von der Nation begrüßt werden. Dieser Ruhm ist es, den die Gustav-Freytag-Galerie anstrebt. Die Mittel zu seiner Erreichung sind gut gewählt. „Das Vaterland nennt keinen großen Namen", oder doch nur sehr vereinzelte, unter seinen Geschichts- und höhern Genremalern, dessen Träger nicht von Herrn Schloemp gewonnen worden wäre, durch die Zeichnung eines oder mehrerer Bilder dieser Galerie an deren Herstellung mitzuwirken. Das Programm führt unter den Mitarbeitern Meister auf wie A. Menzel, Piloty, May, Lindenschmit, O. Knille, G. Spangenberg, P. Meyerheim, Flüggen, H. Kaulbach, Liezen-Mayer, A. v. Heyden, Wisniewsky, C. E. Doepler, Thumann, Graf Harrach, Diez, Beyschlag, C. Becker, Grützner, C. Hoff, C. Hünten, Camphausen, Herterich, A. Wagner, H. Lossow. Und diese Künstlernamen sind hier nicht etwa nur ein lockendes Aushängeschild, sondern die Mitarbeiterschaft derselben ist eine Wirklichkeit. Dank der Erfindung der Photographie ist gegenwärtig bei solchen Unternehmungen, die ehedem jeden Zeichner so peinlich beschäftigende Sorge wesenlos geworden: wie wird mein Bild in der Copie herauskommen! was wird der Stecher, der Lithograph oder der Holzschneider daraus machen! Nun weiß er es: die Nachbildung muß genau wie das Original selbst aus dem Vervielfältigungsproceß hervorgehen. Die photographischen Bilder dieser Freytag-Galerie, in dem Bruckmann'schen Institut zu München ausgeführt, sind wieder ebenso viele überzeugende Beweise dafür. Die ersten Lieferungen der Sammlung, die mir vorliegen, enthalten drei Compositionen zu den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit"; drei andere zu ebenso vielen Geschichten der „Ahnen". A. v. Heyden entnahm dem im ersten Bande jener Bilder citirten altgermanischen Heldengesange den Gegenstand seiner Zeichnung: Die Erscheinung des von Walhall Nachts zurückkehrenden Hailaga auf seinem Todtenhügel, von der sich in liebenden Schmerz verzehrenden Gattin Siguna beschworen. J. Flüggen zeichnete ein ungemein liebenswürdiges Sittenbild aus dem deutschen Leben des 16. Jahrhunderts, den Spaziergang Felix Platers mit der von ihm umworbenen Jungfrau und den Eltern; G. Spangenberg, Luther mit seiner Braut Katharina und Lucas Kranach. — Liezen-Mayer stellte die gewaltige Schlußscene der Erzählung vom Helden Ingo dar, ihn und sein herrliches Weib, das sich über ihn geworfen hat, um gemeinsam mit ihm unter den Trümmern des bestürmten brennenden Hauses zu sterben. H. Kaulbachs Bild vom „Nest der Zaunkönige" zeigt den jungen gelehrten Klosterschüler Immo mit der klugen Hildegard an des Grafen Gerhard Tafel; Doepler malte zu den „Brüdern vom deutschen Hause" die stolze schöne Gräfin von Meran mit Ivo, wie er die Liebe der leidenschaftlichen Frau zurückweist. Von diesen bisher veröffentlichten Bildern ist der Schluß auf eine schöne Verwirklichung der glücklichen Idee des Unternehmens wohl erlaubt. Gustav Freytag hat in einer Zuschrift an den Verleger seine volle Befriedigung kund gegeben; die Frau Kronprinzessin hat die Widmung der Galerie angenommen und Herrn Schloemp ihr lebhaftes Interesse an dem Werk und ihr Vertrauen in die daran mitarbeitenden Künstler ausgedrückt. Da die photographische Vervielfältigung die Copirung der Originale in jeder beliebigen Größe gestattet, so ist damit diesen Bildern, welche unserem Volke so viele Lieblingsschöpfungen des nationalen Dichters lebendig verkörpert vor's Auge bringen, jedes Haus eröffnet. Die großen kostbaren Blätter können die Wände der Reichen schmücken, die kleinen und kleinsten einen willkommenen, durch Inhalt und Form gleich werthen und erbaulichen Schmuck der Wohnung und des Lebens der einfachsten Bürgerfamilie bilden.

Anton v. Werners „Studienköpfe", nach den Originalzeichnungen aufgenommen und gedruckt im Berliner photographischen Institut, Verlag von Paul Bette in Berlin, gehören zu den interessantesten Publicationen, welche durch diese neueste reproductive Technik möglich wurden. Die Bedeutung der darin porträtirten Persönlichkeiten, die Meisterschaft der unmittelbar nach dem Leben mit schneller und sicherer Hand entworfenen Zeichnung, welche mit wenigen Strichen und leichten Tönen den Eindruck des vollen körperlichen und geistigen Lebens hervorbringt und durch die Phototypie in einer auch das geübteste Auge täuschenden, unbedingten Uebereinstimmung mit den Originalen wiedergespiegelt ist, — alle diese Vorzüge wirken hier zusammen. Die Mehrzahl der in dem ersten Heft enthaltenen zehn Köpfe ist von v. Werner während seines Aufenthaltes im kronprinzlichen Hauptquartier zu Versailles im Winter 1870—71 nach der Natur gezeichnet worden. Andere, wie der Reichskanzler mit der Pfeife im Munde in Scheffels und Werners illustrirtem Gaudeamus blätternd, wie der Feldmarschall v. Manteufel, der Geheimrath v. Wilmowsky, erst hier in Berlin in diesem Jahr. Hoffentlich wird diese Galerie zeitgeschichtlicher Charaktere in derselben Weise noch in zahlreichen Heften fortgesetzt werden. A. v. Werners Mappen und Skizzenbücher weisen einen überreichen Inhalt der gleichen Art auf. Gerade die Frische, die Unmittelbarkeit, welche in dieser Art der Bleistift- und Kreidezeichnung nach der lebendigen Natur liegt, und im ausgeführten Bilde nur zu oft verloren geht, gibt diesen Blättern von Meisterhand ihren außerordentlichen Reiz. Auf jedem anderen Wege der Reproduction derselben würde allerdings ein gut Theil davon verloren gehen. Nur die Phototypie vermochte es, diese reine Spiegelung zu bewerkstelligen, welche sich sogar bis auf den eigenthümlichen schwärzeren oder graueren, stumpferen oder schimmernderen Ton der schwarzen Kreide und des Bleistifts der Originalzeichnungen erstreckt.

Desselben Vervielfältigungsmittels bedienten sich die Mitglieder des Berliner Künstlervereins, welche die Zeichnungen des eben jetzt unter dem Titel „Bausteine" bei A. Titze in Berlin herausgegebenen Vereinsalbums lieferten, zu deren Reproduction. Die Erklärung dieses Titels gibt eine Einleitung von dem unterzeichneten Mitgliede L. Pietsch verfaßt, welche die bisherige Entwicklungsgeschichte jener Genossenschaft von der Stiftung der letzteren bis zu diesem Tage erzählt, und durch den Holzschnitt eines außerordentlich schön und reich erfundenen und gezeichneten Initials mit Schlußvignette von L. Burger geschmückt wird. Durch diese Geschichte besonders der letzten fünfzehn Jahre des Vereins zieht sich als der rothe Faden die Sehnsucht desselben nach einem eigenen Daheim, wie es sich die Düsseldorfer, Wiener, Dresdener Kunstgenossen längst zu gründen verstanden haben, während die Berliner sich immer mit unzureichenden und ungewissen Miethswohnungen behelfen mußten. Um jenen Traum zu verwirklichen, haben die Letzteren wiederholt die Mittel angewendet, welche ihnen Talent und Opferfreudigkeit, Fleiß und Kraft der Gesammtheit und jedes Einzelnen boten. Bis jetzt zwar noch immer nicht mit dem völlig genügenden Erfolge. Aber sie hoffen wie Leonore im Fidelio: „Das Ziel, sei's noch so hoch, die Liebe wird's erreichen!" Dazu mitzuwirken ist auch das Unternehmen dieser „Bausteine" bestimmt. Handzeichnungen, im Genre, in der Gestaltungs- und Behandlungsweise ungemein mannichfaltig, von dreißig verschiedenen allbekannten und -beliebten Berliner Künstlern ausgeführt, theils im phototypischen Institut, theils im Atelier von Römmler und Jonas facsimilirt, bilden den Inhalt dieses ersten Heftes, das in einer prachtvoll, wahrhaft künstlerisch (Arabeskencomposition in Goldpressung) verzierten Umschlagmappe von Luthmers Zeichnung ausgegeben ist. An der Spitze dieser Bausteine herbeitragenden Künstler steht wieder Adolph Menzel, der ein Blatt von wahrhaft erstaunlicher Kraft und Schärfe der lebensvollsten Charakteristik lieferte: die erste Morgenstunde in einem Eisenbahncoupé nach schlechter im Halbschlaf verbrachter Nacht. Gustav Richter gab ein Blatt mit den schönsten Naturstudien nackter Knabenkörper zu einem Idealbilde, mit welchem er die Bettwand seines eigenen Schlafzimmers decorirt hat; L. Knaus einige in Kreide gezeichnete Naturstudien von süddeutschen und tyrolischen Bauerncharakteren. Werner Steffeck, Spangenberg, Ehrentraut, Amberg, Dielitz, Gentz, Bleibtreu, Hallatz, Breitbach, Bennewitz, es mag an der Nennung dieser Mitarbeiternamen genügen. Bei der einmal erwachten, viel verbreiteten Liebhaberei für künstlerische Handzeichnungen und bei jener allgemeinen Gunst, deren sich der Verein der Berliner Künstler erfreut, zweifle ich nicht, daß diese Bausteine ihrem Zweck gute Dienste leisten und zu dem noch immer erforderlichen Baufond des Vereinshauses einen nicht unansehnlichen Beitrag liefern werden.

Die durch die Photographie geschaffene und gebotene Möglichkeit der unbegrenzten Vervielfältigung von Handzeichnungen in Facsimilecopien kann ganz besonders solchen Malern willkommen sein, deren Hauptstärke nicht in der Farbe und Malerei, sondern in der Erfindung und Zeichnung beruht. Zu diesen gehört einer der phantasievollsten Landschaftsmaler der Berliner Gruppe: Gustav Pflugradt. Unter dem Titel: „Deutsche Landschaften" sind sechs solcher, von ihm in chinesischer Tusche ausgeführter und durch photographischen Lichtdruck copirten und vervielfältigten Landschaftscompositionen von H. Wolf in Berlin herausgegeben und bei Anders und Bufleb daselbst in sehr anständiger Ausstattung in großer goldgepreßter Mappe erschienen. Auch für sie habe „ich Endesunterzeichneter" einen kurzen Text zu verfassen gehabt, der sich die eigentlich überflüssige Mühe gibt, dem Beschauer die poetische Absicht des Künstlers in Bezug auf Composition, Scenerie und Stimmung jedes einzelnen Bildes noch besonders auszudeuten und klar zu machen. Diesen Bildern aus deutscher Landschaft gelänge das für jeden empfänglichen und naturfreudigen Sinn auch ohne das durch die eigene Kraft ihrer stummen Beredtsamkeit zur Genüge. Der Ton dieser Landschaften ist im Sonnenglanz, klarem Helldunkel und tiefem Waldesschatten so richtig getroffen, so reich, fein und wahr, daß er die mangelnde Farbe fast ersetzt.

Dasselbe phototypische Institut von Römmler und Jonas in Dresden, welches diese Copien ausgeführt hat, läßt ein Lieferungswerk erscheinen, dessen beide ersten Hefte gegenwärtig vorliegen: eine „Galerie moderner Gemälde", ebenfalls mit einem kurzen Begleittext von dem hier bereits als Verfasser von derartigen Texten genannten Herrn. Letzterer erläutert die in jedem der Hefte enthaltenen drei Bilder und gibt die knapp gehaltene Biographie und Charakteristik eines von den darin vertretenen modernen Meisters von Ruf, die wiederum durch das Bildniß desselben illustrirt wird. So brachte das erste Heft die phototypische Copie des vortrefflichen Porträts Prof. Eduard Meyerheims in ganzer Figur an der Staffelei arbeitend, von seinem berühmten Sohne Paul; das zweite das Bildniß Steffecks nach der Büste von Enke. In der Reproduction farbiger Bilder hat die phototypische Technik noch nicht die gleiche Höhe der Ausbildung und unbedingt befriedigende Vollkommenheit erreicht, wie in der von farblosen Handzeichnungen. Immerhin wird durch dies Unternehmen auch dem größeren Publicum für billigen Preis eine Fülle von erfreulichen Bildern gebracht, welche frei von jeder wirklichen Versündigung und Untreue gegen den Geist des Meisters sind, der sie malte.

Zum letzten Abschluß kam vor kurzem das von Paul Bette in Berlin herausgegebene prächtige Lieferungswerk: „Das Grüne Gewölbe zu Dresden", hundert phototypische Abbildungen der auserlesensten und verschiedenartigsten kunstgewerblichen Erzeugnisse der Renaissance, des Barock- und Roccoco-Zeitalters, wie sie jene berühmte Schatzkammer der sächsischen Herrscher in so reicher Zahl bewahrt. Herr Dr. Th. Gräße, der Director dieses Museums der Kleinkunst, begleitete diese Bilder mit einem erläuternden Text, der eine Art von kurz beschreibendem Katalog der dargestellten Objecte bildet. Ein wahrhaft greifbare Körperlichkeit zeigen diese phototypischen Abbildungen jener Kunstgegenstände aus Elfenbein, Bronze, Edelmetallen, Juwelen und Perlen, Krystall, Bernstein, Email und Porzellan. Die Richtigkeit, Schärfe und Genauigkeit in der Zeichnung der Formen, des plastischen und malerischen Schmucks,

wie in der Wiedergabe des, jeder dieser Oberflächen eigenthümlichen, Glanzes und Tones ist eine absolute. So empfehlen sich die Bilder als ein vorzüglicher Ersatz für die wirklichen kunstvollen Prachtstücke jener Sammlung besonders allen Technikern und Schülern der Kunst- und Luxusgewerbe, um danach zu studiren, zu zeichnen und zu bilden. Die Aufnahme des Werkes unter die Lehrmittel unserer öffentlichen Kunst- und technischen Fachschulen braucht wohl nicht erst empfohlen zu werden.

Von manchen der hervorragendsten neuen Erzeugnisse der deutschen Holzschneidekunst ist in der „Gegenwart“ bereits berichtet worden; andern, z. B. denen in jener Jubelausgabe des „Zerbrochnen Krugs“, bleibt eine nähere Besprechung hier noch vorbehalten. Ich begnüge mich für diesmal, auf die Illustrationen des zweiten der beiden, bei Engelhorn in Stuttgart erschienenen Prachtwerke „Italien“ und „das Schweizerland, eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal, in Schilderungen von Woldemar Kaden“, hinzuweisen. Mit der im vorigen Monat versendeten achtundzwanzigsten Lieferung ist auch dies Werk vollendet. Bis zur letzten Seite ist ihm der glänzende und künstlerisch vornehme Stil in der Haltung und Erscheinung geblieben, welcher das ihm vorangegangene erstgenannte Werk auszeichnete. Der Holzschnitt des Closs'schen Ateliers hat sich jeder Aufgabe des Ton- wie Facsimile-Schnitts gewachsen gezeigt, welche ihm von den zeichnenden Meistern gestellt wurde, wie verschieden die Behandlungsweise eines jeden von ihnen auch sein mochte. Keine Seite des Lebens der Bevölkerung der Kantone, keine der grandiosen, der schönheitsvollen, der schaurig erhabenen wie der lieblichen Scenerien des Alpenlandes, die hier nicht von der dafür berufensten deutschen Künstlerhand ihre fesselnde Darstellung erhalten hätte. Was sich aber dieser entzog, hat Woldemar Kaden durch seine farbenreichen, warmen und begeisterten Schilderungen des Landes und der Sitten, der Sage und Geschichte, Vergangenheit und Gegenwart nicht minder lebendig, wahr und erfreuend veranschaulicht. Dies Gesammtbild des Schweizerlandes ist zugleich das treuste, allseitigste und reizvollste, welches bisher noch durch das Zusammenwirken von Wort und bildender Kunst geschaffen wurde.

Die Zahl der diesjährigen, von deutschen Verlegern herausgegebenen, Prachtwerke von luxuriöser künstlerischer Ausstattung ist während des letzten Drittels des November um einige neueste derartige Publicationen vermehrt worden. Die bedeutendste Erscheinung darunter ist die letzte Lieferung der Chromofacsimiles Eduard Hildebrandt'scher Aquarellen „Aus Europa“, von Loeillot und von Steinbock in Farbendruck ausgeführt, von R. Wagner in Berlin herausgegeben. Ueber die beiden ersten Abtheilungen dieses Werkes, welches eine Fortsetzung des, die 36 Aquarellen von Hildebrandts Reise um die Erde enthaltenden bildet, hat die „Gegenwart“ im December des vorigen und des vorangegangenen Jahres eingehend berichtet. Diese neueste Abtheilung, welche nach dem Plan des Werkes den Schluß desselben zu bilden bestimmt ist, umfaßt vier Blätter, ebenfalls aus dem Privatbesitz des Kaisers zum Zweck ihrer Reproduction und Veröffentlichung bewilligt. Es sind für Hildebrandts künstlerische Art und Größe nicht weniger charakteristische Schöpfungen, als die zuvor publicirten zehn Bilder. Die landschaftlichen Motive, die Beleuchtungen und die allgemeinen Tonstimmungen eines jeden derselben sind durchaus verschieden; gleich in allen nur die Meisterschaft der Schilderung und der Aquarellbehandlung, die, keineswegs auf Kosten der Wahrheit erreichte, schöne Pracht der farbigen Wirkung. Das eine zeigt, inmitten einer echt englischen Landschaft mit hohen, alten, vollaubigen Bäumen und weiten Rasenflächen, die lichtröthlichen, burgähnlichen Backsteingebäude des Schulpalastes von Eaton, über deren Zinnen sich das von Thürmchen flankirte Giebeldach der Schulkirche hoch hinaushebt. Nur diese Aquarelle ist von Loeillot facsimilirt. Die zweite, wie alle übrigen von Steinbock in derselben täuschenden Uebereinstimmung mit dem Orginal ausgeführt, stellt die, „the Needles“ genannten, einzeln aus dem Meer aufragenden hohen Klippen nahe der britischen Küste dar. In langen, ruhigen, niedern, bestimmt geformten Wellenstreifen wallt die See gegen den Strand und um den Fuß jener Felspyramiden. Den größern untern Theil derselben decken bereits die kühlen, klaren Schatten des Abends, während die Spitzen noch sanft vom warmen Schein der sinkenden Sonne erglühen, deren Licht nach dem jenseitigen Horizont hin schon vom Seenebel über der Ferne verschlungen wird. Das dritte ist eins der vollendet schönsten Bilder des Sonnenunterganges der Meeresküste (Bodöe). Hinter dem dunkeln Höhenrücken aufwärts bricht der blendende, goldige Glanz hervor; die leichten Wölkchen, die dort hoch oben schwimmen, gleichen dem zarten Ton der Rosenblätter; auf der leichtbewegten Fluth des Meeres zittert der Abglanz dieses lichtgetränkten Aethers. Kaum in einem andern Bilde hat Hildebrandt diese so oft von ihm behandelten, so tief studirten Lichterscheinungen und Wirkungen treffender und überzeugender zu schildern erreicht, als hier. Das vierte, Blankenburg am Harz, im Ton eines sonnigen, warmen Tages, sieht für ein Stück norddeutscher Erde wohl etwas exotisch aus. Es ist nichts weniger als Vedute, wohl aber ein Landschaftsbild von reicher, tiefer und prächtiger Wirkung und echt genialer Malerei. Die Kunst der Wiedergabe der ganzen Tonscala auch in ihren zartesten Nüancen, des Scheins der Technik, der Vortragsweise und Pinselführung Hildebrandts auf diese, durch eine Art musivischer Zusammensetzung und Ueberdruckung vieler Tonplatten hergestellten Copien ist hier zu einer nicht zu überbietenden Ausbildung und Vollkommenheit gebracht. Das ehrenvolle Zeugniß, welches der Meister selbst damals vor 9—10 Jahren den ersten derartigen Reproductionen seiner Aquarellen gab, würde er diesen neuesten letzten gegenüber nur noch nachdrücklicher wiederholen können. Das Gedächtniß Eduard Hildebrandts und das Bewußtsein von der besondern Bedeutung seines Schaffens lebendig zu erhalten, werden diese glänzenden Wagner'schen Publicationen mehr noch wirken, als es die in den Galerien und den Mappen ihrer vereinzelten Besitzer verborgenen Originalwerke des großen deutschen Malers für sich allein vermocht haben würden.

Ein letztes hinterlassenes Werk einer schon vor mehreren Jahren von uns geschiedenen sinnigen und kunstreichen Meisterin, Frau Hermine Stilke, liegt uns in nachträglich vollendeter Gestalt vor: Deutsches Land und deutsche Lieder, ausgewählte Dichtungen mit Illustrationen von H. Stilke, 15 Chromolithographien, gezeichnet von H. Theuerkauf, gedruckt von Loeillot, Leipzig, Verlag von E. Schloemp. Frau Stilkes Weise, das Ornament zu behandeln, es mit poetischen Sprüchen zu durchflechten, mancherlei Symbolisches hineinzugeheimnissen, ist aus zahlreichen anderen Schöpfungen dieses thätigen Künstlerlebens bekannt. In dem vorliegenden Werk bilden die Ranken, Blätter und Blumen die mehr oder weniger stilisirten Umrahmungen von Landschafts- und Städtebildern, in welchen fünfzehn verschiedene deutsche Gaue repräsentirt sind. Die ziemlich naturalistisch behandelten großen und kleinen Blumen und Blätter, welche sich mit den Ranken der Arabesken zu diesen Umrahmungen verbinden, sind so gewählt, daß sie in leicht erkennbaren Beziehungen zu dem landschaftlichen Charakter der in dem Bilde dargestellten Scenerie stehen. Meist sind sie so discret im Maßstab und der Ausführung, daß das Mißverhältniß, welches zwischen solchen natürlichen Blumenrahmen und der von ihnen eingefaßten Landschaftsbilder leicht hervortritt, nicht so fühlbar wird. Diese Landschafts- und Städtebilder sind außerordentlich glücklich gewählt und mit feinem, lebhaften Naturgefühl und poetischem Sinn gezeichnet. Von Theuerkaufs Hand sind sie mit der ihm eigenthümlichen Delicatesse und Detailreichthum bei schöner Gesammtwirkung auf den Stein übertragen, von Loeillot in wenigen, fein und glücklich gestimmten Tönen gedruckt. Diese fünfzehn Landschafts- und Architekturbilder sind die Titelblätter für ebenso viele Kapitel, welche durch Lieder deutscher Dichter gefüllt werden, deren Geburtslande die in dem Titel jenes Abschnitts bezeichneten deutschen Gaue sind. Diese Verbindung von bildender Kunst, von Landschafts- und Ornamentalmalerei, mit Poesie und etwas Literatur- und Heimatskunde, wie die außerordentlich elegante, reiche und geschmackvolle Ausstattung des dabei sehr handlichen Bandes macht dies posthume

Werk der unvergeßlichen liebenswürdigen Künstlerin zu einer besonders geeigneten und willkommenen Festgabe; vor Allem den jungen Fräuleins und „Frauen wohl empfohlen“.

In höchst origineller und reicher decorativer Ausstattung erschien soeben bei A. Hofmann und Co. in Berlin eine Prachtausgabe von Friedrich Bodenstedts: Aus dem Nachlasse Mirza Schaffys. Neues Liederbuch. Dieser schöne Lieder-, Spruch- und Weisheitsschatz des in das persische Gewand maskirten, gedankenvollen deutschen Sängers und Verskunstvirtuosen war bekanntlich das erste Werk, welches der Verein für deutsche Literatur seinen Mitgliedern vor nun drei Jahren darbot. Es hat in dieser kurzen Zeit fünf Auflagen erlebt. Diesen Erfolg feiert die Verlagshandlung gleichsam durch die Publication der Prachtausgabe. Mit richtigem Takt ist bei dieser jede Illustrirung durch Figurenbilder oder sonstige realistische Darstellungen irgend welcher Art vermieden. Der brillante künstlerische Schmuck ist hier durchaus nur durch Ornamente und Arabesken, und zwar echt persischen Stils, hervorgebracht. In dem Deckel, in den Titelblättern der einzelnen Gedichtgruppen und in den jede Seite umschließenden Rahmen sind durch Baumeister Luthmer, diesem in jede Stilart tief eingeweihten Kenner und Meister des Ornaments, persisch-orientalische Motive mit vollendetem Geschmack, Wissen und Kunst zu formen- und farbenprächtigen Compositionen verarbeitet. Der Stich, Gold- und Farbendruck derselben ist in der Anstalt von Zamarski in Wien ausgeführt. Dieses bunte, glänzende, zierliche Prachtkleid deutscher Lyrik und Spruchpoesie sieht allerdings fremdartig genug aus. Aber es steht in anmuthiger Harmonie mit der zierlichen Maske, welche der Dichter für sich selbst erwählte, und mit so viel Grazie und Anmuth jederzeit durchzuführen wußte.

Der gegenwärtig in voller Ausführung begriffene innere Umbau des Berliner Zeughauses, dieser ernsten und großartigen Schöpfung des nordischen Barockstils, lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf die so lange ziemlich unklar gebliebene Geschichte des Baues und besonders auf die Frage des Antheils, welchen der größte Meister der Sculptur und der Baukunst seit Michelangelo, Andreas Schlüter, an der Architektur des Gebäudes und an der plastischen Decoration desselben gehabt hat. Das Zeughaus ist, wie wir wissen, nach Nehrings Plan gebaut; unter ihm aber wurde dasselbe bis zu seinem Tode 1695 kaum über die Fundamente hinausgeführt. Schlüter löste in dieser Oberleitung 1698 den Baudirector Grünberg ab, aber nur für ein Jahr; und Johann von Bodt war es, der es in seiner heutigen Gestalt zu Ende führte. Nur eins steht in Bezug auf Schlüters Antheil fest: daß der Grundgedanke der Decoration von ihm herrührt und die plastische Ausführung ihrer Hauptpartien in Sandstein in seiner Werkstatt geschehen ist. An der Außenseite schmückte er das Gebäude mit allem Pomp und Glanz der kriegerischen Rüstung. An den umschließenden Wänden des inneren Hofes aber bildete er das Gegenstück dazu: die berühmten „Masken sterbender Krieger“. Sie haben mit Recht neben der Reiterstatue des großen Kurfürsten jederzeit als die erhabensten und bewundernswürdigsten Werke des Schlüter'schen Genies gegolten. Das schmerzvolle Sterben, der grausige Schlachtentod ist nie in ergreifenderer Realistik noch in größerer Mannichfaltigkeit von der bildenden Kunst in menschlichen Gesichtern dargestellt worden. Aber auch nie grandioser, nie mit ähnlich monumentaler Wucht, wie in diesen unvergleichlichen Decorationsstücken, mit welchen er die Schlußsteine der Fensterbogen schmückte. Die Polytechnische Buchhandlung (A. Seydel) in Berlin hat die sämmtlichen dreiundzwanzig Masken und den vierundzwanzigsten Schild, den mit den beiden in der Todesumarmung verstrickten Erynnien, durch Lichtdruck im Berliner phototypischen Institut (Jacobi und Prager) vervielfältigen lassen und durch einen erläuternden Text von Dr. R. Dohme, dem bekannten kunstgelehrten Bibliothekar des Kaisers, begleitet, in einfacher, vornehm würdiger Ausstattung, in einer Mappe zusammengefaßt, unter dem Titel: „Die Masken sterbender Krieger im Hof des ehemaligen Zeughauses zu Berlin, von A. Schlüter“, herausgegeben. Allen Künstlern und Kunstfreunden wird diese längst schon erwünschte Publication willkommen sein. Ist aber in dem Titel der Ausdruck des „ehemaligen“ glücklich gewählt? Wir wollen es nicht hoffen, sondern dringend wünschen, daß das, was die Welt an Schlüter-Bodts Werk seit bald zwei Jahrhunderten bewundert, durch Hitzigs inneren Ausbau weder zerstört noch lädirt, sondern auch der spätesten Nachwelt rein in dieser seiner „ehemaligen“ Gestalt erhalten bleibe.

Ludwig Pietsch.

Die großen Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher, Aerzte und Hygieniker während des September 1877.

III.

Die Verhandlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Nürnberg am 25., 26. und 27. September.

1. Die Schule.

Im Jahre 1872, bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung in Leipzig, die zur Bildung eines besonderen Aerzteverbandes Veranlassung gegeben hatte, trat auch die schon in dem ersten Artikel erwähnte große Secession der deutschen Hygieniker von ihrer alten Mutterversammlung ein. Wohl bestand, längere Zeit vorher gegründet, eine Section derselben, welche sich mit den sanitären Fragen beschäftigte, aber da es sich bei der letzteren vor Allem um praktische Durchführung handelt, bei der ja keineswegs allein die Aerzte und Naturforscher in erster Reihe interessirt sind, sondern fast in gleicher Weise Techniker, Communal- und Staatsbeamte, so konnte der Rahmen, den die Naturforscherversammlung ihren ganzen Tendenzen nach allein darbietet, längst nicht mehr genügen. Aus diesem Bedürfnisse heraus erfolgte eine Neubildung, die sich wesentlich anschloß an einen anderen, allerdings mehr localen Verein, der sich aber trotz seiner räumlichen Beschränkung eine große Bedeutung in den weitesten Kreisen erworben hatte, dem niederrheinischen Verein für öffentliche Gesundheitspflege. In diesem nämlich fanden sich neben den Aerzten gerade die Bürgermeister, die Techniker, die Staatsbeamten, Gelehrte aller Facultäten, besonders auch Lehrer zusammen, und es ergab sich bald, daß eine derartige Vereinigung allein die Möglichkeit gebe, eine erfolgreiche sanitäre Reform durchzuführen. Der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege organisirte sich auf derselben Basis, und es läßt sich nicht leugnen, daß er dieser Zusammensetzung einen großen Theil der bisher errungenen Erfolge verdankt. Schrieb doch kein Anderer als der jetzige Director des kaiserlich deutschen Gesundheitsamts, als er der Sitzung des Vereins in Düsseldorf beizuwohnen verhindert war, an den Vorsitzenden desselben, den Münchener Bürgermeister Erhardt, „daß er seine Hauptunterstützung für sein zukünftiges Wirken bei den in Düsseldorf versammelten Capacitäten auf dem Felde der öffentlichen Hygiene suche und ohne deren Wirken eine gedeihliche Thätigkeit von seiner Seite im Gesundheitsamte ihm nicht denkbar erscheine“. In den nach 1872 sich folgenden Jahresversammlungen sind nun in der That fast alle hervorragenden sanitären Fragen seitens des deutschen Vereins einer lebhaften Discussion unterworfen worden, so die Schulhygiene, die Wohnungsfrage, die Verfälschung der Nahrungsmittel, speciell die der Milch und Anderes mehr. Für die diesjährige Versammlung in Nürnberg war ebenfalls ein so reichhaltiges Programm gegeben, daß es natürlich nicht zulässig ist, über dasselbe und seine Erledigung hier im Einzelnen zu referiren. Abgesehen von einer historischen Uebersicht, die ich selber wieder beauftragt war, über die Arbeiten auf dem Gebiete der Hygiene in dem letzten Jahre zu geben, handelte es sich am ersten Tage um die Ueberanstrengung der Schulkinder und den Einfluß der heutigen Unterrichtsgrundsätze in den Schulen auf die Gesundheit des heranwachsenden

Geschlechts. Leider befanden sich unter den 173 anwesenden Vereinsmitgliedern neben 125 Aerzten — nur 5 Lehrer, wodurch die ganze Debatte natürlich ein etwas einseitiges Gepräge erhielt. Herr Finkelnburg, das bekannte Mitglied des kaiserl. deutschen Gesundheitsamtes, war der erste Referent und hielt es für nothwendig, daß man drei Fragen berücksichtigen müsse: Erstens, welche Krankheiten kommen während der Schulzeit vor? Zweitens, welchen causalen Zusammenhang zwischen ihnen und den Unterrichtsgrundsätzen können wir nachweisen? Drittens, welche Reformen lassen sich durchführen? Er gab nun zu, daß es zur Beantwortung der ersten Frage z. B. an Massenbeobachtungen, die methodisch erhoben werden, noch vollständig fehle, ebenso ermangele man noch einer Recrutirungsstatistik, wie sie Virchow schon vor 14 Jahren verlangt habe, denn eine solche müsse die Schulstatistik ergänzen. Es blieben daher schließlich nur die Privatarbeiten einzelner Autoren in einzelnen Krankheitsgebieten übrig. Hervorzuheben sind speciell die bewundernswerthen Arbeiten des Professor Hermann Cohn in Breslau über die Augenkrankheiten. Eine Reihe von Verbesserungen der Schulstuben, sowie der Tische und Bänke sind in Folge davon bekanntlich angeregt und zum Theil durchgeführt worden, um die zunehmende massenhafte Kurzsichtigkeit etwas einzuschränken. Finkelnburg hat indessen nicht Unrecht, wenn er meint, bei den besten Einrichtungen werde die Kurzsichtigkeit sich zeigen müssen als Folge der fortdauernden Anstrengung des Auges, bei anhaltender Convergenz der Sehaxen. Er räth daher zur Reform des Unterrichts selbst und will: erstens eine billige Vertheilung der Arbeitslast auf die Seh- und Hörorgane, indem statt des todten Buchstaben möglichst häufig das lebendige Wort eintritt; zweitens häufigere Unterbrechung des Unterrichts, bei dem das Schreiben und Lesen nicht entbehrt werden kann, und zwar mindestens nach ³/₄ Stunden; drittens Ermöglichung freier Bewegung, um das Auge von den Congestionen zu befreien, und viertens methodische Untersuchungen der Augen aller Kinder von Zeit zu Zeit mit besonderer Berücksichtigung der Leidenden. Der Referent ging alsdann über auf eine Reihe von anderen Krankheiten, die er in all ihren Details viel zu weitläufig behandelte, so daß schließlich bei einem Berichte, welcher zwei Stunden dauerte, von irgend welcher Aufmerksamkeit nicht mehr die Rede sein konnte. Darunter litt denn auch die Discussion in hohem Grade, und wesentlich war es Herr Professor Cohn aus Breslau, der wenigstens Neues, Zutreffendes und Vollständiges noch brachte. Er wies noch einmal darauf hin, daß wir mit Sicherheit wissen, eine sehr große Zahl von Schülern, normalsichtig auf die Schule gekommen, werde nachher kurzsichtig, in der Prima unserer Gymnasien und Realgymnasien sei sogar mehr als die Hälfte der Schüler kurzsichtig! Die Zahl der Kurzsichtigen steigt von Klasse zu Klasse, ebenso der Grad der Kurzsichtigkeit, und dasselbe findet statt von Schulkategorie zu Schulkategorie. So fand Cohn in den Dorfschulen 1 Procent, in den städtischen Elementarschulen 7 Procent, in den Töchterschulen 8 Procent, in den Mittelschulen 10 Procent, in den Realschulen 20 Procent, in den Gymnasien 26 Procent Kurzsichtige. Hier ist schließlich ein Zusammenhang unleugbar, und es ist ein großes unwiederbringliches Kapital, welches unsere Söhne besonders verlieren, um eine höhere Bildung zu erreichen. Keine Einrichtungen aber werden diese Folgen zu verhindern vermögen, wenn beständig ohne Unterbrechung in der Nähe gearbeitet wird; und namentlich in den höheren Klassen der höheren Schulen wird viel zu viel, besonders zu Hause, gearbeitet. Das unableugbare Factum dieser schnellen Zunahme und die ungeheure Zahl der erkrankten Schüler machen hier eine Aenderung absolut nothwendig. Hier stehen wir allerdings vor einer wirklichen öffentlichen Calamität. Eine Hauptaufgabe der Eltern dabei ist die Verhinderung der Lesewuth, welche in dem 13—17. Jahre bei den meisten Schülern auszubrechen pflegt. Für das Auge bleibt es sich gleich, ob stundenlang ein pikanter Roman, eine Zeitung oder die Grammatik gelesen wird. Die jetzt üblichen Schularbeiten werden andererseits kaum verringert werden können, wenn nicht auch die Unterrichtsstunden und das zum Abiturientenexamen verlangte Pensum verringert werden. Welche Unterrichtsstunden und welche Schularbeiten nun aus Rücksichten auf das Auge eingestellt werden sollen, wagt Cohn nicht zu entscheiden und appellirt an einsichtsvolle Pädagogen. Seiner Ansicht nach kann etwas weniger Latein und Griechisch zum Abiturientenexamen verlangt werden, weil für die Studirenden, mit Ausnahme der Studenten der Philologie, der Nutzen jener Disciplinen nicht im Verhältniß zu der auf sie verwendeten Zeit steht. Der Erfolg dieser Discussion war schließlich folgende wohlgemeinte, aber nicht allzu logische Thesis: „Das heutige Unterrichtssystem in den Schulen wirkt nach verschiedenen Seiten hin — insbesondere durch zu frühzeitige und zu gehäufte Anstrengungen des kindlichen Gehirns bei verhältnißmäßiger Niederhaltung der Muskelthätigkeit — störend auf die allgemeine Körperentwicklung, insonderheit des Sehorgans."

Indessen hatte die Debatte doch hiermit ihren Höhepunkt erreicht und auch die übrigen Thesen besaßen meiner Ansicht nach wesentlich ein theoretisches Interesse, waren also gerade für den Charakter des deutschen Vereins wenig geeignet. Cohn hat seine eigenen Forderungen an einem anderen Orte genau präcisirt, Forderungen, denen ich unbedingt beistimme, und die wohl verdienen, einem größeren Publicum zur Kenntniß gebracht zu werden. Sie lauten:

Es ist zum Schutze der Augen nothwendig:

1) Nach ³/₄ Stunden Unterricht stets ¹/₄ Stunde Pause.
2) Bei 5stündigem Vormittagsunterricht um 11 Uhr ¹/₂ Stunde Pause.
3) Verringerung der Stunden und der häuslichen Arbeiten in den oberen Klassen der höheren Schulen.
4) Befestigung der Snellen'schen Buchstabentafel Nr. 6 in jeder Klasse; sobald diese nicht auf 6 Meter vom gesunden Auge gelesen werden kann, sofortiges Aufhören von Lesen und Schreiben.
5) Unterricht der Hygiene auf Schulen, Seminarien und Universitäten.
6) Ein Arzt in jedem Schulcollegium.
7) Sofortige Schließung der schlecht beleuchteten Schulklassen.

2. Das Bier.

Auch die Nahrungsmittelfrage wurde auf der Nürnberger Versammlung zur Discussion gebracht. Allerdings beschränkte sich die Discussion und Beschlußfassung auf das Bier, aber ganz mit Recht, denn wollte man die ganze Frage bei einer solchen Versammlung erörtern, so würde man vielleicht Wochen dazu brauchen, ehe man zum Schluß gelangte. Es mag nur, mannichfachen Uebertreibungen gegenüber, hier darauf hingewiesen werden, daß das Versetzen des Bieres mit eigentlich giftigen speciell narkotischen Stoffen nach der Ansicht der beiden Referenten, der Professoren Sell und Lintner, kaum vorzukommen scheint und daß es sich bei den gerügten Uebelständen wesentlich um Zusätze und Materialien handelt, die an und für sich unschädlich sind, wie das Glycerin und der Stärkesyrup, aber doch zu einer Beschaffenheit des Bieres führen, die für normal nicht angesehen werden kann. Es ist offenbar sehr schwer, chemisch diese Abnormitäten festzustellen, und der eine der Referenten, der als Autorität in Theorie und Praxis der Bierbrauerei anerkannte Director der Versuchsanstalten zu Weihen-Stephan, kam deshalb auch wesentlich zu Vorschlägen, die, prophylaktischer Natur, allerdings das Eingreifen des Staates in einem weiteren Umfange verlangen würden, als es mit unseren jetzigen Anschauungen der persönlichen Freiheit sich zu vertragen scheint. Die Forderung specieller Laboratorien und Versuchsstationen, die einer Verpflichtung jedes Bierverlegers, sich in den Besitz eines Eiskellers zu setzen, sind indessen noch zu akademischer Natur, als daß ein weiteres Eingehen auf sie an dieser Stelle sich schon jetzt rechtfertigen ließe.

3. Die Fabrik.

Sehr interessant und dabei fast durchweg im praktischen Sinne gehalten war die Debatte über die Fabrikhygiene, welche wohlthätig mit der unpraktischen Discussion des Vereins für Socialpolitik, der bald darauf in Berlin tagte, contrastirte.

Der Referent der Nürnberger Versammlung, der tüchtige und hygienisch gebildete Regierungs-Medicinalrath Dr. Beyer aus Düsseldorf, stellte sich wesentlich auf den Standpunkt, daß es sich viel weniger um neue Gesetze, sondern nur um wenige Ergänzungen auf dem Gebiete der Gewerbegesetzgebung handele, und daß man vor Allem nur darauf dringen müsse, daß die bestehenden Gesetze und Verordnungen auch ausgeführt würden. Der Normalarbeitstag, der durch einen Schweizer Arzt auch hier seinen, wenn auch sehr maßvollen Vertreter fand, wurde durch den Uebergang zur Tagesordnung beseitigt. Die Forderung eines staatlichen Schutzes für Frauen und Kinder wurde dagegen vollständig anerkannt. In dieser aus Praktikern bestehenden Versammlung vergaß man indessen nicht, daß gerade die Arbeiterbevölkerung selbst den Bemühungen, ihre Verhältnisse in sanitärer Beziehung zu verbessern, den meisten Widerstand entgegenzusetzen pflegt. Es ist nämlich außerordentlich schwer, wie man in Mülhausen und anderswo erfahren hat, die Thätigkeit der Arbeiter und Arbeiterinnen in den Fabriken zum Besten ihrer Gesundheit einzuschränken, wenn man nicht dafür sorgt, daß demungeachtet ihr Arbeitsverdienst nicht geschmälert wird. Es wird dies durch Kranken- und Unterstützungskassen selten ermöglicht, und humane Fabrikbesitzer haben deshalb, wo es sich nicht um eine eigentliche Krankheit handelte, sondern z. B. um die Zeit nach der Entbindung der Frau, während welcher ja eine längere Ruhe aus physiologischen Gründen durchaus nothwendig ist, den Zweck dadurch erreicht, daß sie einen Theil des Lohnes aus ihrer Kasse bezahlten. Die Arbeiter selbst haben überall auf das Entschiedenste dagegen protestirt, daß den eben entbundenen und daher die Arbeit unterbrechenden Arbeiterinnen ein Theil ihres Lohnes aus der Kasse gezahlt werde, und dadurch ist es gekommen, daß es in Fabriken, wo der Fabrikherr nicht geradezu ein Almosen gab, nicht durchzusetzen gewesen ist, die eben entbundene Frau so lange als nothwendig der Fabrikarbeit zu entziehen.

Noch ein Moment endlich wurde in der Nürnberger Versammlung bezüglich der Fabrikhygiene besonders hervorgehoben, welches bei den Socialpolitikern kaum berührt worden ist. In der Versammlung der Letzteren ging man nämlich durchgehends von der Anschauung aus, als bedürften gerade die Fabriken in hygienischer Beziehung einer Reform, als seien die sanitären Zustände in ihnen viel besserungsbedürftiger als die der kleineren Werkstätten. Die Mitglieder der Nürnberger Versammlung konnten aus eigener Anschauung sich dem nicht anschließen. Die größeren Fabriketablissements haben viel mehr für die Gesundheitspflege der Arbeiter gethan, als die Besitzer der Werkstätten. So ist z. B. in den größeren Fabriken die Ventilation jetzt fast durchgehend sehr gut und gerade in den kleineren Werkstätten — man denke nur an die Räume, in denen etwa 10—12 Schneidergesellen zu arbeiten pflegen — sieht es am schlimmsten aus. Ist daher auch die Ueberwachung der Fabrikarbeit seitens des Staates durchaus geboten, so hat er doch dieselbe, ja fast eine noch größere Pflicht den Werkstätten ohne eigentlichen Fabrikbetrieb gegenüber, und es handelt sich daher nicht um eine neue Fabrikordnung, sondern um gemeinschaftliche hygienische Grundsätze für alle Gebiete der gewerblichen Arbeit.

P. Boerner.

(Schluß folgt.)

Auf den Brettern.

Schauspiel in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Adolf Wilbrandt hat sein neustes Schauspiel „Auf den Brettern" vor kurzem zum ersten Mal in Leipzig, gelegentlich des Gastspiels seiner Frau Auguste Wilbrandt-Baudius, aufführen lassen. Das Schauspiel ist in mehr als einer Beziehung ein Wagestück; jetzt, da es gelungen, da sich der Erfolg für den Dichter entschieden, kann man um so unbefangener darüber sprechen.

Gleich die Wahl des Stoffes konnte zu ernsthaften und gerechtfertigten Bedenken die Veranlassung geben. „Auf den Brettern" ist ein echtes Schauspielerstück, und ich glaube nicht, daß irgend eine Literatur ein so ausschließliches Schauspielerstück aufzuweisen habe. In dieser Beziehung ist das Wilbrandt'sche Stück ganz originell. Es ist freilich keine Neuheit, daß man Schauspieler und Schauspielerinnen in die Mitte der dramatischen Handlung gestellt und sie zu Helden oder Heldinnen von rührenden Dramen, sentimentalen Schauspielen, Schwänken und Possen gemacht hat. Man braucht nur an „Kean, oder Genie und Leidenschaft", „Therese Krones", „Richards Wanderleben", „Der Vater der Debutantin", „Lucinde vom Theater" 2c. zu erinnern. Aber in allen diesen Stücken war das Schauspielerthum der Betreffenden immer nur mehr oder minder erheblich accessorisch. Bei Wilbrandt aber ist es nicht nur die Hauptsache, sondern es ist, wie ich andeutete, das Alleinige

Schon der Zettel zeigt die erhebliche Abweichung dieses neusten Stückes von den früheren, die sich mit Theatervorgängen oder mit bühnenangehörigen Persönlichkeiten beschäftigten. Mit Ausnahme von zweien stehen alle in dem Wilbrandt'schen Stücke auftretenden Personen mit dem Theater in berufsmäßiger Verbindung, alle ohne Ausnahme. Der erste Act spielt im Conversationszimmer der Schauspieler während der Aufführung der „Minna von Barnhelm". Im zweiten Act wird in der ersten Verwandlung eine Rolle ausgeschrieben, eine Rolle einstudirt und von einem unglückseligen Mimen ein Declamationsversuch geleistet. In der zweiten Verwandlung wohnen wir einem Schauspielerjubiläum und der Aufführung eines dramatischen Festspieles bei. Im letzten Acte endlich sehen wir in einer ganz und gar originellen Weise nicht nur das oft dagewesene „Theater im Theater", nicht nur hinter die Coulissen, sondern beides vereinigt: auf der Bühne den Spielraum, auf dem sich ein für ein ideales Publicum berechnetes Stück abspielt und zugleich das Treiben vor dem Acte und während desselben hinter den Coulissen. Immer Theater und Theater, wir kommen vom ersten bis zum letzten Augenblick nicht heraus!

Da konnte es fraglich erscheinen, ob das Publicum mitgehen, ob es den Stoff acceptiren und diesem ganz realistischen Conterfei des Komödiantentreibens, wie es uns hier in seinen verehrungswürdigen ernsten, wahren, künstlerischen Elementen und mit seinen verächtlichen, oberflächlichen, handwerksmäßigen Schmarotzern entgegentritt, ob es der Echtheit und dem Scheine der Schauspielkunst die volle Theilnahme entgegen bringen würde. Es war fraglich, ob die Zuschauer die Empfindungen dieser Heldin, die eine Schauspielerin vom Wirbel bis zur Zehe ist, ganz begreifen, ob sie für deren Erregungen freudiger und kränkender Art das rechte Verständniß besitzen würden. Denn diese Erregungen sind gar eigenthümliche, und der Parquetbesucher, der am Abend der Schauspielerin applaudirt, braucht für alles das, was vor der Aufführung und während derselben im Gemüthe der Darstellerin unbemerkt mitgespielt hat und mitspielt, keinen Sinn zu haben; wenn er die Medea sieht, kann es ihm ganz gleichgültig sein, ob sich diese Medea darüber ärgert, daß der Kreusa ein Winter[illegible] bewilligt ist, den Medea begehrt hatte, und ob in dem neuen Stücke, das gerade jetzt vertheilt worden ist, die Rolle, die der Medea zukommt, einer Andern, vielleicht derselben unangenehmen Kreusa gegeben worden ist.

Aber abgesehen von dieser Hauptfrage: ob das Publicum diesem Stoffe und dieser Handlung die volle Theilnahme entgegenbringen würde, kam noch ein zweites, ebenfalls nicht unwichtiges Bedenken hinzu. Das Publicum, dem die Kenner neben vielen löblichen auch manche recht unangenehme Eigenschaft nachsagen, pflegt sich im Allgemeinen nicht durch übergroße Discretion und ungewöhnlich entwickeltes Zartgefühl auszuzeichnen. Aber sonderbar, dieses selbe Publicum zeigt sich, sobald es eine Indiscretion oder eine Unzartheit bei dem Dichter wittert oder auch nur voraussetzt, von einer schier grausamen Strenge. Sobald es glaubt, daß der Dichter seine eigenen Angelegenheiten vor die Oeffentlichkeit gebracht hat, ist es lieblos bis zur Unerbittlichkeit. Es ist dann immer schnell bereit mit dem bekannten Worte, daß die Familienwäsche nicht vor die Oeffentlichkeit gehöre. Glaubt es nun aus irgend einer Aeußerung oder einem geschilderten Vorgange die Berechtigung zu dem Schlusse entnehmen zu dürfen, daß hier eine häusliche Dichtung vorliege, so schließt es gleich weiter, daß auch das andere, das frei Erfundene jedenfalls auf bestimmte, ihm bisher noch unbekannt gebliebene Thatsachen zurückzuführen sei und beurtheilt demgemäß

auch dieses frei Erfundene mit unbilliger Strenge. Hier spielte nun Wilbrandts Gattin, von der alle Welt weiß, daß sie über unverdiente Verdrießlichkeiten, die ihr in letzterer Zeit in ihrem Berufe bereitet worden sind, sich beschweren darf, die Titelrolle, und da durfte man befürchten, daß das Publicum vermöge der ihm anhaftenden Eigenthümlichkeit, von einer Kleinigkeit auf das Ganze getrost weiter zu schließen, die ganze Dichtung als eine subjective betrachten und demgemäß als eine unerlaubte Glorification des lieben Ichs verurtheilen würde. Wer die Verhältnisse einigermaßen kennt, der braucht allerdings nicht darüber belehrt zu werden, daß Wilbrandt nie daran gedacht hat, nicht daran hat denken können, hier seine eigenen Angelegenheiten zu berühren. Auguste Baudius ist die Gattin eines Dichters, der für die Schauspielkunst die tiefste Verehrung empfindet und nie daran gedacht hat, die Künstlerin ihrem Beruf zu entziehen. Therese Teinach, die Heldin des Schauspiels „Auf den Brettern“, wird die Frau eines feinsinnigen, künstlerisch angehauchten, aber doch in gewissen vorgefaßten Meinungen seines Standes immerhin noch befangenen Barons, der von seiner Frau das Opfer ihrer Kunst verlangt. Therese muß der Bühne entsagen, aber es treibt sie gewaltsam dahin zurück; und dieser Kampf zwischen der socialen Stellung und der Kunst, wenn ich so sagen darf, der mit dem Siege der Kunst schließt, bildet den ganzen Inhalt des Wilbrandt'schen Schauspiels, bietet also auch nicht die entfernteste Analogie zu dem, was der Dichter jemals erfahren und empfunden haben kann. Das hat das Leipziger Publicum denn auch ganz richtig herausgefühlt. Es hat außerdem seine warme Theilnahme an dem Stoffe bekundet und somit dem Schauspiele zu einem vollen Erfolge verholfen.

Therese Teinach, eine geniale und liebenswürdige Schauspielerin, die nur für ihre Kunst lebt, tritt nach längerer Erkrankung zum ersten Male wieder als Minna von Barnhelm auf und wird vom Publicum und von ihren Collegen in jeder Weise gefeiert. Während der Vorstellung selbst werden zwei in ihrer Stellung und in ihrem Charakter ganz verschiedene Männer um ihre Hand: ihr Lehrer und College, der Charakterspieler Zimmermann, mit dem sie seit Jahren auf dem vertraulichen Fuße der guten Kameradschaft lebt, mit dem sie sich duzt und der ihr eben ein so guter Freund geworden ist, daß sie ihn nicht mehr lieben kann; und der Baron Beheim, ein gebildeter Aristokrat, dessen Gesichtskreis sich durch den Umgang mit Künstlern erweitert hat, der also auch die lächerlichen Vorurtheile der Philister gegen den Schauspielerstand in keiner Weise theilt, und der in Therese das edle, kluge, lebenslustige und bedeutende Weib verehrt. Therese selbst kennt und würdigt die vortrefflichen Eigenschaften des Barons und sie empfindet für ihn eine tiefe, ernste Neigung. Aber das Opfer, das der Baron von ihr verlangt, der Bühne, d. h. ihrem Berufe, ihrem Leben zu entsagen, erscheint ihr unerschwinglich, und mit tiefem Schmerze weist sie den Antrag, der sie sonst beglücken würde, zurück.

Aber sie, die eben noch in begeisterter Weise von ihrer herrlichen Kunst gesprochen, soll sogleich eine bittre Lehre empfangen. Kränkungen über Kränkungen werden auf sie gehäuft und gerade ihrer geliebten Kunst allein hat sie diese bösen, schmerzlichen, demüthigenden Empfindungen zu verdanken. Sie erfährt eine unverdiente Zurücksetzung; sie soll außerdem zu einer ebenso kindischen wie unverdienten Demüthigung vor dem Intendanten genöthigt werden; sie wird endlich von irgend einem Winkelschreiber in einem obskuren Blättchen auf das Schmachvollste verleumdet, und diese Verleumdung findet Glauben in der guten Gesellschaft, wird sogar von der Cousine des Barons, einer Baronin Dunmore, die eben nicht besonders boshaft ist, mit einer gewissen Schadenfreude colportirt, weil es sich eben nur um eine Schauspielerin handelt! Da also, als ihr in unmißverständlicher Weise zu Gemüth geführt wird, wie sie unter allen diesen Niedrigkeiten nur deshalb zu dulden hat, weil sie Schauspielerin ist, — da wendet sie sich in der Verzweiflung ab von der unseligen Kunst, die sie so heiß liebt und die ihr die Liebe so schlecht vergilt, wendet sich ab von der Bühne, und Baron Beheim schließt seine Braut in seine Arme.

Die Hochzeit und die Hochzeitsreise fallen in den Zwischenact. Der zweite Act spielt in der Villa des Barons, unweit der Hauptstadt. Die Beiden leben in reizendem Einvernehmen und glücklich zusammen; aber man erkennt aus kleinen Symptomen doch, daß Therese von einem mächtigen Heimweh nach der Bühne erfaßt ist. Ganz im Geheimen studirt sie die Titelrolle in dem neuen Schauspiel „Josephine“, das gerade am Tage ihrer Abschiedsvorstellung zur Aufnahme angenommen war und sie interessirt hatte. Sie hat Mitleid mit einem talentlosen Strolche, der sich ohne irgend welchen Beruf Schauspieler nennt, und läßt diesen Unglücklichen, für den die Kunst nichts Anderes ist als das bequemste Mittel, sich ohne Anstrengung ungefähr durchs Leben zu schlagen, aus Gutmüthigkeit Rollen abschreiben. Dem Baron entgehen diese verdächtigen Anzeichen keineswegs, und er ist sichtlich beunruhigt darüber. In einer etwas gedrückten Stimmung verläßt er seine Frau, um seine Cousine, die schöne Dunmore, die ihn geliebt hat und die wohl auch, wenn er Therese nicht geheirathet hätte, seine Frau geworden wäre, von der Bahn abzuholen. Als Therese allein ist, hört sie auf einmal wohlbekannte Stimmen: „Wer hat dich du schöner Wald“ anstimmen. Es sind die Collegen, die von einer Landpartie heimkehren und jetzt den letzten Zug benutzen, um rechtzeitig nach der Residenz zurückzukommen, wo heute Abend das Jubiläum des prächtigen Zimmermann gefeiert wird. Das Wiedersehen der Collegen, die wunderliche Theatersprache, die sie nun seit Wochen nicht vernommen, der Gedanke an ihren treuen, ehrlichen Freund und Lehrer Zimmermann, dessen Ehrentag heute ist, Alles das vereint wirkt auf Theresen, die den mächtigen Zusammenhang mit der Bühne trotz aller guten Vorsätze nicht hat lösen können, gewaltig ein. Ueberdies kennt Beheim ja die Collegen, er ist ja ein vernünftiger Mann, die Zeit drängt, der letzte Zug geht gleich ab, da hilft kein langes Besinnen, da spricht nur noch die rasche That. Therese schließt sich ihren Collegen an und hinterläßt ihrem Manne einen Zettel, in dem sie den Zusammenhang kurz auseinandersetzt.

Und so finden wir denn bald darauf die Schauspielergesellschaft fröhlich vereinigt, um den Jubelgreis Zimmermann mit dem üblichen Ernste und den üblichen Scherzen zu feiern. In einem Festspiele verkündet Klio die Großthaten des Meisters, — und diese Klio ist Therese! Die andern Schauspielerinnen erscheinen in den Hauptrollen Zimmermanns in sehr ergötzlicher Vermummung als Petruchio, Paul Werner und Falstaff. Das Fest ist in vollem Gange, — Therese fühlt sich wie der Fisch, der aus dem Trocknen wieder in's Wasser gesetzt ist, — als Beheim unter dem Vorwande, dem Jubilar zu gratuliren, seine Frau aufsucht. Er macht ihr heftige Vorwürfe, für welche diese gerade in ihrer jetzigen theatertrunkenen Stimmung recht wenig empfänglich ist. Sie bittet, sie beschwört ihren Mann, in leidenschaftlicher von der echtesten Liebe zur Kunst durchglühter Rede, sie zur Bühne zurückkehren zu lassen. Dieser willigte ein, auf's Tiefste gekränkt, ja empört! In diese ernste, ergreifende Scene tönt wie eine Warnung von fern her der verführerische Gesang der Baronin Dunmore. Zu ihr kehrt Beheim zurück. Eine geheime Regung mag schon jetzt Theresen verrathen, um welchen Preis sie sich von ihrem Manne die Rückkehr zur Kunst erkauft hat.

Der dritte Act ist in Bezug auf die Aeußerlichkeit der Inscenirung wohl das eigenthümlichste Schauspiel, das jemals dem Publicum geboten worden ist. Wenn der Vorhang aufgeht, wird vorausgesetzt, daß eben der Vorhang nach dem zweiten Acte der „Josephine“ gefallen ist. Es beginnt also jetzt der Zwischenact auf der Bühne. Wir sehen nun, wie die Theaterarbeiter die Coulissen abtragen und aufräumen, und wie eine neue Decoration aufgebaut wird. Während der Einleitung zur eigentlichen Handlung sind vierzig bis fünfzig Hände damit beschäftigt, die Coulissen zurechtzuschieben, den Plafond herunterzulassen, das Mobiliar und die Requisiten aufzustellen. Die Schauspieler gehen mit ihren Rollen dazwischen auf und ab, declamiren, gesticuliren, sagen sich kleine Unannehmlichkeiten, machen schlechte Witze &c. Es ist ein photographisches Abbild der Bühne, wie sie dem Publicum sonst eben nicht gezeigt wird. Auch Beheim, der mit der Baronin Dunmore der Vorstellung beiwohnt, hat sich in dem Zwischenacte auf die Bühne begeben und wir erfahren, daß er im Begriff steht, mit dieser etwas verdächtigen Cousine am andern Tage auf längere Zeit nach Paris zu reisen. Was das zu bedeuten hat, ist für jeden Einsichtsvollen nur zu klar, und Zimmermann, der den Baron darüber interpellirt, beschwört seinen Freund, Theresen das nicht anzuthun. Allen Einreden setzt Beheim das eine Argument gegenüber, das ihm ausreichend erscheint: „Therese hat ihre Kunst, sie ist hier beschäftigt. Während der Zeit wird es mir doch gestattet sein, meinen Neigungen nachzugehen!“ Eine boshafte Collegin, Natalie Hagen, die auch auf Beheims Hand speculirt hatte, und die Theresen als die glücklichere Nebenbuhlerin und talentvollere Künstlerin aus tiefster Seele haßt, ist Zeugin dieses Gesprächs, und da sie selbst von Theresen sich gekränkt fühlt und ihr versprochen hat, bei guter Gelegenheit ihr heimzuzahlen,

was sie von ihr empfangen, kommt ihr diese Mittheilung sehr gelegen, um Rache an der Verhaßten zu üben. Sie schreibt die Thatsache, daß Beheim mit der Dunmore in der folgenden Woche nach Paris reisen werde, auf einen Briefbogen.

Inzwischen gibt der Inspicient das Zeichen zum Anfang des letzten Actes. Die Bühne wird geräumt, die Schauspieler und Theaterarbeiter treten hinter die Coulissen, sodaß die Zuschauer sowohl den Raum hinter den Coulissen wie die Bühne für das ideale Publicum sehen, die Glocke gibt das Zeichen zum Anfang des dritten Actes, man vernimmt das Rauschen, welches das Aufgehen des Vorhangs hervorbringt, und der dritte Act des Schauspiels „Josephine“ beginnt. Die Handlung dieses Schauspiels bietet eine merkwürdige Analogie mit den realen Verhältnissen, unter denen Therese jetzt zu leiden hat. Die eifersüchtig gewordene Therese stellt eine eifersüchtige Frau dar, die sich in die Wohnung ihrer Nebenbuhlerin begibt und dort einen Brief findet, den ihr treuloser Gatte an die Geliebte gerichtet hat. Als sie das verhängnißvolle Papier ergreift, stößt sie einen Schrei des Entsetzens aus von einer so erschrecklichen Wahrheit, daß man nicht mehr an die Komödie glauben kann. Das ist der Aufschrei des wirklichen, nicht des gespielten Schmerzes! Und in der That, die liebenswürdige Collegin hat den Brief, der für die Komödie dienen soll, weggenommen und den von ihr geschriebenen, der Theresen die Untreue ihres Mannes meldet, untergeschoben. Die Scene, die sich hier anschließt, ist im edelsten Sinne des Wortes ergreifend, und sie hat den vollen Erfolg in Leipzig entschieden. Die eifersüchtige Josephine soll in den schmerzlichsten Ausdrücken über ihr entschwundenes Glück und über die Untreue ihres Gatten klagen und diese Klage wirkt jetzt, da sie von der eifersüchtigen und unglücklichen Therese hervorgebracht wird, geradezu überwältigend. Ihr eigener tiefer Schmerz, ihr zerfleischtes Herz jammert diese trostlosen Worte hervor, bis sie selbst, von ihren Empfindungen besiegt, ohnmächtig zusammenbricht. Währenddem hat Beheim hinter der Coulisse gestanden und die furchtbare Aufrichtigkeit hat ihn zunächst gerührt, dann erschüttert und schließlich zur reuigen Einkehr gezwungen. Sobald der Vorhang gefallen ist, schließt er das geliebte Weib in seine Arme, und als sich der Vorhang zum letzten Bilde noch einmal hebt, finden wir das Conversationszimmer wieder, in dem Therese aus ihrer Ohnmacht erwacht, zu ihren Füßen Beheim, der sich durch die Kunst bekehrt hat und nun mit der Kunst versöhnt.

Von einer eigentlichen Kritik des Wilbrandt'schen Stückes, das voraussichtlich früher oder später auch in Berlin aufgeführt wird, kann ich einstweilen absehen. Nur einige wenige Bemerkungen möchte ich dem Berichte anschließen. Die Exposition ist durchweg vortrefflich und der letzte Act gehört in seiner ersten Hälfte zu dem Originellsten und in seiner zweiten zu dem Besten, was Wilbrandt geschrieben hat. Der zweite Act erscheint mir nicht ganz unbedenklich, namentlich in der zweiten Verwandlung. Wenn das Publicum auf die übermüthigen Scherze der Schauspieler eingeht, wie es in Leipzig darauf eingegangen ist, dann ist die gute Laune da, dann ist Alles gut; aber ein unliebenswürdiges Publicum könnte durch diesen nicht Jedermann verständlichen Uebermuth leicht verstimmt werden und seine Verstimmung in den letzten Act mit hinübernehmen. Die Frage, ob man sich mit der Lösung einverstanden erklärt, will ich nicht einmal berühren. So wie die Frage von Wilbrandt gestellt worden ist, kann sie künstlerisch keine andere Lösung finden als diese.

Frau Auguste Wilbrandt-Baudius feierte in der Hauptrolle als Therese Teinach einen wahren Triumph. Sie spielt aber auch diese übrigens sehr dankbare Rolle vollkommen, spielt sie mit jener Feinfühligkeit, mit jener Discretion und dabei mit jener echten Empfindung und vor Allem mit jener natürlichen Frische, Verve und Munterkeit, die Auguste Baudius eine erste Stelle am Burgtheater erworben haben. Sie wurde nach jedem Acte mehrfach stürmisch gerufen, ebenso der Dichter am Schlusse.

Paul Lindau.

Notizen.

Der Papst liegt im Sterben und sein Hinscheiden kann jeden Tag erwartet werden. So wollten in den letzten Tagen nicht nur die öffentlichen Nachrichten wissen, sondern auch intimere Berichte aus Rom. Der Zustand des heiligen Vaters wurde jedoch als unberechenbar geschildert und es hieß, die Agonie könne noch Wochen, ja Monate währen, sowie jeden Augenblick die Katastrophe herbeiführen. Während diese Zeilen nach Leipzig gehen, mögen schon wieder relativ bessere Meldungen eingetroffen sein, oder auch die Zeitungen an den Nekrologen corrigiren, welche sie gewiß im Stillen vorbereitet haben. Jedenfalls waren die Tage Pius IX. schon seit einiger Zeit gezählt und auch dieses wunderbar lange, zum Theil verhängnißvolle Dasein naht sich unaufhaltsam dem Ende. Pius IX. soll, als man ihm die Nachricht von unseres Wrangels spätem Verschwinden vorlas, bemerkt haben, wenn ein Soldat so lange leben konnte, werde es auch der Priester vielleicht noch zu einigen Jahren bringen. Man wollte früher prophezeien, daß des Papstes Tod schwierige Fragen wegen der Anerkennung seines Nachfolgers entstehen lassen werde. Gewisse, in dem bekannten zweifelhaften Latein geschriebene Bullen wurden nachgelesen, uralte Bücher über die Conclaven durchstöbert. Die Culturkämpfer gürteten ihre Lenden und die Zeitungsredacteure überdachten auf einsamen, spärlich vergönnten Promenaden, welche spitze Leitartikel mit oder ohne Conclusionen sie nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Tode des Unfehlbaren schreiben würden. Kühlere Gemüther konnten sich indessen von dem Lärm wenig versprechen. Die Vitalität der Klerisei hat schon anderen Stürmen Stand gehalten. Ist doch nicht einmal der allmächtige Napoleon I. mit ihr fertig geworden. Als Pius VII. in Fontainebleau gefangen saß, ging in Perugia ein unscheinbarer Monsignore spazieren, der sich für die Bilder, mit welchen Raphaels Lehrer die Kirchen und die Handelskammer der schönen umbrischen Stadt geschmückt, höchlich zu interessiren schien. Aber für die Eingeweihten war er der Stellvertreter des Papstes, dessen Herrschaft über den weiten Erdkreis er verwaltete. Ein französischer Abbé, der gefragt wurde, was denn eigentlich der sogenannte Legat a latere bedeute, antwortete lächelnd: Ce n'est pas le pape, mais c'est une de ses côtelettes! Niemand wird das Bild ungeziemend finden. Stammt doch das ganze Geschlecht der Menschen aus einer solchen Rippe des Altvaters, deren Metamorphose als blondhaarige Eva Michel Angelo an der Decke der Sixtinischen Kapelle so genial verewigt hat. Man kann sich darauf verlassen, daß auch jetzt, sollte der neue Papst keine bleibende Stätte mehr im Vatican finden, irgend eine seiner Cotelettes den Regierungen noch zu schaffen machen wird. Mit dem wirklichen Exil des Oberhauptes der Kirche, von dem symbolischen scherzhaften abgesehen, wird es ohnehin gute Wege haben. Bis sich selbst das gegenwärtige italienische Ministerium dazu entschließt, wird noch Zeit vergehen. Höchstens wird es, soweit die Garantiegesetze das zulassen, die vaticanischen Sammlungen für den Staat in Beschlag nehmen und statt des Trinkgeldes an die Custoden, wie schon jetzt im Capitol und in sonstigen Museen, Entrée erheben, dafür aber auch nicht nach der abscheulichen Gewohnheit der gegenwärtigen päpstlichen Verwaltung die geweihten Räume schon um elf Uhr Morgens schließen, wofür die Wiedereröffnung während anderthalb Stunden Nachmittags, angesichts der ziemlichen Entfernung vom Fremdenviertel bis zur leoninischen Stadt, einen zweifelhaften Ersatz bietet. Sonst aber wird sich nicht viel ändern. Der Papst wird Audienzen ertheilen, die Gläubigen segnen und die Ketzer gelegentlich in den Bann thun. Selbst das Telephon, das die Welt revolutioniren soll, wird keine erhebliche Wirkung in die Ferne bis nach der Tiber verspüren lassen. Die Curie würde auch dagegen taub sein. Auffällig genug, daß unsere Witzblätter, die dem Eintritt des Telephon in die Erfindungen der Neuzeit einen so heiteren Empfang bereitet haben, sich die Berechnung des Effects entgehen ließen, welchen die Fernsprache bei den Streitigkeiten zwischen den Regierungen unter einander, sowie bei der Polemik der Blätter hervorbringen wird. Man denke sich, daß Grobheiten, die sonst wohl in der Feder stecken bleiben oder in der zweiten Correctur noch irgend eine Milderung erfahren, sofort in der ersten Hitze von einem Redactionsbureau zum anderen hinübergeflüstert werden. Duelle, wenigstens theoretische, wären an der Tagesordnung und das Gezänke

der Parteien würde kein Ende nehmen. Man mag sich die Folgen gar nicht ausmalen. Ja noch mehr. Die verschiedenen europäischen Hauptstädte würden in den erbitterten telephonischen Hader gerissen und der allgemeine Frieden könnte dabei in die Brüche gehen. Das sollte Herr Stephan bedenken, bevor er mit gewohnter Energie die weitere Entwickelung des unheimlichen Rohres in Angriff nimmt. Hat man ihm doch schon für die Lebensverlängerung, welche die Postkarten durch das Zusammenfassen der Correspondenz sowie durch Verminderung der Titulaturen und geistreichen epistolaren Ergüsse den Zeitgenossen verschafft, herzlich schlecht gedankt. Und so möchte Niemand dafür einstehen, daß ihm nicht auch die Vervollkommnung des Telephon als eine Beeinträchtigung lebhafter Conversation und des geselligen Verkehrs viele üble Nachrede eintragen wird.

* * *

Popularisirung der Kunst.

Schon Dürer und Holbein suchten einen Ersatz für die ihnen versagten großen Räume zu monumentalen Malereien in dem Holzschnitt und Kupferstich, wodurch sie ihre Werke doch der Oeffentlichkeit übergeben und für das Volksleben fruchtbar machen konnten, und im Reichthum der Phantasie wie in der Kraft zeichnender Charakteristik hat die deutsche Kunst ihre Eigenthümlichkeit gefunden, in der sie damals mit der harmonischen Vollendung der Italiener und in unserem Jahrhundert mit der coloristischen Virtuosität der Franzosen wetteifern konnte. Nun sind wir von dem Gedanken und der Erfindung, vom Idealismus nicht abgefallen, aber doch hinübergegangen zum Realismus, zur naturtreuen Nachbildung der Wirklichkeit und zum Glanz der Farbe; — eine nothwendige Ergänzung, wenn uns in der That eine volle Blüthe der Kunst in der Verschmelzung beider Richtungen bescheert sein wird, wie sie die Renaissance in Rafael und Tizian gesehn. Aber selbst ohne diese und für sich betrachtet sollte man doch Angesichts der Bilder von Menzel und und Knaus, von Piloty, Makart, Defregger nicht von Verfall reden, ebensowenig als auf die Compositionen von Cornelius und Kaulbach wie auf einen überwundenen Standpunkt herabsehen! Ideenreiche Dichter in Formen wie sie, ausgerüstet mit den Errungenschaften moderner Technik und mit naturfreudigem Farbensinn, würden die rechten Meister der Zukunst sein.

Doch wollt' ich hier nur erwähnen wie auch die Illustration, der vervielfältigende Holzschnitt mit der Malerei selber Schritt hält und von dem bloßen Umriß oder der Ausführung in Cartonmanier sich auf den malerischen Totaleindruck gerichtet hat, Helldunkel, Beleuchtung und die dadurch bewirkte Stimmung zu seiner Aufgabe macht, im Figürlichen, Geschichtlichen wie in der Landschaft. Hermann, der Lieblingsschüler von Cornelius, gab auf großen Blättern in scharfem, leichtschattirten Umriß Zeichnungen zur deutschen Geschichte; die Germania von Scherr*) wird durch Lindenschmit, Diez, Piloty, Knille und Andere mit malerisch ausgeführten Blättern illustrirt, die den Realismus der Form so mit dem Spiel von Licht und Schatten verbinden, daß ein Anklang an Farbenwirkung und ein Stimmungsausdruck erzielt wird. Aehnlich ist es mit den Landschaften der Prachtwerke Italien und Aus deutschen Bergen; — beide elegant und reizvoll.

Die Germania von Scherr ist bis zur Zeit der Kreuzzüge gekommen. Der Text hält die Mitte zwischen Erzählung und Betrachtung; am Faden der politischen Geschichte, deren Hauptmomente er in großen Zügen vorüberführt, entrollt er das ausführliche Bild der Cultur, der Lebensverhältnisse, der Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft. Jener wortschöpferische Humor, der an Rabelais und Fischart erinnert, und der die kleineren Aufsätze Scherrs oft so ergötzlich würzt, wäre freilich hier nicht am Ort, und der Autor redet die Sprache ernster Wissenschaft, allerdings ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen und mit möglichster Vermeidung von Fremdwörtern, die er oft durch neue Ausdrücke ersetzt, wenn er z. B. für Monogamie Einweibschaft sagt. Durch seine in vielen Auflagen verbreitete deutsche Culturgeschichte hat er den Stoff in seiner Hand, und ohne den Leser die mühsamen Untersuchungen durchmachen zu lassen und seine Darstellung mit Citaten zu beladen, bietet er überall die Ergebnisse wie sie der Eifer und die Gründlichkeit der Forscher seit Grimm und Ranke sicher gestellt. Besonders gefreut hat mich die Schilderung Karls des Großen in seinem persönlichen Wesen und seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, und die der Klöster in jener ihrer guten Zeit, wo sie Heerde der Bildung und Gesittung waren. Wenn er die Kreuzzüge einen der riesigsten Schwindel nennt, welche jemals die arme Menschheit erfaßt, so setzt er selber hinzu: „Der natürliche und der geistige Gesichtskreis der Völker erweiterte sich beträchtlich. Der durch gesteigerten Verbrauch aufgemunterte Handel suchte und fand neue Wege. Ein kräftiger Strahl morgenländischer Phantasiehelle fiel in die Dumpfheit und Düsterniß abendländischer Möncherei. Die Schroffheit nationaler Besonderheit wurden gemildert durch das Gefühl der christlichen Gemeinschaft anzugehören. Man lernte sich besser kennen und mehr achten. Man tauschte seine Sitten und Bräuche, seine Anschauungen und Ueberlieferungen, seine Sagen und Geschichten unter einander. Die Christenheit fühlte sich wie neubeseelt durch das Bewußtsein eine einheitliche Welt zu sein gegenüber der Welt des Islam. Das gegen den Muhammedanismus gerichtete Streitprincip zog sich fortan Jahrhunderte lang durch die Geschichte Europas, so recht als eine rothe Schlagader. Die Kreuzzüge, im weitesten Sinn als Kampf zwischen Orient und Occident, haben demnach vielseitig die europäische Culturarbeit befruchtet. Sie waren auch die Schule der Romantik, deren geistige Zeugung die romantische Poesie und Kunst, deren sociale Schöpfung das Ritterthum gewesen ist." Und doch ein kollossaler Schwindel! Wie reimt sich das? Gregor VII., der zuerst den christlichen Occident gegen den muhammedanischen Orient zu sammeln und zu führen gedachte, war kein Schwindler, sondern ein Organisationsgenie wie Napoleon; der Instinct der Massen mochte phantastisch beginnen, am Ende kam die Sache dem realen Leben, dem Bürgerthum zu gut. Waren die Kreuzfahrer Schwindler, dann gibt es keinen stärkeren Beweis für eine Vorsehung, welche die Geschicke lenkt weit über das Wollen und Verstehen der Menschen.

Die Trefflichkeit der künstlerischen Ausstattung steigert sich mit dem Fortgang des Werkes. Der Anfang machte den Eindruck, als ob ein Künstler wie Lindenschmit, so recht heimisch im Zeitalter von Luther und Hutten, sich in die Welt Hermanns des Cheruskiers und Karls des Franken erst hineinfinden müsse, und wer seine Art zu zeichnen kannte der schrieb es dem Holzschneider zu, daß manche Figuren wie aus Holz geschnitzt aussahen; der reproducirende und producirende Künstler hatten sich noch nicht in einander eingearbeitet. Das ist mit den folgenden Heften besser geworden, und wie wir wohl der Hand Lindenschmits in den Reformationsbildern wieder begegnen werden, so erquickt uns Diez, den wir erst im dreißigjährigen und siebenjährigen Krieg erwarteten, bereits mit lebensfrischen Compositionen im frühen Mittelalter. Und charakteristisch für die Kunst der Gegenwart ist es: von besonderer Anziehungskraft, weil besonders gelungen, sind die Genre- und Landschaftsbilder in ihrem malerischen stimmungsvollen Ton: der deutsche Urwald von Baisch, die Ritterburg von Bauernfeind, das Nürnberger Patricierhaus von Knab, der Auszug zur Jagd von Lindenschmit, Im Frauengemach von F. Kaulbach.

Endlich ein Unternehmen das sich durch seinen Zweck und seine beispiellose Wohlfeilheit selbst empfiehlt, sich durch seinen ausführlichen Titel selbst charakterisirt:

„Der Formenschatz der Renaissance. Eine Quelle der Belehrung und Anregung für Künstler und Gewerbtreibende wie für alle Freunde stilvoller Schönheit aus den Werken der Dürer und Holbein, Vischer, Altdorfer, Aldegrever, Beham, Burgkmair, Flötner, Hopfer, Solis, Hirschvogel, Mielich, de Bry, Ammonn, Jamnitzer und andere Meister, herausgegeben von Georg Hirth in München."

Das Heft mit 14 Quartblättern kostet eine Mark! Die Herstellung ist nur dadurch möglich, daß Photographie und Druck in eigenthümlichem Verfahren zusammenwirken. Der Zweck ist nicht blos den Vereinen und Schulen, sondern den Schülern und Arbeitern Muster und Vorlagen in die Hand zu geben; darum sind auch einzelne Blätter für 20 Pfennige zu haben, und es kann sich der Eine den Kelch von Solis, der Andere die Dolchscheide von Holbein, der Dritte Hans Burgkmairs Festwagen, der vierte das herrliche Rogendorff'sche Wappen von Albrecht Dürer oder die gestickten Handtuchborten aus dem Bayerischen Nationalmuseum auswählen. Man sieht hier vorzugsweise die deutsche Renaissance, wie sie heute bei Architekten und im Kunstgewerbe im Vordergrunde steht, in ihrem Formenreichthum und der phantasievollen Verbindung gothischer Nachklänge mit dem Studium der Antike und einem frischen Naturalismus; sie ist manchmal etwas kraus und bunt geworden, und wenn sie

*) Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

die Verzierungen der Beschläge und des Rinnenwerkes auf die Façaden der Häuser überträgt, etwas spießbürgerlich gegenüber den anmuthigen Arabesken Italiens; darum wird Hirth wohlthun, wenn er seinen Entschluß bald ausführt und aus den edelsten Blüthen italienischer Renaissance auch eine größere Anzahl von Blättern bringt, die zur Bildung und Läuterung des Geschmacks dienen und den Freunden stilvoller Schönheit besonders willkommen sein werden. M. Carriere.

* * *

Friedrich Bodenstedts „Album deutscher Kunst und Dichtung"*) gehört unstreitig zu den besten der unzähligen Anthologien deutscher Lyrik. Ein Dichter, und zwar einer der erfolgreichsten in der Geschichte der modernen deutschen Dichtung, hat hier mit seltenem Takte und mit der den wirklichen Poeten kennzeichnenden Feinfühligkeit aus den reichen Schätzen unserer lyrischen Dichtung eine ebenso sorgsame, als geschmackvolle Auswahl getroffen. Etliche neunzig Dichter, die meisten aus der nachklassischen Zeit, haben in der Sammlung Vertretung gefunden, und darunter solche, deren Namen man sonst in derartigen Anthologien, selbst in den besten unter ihnen und zwar mit Unrecht, nicht begegnet; G. Fr. Daumer, Amara George, Louise Hensel, Alexander Kaufmann, Ludwig Pfau, Julius Wolff, gehören zu diesen. Ueber die Aufnahme des einen oder anderen der Gedichte ließe sich mit dem Sammler rechten, nicht minder über das Maß der Schätzung, welche er den Dichtern durch größere oder geringere Berücksichtigung ihrer Poesien angedeihen läßt. Wenn Freiligrath, Grün, Kerner, Kinkel, Mörike (dessen Name im Register fälschlich mit ck erscheint) und Storm durch je ein, zwei oder drei Gedichte vertreten sind, so erscheint dem gegenüber u. A. die Zahl achtzehn für die Gedichte des Herausgebers wie eine gar zu ungleichmäßige Vertheilung. Der Bilderschmuck des Albums, bestehend in vortrefflich ausgeführten Holzschnittillustrationen, ist ein so reicher und glänzender, wie sich dessen kaum ein ähnliches Unternehmen (bei gleicher Billigkeit) rühmen darf: die Namen Knaus, Piloty, Pletsch, Ramberg, Richter, Thumann, Vautier u. A. sprechen dafür. Die typographische Ausstattung ist, wie die ganze Erscheinung des Albums, durchaus geschmackvoll.

* * *

Unter dem Titel „Abseits vom Wege, Gedichte eines Laien" spendet der Verlag von Alexander Duncker dem Weihnachtsmarkt eine nach Inhalt und Ausstattung gleichmäßig edle Gabe. Vierzig Gedichte, die meisten einer reinen, warmen Empfindung entsprossen und in formeller Beziehung so tadellos, daß die Bezeichnung „Gedichte eines Laien" nur als ein Ausdruck übergroßer Bescheidenheit gelten muß, sind hier zu einem stattlichen Quartbande vereinigt. Es ist der deutschen Lyrik und besonders dichterischen Erstlingswerken nicht allzu oft vergönnt, in so reicher Gewandung zu erscheinen, wie diesen „Gedichten eines Laien". Die schönen Schwabacher Typen, die auf dem starken Kupferdruckpapier zu erhöhter Wirkung gelangen, bieten eine wahre Augenweide; dazu gesellen sich als echter künstlerischer Schmuck neun phototypisch wiedergegebene Zeichnungen von der Hand Paul Thumanns, welche diesen reich begabten Künstler von der glücklichsten Seite zeigen. Einzelne dieser Bilder könnte man Gedichte ohne Worte nennen, so ausdrucksvoll sind sie in ihrer lyrischen Stimmung und so fein haben sie das Wesen der Dichtungen erfaßt, denen sie als künstlerische Erläuterung dienen sollen. Der Inhalt des einen oder anderen der Gedichte gelangt erst durch die begleitende Illustration zu voller Klarheit; das zeigt sich besonders bei dem Gedichte mit den Eingangsworten: „Als schweigend ich die rothe Rose", und bei dem andern: „Die Waise". Ein wahres Cabinetstück ist die das Gedicht „Vorbei" begleitende Illustration. Zur besseren Charakteristik des Dichters möge hier eines der vierzig Gedichte — die übrigens den nach Gesangstexten suchenden Componisten manches Werthvolle bieten —, „An ein junges Mädchen", Platz finden:

Nun blüht am Strauch der Flieder
Und sonnig ist die Welt,
Die Lerchen singen wieder
Im grünen Aehrenfeld.

Schon öffnen sich die Rosen
Dem warmen Sonnenstrahl,
Die Nachtigallen kosen
Im schattenreichen Thal.

Es schwellt der Saft die Reben,
Von Blüthen strotzt der Baum; —
So sei dein junges Leben
Ein holder Frühlingstraum!

J. H.

*) Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Bibliographie.

Friedrichs des Großen ausgewählte Werke. In's Deutsche übertragen von H. Merkens. Eingeleitet v. F. X. Wegele. 4. Bd. Briefe an d'Alembert und den Marquis d'Argens. 8. VII u. 351 S. Würzburg 1878, Stuber.

Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß. Herausgegeben von Julius Frese. Mit Goethes Bild nach Kügelgen (1810) und mit H. P. Schlossers Porträt nach Goethes Zeichnung von 1775. 8. VI u. 167 S. Stuttgart 1877, Krabbe. 8. —

K. Gutzkow, In bunter Reihe. Briefe, Skizzen, Novellen. 8. 322 S. Breslau 1878, Schottländer. 5. —

Hardenberg, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Herausgegeben v. Leop. v. Ranke. 5. Bd. Actenstücke. Lex. 8. 671 S. Leipzig 1877, Duncker u. Humblot.

R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. 1. Bd. 1. Hälfte. gr. 8. X u. 310 S. Berlin 1877, Gaertner. 6. —

Fz. Haymerle, Gedichte. kl. 8. IV u. 186. S. Wien 1877, Faesy u. Frick. Cartonnirt.

W. Heimburg, Aus dem Leben meiner alten Freundin. 8. 408 S. Magdeburg 1878, Faber.

Paul Hertz, Italien und Sicilien. Briefe in die Heimat. 2 Bde. gr. 8. XVI u. 518 S. Berlin 1878, Hertz. 7. —

Gust. Frdr. Hertzberg, Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. 2. Thl. Vom lateinischen Kreuzzuge bis zur Vollendung der osmanischen Eroberung (1204—1470). A. u. d. T.: Geschichte der europäischen Staaten. Hrsg. v. H. A. L. Heeren, F. A. Ukert u. W. v. Giesebrecht. 39. Lieferung, 1. Abtheilung. gr. 8. XVIII u. 605 S. Gotha 1877, F. A. Perthes. 12. —

P. Heyse, Neue moralische Novellen (Inhalt: Jorinde. — Getreu bis in den Tod. — Die Kaiserin von Spinetta. — Das Seeweib. — Die Frau Marchesa.) 11. Sammlung der Novellen. 8. 308 S. Berlin 1878, Hertz. 6. —

E. Hoefer, Dunkle Fenster. Eine Erzählung. Miniatur-Ausgabe. 126 S. Stuttgart 1877, Simon. Geb. mit Goldschnitt. 3. —

W. Jordan, Andachten (Dichtungen). gr. 8. 237 S. Frankfurt 1877, Selbstverlag.

Mite Kremnitz, Rumänische Skizzen. Eingeleitet und übersetzt. 12. XXII u. 232 S. Bukarest 1877, Sotschek.

Hier. Lorm, Todte Schuld. Roman. 2 Bde. 8. 474 S. Stuttgart 1878, Hallberger. 6. —

K. Laßwitz, Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem 24. u. 39. Jahrhundert. 2 Bde. 12. VI u. 258 S. Breslau 1878, Schottländer.

Mozarts Briefe. Nach den Originalen herausgegeben von L. Nohl. 2. vermehrte Aufl. Mit 1 Porträt u. 1 Facsimile. 8. XX u. 478 S. Leipzig 1877, Breitkopf. 7. —

A. H. Post, die Anfänge des Staats- und Rechtslebens. Ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Staats- u. Rechtsgeschichte. 8. XVI u. 306 S. Oldenburg 1878, Schulze.

Albr. Rau, die Grundlage der modernen Chemie. Eine historisch-philosophische Analyse. 8. VIII u. 114 S. Braunschweig 1877, Vieweg.

Inserate.

Soeben erschien und ist durch jede Buch- und Musikhandlung zu beziehen:

C. Attenhofer.

15 Lieder f. grosse u. kleine Kinder
für eine Singstimme mit Piano.
Op. 19. Preis 2 M. 50 Pf.
Titelzeichnung von Oskar Pletsch.

C. Eschmann schreibt über dieses Werkchen: Selten hat uns eine ähnliche Sammlung eine innigere, herzlichere Freude bereitet, als diese allerliebsten Kinderlieder von Attenhofer. Ja! das sind ächte Kinderlieder, wahre Perlen gesundester Hausmusik, wahr und tief empfunden, auf's sorgsamste ausgearbeitet. Singstimme sowohl wie Begleitung sind mit feinster Sachkenntniss behandelt, dabei grösstentheils sehr leicht ausführbar. Wir sprechen unverholen unsere Ueberzeugung dahin aus, dass diese Lieder, die binnen Kurzem in aller braven Kinder Munde sein mögen, weitaus zum Besten gehören, was überhaupt bis jetzt in dieser Art existirt. —

Gebrüder Hug in Zürich,
Basel, Strassburg, St. Gallen, Luzern.

Im Verlage von **E. Pierson in Dresden** erschienen soeben:

Aus jungen Jahren.

Gedichte
von
Fritz Alexander Meister.
eleg. broch. 3 ℳ. In Prachtband 4 ℳ. 50 ₰.
Zarte poetische Dichtungen, welche sich namentlich zum Komponiren eignen.

Bei **Otto Meissner in Hamburg** ist erschienen:

ISIS.

Der Mensch und die Welt.

Von **C. Radenhausen.**
Zweite Auflage. 4 Bände. 12 Mark.
Hauptinhalt des Werkes:

Entstehung der Vorstellungen und Begriffe. — Gott in der Geschichte. — Der Mensch und die aussersinnliche Welt. — Geist und Unsterblichkeit. — Böse und Gut. — Pflicht, Sünde, Gewissen. — Lohn und Strafe. — Erlösung. — Christenthum. — Wissenschaft und Religion. — Gott und Unsterblichkeit. — Liebe und Ehe. — Das Leben im Verbande. — Herunbildung der Menschheit. — Heranbildung der Welt. — Verhältnisse der Welt. — Glück und Unglück. — Alte und neue Welt.

Im Verlag von **Gebrüder Kröner in Stuttgart** erschien soeben:

Die deutsche Literatur seit 1770.

Gesammelte Studien
von
Eduard Grisebach.
Zweite theilweis umgearbeitete Auflage. fl. 8. broch. Preis: 6 ℳ.

Schach der Königin.

Humoristisches Epos
von
Ernst Eckstein.
Zweite Auflage. fl. 8. broch. Preis: 3 ℳ.

Aus dem Verlage von L. Rosner in Wien.

Wiener Spaziergänge.

Von **D. Spitzer.**
III. Sammlung. 8. 24 Bogen. Preis 5 ℳ.
Paul Lindau nennt dieses Buch die amüsanteste Geschichte unserer Tage.

Das Herrenrecht.

Novelle (in Briefen) von **D. Spitzer.**
Sechste Auflage. Preis 2 ℳ.
Sechs Auflagen wurden in nicht ganz zwei Monaten nöthig.

Der Schandfleck.

Roman von **L. Anzengruber.**
8. 24 Bogen. Elegant broschirt. Preis 5 ℳ.
Was der Verfasser des „Pfarrers von Kirchfeld“ hier bietet ist ein Meisterwerk. Diese unbestritten glänzende literarische Production hat mächtiges Aufsehen gemacht.

Ein neues Novellenbuch

von
Adolf Wilbrandt.

Inhalt: Dämonen. — Die Bande des Bluts. — Die Königin von Castilien. — Unser Rechtsbewußtsein. — Der erste Mensch.
Wilbrandts Erzähler-Talent ist bekannt. Es braucht nichts zu seinem Lobe gesagt zu werden.

Literarische Herzenssachen

von
Ferd. Kürnberger.
8. 376 Seiten. Preis 5 ℳ.
Ferd. Kürnberger, der Meister des Essays, hat mit großer Absicht sein Buch „Herzenssachen“ genannt. Es hängt sein Herz daran und er möchte, daß sich das Herz der Oeffentlichkeit auch daran hänge.

Wiener Blut.

Kleine Culturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt
von
Friedr. Schlögl.
Vierte Auflage. 400 Seiten. Elegant broschirt. Preis 6 ℳ.

Wiener Luft.

(Fortsetzung von „Wiener Blut“.)
Zweite Auflage. Preis 6 ℳ.
Diese Culturbilder haben Tausender Herzen erfreut.

Verlag von L. Rosner in Wien.

Ein neuer Cyclus von Joseph, Ritter von Führich.

Soeben erschien:

Der arme Heinrich.

Sieben Zeichnungen von Joseph, Ritter von Führich.
In Holz geschnitten von K. Oertel.
Mit Text nach Hartmann von Aue.
Gr. 4., auf holländ. Papier gedruckt, mit Initialen von Vespasiano Amphiario und Schlußvignetten von Peter Flötner ꝛc.
Eleg. cart. 12 Mark.
In Leinwand gebunden mit Gold- und Schwarzpressung 16 Mark.
In Pergamentband 80 Mark.

Die früheren Werke des verewigten Meisters: Das Buch Ruth, 7 Compositionen in Kupfer gestochen von H. Merz. Roy.-Fol. Ausgabe auf Velinpapier 45 ℳ, auf chinesischem Papier 60 ℳ — Der Bethlehemitische Weg, 12 Holzschnitte, eleg. cart. 10 ℳ — „Er ist auferstanden“, 15 Holzschnitte, eleg. cart. 12 ℳ — Der Psalter, illustrirte Prachtausgabe mit Holzschnitten, Leinwandband mit Goldschnitt 30 ℳ, Lederband 36 ℳ — Thomas von Kempen, Vier Bücher von der Nachfolge Christi. Illustr. Prachtausgabe mit Holzschnitten, Leinenband mit Goldschnitt 26 ℳ, Lederband 34 ℳ, sind wie die obige Publication durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlagshandlung von **Alphons Dürr in Leipzig.**

Illustrirte Beschreibung

über optische und mechanische Gegenstände, welche sich ganz besonders zu Festgeschenken eignen, versende ich auf gefl. Verlangen gratis und franco.

Hermann Bernhard, Leipzig.
Kunst- und Lehrmittelhandlung.



herausgegeben von Jul. Lohmeyer und Oscar Pletsch. Reich illustrirte Jugend- und Familienbibliothek in Monatsheften und Bänden. Leipzig, Alphons Dürr. Dieses von allen bedeutenden Organen der Presse, Pädagogen und dem preußischen Unterrichts-Ministerium als „Muster der Jugendliteratur" empfohlene Jugendwerk enthält Original-Erzählungen, Märchen, vaterländische Geschichts-, Landschafts-, Natur- und Lebensbilder, Gedichte und Verstandesübungen von unseren hervorragendsten Autoren und Künstlern, und empfiehlt sich als eine der werthvollsten und gediegensten Weihnachtsgaben für Knaben und Mädchen.

Jeder der bereits erschienenen 10 Bände bildet ein Ganzes für sich. Preis des Bandes von 6 Heften 6 Mark, eleg. cart. 7 Mark, in Leinwand geb. 8 Mark. Durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Cigarren

in vorzüglich schöner Qualität und abgelagerter Waare empfehle ich besonders folgende Sorten als passendes Weihnachtsgeschenk

Preis per 50 Stück in 1/20 Kistchen:

Cabarga Regalia Dorar (Glaskistchen) ℳ 28.—
Excepc. de lujo Espan. do. „ 24.—
Conde de Bismark Regalia Britan. „ 17.—
Laurellas India Excepcionales . . . . „ 15.—
Figaro Britanicas . . . . „ 13.—
Rio Sella Non plus ultra . . . . . . „ 13.—

Preis per 100 Stück in 1/10 Kistchen:

Aromatica comme il faut . . . . . . „ 21.—
Flor Tropical Preciosos . . . . . . „ 20.—
Intimidad Infantes (Damenfaçon) . . „ 16.—
Esculapio Conchas . . . . „ 15.—
Cautiva quene des rats (dünnes Façon) „ 14.—
Perla de Cuba Regal. reyna . . . . „ 12.—

Sortimentskisten mit 219 Stück ff. . „ 45.—
do. „ 104 „ „ . „ 23.—

Die Zusendung erfolgt direkt per Post franco zu den angesetzten Preisen. — Diese Sorten sind in leicht-, mittel- und starker Qualität zu haben. — Aufträge werden gegen Einsendung des Betrages oder gegen Nachnahme prompt ausgeführt.

Joseph Krauss in Hamburg,
(Bohnenstrasse 13).

Havanna-Cigarren.

sehr feine à Mille 60, 75, 90, 200 Mk.

Unsortirte Havanna à Mille 54 ℳ
Echte Cuba-Cigarren in Original-Bast-Paketen zu 250 Stück à Mille 60 ℳ
Manilla-Cigarren à Mille 60 ℳ
Havanna-Ausschuss-Cigarren (Original-Kisten 500 Stück) à Mille 39 ℳ
Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich.
500 Stück sende franco.

A. Henschler, Breslau.

Festgeschenke.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sagen der Hohenzollern.

Von
Oskar Schwebel.

Eleg. br. 3 ℳ 30 ₰., Prachtbd. mit Goldschn. 4 ℳ 50 ₰.

S. K. K. H. der deutsche Kronprinz hat durch Annahme der Widmung Sich beredter über den Werth dieser patriotischen Festgabe für Alt und Jung ausgesprochen, als wir es hier vermögen.

Koch- u. Wirthschaftsbuch für alle Tage des Jahres.

Von
Christiane Steinbrecher.

Eleg. gebd. 4 ℳ

Die praktische, auf Sparsamkeit und gesunder Küche beruhende Einrichtung dieses neuesten Kochbuches, der dreifache tägliche Speisezettel für große, mittlere und einfache Haushaltungen, über 1000 Koch- und Wirthschaftsrecepte, treffliche Artikel, wie: Behandlung der Wäsche, Einkauf der Leinwand, Einkochen in luftdichte Büchsen u. s. w. haben es rasch zum bevorzugten Liebling der Frauenwelt gemacht. Es wird auf jedem Weihnachtstisch freudig begrüßt werden.

Berlin S.W. Liebel'sche Buchhandlung.

Friedrich Grimmer.

Zwanzig Balladen und Romanzen im Volkston

für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.
Herausgegeben und mit einem Vorworte versehen von **Robert Franz.**
kl. 4. Grün cartonnirt. Preis 3 Mark n.

Inhalt: No. 1. **König Enzio.** Dort, wo der Gibelline. — 2. **Almansor.** (Erste Romanze.) In dem Dome zu Cordova. — 3. **Almansor.** (Zweite Romanze.) Hastig schritt er aus dem Dome. — 4. **Almansor.** (Dritte Romanze.) In dem Schloss zu Alkolea. — 5. **Der König in Thule.** Es war ein König in Thule. — 6. **Der nächtliche Reiter.** Es reitet Nachts auf einem braunen Ross. — 7. **Der Sänger.** Was hör' ich draussen vor dem Thor. — 8. **Das Bild im Dom zu Cöln.** Im Rhein, im heiligen Strome. — 9. **Die Rache.** Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn. — 10. **An Mignon.** Ueber Thal und Fluss getragen. — 11. **Murray's Tod.** O Hochland und o Südland. — 12. **Vor Fitne's Zelt.** Der Sonnenbrand dörrt aus das Land. — 13. **Das Sträusschen.** Wehet ein Lüftchen aus fürstlichen Wäldern. — 14. **Der Schäfer.** Der schöne Schäfer zog so nah vorüber. — 15. **Schneider-Courage.** Es ist ein Schuss gefallen. — 16. **Abschied.** Was klinget und singet die Strass' herauf. — 17. **Das Schwert.** Zur Schmiede ging ein junger Held. — 18. **Loreley.** Ich weiss nicht was soll es bedeuten. — 19. **Der Schenk von Limburg.** Zu Limburg auf der Veste. — 20. **Des Knaben Tod.** Zeuch nicht den dunkeln Wald hinab.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

PRACHTVOLLES FESTGESCHENK!

DAS SCHWEIZERLAND

von
Woldemar Kaden.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Dieses Prachtwerk ersten Ranges bringt in trefflichen Holzschnitten, begleitet von einem interessanten und gediegenen Text, die ganze Schweiz in Landschaft, Volksleben, Flora und Fauna zur Darstellung.

421 Seiten in Folio mit 351 Textillustrationen und 90 Bildern in Tondruck.

In Prachtband nach einem Original-Entwurfe von Architekt Ad. Schill.

Preis: 75 Mark.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

PRACHTVOLLES FESTGESCHENK!

ITALIEN.

Eine Wanderung
von den
Alpen bis zum Aetna.

Verlag von J. ENGELHORN in STUTTGART.

Kein Werk dürfte sich besser zu Festgeschenken eignen, als diese herrliche Schilderung Italiens, welche, von den beliebtesten Autoren und Künstlern im Verein geschaffen, seit dem Beginn ihres Erscheinens von dem gebildeten Publikum und der gesammten Kritik mit ungetheiltestem Beifall aufgenommen worden ist.

430 Seiten in Folio mit 300 Textillustrationen u. 88 Bildern in Tondruck.

In Prachtband nach einem Original-Entwurfe von Julius Schnorr.

Preis: 75 Mark.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig, **E. Schloemp** in Leipzig, **J. F. Schreiber** in Eßlingen, **C. A. Schwetschke & Sohn** in Braunschweig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer [illegible] Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 50. Berlin, den 15. December 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Der Marschall von Mac Mahon vor der öffentlichen Meinung in Frankreich.

Von Spectator.

Es ist ein jämmerliches, ein trauriges Schauspiel, einen alten Mann zu sehen, der am Abend eines vielbewegten Lebens, das an trotzigen Kämpfen, an Ruhm und Ehre selten reich gewesen ist, plötzlich Gegenstand weitverbreiteter, fast allgemeiner Verhöhnung wird. Der Marschall von Mac Mahon, Herzog von Magenta, Präsident der französischen Republik, ist nun in dieser beklagenswerthen Lage; und er ist siebenzig Jahre alt, er hat den Marschallstab mit dem Degen in der Faust erobert; er hat sich auf allen Schlachtfeldern, auf denen Frankreich während eines halben Jahrhunderts gekämpft und geblutet, mit Ruhm bedeckt; er ist nach der Einnahme von Malakoff, nach der Schlacht von Magenta wie ein Heros verehrt worden, dessen sich die Legende bemächtigt hat; und seine Landsleute haben ihm Wörth und Sedan nicht etwa verziehen; — nein! sie haben diese Niederlagen wie frische, grüne Lorbeerblätter zu seinem Siegeskranze gesammelt, und ihn nach den Schlachten, in denen er unterlegen, „den loyalen Soldaten, den glorreich Besiegten" genannt. — Er sah immer still, nachdenklich, zufrieden und seiner selbst ganz sicher aus, wenn er Gäste im Elysée empfing, wo er neben seiner kleinen, wohlbeleibten, durchaus nicht vornehm aussehenden, stets lächelnden, frommen Frau Gemahlin, der geborenen Herzogin von Castries, wie ein absoluter Monarch herrschte, oder wenn er, stolz zu Pferde, ein eleganter Cavalier in der That, in Begleitung eines Adjutanten die Champs Elysées hinaufsprengte. Die Conservativen unter den Pariser Bürgern, die Herrn Thiers niemals vergessen konnten, daß er in einfachem, zugeknöpften, zweireihigen Ueberrock, wie ein Notar, wie Einer von ihnen einherging, und die vom „Herrn von Frankreich" Bilder sehen wollen, die ihn in glänzender Uniform, auf sich bäumendem Rosse, inmitten des Pulverdampfes der wüthenden Schlacht darstellen, sahen dem Präsidenten damals mit einem befriedigten Kopfnicken nach und sagten: „Il a bonne tournure à cheval — notre maréchal!" Andere, die Gelegenheit hatten, sich ihm zu nähern und in der Nähe zu betrachten, bemerkten schon damals eine eigenthümliche Oede und Leere auf seinem nicht unschönen, aber ausdruckslosen und geistesarmen Gesichte.

Seit dem 24. Mai 1873, seit dem Tage, wo er aufgehört einfach Soldat zu sein, um den Platz einzunehmen, den ihm Herr Thiers ungern aber widerstandslos eingeräumt hatte, mußte der Marschall von Mac Mahon sich gefallen lassen, daß die öffentliche Meinung, unbekümmert um seine Verdienste als militärischer Befehlshaber, unbekümmert auch um seinen Charakter, sich seiner Persönlichkeit bemächtigte, um Alles, was er in seiner Eigenschaft als Chef der Executivgewalt that und verordnete, einer schonungslosen Kritik zu unterwerfen. Um diese Zeit bereits begannen im Munde des Volkes Geschichten über ihn zu circuliren, welche, ob erfunden oder wahr, geeignet waren seinen Ruf, der bis dahin als gewissermaßen unantastbar gegolten hatte, herabzuziehen und zu beflecken. Die Organe der republikanischen Opposition warfen ihm seine Undankbarkeit gegen Herrn Thiers vor, der, indem er Mac Mahon zum Oberbefehlshaber der Armee von Versailles ernannt, ihn dem französischen Volke gewissermaßen als den ersten Soldaten Frankreichs vorgestellt und anempfohlen hatte. — Herr Thiers selbst war gegen den Marschall tief entrüstet und klagte ihn bei verschiedenen Gelegenheiten an, mit seinem Vertrauen Mißbrauch getrieben und ihn hintergangen zu haben.

Gleichzeitig mit diesen, sich nun ununterbrochen wiederholenden Angriffen auf den Charakter des Herzogs von Magenta, verbreitete sich das Gerücht, daß der Präsident der Republik, so oft es sich darum handele, ein Urtheil abzugeben, jedesmal den Beweis liefere, daß sein Geist nicht nur vollständig uncultivirt, sondern daß seine intellectuelle Befähigung überhaupt außergewöhnlich beschränkt sei. Die von ihm in früheren Jahren errungenen militärischen Erfolge wurden in boshafter Weise kritisirt und dem Muthe der von ihm geführten Soldaten oder dem blinden Kriegsglück zugeschrieben; auch fing man an, die Niederlagen von Wörth und Sedan seiner ungeschickten Führung zuzuschreiben und ihn nicht nur als einen vollständig unbefähigten Staatsmann, sondern auch als einen schwachen, unentschlossenen General darzustellen. Sodann sprach man von seiner Umgebung. Der Einfluß derselben wurde als ein ebenso mächtiger wie verderblicher bezeichnet. Er selbst war, so erzählte man sich, so schrieb man in den Zeitungen, unfähig, die Initiative einer politischen Maßregel zu ergreifen, und erschien wie ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner sogenannten Freunde und Rathgeber. Unter diesen nannte man in erster Linie seine Gemahlin, die fromme, Rom ergebene Herzogin von Magenta, den Herzog von Broglie, Herrn Buffet, den Erzbischof von Rheims, den Bischof von Orleans, den jungen Vicomte Emmanuel d'Harcourt und endlich einen Herrn de Saint-Paul. — Die genannten Persönlichkeiten waren sämmtlich entschiedene Feinde der Republik, der Verfassung, die dem Schutze des Marschalls anvertraut war; und die Mehrzahl von ihnen stand in dem Rufe, von

den Jesuiten beherrscht zu sein und die Interessen des heiligen Stuhles über die von Frankreich zu stellen.

Aber wenn der Marschall einerseits erbitterten Anfeindungen ausgesetzt war, so fand er auf der andern Seite die Genugthuung, von seinen Freunden, den sogenannten Conservativen, mit überschwenglichem Lobe gepriesen zu werden. Die Dosis von Schmeichelei, die eine gewöhnliche Constitution, ohne Ekel zu empfinden, vertragen kann, ist außerordentlich stark. Der Marschall von Mac Mahon ließ es sich gefallen, als „die Vorsehung Frankreichs" bezeichnet zu werden, als der Mann, welcher von Gott ganz speciell berufen sei, das arme Land von dem Abgrund des Verderbens zurückzuziehen, in den die Revolution und antireligiöse Freidenkerei es zu stürzen beabsichtige. Ein exaltirter Journalist ging so weit, göttliche Verehrung für ihn zu verlangen, und dieser für das Irrenhaus reife Schwärmer wurde nicht etwa im Elysée desavouirt, sondern galt seitdem als Einer, auf dessen „gesundes" Urtheil der Marschall und seine Freunde ganz besondern Werth zu legen schienen.

Die Periode, während der der Marschall von seinen politischen Gegnern heftig angegriffen, von seinen Gesinnungsgenossen dagegen angefeuert wurde, auf dem von ihm eingeschlagenen Wege zu verharren, dauerte vier Jahre. Zu bemerken ist, daß während dieser Zeit die Machtstellung des Marschalls an der Spitze der Republik niemals in Frage gestellt wurde. Die Constitution hatte ihn bis zum Monate November des Jahres 1880 zum Chef der Executivgewalt gemacht, und die entschiedendsten Republikaner selbst, obgleich sie den Marschall mit Mißtrauen beobachteten und ihn jedes hinterlistigen Angriffes auf die Republik für fähig hielten, wagten es nicht, seinen Rücktritt von der Regierung vor dem gesetzlich festgestellten Termin als ein Ding der Möglichkeit oder der Zweckmäßigkeit in das Auge zu fassen. — Mac Mahon, von ergebenen Freunden umringt, von seinen Feinden durch eine chinesische Mauer getrennt, die um das Elysée gezogen worden war, fühlte sich ruhig und sicher in der Ueberzeugung, daß er, der Mann der Vorsehung, bis zum Jahre 1880 die Zügel der Regierung von Frankreich in den Händen behalten werde.

In diesem unerschütterten Gefühle vollständiger persönlicher Sicherheit beging der Herzog von Magenta im Monat Mai dieses Jahres einen großen Fehler. Seine Regierung war zu der Zeit schon reich an politischen Ereignissen, die mehr oder weniger beunruhigend an ihn herangetreten waren; aber gerade weil Alles, selbst das Drohendste, schließlich friedlich verlaufen, ohne nachtheilige Folgen für seine persönliche Stellung geordnet worden war, bildete sich der arme Marschall ein, dies sei ein Verdienst seiner Umsicht und Energie, und er sei in der That der große Mann, zu dem ihn seine Umgebung stempeln wollte. — Auf Anrathen seiner Freunde, deren wirkliche geheime Absichten noch immer mit einem dichten Schleier verdeckt sind, verjagte der Präsident der Republik am 16. Mai, ohne irgend einen plausibeln Vorwand, das Ministerium Jules Simon; ersetzte dasselbe durch das antirepublikanische Cabinet Broglie-Fourtou; löste bald darauf die zweite Kammer auf; entließ sämmtliche republikanische Beamte, die irgend welchen politischen Einfluß auf die Bevölkerung ausüben konnten; ernannte an ihrer Stelle bonapartistische, royalistische, clericale Präfecten, Unterpräfecten, Friedensrichter, Maires, Schullehrer rc.; verfolgte die liberale Presse, in der Provinz namentlich, mit einer selbst unter dem Kaiserreiche unerhörten Strenge und Parteilichkeit, und organisirte endlich zu Gunsten der von ihm protegirten Candidaten eine Wahlcampagne, die von den Franzosen sogar, obgleich diese nicht leicht durch Uebergriffe der Gewalt in Erstaunen zu setzen sind, als vollständig beispiellos charakterisirt wurde.

Es ist nicht anzunehmen, daß der Marschall von Mac Mahon sich entschlossen haben würde, in dieser rücksichtslosen Weise vorzugehen, wenn ihm seine Freunde nicht die Versicherung gegeben hätten, daß der von ihm unternommene Feldzug gegen die Republik mit einem glänzenden Siege für die gute conservative Sache, „die Sache der Ruhe, der Ordnung, der Kirche und der Familie", enden würde. Das Resultat sollte jedoch die in dieser Beziehung gehegten Hoffnungen auf das Bitterste täuschen. Nachdem Frankreich fünf Monate lang von seiner eigenen Regierung wie eine eroberte Provinz behandelt und gemaßregelt worden war, ernannte das Land eine Kammer, welche der republikanischen Partei, nach wie vor, eine überwiegende Majorität über die drei vereinigten monarchischen Parteien sicherte.

Der Marschall von Mac Mahon hatte bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten in unzweideutiger Weise geäußert, daß er als loyaler Soldat und Ehrenmann fest entschlossen sei, sich dem Willen des Volkes, sobald sich derselbe deutlich zu erkennen gegeben habe, zu unterwerfen, d. h. in anderen Worten: mit der von der Nation nach Versailles gesandten Kammermajorität zu regieren. — Er vergaß was er gesagt. Seine Freunde hielten es für unzweckmäßig, ihn an sein Versprechen zu erinnern; seine Gegner, sei es, daß sie sich durch Wort oder Schrift an ihn wenden wollten, fanden die Thüren des Palastes, in dem man ihn überwachte, für sich verschlossen.

Einen ganzen Monat lang, vom 7. November, dem Tage des Zusammentretens der Kammer, bis zu Anfang des Monat December, glimmte der wüthende Antagonismus zwischen der Regierung und der Kammermajorität wie Feuer unter der Asche; dann konnte er nicht mehr gedämpft werden und mußte in heller Flamme aufschlagen.

Nachdem die Kammer dem Ministerium Broglie-Fourtou durch Annahme des Antrages, die Politik dieses Ministeriums einer parlamentarischen Untersuchung zu unterwerfen, ein unzweideutiges Mißtrauensvotum gegeben; sodann auf das Entschiedendste verweigert hatte, mit dem neu ernannten Cabinet La Rochebouët-Welche in irgend welche Beziehungen zu treten, erkannte der Marschall, oder erkannten vielmehr seine Rathgeber, daß sie die Macht der Kammermajorität doch um ein Bedeutendes unterschätzt hatten und daß diese das Recht, den Willen, die Energie besitze, um es bis auf das Aeußerste ankommen zu lassen, d. h. das Budget zu verweigern, so daß die Krisis, unter der das ganze Land empfindlich litt und über die das ganze Land auf das Bitterste klagte, nicht so leicht, wie man sich dies ursprünglich eingebildet hatte, zu einem Ende gebracht werden konnte.

Gambetta, der Wortführer der Opposition, hatte in seiner letzten Rede gesagt, es handele sich darum zu wissen, ob Frankreich herrschen oder ein einzelner Mann commandiren solle. „Der einzelne Mann", der Marschall Mac Mahon, mußte sich dieselbe Frage stellen und seine Freunde konnten darauf nur eine engbegrenzte Anzahl von Antworten geben.

Der Marschall hatte sich entweder dem Willen der Majorität zu unterwerfen;

oder er mußte sich vor dem ihm feindlichen Verdicte der Nation zurückziehen;

endlich blieb ihm die Ausflucht, einen letzten Widerstandsversuch zu machen, sei es, daß er einen förmlichen Staatsstreich wagen; sei es, daß er durch eine nochmalige Auflösung der Kammer eine neue Willensäußerung des Volkes hervorrufen wollte.

An ein Zurücktreten des Marschalls ist in diesem Augenblicke nicht zu denken. Seine Freunde werden die Gewalt, so lange wie nur irgend möglich, in ihren Händen bewahren, da sie sehr wohl wissen, daß sie für den Mißbrauch, den sie mit derselben getrieben, zu schwerer Verantwortung gezogen werden können, und da das einzige Mittel, dem über sie schwebenden Verhängniß zu entgehen, darin besteht, ihre politischen Gegner ohnmächtig zu machen.

Mehrere Tage lang, am 5., 6., 7. December, hatte es den Anschein, als ob sich der Marschall unterwerfen würde. Ein Ministerium Dufaure-Waddington-Say wäre geeignet gewesen, den Ansprüchen der Kammermajorität wenigstens momentane Genugthuung zu verschaffen.

In dem Augenblicke wo wir schreiben, hat der Präsident der Republik den Entschluß, sich dem Willen der Nation zu unterwerfen, wieder zurückgenommen. Es verlautet, daß Herr Batbie, ein entschiedener Gegner der Republik, berufen sei, ein neues Ministerium zu bilden. Dasselbe würde sich zur Aufgabe stellen, die Kammermajorität zum letzten Male aufzufordern, sich dem Marschall zu unterwerfen und, nachdem es darauf abschlägigen Bescheid erhalten, eine neue Auflösung der Kammer in's Werk zu setzen. Es ist nicht unmöglich, daß Herr Batbie das ihm vom Marschall geschenkte Vertrauen rechtfertige, daß er den Senat bewege, dem Präsidenten das Recht zu bewilligen, die soeben ernannten Deputirten wiederum vor ihre Wähler zu schicken. In diesem Falle würden die Neuwahlen in kürzest möglicher Frist stattfinden und würde es von der Zusammensetzung der nächsten Kammer abhängen, ob der Marschall bis zum Jahre 1880 an der Spitze der Executivgewalt bleiben kann, oder sein Mandat niederlegen muß.

Was sich nun jedoch auch ereignen möge: sei es, daß der Herzog von Magenta als Sieger oder Besiegter aus dem Entscheidungskampfe, den er nun aufgenommen hat, hervorgehe, — Eines steht unwiderruflich fest, nämlich, daß der Präsident der Republik in diesem Kampfe mit dem Lande seinen alten Ruhm vollständig eingebüßt hat.

Ein deutsches Urtheil über den Chef der französischen Regierung erscheint heute leider noch immer nicht ganz unparteiisch; es soll deshalb hier nicht ausgesprochen werden. Die französische, nicht die deutsche öffentliche Meinung ist es, welche nun durch alle ihr zur Verfügung stehenden Organe den legendären Soldaten von Malakoff, den gefeierten Sieger von Magenta, den „glorreich Besiegten" von Wörth und Sedan, den Unterdrücker der Commune, den von der Vorsehung erkorenen „Retter der Gesellschaft", seiner Ehre verlustig erklärt hat. Die republikanischen Zeitungen: la France, le Journal des Débats, la Republique française, le XIXième Siècle etc. — die Wortführer der ultramontanen und legitimistischen Partei: l'Univers, la Défense, l'Union — das bonapartistische Pays und seine Gesinnungsgenossen — Alle, aus verschiedenen Gründen wohlverstanden, haben nun dem Marschall von Mac Mahon die Anklage in das Gesicht geschleudert: „Du hast Dein Wort, dem wir vertrauten, treulos gebrochen!"

Wohl dürfte die eine oder die andere Partei, je nachdem sich der Marschall schließlich zu dieser oder jener hinneigt, bald wieder milder auftreten; ja, vielleicht sogar die nun verstimmten Lobgesänge wieder anstimmen und noch einmal vom „loyalen Soldaten" zu sprechen wagen — aber das geschriebene Wort bleibt und bezeugt, daß die öffentliche Meinung in Frankreich im Monat December 1877 den Marschall bezichtigt hat, durch die seit dem 16. Mai von ihm verfolgte Politik, Selbstmord an seinem alten Ruhme begangen zu haben.

Die Marpinger Bewegung.

Von einem Augenzeugen.

(Schluß.)

Da die fortgesetzten Untersuchungen vollständig überzeugendes Material zum Erweis eines absichtlichen Betruges nicht ergaben, so wurden die Verhafteten wieder in Freiheit gesetzt, und zwar jene vier Männer nebst einigen anderen in Untersuchungshaft befindlichen Personen bereits Mitte November, die beiden Pastoren am 1. December. Auch zur Wiedererlangung ihrer Kinder hatten die Eltern inzwischen die nöthigen Schritte gethan, unterstützt vom Reichstagsabgeordneten Prinzen Radziwill, der einige Zeit in Marpingen anwesend war. Das Resultat dieser Bemühungen war, daß jenes Erkenntniß des Vormundschaftsrichters am 30. November vom Landgericht zu Saarbrücken umgestoßen wurde. Da der dortige Oberprocurator gegen dieses Urtheil des Landgerichts Cassationsrecurs einlegte, hielt man zwar die Kinder einstweilen noch in der Anstalt zurück, jedoch lange vor der Entscheidung über diesen Recurs — derselbe wurde am 30. Januar 1877 vom Obertribunal zurückgewiesen —, nämlich bereits am 12. December, wurden dieselben auf telegraphische Anweisung des Ministers des Innern aus dem Institute entlassen und ihren Eltern zurückgegeben. Nach ihrer Rückkehr stellten sich natürlich auch die Erscheinungen wieder ein, zumal inzwischen auch das Betreten des Härtelwaldes wieder erlaubt worden war. Am 7. November nämlich, am Tage nach jenem Erkenntnisse des Vormundschaftsrichters, hatte das Landrathsamt von St. Wendel folgende Bekanntmachung erlassen: „Nachdem die sogenannten begnadigten drei Kinder von Marpingen ihre früheren Erzählungen über angebliche Erscheinungen der Muttergottes, des Teufels u. s. w. widerrufen und die Erklärung abgegeben haben, daß ihre bezüglichen Angaben über das, was sie gesehen, gehört und gefühlt haben wollen, von ihnen erfunden und erlogen seien, so hat es nicht ferner nöthig erschienen, die polizeilichen Maßnahmen noch weiterhin aufrecht zu halten, welche zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung haben getroffen werden müssen, und ist daher insbesondere auch die Polizeiverordnung gegen das Betreten der Walddistricte Härtelwald und Schwannheck wieder aufgehoben worden." Da sich in Folge davon jedoch die Pilgerzüge wieder in Besorgniß erregender Weise zu mehren anfingen, so griff man allmählich wieder zu strengeren Verordnungen; vor Allem wurden Processionen nach der Gnadenstätte und der Wunderquelle sowie Volksansammlungen daselbst verboten; nur einzeln oder doch höchstens in einer Gesellschaft von wenigen Personen durfte man jene Orte besuchen. Freilich brachte die Aufrechterhaltung dieser Verordnungen den damit beauftragten Gendarmen manche Verhöhnungen ein, ja sogar thätlichen Angriffen von Seiten der frommen Pilger waren sie ausgesetzt, und so sah sich denn schließlich die Behörde genöthigt, am 19. März dieses Jahres das Betreten des Härtelwaldes wieder gänzlich zu untersagen. Seit jener Zeit blieb der Wald gesperrt. Nichtsdestoweniger dauerte der Zudrang der Pilger den ganzen Sommer hindurch fort: da sie aber die „Gnadenstätten" nicht betreten durften, so kam jetzt wieder der oben beschriebene alte „Marienborn" zu Ehren; dorthin verlegte man jetzt die Erscheinungen, und auf ihn ging nun auch die Wunder wirkende Kraft der gesperrten Quelle über. Da dieser Brunnen dicht an der öffentlichen Straße liegt, so hat er außerdem den Vorzug, von der Behörde nicht abgesperrt werden zu können. Besonders lebhaft war der Fremdenverkehr während des August und in den ersten Tagen des September. Da nämlich die Erscheinungen der Muttergottes, wie diese den Kindern mitgetheilt hatte, im Ganzen vierzehn Monate dauern sollten, so mußten sie also Anfang September ihr Ende erreichen, und deshalb kamen jetzt die Pilger in großen Schaaren herbei, um der heiligen Jungfrau noch vor ihrem Abschiede ihre Huldigungen darzubringen. Ein bewegtes Leben entfaltete sich in Folge davon in und um Marpingen; vom Bahnhof St. Wendel wurde ein regelmäßiger Omnibusverkehr mit dem „begnadeten" Dorfe eingerichtet, ganze Reihen von Wagen standen dort fortwährend bereit, um den ankommenden Fremden das „Pilgern" zu erleichtern. Marpingen selbst bot das Bild eines Jahrmarktes: Bude reihte sich hier an Bude; in der einen wurden Rosenkränze verkauft, in der andern Gebetbücher, in einer dritten blecherne Kannen zum Mitnehmen des Wunderwassers, oder Bilder von Marpingen und der Erscheinungsstelle, ja sogar von der heiligen Jungfrau selbst, wie sie von einem Maler „nach Angabe der Kinder" porträtirt worden war. Wie bedeutend der Fremdenverkehr damals gewesen ist, erhellt aus der einfachen Thatsache, daß allein die Eisenbahnstation St. Wendel während des August etwa 12000 Mark Mehreinnahme hatte als in demselben Monat des vorigen Jahres. Doch nur kurze Zeit dauerte dieser gewaltige Zudrang; am 3. September zeigte sich die Muttergottes, ihrer Voraussage gemäß, den Kindern zum letzten Mal, indem sie sich von ihnen verabschiedete mit der Mahnung: „Betet viel!" Ob dieser Abschied ein dauernder ist, wird die Zukunft lehren; in Marpingen selbst ist vielmehr allgemein das Gerücht verbreitet,

daß die Erscheinungen im nächsten Frühjahr sich wieder fortsetzen sollen; doch konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob dies Gerücht, wie Viele behaupten, auf einer angeblichen Mittheilung der Muttergottes an die Kinder beruht oder nur dem Wunsche der dabei pecuniär stark interessirten Bevölkerung seine Entstehung verdankt. Jedenfalls hat mit dem 3. September die Bewegung einen vorläufigen Abschluß erhalten, und es ist uns daher jetzt schon möglich, wenigstens manche der dabei zu Tage getretenen Symptome einer objectiven Würdigung zu unterziehen.

Als ich zum letzten Mal Marpingen besuchte, trat mir eine sociale Folge, welche die Bewegung für diesen Ort hat, recht lebhaft entgegen. Bisher kannte ich denselben nur als ein ärmliches Dorf, fast ausschließlich von Ackerbauern und Bergleuten bewohnt, die sich mit ihrer Hände Arbeit zwar sauer, aber ehrlich ihr Brod verdienten. Nicht wenig erstaunt war ich daher zu sehen, wie das Dorf in einem Zeitraum von wenigen Monaten einen total anderen Charakter angenommen hatte. Durch den bedeutenden Fremdenverkehr war massenhaftes Geld nach Marpingen geflossen, und dieses kam nicht etwa nur den „Wunderkindern" und der zum Nehmen allzeit bereiten Kirche zugute, nein, jeder einzelne Bewohner des Ortes participirte mehr oder minder an diesem Segen. Da nämlich die wenigen Wirthshäuser des Dorfes zur Aufnahme der Fremden natürlich nicht ausreichten, so war sozusagen jedes Haus zur Herberge geworden; die Pilger verzichteten bei dem großen Andrange gern auf ein Bett, wenn sie nur überhaupt für die Nacht ein Unterkommen fanden, und so wurden denn für die dürftigsten Nachtlager auf Stroh mitunter die horrendesten Hotelpreise bezahlt. Auch andere Einnahmequellen eröffneten sich den Marpingern: der Eine diente als Fremdenführer zu den Gnadenstätten, ein Andrer war Fuhrmann geworden, wieder Andere verkauften Bilder, Blechkannen u. s. w., und es ist daher nicht zu verwundern, daß Manche ihre frühere harte Beschäftigung aufgaben, um sich auf eine leichtere Weise ein größeres Einkommen zu verschaffen. Ein herzliches Lachen konnte ich nicht unterdrücken, als ich vor einiger Zeit in einem ultramontanen Blatte (D. Reichsztg. vom 11. Oct.) die Worte las: „Bis jetzt haben die einfachen Bauern es noch nicht verstanden, die Vortheile eines Wallfahrtsortes auszubeuten; die Leute haben eine gewisse Scheu, aus den Ereignissen, die ihre Gemeinde weltbekannt gemacht haben, für sich Vortheil zu ziehen." Ich habe von dieser Scheu nichts gemerkt; die „einfachen Bauern" wissen das Geld recht wohl zu nehmen, und ich wunderte mich daher gar nicht über die Ausnahmslosigkeit, mit der sie an die Erscheinungen glauben und deren Wiederkehr zum Frühjahr herbeiwünschen. Ob sie damit wirklich ihr eigenes Beste wünschen, ist eine andere Frage; ich bin vielmehr der Ueberzeugung, daß, wenn die Bewegung sich fortsetzen und Marpingen Wallfahrtsort bleiben sollte, das früher fleißige Dörfchen bald eine ganze Reihe von Faulenzern zu seinen Einwohnern zählen wird, und das wäre dann ein Erfolg der „Erscheinungen", von dem die Leutchen in ihrer jetzigen Freude leider nichts zu ahnen vermögen.

Eine andere, nicht weniger betrübende Folge der Bewegung springt schon jetzt deutlich in die Augen, nämlich die zunehmende Sterblichkeit, die sich in Folge des blinden Vertrauens auf die Kraft des Marpinger Wassers gezeigt hat. Statt einen Arzt herbeizurufen, gab man den Kranken heilkräftiges Wasser, und was dasselbe für Wunder wirkte, beweisen folgende Zahlen, die wir einer Statistik der „Köln. Ztg." vom 14. Juli entnehmen. Die Bürgermeisterei Alsweiler, zu der unser Dorf gehört, zählt im Ganzen 7976 Seelen, worunter auf Marpingen selbst 1637 kommen; in der ersten Hälfte des Jahres 1876 betrug die Zahl der Todesfälle in der gesammten Bürgermeisterei 77, im gleichen Zeitabschnitt des laufenden Jahres dagegen 178; darunter kommen auf Marpingen allein 60 Todesfälle, und zwar starben 48 Kinder unter 14 Jahren, 12 Personen von höherem Alter und darunter 3 Hochbetagte. Aerztlich behandelt wurden von diesen Verstorbenen nur 4 Kinder und 3 Erwachsene. Wir brauchen zu diesen Zahlen nichts weiter hinzuzufügen, sie sprechen deutlich genug für sich selbst, um in den Augen jedes Gebildeten einen Aberglauben zu brandmarken, der von der Culturstufe weiter Schichten unseres Volkes ein betrübendes Zeugniß ablegt. Es ist fast unglaublich, was für eine Verbreitung dieser Wasserschwindel gewonnen hat: nicht nur nach allen Theilen Deutschlands, auch nach Frankreich, Belgien, ja bis nach Amerika wurde Marpinger Wasser verschickt, und rührend war es anzusehen, wie Pilger aus allen Ständen mit gefüllten Wasserkannen Marpingen verließen, als trügen sie einen Schatz nach Hause. Aber, so werden unsere Gegner uns zurufen, so leset doch die Dankbezeugungen Derer, die durch dieses Wasser geheilt worden sind! Und es ist wahr, in ultramontanen Blättern figurirt eine ganze Anzahl von Erklärungen, in denen solche wunderbare Heilungen mitgetheilt werden; doch muß den Kritiker gegen ihre Glaubwürdigkeit schon der eine Umstand bedeutend einnehmen, daß von diesen Erklärungen in der Form, wie sie vorliegen, wohl nicht eine einzige von den „Erklärern" selbst herrührt. Der Stil und die ganze Ausdrucksweise dieser Erklärungen lassen darüber auch nicht den geringsten Zweifel aufkommen. Man höre nur z. B. folgenden Anfang einer solchen: „Die mannichfachen Versuche, welche noch fortwährend gemacht werden, die Erscheinung der allerseligsten Jungfrau Maria zu Marpingen als nicht glaubwürdig darzustellen, veranlassen Unterzeichnete, mit folgender Erklärung nicht länger zurückzuhalten"; oder den Eingang folgender „Freimüthiges Bekenntniß" überschriebener Erklärung: „Gott zur Ehre und der allerseligsten Jungfrau Maria, der Gottesgebärerin, zum Dank will ich das große Wunder, welches sich an mir vollzogen, in meiner übergroßen Freude der Welt kundthun", und frage sich dann, ob diese Erklärungen wohl von der Ackersfrau und der Bergmannswittwe herrühren, deren Namen wir darunter lesen? Wer Land und Leute kennt, wer Gelegenheit gehabt hat, mit den Landleuten jener Gegend öfter in Berührung zu kommen und ihre Ausdrucksweise wie ihre ganze Bildungsstufe kennen zu lernen, wer da weiß, daß die meisten von ihnen seit ihrer Schulzeit oder die Männer seit ihren Militärjahren nicht allzu oft eine Feder zur Hand genommen haben, der läßt sich nie und nimmer weißmachen, daß diese öffentlichen Erklärungen das Werk der schlichten Landleute sind, deren Unterschriften sie tragen. Wenn also schon dieser Umstand uns den betr. Erklärungen gegenüber stutzig machen muß, so kommt noch hinzu, daß nicht eine einzige der darin berichteten Heilungen von einem Arzte beglaubigt ist. Man bringe uns doch Zeugnisse der Aerzte bei, welche die Kranken früher behandelt hatten, daß diese nun wirklich geheilt sind und ihre Genesung einer wunderbaren Einwirkung zugeschrieben werde müsse; so lange solche maßgebende Zeugnisse fehlen, erlaube man uns, jenen Erklärungen gegenüber uns weiter skeptisch zu verhalten. Und wenn wirklich von den vielen Tausenden, die in Marpingen Heilung suchten, einige Wenige daselbst eine Linderung ihrer Leiden verspürt hätten, muß denn das gleich einer wunderbaren himmlischen Einwirkung zugeschrieben werden? Ist es denn bei dem engen Zusammenhang zwischen Leib und Seele etwas so absolut Unerhörtes, daß mächtige seelische Erregungen auch auf die körperlichen Zustände eine Einwirkung ausüben? Wäre es also nicht auch hier möglich, daß die bedeutende religiöse Aufregung, in der die Leute sich befanden, bei dem Einen oder Andern der Kranken eine augenblickliche Besserung seines Zustandes hervorgerufen haben könnte? Das wäre, falls wirklich solche Fälle constatirt wären, doch immerhin eine rationellere Erklärung als die alberne Annahme, daß das pure Marpinger Brunnenwasser Wunder zu wirken im Stande sei. Doch wenn das Wunder schon „des Glaubens liebstes Kind" ist, um wie viel schneller ist erst die Leichtgläubigkeit damit bei der Hand!

Leichtgläubigkeit, darin liegt überhaupt die Erklärung der ganzen Marpinger Bewegung, und als zweiter Factor kommt hinzu die krankhafte religiöse Erregung des katholischen Volkes, die zum großen Theil eine Folge des Culturkampfes ist. Ich gehöre nicht zu Denen, welche diese Bewegung für das lang vorher geplante Werk eines schlauen Betruges halten, ich glaube vielmehr, daß sie von einer zufälligen Sinnestäuschung der drei Kinder ihren Ausgang nahm; aber diesen Anlaß ergriff die

leichtgläubige, durch ihren ganzen Heiligencult wie durch die örtlichen Traditionen zum Aberglauben disponirte Bevölkerung jener Gegend mit Begierde, und die Geistlichkeit förderte die so entstandene Bewegung, weil sie ihr als Culturkampfsmittel gerade gelegen kam. Hatte man sich aber der Bewegung erst einmal hingegeben, dann mußte sie auch auf jede Weise aufrecht erhalten und ausgebreitet werden; und daß man dabei im Eifer für die Sache vielleicht auch in der Wahl der Mittel nicht immer allzu scrupulös war, ist eine bei der verbreiteten Jesuitenmoral nicht gerade fernliegende Möglichkeit. Gewiß sind Dir, verehrter Leser, schon oben bei der Lectüre des Berichtes über die Ereignisse manche Bedenken aufgestoßen, und es hat sich vielleicht die Frage in Dir geregt: Sollten bei diesem Treiben der Kinder nicht noch andere Persönlichkeiten die Hand mit im Spiele haben? Schon gleich die Anfänge der Bewegung, was muthen sie uns nicht für Ungeheuerlichkeiten zu! Ein paar kleine Bauernmädchen haben eine Erscheinung, die ihnen eine solche Furcht einjagt, daß sie „bleich vor Schrecken" nach Hause eilen; nichtsdestoweniger gehen sie am folgenden Tage sofort wieder zur Erscheinungsstelle, ja sie lassen sich sogar ohne Weiteres mit der sich wiederholenden Erscheinung in ein Gespräch ein: schon hier haben wir ein psychologisches Räthsel vor uns, das aber durch die Fortsetzung der Unterredung am nächsten Tage noch überboten wird. Kaum ist nämlich den Kindern dort die Eröffnung geworden: „Ich bin die unbefleckt Empfangene", — was mögen die achtjährigen Mädchen sich dabei wohl gedacht haben? — da verfallen sie nach einigen anderen gleichgültigen Worten sofort auch schon auf die Frage: Soll hier ein Bild oder eine Kapelle errichtet werden? worauf natürlich eine Kapelle, und zwar eine aus Steinen gewünscht wird. Das heißt denn doch etwas gar zu plump mit der Thür in's Haus fallen; hier „merkt man Absicht, und man ist verstimmt". Was mag mit den armen Kindern zwischen dieser und der ersten Erscheinung schon Alles vorgegangen sein, ehe diese Fragen und diese Antworten bei ihnen zu Tage kamen! Doch über solche Bedenken setzt sich das „gläubige" Volk mit Leichtigkeit hinweg; schon daß es überhaupt auf die Aussage von drei unmündigen, ganz und gar urtheilslosen Bauernkindern hin eine solche Bewegung inaugurirt, ist Beweis genug dafür, daß man seiner Leichtgläubigkeit eben geradezu Alles zumuthen darf. Wir könnten noch manche Proben dieser Leichtgläubigkeit hier anführen, legendenhafte Erzählungen, die sich im Verlauf der Bewegung gebildet und sich mündlich unter der Bevölkerung weiter verbreitet haben, wollen uns aber mit der Mittheilung einer Geschichte begnügen, die sogar schriftlich vorliegt und uns daher nicht etwa als unsere Erfindung vorgehalten werden kann. Der Berichterstatter der „Germania" erzählt in Nr. 248 vom vorigen Jahre Folgendes: „In der Nacht vom 3. auf den 4. Sept. hatten sich 13 Personen, welche aus der Gegend von Losheim her nach Marpingen wanderten, in der Gegend des Dorfes Steinbach verirrt. Dichte Finsterniß ringsumher, keinen Schritt weit konnten sie vor sich sehen. Sie knieten nieder zum Gebete. Plötzlich sahen sie vor sich ein wunderbares Licht, einen Stern. Man betrachtete sehr bald diesen Stern als einen wunderbaren Führer und beschloß, ihm zu folgen. Die Leute behaupteten, daß der Stern vor ihnen herging; sie gelangten in der That glücklich nach ihrem Reiseziel Marpingen." Diese Geschichte vom „wunderbaren Stern von Marpingen" kommt selbst dem für die tollsten Wunder empfänglichen Berichterstatter der „Germania" etwas bedenklich vor, und er weist daher „nach näheren Nachforschungen und Beobachtungen" die Meinung zurück, „daß der betr. Stern ein besonderer, mit den Marpinger Erscheinungen erst entstandener, resp. sichtbar gewordener sei". Es sei vielmehr nur der gewöhnliche Morgenstern, „welcher allerdings in diesem Jahre einen besonders auffallenden Glanz entwickelt hat". Um aber die damit gemachte, schon so erstaunliche Concession an die Vernunft nicht zu übertreiben, fügt er sofort hinzu: „Es ist im Uebrigen immerhin ein bemerkenswerthes Zusammentreffen des so auffallenden Glanzes des Symboles der hehren Gottesbraut Maria mit deren heiligen Offenbarungen und Wundern in diesem Jahre."

Bei einer solchen Geneigtheit des Volkes zum Aberglauben ist es daher nicht zu verwundern, daß die Marpinger Vorgänge bald auch an anderen Orten ähnliche „Erscheinungen" im Gefolge hatten. Die durch ihre Albernheit bemerkenswertheste derselben ist jedenfalls die, welche auf der Gaismühle bei Polch im Regierungsbezirk Coblenz stattgefunden haben soll. Dort erschien nämlich die Muttergottes in einer mit Marpinger Wasser gefüllten Flasche; ja nicht nur sie, sondern auch die Marpinger „Wunderkinder" und eine Reihe anderer Persönlichkeiten präsentirten sich in dieser Flasche. Ende März verbreitete sich dieses Gerücht und siehe da, in kurzer Zeit strömten Tausende von Gläubigen zur begnadeten Mühle und starrten andachtsvoll die am Fenster stehende Wunderflasche an. Schließlich bemächtigte sich die Polizei der Flasche nebst der speculativen Müllersfamilie, bei der eine ganz respectable Summe „Opfergeldes" vorgefunden wurde. Am 25. Juni wurde der Müller wegen Betruges zu 15 Monaten Gefängniß verurtheilt; ebenso erhielten einige Helfershelfer ihre gebührende Strafe.

In Marpingen selbst hat sich in den letzten Monaten, seitdem der Fremdenverkehr so zunahm, die Zahl der Wunderkinder um 14 vermehrt, die sämmtlich Madonnenerscheinungen zu haben vorgeben. Wahrscheinlich hat die Ehre, die jenen drei begnadeten Mädchen von Seiten der Fremden widerfuhr, vielleicht auch das Geld, das in die Taschen ihrer Eltern floß, andere Eltern nicht schlafen lassen; sie sahen nicht ein, weshalb nicht auch ihren Kindern solche Auszeichnungen zu Theil werden sollten. Freilich traut der dortige Pastor Neureuter, wie er in einer Erklärung veröffentlicht, der Echtheit dieser späteren Erscheinungen noch nicht so recht, während er von der Wahrheit der jenen drei Mädchen zu Theil gewordenen vollständig überzeugt ist. Auch in einigen anderen Ortschaften jener Gegend, z. B. in Berschweiler und Münchwies, tauchten Mädchen auf, welche ähnliche Erscheinungen und Offenbarungen gehabt zu haben behaupteten, und sofort fand sich auch eine gläubige Menge, die diesen Offenbarungen mit Andacht lauschte; doch wurden solche Bewegungen gewöhnlich durch das energische Vorgehen der Geistlichen selbst bald wieder unterdrückt. Mitunter freilich wurde es diesen nicht gerade leicht, die erregte Menge von ihren wahnsinnigen Ueberzeugungen zu heilen, wie wir aus dem Berichte ersehen, den ein Geistlicher über einen solchen Vorfall in der „Saarzeitung" veröffentlicht. Es heißt dort: „Als ich als Priester es versuchte, mit guten Worten diese Häuser zu räumen und die anwesenden betenden Pilger fortzuschicken, fand ich wenig Gehör, im Gegentheil Widerspruch von den eigenen Eltern, welche sich sehr aufgeregt und erbost zeigten, daß man ihren Kindern die mitgetheilten Offenbarungen nicht glauben wollte." Wem fällt da nicht das Wort ein von den gerufenen Geistern, die man nicht wieder los wird? Und so sieht sich denn dieser Geistliche genöthigt, sogar die Hülfe der Obrigkeit anzurufen; „es ist hohe Zeit," sagt er in demselben Berichte, „daß die Behörde hier einschreitet und die diabolisch erregten und von finstern Mächten betrogenen Mädchen einer Heilanstalt übergibt." Hier sind es also „diabolisch erregte und von finstern Mächten betrogene" Mädchen, die diesen Spuk angezettelt haben, und in Marpingen? Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes! davon verstehen wir mit unserm gewöhnlichen Laienverstand nun einmal nichts. Wenn ich es sagen soll, worin nach meiner Ueberzeugung das ganze Geheimniß dieser verschiedenen Behandlungsweise gleicher Verhältnisse seitens der Geistlichkeit besteht, so ist es einfach dies: man will für Marpingen keine Concurrenz aufkommen lassen, wenigstens nicht in der Nähe. Dittrichswalde ist weit genug entfernt, um das Ansehen der Marpinger Madonna nicht zu beeinträchtigen, aber in dieser Gegend gleich mehrere Erscheinungsstellen, das wäre bedenklich. Denn sowie die Bewegung ihren einheitlichen Mittelpunkt verlöre und sich zersplitterte, würde sie sich wahrscheinlich auch bald im Sande verlaufen. Deshalb das vorsichtige Zweifeln gegenüber anderen angeblichen Erscheinungen, während man die Marpinger Bewegung auf jede Weise begünstigt. Denn daß man sie seitens der Geistlichkeit begünstigt, ist eine offenbare Thatsache; man lese doch nur die ultramontanen Zei-

tungen: hat auch nur ein einziges Blatt aus der gesammten Kaplanpresse es gewagt, diesem Aberglauben entgegenzutreten? Nein, sondern man sorgte durch fortwährende Berichte über die angeblichen Ereignisse für Verbreitung der Bewegung, weil man dieselbe für ein geeignetes Mittel hielt, um den Muth der Katholiken im gegenwärtigen Culturkampfe wieder neu zu beleben und ihr Vertrauen auf den Sieg der Kirche zu erhöhen. Der Culturkampf spielt überhaupt eine große Rolle bei dieser ganzen Bewegung: wie die letztere einerseits als Waffe in diesem Kampfe gebraucht wird, so ist er selbst andererseits bei der Entstehung der Bewegung ein höchst wichtiger Factor. Durch die fortwährenden Hetzereien der ultramontanen Presse nämlich ist das katholische Volk allmählich zu der Ueberzeugung gebracht, daß durch den Culturkampf seine Religion selbst in Gefahr sei. In Folge dieser Ueberzeugung hat sich seiner eine gewisse Aufregung bemächtigt, die wohl auch den Wunsch und die Hoffnung im Gefolge hat, es möchte Gott selbst durch ein übernatürliches Eingreifen seiner Kirche zum Siege verhelfen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß das irgendwo auftauchende Gerücht von solchen übernatürlichen Einwirkungen bei dem aufgeregten Volke weit leichter Eingang findet, als es bei normalen Verhältnissen wohl der Fall sein würde. Und so verhält es sich auch mit der Marpinger Bewegung; nur aus der bedeutenden religiösen Erregtheit des Volkes ist die fabelhafte Leichtigkeit und Kritiklosigkeit zu erklären, mit der so große Massen dieser Bewegung zufielen. Aber gerade deshalb, weil auf diese Weise die Bewegung zugleich eine politische Bedeutung gewonnen hat, darf ihr auch der Staat nicht mit Gleichgültigkeit zusehen. Freilich hat ja auch die Dummheit eine gewisse Existenzberechtigung, aber doch nur soweit, als sie nicht praktisch gefährlich wird; wird sie aber dazu mißbraucht, den Fanatismus der Unterthanen gegen die Staatseinrichtungen zu schüren, dann hat der Staat das Recht und die Pflicht, sie energisch in ihre Grenzen zurückzuweisen.

C. Gerhard.

Literatur und Kunst.

Körperliches Gebrechen auf der Bühne.

Die Darstellung sittlicher Gebrechen, mögen sie sich nun als Ausschreitungen der Willensstärke, als Laster, oder als Schwächen beweisen, werden immer eine Hauptaufgabe des Schauspielers bleiben. Es kann sich fragen, unter welchen Bedingungen der dramatische Dichter befugt ist, auch körperliche Gebrechen zur bühnlichen Darstellung bringen zu lassen. Darüber hier einige kurze Bemerkungen.

Daß in der That die Darstellung körperlicher Gebrechen auf der Bühne von den namhaftesten Dichtern aller Zeiten gefordert ist, kann nicht bezweifelt werden. Der ältesten einer, Sophokles, begründet einen guten Theil der tragischen Wirkung seines Philoktet auf dessen körperliches Leiden. Dieses körperliche Leiden, die Wunde am Fuß, ist conditio sine qua non der ganzen Tragödie. Und es wird nicht nur von diesem Gebrechen berichtet, sondern es hat sich auch — selbstverständlich mit gewissen Einschränkungen gegenüber der Schilderung, die Odysseus in seiner Eintrittsrede gibt — sichtlich dem Zuschauer durch den Schauspieler darzustellen. Bevor Philoktet auftritt, singt der Chor:

> Mir tönt deutlich an's Ohr Geräusch
> Eines Mannes, der sich daher
> Mühsam schleppt —,

sowie später:

> Dort und hier ja schleppt er sich
> Mit dem Fuß kriechend umher —

und in der letzten Scene, in der Neoptolemus ihn überredet, mit ihm zu gehen, macht er zugleich auf die Schwierigkeit einer solchen Bewegung aufmerksam, indem er ihm zuruft:

> Stütze denn beherzt den Fuß auf —

worauf Philoktet antwortet:

> Wie es meine Kraft vermag.

Es geht daraus deutlich genug hervor, daß der Dichter sich seinen Helden auf der Bühne mit nachschleppendem Fuß, lahm gehend gedacht hat, wenn schon nicht anzunehmen ist, daß er auch eine für die Augen der Zuschauer erkennbare Andeutung der Wunde selbst im Sinn gehabt hat. Freilich sagt Neoptolemus, nachdem Philoktet eben einen furchtbaren Anfall seines Leidens überstanden hat und in Schlaf versunken ist, mit Bezug auf ihn:

> Herab in Tropfen quillt der Schweiß am ganzen Leib,
> Und unterhalb am Fuße brach die Ader auf,
> Das schwarze Blut ausströmend —

aber das sieht eben nur Neoptolemus, der sich über den zur Erde niedergesunkenen Schlafenden beugt, und die Zuschauer glauben es ihm. Genug, daß Philoktet an einem kranken Fuß leidet und dieses Leiden äußerlich durch ein Lahmgehen zu erkennen zu geben hat, während er zugleich in den ergreifendsten Wehklagen die Schmerzen schildert, von denen er gequält wird. Es ist ja ganz richtig, daß es nicht nur dieses körperliche Gebrechen ist, das hier unsere Theilnahme rege macht, dadurch vielmehr nur die Hülflosigkeit des Mannes constatirt wird, gegen den Zwang geübt werden soll, daß also nicht seine Darstellung der Zweck der Dichtung ist, aber sie ist doch jedenfalls Mittel zum Zweck, und erscheint sie in diesem Falle auch nur als solches ästhetisch zulässig, so wird die Zulässigkeit der bühnlichen Darstellung körperlicher Gebrechen überhaupt kaum noch bedenklich genannt werden können.

Sie ist es auch wirklich nicht innerhalb bestimmter Grenzen für die besonderen Gattungen des Dramas. In der Tragödie und im ernsten Schauspiel ist körperliches Leiden unter Umständen sehr geeignet, das Gefühl des Mitleids zu verstärken. So wirkt die Hinfälligkeit des Alters rührend (König Lear), so die Blindheit (König Oedipus, Belisar, König René's Tochter). Nicht in gleicher Weise verwendbar, wie der Blinde, ist hier aber der Taube. Es widersteht an sich schon dem Drama, als einer durch sprechende Personen dargestellten Handlung, daß ein Betheiligter als nicht hörend gedacht werden soll, was zu ihm gesprochen wird, weil er dann auch nicht antworten kann. Die Mitspieler würden sich ihm durch die Zeichensprache verständlich machen, oder ihm bei nicht völliger Taubheit in die Ohren schreien müssen. Jenes wäre ein Uebergriff in das Gebiet der Pantomime, dieses würde verletzend wirken. Das Leiden der Taubheit ist an sich kaum geringer als das der Blindheit, aber seine Darstellung kann sich nicht ebenso in den Grenzen des Schönen halten. Blindheit braucht das Gesicht nicht zu entstellen, nicht einmal das äußere Auge sehr merklich zu verändern, und die tastenden Bewegungen können gefällig bleiben; das Publicum, das erfährt, es habe mit einem Blinden zu thun, glaubt dem Dichter auf's Wort. Der Taube, oder auch nur Schwerhörige, müßte sich in jedem Moment, in dem eine der handelnden Personen sich ihm verständlich machen wollte, durch die sichtliche Anstrengung, Zeichen oder Worte aufzufassen, als solcher dem Zuschauer darstellen. Stummheit wäre nun gar unverwendbar. Wenn sich gleichwohl, wenigstens in der Opernliteratur, in der Stummen von Portici ein Beispiel findet, so ist doch zu bedenken, daß die Oper, auch nur in ihrem textlichen Theil, überhaupt andere Existenzbedingungen hat als das recitirende Drama, und daß ihre Verbindung mit der Pantomime, mag sie auch meist nur als Ballet eingefügt sein, nicht auffällig erscheint. Zu bemerken ist, daß die Bezeichnung Pantomime hier nicht in ihrem technischen Sinne, sondern nur übertragen gebraucht wird. Denn eine Pantomime ist die Darstellung einer Handlung durch lauter nichtredende Personen. Voraussetzung für sie ist die künstlerische Fiction, daß es eine Sprache gar nicht gibt, die Menschen sich vielmehr durch Geberden verständigen und dabei durchaus nicht den Mangel eines wichtigen Organs schmerzlich empfinden.

Indem der Zuschauer sie so mit aller Freiheit agiren sieht und nicht nur bemerkt, daß sie sich unter einander ganz gut verstehen, sondern sie auch selbst versteht, vergißt er für die Zeit des Spiels, daß es eine Sprache gibt, und läßt diese wunderliche Welt als eine reale gelten. Aber diese nichtredenden Personen sind keinen Augenblick als stumme gedacht. Ganz anders muß der Eindruck sein, wenn einer Mehrzahl von Redenden ein der Sprache Beraubter entgegengesetzt ist. Sein Mangel soll dann als ein Gebrechen empfunden werden, und es muß sich nothwendig als ein Leiden darstellen, das nicht einmal auf die Dauer das Mitleid zu fesseln vermag, weil ihm zu sehr die Aeußerungsfähigkeit im Verhältniß zu den Mithandelnden fehlt, das rein Pathologische vorherrscht.

In zweiter Linie zieht das Drama körperliche Gebrechen in die Darstellung hinein, um den Eindruck der Häßlichkeit bei seinen Bösewichtern dadurch zu verstärken. Hier handelt freilich meist der Schauspieler ohne ausdrückliche Vorschrift, mitunter finden sich aber auch ganz bestimmte und nicht gut zu übersehende Anweisungen in der Rolle selbst; so wenn Richard III. „seine eigene Mißgestalt erörtert" und sich so lahm und ungeziemend gebildet nennt:

> daß Hunde bellen, hink' ich wo vorbei —

weshalb er denn von den Schauspielern mit einer erhöhten Schulter und nachschleppendem Fuß gegeben zu werden pflegt — oder wenn Franz Moor die Natur verklagt:

> Warum mußte sie mir diese Bürde von Häßlichkeit aufladen.... Warum gerade mir die Lappländersnase? gerade mir dieses Mohrenmaul? diese Hottentottenaugen? u. s. w.,

was übrigens am besten vom Darsteller nicht allzu genau genommen wird. Von diesem Mittel, den Abscheu zu vermehren, läßt sich nicht rathen starken Gebrauch zu machen; es charakterisirt doch nur ganz äußerlich und trifft nicht einmal eine durchgängige Erfahrung, da in Wirklichkeit die Bösewichter ungefähr nach demselben Verhältniß wie die guten Menschen körperlich ansprechend geformt oder mißgestaltet sein werden. Der Schauspieler bringt's meist nur zu einer Fratze, die vielleicht einen Moment wirkt, dann aber ihrer Unveränderlichkeit wegen das Spiel beeinträchtigt.

Ungleich ausgibiger ist die Verwendung des körperlichen Gebrechens für die Komödie und das Lustspiel. Gewisse komische Wirkungen — meist freilich nicht von der feinsten Art — basiren allein darauf. Völlige Blindheit ist hier ausgeschlossen, weil das Mitleid zu stark mitsprechen würde, aber ein hoher Grad von Schwachsichtigkeit mitunter sehr erfolgreich verwendet, so z. B. beim alten Gobbo im „Kaufmann von Venedig", der nach seines biederen Sohnes Lanzelot Versicherung „zwar nicht pfahlblind, aber doch so ziemlich stockblind" ist und ihn nicht kennt, so daß er sich einen Spaß mit ihm machen kann. Kurzsichtige, die „hühnerblind" sind, Jeden anlaufen, über jeden Gegenstand stolpern, Alles, was sie genauer betrachten wollen, dicht unter die Nase halten und dann doch verkennen, sind dankbare Lustspielfiguren und erleichtern die Verwechselungen, von denen dieses dramatische Genre zum guten Theil lebt. Auch spielt die Brille, das Lorgnon, der Kneifer auf der Bühne immer zu dem Zweck mit, eine Person äußerlich komisch zu charakterisiren. — Taube sind auch für das Lustspiel nicht brauchbar, wohl aber Schwerhörige. Denn sie haben die wunderliche Eigenschaft, ihren Gehörfehler verbergen zu wollen und antworten deshalb confuse, oder sie sind neugierig und lassen sich in's Ohr schreien, was sie dann doch nur halb verstehen, oder sie fangen einzelne Worte auf, und spinnen daraus das Gespräch in verkehrter Richtung weiter. Die heiterste Komik entsteht allerdings dann, wenn eine Person sich taub stellt, um dadurch gewisse Zwecke zu erreichen, und ein anderer ebenso verstellt Tauber als Gegenspieler hinzutritt, oder wenn ein Spaßvogel jedem von zwei mit dem besten Gehör versehenen Leuten, die gegen einander gehetzt werden sollen, weiß macht, der andere sei taub und vernehme nur etwas bei starkem Schreien. Doch das gehört eigentlich schon nicht mehr auf das hier abgesteckte Gebiet, weil das körperliche Gebrechen im Spiel selbst schon ein fingirtes ist. — Auch Fehler des Sprachorgans lassen sich mit nie versagender Wirkung für die Lustspielfigur nutzbar machen. So kehrt der Stotterer oft wieder und belustigt, namentlich in Situationen, die eigentlich eine rasche Mittheilung fordern, durch seine krampfhaften Anstrengungen, gewisse Buchstaben zu überwinden. — Alle krüppelhaften Erscheinungen werden natürlich auch hier auszuschließen sein, doch fehlt es nicht an kleinen Buckeln und Stelzfüßen („seit der großen Retirade, wo ich dieses Bein verlor" u. s. w.). Die Dickleibigkeit hat in John Falstaff einen würdigen Repräsentanten. Wirklich Kranke, auch wenn sie durch übertriebene Aufmerksamkeit auf ihr Leiden und durch die weinerliche Art ihrer Klagen die Spottlust der Gesunden herausfordern, gehören nicht auf die Bühne, ihr Leiden müßte denn, wie z. B. Zahnweh, nach allgemeiner Erfahrung vorübergehend sein und sich wunderlich äußern. Dagegen ist der eingebildete Kranke, sofern nur nicht wieder diese Einbildung selbst sich als ein zu schweres Leiden darstellt, als Haupt- und Nebenfigur oft zu großer Belustigung des Publicums vorgeführt. Hier werden alle Aeußerungen des Krankbefindens sichtbar, wie beim wirklichen Kranksein, aber der Zuschauer kennt ihren Grund und lacht den närrischen Menschen aus, der sich am liebsten bedauern und mit Arzeneien stopfen läßt. Ich erinnere an die weniger bekannte, trefflich charakterisirte „Frau von Stürmer" in dem von der Prinzessin Amalie von Sachsen geschriebenen Schauspiel „der Oheim".

Auch das Gehirnleiden, das sich als Wahnsinn zu erkennen gibt, ist im Grunde ein körperliches Gebrechen. Da er die vernünftige Bethätigung des Willens und die Fähigkeit folgerechten Handelns aufhebt, so wird der Wahnsinnige als solcher in's Drama nicht eingeführt werden dürfen. Geschähe dies, so würde er nur als bewußtloser Motor in die Handlung eingreifen, eine so menschenunwürdige Aufgabe, daß sie auch dem untergeordneten Schauspieler nicht zugemuthet werden sollte. Gleichwohl finden sich Beispiele in der dramatischen Literatur. So figurirt in der „Waise von Lowood" eine wahnsinnige Frau und erschreckt uns durch ihr gräßliches Lachen. In einem anderen Falle, in dem Schauspiel „Sie ist wahnsinnig" werden wir mit einem Wahnsinnigen bekannt gemacht, dessen fixe Idee darin besteht, daß er seine Frau für geisteskrank ausgibt, während er selbst es ist. Die Figur wird — immer eine virtuose Darstellung vorausgesetzt, wie sie etwa Friedrich Haase bietet — nur dadurch dramatisch möglich, daß der Zuschauer zu Anfang irre geführt wird und es mit einem etwas nervösen, aber vernünftigen, um seine Frau besorgten Mann glaubt zu thun zu haben. Ueberzeugt er sich dann von seiner fixen Idee, so ist schon ein psychologisches Interesse geweckt, das Leiden, das den Wahnsinn herbeigeführt hat, ist aufgedeckt worden, und die Theilnahme wird nun so stark, daß zugleich der Wunsch erwacht, es möchte eine Heilung eintreten, die denn auch nicht ausbleibt. Wir sehen hier einen Kranken gesund werden, ein Proceß, der eine Art von Fortschritt der dramatischen Handlung in sich faßt, und erfreulich wirkt, wie etwa die Heilung Jolanthes von der Blindheit. Die Fälle haben auch insofern Aehnlichkeit, als beide Kranke von ihrer Krankheit nichts wissen und eine Weile auch den Zuschauer über ihren Zustand täuschen. Der innere Unterschied ist aber der, daß die Blinde zum Bewußtsein ihres Leidens kommt und an der Befürchtung theilnimmt, ob eine Heilung möglich sein werde, der Wahnsinnige seinen traurigen Zustand erst erkennt, nachdem derselbe schon beseitigt ist, mithin an der Hebung nicht bewußt mitarbeitet. So eignet sich die Figur im Grunde doch mehr für den Roman, der sie völlig zu exponiren im Stande ist, als für das Drama.

Dagegen ist der Wahnsinn in der Tragödie durchaus berechtigt, wenn er als die Folge eines Seelenleidens erscheint, das wir entstehen und sich vergrößern sehen, bis es die Vernunft zerstört. Hier kämpft der Mensch mit seinem Geschick und stellt sich zur Wehr gegen die dunkeln Mächte, die sein Gemüth oder sein Gewissen bestürmen. Der Wahnsinn ist dann eine Befreiung von der Furcht, eine Erlösung von dem Leiden, der

**

geistige Tod, der jede Verantwortlichkeit beseitigt und rührend wirken kann durch den Uebergang von bewußter Qual in eingebildete Glückseligkeit. Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren! Umgekehrt aber: wer über gewisse Dinge den Verstand verliert, der beweist dadurch ebenso die Tiefe seiner Empfindungen als die Mächtigkeit seines Leidens. Es ist gleichsam für den Zuschauer eine Beruhigung, daß der menschliche Verstand nicht verständig genug ist, sich über dergleichen ungeheuerliche Zumuthungen des Geschicks oder des Gewissens hinwegzusetzen. Es genügt eine einzige Scene. Ganz verfehlt wäre es, wenn der Dichter Werth darauf legen wollte, den pathologischen Zustand umständlicher zu charakterisiren, als für den beabsichtigten Eindruck auf das Gemüth des Zuschauers erforderlich. Eine Studie aus dem Irrenhause wäre schlecht angebracht. Ein sehr gescheidter Theaterdirector forderte einmal Auskunft, warum denn die Wahnsinnigen auf der Bühne, namentlich die weiblichen, immer zu singen hätten? Die Frage beantwortet sich durch Hinweis auf obigen Satz, der für die rührende Wirkung eine Erklärung zu geben versucht: Gesang ist ein Ausfluß glückseliger Stimmung; der Dichter kann den Zustand vollkommener Abspannung jeder Leidensfähigkeit nicht deutlicher zur Ueberzeugung des Zuschauers bringen, als wenn er den Kranken singen läßt. Dazu kommt, daß das Gedächtniß am treusten oft gesungene Verse bewahrt, und daß es wieder eine rührende Erscheinung ist, wenn nun unwillkürlich die Erinnerung an die freudigst verlebten Stunden auftaucht, in denen diese Lieder dem Herzen etwas bedeuteten. Schwieriger ist schon zu sagen, weshalb auf der Bühne die wahnsinnigen Frauen und Mädchen allemal in weißen Kleidern zu erscheinen pflegen, als ob sie in einer Vorempfindung dieses Zustandes für den Wahnsinn Toilette gemacht hätten? Darauf mögen die Damen selbst Antwort geben.

Ernst Wichert.

Adolf Menzels Zeichnungen zu H. v. Kleists: „Der zerbrochene Krug“.

In unserer modernen illustrirten Literatur sind so reiche edle Schätze der deutschen Kunst angesammelt, wie sie kaum in unseren vaterländischen Nationalgalerien zu finden sind. Und doch liegen die Anfänge dieser neueren Bücherillustration in Deutschland nicht weiter zurück, als etwa vierzig Jahre. Sie fallen zusammen mit dem Wiedererstehen des deutschen Holzschnitts nach fast zweihundertjährigem Vergessen- und Verfallensein, des Holzschnitts, dessen Erzeugnisse allein unter allen den anderen reproductiven Künsten wie der Letternsatz des Buchdrucks und mit ihm zugleich auf den Pressen des letzteren gedruckt werden können. Diese Wiederbelebung und Erhebung des deutschen Holzschnitts zur höchsten Leistungsfähigkeit aber bleibt für immer an eines großen deutschen Künstlers Namen geknüpft: Adolf Menzels. Er hat das Zeichnen auf der Holzplatte für den Schnitt bei uns in den dreißiger Jahren erst gleichsam wieder von Neuem zu erfinden gehabt. Und erst an diesen von ihm ausgeführten Zeichnungen haben sich damals deutsche Holzschneider während eines Jahrzehnts bereits zu einer Meisterschaft entwickelt, die auch in der großen älteren Epoche dieser Kunst nie erreicht, seit dreißig Jahren aber auch ebenso wenig wieder von ihren Nachfolgern übertroffen worden ist. Menzel ist seitdem längst vom Stein- und Holzzeichner zu dem Maler herangereift, welchen die ganze gebildete Welt heute unter den ersten des Jahrhunderts bewundert und verehrt. Aber fremd geworden ist er dem Holzschnitt, der ihm das Beste, und dessen Mitwirkung er die ersten großen Erfolge seiner Jugend dankt, niemals ganz. Von Zeit zu Zeit führte er immer wieder einmal einige Zeichnungen für denselben aus, die, um mehr als eines Hauptes Länge über das Niveau der Erzeugnisse der etwas fabrikmäßig gewordenen Illustrations- und Holzschnitt-Massenproduction hervorragend, Zeichnern und Xylographen zeigten und sie daran mahnten, was von ihrer Kunst gefordert und geleistet werden soll und kann. In diesem Jahre, ziemlich genau vierzig Jahre nach jener ersten von ihm auf dem Stock ausgeführten Zeichnung: „Der Tod des Franz von Sickingen“, hat Menzel ein neues Illustrationswerk, dessen größerer Theil aus Holzzeichnungen besteht, geschaffen; und zwar ein solches, welches bestimmt sein dürfte, einen der weithin leuchtenden Marksteine in der Geschichte der deutschen zeichnenden Kunst, und der Buchillustration insbesondere zu bilden. Den Anlaß zu dieser Schöpfung gab die Absicht der Verlagsbuchhandlung von Albert Hofmann und Comp. in Berlin, die hundertste Wiederkehr des Geburtstages H. v. Kleists durch die Veranstaltung einer Prachtausgabe eines seiner originellsten Meisterwerke zu feiern, der Komödie: „Der zerbrochene Krug.“ Die scharf gezeichneten, charaktervollen Figuren derselben, das eigenartige Localcolorit der Umgebung und des Hintergrundes der Handlung, vor Allem aber die Hauptgestalt mußten gerade einen Künstler von Menzels Art mächtig anreizen, ihnen die sinnliche Erscheinung im Bilde zu geben. Ist er nicht wie für seinen Stift geschaffen, dieser schuftige, klumpfüßige Dorfrichter, dies bei allem Grotesken darin doch so überzeugende, seltsame Menschenbild, dies Gemisch von Schlauheit und kurzsichtiger Beschränktheit, von frecher Brutalität, Feigheit und kriechender Demuth, von Heuchelei und bösen Gelüsten? Jener locale Hintergrund, durch welchen auch die äußeren Erscheinungen der Personen und Vorgänge, der Menschentypen, wie der landschaftlich-architektonischen Scenerie der Dichtung so wesentlich bedingt werden, wird bekanntlich durch die Notiz des Dichters gegeben: Ort der Handlung: ein Dorf bei Utrecht. Auf einer zu diesem Zweck unternommenen holländischen Reise erwarb sich Menzel die genaue allseitige Anschauung jener Natur-, Menschen- und Lebensarten. So gelang es ihm, in den Zeichnungen zu der Komödie des Dichters die lebenswahrsten, aber überall specifisch niederländischen Genrebilder von einer im dramatischen Ernst und im Humor gleich packenden, wahrhaft erstaunlichen Realität zu schaffen.

Die Mehrzahl der dreißig in den Text gedruckten Holzzeichnungen und die vier großen, bildmäßig durchgeführten und wirkenden Compositionen, welche, von Obernetter photographisch vervielfältigt, als Einzelblätter den Textseiten beigegeben sind, entlehnen ihre Motive der Handlung der Komödie selbst, d. h. ebensowohl den vor- und nachher spielenden und ihren nur andeutend erwähnten Vorgängen, wie den auf der Bühne sich abspielenden. Eine kleinere Zahl von Zeichnungen aber schmücken das Titelblatt des ganzen Buches, Anfang und Ende der Einleitung desselben; zwei andere bilden Titel und Schlußvignette des Stückes selbst. In jener Einleitung erzählt F. Dingelstedt die Geschichte der Kleist'schen Komödie von der Conception ihrer ersten Idee bis auf diesen Tag, und entwickelt zutreffend als Bühnenpraktiker die Gründe, welche dem Werke trotz seiner Genialität und seiner mannichfachen dramatischen Vorzüge scenische Erfolge so schwer und so selten gemacht haben. Die große Vignette mit dazu gehörigem Initial, welche Menzel an die Spitze dieser Einleitung setzte, zeigt das Bildniß des Dichters, von welchem nackte Genienbübchen den verhüllenden düsteren Flor und den Staub unter der Assistenz zwei echt Menzel'scher Musen entfernen, daß es nun in erfrischtem Glanz dem zweiten Jahrhundert nach seiner Geburt leuchte; andere Putten, die es mit Lorbeer- und Blumenkränzen zu schmücken beeifert sind, während einer von ihren besittigten Genossen die beiden Instrumente, welche gerade dieser Dichtung das Leben zumeist verkümmert haben, die Pfeife und die schartige Scheere des Bühnenbearbeiters, den aus der Höhlung des zerbrochenen Kruges aufschlagenden Flammen überantwortet. Das Titelblatt der Komödie selbst zeigt das Parquet eines Theaters, von den Kerzen des Kronleuchters beschienen, vor dem geschlossenen Vorhang, auf welchem man das Verzeichniß der Personen des Stückes liest. Zu Ende des Ganzen aber machen diese Hand an Hand, die bösen wie die guten, stürmisch hervorgerufen, in langer Reihe, hart an die Rampe und an den Souffleurkasten tretend, als lustigstes Schlußbild den Zuschauern noch einmal ihre Reverenz.

In den das Stück selbst illustrirenden Zeichnungen dagegen, ist jede Erinnerung an die Bühne und ihren künstlich gemachten Schein ausgetilgt. Von jenen ganz durchgeführten großen malerischen Darstellungen bis zur kleinsten Vignette sind sie und wirken sie als so echte Bilder des Lebens, als ob sie diesem selbst abgelauscht und nachgezeichnet wären; des Dichters Figuren haben für Menzels Phantasie vollkommen leibhaftige Gestalt gewonnen. Und in ihrem Dorf, in dessen winterlichen, schneebedeckten Gassen, mit den überbrückten, von Bäumen eingefaßten schmalen Canälen, vor und in ihren Wohnungen ist er so heimisch wie nur — nach den Zeichnungen des Friedrichsbuch und zu den Werken des großen Königs — in den Palästen und Hütten, in den Bürgerhäusern und den Feldlagern der Zeit desselben. Die Zeichnungen zu den Schnitten sind ersichtlich von Menzel direct auf den Holzstock ausgeführt. Sie zeigen ihn in der Behandlung, in der Schärfe und Bestimmtheit, der Energie und Kühnheit und wieder in der außerordentlichen Delicatesse und Zartheit, da wo diese am Platz sind, auf der vollen Höhe seiner jemals in dieser Richtung bewährten Meisterschaft; wie die Compositionen wieder eine unvergleichliche Kraft der geistreichsten Erfindung beweisen. Die großen photographisch wiedergegebenen Bilder erinnern durch die Macht, den Reichthum ihrer Tonwirkungen lebhaft an manche Meisterwerke der großen, altholländischen Malerei.

In der Ausführung der Holzschnitte, in welche sich Käseberg, Albert Vogel, Lütke, das Atelier von Brend'amour und wohl noch andere deutsche Xylographen getheilt haben, ist, wenn auch nicht von Allen gleichmäßig, Eminentes in der Kunsttechnik des Facsimileschnitts, in der strengen Hingebung an das Werk des Zeichners geleistet worden. Auch durch die sonstige Ausstattung des Buches in Bezug auf Papier, Druck (von Teubner in Leipzig), Einband, Deckelzeichnung und -Pressung ist dahin gewirkt, in dieser Jubiläumsausgabe ein Ganzes zu schaffen, das von keiner Publication übertroffen werden mag, durch welche man in unseren Tagen in Deutschland oder bei anderen Nationen einen Dichter oder Schriftsteller und sein Werk geehrt hat. Aber in Betreff dieser Aeußerlichkeiten kann sich — wir haben es erlebt — der Geschmack ändern; die Vorstellungen von höchster Eleganz und Pracht, die Anforderungen können gründlich umgewandelt werden. Immer aber wird dennoch diesem Buch die Unvergänglichkeit in der Wirkung für alle Zeiten und Geschlechter gesichert sein durch den nie veraltenden Schmuck, welchen Menzels Genie und Hand ihm in diesen Zeichnungen verlieh.

Ludwig Pietsch.

Die großen Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher, Aerzte und Hygieniker während des September 1877.

III.

Die Verhandlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Nürnberg am 25., 26. und 27. September.

(Schluß.)

4. Die Flüsse.

So wichtig und interessant nun aber auch die Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege waren, über die ich bisher berichtete, und mit so großem Eifer sich ihnen die Nürnberger Versammlung widmete, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß das hervorragendste actuelle Interesse durch eine andere Frage hervorgerufen wurde, die der Verunreinigung der Flüsse durch das Canalwasser. Der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege hatte schon im Jahre 1876, von der Ansicht ausgehend, daß es sich darum handle, jeden einzelnen Fall zu beurtheilen und nicht generell über irgend eine Methode abzusprechen, eine Eingabe an das kaiserl. deutsche Gesundheitsamt gerichtet in der er darthat, daß systematische Untersuchungen über die Verunreinigung der Flüsse in Deutschland wünschenswerth seien, um darauf hin exacte Bestimmungen über diesen Gegenstand von Reichswegen erlassen zu können. Derartige Schritte erschienen um so dringender, als die betreffenden Verordnungen in einzelnen deutschen Staaten bisher durchweg dehnbarer Natur sind, und die darauf gestützten Entscheidungen der Behörden, mehr oder weniger auf das Gefühl gestützt, von Fall zu Fall ziemlich schwanken. Die Eingabe blieb ohne Erfolg. Die Frage der Verfälschung der Nahrungsmittel nahm das Interesse des Reichskanzlers so in Anspruch, daß auf seine Anregung hin das kaiserl. deutsche Gesundheitsamt sich ihr an erster Stelle widmete. Inzwischen hatte nun bei Gelegenheit von Specialfragen in Köln und in Frankfurt a. M. die Berliner wissenschaftliche Deputation sich dahin entschieden, daß unter keinen Umständen, so groß und wasserreich ein Fluß, so stark seine Geschwindigkeit auch sein möge, Canalwasser in ihn geleitet werden dürfe. Dieses Gutachten und die darauf gestützte sich ihm anschließende Entscheidung von vier preußischen Ministern gab einigen Mitgliedern außer dem Unterzeichneten, dem Professor Baumeister in Carlsruhe und Dr. Lent in Köln, Veranlassung, die Sache an den Verein zu bringen. Die beiden Referenten, die Herren Baumeister und Lent, widerlegten in ebenso eingehender als schlagender Weise die Ausführungen der preußischen wissenschaftlichen Deputation. Sie legten dar, daß die Annahme, menschliche Fäcalstoffe wären im Stande, specifische Krankheitskeime, wie von Typhus und Cholera, zu übertragen, bis jetzt lediglich eine Hypothese sei, zu deren Bekräftigung genügende exacte Untersuchungen fehlten, noch weniger sei das Schicksal solcher Keime festgestellt, wenn sie mittels städtischer Canäle in das Flußwasser gelangten und später möglicherweise getrunken würden. Sie bestritten speciell gegenüber der wissenschaftlichen Deputation, daß irgendwo eine derartige Thatsache, wie letztere behauptet hatte, durch die medicinische Statistik erwiesen sei. Fest steht ihnen zufolge nur die Schädlichkeit faulender organischer Substanzen überhaupt, insbesondere bei epidemischen Krankheiten, weil dadurch die allgemeine Empfänglichkeit gesteigert werde. Die Statistik liefert allerdings dazu Beläge, daß Trinkwasser aus verunreinigten Flüssen oder Brunnen nachtheilig ist, aber sie gibt keinerlei Anhalt, daß faulende Excremente in irgend einer Weise vorzugsweise schädlich sind. Ebenso wie die Gesundheit ein hohes Gut ist, so auch die Reinheit der Gewässer, aber weder ist jene das höchste Gut, noch diese ein um jeden Preis zu erreichendes Ziel; immer handelt es sich nur um Annäherungswerthe. Absolute Sicherheit gegen gesundheitliche Gefahren ist eine übertriebene und unverhältnißmäßig kostspielige Forderung; in allen solchen Fragen muß man sich schließlich in der Praxis mit einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit begnügen. Keine Regierung ist ja übrigens im Stande, jede Verunreinigung der Flüsse zu verhindern, und es macht keinen Unterschied, ob das Canalwasser der Städte hineinkommt, welche mit Waterclosets versehen sind, die in die Canäle münden, oder derer, die sich des Abfuhrsystems bedienen. Ja die wissenschaftliche Deputation gab selber zu, daß auch da, wo officiell die Fäcalstoffe ausgeschlossen sind, eine Controle gar nicht möglich ist. Ein Beispiel dafür gibt Paris, wo die Verunreinigung der Seine bekanntlich, trotzdem die Abfuhr dort officiell besteht, doch so groß wurde, daß ein Einschreiten der Behörde dringend nothwendig erschien. Die Flüsse haben, so führt Herr Baumeister aus, von altersher zur Beseitigung von Unrath, welcher aufgelöst oder weggeschwemmt werden kann, gedient; wollte man dies Recht plötzlich aufheben, so stellte man unsere ganze Lebensweise auf den Kopf, ja schon eine Beschränkung desselben würde in wirthschaftlicher wie in hygienischer Beziehung eine harte Schädigung sein. Es bleibt dann den Städten nichts übrig als Rieselanlagen einzurichten, die zum Theil vielleicht kaum durchführbar, zum Theil mit Kosten verknüpft sind, die eine Commune finanziell zu ruiniren im Stande sind, während die Einleitung in die Flüsse, bei nöthiger Wassermenge und Stromgeschwindigkeit derselben, kaum eine nennenswerthe Veränderung herbeigeführt hätte.

Die Gefahren eines derartig verunreinigten Flußwassers sind bei weitem übertrieben worden. „Selbst wenn man zugibt,"

sagt Herr Lent, „was ja vielfach bestritten wird, daß manche Fälle von Typhus und Cholera, gewiß nicht allzuviele, sich am einfachsten dadurch erklären lassen, daß das Trinkwasser die Ursache abgegeben hat, wird man doch schwerlich ohne Weiteres den Schluß ziehen, daß alle Flüsse und Ströme, in welche Canalwasser fließt, krankheitverbreitend wirken müssen, oder daß es für diese Krankheitsgifte überhaupt keine Grenze der Verdünnung gebe. Viele Millionen Einwohner Englands und Amerikas werden mit Flußwasser versorgt, so die $3^{1}/_{2}$ Millionen Einwohner Londons, in Deutschland etwa 2 Millionen, und zwar aus Flüssen, von denen Canalwasser und Fäcalien keineswegs fern gehalten sind. Wer eine Choleraepidemie durchlebt hat, der weiß, welche Menge Choleraausleerungen in die Haushaltungswässer und so in die Canäle und Flüsse gelangt, auch wenn man bemüht ist, sie möglichst aufzufangen und unschädlich zu machen. Wäre nun die Behauptung richtig, daß in einem Kubikzoll Choleraausleerungen 15 Milliarden Cholerakeime enthalten sein sollen, so müßte im Laufe der Jahre, besonders in den Cholerajahren, doch eine beweisende Statistik hervorgetreten sein. Dem ist aber nicht so, und solchen Schreckbildern gegenüber wird man nur sagen können, daß jene theoretischen Behauptungen von den Milliarden Krankheitskeimen entweder nicht richtig sind und daß sie sich nur vereinzelt im Wasser umhertreiben, oder diese Krankheitskeime müssen im Wasser ihre schädliche Wirkungsfähigkeit verlieren, entweder infolge der großen Verdünnung oder aus anderen Gründen. Daß faules, verunreinigtes, in Gährung befindliches Wasser ungesund, daß direct der Quelle entnommenes Wasser jenem vorzuziehen sei, dafür braucht man keine Statistik und es wäre absurd, wollte man, um so etwas behaupten zu wollen, erst statistische Nachweise abwarten. Aber darum handelt es sich hier nicht; hier ist die Frage, ob es statistisch nachgewiesen ist, ob es sich in der Erfahrung herausgestellt hat, daß jedes Flußwasser, auch aus den Strömen, mit im Verhältniß zu dem einlaufenden Canalwasser kolossalen Wassermassen mit hinreichender Geschwindigkeit, mit genügender Selbstreinigungsfähigkeit u. s. w., unter allen Umständen für den Gebrauch als gefährlich angesehen werden muß, auch wenn es gehörig filtrirt ist." Weder in England noch in Amerika ist man so weit gegangen; die Frage muß daher durch systematische Untersuchungen auch für die deutschen Flüsse geklärt und damit der Verwaltung und der Gesetzgebung vorgearbeitet werden. In diesem Augenblicke wirkt ein so absolutes Verbot hemmend auf die Verbesserungen, besonders in den großen Städten, denen die nächste Hauptaufgabe gestellt ist, sich jedweden Schmutzes schleunigst zu entledigen. Denn das ist aus den englischen Untersuchungen über den jedenfalls höchst zweifelhaften Einfluß der Flußverunreinigung auf die Bevölkerung zu lernen, daß ganz andere Schädlichkeiten als die eben genannten den Bevölkerungen drohen, und unter diesen in erster Reihe die Folgen der Aufbewahrung und Stagnation der Abfallstoffe in den Straßen, Höfen, in dem Boden, in den Wohnungen. In der That liegt die Frage eines Hygienikers hier nahe: Ist es besser, wenn der Fluß verunreinigt wird oder wenn die Straßen und Wohnungen verunreinigt sind? Ist es besser, wenn ein Fisch stirbt oder wenn ein Mensch stirbt? Ergibt sich aus den Untersuchungen, daß in der That bei den einzelnen Flüssen die bestehende oder in Aussicht genommene Verunreinigung eine Gefahr oder eine wesentliche Unannehmlichkeit für die Anwohner mit sich bringt, wobei erwähnt werden muß, daß doch nur filtrirtes Flußwasser zum Trinkwasser empfohlen wird, so hat die Gesetzgebung einzuschreiten und zwar mit scharf bestimmten, aber praktisch durchführbaren Bestimmungen. Immer aber wird man sich erinnern müssen, daß ein absolutes Reinhalten der offenen, besonders der größeren Wasserläufe von Canalwasser und Fäcalien selbst an den Flüssen, welche für die Wasserversorgung unentbehrlich sind, unmöglich ist und daß es daher für die Regelung der Flußverunreinigung auf die Festsetzung von Grenzzahlen ankommen wird. Sagt doch die englische Flußverunreinigungscommission selbst: „es gibt keine strenge Demarcationslinie zwischen dem reinsten Quellwasser und dem schmutzigen Canalwasser, — es gibt kein absolut reines Wasser, die Gesetzgebung muß daher Grenzen bestimmen, was erlaubt ist und was nicht erlaubt ist. Dieses ist nothwendig, um einerseits die Bevölkerung zu schützen, und andererseits Corporationen vor Vexationen zu schützen."

Selbstverständlich sind die deutschen Hygieniker von ihrer Ansicht, daß die Canalisation mit Berieselung in sanitärer und ökonomischer Beziehung das zweckmäßigste Verfahren sei, das städtische Canalisationswasser einschließlich der Fäcalien aus der Stadt zu bringen und auf den Rieselfeldern zu verwerthen, nicht abgegangen, wo aber unüberwindliche Schwierigkeiten dieser Methode gegenüberstehen oder ihre Durchführung die kolossalsten finanziellen Opfer den Communen auferlegen würde, soll nicht ohne Weiteres das Einlassen des Canalwassers in die Flüsse verboten werden, wenn nicht festgestellt wird, daß infolge davon aller Wahrscheinlichkeit nach derartige Verunreinigungen zu erwarten sind, daß sie als gesundheitsgefährlich oder wenigstens als unangenehm bezeichnet werden müssen. Durch ein absolutes Verbot verhindert die Regierung nur die Verbesserung der sanitären Zustände, während sie nicht einmal das durchsetzen kann, was ihr Ziel ist, nämlich die Reinhaltung der Flüsse selbst. Der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege beschloß daher, eine Petition an den Reichskanzler selbst zu richten, in der er seinen früheren Beschluß wiederholte, daß systematische Untersuchungen an den deutschen Flüssen auszuführen sind, um feststellen zu können, inwieweit nach der Wassermenge und Geschwindigkeit die directe Ableitung von Schmutzwasser, sei es, daß menschliche Excremente demselben zugeführt werden oder nicht, in die Wasserläufe gestattet werden kann.

Meiner Ansicht nach ist damit in der That Alles geschehen, was nach Lage der Sache möglich ist. Der Verein gibt die Forderungen der öffentlichen Gesundheitspflege nicht auf, er will, wo es sich um klare und wirklich zu beseitigende Uebelstände handelt, auf keinen Compromiß eingehen, aber er folgt auch nicht der Tendenz, die jetzt zum Schaden der Hygiene selbst ein wenig zu sehr die Oberhand gewonnen hat, daß man nämlich in fehlerhafter Uebertreibung unserem ganzen Staatswesen wo möglich nur die eine Aufgabe stellt, die Hygiene zu beeilen. Man kann dem gegenüber nur mit Sander wiederholen, daß auch die Gesundheit ein hohes, aber nicht das höchste Gut ist, und daß in allen hygienischen Fragen auch die Volkswirthschaft ihr gewichtiges Wort mitzusprechen hat. Die Forderungen der öffentlichen Gesundheitspflege, Reinheit der Luft, des Wassers und des Bodens sind unwiderleglich, aber wie in allen menschlichen Dingen ist ihre Erfüllung nur annähernd möglich. Man kann zufrieden sein, wenn sich diese Annäherung dem Ideal möglichst nähert. Wie sehr die größeren Communen bei der Entscheidung dieser Frage aber materiell interessirt waren, ergab sich schon daraus, daß ein großer Theil derselben gerade um dieser Debatte willen zu Nürnberg vertreten war. So waren erschienen die Oberbürgermeister und Bürgermeister von Breslau, Posen, Königsberg, Danzig, Stettin, Crefeld, Düsseldorf, Köln und Andere mehr. In allen diesen Städten handelt es sich, wie außer Preußen z. B. auch in München, um sanitäre Zustände, die geradezu unhaltbar sind; überall erkennen die Communalbehörden dies an und sind bereit, Abhülfe zu schaffen. Sie erkennen auch an, daß in letzter Instanz die Canalisation mit Berieselung dasjenige Verfahren ist, welches allein allen einschlagenden Forderungen, soweit das möglich ist, entspricht, sie wollen aber, bis sie in der Lage sind, Rieselfelder schaffen zu können, vorläufig ihr Canalwasser den Flüssen übergeben, die durch Wassermenge und Stromgeschwindigkeit ebenso wenig wie in Hamburg, wo das Verfahren ja seit einem Vierteljahrhundert ohne Schaden besteht, dadurch einer erheblichen Verunreinigung ausgesetzt sind. Hieran hindert die preußischen Städte zur Zeit die Regierung, gestützt auf das durchaus unhaltbare Gutachten der wissenschaftlichen Deputation. Behält die preußische Regierung factisch Recht, so bleiben die sanitären Zustände der betreffenden Städte in ihrer ganzen Unhaltbarkeit bestehen, und auch den Flüssen erwächst aus einem solchen Verbote kein Vortheil, sie werden wie bisher unsystematisch und in gefährlicherer Weise verunreinigt, als dies bei einer

systematischen Canalisation der Fall sein würde. Unter diesen Umständen hat der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege es daher allerdings für seine Pflicht gehalten, an eine höhere Instanz, an die des Reichskanzlers, zu appelliren, und man darf hoffen, daß diese Appellation, gerade eines solchen Vereins, dessen Mitglieder großentheils in den verschiedensten amtlichen und nichtamtlichen Stellungen Gelegenheit hatten, sich ein praktisches Urtheil zu bilden, von Gewicht sein wird.

Alles in Allem genommen hat auch die diesjährigen Wanderversammlung des Vereins ihm, irren wir nicht, Ehre gemacht und wird dazu beitragen, seinen Einfluß in immer weiteren Kreisen zu befestigen.

P. Boerner.

Goethes „Faust" in der Bearbeitung von Otto Devrient.

I.

Von den Aufführungen des Goethe'schen „Faust", die im vergangenen Jahre in Weimar stattfanden, ist seiner Zeit in der Presse viel die Rede gewesen und nur das Rühmlichste gesagt worden. Otto Devrient, der Sohn des vor kurzem verstorbenen, um das Theater hochverdienten Eduard Devrient, hatte sich der kühnen Aufgabe unterzogen, die ganze Faustdichtung mit den beiden Vorspielen und dem zweiten Theile zur scenischen Darstellung einzurichten. Ich habe den Vorstellungen nicht beigewohnt, weil ich noch immer bei meiner skeptischen Auffassung beharre, daß der zweite Theil des „Faust" nicht aufführbar ist, und daß die Aufführung dieses zweiten Theils immer auf ein mehr oder minder interessantes Experiment ohne nachhaltige Wirkung hinausläuft; weil ich ferner der Ansicht bin, daß diese eigenthümliche Dichtung ohne alle feste Composition, ohne geschlossene Handlung den elementarsten Anforderungen der Bühne geradezu widerspricht und durch die Verpflanzung auf dieses ihrem eigensten Charakter so feindliche Gebiet ihre Eigenart verliert, und so aus dem Kunstvollen etwas Gekünsteltes wird. Aber darüber läßt sich streiten, das ist Sache der Auffassung, und ich möchte jeden Streit vermeiden. Ich schenke den vertrauenswerthen Stimmen, welche die Devrient'sche Einrichtung als eine sinnreiche und glückliche bezeichnet haben, gern Vertrauen; ich will auch mit Freuden zugestehen, daß die scenischen Neuerungen einzelnen Scenen und sogar ganzen Acten des ersten Theils eine größere Lebendigkeit, eine stärkere Wirkung verliehen haben, als sie von den bisherigen Einrichtungen erzielt worden ist. Das theatralisch Wirksame lasse ich ganz unerwähnt, da mir darüber ein Urtheil nicht zusteht. Der frühere Regisseur in Weimar hat aber seine Einrichtung unter dem Titel: „Goethes Faust, für die Aufführung als Mysterium in zwei Tagewerken eingerichtet von Otto Devrient", in Karlsruhe in der G. Braun'schen Hofbuchhandlung erscheinen lassen, und somit hat auch der Kritiker, der den Aufführungen nicht beigewohnt, die Gelegenheit, die Devrient'sche Einrichtung, soweit sie die **Dichtung selbst** berührt, einer Prüfung zu unterwerfen. Das habe ich gethan. Ich habe den ersten Theil der Devrient'schen Bearbeitung aufmerksam mit der Goethe'schen Dichtung verglichen und dabei Mancherlei gefunden, was mich mehr als bedenklich, ja was es mir unmöglich gemacht hat, trotz aller Anerkennung, die ich für die Verdienste des gewissenhaften und unterrichteten Regisseurs im Uebrigen habe, in das Lob der Kritik über diese Einrichtung mit einzustimmen.

Von der Einleitung will ich nicht viel reden. Nur den einen Satz möchte ich citiren, der mein vollstes Erstaunen hervorgerufen hat. Es heißt gleich auf der ersten Seite: „Im Lichte moderner Bühnentechnik betrachtet, muß Goethes „Faust" immer nur als ein loses und verworrenes Gewebe von Schein und Leben, von Lehrgedicht und Phantasterei, von Vorzeit und Gegenwart, von Orthodoxie und Freigeisterei erscheinen und hinter den Aufgaben der dramatischen Kunst zurückzustehen scheinen." Was soll das heißen? Was hat die **Bühnentechnik** mit der religiösen Auffassung einer Dichtung zu schaffen? Was heißt das, daß im Lichte „moderner Bühnentechnik" der „Faust" als ein verworrenes Gewebe von Orthodoxie und Freigeisterei erscheine? Dieser Satz ist aber charakteristisch; denn er zeigt, wie sich die „moderne Bühnentechnik" anmaßt, an die Auffassung der Dichtung selbst zu rühren, wie sie im vollkommenen Verkennen ihrer Aufgabe und in der Ueberschreitung aller ihrer Competenzen das Werk des Dichters selbst vor ihr Forum zieht und ihrem Urtheilsspruche unterwirft, während sie von rechtswegen nichts Anderes thun dürfte, als die rein äußerliche Frage der Aufführbarkeit zu lösen oder zur Lösung vorzubereiten. Mag sich die „moderne Bühnentechnik" dergleichen Uebergriffe einem unerheblichen, einem modernen Werke gegenüber gestatten, es soll allenfalls geduldet werden! Wenn es sich aber um Goethes „Faust" handelt, d. h. um das Gedicht, das nach dem ungefähr einstimmigen Urtheil der urtheilsfähigen Welt als das vollendetste und herrlichste dichterische Werk aller Zeiten und aller Völker gilt, als etwas so Erhabenes, daß man es gar nicht antasten darf, als ein Heiligthum, das schon durch die bloße Berührung entweiht wird, als ein Werk, dessen unversehrte Reinhaltung eine Gewissenssache der deutschen Nation ist, und für das wir Glücklichen, die wir es besitzen, nichts Anderes empfinden sollen, nichts Anderes empfinden dürfen als Bewunderung, Entzücken und Ehrfurcht — wenn es sich um diese unsere reinste und vollste Nationaldichtung handelt, dann bitten wir die „moderne Bühnentechnik" ganz gehorsamst, doch recht behutsam zu Werke zu gehen und nicht einen Augenblick zu vergessen, an welche Poesie sie da ihre technischen Finger legt!

Allerdings kann die „moderne Bühnentechnik" den „Faust" nicht unversehrt acceptiren; der „Faust" — ich spreche einstweilen immer nur vom ersten Theile, den ich für eine genügend abgeschlossene Tragödie halte — ist zu lang für die Darstellung, und es sind Stellen darin, die das prüde Theaterpublicum nicht hören mag. Das Theater, das für die Werke, die es in sich aufnimmt, eine bestimmte zeitliche Beschränkung fordern muß, gebietet also Kürzungen. Es ist zu beklagen, aber ist, so lange wir für den Theaterabend den Zeitraum von 3—3½ Stunden festhalten, nicht zu ändern. Man hat also damit angefangen, die beiden Vorspiele wegzulassen und damit — mit der Weglassung des Vorspiels auf dem Theater — auch die gedankenvollsten und bewunderungswürdigsten Verse, die vielleicht je gedichtet sind, von der Bühne verstoßen. Sodann hat man die beiden Zwischenspiele der Walpurgisnacht beseitigt. Dieser Verlust ist vielleicht weniger schmerzlich, da in dieser wüsten, gewaltigen Phantasterei sich eine große Anzahl von solchen Derbheiten vorfinden, die das Ohr des Theaterpublicums verletzen, da überdies die satirischen Anspielungen auf die Zeit kaum noch verstanden werden, und da diese Zwischenspiele endlich nur durch ein Moment: die Erscheinung Gretchens mit der sogenannten „Handlung" verknüpft werden.

Da aber das immer noch nicht ausreicht, hat man noch einen gewagten Schritt weiter gehen und aus dem Fleisch der Tragödie selbst unbarmherzig Stücke herausschneiden müssen. Man hat sich da zunächst an das gehalten, was nach einer frivolen und pietätlosen Auffassung als „entbehrlich" bezeichnet werden konnte. Es ist aber nichts entbehrlich! Das habe ich jetzt bei meiner Vergleichung der neuen dramatischen Einrichtung mit der Dichtung wieder recht herausgefühlt. Es thut einem das Herz wehe, wenn man gewahrt, welche Wunder an Schönheit da durch den schonungslosen Rothstift der Regie beseitigt worden sind! Ich habe die andern Bühneneinrichtungen nicht so genau im Kopfe und weiß nicht, wie diese mit dem „Faust" verfahren, aber hier, in dieser neuen, sind der Forderung der Theaterzeit poetische Herrlichkeiten zum Opfer gefallen, die Jedermann lebhaft bedauern muß und für die ich meinestheils gern die ganze Walpurgisnacht, von der Devrient Einiges bewahrt, und alle Paralipomena, die er aufgenommen, in den Kauf gegeben hätte.

Ich will hier zunächst einige von den **Strichen** in der Devrient'schen „Faust"-Einrichtung angeben. Gleich in dem Monologe des Faust nach Wagners Abgange springt Devrient mit einem kühnen Striche von dem Verse

Daß ich mich recht als Zwerg empfinden sollte.

über 38 Goethe'sche Verse hinweg zu den Worten:

Den Göttern gleich' ich nicht!

Dabei sind Verse gefallen wie:

Wer lehret mich? was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

— Verse wie:

Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen.

Dann, etwas später, fallen wieder mehrere Verse, darunter die wunderbaren:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!
Was man nicht nützt, ist eine schwere Last;
Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.

In der Scene zwischen Faust und Wagner beim Spaziergange sind mehrere Verse des Faust über die alchemistischen Künste seines Vaters ausgemerzt, darunter die sprüchwörtlichen:

Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?

Ferner außer andern „Kleinigkeiten" die prächtigen, gemüthlich philisterhaften Schlußworte Wagners:

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.
Ja, deine Gunst verdient er ganz und gar,
Er, der Studenten trefflicher Scolar.

In der Scene zwischen Faust und Mephistopheles: „Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?" sind wieder einige gewaltsame Striche. Da fehlen neben vielen anderen die tiefsinnigen und großartigen Worte:

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen.

ebenso die hochpoetische Apostrophe an den Tod:

O selig der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeern um die Schläfe windet zc.

In derselben Scene ist der Geisterchor:

Weh! weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt!

und der Anfang der Rede des Mephisto

Dies sind die kleinen
Von den Meinen zc.

gestrichen. Ebenso fehlt die ganze Rede des Mephisto auf Fausts:

Allein ich will!

Mephistopheles.

Das läßt sich hören!
Doch nur vor Einem ist mir bang;
Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang' zc.

bis zum Verse

Möchte selbst so einen Herren kennen;
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Geradezu unerlaubt erscheint mir der grausame Strich in der Hexenküche. Da fährt bei Devrient Faust nach den Worten

Und schafft die Sudelköcherei
Wohl dreißig Jahre mir vom Leibe?

fort:

Warum denn just das alte Weib?
Kannst du den Trank nicht selber brauen?

Da sind wieder 23 Verse gestrichen, und was für Verse!

Mephistopheles.
... Dich zu verjüngen gibt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es steht in einem andern Buch,
Und ist ein wunderlich Kapitel.

Faust.
Ich will es wissen.

Mephistopheles.
Gut! ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und ohne Zauberei zu haben!
Begib dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise,
Ernähre dich mit ungemischter Speise,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du erntest, selbst zu düngen —
Das ist das beste Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!

Faust.
Das bin ich nicht gewöhnt; ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen,
Das enge Leben steht mir gar nicht an.

Mephistopheles.
So muß denn doch die Hexe dran!

Das ist gestrichen! — Hat dieser Strich nicht eine gewisse Aehnlichkeit mit dem berühmten des Hamburger Vorstadttheaterdirectors:

Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?
Euch soll sogleich Tokayer fließen!
Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe.

Andere Striche in derselben Scene sind berechtigter. Aber die allbekannten Verse wie:

Mein Freund, das lerne wohl verstehn!
Dies ist die Art mit Hexen umzugehn,

vermisse ich doch ungern, ebenso in der Straßenscene zwischen Faust und Mephisto die köstlichen humorvollen Verse:

Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos!

Auch aus der Höhlenscene — Zwiegespräch zwischen Faust und Mephisto — sind einige der schönsten Perlen ausgebrochen; z. B.

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht, gesittet pfui zu sagen!
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.

In der Scene am Brunnen ist in des Wortes wahrer Bedeutung ein Vers beanstandet worden:

Sie füttert zwei, wenn sie nun ißt und trinkt.

Dieser Vers darf nicht gestrichen werden; wenn er auch unbehaglich wirkt, wie er wirken soll. Auf diesen Satz Lieschens baut sich ihre ganze Entrüstung, ihr „tapferes Schmälen", auf. Das heißt die Rücksichten auf den Anstand übertreiben.

Hiermit komme ich auf die weitere Eigenthümlichkeit der Bearbeitung, auf das Geschäft des Milderns am Originaltexte, das die „moderne Bühnentechnik" nun einmal für ihre Aufgabe hält. Hier hat die „moderne Bühnentechnik" einige Veranstaltungen — ich hätte beinahe Verunstaltungen geschrieben

— vorgenommen, die ihre weitesten Befugnisse überschreiten, die überhaupt über alle Befugnisse hinausgehen mit unserer prosaischen Nüchternheit und altklugen Alltäglichkeit das Genie zu corrigiren! Es ist ein wunderlich Kapitel! Ich werde darüber in der nächsten Nummer das Auffallende mittheilen. Aus der Anführung der beseitigten Stellen — und ich bin lange nicht vollständig in meiner Aufzählung gewesen — wird man aber schon erkennen, daß an dieser Einrichtung nicht Alles zu loben ist. Mit einem ganz geringen Zeitverluste hätte man wenigstens einige der allerbedeutendsten Stellen, die hier ohne Nöthigung beseitigt erscheinen, erhalten können.

Paul Lindau.

Notizen.

Der Frieden im Orient läßt auf sich warten und der Stoff, welchen er journalistischen Conjecturen bietet, wird für einige Zeit wohl noch ausreichen. Sein endlicher Abschluß aber wird der Welt eine reichliche Fülle von Ueberraschungen bringen. Für Deutschland wird der russische Dank für die geleisteten guten Dienste sich nicht solider erproben als der sprüchwörtliche des Hauses Habsburg. In Oestreich dürfte wenigstens die militärische annexionslüsterne Hofpartei ihre Hoffnung auf ein erkleckliches Stück der ottomanischen Beute für eine bessere Gelegenheit vertagen müssen. Frankreich zählt vorerst nicht nach außen hin und seine Erwartung, daß es in letzter Stunde bei der Vernichtung des Pariser Friedens mindestens die Rolle eines mithelfenden Todtengräbers spielen könnte, wird sich schwerlich erfüllen. In England wird keine Partei befriedigt sein, weder die pietistisch Gladstone'sche, die seit Jahresfrist von den bulgarischen Gräueln frühstückt, dinirt und zu Abend ißt, noch die türkenfreundlich Disraeli'sche, die mit ihren Palmerston'schen Traditionen in dieser Zeit der Vertragsbrüche und der völkerrechtlichen Anarchie sich noch immer nicht zurechtfindet. Der Türkei selbst wird ihr heldenmüthiger Widerstand nicht viel geholfen haben, denn viele Hunde sind nicht nur des Hasen, sondern auch edlerer Thiere Tod. Im vorigen Sommer schrieb ein Freund des Halbmondes an einen in der Schweiz weilenden politischen Genossen, der jedoch, um im Zeitungsjargon zu sprechen, mehr russophobisch als turcophil angehaucht ist, einige Briefseiten voll Bewunderung des unerwarteten orientalischen Heroismus. Der Andere erwiderte, auch ihm hätten die russischen Niederlagen, soweit das bei der verbrecherischen Menschenschlächterei möglich, während der Ferien ein nicht geringes Behagen verschafft. Aber, so fügte er warnend hinzu: Respice finem! Dies Ende rückt denn auch heran und eine Barriere mehr gegen das überfluthende Slaventhum wird mit europäischer Hülfe niedergerissen sein. In der Ueberschau der Mächte, die dabei mit leeren Händen ausgehen werden, hätten wir bald das kleine Italien ganz vergessen. Auch ihm wird der Friedensschluß im Osten mancherlei Enttäuschungen bereiten. Die Erben Machiavellis hatten einmal wieder gerechnet, daß, während Andere ihre Haut zu Markte trügen, sie selbst irgendwie davon profitiren könnten. Die neuliche Feier bei Mentana gegen Ende November wurde zwar officiell vornehm desavouirt. Es ist jedoch in Europa ein öffentliches Geheimniß, daß die Speculation auf einen allgemeinen Wirrwar, der Italien Wälschtyrol und Triest in den Schoß würfe, bis in namhafte italienische Regionen hinauf Vertreter hat. Ueber Mentana brachten die Blätter zahlreiche Berichte voll ergreifender historischer Erinnerungen. Aber eines der interessantesten Momente der Schlacht oder vielmehr des Schlachtens von Mentana wurde in den Zeitungen nicht erwähnt, war allerdings damals auch nur wenigen Personen bekannt geworden. Jedermann weiß, daß, als im Spätherbst 1867 Napoleon III. in Biarritz weilte und über eine Revanche an Deutschland für Sadowa und Luxemburg brütete, der Minister Rattazzi ihn vergebens durch Nigra sondiren ließ, ob das italienische Ministerium Garibaldi bei dessen Plänen gegen das Papstthum gewähren lassen dürfe. Napoleon schwieg hartnäckig, veranlaßte bald darauf Rattazzi, der sich compromittirt hatte, zum Rücktritt, gab Ordres und Contreordres und ließ endlich die Garibaldianer bei Mentana zusammen schießen. Die Meldung des französischen Generals nach Paris, die Chassepots hätten Wunder gethan, ist zum geschichtlichen Gemeingut geworden. Die armen italienischen Rothhemden hatten aber nicht nur die französische Brigade wegen der ähnlichen Uniform mit der päpstlichen, in Frankreich unter stiller obrigkeitlicher Erlaubniß angeworbenen Legion von Antibes verwechselt, sondern auch von einem anderen kleinen Umstande, der ihnen zum Verderben gereichen sollte, vor dem Treffen keine Ahnung gehabt. Die Franzosen bildeten ein Carré. Als dieses sich öffnete und ein mörderisches Feuer die Italiener niederstreckte, hatte ein Freund Garibaldis, ein vielgenannter Arzt, der noch jetzt in der italienischen Kammer einen Theil der äußersten Linken führt, ein seltsames Gerassel gehört, wie wenn ein enormes Uhrwerk in Thätigkeit gesetzt wird. Sorgsame Erkundigungen bewiesen bald darauf, daß die Franzosen eine Mitrailleuse, deren Bestandtheile sich großentheils zusammenlegen ließen, mit sich führten. Napoleon hatte sie für einen Krieg mit Deutschland erfunden und sie war jetzt den italienischen Republikanern gegenüber erprobt worden. Wegen der in den Manövern bei Vincennes längst versuchten Chassepots war das nicht mehr nöthig und das banale: Les chassepots ont fait merveille! war nur eine Art chiffrirter Bezeichnung für das andere Todesinstrument, das zu des Himmels und des Papstes höchster Glorie den verhaßten Nachbarn jenseits des Rheines den Garaus machen sollte. Die Mitrailleuse hat sich indessen, wie erinnerlich, drei Jahre später schlecht bewährt. Die französische Armee, die dem zweiten December ihre Hülfe geliehen, wurde dafür bei Sedan von der Nemesis eingeholt. Man möchte fast glauben, daß jene Erfahrung jetzt, wo ein unfähiger Heuchler, wie ihn Thiers nannte, den Staatsstreich zu wiederholen nicht übel Lust zeigte, die designirten Gottesstreiter einigermaßen in's Schwanken brachte. Kein Zweifel, daß, sollte der Helfershelfer der Jesuiten doch noch schließlich im Laufe der Zeit den Spuren seines bonapartistischen Vorgängers nachtaumeln, dasselbe Geschick ihn und seine militärischen Complicen noch rascher und unwiederbringlicher ereilen würde.

* * *

Für Weihnachten.

Aus allen Gebieten der sogenannten „Geschenkslitteratur" sind uns zur jetzigen Festzeit Neuigkeiten in so großer Anzahl zugegangen, daß wir es uns, ungeachtet des besten Willens, wenigstens der werthvolleren Erscheinungen zu gedenken, versagen müssen, unserer Absicht zu folgen. Die nothwendige Rücksicht auf den knapp bemessenen Raum einer Wochenschrift, welcher den Beiträgen rein actueller Natur und solchen, welche die nächsten Aufgaben der „Gegenwart" berühren, vor allen anderen zur Verfügung stehen muß, zieht der Ausführung unseres Willens schwer übersteigbare Schranken. Es seien daher an dieser Stelle nur einige Erscheinungen hervorgehoben, die, an das Interesse weiter Kreise sich wendend, dasselbe im hohen Maße verdienen und als erste derselben sei der soeben ausgegebene Roman von Georg Ebers, „Homo sum" (Stuttgart, Hallberger) genannt. Diese neueste Arbeit des berühmten Verfassers der Romane „Eine egyptische Königstochter" und „Uarda" ist das literarische Ereigniß der letzten Tage und verdient es zu sein. Wir werden zu ruhigerer Stunde auf das Buch eingehend zurückkommen.

Auch Rudolf Gottschalls neuester Roman „Welke Blätter" (3 Bände, Breslau, Trewendt) soll hier genannt werden als eine beachtenswerthe Aeußerung des fruchtbaren Schriftstellers, eines scharfen Beobachters und gewandten Erzählers.

Julius Wolff legt auf den Weihnachtstisch eine köstliche Waidmannsmär, „Der wilde Jäger" (Berlin, Grote), der eine ausführlichere Besprechung vorbehalten bleibt. „Dir, meiner Heimat, widme ich dies Lied" singt der Dichter am Eingange seiner Mär und er darf sicher sein, daß ihm die Heimat, soweit in ihr der Sinn für ein echtes Stück Poesie lebendig ist, warmen Dank spenden wird für diese neueste Dichtung, wie früher für seinen „Eulenspiegel redivivus" und den „Rattenfänger von Hameln".

Die thätige und geschickte Verlagshandlung der Gebrüder Paetel bereichert den Weihnachtsmarkt durch die soeben beendete zehnbändige Gesammtausgabe der Werke Franz Dingelstedts. Es wird eine lohnende Aufgabe sein, das Bild der literarischen Persönlichkeit dieses eigenartigen und reichbegabten Dichters festzuhalten, wie es aus seinen gesammelten Werken sich ergibt. Als Lyriker, Romancier, Essayist, Dramatiker und Dramaturg tritt uns Dingelstedt hier entgegen, in jeder dieser Eigenschaften niemals Gewöhnliches schaffend und oft die Pfade des echten dichterischen Genius wandelnd, in seiner Gesammtheit als eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer zeitgenössischen Literatur.

Der prächtigen illustrirten Shakespeare-Ausgabe, mit der Eduard Hallberger in Stuttgart kürzlich den Büchermarkt bereichert hat, läßt derselbe Verleger jetzt rin bedeutungsvolleres Unternehmen salgen, das sicherlich der regsten und wohlverdienten Theilnahme begegnen wird. Es handelt sich um nicht weniger als eine im großen Stile illustrirte Ausgabe von Schillers sämmtlichen Werken, zu deren Herstellung sich eine glänzende Reihe der angesehensten deutschen Künstler vereinigt hat. Der abgeschlossen vorliegende erste Band läßt keinen Augenblick im Zweifel, daß man die beste und schönstr aller bestehenden Schiller-Ausgaben vor sich hat (die 15bändige kritische Ausgabe kommt hier nicht in Betracht). Der Text ist von Professor J. G. Fischer, dem bewährten Literaturkenner und feinsinnigen Lyriker, mit größter Sorgfalt revidirt und zeigt in sich alle Ergebnisse der neuesten Schillerphilologie verwerthet; der Heausgeber hat mit seiner Textrevision eine Aebeit der Liebe geliefert. Dasselbe läßt sich wohl mit voller Berechtigung von sämmtlichen Künstlern sagen, welche an diesem ersten Bande mitgearbeitet haben. Unter den etwa 170 Illustrationen desselben begegnen wir kleinen Meisterstücken, Bildern, die so innig dem Texte sich anschmiegen, aus dem sie hervorgegangen, daß sie ihm zum künstlerischen Commentar werden. Lrider verbirtet es der Mangel an Raum, anf einzelne der Illustrationen hier besonders hinzuweisen; eine eingehendere Würdigung derseiben bleibe für den Abschluß der Ausgabr vorbehalten. Aber wo man den Namen F. Piloty, F. Keller, A. Wagner, Kanold, W. Camphausen, Volz, Schraudolph, Gyses und so vielen anderen gleichwerthigen begegnet, dort darf man sicher sein, var künstlerischen Leistungen von nicht gewöhnlicher Bedeutung zu stehen. Die Holzschnitte, zum Theil van Hechts Meisterhand geschnitten, gehören zu den besten, die ich aus neuerer Zeit kenne. Die typographische Ausstattung, in iheer Wiekung duech reichen Schmuck van Initialen, Vignetten und Kopfleisten erhöht, ist musterhaft. Kurz — diese Hallberger'sche Schiller-Ausgabe verdient das uneingeschränkteste Lab, sie ist ein Nationalwerk im besten Sinne des Wortes — anch ihrer Billigkeit nach*) — und als solches sei sie auf das Lebhafteste begrüßt und em-pfohlen.

Wilhelm Hrrtz in München, der Dichter von „Hugdietrichs Brautfahet" und gediegner Kenner unserer mittelalterlichen Dichtung, hat mit seiner soeben erschienenen Uebersetzung von Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isoldr**) unseer Literatur durch rin Meisterstück der Uebersetzungskunst bereichert. Es handelt sich hier nicht etwa um eine Nachdichtung Gattfrirds, in dem Sinne wie sie Schlegel, Immermann, Herman Kurz, Simrock u. A. mit größerem oder geringerem Glück versucht haben, sandern um eine wirkliche Uebersetzung, zwar keine wörtliche des ganzen Gedichts vam ersten bis zum letzten Vers, aber der nach Ausscheidung des Nebensächlichen und den Genuß beeinträchtigenden übrig bleibenden Theile. So sind die Episoden von Gandin, vom Hündchen Petitcriu, als Ueberreste alter Mythen für den Sagenforscher interessant, aber im Gedichte müssig und der Wirkung des Ganzen nachtheilig, rntfernt worden; ebenso die eingestreuten Sprüche, allerlei Weitschweifigkeiten der Erzählung und Betrachtung, auch alle die Stellen, wo der Dichter sein Veehältniß zu seinen Vorgängern berührt, selbst der bekannte literarische Excurs, warin Gottfried über seine Sangesgenossen Musterung hält und gegen rine Kunstrichtung, in welcher man die Wolframs von Eschenbach erkennen darf, eine trotz aller Deutungsversuche noch immer höchst unklaee Polemik führt Andere Abschnitte sind auf einen geringeren Umfang zusammengezogen worden, z. B. die Beschreibung der Jagdgebeäuche, dir Schilderungen von Rüstung und Kleidung, die allegorische Deutung der Minnegrotte. Hier und dort blieb der Uebersetzer natürlich einzig auf sein Gefühl angewiesen, das ist aber das Gefühl eines echten Dichters, welcher in allen Fragen, die das Wesen seiner Kunst berühren, dir richtigen Wege wandelt. In der Behandlung der Reimpaare hat sich Hertz die für das Neuhochdeutsche unerläßliche Feeiheit gestattet — er äußert sich darüber in der Vorrede —, neben den Versen von vier Hebungen mit stumpfem Reim auch solche mit klingendem Reim anzuwenden. Unreiner Reim und doppelte Senkungen sind möglichst vermieden und der regelmäßige Wechsel von Hebung und Senkung ist streng inne gehalten. Um aber die Monatonie dieses regelrechten Versgangs zu unterbrechen, ließ der Uebeesetzer da und dort den Auftakt wegfallen, sodaß also die Verse bald jambischen, bald trochäischen Rhythmus haben. Um dem Leser keinen bloßen Torso zu bieten — Meister Gottfried hat bekanntlich die Vollendung seiner Gedichte nicht erlebt — hat Wilhelm Hertz seinee Uebersetzung eine freie Bearbeitung der altfranzösischen Tristanfragmente beigefügt, welche Gattfrieds verlorener Quelle am nächsten kommen. — Leider gestattet es den Raum nicht, an dirser Stelle Uebersetzungsproben zu geben; sie wären, unter Herbeiziehung des Originaltextes, der sprechendste Beweis für die Meisterleistung des zeitgenössischen Dichters, dir an hinreißender Kraft der Sprache und Geazie der Form alle früheren Versuche auf dem besonderen Gebiete in den Schatten stellt und ein wirkliches Wiedergewinnen Gottfrieds, des großen Herzenskündigers, bedeutet. — Auch die typographische Ausstattung des Buches — es macht den Eindruck eines echtrn Elzevier — verdient uneingeschränktes Lob.

Zu den unzähligen guten und schlechten unserer deutschen Uebersetzungsausgaben der Werke Walter Scotts gesellt sich in der jetzt abgeschlossenen Grote'schen Ausgabe die beste und schönste aller. Zwölf stattliche, mit reichem Bilderschmuck gezierte Bände, enthalten in vortrefflichen, von erklärenden Einleitungen begleiteten Uebersetzungen die volksthümlichsten Romane Scotts: Quentin Durward, Ivanhae, der Alterthümler, der Talisman, die Presbyterianer, Guy Mannering, Waverley, Kenilworth, das Herz von Midlothian, der Abt, die Beaut von Lammermaar, Montrose, Mädchen von Perth. Die literarisch-historischen Einleitungen sowohl als die Biographie sind von der Hand des gründlichen Kenners der englischrn Literatur, Benno Tschischwitz, und bieten eine gute Einführung in das Studium der Werke eines der größten Dichter unseres Jahehunderts. „Walter Scott ist ein großes Talent," sagte Goethe einstens zu Eckermann, „das nicht seinesgleichen hat, und man darf sich billig nicht verwundern, daß er auf die ganze Leserwelt so außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er gibt mir viel zu denken, und ich rntdecke in ihm rine ganz neue Kunst, die ihee eigenen Gesetze hat." „Da ist Alles geoß, Stoff, Gehalt, Charaktere, Behandlung, und dann der unendliche Fleiß in den Vorstudien, sowir in der Ausführung die große Wahrheit des Details." „Goethe fuhr sodann fort, mit großer Bewunderung über Walter Srott zu reden. Eckermann ersuchte ihn, seine Ansichten zu Papiere zu bringen, welches er jedoch mit dem Bemeeken ablehnte, daß die Kunst in jenem Schriftsteller so hoch stehe, daß es schwer sei, sich darüber öffentlich mitzutheilen." — Möchten diese Wortr Goethes dieser neuen Ausgabe der Werke Scatts als guter und wohlverdienter Geleitsbrief dienen.

Van Brehms Thierlebrn (Leipzig, Bibliographisches Institut), einem Buch, das sich an epochemachender Bedeutung den hervorragendsten naturwissenschaftlichen Erscheinungen der Neuzeit anreiht und gleich Buffons „Histoire naturelle" einen Wendepunkt in der Darstellung der Naturgeschichte bezeichnet, liegt die Abtheilung Säugethiere abgeschlossen vor. Wir gedenken dem Werke gelegentlich seines gänzlichen Abschlusses eine eingehendere Würdigung zu Theil werden zu lassen. Hier möge die Bemerkung genügen, daß die Weihnachts- und Geschenksliteratur kein Werk aufzuweisen hat, das der heranwachsenden Jugend und dem gereiften Manne einen so reichen Schatz von naturwissenschaftlicher Belehrung in so köstlicher Form darreicht. Die nahezu 800 Thierbilder der vorliegenden drei Bände sind unübertroffene Muster der Gattung.

Fräulein Johanna von Sydow, als Veronica von G. den Lesern des „Bazar" eine vertraute Erscheinung, hat ihre reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der praktischen Aesthetik und zwar zunächst der Frauentoilette in einem Moden- und Toiletten-Brevier*) niedergelegt, das berufen erscheint, mit Recht zu jenen literarischen Erzeugnissen gezählt zu werden, welche die Buchhändler als „unentbehrlich für jeden Weihnachtstisch" zu bezeichnen pflegen. Uad für diesen ist das „Brevier" im besten Sinne des Wartes geeignet; die äußerr Ausstattung, in jeder Beziehung musteehaft, ist einer jener immer öfter wiederkeheenden Beweise, daß die Wandlung von „Billig und Schlecht" zu „Billig und Gut", wenigstens auf dem Gebiete der Bücherherstellung, eine erfreuliche Thatsache zu werden beginnt. Und wenn „Weihnachtsbüchee" auch inneren Werth haben dürfen, dann ist das „Brevier" gewiß empfehlenswerth durch die treffliche Wahl seiner Aufgabe und den Ernst ihrer Lösung. Diese Aufgabe läßt sich dahin erklären, daß im Allgemeinen die Toilette unserer Frauen unter bestimmte ästhetische Bedin-

*) 60 Lieferungen à 50 Pf.

**) 12. VIII. u. 644 S. Stuttgart 1877, Kröner.

*) 8. VIII. u. 292 S. Leipzig 1877, Verlag von Otto Spamer.

gungen gestellt werden soll, denen selbst die kleinsten Einzelheiten der Toilette sich unterzuordnen haben. Alles was dazu gehört, ist von dem Gesichtspunkte des Schönen aufzufassen, Altbekanntes praktisch zu verwerthen und eigenes Denken, Prüfen und Schaffen der Frauen in ihrer Toilette anzuregen. All' diesem einen Hintergrund zu gewinnen, die gegebenen ästhetischen Bedingungen sowohl durch das positive als das negative Beispiel zu erläutern, dient die **Geschichte der Mode**, welcher somit in dem „Brevier" ganz besondere Rücksicht gewidmet ist. — Zu beurtheilen, inwieweit die Verfasserin ihrer gewiß nicht leichten, aber dankbaren Aufgabe gerecht geworden, ist in erster Linie die Frau berufen, an die das Buch sich wendet. Wir Laien oder Dilettanten auf dem betreffenden Gebiete dürfen von den eingehenden historischen Kunststudien der Verfasserin sprechen, von welchen das „Brevier" allenthalben Zeugniß ablegt, wir dürfen der lebensvollen Darstellung Erwähnung thun, von dem Eindruck des Vertrauenerweckenden reden, den der Laie aus der Lectüre des Buches gewinnt und daß es, wie die Natur des Gegenstandes es mit sich bringt, die Phantasie hier und dort lebhaft anregt. Das sind an und für sich Vorzüge, welche dem „Brevier" als gute Empfehlung dienen. Sechzig vortreffliche Holzschnittbilder von der Hand des jüngern **Doepler** sind dem Buche eine besondere Zierde.

Die fünf Feiertagsgeschichten, welche **Arnold Wellmer** unter dem Titel „Fröhliche Feste" (Verlag von L. Gerschel in Berlin) in prächtiger Ausstattung auf den Weihnachtsmarkt sendet, gehören zu den freundlichsten Gaben desselben. Eine frohe, echte Feststimmung weht einem aus diesem Buche entgegen und findet ihren Widerhall in dem Gemüth des Lesers. Die feinsinnige Art Wellmers, seelische Vorgänge zu erzählen, die Kunst seiner Kleinmalerei, die einer scharfen Beobachtungsgabe als Ausdrucksmittel dient, ist aus dem Feuilleton einiger unserer größeren Zeitungen bekannt. Diese liebenswürdigen Eigenschaften leuchten aus jeder der kleinen Geschichten, welche den Inhalt seines Festbuchs bilden. Mit dem Neujahr beschäftigt sich die eine derselben, mit Ostern, Pfingsten und Weihnachten die anderen; jede einzelne versetzt den Leser in jene behagliche Stimmung, aus der heraus man ein Gefühl des Bedauerns empfindet, wenn man das Buch beendet aus der Hand legen muß.

Friedrich Fischbach in Hanau, dessen Namen man sonst nicht gewohnt ist, auf einem ganz anderen Gebiete, als den eines Meisters der Ornamentik zu begegnen, zeigt sich in seinen „Liedern eines Ketzers. Ornamente in Versen" (Hanau, Alberti) als ein formgewandter, gedankenreicher Dichter und als ein streitbarer Mann, dessen Poesien wohl der Beachtung werth sind. Hervorgehoben sei die stilvolle äußere Ausstattung des Buches, welche sofort die Hand des kundigen Ornamentisten erkennen läßt.

Sophie Verena, die beliebte Erzählerin, wendet sich mit ihrem neuesten Buche „**Lebende Blumen**" (Berlin, H. W. Müller) nicht wie früher an die Frauenwelt, sondern an die Herzen junger Mädchen. Die Erzählung ist in erster Linie anregend und fesselnd; einen höheren Werth empfängt sie durch die tiefe Kennerschaft des Mädchenherzens, die sie verräth und durch so manchen feinen psychologischen Zug. Das Ganze ist von einem Hauch edler weiblicher Empfindung durchweht, aber dennoch frei von falscher Sentimentalität und kann als eine Bereicherung der betreffenden Literaturgattung gelten. Die Correctheit des Stils verdient hervorgehoben zu werden.

Gleiches Lob verdient die von **Clementine Helm** unter dem Titel „Vater Carlets Pflegekind" (Leipzig, Hirt) besorgte deutsche Ausgabe der berühmten französischen „Mädchenschrift" La fille de Carilès, von J. Colomb. Das Buch hat in Frankreich zahlreiche Auflagen erlebt und es ist ihm die seltene Auszeichnung zu Theil geworden, von der französischen Akademie mit dem großen **Tugendpreise** des Grafen Monthyon gekrönt zu werden. Der Erfolg der Jugendschrift in Deutschland — sie liegt bereits in dritter Auflage vor — bestätigt das Urtheil der Franzosen über den wirklichen Werth des Buches, das von der auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur verdienten Verlagshandlung auch mit ganz besonderer Sorgfalt ausgestattet ist.

„**Rulaman**. Naturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären" von D. F. Weinland (Leipzig, Verlag von **Spamer**) nennt sich eine andere Gabe für die Jugend und ihre Freunde. Entstanden aus zufälligen Erzählungen, wie sie ein Vater seiner heranwachsenden Jugend aus Beobachtung, Studium und Dichtung zusammensetzte, die sich zumeist auf den wiederholten Besuch mehrerer Albhöhlen, einstmaligen Wohnstätten der Ureuropäer stützten, hat das Buch eine vorwiegend lehrhafte Tendenz. Indeß bietet der Gegenstand soviel des Interessanten, daß das Buch der heranwachsenden Jugend (und vielleicht auch Erwachsenen) eine willkommene Gabe sein wird.

Die hohe Bedeutung edler künstlerischer Anregungen und einer wahrhaft Gemüth und Geschmack bildenden Lectüre, wird bei der Auswahl der Bücher, welche wir unsern Lieblingen auf den Festtisch legen, leider nur selten gebührend gewürdigt. Eine unsägliche Fülle von Mittelmäßigem drängt sich auf den Markt. Vor Allem wird das künstlerische Element bei den der Jugend gewährten Schöpfungen meist stark vernachlässigt. In glänzender Weise, vornehmlich auch in letzterer Beziehung, hebt sich ein Jugendwerk heraus, das wir hier schon mehrfach auf das Wärmste empfohlen haben, wir meinen die von **Julius Lohmeyer** herausgegebene **Deutsche Jugend**, welche in dem wohlbekannten Verlage von **Alphons Dürr in Leipzig** erscheint, und unter der künstlerischen Leitung von Oscar Pletsch steht. Diese einzig dastehende Jugendbibliothek, die von den hervorragendsten Pädagogen, und kürzlich auch von Seiten des preußischen Unterrichtsministeriums als „Muster der Jugendliteratur" empfohlen wird, ist bereits bis zu seinem 10. Bande vorgeschritten. Die beiden letzten uns vorliegenden sehr unterhaltenden Bände, deren jeder ein Ganzes für sich bildet, enthalten u. A. Beiträge dichterischen und belehrenden Inhalts von Theod. Storm, Wilh. Osterwald, Fed. v. Köppen, Emanuel Geibel, K. Stieler, Werner Hahn, Victor Blüthgen, W. Fischer, J. Trojan, J. Lohmeyer u. A. mit Originalzeichnungen in musterhaften Holzschnitten von Lud. Burger, Wilh. Camphausen, Fed. Flinzer, Paul Thumann, Gust. Spangenberg, A. v. Werner, Eug. Klimsch, Oscar Pletsch u. A. Auch die Altmeister unserer Kunst: Friedr. Preller und J. von Führich sind mit prächtigen Blättern vertreten, ebenso Alfred Rethel mit einigen bedeutenden Originalen historischen Inhalts aus seinem Nachlaß. Nie vorher hat ein der Jugend gewidmetes Unternehmen Kräfte von solcher Bedeutung vereinigt. Ein Hauch des Idealen, ein edler Schönheitsglanz schwebt über dem ganzen Werk. Herausgeber und Verleger bemühen sich das Wort zur Wahrheit zu machen: „Für unsere Kinder ist das Beste gut genug." Erzählungen, Historisches, Märchen, Sagen, Städtebilder finden wir vertreten, Balladen und Verstandesübungen. Mögen die prächtigen Bände auf keinem Weihnachtstisch fehlen.

Aehnlichen Zwecken dienend, aber von verschiedenem Geist beseelt, sind die beiden Citatensammlungen „**Erlauchte Geister**" von D. A. Schmidt (Berlin, Langenscheidt) und „**Christliches Geburtstagsalbum**" von G. Jung (Leipzig, O. Mutze). Während die erstere ihre Sprüche, welche der Geburtstagschronik sowohl als den Gedenk- und Tagebuchblättern zur Begleitung dienen, unserer weltlichen Literatur entlehnt, wendet sich die zweite zu diesem Zweck lediglich an die heilige Schrift. Beide Bücher werden sich Freunde erwerben, dem Weltkind wird das eine, dem Gläubigen das andere als sichere Gedächtnißbrücke dienen.

Julius Hagen.

Bibliographie.

C. **Reclam**, Lebensregeln. Ernstes und Heiteres aus der Gesundheitspflege. (A. u. d. T. Schriften des allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. 3. Serie, 4. Bd.) gr. 8. VI u. 350 S. Berlin 1877, Hofmann. 6. —

F. H. Reusch, die biblische Schöpfungsgeschichte und ihr Verhältniß zu den Ergebnissen der Naturforschung. 8. IV u. 197 S. Bonn 1877, Weber.

Frdr. **Sander**, Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege. Im Auftrage des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege verfaßt. gr. 8. VI u. 503 S. Leipzig 1877, Hirzel.

In der Besprechung der neuen Prachtausgaben in der vorigen Nummer ist eine durch falsche Stellung eines Satzes erzeugte falsche Angabe und ein Irrthum zu berichtigen. Die beiden Bilderwerke: „Deutsche Landschaften" und „Galerie moderner Gemälde" sind nicht im phototypischen Institut von **Römmler und Jonas in Dresden**, sondern von **Römmler und Peels** in Berlin, in ersterem dagegen die Bilder der Gegenstände des „**Grünen Gewölbes**" ausgeführt; die Zeichnung für den Deckel der „Bausteine" ist nicht von Luthmer, sondern von **Köhler** entworfen. L. P.

— **Eine neue Art Miniaturen.** Immer neue Entdeckungen werden auf dem Gebiete der Photographie gemacht. Im Atelier des allbekannten Lieblingsphotographen unserer vornehmen und eleganten Welt, **Carl Wigand**, Unter den Linden, finden wir jetzt wieder interessante Proben einer neuen Art von Portraitphotographien ausgestellt, welche des lebhaften Beifalls aller Männer und Frauen von feinerem Geschmack gewiss sein können und bald zu den begehrtesten künstlerischen Objecten des bildnissbedürftigen Publikums gehören werden. Herr Wigand giebt damit einen Ersatz für die ehemals zu einer so hohen Vollendung ausgebildet gewesenen Miniaturportrait-Malerei auf Elfenbein, ein Kunstzweig, der mehr und mehr vernachlässigt ist, seit die darauf zu verwendende Mühe nicht mehr bezahlt wird. Das die Farbe so schön durchleuchtende und verklärende Elfenbein oder eine entsprechende Porzellanplatte mit Gelatingrund, verwendet Herr Wigand statt des Papiers, um die Portraitphotographie selbst in den kleinsten Dimensionen darauf herzustellen. Das so gewonnene farblose Miniaturbildniss dient ihm dann als Zeichnung und Untertuschung, auf welcher er meist nur leicht lasirend das Bild in dem Colorit des lebendigen Originals vollendet. Diese Arbeiten haben nichts mit der gequälten, mühsamen und (der Veränderungen durch das Brennen wegen) unsichern Porzellanmalerei gemein. Der Ton des Materials durchdringt die Uebermalung überall mit seiner eignen Helligkeit und giebt den mit geschickter Künstlerhand ausgeführten Bildnissen eine auf anderm Fond nie zu erreichende Leuchtkraft und Zartheit. Allerdings muss der sie ausführende Retoucheur eben ein Künstler, ein Maler von Geschmack und Studium sein, wie es Carl Wigand ist, welcher diese Eigenschaften mit allen, die zum vollkommnen photographischen Techniker gehören, in seiner Person vereinigt. Wir sahen dort in zierlichstem italienischen Rahmen Kinderbildnisse kleinsten Formats, jugendliche Frauen- und Männerportraits, in Aquarell auf Porzellan, und besonders das Bild einer älteren Dame von edler Schönheit der Züge und des Ausdrucks in Oel auf Elfenbein ausgeführt, welche als ebenso viele glänzende Zeugnisse gelten können. Der Preis aber erreicht dabei nicht ein Drittel der Höhe der sonst für Miniaturbildnisse beanspruchten.

Inserate.

Novität von Bret Harte.

Die

Mine in der Teufelsschlucht.

Eine californische Erzählung.

Mit illustrirtem Umschlag. Preis: 2 M.

Stuttgart. Abenheim'sche Verlagsbuchhandlg.

In der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Die Communalsteuer-Frage. Ausarbeitung eines Referats im Verein für Socialpolitik. Mit einem Nachwort: **Der Verein für Socialpolitik und seine Verbindung mit dem volkswirthschaftlichen Congress.** Von **Adolph Wagner.** gr. 8. geh. Preis 1 M. 50 ₰.



Soeben erschien die 7. Abtheilung von

Friedrichs des Grossen Werken,

deutsch von H. Merkens und historisch eingeleitet von Prof. De. Wegele, welche die Briefe an d'Alembert und d'Argens enthält. Preis 3 M. Damit ist das nationale Unternehmen zum Abschluss gediehen und wird für **Weihnachten** sehr gut als Geschenk verwerthbar sein. Compl. broch. 21 M., eleg. geb. 27 M.

A. Stuber's Buch- u. Kunsthdlg. in **Würzburg.**

Soeben erschien und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Poetisches Gedenkbuch

Gedichte aus dem Nachlasse

von

David Friedrich Strauß,

eingeleitet von **Eduard Zeller**, mit einem Jugendportrait von Strauß in Kupferradirung in elegantester typographischer Ausstattung. Preis elegant brochirt 4 M. 50 ₰, gebunden 5 M. 50 ₰. In luxuriösem Liebhabereinband Ganzpergament 12 M.

Die vielbesprochenen und langerwarteten Gedichte von **David Strauß** werden hiermit zum ersten Male der Oeffentlichkeit übergeben.

David Friedrich Strauß Gesammelte Schriften

nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt,

12 Bände 8. mit Einleitungen von Professor **Eduard Zeller** und zwei Porteaits in Stich und Radirung. Preis pro Band 5 M., elegant gebunden 6 M.

Es sind bis jetzt Band I—VII und XII erschienen: Die Vermischten Schriften, Das Leben Jesu, Streitschriften, Reimarus, Der alte und der neue Glaube, Ulrich von Hutten und das Poetische Gedenkbuch enthaltend. Die weiteren Bände erscheinen in rascher Aufeinanderfolge, so daß im Laufe des nächsten Jahres die Gesammelten Schriften complet vorliegen werden.

Emil Strauß, Verlagsbuchhandlung in Bonn.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER

für Italien und den Orient.

Ober-Italien bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica.** Mit 8 Karten und 30 Plänen. 8. Aufl. 1877. 6 M. — **Mittel-Italien** und **Rom.** Mit 7 Karten, 12 Plänen und 1 Panorama von Rom. 5. Aufl. 1877. 6 M. — **Unter-Italien** und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Malta, Sardinien, Tunis** und **Corfu.** Mit 8 Karten und 12 Plänen. 5. Aufl. 1876. 6 M. — **Aegypten** I. Theil. **Unter-Aegypten** bis zum **Fayûm** und die **Sinai-Halbinsel.** Mit 16 Karten, 29 Plänen, 7 Ansichten und 76 Textvignetten. 1877. 16 M. — **Palästina** und **Syrien.** Mit 17 Karten, 42 Plänen, 1 Panorama von Jerusalem und 8 Ansichten. 1875. 15 M.

Non omnibus sed nonnullis.

Liebhaberausgaben von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Ausgabe der Bücherfreunde. Octav.

Verzierte Drucke auf holländischem Büttenpapier, Wasserzeichen V. & K. Schrift ältere Fraktur und Schwabacher. Jeder Band broschirt oder gebunden in feinsten Liebhabereinbänden in Halbkalbleder, echtem Pergament und ganz roth Saffian. Von jedem Bande außer der Brodauflage noch je 76 Exempl. auf stärkerem holländ. Büttenpapier, je 12 Exempl. auf Whatmanpapier, je 11 Exempl. auf chines. Papier, jedes Exemplar in der Presse numerirt.

Erschienen:

Bismarckbriefe. 1844—1870. Originalbriefe Bismarcks an seine Gemahlin, seine Schwester und Andere. 10¾ Bogen. Brodauflage vergriffen, vorhanden noch einige numerirte Exemplare (holländ.) 20 M., (Whatm.) 30 M. (chines. vergriffen).

Kleinere Schriften D. Martin Luthers. I. Wider Hans Worst und andere Stücke persönlich-polemischen Inhalts. Mit den Originaltitelbordüren der ersten Drucke. 15¾ Bogen. Broschirt 7 M., gebunden Halbkalbleder 10 M., Pergament 11 M., roth Saffian 13 M. Numerirte Exemplare wie oben 20, 30 u. 40 M.

—— —— II. Von Ehe- und Klostersachen. Zwölf Stücke. Mit den Originalbordüren der ersten Drucke. Broschirt 8 M., geb. wie oben 11, 12 u. 14 M. Numerirte Exempl. wie oben 20, 30 u. 40 M.

Faust, Eine Tragödie von Goethe. Beide Theile in einem Bande. 34¾ Bogen. Broschirt 15 M., gebunden Halbkalbleder 20 M., echtes Pergament 22 M., roth Saffian 22 M. Numerirte Exemplare wie oben 30, 40 u. 50 M.

QVINTI HORATII FLACCI carmina edidit Eckstein. Cursiv der Aldine. 21½ Bogen. Broschirt 12 M., geb. wie voriges 17, 19 u. 19 M. Numerirte Exemplare wie oben 30, 40 u. 50 M.

Ausgabe der Kabinetsstücke. Sedez.

Verzierte Drucke auf deutschem Büttenpapier, Wasserzeichen V. & K. Kleine zierliche Bände im Sedez der Elzevire. Schrift Nonpareille Schwabacher. Jedes Bändchen broschirt oder in Einbänden von auserlesener Arbeit in Halbkalbleder. Von jedem Bande außer der Brodauflage noch je 77 Exempl. auf stärkerem holländ. Büttenpapier (Format der Ausgabe der Bücherfreunde) und je 22 Exempl. auf chines. Papier, jedes Exempl. in der Presse numerirt.

Erschienen:

Altdeutscher Witz und Verstand. Reime und Sprüche aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte. Für Liebhaber eines triftigen Sinnes in ungekünstelten Worten. 15 Bogen. Broschirt 4 M., geb. in Halbkalbleder 7 M., in Schweinsleder 8 M. Numerirte Exemplare (holländ.) 10 M., (chines.) 15 M. (Nach einem Plane Lessings, der eine solche Sammlung selbst herausgeben wollte und schon diesen Titel festgestellt hatte.)

Altdeutscher Schwank und Scherz aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte. Zusammengestellt vom Verfasser des „Altdeutscher Witz und Verstand". 14 Bogen. Ausgaben und Preise wie beim vorigen Bändchen.

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Beide Theile in einem Bande. 38½ Bogen. Broschirt 8 M., gebunden in Halbkalbleder 12 M., in Schweinsleder 13 M. Numerirte Exemplare wie oben 20 u. 40 M.

—— —— Der Tragödie erster Theil. 16 Bogen. Nur in Halbkalbleder zu 7 M.

Diese Ausgaben, welche sich in direkten Gegensatz zu dem „schlecht und billig" unserer modernen Bücherausstattung setzen, wenden sich an das Interesse aller gebildeten Bücherfreunde und bilden für Solche, welche derartige Feinheiten zu würdigen verstehen, ein gewähltes Geschenk, wozu sie von der Verlagshandlung empfohlen sein mögen.

Ein neuer Roman
von Georg Ebers.

Bei Eduard Hallberger in Stuttgart ist soeben erschienen:

HOMO SUM.
Roman
von
Georg Ebers.

Preis brosch. M. 6.; fein geb. M. 7.
Vorräthig bei: **Leo Liepmannssohn,** Berlin, W., Markgrafenstraße 52.

Ein passendes Weihnachtsgeschenk.
In meinem Verlage erschien soeben:

Wilde Blumen.
Gedichte
von
Wilhelm Reif,
Musikdirector des Sachsen-Meiningischen Hoftheaters.

Preis broschirt 1 M. 50 ₰., gebunden mit Goldschnitt 2 M. 40 ₰.

A. Gosohorsky's Buchhandlung, Adolf Kiepert, Hofbuchhändler, Breslau, Albrechtsstr. 3.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Julklapp. (Weihnachtsgabe.)
Kleine Stücke f. das Pianoforte
von **Julius Röntgen.**
Mit einem Titelblatt v. L. Brauer-Suchodolska.
Bl. 4. Blau cartonnirt. Pr. 3 M. n.

Neue Berliner Musikzeitung. 1877. No. 40: Das saubere Heft ist wirklich der sehr eleganten Ausstattung, Illustrationen auf dem Titelblatte etc. werth, und verdient angelegentliche Empfehlung bei allen besseren Spielern.

Eine Buchhandlung beabsichtigt auf dem Gebiete der **Bildungsschriften** ihren Verlag zu erweitern und sucht Werke in dieser Richtung von Autoren zu erwerben, die für diesen Zweig der Literatur ganz besondere Befähigung besitzen. Anträge werden unter **X. Y. Z.** durch die Buchhandlung von Herrn **K. F. Köhler in Leipzig** erbeten.

Illustrirte Beschreibung
über optische und mechanische Gegenstände, welche sich ganz besonders zu Festgeschenken eignen, versende ich auf gefl. Verlangen gratis und franco.

Hermann Bernhard, Leipzig.
Kunst- und Lehrmittelhandlung.

Havanna-Cigarren,
sehr feine à Mille 60, 75, 90, 200 Mk.

Unsortirte Havanna à Mille 54 M.
Echte Cuba-Cigarren in Original-Bast-Paketen zu 250 Stück à Mille 60 M.
Manilla-Cigarren à Mille 60 M.
Havanna-Ausschuss-Cigarren (Original-Kisten 500 Stück) à Mille 39 M.
Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich.
500 Stück sende franco.

A. Gonschior, Breslau.

Billigste, correcte, gutausgestattete Bibliothek der Classiker u. modernen Meister der Musik.

Volksausgabe Breitkopf & Härtel.

Ausführliche Prospecte gratis.
Durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen.

No.	Am 6. December wurden ausgegeben:	M.	₰.
11.	**Bach,** Matthäuspassion. Vollständ. Klavierauszug m. Text (Jadassohn) . . .	3	—
69.	**Chopin,** Walzer für Pianoforte. Cpl. (Original-Ausgabe)	1	50
100.	**Händel,** Album für Pianoforte. [Unsere Meister II.] (Brißler)	1	50
115.	**Haydn,** Album für Pianoforte. [Unsere Meister III.] (Reinecke)	1	50
150/1.	**Mendelssohn,** 45 Lieder. (Original-Ausgabe.) Hoch und Tief. . . . . . . à	1	—
154/5.	—— 79 Lieder. Vollständige Ausgabe. (Rietz) Hoch und Tief. . . . . . . à	1	50
196/6.	—— 28 Lieder f. Sopr., Alt, Ten. u. Baß. Cplt. (Rietz) Part. 1 M. Stim. à	—	30
130.	—— Album für Pianoforte. [Unsere Meister VIII.] (Reinecke).	1	
164.	11 Ouverturen für Pianoforte. Cplt. (Jadassohn)	1	50
199.	5 Ouverturen für Pianoforte zu 4 Händen. (Schubert)	1	60
146.	—— Sommernachtstraum. Vollständ. Klavierauszug m. Text. (Horn)	1	—
247.	**Schubert,** Müllerlieder. (Bagge)	1	—
	Am 13. December kommen zur Ausgabe!		
361.	**Alte Tänze.** Band I. Gavottenalbum. (Pauer)	1	50
198.	**Mendelssohn,** 5 Ouverturen f. d. Pfte. zu 2 Händen. (Jadassohn)	1	—
172.	—— Pianoforte-Werke zu 2 Händen. Band I. (Rietz)	1	—
397.	—— Pianoforte-Werke zu 4 Händen. Cplt. (Original-Ausgabe).	1	—
200.	**Mozart,** Album für Pianoforte. [Unsere Meister IV.] (Reinecke).	1	50
249.	**Schubert,** Die Winterreise. 24 Lieder. (Bagge)	1	—
	Zu Beginn des Jahres 1878 erscheinen:		
160.	**Mendelssohn,** Lieder ohne Worte. Cplt. (Rietz)	2	—
173/4.	—— Pianoforte-Werke. Band II/III. (Rietz)	1	—
389.	—— Pianofortetrios. Cplt. (Original-Ausgabe).	2	50
186.	—— Violinconcert. Ausgabe für Violine und Pianoforte	1	—
133.	—— 13 Duette. Cplt. (Rietz)	1	—
187/91.	—— Männerchöre. Cplt. (Rietz) Partitur 1 M. — Stimmen . . . . à	—	30
139.	—— Elias. Vollständiger Klavierauszug mit Text. (Rietz)	2	—
145.	—— Paulus. Vollständiger Klavierauszug mit Text. (Rietz).	2	20

Leipzig, den 12. December 1877. **Breitkopf & Härtel.**

Literarische Festgeschenke
aus dem Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gesammelte Aufsätze.
Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart
von
Paul Lindau.

1 Band 8. 29 Bogen. Broch. Ladenpreis 7 M. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 8 M. 50 ₰.

Inhalt: I. **Deutsche Literatur:** Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethes Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Don Juan d'Austria.
Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 M.

☞ Zu Weihnachtsgeschenken besonders empfohlen:

Habt's a Schneid!?
Neue Gedichte
in
Oberbairischer Mundart
von
Karl Stieler.
Zweite Auflage.
cartonnirt 3 M., gebunden 4 M.

Weil's mi' freut!
Neue Gedichte
in
Oberbairischer Mundart
von
Karl Stieler.
Dritte Auflage.
cartonnirt 3 M., gebunden 4 M.

Meyer & Zeller's Verlag (Fr. Vogel) in **Stuttgart.**

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 51. Berlin, den 22. December 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands.

Von Politicus.

(Vergl. Nr. 41 und 43 der „Gegenwart".)

Mit dem Fall Plewnas ist im russisch-türkischen Kriege ein bedeutungsvoller Wendepunkt eingetreten. Der Krieg in Europa wird, falls er nicht durch eine, dann gleichzeitig auch die Friedenspräliminarien feststellende Waffenstillstandsconvention demnächst beendigt wird — wofür im gegenwärtigen Augenblick noch keine Anzeichen wahrzunehmen sind — auf ganz anderen Schauplätzen geführt werden, als dies bisher geschehen ist; er ist, wie das halbamtliche Organ der preußischen Regierung, die „Provinzial-Correspondenz", bemerkt, „in eine völlig neue Phase getreten". Für den Chronikenschreiber dieser Zeitschrift ist damit ein zwingender Anlaß gegeben, nach einer Pause von mehreren Monaten von Neuem die Feder zu ergreifen, um die kriegerischen Ereignisse der Zwischenzeit zu einem Gesammtbilde zu vereinigen.

Auf dem europäischen wie auf dem asiatischen Kriegsschauplatze war zu Anfang October für die russische Kriegführung die Zeit der Sammlung, welche in Erwartung des Eintreffens der durchaus nothwendigen Verstärkungen eingehalten werden mußte, bei ihrem Endpunkte angelangt. Alles war darauf gespannt, welche Erfolge die Wiederaufnahme der Offensive von russischer Seite begleiten würden.

In Bulgarien concentrirte sich das gesammte Interesse auf Plewna, welches als ein in die Schwelle des Ruhmestempels über Nacht eingegrabenes Pentagramma den Russen gewaltige Pein machte, bis des Hungers scharfer Zahn es von Innen her zernagte. General v. Totleben, der als Ablatus dem Commandeur der Westarmee, Fürsten Karl von Rumänien, beigegeben war, hatte die ungestüme Stoßtaktik, aus welcher im September den Russen und Rumänen so schmerzliche Verluste erwachsen waren, mit dem bedächtigen, zwar Zeit kostenden, aber Menschenleben sparenden Cernirungssystem vertauscht. Die Frage nach dem Fall von Plewna und nach dem Schicksal Osman Paschas und seiner tapferen Armee war in eine durch die tägliche Consumtion der Vorräthe von selber sich lösende Magenfrage umgewandelt. Zwei Aufgaben waren damit der russischen Westarmee gestellt. Einmal galt es, Plewna jede Zufuhr von Proviant und Kriegsvorräthen abzuschneiden und zu diesem Zwecke die im Cernirungsringe noch vorhandene Lücke auf dem westlichen (linken) Ufer des Wid zu schließen. Zweitens galt es, einen Durchbruch zu verhindern, weswegen auch schon jeder Ausfall der Besatzung mit Energie zurückzuweisen war, da sich daran leicht ein Durchbruchsversuch hätte anschließen können. Für die oberste Kriegsleitung blieb natürlich die frühere Aufgabe fortbestehen, von Außen her unternommene Versuche zum Entsatze von Plewna zu vereiteln. Die zwischen der Jantra und dem Lom aufgestellte Armee des Großfürsten-Thronfolger hatte dieser Aufgabe im Osten von Plewna bisher schon in ausreichendem Maße sich gewachsen gezeigt. Gegenüber der bei Sofia um diese Zeit in Bildung begriffenen türkischen „Entsatzarmee" wurde alsbald die Detachirung einer besonderen Colonne nöthig, auf deren Operationen später zurückgekommen werden wird. Hier sei nur zum Voraus bemerkt, daß auch im Westen von Plewna jeder Entsatzversuch vereitelt worden ist.

Die letzte Einführung eines Provianttransportes nach Plewna geschah von Telisch aus auf der von Orkhanje kommenden Straße am 8. October. Am 7. und 8. October waren, um die Aufmerksamkeit der Russen von jenem Proviant-transport abzulenken, aus Plewna heftige Ausfälle in südlicher Richtung gegen Radischowo hin unternommen worden. Am 9. October erfolgte darauf der Eintritt winterlicher Witterung. Nach einem heftigen Bombardement am 17. October machten am 19. October die Rumänen auf eigene Rechnung und Gefahr von der am 30. August in ihre Hände gefallenen und seitdem behaupteten Griwitza-Redoute I (Fort Abdul Kerim) aus einen Angriff auf die nächstgelegene türkische Redoute Griwitza Nr. II, drangen auch bis in die Gräben derselben vor, wurden aber unter großen Verlusten wieder hinausgeworfen.

Der am 15. October zum Befehlshaber aller Truppen im Westen des Wid ernannte General Gurko, bekannt von seinem transbalkanischen Streifzuge her, hatte inzwischen seine Dispositionen getroffen, um die auf der Straße von Orkhanje nach Plewna staffelweise aufgestellten türkischen Detachements zu vernichten, bezw. zum Rückzuge zu nöthigen. Am 24. October wurde nach zehnstündigem Kampfe die starke türkische Position von Gornji Dubnik (Ober-Dubnik), 20 Kilometer von der Widbrücke bei Plewna entfernt, genommen. Es gerieth dabei der am 24. September mit Plewna in Verbindung getretene Achmed Hifzi Pascha mit 3000 Mann in russische Gefangenschaft; die Russen zahlten diesen allerdings die Absperrung Plewnas vollendenden Erfolg mit einem Verluste von 2500 Mann. Am 28. October wurde das 30 Kilometer von der Widbrücke entfernte Telisch genommen. Es gab sich dort Ismail Hakki Pascha, nach einer zweistündigen Beschießung seiner Position aus 72 Geschützen, mit 3000 Mann gefangen. Die weiterhin nach Orkhanje aufgestellten türkischen Detache-

ments zogen sich auf das Gros ihres Corps zurück, welches seit Ende October als die Avantgarde der jenseits des Balkan sich bildenden, zum Entsatze von Plewna bestimmten Armee von Sofia, zu deren Befehlshaber Mehemed Ali Pascha ernannt wurde, betrachtet werden muß. Die weiteren Operationen der Russen und Rumänen im westlichen Bulgarien standen zwar ebenfalls noch zur Cernirung von Plewna in einer gewissen Beziehung, insofern sie die Möglichkeit eines Durchbruchs derselben von Außen her durch eine türkische Entsatzarmee in immer weitere Ferne hinausrückten; sie trugen andererseits aber auch schon einen selbstständigen Charakter an sich, insofern sie den nach dem Falle Plewnas von der russischen Kriegsleitung in Aussicht genommenen Balkanübergang nach Sofia vorzubereiten bestimmt waren, und wir brechen daher in der Darstellung mit Ende October ab.

Nachdem durch den General Gurko die Säuberung der Straße von Plewna nach Orkhanje bis auf die Entfernung von 30 Kilometer bewirkt war, wurde am 31. Oktober das nur noch 10 Kilometer von der Widbrücke entfernte Dolnje-Dubnik (Unter-Dubnik) besetzt und der Höhenzug am linken Widufer abwärts bis Dolnje-Netropolje, durch den Bau von Batterien in den Cernirungsring eingereiht. Die inzwischen als Verstärkung eingetroffenen Divisionen des Grenadiercorps (General Ganjecki I.) erhielten diese Positionen angewiesen. Damit war der Cernirungsring um Plewna geschlossen. Außer der Tag und Nacht fortgesetzten Beschießung der Stadt und der türkischen Redouten trug sich seitdem um Plewna bis zum letzten Tage nichts Erhebliches mehr zu. Der zum Commandeur der 16. Division ernannte General Skobeleff II., welcher im Süden Plewnas bei Brestowetz zwischen der Straße nach Lowtscha und dem Wid stand, schob zwar seine Positionen noch etwas näher an die türkischen Redouten bei Krischin und auf dem Grünen Berge heran, wobei es am 9. November zu einem heftigen Gefechte kam und in der Nacht vom 15. zum 16. November der General selber eine leichte Verwundung davon trug; es hat jedoch der officielle russische Bericht über die Einnahme von Plewna bewiesen, daß erst in der Nacht zuvor (vom 9. zum 10. December) die Türken die Redouten bei Krischin und auf dem Grünen Berge geräumt haben. Mit Ausnahme der am 30. August von den Rumänen eroberten und seitdem behaupteten Griwitza-Redoute I ist kein irgendwie nennenswerthes türkisches Erdwerk in die Hände der Belagerer gefallen. Die türkischen Redouten wurden erst geräumt, nachdem Osman Pascha den Entschluß gefaßt hatte, mit seiner gesammten Armee am Morgen des 10. December einen Durchbruchsversuch zu machen. Die russische Kriegsleitung war durch die Aussagen zahlreicher Deserteure und Spione über den Verpflegungszustand Plewnas fortwährend auf dem Laufenden erhalten worden; sie wollte nach den furchtbaren Opfern, welche die Septemberstürme gekostet hatten, nicht noch weitere Tausende von Menschenleben in die Schanze schlagen, blos um auf einem für die Vertheidigung Plewnas gleichgültigen Haufen Erde die russische Fahne aufpflanzen zu können. Mit mathematischer Gewißheit war „der zehnte December“ als der Tag vorausberechnet worden, an welchem Osman Pascha nach Erschöpfung seiner Proviantvorräthe Plewna übergeben oder aber, um die Ehre der Fahne zu retten, einen — hoffnungslosen Versuch zum Durchbruch machen mußte. Osman Pascha zog das Letztere vor; die Berechnung, die ihn dabei leitete, war wohl die folgende: Osmans gesammte Armee ging in dem einen wie in dem andern Falle für die Dauer des gegenwärtigen Krieges der türkischen Kriegführung verloren. Uebergab Osman Pascha dagegen ohne einen, seine heldenhafte Gesinnung bezeugenden „letzten Versuch“ Plewna und seine Armee den Russen, so erlitten er selber und die türkische Fahne einen schweren Abbruch an ihrer Ehre, während heute die Vertheidigung Plewnas dem Leiter derselben bei Freund und Feind laute Bewunderung erweckt. In der Nacht vom 9. zum 10. December ließ Osman Pascha zu der vorhandenen zwei neue Brücken über den Wid schlagen; bei Tagesanbruch überschritten die Türken den Fluß und griffen die jenseit desselben stehende 3. russische Grenadierdivision an. Nach einem vierstündigen heftigen Kampfe wendete sich die Schlacht. Das Grenadiercorps ging zum Angriff über; die Türken wichen auf Plewna zurück. Doch hatte General Skobeleff, der von der Räumung der ihm gegenüberliegenden türkischen Redouten unterrichtet war, diese bereits besetzt und damit war das Schicksal Osman Paschas besiegelt. Bei einem letzten Versuche durchzubrechen, wurde er am Beine verwundet und ergab sich mit seiner ganzen Armee dem Kaiser von Rußland. Die betreffenden Unterhandlungen führte der commandirende General des Grenadiercorps Ganjecki I. mit Osman Pascha in einem Hause Plewnas binnen einer Viertelstunde zu Ende. Großfürst Nikolaus und Fürst Karl übernachteten in Plewna; der Kaiser Alexander begab sich am Vormittag des 11. December in die Stadt und wohnte einem Dankgottesdienst in der Kirche bei. Er gab Osman Pascha, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war, seinen Degen zurück. Nach russischen Angaben wurden gefangen genommen: 10 Paschas, 128 Stabsoffiziere, 2000 Subalternoffiziere, 30,000 Mann, 1200 Cavaleristen, 24 Feldbatterien und 40 Positionsgeschütze. Die Abführung der Gefangenen hat bereits begonnen. Osman Pascha wird nach Susdal internirt. Zum Militärcommandanten in Plewna ist General Skobeleff II. ernannt. Die Rückkehr des Kaisers Alexander nach Petersburg ist, nach Austheilung zahlreicher Gnadenbezeugungen — dem Bezwinger Plewnas General v. Totleben wurde der Grafentitel verliehen — über Bukarest am 15. December erfolgt.

Plewna gehört der Geschichte an. Es hat mit seiner Einnahme ein Zwischenfall seinen Abschluß gefunden, der fast fünf Monate hindurch auf der russischen Kriegführung in Bulgarien gelastet hat, und der bei einer rationellen Anlage und Ausführung des Kriegsplanes nimmer zu einer solchen dominirenden Bedeutung sich hätte entwickeln können. Wäre bis Mitte Juli eine, auch nur zwei Armeecorps zählende russische Reservearmee in der Walachei aufgestellt gewesen; niemals wäre „ein Plewna“ in der historischen Bedeutung dieses Namens aus bulgarischer Erde geformt worden, als ein durch die Jahrhunderte fortlebendes Beispiel für die Richtigkeit des Satzes, daß Kühnheit, wandelt sie allein, Verderben im Gefolge hat.

Durch die Einnahme Plewnas ist die aus drei russischen Armeecorps und drei rumänischen Divisionen bestehende Westarmee für die russische Kriegführung verfügbar geworden. Es können somit die bisher wesentlich nur zur Sicherung der Einschließung von Plewna im Osten, Süden und Westen — an der Lomlinie, im Balkan und westlich des Wid — stehenden russischen Armeen und Colonnen alsbald beträchtlich verstärkt und, unter Wiederaufnahme des ursprünglichen, zeitgemäß modificirten Kriegsplans, zu größeren Offensivoperationen verwendet werden. An diesen wird von Osten her das in der Dobrudscha stehende russische Corps und, nach der am 14. December erfolgten Kriegserklärung Serbiens gegen die Pforte, von Westen her die serbische Armee sich betheiligen. Es ist daher hier die Stelle, um auf die, jene Operationen schon vorbereitenden kriegerischen Ereignisse im übrigen Bulgarien einen Rückblick zu werfen.

In der Dobrudscha hat sich der militärische Status quo nicht geändert. Die Linie Tschernawoda-Küstendsche ist von den Russen (12. Corps, General Zimmermann), welche den außerhalb derselben gelegenen Hafenplatz Mangalia wieder räumten, festgehalten worden; ihnen gegenüber haben die Türken unter General Raschid Pascha die Linie Silistria-Basardschik-Varna behauptet. Die vorgefallenen Gefechte waren nur ganz unbedeutender Art. Am 15. October wurde der von den Türken unter dem Schutze ihrer Panzerflotte behauptete Hafenplatz Sulina, an der gleichnamigen Donaumündung, von den Russen bombardirt. — Von Silistria aus haben die Türken am 4. October eine Expedition auf das rumänische Donauufer hinüber gegen Kalarasch zu unternommen. Da angeblich zur nämlichen Zeit vom siebenbürgischen Szeklerlande aus ein „Einfall nach Rumänien“ geplant wurde, der jedoch nicht über die

Vorbereitungen hinausgelangte, so ist eine Zeit lang viel von dem Zusammenhang jener Expedition mit dem sogenannten „Szeklerputsch" die Rede gewesen. Bisher ist jedoch blos die Thatsache von Waffensendungen aus Wien nach Siebenbürgen constatirt; das Ergebniß der eingeleiteten Untersuchung hüllt sich noch in's Geheimniß. Schwerlich wird dabei viel herauskommen; indessen mußte die Sache hier erwähnt werden. — Die eine Zeit lang am Lom verwendeten egyptischen Truppen wurden wieder bei Varna concentrirt und haben, wie ihr Commandeur Prinz Hassan, inzwischen keine active Rolle gespielt.

(Schluß folgt.)

Die Milchcalamität in den großen Städten und deren Beseitigung.

Bei der lebhaften Aufmerksamkeit, die man heute in wohlverstandener Fürsorge für die öffentliche Gesundheitspflege der Beschaffenheit der menschlichen Nahrungsmittel zuwendet, kann es nicht genug anerkannt werden, daß fast alle wichtigeren Blätter, selbst solche, die vorwiegend den höheren Interessen der Literatur, Kunst und Wissenschaft dienen, diesem bedeutungsvollen Gegenstande ihre Spalten öffnen. Auch die „Gegenwart" hat ihren Leserkreis wiederholt durch werthvolle Arbeiten auf denselben hingelenkt, wie sie noch kürzlich in einem sehr beachtenswerthen Artikel „Milch, Milchverfälschung und Milchuntersuchung" mannichfache Fingerzeige brachte zur Begegnung des Unfugs, durch welchen dem Großstädter dieses wichtigste aller Nahrungsmittel verkümmert wird.

Aber so sachkundig der Verfasser dieses Artikels die Milchverfälschungen und die Prüfungsmethoden zur Feststellung derselben behandelte, so konnte ihm doch nicht entgehen, daß mit einem Feldzug gegen betrügerische Ausschreitungen noch keine hinlängliche Hülfe gegen die tiefgefühlte Milchcalamität der größeren Städte geschaffen werden könne, sondern daß hierzu eine durchgreifende Reform des Milchverkaufs, eine gründliche Reorganisation des gesammten Molkereiwesens erforderlich wäre. Es liegt dies ganz in der Natur der Sache. Denn während die Uebelstände, mit denen das Publicum beim Ankauf anderer Nahrungsmittel zu kämpfen hat, im Grunde nur durch Verfälschungen hervorgerufen werden, und zwar durch Verfälschungen, die in sehr vielen Fällen gesundheitswidrig sind, — beruhen die Schattenseiten, die bei der Versorgung der größeren Städte mit Milch hervortreten, in weitaus überwiegendem Maße in den Eigenschaften der Milch selbst, und zwar in ihrer großen Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse und in ihrer geringen Dauerhaftigkeit. Diese beiden Eigenschaften der Milch, die man bisher nur in ganz unzulänglicher Weise zu bekämpfen vermochte, sind so sehr als die Wurzel aller Uebelstände zu betrachten, die dem großstädtischen Milchhandel anhaften, daß die Verfälschungen, und mögen sie in noch so großem Umfange betrieben werden, fast ganz in den Hintergrund treten. Wenn es selbst der sanitätspolizeilichen Wachsamkeit gelingen sollte, alle und jede Milchverfälschung unmöglich zu machen, so würde doch das eigentliche Uebel vollständig bei Bestand bleiben: der Großstädter würde immer noch ein der Gesundheit schädliches, wenig wohlschmeckendes und im Haushalt verhältnißmäßig wenig nutzbares Nahrungsmittel empfangen.

Die eine dieser beiden Eigenschaften der Milch, ihre geringe Dauerhaftigkeit, ist, ganz abgesehen von den directen Nachtheilen, als indirecte Ursache eines Uebelstandes zu betrachten, der dem Umstande, daß die Städte ihren Bedarf bisher nur aus verhältnißmäßig sehr geringer Entfernung zu beziehen vermochten, seine nächste Entstehung verdankt. In Folge dieses Umstandes wurde die Milchlieferung gewissermaßen ein Monopol für die den Städten zunächst gelegenen Ortschaften, und da sich bei dem stetigen Wachsthum der städtischen Population die Nachfrage beständig steigerte, wurden die Landwirthe mit Nothwendigkeit dahin geführt, mit allen Kräften die Vermehrung der Quantität der Milch zu erstreben, ohne der Qualität irgendwie Rechnung zu tragen. Dies sucht man zu erlangen durch massenhafte Verabreichung gewisser Futtermittel, als da sind Schlämpe, Rüben, Träber, Kohl u. s. w., die an und für sich weder der Milch noch den Thieren selbst nachtheilig sind, die aber im Uebermaß genossen die Gesundheit der letzteren außerordentlich gefährden, wenngleich die Milchergiebigkeit bedeutend gesteigert wird, und die Thiere zunächst auch noch an Fleisch und Fett nicht beträchtlich verlieren. Man findet daher in den Kuhhaltungen in der Nähe großer Städte in der Regel eine Fütterungsweise vor, die von der normalen Ernährung, bei der man bemüht ist, neben möglichst großem Milchertrag zugleich den hohen Fettgehalt der Milch und die dauerhafte Gesundheit der Kühe zu erreichen, sehr bedeutend abweicht. Der Milchproducent in der Umgebung der Städte findet seine beste Rechnung, wenn er die Milchergiebigkeit seiner Kühe quantitativ in höchstmöglichem Maße ausbeutet, und der hohe Gewinn, den er dadurch erzielt, entschädigt ihn vollauf für den Nachtheil, seine Thiere nach kurzer Benutzung verkaufen und durch frischen Ankauf ersetzen zu müssen, einen Nachtheil, der durch die Art seiner Fütterung entsteht, durch welche alle edleren Theile der Kühe einer allmählichen Zersetzung entgegengeführt werden, die schließlich den Verfall und baldigen Tod derselben zur Folge haben würden, wenn er sich ihrer nicht rechtzeitig entledigte. Es liegt aber wohl auf der flachen Hand, daß eine Fütterungsweise, die so sehr zerstörend auf den Organismus der Thiere einwirkt, schon von vorneherein ihrer Gesundheit höchst nachtheilig sein muß, und nicht minder muß es einleuchten, daß die Milch, die nichts ist, als die aufgelöste Zelle, alle Keime derselben zerstörenden Einflüsse enthalten muß, unter denen die Thiere allmählich zu Grunde gehen. Sie kann weder besonders schmackhaft, noch der Gesundheit zuträglich sein, und wenn beim erwachsenen Menschen, der verhältnißmäßig wenig Milch genießt, die nachtheiligen Folgen auch vielleicht nicht in bemerkbarer Weise hervortreten, so ist sie den zarten Organen des Kindes doch äußerst verderblich, und es ist in der That sehr erklärlich, daß die bedeutende Sterblichkeit unter den Kindern in bevölkerteren Städten zum großen Theil dem Genuß schädlicher Milch zugeschrieben wird.

Aber auch die andere der beregten Eigenschaften, die große Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse, erschwert die Versorgung der großen Städte in nicht minder hohem Grade. Ein fast ebenso großer Uebelstand, als der eben besprochene, beruht darin, daß bei der bisher üblichen Behandlung der Milch schon während des Transports zur Stadt der Zersetzungsproceß, der sie zu schließlicher Säuerung überführt, seinen Anfang nimmt. In der allgemein üblichen Praxis wird entweder das Morgengemelke warm wie es aus der Kuh kommt (ca. 28 Grad Réaumur) mit der am vorausgegangenen Abend gemolkenen und bereits entfetteten Milch, welche bis zur Temperatur des Locals (etwa 12 bis 18 Grad) herabgesunken ist, zusammengegossen und zum Transport in dichtverschlossene Holzgefäße gebracht, oder die Milch wird, um eine theilweise Entsahnung zu ermöglichen, so gut es geht, vorher in Wasser abgekühlt, je nach der Jahreszeit auf 12—18 Grad. In beiden Fällen ist aber die Temperatur noch eine derartige, daß von völliger Consistenz nicht mehr die Rede sein kann, und daß sie ihren süßen Geschmack fast ganz verloren hat, wenn sie in die Hände des Consumenten gelangt, der sie nun durch sofortiges Aufkochen vor raschem Sauerwerden schützen muß. Dazu kommt, daß ihr in den verschlossenen Gefäßen alle Gelegenheit fehlt, genügend abzudampfen, und daß sich ihr dadurch ein gewisser herber Beigeschmack beigesellt, der noch beträchtlich vermehrt wird durch Einflüsse, die aus dem üblen Geruch hervorgehen, der sich in Holzgefäßen nur zu leicht festsetzt und durch noch so sorgfältige Reinigung nicht zu verdrängen ist. So wird dem Großstädter täglich ein Nahrungsmittel zugeführt, das seinem Aussehen, seinen chemischen Bestandtheilen und manchen sonstigen Eigenschaften nach wohl die Bezeichnung „Milch" beanspruchen darf, das aber von dem großen Wohlgeschmack derselben nichts erhalten hat, und von dem sich der in dieser Beziehung verwöhnte Landmann mit Ekel abwendet. Das ist in der That

nicht genug zu beklagen, denn ganz abgesehen davon, daß solche Milch der Gesundheit unmöglich dienlich sein kann, selbst wenn der vorhin erwähnte Uebelstand ungesunder Ernährung der Thiere gar nicht vorhanden wäre, muß dieser Mangel an echtem Wohlgeschmack so allgemeiner Verbreitung, wie sie dieses vorzügliche Nahrungsmittel seiner Natur nach finden sollte, hindernd in den Weg treten.

Solchen Mißständen gegenüber kann der sonst so löbliche Kampf gegen die Verfälschungen keinen Nutzen gewähren; da kann man nur durch eine durchgreifende Reform des Milchverkehrs Abhülfe erlangen. Aber in welcher Weise läßt sich hier reformiren? Man verweist allgemein auf das Genossenschaftswesen, und auch der Verfasser des gedachten Artikels in Bd. XI. Nr. 34 dieser Zeitschrift verlangt, daß der Milchhandel den einzelnen Landwirthen entzogen und in die Hände von Genossenschaften gelegt werde. Es ist das eine Forderung, die lediglich aus reiner Unbekanntschaft mit den wirklichen Thatsachen des Milchhandels entsprungen ist, denn Genossenschaften mögen hie und da in kleinen Verhältnissen einigen Nutzen gewähren, sie können aber niemals mit ebenso geringen Unkosten arbeiten, wie der selbstthätige Privatmann, und darum dessen Concurrenz nicht vertragen, und sie können namentlich nicht dahin wirken, daß die Fütterungsweise derjenigen Thiere, mit deren Milch die großen Städte versorgt werden, in zweckdienlicher Weise verändert wird, noch daß die Milch selbst ihre Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse und ihren Mangel an Dauerhaftigkeit verliert. Soll in dieser Beziehung Hülfe geschaffen werden, so kann es nur geschehen durch eine andere technische Behandlung der Milch, durch eine Behandlung, die sie geeignet macht, ihre guten Eigenschaften zu erhalten, äußeren Einflüssen zu widerstehen und den Transport aus fernen Gegenden zu vertragen, damit die großen Städte Gelegenheit erhalten, ihren Bedarf auch aus solchen Molkereien zu beziehen, in denen nicht durch naturwidrige Fütterung die Keime ungesunder Einflüsse hervorgerufen werden.

Solche technische Behandlung der Milch ist aber heute dargeboten in dem sogen. Swartz'schen- oder Eiskühlungsverfahren, einem Verfahren, das, zu ganz anderen Zwecken erfunden und bisher angewandt, nach meinen gründlichen Erfahrungen durchaus geeignet ist, alle genannten Uebelstände zu beseitigen und alle großen Städte mit so guter Milch zu versorgen, wie sie bisher nur der zu genießen vermochte, der aus bestem Futter mit eigenen Kühen seine Milch producirte und das schönste Local zu ihrer Aufbewahrung zu seiner Verfügung hatte.

Dieses höchst einfache, von dem schwedischen Gutsbesitzer Swartz auf Hofgaarden entdeckte Verfahren, welches in landwirthschaftlichen Fachblättern heute eine große Rolle spielt, den Lesern dieser Zeitschrift aber kaum bekannt sein mag, besteht in der Kürze darin, daß die Milch sogleich nach dem Melken, statt in Satten oder Bütten, in hohe, ovale Gefäße aus verzinntem Eisenblech gegossen und dann in kleine Bassins gestellt wird, welche mit Eiswasser gefüllt sind. Man setzt für je 1 Liter Milch etwa 2 Pfund Eis zum Wasser. Die auf diese Weise schnell bis auf 1—2 Grad Réaumur gekühlte Milch wird dann nach 10 Stunden entsahnt, und es sind dann sowohl Sahne als Milch noch vollkommen süß erhalten. Die Vortheile dieses Verfahrens bestehen für den Molkereiwirth darin, daß sich aus der so frisch erhaltenen Sahne außerordentlich schmackhafte Butter, aus der noch nicht ganz entfetteten und sehr süßen Milch sehr vortrefflicher Käse fabriciren läßt, zugleich aber im Betrieb bedeutend an Arbeit gespart wird. Ich habe es persönlich in Dänemark, wo es ziemlich allgemeine Verbreitung gefunden hat, kennen gelernt, in meiner kleinen Wirthschaft eingeführt und bin nun nach einjähriger Vertrautheit mit demselben zu der gründlichen Ueberzeugung gelangt, — die ich durch zwei Thatsachen zu belegen vermag —, daß mit Hülfe dieses Verfahrens auf die leichteste und einfachste Weise eine höchst gründliche Reform des Milchverkehrs für die großen Städte durchzuführen wäre, und daß alle die vorhin erwähnten Uebelstände, gegen die man bisher keine Waffen hatte, in vollkommener Weise beseitigt werden könnten, wenn man das großstädtische Publicum gewöhnte, unter Beseitigung der bisherigen Praxis nur solche Milch zu kaufen, die vorher in dieser Weise behandelt worden ist.

Die beiden Thatsachen, auf die ich mich beziehe, sind folgende. Seit fast einem Jahre sandte ich meine nach Verlauf von 10 Stunden entsahnte Milch nach der mir nahe gelegenen Stadt Malchin, einer kleinen Landstadt mit ausgedehnten Wiesen und Weiden, in der die Kuhhaltung unter den städtischen Erwerbszweigen eine hervorragende Rolle spielt, der Milchconsum daher ein bedeutender ist, und die gesammte Einwohnerschaft gerade einen hohen Werth auf die Vortrefflichkeit dieses von ihr so geschätzten Nahrungsmittels legt. Ich fand zu dem gegen den Preis ganz frischer Milch um einige Pfennige ermäßigten Preise stets willige Abnahme — mit alleiniger Ausnahme einiger weniger Wochen im Frühjahre, in welchem die auf die frische Weide getriebenen Kühe so reichliche Milch gaben, daß der Werth derselben bis zu dem von mir für die großentheils entfettete Milch geforderten Preise herabsank —, und nach und nach ist die Nachfrage so erheblich gestiegen, daß ich ihr schon lange nicht mehr gerecht zu werden vermag. Dieses günstige Resultat würde unter den Verhältnissen dieser Stadt ganz unmöglich gewesen sein, wenn nicht eben der Wohlgeschmack der Milch sie für die Zwecke des Haushalts so besonders geeignet machte. Ferner habe ich schon seit Mitte März d. J. meine Sahne nach dem 30 Meilen von mir entfernten Berlin geschickt, und den ganzen Sommer hindurch ist sie — in Blechgefäße gefüllt und durch eine mit Kuhhaaren gepolsterte Hülle vor der Wärme geschützt, — in vortrefflichster Beschaffenheit dort angekommen, selbst an den heißesten Tagen in einer Temperatur von 7—9 Grad Réaumur, bei der sie so ausgezeichnet conservirt war, daß sie sich noch 24 Stunden nach ihrem Eintreffen daselbst hatte kochen lassen, wie mir der Milchhändler gerade an dem heißesten aller Sommertage schrieb, an welchem der Thermometer hier 27 Grad Réaumur im Schatten gezeigt hatte. Diese beiden Facta sprechen genügend für die Sache. Denn wenn Milch, die zum großen Theile entfettet ist, in einer Stadt, in welcher die Mehrzahl der Einwohner eine Kuh besitzt, und in der dieses Nahrungsmittel in jedem Hausstande gerade von so wichtiger Bedeutung ist, so großen Beifall findet, so liegt der Schluß sehr nahe, daß sie in Hinsicht des Geschmackes und der Brauchbarkeit weit über die Ansprüche hinausgeht, die der Großstädter bisher an sie zu stellen berechtigt und gewohnt war. Und wenn die derselben entnommene Sahne nach neunstündigem Transport noch frisch und kühl in die Hände des Milchhändlers gelangte und 24 Stunden später noch vollkommen süß war, so beweist das genugsam, daß Beides, Milch wie Sahne, durch diese Behandlung diejenige Dauerhaftigkeit erlangt, welche es dem Großstädter ermöglicht, sich aus weiterer Ferne zu versorgen, denn die letztere ist der bei weitem empfindlichere Theil.

Man könnte vielleicht den Einwand erheben, daß der Städter auf diese Weise nur entfettete Milch beziehen und darum einen sehr schlechten Tausch machen würde. Aber dieser Einwand würde ganz hinfällig sein. Denn einmal gelangt in den großen Städten überhaupt sehr wenig oder gar keine unentfettete Milch in die Hände des Consumenten, und die wenigen Fetttheile, die noch in ihr enthalten sein mögen, haben nur einen sehr relativen Werth für ihn, da sie gegen alle äußeren Einflüsse gerade am empfindlichsten sind, den stetig vor sich gehenden Zersetzungsproceß wesentlich fördern und darum mehr zur Verschlechterung als zur Verbesserung des Geschmackes beitragen. Sodann aber ist die beim Eiskühlungsverfahren nach 10 Stunden entsahnte Milch keineswegs aller Fettheile beraubt, sondern es bleiben deren noch für die meisten Zwecke des Haushalts, sowie auch zur Erhaltung des der Milch von Natur anhaftenden Fettgeschmacks genügend darin. Ueberdies würde gerade ein Vorzug dieses Verfahrens darin bestehen, daß Milch und Sahne getrennt in den Handel kommen würden, und daß jeder Consument seinem Milchbedarf so viel Sahne zusetzen könnte, als es seinem Geschmack, seinen Neigungen und seinen Zwecken entspricht.

Wer sich diese Ausführungen mit einigem Verständniß klar macht, wird kaum an der Richtigkeit des hier Gesagten zweifeln

können, und wer sich einen Versuch mit so behandelter Milch nicht verdrießen lassen wollte, würde bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Swartz'sche Erfindung, auf den Milchhandel angewandt, für die Menschheit ein wahrer Segen werden müßte. Er würde finden, daß sich die Milch unaufgekocht noch tagelang vollkommen süß und wohlschmeckend in seinem Besitz erhalten würde, selbst wenn sie bei der Wärme seiner Räumlichkeiten eine Temperatur von 16—17 Grad angenommen haben sollte. Vor Allem sollten Aerzte und Behörden es nicht unterlassen, die Sache mit kritischem Auge zu prüfen und nach erlangter Ueberzeugung von den Vorzügen dieses Verfahrens das Publicum in Wort und Schrift auf dasselbe aufmerksam zu machen. Denn die Agitation für diese Reform des Milchverkehrs wird von den Städten ausgehen müssen, aber die Anregung dazu könnte der Einwohnerschaft bei ihrer eigenen Unkenntniß von der Sache nur gegeben werden durch die Belehrung fachmännischer Autoritäten, zu denen sie vertrauensvoll emporblickt. Der Landmann aber, der zur Zeit die Anlagekosten noch scheut, mit denen die Einführung des Swartz'schen Verfahrens verknüpft ist, würde schnell seinen Widerstand aufgeben, wenn er sähe, daß er mit Hülfe desselben einen lohnenden und mühelosen Absatz seiner Erzeugnisse in den großen Städten finden könnte, und in kurzer Zeit würden dem Markt der letzteren weit größere Quantitäten des werthvollen Nahrungsmittels zuströmen, als es bisher bei der unzulänglichen Behandlung der Milch geschehen konnte.

Alle die Vortheile aufzuzählen, die den größeren Städten aus dieser Reform des Milchwesens erwachsen würden, ist wohl kaum mehr nöthig. Sie würden zunächst befreit sein von dem Monopol ihrer ländlichen Umgebung, unter deren Druck sie bei hohen Milchpreisen das so unentbehrliche Nahrungsmittel bisher nur in einer Beschaffenheit beziehen konnten, die für den Gesundheitszustand mannichfache Gefahren mit sich brachte und die Auferziehung der Kinder wesentlich erschwerte. Und sie würden kaum die Wiederkehr desjenigen Uebelstandes zu befürchten haben, dem sie durch die ungesunde Ernährung der Thiere beständig preisgegeben waren, denn bei der Benutzung des Swartz'schen Verfahrens für den Milchhandel würde das Interesse der Producenten nicht allein in der Quantität der Milcherzeugung beruhen, sondern sie würden in dem hohen Fettgehalt immer noch den größeren Vortheil suchen müssen, der nur bei der Verabreichung normalen Futters erzielt werden kann. Die den Bezug der Milch so sehr erschwerenden Eigenschaften derselben, die geringe Dauerhaftigkeit und die große Empfindlichkeit gegen die Einflüsse der Wärme, der Bewegung, der Verpackung, würden durch die gründliche Abkühlung so sehr beseitigt sein, daß sie den großstädtischen Consum in keiner Weise mehr beeinträchtigen könnten. So würde also die Milch, weit entfernt, dem zarten Lebensalter verderblich zu sein, auch hier für die Kinder in vollem Maße dasjenige Nahrungsmittel werden, das die Natur ihnen bestimmt zu haben scheint, und für welches die Wissenschaft bei allen ihren großen Leistungen bisher noch keinen vollen Ersatz zu schaffen vermochte. Und sie würde sich schließlich durch ihren Wohlgeschmack und ihre vielseitige Nutzbarkeit auch im bürgerlichen Haushalt der großen Städte den Platz erobern, den sie bisher nur auf dem Lande und in den in dieser Beziehung bevorzugten kleinen Landstädten zu behaupten vermochte, und das würde für den allgemeinen Gesundheitszustand und — wie ich mir denke — auch für die Moral von dem wohlthätigsten Einfluß sein.

Konrad Wilbrandt.

Literatur und Kunst.

Enthüllungen aus dem Liebesleben Rahels.

Man hat bei Gelegenheit der ohnlängst vielbesprochenen Biographie Friedrich Hebbels die Frage aufgeworfen, wie weit es zulässig sei, den ganzen Lebensgang eines Menschen zu Tage zu fördern. „Etwas behält Eleusis für sich," sagt Seneca.

Und allerdings sollte in Bezug auf Mittheilungen aus dem intimsten Leben und Weben eines Menschen sorglich unterschieden werden zwischen den Aufschlüssen, welche unsere Menschenkenntniß im Allgemeinen bereichern, und denjenigen, welche nach dieser Richtung wenig leisten, zugleich aber unsere freudige Empfänglichkeit an den Werken der betreffenden Person herabstimmen.

Die Hebbel-Biographie thut weder Letzteres, noch ist sie bedeutungslos in anthropologischer Beziehung; im Gegentheil leistet sie nach dieser Seite hin sehr Belangreiches. Im Gleichen haben Rousseaus Selbstbekenntnisse das Gebiet der Menschenkunde in ausgiebiger Weise bereichert, ohne die übrigen literarischen Schöpfungen Rousseaus in ihren tief greifenden Wirkungen zu paralysiren. Rietschels Autobiographie schärft unser Auge für das Verständniß der Leiden und Freuden eines Jugendlebens, das, durch Armuth in Entbehrungen geschult, sich einen tief idealen Zug zu bewahren weiß und erfüllt uns zugleich mit erhöhter Theilnahme für Alles, was er schuf.

Verschollen hingegen schon wenige Jahre nach ihrem Erscheinen sind die meisten der anders gearteten Lebensbeschreibungen. Beispiele dafür liegen sehr nah. Jedem sind einzelne derselben gegenwärtig. Selbst die ohnlängst erschienene verdienstvolle Arbeit über das Leben und die Werke Tizians wird darunter zu leiden haben. Man will nicht wissen, will sich nicht erzählen lassen, daß der Meister, dessen lebensfreudige Farbe uns so oft entzückte und den wir bis in sein hundertstes Jahr hinein einzig von seinem Genius beseelt wähnten, denselben mehr und mehr und endlich ganz in das Joch des Geldmachens spannte, ohne andere Nöthigung dazu als die der Geldgier oder eines schrullenhaften Hamstertriebes.

Aus dem unerschöpflichen Handschriftenschatze, welchen Varnhagen von Ense auf seine Nichte Ludmilla Assing vererbte, ist vor kurzem ein Werk an's Licht getreten, das als einen interessanten Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens willkommen geheißen werden darf: Aus Rahels Herzensleben, Briefe und Tagebuchblätter, herausgegeben von Ludmilla Assing. Leipzig 1877, Brockhaus.

Um zu demselben Stellung zu nehmen, wird man im Sinne des oben Ausgeführten freilich sich darüber klar werden müssen, ob der literarische Ruf Rahels in der That ein so berechtigter war, daß um des fernern unverkümmerten Genusses ihrer bisher bekannt gewordenen Briefe willen man lieber auf intime Einblicke, soweit solche unsympathischer Natur sind, verzichten möchte. An dieser Stelle kann ein solches Thema natürlich nur flüchtig berührt werden. Doch soll nicht ganz mit der Meinung über ihre literarische Bedeutung zurückgehalten werden.

Bekanntlich war Rahel in ihrer Zeit der Mittelpunkt eines großen und geistreichen Berliner Cirkels. Prinz Louis Ferdinand war ihr, wie das Conversations-Lexikon sich elegant ausdrückt, „in edlem Sinne ergeben". Sie bewegte sich in den besten Kreisen und ein Theil der vorgeschritteneren Aristokratie demonstrirte gern mit ihr, theils weil sie hochsinnig, freimüthig, witzig, unterhaltend, originell und aus reichem Hause, theils weil das letztere ein jüdisches war, und man das Bedürfniß empfand, sich als über den confessionellen Vorurtheilen stehend zu zeigen.

In dieser Weise wäre aber ihr Name muthmaßlich Alles geblieben, was die nächste Generation noch von ihr erfahren haben würde, hätte sie nicht, bereits an das 40. Lebensjahr gelangt, den jungen schwärmerischen Varnhagen durch ihren Geist sowohl wie durch ihre Berühmtheit zu einer bewundernden und huldigenden Annäherung vermocht, welche einige Jahre später — 1814, sie war schon 43 Jahre alt, er 29 — zu einem Bunde für's Leben führte. Das Buch „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde", bald nach ihrem im März 1833 erfolgten Tode erschienen, führte die Verstorbene in die Literatur ein, wenn auch nur als Briefstellerin, und bis auf den heutigen Tag steht es als eine höchst eigenartige Erscheinung da.

So wurde Rahel Levin, obschon eigentlich Sprechkünstlerin, vor dem Schicksal der Mimen bewahrt, denen „die Nachwelt keine Kränze flicht".

Die wenigsten Leser und Leserinnen jenes Buchs — und vor Allem hat es immer den weiblichen Theil der Lesewelt

interessirt, ebenso die später veröffentlichten Briefe, — werden von den vielen daraus ersichtlichen intimen Verhältnissen zwischen Rahel und zumeist jüngeren Männern ihrer Zeit einen anderen Eindruck gehabt haben als den, daß Varnhagen die Rolle des Hausherrn in etwas fraglicher Weise spielte. Man hat ihm daher auch häufig als Klugheit angerechnet, daß er Rahel auf eine Art von Altar zu stellen beflissen gewesen ist, vor dem zu knien nicht er allein das Recht beanspruchen dürfe. Die feinsinnige Durchführung eines solchen Auskunftsmittels wäre an sich schon kein unwürdiger Gegenstand einer näheren Untersuchung und abgesehen von allem Uebrigen könnte ein nach dieser Seite hin Licht verbreitender Aufschluß aus dem Nachlasse Rahels auf ein psychologisches Interesse Anspruch erheben. Mehr aber noch hat immer das, was man durch Varnhagen und aus ihren Briefen von Rahels reiferen Jahren weiß, die Frage nach ihren Jugendtagen berechtigt erscheinen lassen und bis jetzt fehlte es darauf an einer zuverlässigen Antwort.

Auch dies neue Buch gibt dieselbe nicht, denn es umfaßt nur den Zeitraum von ihrem 25. Jahre an bis zu ihrer Verheirathung im 43sten.

Da sie seit ihrem 25. Jahre drei, theils sehr heftige Liebesphasen durchgemacht hat und zwar in so unmittelbarer Reihenfolge, daß die eine der anderen gleichsam auf die Schleppe tritt, so scheint wenigstens ein Jahrzehnt — vom 15. bis zum 25. — an dem Register ihrer Herzenserlebnisse noch zu fehlen, denn ihr Verhältniß zu David Veit kommt hier nicht in Betracht. Aber Briefe aus dieser ihrer Blüthezeit haben vermuthlich — mit Ausnahme eben der an Veit, also aus Rahels 22. Lebensjahre — sich nicht erhalten; ebenso wenig verlautet etwas von früheren Tagebuch-Aufzeichnungen; und überdies nennt die Herausgeberin des jetzt erschienenen Buches die in Rahels 25. Jahre beginnende Leidenschaft derselben zu dem Grafen Karl Heinrich Albrecht Finckenstein ihre erste Liebe. So unglaublich dies auch erscheint — denn Rahels Herz hatte etwas ungemein entzündliches — so wird man doch sich resignuiren müssen, nicht freilich ohne das Bedauern, daß dem psychologischem Problem dieses merkwürdigen Naturells solcher Art auch mit den hier gegebenen Aufschlüssen nur erst zum Theil näher getreten wird. Dennoch ist dieser Theil ein so wesentlicher, daß Rahel jetzt einigermaßen verständlich vor uns steht.

Sie war also 25 Jahre alt, als sie den anderthalb Jahre jüngeren Grafen Finckenstein kennen lernte, den Sohn des gleichnamigen preußischen Staatsministers, einen bildschönen, goldlockigen Jüngling. Er wollte sie heirathen, war aber weder selbstständig, noch auch charakterstark und ließ sich sehr bald durch die von den Seinigen gegen eine solche Verbindung erhobenen Einsprüche erschüttern. Demungeachtet zog sich das Verhältniß vier lange Jahre hin, wurde abgebrochen, wieder angeknüpft und abermals abgebrochen. Rahel litt unter demselben offenbar weit mehr als er. Seine Briefe sprechen zwar viel von Thränen und machen viele Worte, aber die Halbheit des Schreibers blickt aus jeder Zeile heraus. Ohne Zweifel hatte er es anfangs ernst gemeint. Aber als er auf Widerstand stieß, fand er auch andere Mädchen und Frauen wieder wünschenswerth und verfiel nun in eine Mitteltemperatur, welche Rahel zur Verzweiflung brachte und ihn selbst an seiner Fähigkeit zum Lieben irre werden ließ.

Diese ganze „erste Liebe" Rahels ist der mindest interessante Theil des Buches, denn schwächlich, wie Finckenstein war, konnte er's zuletzt auch nicht über sich gewinnen, Rahels Briefe auf ihr Verlangen ihr zurück zu stellen, und so ist die Herausgeberin genöthigt gewesen, bis auf einige Ausnahmen, nur die Briefe Finckensteins mitzutheilen. Wie es kam, daß Rahel Niemand fand, der ihre Briefe dem Grafen abzwang, ist nicht recht verständlich. Sie hatte Brüder und stand wahrlich auch in Bezug auf sonstige männliche Bekannte nicht allein. Und dabei lag ihr auch noch aus anderen Gründen, als den herkömmlichen, nämlich aus literarischen, daran, daß sie ihre Briefe zurück erhielt. An Frau v. Boye schreibt sie im Juli 1800, nachdem das Verhältniß zu Finckenstein sich gelöst hatte:

„Und sterb' ich — such' alle meine Briefe — durch List etwa — von allen meinen Freunden und Bekannten zu bekommen und Finckenstein sage: ich befehle es ihm als eine Todte und Getödtete — nicht just von ihm — daß er sie gebe — und ordne sie mit Brinkmann. Es wird eine Original-Geschichte und poetisch. — — Dies, Boye, bind ich Dir als eine Pflicht auf. Ich will es. Das darf man doch von einer Freundin fordern."

Man sieht, sie dachte bereits an ihre gesammelten Werke.

Aber auch List scheint nichts gegen Finckensteins ausweichende Schwäche verschlagen zu haben und so bleibt dieser Liebeshandel denn ohne das richtige Colorit.

Einem Hamburger war es vorbehalten, die Verzweifelnde zu trösten und es gelang ihm wunderbar schnell. Acht bis neun Monate später als der citirte Brief finden wir Rahel schon wieder in hellsten Liebesflammen.

Diesmal ist die Herausgeberin im Stande Rahels Briefe mitzutheilen. Die Antworten hat der Briefschreiber nach Rahels Tode von Varnhagen zurück verlangt und dann, so scheint es, vernichtet.

Er war im Jahre 1779 geboren, hieß Georg Wilhelm Bokelmann und war ein Sohn des Licentiaten und Advokaten Bokelmann, dem das Gut Muggerfelde in Holstein gehörte. Er hatte die kaufmännische Carriere erwählt, wurde dänischer Consul in Cadix, später in Rostock, dann in Hamburg, heirathete eine Tochter des Banquier Sillem (Hope & Co.) in Amsterdam, siedelte nach Altona über und starb daselbst 1847.

Nichts wirft nun ein helleres Licht auf Rahels Art und Weise als diese kurze Liebesaffaire. Rahel zählte damals 30 Jahre und hatte, wie erwähnt, eben mit einem langen und bittern Brautstande abgeschlossen. Im März 1801 lernt sie in Paris, wohin sie die Gräfin Schlabrendorf begleitet hatte, den 22jährigen Hamburger Adonis kennen und schon am 20. April schreibt sie dem nach kurzem Aufenthalt am 19. April nach Cadix weiter Gereisten eine Reihe Briefe, die ein einziger Liebeshymnus sind. Glücklicher Weise sind sie noch mehr, nämlich amüsant, drollig, eben so oft freilich unklar, verworren, metaphorisch. Sie steht seit er fort ist, die furchtbarste „Angst" aus, ist „todtenschläfrig", die ganze besonnte Welt dünkt ihr „stumm und boshaft und fürchterlich". Daß er Bartholdy um das Glück, in ihrer Nähe bleiben zu dürfen, beneidete, war „zum Küssen". Daß man so auseinander gehen mußte, war „über alle Maßen schrecklich, abscheulich". „Wenn Sie mich lieben, sehen wir uns wieder, und ich möcht' fast sagen, lieben Sie mich nicht, und wir sehen uns doch wieder, so werden Sie mich schon etwas wieder lieben." Sie ist mit dem Bildhauer Tieck und Line Humboldt in den Champs Elisées gegangen und darüber schreibt sie, „es erregte mir eine Art Schauder, daß der Arm, den ich hielt, nicht Ihr Arm war." — „Gott", heißt es dann weiter, „ich habe solche Angst, Sie bleiben gewiß in Spanien! Schicken Sie mir etwas, was Sie um den Hals getragen haben. Eine schwarze Schnur. Das lieb' ich. Hab'n Sie mein Halstuch um?"

So geht es fort, zumeist ohne daß erst Antworten abgewartet werden, denn die Reise nach Cadix dauerte in jener kriegsunruhigen Zeit 5 bis 6 Wochen. Ihr zweiter Brief ging verloren. Im dritten Brief protestirt sie gegen den Gedanken, sie könne über Bokelmanns Fernsein sich etwa trösten. „Gott bewahre! Ich will gar nicht. Das wäre das Abscheulichste!" Ihr Schmerz ist „eine große, aufgerissene Wunde". Im vierten Brief kommt ihr der Einfall: „Sie wundern sich vielleicht, mich so vielsprechend und vehement zu finden; daß ich mich gleich in jedem Verhältniß, wenn es auch gut ist, so verwickeln und vergraben kann. Wundern Sie sich nicht. Ich kann dem Strom in mir nicht widerstehen. Was ich umfasse, umfasse ich in dem ganzen Umfange, der für mich da ist, und in meiner ganzen Tiefe, gleich, sehr geschwind. So geht's mir immer." Dazwischen gesteht sie, „gestern wurd' ich noch um 12 in der Nacht bei der Humboldt ganz lustig; und sagte sehr gute Sachen, mir geschieht das manchmal in Traurigkeit und Müdigkeit, wenn es bis zum Echauffement kommt."

Nun folgen, nachdem sie Paris verließ, Briefe aus Holland. „Ich habe Sie verloren und vielleicht die schönste Beute meines Lebens. Freilich, glaub' ich Ihnen, Lieber?! Ich weiß, daß Sie mich lieben und wie Sie mich lieben. Und wie Sie mich lieben könnten, wenn ich unter ihren Augen lebte. Wie unser Leben zum Leben würde aus reiner Lebendigkeit, Wahrheit, Einfachheit und Jugendsinn und Jugendart, ohne die Eingeschränktheit und die Falten nur irgend eines — wenn auch noch so schönen — benamsten Verhältnisses zu bekommen.“

Was dies heißen sollte, hat Bokelmann schwerlich enträthselt und Rahel selbst wußte es vermuthlich ebenso wenig.

Dennoch kommt sie auf dies verhältnißlose Verhältniß nochmals zurück und zwar mit localen Vorbehalten, wobei Hamburg schlecht weg kommt. „Nein, ich kann nur Paris aushalten. Sie in Paris, und mein Glück wäre gemacht. Denken Sie denn, ich könnte es mit Ihnen in Hamburg überleben? Je theurer, unschätzbarer, je lieber Sie mir sind, um so weniger... Sie besitzen und gestört sein von ordinären Dingen — Menschen mein' ich — mich verstellen, Sie sich verstellen sehen, Schlechterem fröhnen, Schlechtes gut sein lassen, mich verheimlichen, dies Alles für gut, für moralisch erklären? Nimmermehr!“

Im Grunde ist freilich klar genug, was ihr vorschwebt — von Verhältnissen nämlich — und sie selbst träumt sich so tief in diese Gott- und Bajaderenseligkeit hinein, daß sie noch einmal über das Versäumte bittre Wehklage erhebt. „Dächt' ich nicht an eine miserable äußre Existenz, die ich dabei verachte und die mich drückt, hätte ich nicht alles gekonnt? Wenn auch nur auf 4 Monate. Ich meine, mit Ihnen reisen. Oder ist es besser wir regrettiren, was wir nie hätten genießen können? Sie sehen mich auf einer traurigen Linie schwanken, auf der ich dem Schönsten keine Dauer mehr zutraue. So oft muß man sich das Herz zerreißen, tugendhaft, vernünftig sein, heilen! Flößen Sie mir ein Leben ein. Vielleicht retten Sie mich.“

Man sieht, der Verstand und die Sinnlichkeit lagen bei ihr nicht minder in Fehde, wie bei der Mehrzahl der Menschen überhaupt. Der große Unterschied war freilich, daß sie Alles aussprach, und daß sie's gar dem Papier anvertraute, ohne doch verhindern zu können, daß es in einer unempfänglichen kühlen Minute gelesen wurde und gar verwunderlich wirkte.

Noch einmal in Berlin kommt sie auf Pläne phantastisch-geheimnißvoller Art zurück. Sie will — wenn er will — nach Paris zurück und ihn dort treffen. „Sagen Sie mir, bester Engel, wann sehe ich Sie? . . . Ihr Brief hat mich aufgerüttelt. Wo sehen wir uns? . . . Nur von Ihnen, mein sehr Lieber, häng ich noch ab. Wo Sie sind, was Sie thun, was Sie wollen, danach richt' ich mich natürlich. Das weiß kein Mensch. Wie freut mich das, heimlich, trotz der ganzen miserablen Welt, so verheirathet zu sein! (Aengstigen Sie sich nur nicht, Sie sind es nicht.)“ — In Hamburg, heißt es dann schon wieder, könne sie nicht leben „ohne großen Muth“. „Seien Sie glücklich, echt lebendig, mit Mousse, wie der wirklichste Wein, ich bin ganz zufrieden. Ist es aber nur eine Tugend, und die *Möglichkeit* da, Sie könnten's *mehr* sein — und ich bin es *nicht*. Danach richten Sie sich. Verstehen Sie mich?“

Ohne Zweifel verstand Bokelmann, daß er sich in eine wunderliche Beziehung eingelassen hatte. Und dabei mag er doch das Gefühl gehabt haben, er dürfe Rahel nicht mit dem herkömmlichen Maßstab messen, denn sie sei dazu allzusehr Kind geblieben, ist sie doch naiv genug wenige Zeilen weiter ihm zu versichern: „Ich sehe jetzt sehr gut aus, alle Menschen sagen's; ich seh es auch.“

Solche Züge wollen beim Aburtheilen über ihr schrankenlos sich gebendes Naturell nicht übersehen sein.

Die Enttäuschung blieb nun freilich nicht aus. Als endlich die erste Antwort aus Cadix eintrifft, verstimmt dieselbe in solchem Grade, daß Rahel fünf Wochen lang nicht wieder schreibt. Erst als ein zweiter Brief folgt, griff sie wieder zur Feder. Was hatte sie so „dekouragirt“? Etwas sehr Begreifliches. Bokelmann war über den Vorschlag des Pariser Stelldicheins vorsichtig hinweggeschlüpft. Was sie ihm nun schreibt, ist eigentlich eine Variation über das Thema:

> Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?
> Ist's doch mein eigner Wille.

Nur mußte sie's bei solcher Wendung ihm nicht verübeln, wenn er jenen Vorschlag als ihn nichts angehend betrachtete. Auch hat sie sich so wenig in der Gewalt, daß sie bald sogar Spanien nicht mehr für zu weit entlegen findet. „Wenn sich's irgend thun läßt, und warum sollt' es nicht? ich habe ja auf der Gotteswelt keinen Plan, keinen Gedanken, keine Aussicht, — so reis' ich einmal mit Ihnen nach Spanien.“ Uebrigens kommt er selbst später auf die Möglichkeit zurück, daß sie sich in Paris treffen können, aber vermuthlich gibt er der Sache bei dieser Gelegenheit eine etwas ernüchternde Wendung, denn aus Rahels Antwort klingt's wie die Antwort auf ein fernes Retraiteblasen. „Ihren heutigen Brief, bester Bokelmann, versteh' ich weniger als je. Warum hielten Sie sich verloren in einer großen schönen Leidenschaft? Was hab' ich Ihnen für einen schrecklichen Brief geschrieben? Ich weiß von nichts.“

Komischer kann man einen Rückzug nicht bewerkstelligen.

Aber im Grunde fühlt sie doch das Demüthigende ihrer Niederlage. „Ich lese Ihren Brief und Thränen kommen mir doch in's Auge. Was wollen Sie denn für Trost über mich ausgießen? Sie?! . . . Aushalten soll ich's? Wer hält nicht aus? — umbringen thu ich mich einmal nicht. Und in meiner besten und schlechtesten Laune rechne ich dem Schicksal vorigen März und April ungeheuer und ewig dankend an.“

Das war jedenfalls keine Redensart. „Es geht mir schlecht,“ antwortet Goethe einmal der Gräfin Julie v. Egloffstein, „ich bin nicht verliebt und Niemand ist in mich verliebt.“ So ungefähr könnte sich auch Rahel ausgedrückt haben. Sie hatte die Mühle des esprit klappern lassen, viele viele Jahre lang; gewiß nicht blos aus Eitelkeit; aus Anlage, aus geistigem Ueberschwung, aus lebhaftem Aeußerungsbedürfniß. Ist wirklich Finckenstein ihr erster Geliebter gewesen, so hatte während dieses halben Brautstandes ihre Natur jedenfalls eine tief greifende Veränderung erfahren. Kaum von ihm losgerissen, flammt sie, wie wir gesehen haben, für den jungen schönen Hamburger auf, und kaum muß sie sich eingestehen, daß ihre „Vehemenz“ sich in dem, was sie in ihm zu finden geglaubt hatte, täuschte, so springt sie in das unerquickliche Verhältniß zu dem Spanier Urquijo hinein, das leidenschaftlichste von allen.

Ihr letzter Brief an Bokelmann datirte vom 7. Dec. 1802. Ueber ihre Stellung in Berlin heißt es darin: „So total mißverstanden, nicht erkannt, *ignorirt*, wurd' ich noch nie!“ Im selben December wird der spanische Legationssecretair Urquijo bei ihr eingeführt, und „in Beiden erwachte gegenseitig die lebhafteste Neigung,“ — so versichert Varnhagen. Es wird erlaubt sein, auch hier Rahel als die ungestüm Erobernde zu vermuthen, und eine Stelle ihres Tagebuchs drückt wohl nicht ohne Grund ihren Verdruß über die von Sitte und Herkommen den Weibern in dieser Richtung aufgezwungenen Schranken aus: „Nichts, nichts beneid ich den Männern; Eines nur, daß sie schnell ihr Schicksal entscheiden dürfen. Ihnen ist die Rede vergönnt!“ — Wie alt Urquijo war, erfahren wir sonderbarer Weise nicht, schwerlich war er aber älter als Bokelmann, denn als Neffe eines Ministers mußte er jedenfalls jung sein, um noch als Legationssecretair zu fungiren; auch sagt Varnhagen, es sei der erste Ausflug Urquijos aus seinem Lande und seiner Provinz gewesen und er nennt ihn „noch fast ein Naturkind“; vielleicht war er 19 oder 20 Jahre. Dies Liebesverhältniß liegt in dem Buche klarer vor den Augen des Lesers als eines der früheren, denn nicht nur sind eine Anzahl Briefe beider Betheiligten abgedruckt, Rahel selbst hat in ihrem Tagebuche und in Briefen an Regina Frohberg, an Alexander v. d. Marwitz und an Varnhagen sich auch mehrfach darüber ausgesprochen. Rahels Briefe an Urquijo, so weit sie hier sich finden — die meisten existiren nicht mehr — sind etwas minder verworren als die an ihre deutschen Freunde und Freundinnen. Sie muß sich zumeist der französischen Sprache

bedienen und hatte überhaupt ja nicht das Recht einem Fremden die Fähigkeit zuzutrauen, ihre herkömmlich kühnen Gedankensprünge mit zu machen. Die ebenfalls französisch geschriebenen Briefe des jungen Spaniers sind kurz, sachgemäß und nur schwach erotisch gefärbt. Uebrigens ist der Briefwechsel, wie gesagt, nicht complet und konnte auch nicht so belangreich sein wie, wenigstens von Rahel, das Verhältniß selbst aufgefaßt wurde, da beide Correspondenten dieselbe Stadt bewohnten, sich also fortwährend sprachen. Es löste sich die intime Beziehung schon im zweiten Jahre. Wie es scheint war der junge Spanier, dem manches Weiberherz feurig entgegenschlagen mochte, sehr bald auf die in Spanien landläufige Leidenschaft, die Eifersucht, verfallen, um sich mit Anstand zurück zu ziehen. Es kam bald seinerseits zu dem harten Worte je t'aime, mais je ne t'estime pas. Rahel klammerte sich an das holde je t'aime und suchte ihn, ihrer selbst gewiß, wie einen Kranken zu kuriren. Aber selbst ihre größten Opfer beruhigten ihn nicht, selbst daß sie keine Freunde mehr empfing, daß sie auf's Land zog und nur für Urquijo zu Hause war, selbst das half nichts. Und endlich kam es dann so weit, daß er die obige Phrase umkehrte — da hieß sie je t'estime, mais je ne t'aime plus.

Man hätte nun denken sollen, ihr Gefühl für Denjenigen, der ihr das angethan und ihr schließlich eine so schnöde Abfertigung nicht erspart hatte, sei in Haß umgeschlagen. Aber nein, noch viele Jahre später kann ihr Herz nicht von ihm lassen. Und zehn Jahre nach dem Bruche hat sie sogar vergessen, daß seine Eifersucht sich als eine List demaskirt hatte. Quirijo hat sich während dieser Zwischenzeit mit einem leichtfertigen Berliner Mädchen verbunden und darüber schreibt sie an Varnhagen: „Mich ärgert seine Luise gar nicht, wundern thue ich mich nur: warum glaubt er der?"

Es wird in der Literatur wenige Documente geben, welche einen so tiefen Blick in die Falten eines durch Liebe unheilbar, unzurechnungsfähig gewordenen Herzens gewähren. Und insofern kann man mit Varnhagen und der Herausgeberin beklagen, daß nicht alle hierher gehörigen Briefe Rahels erhalten worden sind, obschon das Interesse für das ganze Verhältniß fast nur noch ein pathologisches ist. Denn wenn in ihrer Leidenschaft für Finckenstein und dann für Bokelmann und dann für den jungen Spanier der Uebergang wie bei einem Rollpanorama ist — ein Bild reiht sich an's andere —, so nimmt die Leidenschaft Rahels für eben diesen Spanier ihren Uebergang in die Neigung zu Varnhagen etwa in der Weise, wie bei Nebelbildern das alte Bild noch hinter dem neuen eine gute Weile zu erkennen ist. Und eigentlich bleibt hier hinter dem neuen das alte fort und fort sichtbar. Es war nicht eine der Leidenschaften, es war die große Leidenschaft Rahels.

1804 hatte sich Urquijo von dem Verhältniß durch jene oben erwähnte unverblümte Erklärung losgemacht, aber er hatte überdies Rahel auf einem Spaziergange im Thiergarten geradezu brutal behandelt. Dieu! Dieu! war ihre seufzende Antwort gewesen, worauf er ihr vorgehalten hatte, Finckenstein habe ihr Aehnliches bieten dürfen, neu könne es ihr also nicht sein. — Und als sie darauf antwortet: Si c'était dit dans une tragédie, tout un parterre frémirait, on fondrait en larmes! sagt er ihr kurz und gut: so sei es in der That und nun brauche sie doch wohl keines weiteren Beweises „que nous ne pouvons pas vivre ensemble".

Und doch vergehen Jahre, ehe sie sich nur in den Gedanken finden kann, ihn für immer verloren zu haben. 1808 lernt sie Varnhagen kennen und beichtet ihm Alles. 1810 schreibt sie in ihr Tagebuch: „Dieses Liebesfieber, diese völlige Befriedigung im Anschauen seiner Person kann keine wieder haben. Zweimal gibt es nichts, Ich, dieselbe, kann's nicht noch eins! —" Und Tags darauf fügt sie hinzu: „Kann ich ewig diese Wunde aufreißen? zu achtzig Jahren noch?"

Wie Rahel häufig durch glücklich gewählte Bilder und Schlagworte für ihre mannichfachen Unklarheiten des Ausdrucks entschädigt, so hat sie selbst auch für die drei Liebestäuschungen, die im Obigen skizzirt sind, das richtige Wort gefunden, indem sie an Varnhagen schreibt: „Ich habe ... Schatten von meinem Feuer kolorirt, geliebt."

Es ist ihr Verhängniß gewesen, blind zu sein für die Gefahr, der sie sich preisgab, indem sie einzig an ihr Kind gebliebenes Herz dachte und nicht an das Schwinden ihrer Jugendreize. Eine seltene Fügung hat ihr schließlich scheinbar Recht gegeben. Der 14 Jahre jüngere Varnhagen hat ihr eine warme und innige Neigung gewidmet und soweit sie den Schmerz über Urquijos Verlust verwinden konnte, ist sie noch glücklich geworden. Lehrreich bleibt ihr Leben demungeachtet, und in solchem Sinne ist das Buch als eins der merkwürdigsten und aufrichtigsten willkommen zu heißen.

Ed. Dubor-Waldmüller.

Goethes Faust in der Bearbeitung von Otto Devrient.

II.

Da der „Faust", — es handelt sich immer nur um den ersten Theil, — um in den Theaterabend hineingepaßt zu werden, gekürzt werden muß, so läßt sich darüber streiten, welche Kürzungen vorzunehmen sind. Hier steht Auffassung gegen Auffassung, und hier kann die Kritik nur bedauern; es steht ihr aber kaum die Befugniß zu, einen harten Tadel auszusprechen. Anders verhält es sich aber mit den Veränderungen, welche die „moderne Bühnentechnik" an der Goethe'schen Dichtung vorzunehmen sich die Freiheit einräumt. Hier hat die Kritik allerdings das zweifellose Recht, energisch einzuschreiten und die Dichtung gegen jede unehrerbietige Berührung in Schutz zu nehmen. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß die Goethe'sche Dichtung unantastbar ist, daß weder die „moderne Bühnentechnik", noch irgend etwas Anderes auch nur eine Silbe an dem Goethe'schen Texte verändern darf. Wenn Goethe sich hie und da einiger Ausdrücke bedient, die von der Bühne herab verletzend wirken können oder verletzend wirken müssen, nun, so beseitige man die betreffenden Stellen, da ja doch einmal Manches beseitigt werden muß, aber man verschone uns mit den Kunststücken der sogenannten „bessernden Hand"! Es versetzt Einem einen Schlag in's Gesicht, wenn man anstatt der Goethe'schen Verse, die neun Zehntel des Publicums auswendig weiß, auf einmal mit einer zimperlichen Umschreibung in usum Delphini tractirt wird.

Die bekannteste dieser Stellen befindet sich in der tieferschütternden Ansprache, die der sterbende Valentin an seine Schwester richtet. Wenn Gretchen auf der Bühne nach Valentins Worten:

Machst deine Sachen schlecht,

mit Unterschlagung der drei folgenden trostlosen Verse Valentins gleich einfällt:

Mein Bruder! Gott! Was soll mir das? —

so läßt sich das allenfalls begreifen, weil dadurch der im Theater versammelten Decenz eines jener Worte erspart wird, die man nicht vor keuschen Ohren nennen darf. Andere aber als die Goethe'schen Verse wollen wir nicht hören. Erscheinen diese unzulässig, so wollen wir lieber ganz darauf verzichten, als uns durch krüppliche Ersatzverse ästhetisch unangenehm berühren lassen. Wenn ich mich nicht irre, hat man hier am Hoftheater unter den Uebeln das geringere gewählt und die drei anstößig erscheinenden Verse beseitigt. Ich erinnere mich, wie mich ein wahrer Schauder befallen hat, als ich einst auf einer andern Hofbühne vom Valentin jene Verse in der folgenden Fassung hören mußte:

Ich sag' dir's im Vertrauen gar:
Du bist nun aller Ehre baar,
So sei's auch eben recht!

Das ist einfach furchtbar! Etwas besser, aber auch nicht schön, ist die Devrient'sche Veranständigung:

Ich sag dir's im Vertrauen noch:
Eine Dirne bist du nun einmal doch,
So sei's auch eben recht!

Auch gegen diese schonungsvolle Abwiegelung muß Protest erhoben werden. Otto Devrient darf nicht die Goethe'schen Verse corrigiren; ich gehe nicht davon ab.

In der Blocksbergscene hat Devrient wiederum einige Purificationen sich gestattet. Die tollen Verse im Hexenchor:

So geht es über Stein und Stock rc.,

die Goethe selbst nicht einmal ausgeschrieben und in denen er die verfänglichsten Worte nur durch die Anfangs- und Schlußbuchstaben bezeichnet hat, sind bei Devrient wieder in eine theater- und courfähige Toilette gekleidet worden. Die Hexen singen da:

So geht es über Stock und Stein,
Die Hexe voran, der Bock hinterdrein.

Da scheint mir nur die mangelnde Anschaulichkeit gerügt werden zu müssen. Ich vermuthe, daß nach der Goethe'schen Anschauung nicht die Hexe voran und der Bock hinterdrein marschirt, sondern die Hexe auf dem Bock selbst reitet. Weshalb sich der Bearbeiter darauf capricirt hat, diese beiden Verse umzugestalten, anstatt sie einfach zu beseitigen, ist um so schwerer zu begreifen, als er in dem ganzen Walpurgisnacht-Zwischenspiele mit einer Eigenmächtigkeit geschaltet, umgestellt und ausgemerzt hat, als ob es sich um einen dramatisirten Tendenzroman oder ein sonstiges klägliches Bühnenproduct handle. Mir fehlt für dieses ungenirte Umspringen mit der Poesie unseres Goethe alles und jedes Verständniß.

Von Zeit zu Zeit hat dieses von Devrient empfundene Milderungsbedürfniß ganz närrische Sachen zu Tage gefördert. Dafür nur zwei Beispiele. Zu Beginn der Kerkerscene erklingt, wie man weiß, ein schauerliches Volkslied, das Goethe durch die geheimnißvoll schönen Worte einleitet: „Es singt inwendig." In diesem volksthümlichen Liede kehrt im ersten Verse dasselbe anrüchige Wort wieder, das Valentin gebraucht hatte. Dafür hat nun Devrient die unglaublichen Verse ersonnen:

Meine Mutter, die mich schlacht,
Die hat mich umgebracht.

Ich verstehe nun zwar nicht recht, was das heißen soll, denn hier läßt mich sogar die Grammatik im Stich. Wenn aber, wie ich vermuthe, das „schlacht" eine volksthümliche Abkürzung von „schlachtet" sein sollte, dann wäre die Veränderung doch geradezu haarsträubend. Daß die Kindermörderin noch obendrein eine Kinderschlächterin ist, das heißt denn doch die Grausamkeit der dichterischen Phantasie etwas übertreiben. Ueberdies wird die Sache nicht ergreifender dadurch, dafür aber um ein recht Bedeutendes platter; denn eine so infame Tautologie, wie sie hier gegeben wird, ist ein Hohn auf die volksthümliche Dichtung, die Goethe hier adoptirt oder meisterlich nachgebildet hat. Eines genügt in der That, entweder das Schlachten oder das Umbringen.

An einer andern Stelle hat Devrient für ein Goethe'sches Wort ein anderes gesetzt, das weder synonym noch sinnverwandt ist, noch irgend etwas anderes Verwandtes mit dem verdrängten Worte hat. Goethe selbst hat das betreffende nicht ausgeschrieben, sondern wie in ähnlichen Fällen nur durch den ersten Buchstaben bezeichnet. Mephisto sagt bei Goethe:

Was Henker! Freilich Händ' und Füße
Und Kopf und H — die sind dein;

Dafür heißt es bei Devrient:

Was Henker! Freilich Händ' und Füße
Und Kopf und Sinne die sind dein;

Das dürfte denn doch nicht stimmen! Hätte er „Kopf und Rücken" meinetwegen gesagt, — nun, es wäre auch nicht gerade sehr bedeutend, aber es wäre doch wenigstens nicht sinnentstellend, aber hier für das ominöse Wort „Sinne" einstellen, ist geradezu ein Nonsens.

Am merkwürdigsten ist die folgende Veränderung, bei der ich des seligen Johann Ballhorn unwillkürlich habe gedenken müssen. Nach der ersten Begegnung zwischen Faust und Gretchen sagt bekanntlich Mephisto auf Fausts Verlangen, ihm die Dirne zu schaffen:

Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Faust.
Ist über vierzehn Jahr doch alt.

Mephistopheles.
Du sprichst ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für sich,
Und dünkelt ihm, es wär' kein Ehr'
Und Gunst, die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Faust.
Mein Herr Magister Lobesan,
Laß Er mich mit dem Gesetz in Frieden!
Und das sag' ich Ihm kurz und gut,
Wenn nicht das süße junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht,
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Aus diesen allbekannten Versen macht Devrient:

Mephistopheles.
Ueber die hab' ich keine Macht!

Faust.
Mein Herr Magister Lobesan,
Das sag' ich kurz und gut ihm an:
Wenn nicht das süße junge Blut
Noch heut' in meinen Armen ruht,
So sind wir geschieden um Mitternacht.

Ich weiß nicht, ob Sittlichkeitsbedenken hier die Feder der feinsinnigen Regie geführt haben, ob man Anstoß an der „Nacht" genommen hat, von der Faust spricht, oder gar an der etwas leichtfertigen Auffassung Fausts vom Alter des jungen Mädchens; aber was immer es auch sei, es ist entsetzlich! Wie kommt Herr Devrient dazu, das Goethe'sche Wort „Gewalt" durch „Macht" zu verdrängen? Wie kommt er dazu, die in correctem und mächtigem Deutsch geschriebenen Worte:

Und das sag' ich Ihm kurz und gut

durch ein angehängtes Flickwort „an" zu verunedeln? Wie kommt er dazu, in Goethes „Faust" herumzureimen, als ob es sich um das Gelegenheitsgedicht eines congenialen Freundes handle? Nein, das geben wir nicht zu! Das verbitten wir uns mit aller Entschiedenheit! Versucht eure Feinsinnigkeit an andern Dingen, aber verschont unsern „Faust"!

Man sieht da förmlich die mühselige, begeisterungslose, handwerksmäßige Arbeit, die so überflüssig, so ganz und gar überflüssig ist!

Die Verse des Faust: „Ist über vierzehn Jahr doch alt", und die folgenden des Mephisto sollen gestrichen werden; das ist die schöne Aufgabe, die sich die Regie gestellt hat. Nun geht's los! Faust beginnt:

Mein Herr Magister Lobesan
Laß Er mich mit dem Gesetz in Frieden. —

Der letzte Vers muß gestrichen werden, da vom Gesetz nicht mehr die Rede ist. Bei dem folgenden Verse:

Und das sag' ich Ihm kurz und gut,

macht der Bearbeiter die geistvolle Bemerkung: „Gut" ist als Reimwort entbehrlich, da ja die beiden folgenden Verse schon reimen: „Blut" und „ruht"; aber auf „Lobesan" reimt nichts, sintemalen der Vers des Mephisto:

Geht aber doch nicht immer an,

zu den gestrichenen gehört. Ei, da ließe sich ja der Reim sehr zweckmäßig da anbringen! Das Wörtchen „an" wird zugefügt,

das Wörtchen „und“ gestrichen, dann geht's, und siehe da, der Vers:

Das sag' ich kurz und gut Ihm an,

ist fertig; er hat in glücklichster Weise den Goethe'schen:

Und das sag' ich Ihm kurz und gut,

verdrängt.

Der folgende:

Wenn nicht das süße junge Blut,

hat nichts besonders Anstößiges. Nun kommt wieder eine der Goethe'schen Frivolitäten:

Heut' Nacht in meinen Armen ruht.

Seien wir gesittet und sagen wir:

Noch heut' in meinen Armen ruht;

So sind wir um Mitternacht geschieden,

heißt es nun weiter bei Goethe. Neue Schwierigkeit! Der mitreimende Vers:

Laß Er mich mit dem Gesetz in Frieden,

ist gestrichen. Aber, o Freude! man kann ja die Sache umstellen und anstatt zu sagen:

So sind wir um Mitternacht geschieden,

einfach sagen:

So sind wir geschieden um Mitternacht.

Aber auch darauf muß ein Reim gefunden werden. Der Scharfsinn unserer Regie ist unerschöpflich! Da steht ja oben noch ein Vers, der in Vergessenheit gerathen war:

Ueber die hab' ich keine Gewalt!

und dieser Vers reimt mit nichts, da „vierzehn Jahr doch alt“ gestrichen ist. Nun kommt der Regie der geniale Einfall: Wir schreiben:

Ueber die hab' ich keine Macht!

Dann reimt es mit „Mitternacht“, dann haben wir zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen und stehen ganz auf der Höhe der Goethe'schen Dichtung!

Ach ja! Ganz auf der Höhe der Goethe'schen Dichtung! Ganz auf der Höhe der wunderbaren Verse:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!
Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen? — —

Wir kommen jetzt zu der erheblichsten Veränderung, zu derjenigen, die sich nicht auf Einzelheiten, sondern auf einen ganzen Theil der Dichtung bezieht.

Devrient hat den Prolog im Himmel, wie ich schon anführte, wieder für die Bühnenaufführung acceptirt, d. h. nicht den Prolog im Himmel, wie ihn Goethe geschrieben hat, sondern die Goethe'sche Dichtung mit Devrient'scher Ueberarbeitung. Die sichtbare Darstellung des Herrn auf den Brettern hat allerdings viel Bedenkliches. Ich stehe in dieser Beziehung ganz und gar auf dem Standpunkte Karl Frenzels. Sichtbarlich soll der Herr nicht auf der Bühne erscheinen, aber „hinter einer Glorie von Engelsköpfen oder in einem mächtigen, die ganze Bühne überfluthenden Lichtschimmer könnte eine Stimme ertönen, die jeder Zuhörer als die des Herrn gelten lassen würde“. In Weimar hat nun aber Devrient den Herrn nicht sprechen lassen, wahrscheinlich auch nicht sprechen lassen dürfen, sondern an die Stelle des Herrn tritt der Erzengel Michael, der hier gleichsam als Procurist des Herrn erscheint. Im entscheidenden Momente traut Mephisto dieser Vertretung doch nicht ganz, und er richtet — dies ist ein Devrient'scher Zusatz — zur Wolkenhöhe hinan die Frage:

Es sei?

mit anderen Worten: Unsere Wette gilt? Du acceptirst, was Michael für dich contrahirt hat? Worauf dreitöniger Gesang antwortet:

Es sei!

also die Verabredung acceptirt. Dabei, heißt es nun in der Devrient'schen Bearbeitung weiter, läßt sich „Donner, Sturm und mächtiger Orgelklang“ vernehmen und „durch die Wolken blitzt das Gottesauge“. Nun, wenn man das Gottesauge auf der Bühne durch die Wolken blitzen läßt, dann, meine ich, hat man in Weimar doch die Scheu vor der sichtbaren Darstellung des Herrn überwunden, und dann war auch kein Grund vorhanden, dem Erzengel Michael die Verse in den Mund zu legen, die Goethe den Herrn sprechen läßt. Was aus dieser Verschiebung entsteht, ist zum Theil ganz eigenthümlich. Gleich der Anfang wirkt befremdlich. Anstatt der Ansprache des Mephisto:

Da Du, o Herr, Dich einmal wieder nahst,
Und fragst, wie alles sich bei uns befinde,
Und Du mich sonst gewöhnlich gerne sahst ꝛc.

heißt es nun:

Da sich der Herr uns wieder einmal naht
Und fragt, wie alles sich bei uns befinde,
Und da Ihr mich doch sonst nicht ungern saht ꝛc.

Devrient hat hier wieder, wie man sieht, verfeinert; anstatt des „sonst gewöhnlich gerne“ „sonst nicht ungern“ gesetzt. Das „Ihr“ bezieht sich also hier nicht auf den Herrn, sondern auf die vereinigten Engel; deswegen heißt es jetzt auch:

Mein Pathos brächte Euch gewiß zum Lachen,
Wenn Ihr Euch nicht das Lachen abgewöhnt,

und durch diese Verschiebung wird der göttliche Ernst auch allen Engeln angesonnen, die nach der mittelalterlich-christlichen Vorstellung sich doch im Himmel das Lachen gar nicht abzugewöhnen brauchen, sondern im Gegentheil immer guter Dinge sind, lachen und musiciren. Es macht sich auch sehr komisch, wenn nun die ganze weitere Unterredung indirect geführt wird, wenn Michael nun fragt: „Hast du Ihm weiter nichts zu sagen?“ anstatt: „Hast du mir weiter nichts zu sagen?“ Wenn Michael weiter fragt:

Kennst du den Faust?

Mephistopheles.

Den Doctor?

Michael.

Gottes Knecht!

— wenn mit einem Worte Alles, was in dem Goethe'schen Prologe der Herr empfindet, sagt und verordnet, durch das Sprachrohr Michaels an Mephistopheles gelangt. Mir ist, als ich die so zurechtgemachte Scene las, eine alte Theateranekdote unwillkürlich eingefallen, die die Wirkung, welche die Devrient'sche Arbeit auf mich hervorgebracht hat, am deutlichsten illustrirt:

In einem kleinen Hoftheater war es Sitte, daß die Vorstellung immer erst mit dem Eintreten des regierenden Fürsten ihren Anfang nahm. Der Fürst kam gewöhnlich eine halbe Stunde zu spät, die Künstler verließen sich darauf und waren deswegen ebenfalls nicht allzu pünktlich. Eines schönen Tages fiel es dem hohen Herrn ein, pünktlich um ½7 Uhr, zu der angesetzten Zeit, in der Hofloge zu erscheinen. Man gab den „Don Juan“. Die Ouverture begann in dem Augenblicke, als sich der Fürst niedersetzte. Zu den unpünktlichen Künstlern gehörte diesmal der Leporello, der beim Beginn der Ouverture noch nicht angezogen war. Die Ouverture naht ihrem Ende, Leporello ist noch immer in einem Zustande, der es ihm unmöglich macht, auf der Bühne zu erscheinen. Der Intendant ist außer sich, die letzten Takte nahen; da, in der Verzweiflung

findet man ein Auskunftsmittel: der Comthur ist angezogen, er wird also das Austrittslied singen. Der Vorhang hebt sich. Der Comthur tritt aus dem Hause, sieht hinter die Coulisse, nickt und sagt: „Hah, wer schleicht da um das Fenster meiner Tochter? Es ist gewiß Leporello, der nichtswürdige Diener seines nichtswürdigen Herrn; und dieser Mensch klagt noch! Noch gestern hat er seinem Verdruß hier vor diesem Fenster Ausdruck gegeben und ein artiges Liedlein gesungen. Ich glaube, es war so." (Er nickt dem Kapellmeister zu und beginnt:)

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts was mir Vergnügen macht 2c."

Inzwischen ist Leporello fertig geworden und kann an dem Terzett schon wieder theilnehmen. Der Comthur verschwindet, um im entscheidenden Momente wieder zu erscheinen und sich ermorden zu lassen.

Ich finde das Eintreten des Comthurs für den behinderten Leporello nicht komischer als das Eintreten Michaels für den nicht darstellbaren Herrn. Gerade wie der Comthur in diesem Falle genöthigt war, eine improvisirte Ansprache zu halten, um das etwas seltsame Eintreten für den Diener des Don Juan zu motiviren, gerade so muß nun in dem Otto Devrient'schen „Prolog im Himmel" mit Zugrundelegung einer Goethe'schen Dichtung der Erzengel Michael an das verehrte Publicum eine Rede improvisiren, um zu erklären, daß er für den Herrn spricht; und das geschieht bei Devrient in folgender Weise:

Vom Strahl des Gottesauges schweb' ich nieder,
Des Herren Stimme spricht durch meinen Mund:
Was nah'st du, Geist des Widerspruchs, dich wieder,
Mißlaute mengend in den reinen Bund!

Ja, ja, das steht im „Faust"!! Das heißt in dem „Faust" von Otto Devrient; denn Goethe weiß nichts von diesen Versen, hat auch nie etwas davon wissen können! Was ist das für ein Vers:

„Vom Strahl des Gottesauges schweb' ich nieder"?

Ich schwebe vom Strahl nieder! Was ist das?

Für Devrient'sche Verse mögen die eben citirten ja ganz hübsch sein; begegne ich diesen Versen aber in einer Goethe'schen Dichtung, so habe ich keine andere Empfindung als die: Hinaus mit ihnen! Wir wollen kein Gemengsel von Mißlauten in dem reinen Bund; deswegen noch einmal: weg mit ihnen!

Da nun in dieser Collaboration von Goethe und Devrient der Herr nicht sichtbarlich erscheint, und da Devrient der Ansicht ist, daß Goethe den Vers des Mephisto:

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern

in der rein sinnlichen Bedeutung aufgefaßt, also hat sagen wollen, daß Mephisto mit seinen Augen von Zeit zu Zeit den Herrn gern erblicke, so hat er wiederum eine Aenderung in den vier Schlußversen des Mephisto für nöthig gehalten, nicht nur eine, sondern sogar zwei: Mephisto verabschiedet sich jetzt vom Himmel mit den Worten:

Von Zeit zu Zeit nah' ich dem Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herren,
So gnädig mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Die Veranlassung zu der letzteren Verunstaltung ist mir nicht faßbar; denn ich kann nicht annehmen, daß Devrient für diese humorvolle Wendung, daß der Teufel von Gott sagt, er spreche menschlich, keine Empfänglichkeit besessen habe.

Mit der Besprechung des Prologs im Himmel, wie er sich in der Devrient'schen Fassung präsentirt, habe ich schon eine neue Seite dieser Einrichtung berührt: ich meine die scenischen Veränderungen. Eine begabte Schauspielerin hat einmal den Einfall gehabt, als Darstellerin des „Gretchen" die Stimme des bösen Geistes selbst zu sprechen. Es hat auch Leute gegeben, die das geistreich gefunden haben. Zu diesen scheint auch Otto Devrient zu gehören, denn er hat diese Neuerung acceptirt. Der böse Geist ist beseitigt und jetzt ist es Gretchen selbst, welche zu sich spricht:

Wie anders, Gretchen, war dir's 2c.

Ich finde diese Veränderung ganz verwerflich. Es fällt dem Goethe'schen Gretchen gar nicht ein, sich diese Rede zu halten. Es ist eine eminent feindliche Gewalt, die auf sie eindringt, die sie quält, die sie beängstigt, die wider sie anzieht:

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich.

Da ist es geradezu sinnwidrig, daß Gretchen selbst fortfährt, die furchtbaren Worte des bösen Geistes selber zu sprechen:

Verbirg dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen 2c.

Wenn Gretchen sowohl die Anrede des bösen Geistes wie die Worte ihrer eigenen angstvollen und verzweifelten Empfindung dazu spricht, so entsteht schon ein grammatisches Gesudel, das unerträglich ist, ein ewiger Wechsel zwischen dem zweiten und ersten Fürwort:

Wie anders Gretchen war dir's
Als du noch voll Unschuld 2c.
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen 2c.
Das Gewölbe drängt mich 2c.
Verbirg dich 2c.
Weh dir! 2c.

Ebenso wie der Erdgeist muß der böse Geist eine selbstständige Repräsentation in der Tragödie haben, und mit demselben Rechte, wie Gretchen hier die Worte des bösen Geistes spricht, könnte nächstens auch ein geistvoller Darsteller des Hamlet die Worte des Geistes von Hamlets Vater sprechen.

Weshalb Devrient die Worte Gretchens: „Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt' 2c.", anstatt, wie Goethe es vorschreibt, in einem kleinen reinlichen Zimmer, auf der Straße sprechen läßt, ist mir ganz unerfindlich. Ebenso begreife ich nicht, weshalb er sich an die Fragmentausgabe anlehnend einige Scenen ganz willkürlich verschoben hat. Bei Goethe ist die Reihenfolge der Scenen: Wald und Höhle, („Erhabener Geist 2c."); Gretchens Stube („Meine Ruh' ist hin 2c."); zweite Gartenscene („Versprich mir Heinrich 2c."); am Brunnen („Hast nichts vom Bärbelchen gehört 2c."); Zwinger („Ach neige, du schmerzensreiche 2c.").

Bei Devrient so: „Meine Ruh' ist hin", wird in Marthens Garten gesprochen; zweite Gartenscene („Versprich mir Heinrich 2c."); Brunnenscene („Hast nichts vom Bärbelchen gehört 2c."), dann erst Wald und Höhle („Erhabner Geist 2c." und das Zwiegespräch mit Mephisto), dann die Zwingerscene.

Devrient gibt für diese Verschiebungen seine Gründe an. Er macht hier schöne Hypothesen darüber, daß Gretchens Worte: „Ich habe schon so viel für dich gethan," auf den Fehltritt schließen lassen, daß die Scene in Wald und Höhle den liebessatten Faust zeige, und sonstige erbauliche Sachen. Mein Herr Magister Lobesan, das ist Alles schön und gut! Aber welchen Werth haben die Otto Devrient'schen Hypothesen gegenüben den Goethe'schen bestimmten Angaben? Goethe hat vermuthlich gerade so gut wie Otto Devrient gewußt, vielleicht sogar noch ein bischen besser als er, wann Gretchen den ersten Fehltritt begeht, und da er in der ersten vollständigen Ausgabe des „Faust", 1808, die Scenenfolge, wie sie in der Fragmentsausgabe von 1790 enthalten war, verändert hat, so wird er wohl seine guten Gründe dafür gehabt haben, und diese sind für mich unbedingt maßgebend. Herr Otto Devrient und die gesammte „moderne Bühnentechnik" mit ihren Vertretern haben zu schweigen, wenn Goethe spricht, haben seine Befehle zu empfangen und zu gehorchen! Es ist eine unglaubliche Unehrerbietigkeit und eine

Afterweisheit sondergleichen, daß unsere „moderne Bühnentechnik“ sich anmaßt, an dem schließlichen Plane von Goethe rütteln zu wollen. Was würde das französische Publicum, was würde die französische Kritik zu einem Regisseur sagen, der am „Tartuffe“ oder an sonst einem klassischen Meisterwerke, das doch, wie hoch man es auch stellen möge, dem „Faust“ gegenüber noch immer uns erreichbarer dünkt, aus eigener Machtvollkommenheit zu ändern sich unterfinge? Aber die Pietätlosigkeit ist die Signatur der gesammten „modernen Bühnentechnik“.

Devrient hat, um auch das noch zu erwähnen, eine große Anzahl von scenischen Bemerkungen für die Schauspieler u. dergl. hinzugefügt, die zum Theil recht entbehrlich erscheinen, die oft einen übertrieben naiven Eindruck machen und bisweilen ganz befremdlich wirken. So heißt es nach den Worten Fausts zum Pudel: „Mein bestes Kissen gebe ich dir“,: „Thut es“. Wenn es nicht da stände, ich hätte es nicht vermißt. Als Mephisto „im Mäntelchen von starrer Seide, die Hahnenfeder auf dem Hut“, dem Faust den Rath gibt, „dergleichen gleichfalls anzulegen“, heißt es: „Auf seinen Wink öffnet sich der Vorhang links, auf Fausts Lager liegen bunte Kleider bereit.“ Das heiße ich eine aufmerksame Regie! Es beruhigt ungemein, daß die bunten Kleider bereit liegen! Ebenso vergißt der sorgsame Regisseur nicht anzugeben, daß Gretchen im Zwinger (vor Valentins Tode) in Trauerkleidern erscheint, womit wohl für das Auge anschaulich gemacht werden soll, daß ihre Mutter bereits todt sei. Ueber die Maßen naiv erscheint mir auch die Bemerkung zu den jetzt Gretchen in den Mund gelegten Worten des bösen Geistes: „Wie anders Gretchen war dir's ꝛc.“ Da steht, daß Gretchen diese Worte sprechen soll „wie von Gewissensbissen gefoltert“. Ach ja, das wird wohl das Richtige sein! Zu den Worten des Mephisto:

> Eure Höflichkeit erfreut mich sehr,
> Ihr seht einen Mann wie andere mehr ꝛc.

bemerkt Devrient: „im Tone eines Docenten“. Das halte ich geradezu für falsch, und ich würde den Schauspieler, der da im Tone eines Docenten spricht, nicht rühmen. Ich meine, der Mephisto müsse diese einfachen Worte ganz einfach ohne irgend welche feine Anspielung sprechen; das würde wohl das Vernünftigste sein. Ebenso mißfallen mir die andern Bemerkungen in der Schülerscene, wo Mephisto bald mit „beißendem Hohne“, bald mit „eindringlicher Schelmerei“ spricht. Der Schauspieler, der nicht weiß, wie diese Sachen zu sprechen sind, sollte den Mephisto überhaupt nicht darstellen. In der Scene in Auerbachs Keller hat Devrient eine solche scenische Bemerkung von Goethe verändert. Nach den Worten des Mephistopheles:

> Von seinen Vettern wußt' er viel zu sagen,
> Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen,

soll Mephisto „sich gegen Frosch neigen“. Otto Devrient hat das nicht ausreichend gefunden und er will, daß Mephistopheles „jedem eine Kußhand biete“. Das ist nicht richtig. Mephisto läßt die Uebrigen einstweilen ganz ungeschoren; er versetzt zunächst nur dem vorlauten Frosch eins, weil dieser ihn gehänselt hat. Deswegen fährt Altmayer auch fort zu Frosch gewandt:

> Da hast du's, der versteht's.

Am wunderlichsten ist die eine Bemerkung: vor dem Zwiegespräch zwischen Faust und Mephisto: „Hör', du mußt mir die Dirne schaffen ꝛc.“ heißt es: „Mephistopheles tritt aus der Kirche“! Das hat mich etwas stutzig gemacht. Ich habe nie geglaubt, daß Mephisto zu den Kirchgängern gehöre. Es ist um so verwunderlicher, daß gerade Otto Devrient diese unberechtigte und überflüssige Hinzufügung gemacht hat, da derselbe Devrient aus der „Paralipomena“, übrigens an ganz ungehöriger Stelle, ein paar Verse hinübergenommen hat, die über das Verhältniß des Mephisto zur Kirche recht deutlichen Aufschluß geben:

> Faust.
> Was gibt's, Mephisto, hast du Eil'?
> Was schlägst vor'm Kreuz die Augen nieder?
>
> Mephistopheles.
> Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil;
> Allein genug, mir ist's einmal zuwider.

Und diesen selben Mephisto läßt Devrient aus der Kirche treten!

Es bedarf, meine ich, keiner besonderen Erklärung dafür, daß ich diese neue Einrichtung so eingehend besprochen; es bedarf ebenso wenig einer Entschuldigung dafür, daß ich für die Rüge hier bisweilen scharfe Worte gewählt habe. Man hat von dieser Einrichtung viel Rühmliches gesagt; sie ist andern Bühnen warm empfohlen worden. Ich will gern zugeben, daß sie einige sehr wirksame theatralische Verbesserungen herbeigeführt hat, aber die Willkür, mit welcher hier unser größtes nationales Gedicht behandelt worden ist, erscheint mir durchaus unzulässig, und ich halte diese Willkür nicht nur für unberechtigt, sondern auch für ganz überflüssig. Die Striche sind, wie ich glaube, bisweilen allzu gewaltsam, die Veränderungen durchweg unglücklich und die Hinzufügungen geradezu unentschuldbar. Das mußte deutlich gesagt werden.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaale.

Neue Compositionen: Schlachtbild von Volkmann (Manuscript). Jugend, Rausch und Liebe von Cornelius, im Concerte des Kotzold'schen Gesangvereines. Brahms Romanze (Manuscript) im Concerte der Frau Schumann und Frau Joachim. Ernst Taubert: Serenade und Ballade für Orchester, Lieder, im Taubert'schen Concerte. Raffs chromatische Sonate in der Schmidt'schen Matinée. Ullmann-Concert. Concert des Herrn Henschel.

Die letzten Wochen waren überreich an Concerten, und nur das Neue zu hören und zu besprechen erforderte schon Zeit und Raum genug, für Berichte über alle musikalische Aufführungen wären die Spalten der „Gegenwart“ nicht ausreichend. Von den neuen ist der Zeitfolge nach zuerst Ullmann zu nennen, der wieder mit frischen Kunsttruppen in's Concertfeld zog. Er geht wohl von dem Principe des Goethe'schen Theaterdirectors im Faust aus: „Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen.“ Ich für meinen Theil halte es mit dem Maler in Emilia Galotti: „Weniger wäre mehr.“ Indessen, die wahren Kunstprincipien sind jetzt gar oft mehr ein Aushängeschild; so wollen wir denn nicht zu sehr rechten mit einem Unternehmer, der wenigstens ohne Heuchelei zu Werke geht, ganz offen eingesteht, daß er vor Allem Geld machen will, und es doch versteht, auch wahrhaft künstlerische Kräfte für sein Unternehmen zu gewinnen. Ob Diese Recht thun oder nicht, indem sie sich anwerben lassen, ist eine Frage, deren Erörterung sehr weit — und demnach zu nichts führte, hier haben wir es vor Allem mit ihren Leistungen zu thun. Herr Ullmann hat neben der altbekannten liebenswürdigen Künstlerin Frau Artôt und ihrem Gemahle Herrn Padilla, der noch im verflossenen Jahre neben Etelka Gerster in der Oper bei Kroll so erfolgreich gewirkt hat, drei Künstler für sich gewonnen, deren Jeder in seiner Art gerechten Anspruch auf Berücksichtigung und Achtung haben: die Herren Bottesini, Brassin und Wieniawski. Die Namen sind in alphabetischer Folge angeführt, und in derselben Weise sollen die Träger besprochen werden. Herr Bottesini ist der Paganini des Contrabasses. Was er auf diesem Instrumente leistet, das sonst nur brummt und schnarrt, das muß gehört werden, damit es glaublich erscheine: eine Cantilene, deren Klänge fast denen des Cello gleichen; eine Reinheit und Lieblichkeit in den Flageolettönen, die wie von Clarinetten geblasen erscheinen; eine Schnelligkeit und Sicherheit der schwierigsten Passagen, die mit der Leichtigkeit eines Violinspielers aus französisch-belgischer Schule ausgeführt werden. Wie sollte man Alles das voraussetzen, wenn ein großgewachsener Mann mit einem noch größeren Holzkasten, über den drei Saiten gespannt sind, die Stufen des Podiums herabsteigt? Daß man solche Leistungen oft anhöre, wird selbst Herr Bottesini vielleicht nicht erwarten oder verlangen; daß man aber seiner wirklich staunenswerthen und dabei in den (hier möglichen) Grenzen des Geschmackes bleibenden Virtuosität Anerkennung zolle, dazu besitzt er volles

Recht, das ihm jeder billig Denkende zugestehen muß. Herr Brassin ist ein vortrefflicher Pianist, der eine sehr bedeutende Technik mit musikalischer gründlicher Bildung vereinigt. Als Componist zeigte er sich nur in einem Notturno, dem keine besondere Bedeutung zuerkannt werden kann, dagegen hat er in seiner Transscription des „Feuerzauber“ aus Wagners „Walkyre“ ein bedeutendes Talent für diese Gattung beurkundet. Die Ausführung des sehr schweren Stückes war eine meisterhafte. Herr Wieniawski gehört zu den brillantesten Geigern unserer Zeit, seine Technik ist eine ganz vortreffliche, nach allen Seiten hin gleichmäßig entwickelte, sein Ton warm und meist schön. Der Vortrag entwickelt sich viel vortheilhafter im Feurigen und Leidenschaftlichen, als in den Stücken, die Ruhe und Selbstbeherrschung verlangen, wie z. B. im Präludium von Bach, in dessen Wiedergabe er weder mit Joachim noch mit Wilhelmi verglichen werden kann. Ganz ausgezeichnet spielte er in der Sonate für Klavier und Violine von Rubinstein (A moll), in welcher er und Herr Brassin eine Meisterleistung boten. Das Werk gehört zu den glücklichsten des hochbegabten Componisten. Da wirken Erfindung, Schwung und künstlerische Arbeit in bester Eintracht. Könnte doch der so geniale Rubinstein über sich gewinnen, seine reiche Erfindungsgabe immer in solch einheitlicher Weise zu concentriren, anstatt einzelne Gedankenblitze in Werken zerstreut zu geben, denen das einheitliche Gepräge sorgfältiger Sichtung und Durchführung mangelt! Nur zu oft in seinen Instrumentalwerken drängt der große ausübende Künstler den genialen Componisten in den Hintergrund! Rubinstein ist jetzt nach Tausigs Tode der einzige große Pianist, aber er müßte trachten, das zu vergessen, wenn er Kammermusik oder Concerte schreibt, und dem Instrumente nichts anweisen, was nur als brillantes Passagewerk für den Virtuosen, aber nicht als ein tonkünstlerisches Werk für den Musiker gelten kann. Einzelne „interessante“ Momente entschädigen bei solchen Werken nicht, wenn diese nicht vor Allem festen organischen Bau zeigen. Und daß er solchen wohl zu schaffen vermag, das hat er in dieser Sonate glänzend bewiesen, die, mit Ausnahme einiger Stellen im ersten Satze, überall den richtigen Tonbaumeister erkennen läßt. Das Ullmann-Concert war recht gut besucht, und allen Künstlern ward reicher wohlverdienter Beifall gespendet.

Frau Joachim und Frau Clara Schumann haben zwei überfüllte Concerte gegeben. Ueber ihre große Künstlerschaft zu sprechen, wäre überflüssig, ich will hier nur flüchtig des ganz meisterhaften Vortrags der A dur-Sonate Beethovens op. 101 gedenken, der vielleicht hier und da wärmer, aber gewiß nicht besser musikalisch gegliedert und plastischer sein konnte. Frau Schumann spielte noch eine neue Romanze von Brahms (Manuscript), bei der es mir nicht möglich war, mich der Erinnerung an den kleinen Allegrosatz von Schumann H moll op. 99 zu entschlagen, den Brahms schon einmal in seinen Variationen über ein Schumann'sches Thema verwerthet hat. Ich hege eine so große Verehrung für den Componisten des „deutschen Requiem“ und des „Schicksalsliedes“, daß ich hier die vor einiger Zeit ausgesprochene Ueberzeugung wiederholen muß: er befindet sich momentan in einer Uebergangsperiode, aus welcher er sicherlich neugekräftigt mit größerer Energie heraustreten wird.

Der Kotzold'sche Gesangsverein gab ein erstes Concert, in welchem er sich neuerdings als vortrefflicher a capella-Chor bewährte. Von neuen Compositionen brachte er ein „Schlachtbild“ von Volkmann, Gedicht von Gerstenberg, das zu den bedeutendsten und mächtigst wirkenden Tonwerken der Neuzeit gezählt werden muß. Erfindung, Durchführung, Declamation und Charakteristik stehen hier auf gleicher Höhe; wahrlich, wer so componirt, ist ein Gott-Begnadeter! Die Ausführung war vortrefflich, die Wirkung eine ergreifende. Ein 6stimmiger Chor des leider so früh gestorbenen Peter Cornelius: „Jugend, Rausch und Liebe“, Text von Rückert, interessirte anfangs in hohem Grade durch die glückliche melodische Erfindung wie durch die vortreffliche kanonische Stimmführung; nur die zu große Ausdehnung beeinträchtigte die volle Wirkung. Fräulein Helene Schuppe zeichnete sich in dem Vortrage einer Händel'schen Arie aus Susanna als wohlgeschulte, gebildete und mit schöner Stimme begabte Sängerin aus, und errang allgemeinen lebhaftesten Beifall. Der Kotzold'sche Verein kann sich zu dem Erfolge dieses ersten Concertabends Glück wünschen.

Herr Ernst Ed. Taubert gab ein Concert, in welchem er eine Serenade in 5 Sätzen und eine Ballade für Orchester, und drei Lieder seiner Composition vorführte. Er ist einer der talentvollsten Jünger der neudeutschen Schule, dessen ursprüngliche Themata in ihrer Einfachheit manchmal in seltsamem Widerspruche zu dem üppigen, überladenen orchestralen Costüme stehen. Die Serenade fängt mit einem recht angenehmen Thema an, das sich dann in lärmende Wendungen verliert, für welche der Titel „Serenade“ gerade nicht sehr passend erscheint. Als glücklich erdacht und ausgeführt muß das Menuett bezeichnet werden, das sich als ebenso originell wie angenehm klingend darstellte. Auch der letzte Satz ist wohl gelungen. Die Ballade dagegen, die sich ganz entschieden an Wagner hält, bietet nichts Hervorragendes. Ein junger Componist kann seine Verehrung für den großen Componisten des Siegfried, der Walkyre nicht besser beurkunden, als wenn er vermeidet, dessen rein dramatische Behandlung des Orchesters, die nur in Verbindung mit der Scene wirkt, in einer lyrischen Composition nachzuahmen, die nur für das Orchester geschaffen ist. Außerdem aber liegt diese Ballade dem „Feuerzauber“ aus der „Walkyre“ so nahe, daß man unwillkürlich an eine Paraphrase glauben könnte. Herr Taubert hat so viel Talent und eigene Erfindung, daß er am besten thäte, ohne Tendenz die Gedanken so auszuführen, wie sie ihm kommen, und sie nicht mit fremdartigem Apparate zu schmücken. In der Begleitung der Lieder von Franz und von seiner eigenen Composition zeigte er sich als ausgezeichneter Musiker. Frau Nathalie Schröder sang dieselben mit sehr schönem Vortrage und richtiger Intonation. In demselben Concerte trat auch eine Schülerin von Liszt auf, Fräulein Rikke, die das sehr selten gehörte Fmoll-Concert von Chopin spielte. Sie überraschte durch zwei an Liszt'schen Schülerinnen ungewohnte Eigenschaften: ihre Technik ist nicht immer sicher, auch nicht sehr glänzend, dagegen war der Vortrag sehr fein. Daß sie viel Tempowechsel und Rubato anwendet, ist nach meiner Ueberzeugung mehr eine Beeinträchtigung der Wirkung, die sie erzielen könnte, als ein Vortheil. Im Ganzen hat sie einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen.

Herr Georg Henschel hat ein Concert gegeben, worin er sich auch als Componist für Klavier und Gesang vorstellte. Er ist ein vortrefflich künstlerisch gebildeter Sänger, dessen nicht starke aber sympathische Stimme jeden Ausdruck, mit Ausnahme der starken Affecte, mit unmittelbar wirkender Wahrheit wiedergibt. Er ist einer der jetzt sehr seltenen Vertreter wahrer Gesangskunst, und sein Platz ist der neben Stockhausen. Am besten gelingen ihm die Vorträge tief innerlicher Lieder, wie „das Rosenband“ von Schubert, das wunderschöne „Minnelied“ von Brahms, „Asra“ von Rubinstein, den er wiederholen mußte. Einem Künstler der solches leistet trifft kein Vorwurf, wenn er mit Gesängen, deren Vortrag starke Stimme und große Leidenschaftlichkeit verlangen, wie Schumanns „Ich grolle nicht“ und Schuberts „Ganymed“, weniger Wirkung hervorbringt; er soll sie nur nicht in seinem Repertoire behalten. Schumanns furchtbar schönes Lied ist mehr dramatisch als lyrisch; bei ihm hört der „Kunstgesang“ auf, und die wilde Kraft und Leidenschaft vermag da mehr als alles Lernen und Auffassen. Wohl auch der größte Verehrer Niemanns hat diesen selbst in dessen bester Zeit nicht als Liedersänger gepriesen; und doch hat Keiner je mit dem Liede Schumanns auch nur annähernd eine Wirkung hervorgebracht wie Niemann selbst. Vor 10 oder 12 Jahren hat er es hier in Berlin (in einem Concerte von Brassin) gesungen; ruhig, fast ohne Bewegung, stand er da, nur die Gesichtszüge zeigten düstersten Ausdruck. Noch heute überläuft es mich kalt in der Erinnerung an jenen Vortrag, noch heute sehe ich die bleichen Gesichter der Zuhörer um mich. Als er geendet hatte herrschte eine Secunde lang Todtenstille — dann brach ein tosender Beifall los, wie er die Räume der Singakademie nur sehr selten erfüllte. Herr Henschel ist ganz gewiß ein künstlerisch viel gebildeterer Concertsänger als Niemann; aber zum „Ich grolle nicht“ fehlt ihm das dämonische Feuer und zum himmlischen „Ganymed“ von Schubert fehlt ihm die ausdauernde Kraft. Wer aber so Vieles kann wie Herr H., der kann ganz getrost auch etwas nicht können. Als Componist hat er in zahlreichen Liedern ein sehr anmuthiges und gebildetes Talent gezeigt; unter den von ihm in diesem Concerte vorgeführten Werken nahm eine Gavotte für Klavier durch frische Erfindung und geschickte Mache den ersten Platz ein. Sie wurde von Herrn Barth gespielt, der zuerst die Variations sérieuses von Mendelssohn vorgetragen hatte, und neben der Gavotte ein Nocturne von Chopin und die „Arabeske“ von Tausig über Webers „Aufforderung zum Tanze“ vortrug. Herr Barth ist ein trefflicher Klavierspieler, der auch immer Zeugniß von künstlerischem Streben gab. Deswegen wollen wir heute nicht mit ihm rechten über seinen Vortrag der Variationen, und über die Wahl jener Bearbeitung

der „Aufforderung zum Tanze". Er wurde stürmisch beklatscht, da er gerade dieses Stück mit unfehlbarer Mechanik der Finger spielte. Das soll hier auch gewissenhaft berichtet werden. Ein weiteres Urtheil muß ich auf passende Gelegenheit aufschieben.

In einer Wohlthätigkeits-Matinée des Herrn Rich. Schmidt hörte ich eine „chromatische Sonate" für Klavier und Violine von J. Raff, vorgetragen von dem Concertgeber und dem trefflichen Herrn de Ahna. Das Werk ist trotz seiner zerfahrenen rhapsodischen Form doch sehr interessant, und enthält viele schöne melodische und originelle Stellen. Die Ausführung war eine sehr gute. H. Ehrlich.

Notizen.

Die chinesische Gesandtschaft hat während der letzten Zeit in Berlin mindestens ebensoviel von sich reden gemacht wie der Fall von Plewna, die Kanzlerkrisis und die französischen Wirren. Die Berliner Bevölkerung, deren Betragen den Chinesen gegenüber an Takt und Reserve zu wünschen übrig ließ, mußte officiös verwarnt werden. Man hielt ihr die anständigere Haltung des Straßenpublicums in anderen europäischen Hauptstädten entgegen. Das Avertissement machte großes Aufsehen und wurde natürlich von Londoner und Pariser Blättern mit Behagen citirt. Bei uns wollte es Manchem nicht ganz gerechtfertigt erscheinen. Die fraglichen Chinesen sind auswärtige Diplomaten, deren gesellschaftliche Exterritorialität hier zu Lande nicht gegen jeden Zweifel geschützt ist. Haben doch ihre europäischen Collegen seitens eines Theiles der deutschen Presse im Laufe der Jahre vielerlei Anfechtungen zu erdulden gehabt, und wenn sie nicht am Zopf gezerrt wurden, so war es wohl nur deswegen nicht geschehen, weil sie zufällig keinen trugen. Die Malicen, welchen sie ausgesetzt waren, galten für nationale Pflicht, und wenn Friedrich der Große unter ganz anderen Verhältnissen in einem Moment krauser Laune die Gesandten fremder Staaten sehr unhöflich Spione genannt hat, so wurde das mit etwas anderen Worten von Leuten wiederholt, die zwar ebenfalls nicht immer höflich geartet, aber darum doch keine Friedrichs sind. Hielten sich die Angreifer für Patrioten, so ist nicht recht ersichtlich, warum man die kleinen Quälgeister, bei welchen der Anblick eines überseeischen langen Haarbeutels ein unüberwindliches Gelüste des Zupfens und Ziehens hervorruft, nicht ebenfalls als künftige Vaterlandsvertheidiger begrüßen und verehren sollte. Diese Neigung dürfte sogar mit jenen moralischen Anzapfungen verglichen um Vieles harmloser und unschuldiger erscheinen. Die Chinesen laboriren ohnehin an einer ganz ungewöhnlichen Etikette. Während ihr Gesandter, der übrigens ein ganz verständiger Mann sein soll, bei dem kaiserlichen Empfang natürlich stehend verharren mußte, ließ er eine andere hohe Person bitten, ihm zu erlauben, daß er nach der Hofsitte seines Landes sich während der Audienz setzen dürfe. Der leutselige Herr hatte natürlich keine Einwendungen. In der Umgebung der chinesischen Legation sollen diese und ähnliche Vorkommnisse dadurch erklärt werden, daß, wenn der Gesandte nicht auf der Anerkennung dessen bestehe, was sein Rang erfordert, Seine Excellenz sich den Bauch aufschlitzen müßte! Man kann sich unschwer vorstellen, was Alles von unseren gutherzigen Berlinern mit einer solchen Drohung erlangt werden könnte. Sollen indessen hiesige Sitten und Gepflogenheiten mit denen des Auslandes, wie bei dieser Gelegenheit officiös geschehen ist, in Parallele gestellt werden, so würde das auf anderen Gebieten nicht durchweg zum Vortheil unserer Nation geschehen können, vor Allem nicht in Sachen der Preßfreiheit. Wer auch dem Marschall Mac Mahon nicht über den Weg traut, wird zugeben müssen, daß er während des bisherigen Verlaufs der französischen Krisis sich Attaken der Blätter gefallen ließ, deren hundertster Theil bei uns in irgend einem wenn auch sehr kleinen Dissens die Urheber während eines ansehnlichen Abschnitts ihres Daseins am Plötzensee zu verweilen gezwungen haben würde. Beweis dessen die harte Strafe, welche einen radicalen Schriftsteller getroffen hat, weil er die Symbolik eines gewissen politischen Dreibundes, der im Orient zuverlässiger Information zufolge eine überaus wichtige Rolle gespielt hat oder nach sicherem Vernehmen noch zu spielen berufen sein dürfte, nicht mit tiefsinnigem Ernst in ausreichendem Maße zu ergründen vermochte. Mehr darüber zu sagen werden wir aus begreiflichen Gründen uns wohl hüten. Auch wegen der Kanzlerkrisis und was damit zusammenhängt hätten wir Mancherlei auf dem Herzen. Es fehlt diesmal dazu der Raum und die Zeit. Doch können sich die Leser darüber beruhigen, daß ihre Weihnachtsfreude nicht durch den Rücktritt Bismarcks in einem Augenblick getrübt werden soll, wo große europäische Staatsactionen sich vorbereiten, der Reichskanzler nach wie vor unentbehrlich ist und hoffentlich auch dafür sorgen wird, daß der russische Siegesbecher nicht allzusehr überschäume.

* * *

Für den Weihnachtstisch.

Ludwig Knaus. Photographien nach Originalen des Meisters. Mit Text von Ludwig Pietsch. Berlin, Verlag der Photographischen Gesellschaft. „Unter den modernen Genremalern hat sich kaum ein Zweiter durch seine Schöpfungen zugleich das Herz seines Volkes und das Urtheil der kritischen Geister aller Nationen, die Liebe der Naiven und Unbefangenen und die höchste Schätzung der Sach- und Fachkundigen so zu gewinnen vermocht, wie Ludwig Knaus." Daß dieser erste Satz des Begleittextes dieses Knaus-Albums eine Wahrheit ausspricht, daß dieser sich der Popularität im schönsten Sinne und in einer Ausdehnung, wie kein anderer lebender Künstler Deutschlands erfreut, erfährt er nicht allein durch den Erfolg seiner Originalgemälde, sondern nicht minder auch der Herausgeber der gestochenen und photographirten Copien derselben durch deren Absatz. So wie die Photographien nach L. Knaus, „gehen" und „ziehen" die nach keines andern heutigen Malers Werken. Die Berliner Photographische Gesellschaft, welche seit einigen Jahren das Recht der Vervielfältigung seiner neuern Bilder erworben hat und ausübt, hat sich bewogen gefühlt, dem berühmten Urheber ihrer beliebtesten und vortheilhaftesten Verlagsobjecte in diesem mit höchster Gediegenheit und Pracht ausgestatteten Album gleichsam einen Tribut der Verehrung und wohlverdienten Dankbarkeit zu entrichten. Den innern Titel schmückt das von L. Knaus selbst mit Meisterhand gezeichnete lebensvolle eigene Porträt des Malers in verkleinerter photographischer Reproduction; den Deckel des musterhaften Bandes eine ornamentale Decoration in Goldpressung von eben so reichem als edlem Stil nach Luthmers Zeichnung. Dreizehn vollendet ausgeführte photographische Copien nach auserlesenen Originalen des Meisters, drei darunter nach gezeichneten Naturstudien desselben, bilden den Inhalt der Sammlung. Vermissen wir darin auch einige der bekanntesten und beliebtesten, die Goupils Verlag in festen Händen hält, wie die Taufe, die goldne Hochzeit, den Taschenspieler, so bringen doch die hier gegebenen die ganze herzerquickliche Art seines Talents, seine große Ausdrucksfähigkeit, den Reichthum seiner Naturbeobachtung und Erfindung zur genügenden Anschauung. Von der, von den lieblichsten nackten Putten umschwebten „Madonna" mit dem Jesusknaben auf dem Schoß bis zu den „Passeyrer Raufern vor ihrem Pfarrer", vom „Katzentisch" bis zur „Dorfhexe", von „Seine Hoheit auf Reisen" bis zum „Begräbniß", — welch eine Reihe von liebenswürdigen, charaktervollen, drollig naiven, rührenden und holdseligen Gestalten von allen Lebensaltern; von hier dem Leben des Volkes abgelauschten, dort aus der Kraft der an der Wirklichkeit befruchteten Phantasie erzeugten, bald ernsten und ergreifenden, bald poetisch humoristischen Situationen, dramatischen und idyllischen Scenen! Und sie alle empfingen durch die Kunst des Meisters die gleich volle und überzeugende und gleich erfreuende Realität im Bilde. Ludwig Pietsch hat jedem dieser Blätter einen erläuternden Text, dem Ganzen eine ausführliche Biographie und Charakteristik des Meisters beigegeben. Beide sind aus vollster Beherrschung des gesammten Materials hervorgegangen und athmen das feinste Verständniß für die künstlerische Eigenart des Meisters. Von ganz besonderem Interesse sind jene Theile der Würdigung, die uns Knaus in seinem Verhältniß zur Genremalerei unserer Zeit und der Vergangenheit zeigen. Der literarische Theil des „Albums" gestaltet sich auf diese Weise zu einer Leistung von selbstständigem, wirklichem Werth; und das kann ähnlichen Gelegenheitsarbeiten nicht oft nachgerühmt werden.

Der arme Heinrich. Sieben Zeichnungen von Joseph, Ritter von Führich. In Holz geschnitten von K. Oertel. Mit Text nach dem Gedichte Hartmanns von Aue. (Leipzig, Alphons Dürr.) Der kunstsinnige Verleger hat uns hier mit einem durchaus eigenartigen Literaturwerk beschenkt, einem Meisterwerk hochstilvoller Ausstattung, das auch mit den besten englischen und französischen Mustern in die Schranken treten kann.

Das tiefergreifende, merkwürdige Gedicht aus dem letzten Jahrzehnte

des zwölften Jahrhunderts, wohl die seltsamste Blume mittelalterlicher Romantik, wird uns hier in keiner Uebersetzung, sondern in freier prosaischer Erzählung von legendenartiger Form vorgetragen, der es trefflich gelingt, in Ton und Stimmung einen dem Original ähnlichen Eindruck hervorzubringen.

Die sieben nachgelassenen Zeichnungen des heimgegangenen Nestors der Wiener Künstler gehören zu den schönheitsvollsten und gemüthstiefsten Darstellungen seines strengen Griffels. Führich, der „letzte Nazarener", dessen gesammtes Schaffen in tiefer religiöser Ueberzeugung wurzelte, und dessen Schöpfungen sich fast ausschließlich an die Gestalten der Bibel lehnen, wie die in demselben Verlage erschienenen großen Cyclen: Der Psalter, Der Bethlehemische Weg, „Er ist auferstanden!" und die Compositionen zum Buche Ruth, zeigt sich hier auf dem Gebiete weltlicher Romantik in der ganzen packenden Gewalt seiner markigen Darstellungsweise.

Der strenge Ernst der Auffassung, die herbe Selbstbeschränkung des Meisters, welcher, bei Verleugnung fast aller sinnlichen Mittel, nur die Vorgänge des Seelenlebens zur Darstellung bringt, gemahnen an die keusche Art der besten mittelalterlichen Meister.

Oertels kräftiger Schnitt, der vor Allem die Contour betont, bringt das Charakteristische der Figuren zu reinster Geltung.

In typographischer Beziehung ist wohl das Höchste geleistet, was die Neuzeit bei uns hervorgebracht hat. Das Werk ist in der Drugulin'schen Officin gedruckt. Die rothgedruckten Initialen rühren von Vespasiano Amphiario, die schönen Schlußvignetten meist von Peter Flötner her; für die Einbanddecken wurde eine Zeichnung von Vredemann Vries, einem Künstler der Renaissanceperiode, gleich jenen beiden andern Ornamentisten, benutzt. Gedruckt ist die Ausgabe auf echt holländischem Büttenpapier. Kurz, die ganze Ausstattung macht das Werk zu einem Entzücken des Kenners und zu einem Kleinod des wiedererwachenden deutschen Kunsthandwerks, und zeigt in allen Einzelheiten jene edle Vornehmheit, welche alle Publicationen dieses kunstsinnigen Verlegers auszeichnet.

Der Weihnachtstisch empfängt aus der Hand von Richard Schmidt-Cabanis, dem bewährten Redacteur der von Glasbrenner begründeten „Berliner Montags-Zeitung", eine freundliche literarische Gabe. „Buntes Nichts. Heitere Skizzen und Lebenserinnerungen"*) nennt sie der Spender, bescheidener Weise, meinen wir. Denn wenn eine Gabe die Mission hat, zu erheitern und dieselbe so gut erfüllt wie die vorliegende, dann wird aus dem Nichts ein ganz dankenswerthes Etwas. Aus dem bunten Inhalt des Büchleins, in welchem sich der Aufsatz „Ein Besuch bei Karl Gutzkow" ein wenig fremdartig ausnimmt, seien die kritischen Reminiscenzen „Getrocknete Lorbeerblätter der Erinnerung" besonders hervorgehoben. Sie haben bei ihrem ersten Erscheinen durch die gute Laune, mit der in ihnen der Schillerverbesserer Reicks und ähnliche Größen abgeschlachtet werden, lebhafte Heiterkeit erregt. Daß die übrigen Theile des Buches in der Stimmung dieser Reminiscenzen gehalten sind, ist ein Umstand, der dem Ganzen zu bester Empfehlung gereicht.

J. H.

Offene Briefe und Antworten.

In dem Aufsatze über die Wanderversammlungen der Aerzte in der vorhergehenden Nr. 47, worin Herr Paul Boerner die Bestrebungen der Aerzte bespricht für die Ordnung ihrer Berufsverhältnisse unter ihrer Betheiligung, bin ich zu einer thatsächlichen Berichtigung veranlaßt, damit nicht etwa in Zukunft, wenn die „Gegenwart" als Quelle für die Vergangenheit angerufen werden sollte, sie unwissentlich falsch Zeugniß geben würde. Bayern und Sachsen sollen nämlich dort zuerst diese Organisation des ärztlichen Standes auf der Grundlage ärztlicher Vereine erlangt haben, erst später Württemberg und Baden, und endlich Hessen. Es war aber Baden, welches hierin voranging (1864), dann folgte Sachsen (1865), Bayern (1871), Württemberg (1875) und zuletzt Hessen (29. Dez. 1876). Aber warum diese Staaten den Forderungen der Aerzte gerecht wurden, dazu findet Verfasser das Motiv in einem Gefühle der Nothwendigkeit, durch solche und ähnliche Vorgehen den Particularismus zu rechtfertigen, um nicht von Preußen zu sehr in den Schatten gestellt zu werden, das als Großstaat auch bis jetzt noch gezeigt, daß es solche Concessionen nicht nöthig hatte. Wir armen Kleinen! Gehen wir mit etwas Gutem voran, so sind wir der Frosch in der Fabel, der sich aufbläht, und bleiben wir zurück, so sind wir die Existenz nicht werth. Sollte vielleicht auch der Culturkampf, den Baden zuerst aufzunehmen gezwungen war, absichtlich von den Ultramontanen zur Stütze des Particularismus uns aufgenöthigt worden sein?

Karlsruhe. Dr. R. Volz.

* * *

Der Herausgeber des bei Cotta erschienenen „Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne von Willemer" erzählt S. 320, daß Mariannen der Lebensernst mit den vorrückenden Jahren Willemers recht nahe getreten sei. Daß sie aber den erhöhten Forderungen genügt, habe ihr Gemahl selbst bezeugt, indem er ihr zu Anfang der dreißiger Jahre mit einem schönen Geschenk folgenden Vers gewidmet habe:

Du warst mein Trost, mein Glück in diesem Leben,
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand?
Doch fand ich nicht; Dich hat mir Gott gegeben,
So segnet keine irdische Hand!

Für die Mehrzahl der Leser, die das Buch in großer Anzahl gefunden, wird es von Interesse sein zu erfahren, daß der sogenannte „Vers" nicht dem liebenden Gatten angehört, derselbe vielmehr einem Gedichte des alten Claudius entlehnt ist, das dieser seiner Frau Rebecca zur Feier der silbernen Hochzeit am 15. März 1797 gewidmet und durch den Wandsbecker Boten veröffentlicht hat. Der Geheime Rath von Willemer hat nur das u. E. sehr zweifelhafte Verdienst, einige Worte umgestellt und andere ganz verändert zu haben, wobei der Verstoß gegen die Prosodie in der letzten Zeile auch ausschließlich auf sein Conto zu setzen ist. Die Verse, wie sie in dem sechsten Theile des Wandsbecker Boten S. 64 abgedruckt sind, lauten wörtlich:

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben,
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand,
Doch ich fand nicht, Gott hat Dich mir gegeben,
So segnet keine andre Hand.

Anonymus.

Ein ausführlicher Bericht über das am 15. d. M. im hiesigen Wallner-Theater zur ersten Aufführung gelangte und beifällig aufgenommene Volksstück „Hasemanns Töchter" von Adolf L'Arronge folgt in nächster Nummer.

*) Leipzig, Verlag von Hoffmann u. Ohnstein.

Inserate.

Helle Lieder. Von **Louis Wolff.**
Cassel, **Georg H. Wigand**, 1878, 2 M., geb. 3 M., der Ertrag für das **Casseler Spohr-Denkmal** bestimmt.

Graue Lieder. Von **Demselben.**
Leipzig, **Oswald Mutze**, 1 M. 50 ₰.
Beurtheilungen in der Presse:
„Geniale Ursprünglichkeit, packende Originalität, wahre, gottbegnadete Poesie" etc. etc.

== *Festgeschenk!* ==
Francolieferung b. Baarbezug.
Murad Efendi,
Ost und West. Dichtungen.
Mit Portrait.
Eleg. broch 4 M., Prachtb. 5 M.
Hochfeine Ausstattung.
Verlag der **Schulze'schen Hof-Buchhandlung** (C. Berndt & A. Schwartz) in **Oldenburg.**

Bei Th. Thomas, Leipzig, erschien:
Vom geistlichen Durste.
Klostergeschichten in zierl. Reime gebracht durch den **Pater Profundus.** Preis M. 1. 50.

Festgeschenk!
Feinste Ausstattung.
Francolieferung bei Baarbezug.
Fitger, Arthur.
Fahrendes Volk.
Gedichte.
Eleg. broch. 5 M. Prachtband 6 M.
Allmers, Hermann,
Dichtungen.
2. stark verm. Aufl.
Eleg. broch. 3 M. Prachtband 4 M.
Verlag der **Schulze'schen Hof-Buchhandlung** (C. Berndt & A. Schwartz) in **Oldenburg.**

Soeben erschien u. ist in allen Buchhandlungen vorräthig
Zweite Auflage.
LINOS.
Paramythien (dichterische Erzählungen)
für deutsche Frauen u. Jungfrauen
von
Heinrich Martin.
Eleg. broch. Glacé-Umschlag 1 M. 50 ₰.
Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 M. 50 ₰.
Dresden. H. Jaenicke's Verlag.

Novität von Bret Harte.
Die
Mine in der Teufelsschlucht.
Eine californische Erzählung.
Mit illustrirtem Umschlag. Preis: 2 M.
Stuttgart. Abenheim'sche Verlagsbuchhandlg.

Am 1. Januar 1878 beginnt ein neues Abonnement.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Abonnements entgegen
auf:

Gesammt-Auflage aller 12 Ausgaben 500,000 Exemplare.

DER BAZAR.
Illustrirte Damen Zeitung

Gesammt-Auflage aller 12 Ausgaben 500,000 Exemplare.

Prämiirt mit der Verdienst-Medaille. Weltausstellung 1876.
Vierteljährl. Abonnementspreis **nur 2 Mark 50 Pf.** (in Oesterreich nach Cours).

24. Jahrgang.

Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Moden und Handarbeiten,
enthaltend 2000 Abbildungen und Beschreibungen, welche die gesammte Damen-Garderobe, Leibwäsche und Kinder-Garderobe, ebenso die Leibwäsche für Herren, die Bett- und Tisch-Wäsche umfassen; ferner finden die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange die eingehendste Beachtung: Bunt- und Weißstickerei jeder Art, Tapisserie-, Strick-, Häkel-, Frivolitäten-, Filet-, Knüpf- und Nahmenarbeiten.

24 Supplemente mit über 300 Schnittmustern
in natürlicher Größe zur gesammten Garderobe für Damen, Mädchen und Knaben, sowie für Leibwäsche.

24 Unterhaltungs-Nummern
bringen das Beste aus den Gebieten des Nützlichen und Schönen, des Belehrenden und Unterhaltenden, anziehende Novellen und Erzählungen, Illustrationen von Künstlern ersten Ranges, Modeberichte, sowie eine Fülle von Vorschriften für Gesundheits- und Schönheitspflege.

24 Beilagen mit Rebus, Räthseln,
kleinern Aufsätzen und Annoncen, das gesammte wirthschaftliche Leben umfassend.

Zahlreiche Extra-Beilagen.

Urtheile der deutschen Presse:

Nordd. Allgem. Ztg. — Der Bazar, dieser vornehmste Herold der Mode, ist der beliebteste Repräsentant des modernen Geschmacks.

Die Post. — Von welch eminentem Werthe die Modebilder des Bazar, seine Muster, Modelle und Patronen für unsere Damen geworden, beweist die treue Gunst derselben an diese weltbekannte Modezeitung.

Schles. Zeitung. — Besonders hervorzuheben ist das Bemühen des „Bazar", die Handarbeit mittelst stylvoller Originalzeichnungen künstlerisch und hervorragend schön zu gestalten.

Königsberger Hartungsche Zeitung. — Neben dem sonstigen reichen Inhalt dieses Weltblattes bietet sich für jede Gesellschaftsgruppe eine Fülle moderner Toilettenvorbilder, die sich besonders der Aufmerksamkeit der Damen empfehlen, die eine elegante Einfachheit bevorzugen.

Prager Abendblatt. — Als treuester Spiegel der Mode, als nützlichstes und interessantes Blatt für die Frauenwelt, bewährt diese erste illustrirte Frauenzeitung stets ihren altbegründeten Ruf.

Schles. Presse. — ... fügen wir hinzu, daß die belletristischen Nummern interessante Unterhaltung, gehaltvolle, geistige Gaben bieten, die so recht im Herzen und Gemüth der Frau anklingen, daß diesen treffliche Illustrationen bewährter Künstler sich anschließen sc.

Berl. Bürgerztg. — Die gebotene Fülle moderner Toiletten, die stylvollen Vorlagen für Handarbeit jeder Gattung erklären den Ruf und die enorme Verbreitung des „Bazar"

Constit. Vorstadt-Zeitung. — Die belletristischen Nummern sichern durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts und ihren reichen Bilderschmuck den Ruf des Bazar als Unterhaltungsblatt ersten Ranges.

Frankfurter Journal. — Die Unterhaltungs-Nummer des „Bazar" bietet jeder Altersstufe des weiblichen Lebens durch Geist und Herz anregenden Inhalt volle Befriedigung.

Badische Landesztg. — „Der Bazar" ist wesentlich ein Familienjournal. Er sucht Geschmack an edler Einfachheit zu verbreiten und leitet an zur Selbstanfertigung der Toilette.

Probe-Nummern des neuen Jahrgangs liefert jede Buchhandlung.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 52. Berlin, den 29. December 1877. XII. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Italien in Frankreich.

Von A. Schneegans.

„Was in Frankreich vor sich geht, ist nicht französisch," so äußerte sich vor wenigen Wochen ein mit den transvogesischen Zuständen, mit Land und Leuten innig vertrauter Geist, und richtiger konnte man über diese düstern Ereignisse nicht urtheilen. In diesen Worten liegt viel mehr, als was der landläufige und leichtfertige Skepticismus oder Witz darin zu suchen geneigt sein möchte; nicht ein Epigramm ist es, wohl aber ein Spruch, dessen Tiefe und dessen Bedeutung sich nur demjenigen sofort erschließen, der einerseits die jetzigen Verhältnisse Frankreichs, und nicht nur seit gestern, prüfenden und forschenden Blickes verfolgt, der andererseits aber auch mit der Geschichte dieses Landes vertraut ist und der sich in dessen innerstes Geistes- und Gemüthsleben, in dessen volle, tiefe Natur eingelebt und, ich möchte sagen, eingefühlt hat.

Wen hat wohl nicht bei dem Hereinbrechen des 24. Mai 1873, bei jener ungeheuren That des schnödesten Undankes gegen den „Retter des Vaterlandes" wie ein Staunen überfallen, daß solches in Frankreich geschehen konnte, in dem Lande, das sich, und zwar mit Recht, seines Hochsinnes so oft gerühmt, das den Edelmuth über Alles preist, das sich mit einer an Sprödigkeit grenzenden Würde von allem Niedrigen, Häßlichen und Kleinlichen abzuwenden pflegt! Wie, so fragte man sich in seinem Innersten, wie ist es möglich, daß in einer französischen Nationalversammlung sich eine Majorität finden konnte, um, kaum einige Monate nach der Räumung des Landes durch die deutschen Heere, den Mann zu so jähem Falle zu bringen, dem allein Frankreich diese Befreiung zu verdanken hatte?

Und wen hat nicht bei dem noch viel unheimlicheren Wetterblitzen des 16. Mai 1877 ein noch ganz anderes Gefühl kalt durchrieselt, als in diesem Frankreich, in diesem Lande der Ehre, wo nichts, selbst nicht die heiligste Mahnung der heiligsten Pflicht, über die Geister und Willen mehr vermag als der Point d'honneur, wo mehr als in irgend einem anderen Lande ein Verstoß gegen das Ehrgefühl, gegen jene gewisse höhere und feinere Biederkeit, welche la loyauté heißt, entehrt — als in diesem Frankreich die niederträchtigste aller Intriguen sich plötzlich entfaltete, mit Lug und Trug die Erwählten des Volkes umstrickte, meuchlings, mit Kniffen, die der schmutzigste Pferdemäkler verschmähen würde, die Minister wie abgedankte Lakaien verabschiedete, den Buchstaben der Verfassung auf eine verschmitzte Weise herumzudrehen verstand, bis von dem Geiste der Gesetze auch kein Hauch mehr übrig blieb, und am Ende eine Sachlage schuf, wie sie drohender und unheilvoller kaum geahnt werden konnte: die Ruhe zwar noch in den Straßen, der Bürgerkrieg aber in allen Herzen, schon auf allen Zungen, und vielleicht morgen vor allen Thüren! Nein! dies Alles war nicht französisch! Keinem französischen Gedanken waren diese Pläne entsprungen! Keine Französin zeugte die Männer, die solches unternahmen! Man forsche nach in der ältesten und in der jüngsten Geschichte dieses Landes; man suche nach dem Genius dieses Volkes, da, wo er sich am reinsten offenbart, wo er ungemischt und von keinem fremdländischen Einflusse getrübt sich vor unsern Augen entfaltet: wie ganz anders, in anderer Gestalt, in wie ganz anderem Wesen tritt er auf! Die Mängel, die Gebrechen, die Untugenden, die sich durch die Thaten dieses Volkes hervorwinden, entspringen einem Gedankengang, einer Gefühlsbewegung, die gerade im offenen und grellen Widerspruch mit denjenigen stehen, aus welchen diese schwarzen Ereignisse erstanden; die Fehler, die Frankreichs Volk zu begehen pflegt, stammen sie nicht aus einem bis zum Uebermaß getriebenen, bis über das Aeußerste hinaus verfeinten Stolze, aus dem bis zur Spitze getriebenen Gefühl seiner Erhabenheit über alles Gemeine? Sind es nicht die Fehler einer Art von Aristokratie, die sich gegen die Möglichkeit sträubt, mit Andern auf denselben Vergleichungsgrad gestellt zu werden, die sich höher dünkt als die Nachbarn, und die sich auch daran gewöhnt hat höher zu fühlen, höher zu handeln? Mit Recht hat man oft gesagt, daß die Untugenden und Fehler eines Volkes, wie eines Menschen, aus denselben Quellen wie die Tugenden, die diesen Menschen oder dieses Volk ehren, fließen. Wenn man aber, in diesem Sinne, die Thätigkeit des französischen Volkes beobachtet, so muß sich einem der Gedanke aufdrängen, daß ein Land, das sich gerade durch solche Tugenden, wie es das französische thut, auszeichnet, nimmer und nimmermehr die Politiker erzeugen konnte, auf deren Eingreifen die vorgestrigen Ereignisse zurückzuführen sind. Man nehme unter den Staatsmännern, unter den Denkern, unter den Schriftstellern Frankreichs diejenigen heraus, in welchen sich der französische Genius verkörpert, die von jeher als die eigentlichen Träger des französischen Charakters gegolten, — und man frage sich, ob zwischen ihnen und dem jetzigen, in dem Elysée gestern noch thronenden Geschlechte auch nur die entfernteste Verwandtschaft bestehen kann: unter den Königen, Heinrich der Vierte, das Sinnbild des französischen Geistes; unter den Kriegern, Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel; zur Zeit der Religionskriege, Coligny; unter der Restauration, der General Foy; in der

zweiten Republik, der General Cavaignac; auf einem anderen Felde, Sully, Turgot, Benjamin Constant, Guizot und Thiers; an der Spitze derjenigen, die, als Denker und Dichter, das innerste Gefühl dieses Volkes in sich aufnahmen und diesen Geist in die der Nation am vollkommensten angepaßte Form hüllten: Rabelais, Montaigne, Pascal, Molière, Voltaire, Diderot! — Was haben diese Namen gemein mit dem kriechenden, unheimlichen, heuchlerischen, in der Nacht umher arbeitenden Geschlechte der Politiker des Elysée? Licht, Klarheit, Offenheit, gerader Sinn, Ehrlichkeit, trotzender Helden- und Bürgermuth, der zuweilen, mit einer fröhlichen, lächelnden, jauchzenden Todesverachtung, sich bis zur Vermessenheit versteigt, ein Kämpfen mit offenem Visir, ein zuweilen übermüthiger, aber immer glänzender, und in dem edelsten Affecte sich gefallender Trieb nach den kühnsten und tollkühnsten Schlachten, — das ist es, was Frankreichs Genius kennzeichnet; und so richtig ist dieses Zeichen, daß, will man die Caricatur der französischen Nation entwerfen, man zu den Fanfaronaden und Gasconnaden eines „Capitain Fracasse" geführt wird, — niemals aber zu den unfranzösischen Ränken und Kniffen jener schleichenden Wichte, die sich seit einigen Jahren als die einzigen Vertreter des französischen Staates geberdeten.

Franzosen sind sie auch nicht; und nimmt man die Geschichte zur Hand, so wird man erkennen, daß jedesmal, wenn Frankreich in unheilvolle Pfade getrieben wurde, wenn es sich selbst und Europa ein Schrecken und Gräuel ward, es fremde, südliche, aus Italien stammende Einflüsse waren, die sich seiner bemächtigten, die seinen Genius überwältigten, die ihn zu ihrem Werkzeuge herunterdrückten. Aus Italien stammt die Familie der Broglie; mit den Medici kamen die Herzöge von Broglio nach Frankreich, und sucht man heute nach den Männern, deren Einflüsterungen in den Alkoven des Elysée tonangebend sind, so stößt man zuvörderst auf jenen italienischen Pater, der langsamen und behutsamen Schrittes zuweilen aus dem Jesuitenkloster der Rue des Postes nach der Wohnung des Marschalls Mac Mahon wandelt, und dort die Befehle seines Generals aus Rom übermittelt. Woher kam jene furchtbare Familie der Napoleon und der Napoleoniden gezogen, die mit Gewaltthätigkeit und mit List, am 18. Brumaire und am 2. December, Frankreich überrumpelte? woher jene Könige und Königinnen, die sich in dem Gefolge des großen Cäsaren auf die europäischen Throne setzten? Ein Stück von Italien ist Corsika, und kein französisches Blut rollte in den Adern der Buonaparte. Und weiter hinauf in der Geschichte Frankreichs: waren jene Männer Franzosen, die Cardinal von Mazarin und Gondi, Cardinal von Retz hießen? war Concini, Marschall von Ancre, ein Franzose? Und endlich ist es Frankreich, das erröthen muß, dasjenige Weib geboren zu haben, das die Bartholomäusnacht vorbereitete und des Königs Büchse nächtlings auf die Franzosen feuern hieß? Johanna d'Arc, die „Jungfrau von Orleans", war französischen Geschlechts und Blutes durch und durch und in ihr verkörpert sich der Genius dieses Volkes; aber weit über Frankreichs Grenzen, in dem Italien, aus welchem in ihrem Gefolge die Broglio nach dem Norden zogen, wurde Catarina von Medici geboren. Nicht aber in dem Italien, das wir jetzt bewundern, das sich unter dem nördlichen Einfluß, unter den klugen und ritterlichen Piemontesen, unter Cavour und Ricasoli emporgeschwungen! Ein anderes Italien ist es, das jene politischen Meuchelmörder erzeugt, und gegen die Heimat der Medici kämpft auch das junge Italien, wie das französische Volk, wie Deutschlands Völker und Fürsten. Niemals mag uns die Geschichte mit so klarer Schrift, wie dies in den älteren und in den jüngsten Geschicken Frankreichs zu lesen ist, die Gefahren vor Augen geführt haben, die sich in jenem italienischen Einflusse verbergen: ein Staat, der sich dieser finstern Macht überliefert, ist dem Verderben anheimgegeben; die Schrecken einer Bartholomäusnacht, die Gewaltthätigkeit eines 18. Brumaire und 2. December, die Ränke und Kniffe eines 24. und 16. Mai, lauern im Verborgenen, und lauscht man den Gedanken, die sich in den Köpfen dieser Mitternachtshelden entspinnen, so mag man hören, wie der Eine oder der Andere seinen Getreuen in's Ohr flüstert: Der Bürgerkrieg! dies Wort bringt uns das Wasser in den Mund!

Ob das französische Volk, das seit vier Jahren in den Banden dieser Macht gefesselt lag, und das erst seit Kurzem des ganzen Schreckens seiner Lage bewußt wurde, sich vollständig herauszuarbeiten im Stande sein wird; ob das Gift, das seit langen Jahren schon langsam durch die Congregationsschulen in die Adern des Volkes geträufelt, nicht den Organismus durchdrungen hat; ob die gesunde Kraft des alten Genius von Frankreich noch mächtig genug sein wird, um Herr dieser Geister zu werden, — wer vermag es heute zu ermessen? wer wagte es zu bejahen? wer zu verneinen? Ein Stück Weltgeschichte spielt sich aber jedenfalls dort ab, das in allen denjenigen Herzen einen Widerhall finden muß, die jenen Kampf, jenen ewigen Kampf um Freiheit des Denkens, Erlösung von dem Banne des mittelalterlichen Italiens, freie Forschung und immerwährenden Fortschritt der Menschheit, himmelhoch über alle anderen Kämpfe erheben, und in welchem Lande sie geboren sein mögen, überall wo gegen diese Vergewaltigung und gegen diesen Geist der Vergangenheit gekämpft wird, Verbündete, Freunde, Verwandte begrüßen. Nicht nur Frankreichs, Europas Schicksale spielen sich an der Seine Strand ab, und kein unüberlegtes Wort war es wohl, das diesen Kampf einen Culturkampf geheißen.

Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands.

Von Politicus.

(Schluß.)

Der Commandant der türkischen Ostarmee, deren Aufgabe die Vertheidigung des Festungsvierecks ist, Muschir Suleiman Pascha hat, wie sein Vorgänger im Commando Mehemed Ali Pascha, die ihm am Lom gegenüberstehende russische Armee, über welche der Großfürst-Thronfolger den Oberbefehl führt, wie die nach Osten vorgeschobenen Truppen der Balkanarmee aus ihren Stellungen zu verdrängen und die Jantralinie zu durchbrechen versucht, um dadurch die Russen zur Räumung von Tirnowa nebst Schipkapaß und zur Aufhebung der Einschließung von Plewna zu nöthigen. Es sind diese nach einander an verschiedenen Stellen unternommenen Versuche jedoch nirgendwo gelungen. Die von türkischer Seite hier und da erzielten taktischen Erfolge konnten aus Mangel an ausreichenden Kräften niemals strategisch ausgenutzt werden. Die Vorstöße Suleiman Paschas erfolgten abwechselnd gegen die untere und gegen die obere Jantra. In der Richtung auf die mittlere Jantra zu setzen das waldige, tiefgeschluchtete Terrain und die von den Russen errichteten starken Befestigungen einem türkischen Vorstoße kaum überwindliche Hindernisse entgegen. Hier, wo Mehemed Alis Offensive mit der „forcirten Recognoscirung" zwischen Tscherkowna und Tschairkiöi am 24. September ihr Ende nahm, hat Suleiman Pascha in richtiger Berechnung keinen Vorstoß unternommen. Wir registriren als Vorstöße gegen die untere Jantra folgende: am 24. October von Jowan Tschiftlik aus gegen Damogila; am 9. November von Rustschuk aus gegen Pyrgos; am 15. November abermals von Jowan Tschiftlik aus gegen Metschka; am 19. November von Rustschuk und Kadiköi aus gegen Pyrgos und Trstenik und endlich am 26. November die große, mit 40 Bataillonen von Kadiköi aus unternommene Recognoscirung gegen Metschka und Trstenik. In einem dieser Gefechte fiel Ende October Prinz Sergej von Leuchtenberg, Neffe des Kaisers Alexander.

Das Ergebniß aller dieser Unternehmungen war ein lediglich negatives. Es wurde von Suleiman Pascha constatirt, daß

mit den ihm zur Verfügung stehenden Kräften die russischen Positionen an der Bjela-Rustschuker Straße nicht zu nehmen seien. Damit schloß der November ab. Suleiman Pascha ging nun dazu über, sein Glück auf dem andern Flügel zu versuchen, das heißt, von Osmanbazar aus gegen die obere Jantra vorzustoßen, wobei sein Operationsziel Tirnowa war. Er hatte dabei den Vortheil, sich mit seinem linken Flügel gegen den Elena-Balkan lehnen zu können, durch dessen Pässe schon wiederholt türkische Streifcorps bis dicht an das von den Russen besetzte Elena sich vorgewagt hatten. Kleinere Actionen hatten in dieser Gegend übrigens schon am 13. October: Angriff auf die russischen Positionen bei Marian (zwischen Bebrowa und Elena), 2. November: wiederholter Angriff auf Marian, 17. November: Angriff der Türken auf Slataritza — stattgefunden. Mit Anfang December wurde die Hauptaction Suleiman Paschas hierher verlegt. Da zu jener Zeit von Südwesten her Plewna kein Entsatz mehr kommen konnte, so sollte jetzt von Südosten aus über Tirnowa und Lowtscha der letzte Versuch zur Befreiung Osman Paschas gemacht werden. Am 4. December wurden die russischen Positionen bei Marian durch eine türkische Colonne unter dem Cavaleriegeneral Fuad Pascha genommen. Die Russen — es war die 9. Division vom 8. Armeecorps unter General Fürst Swiatopolk-Mirski — waren zu schwach, um sich in Elena behaupten zu können, gegen welches gleichzeitig über den Balkan her durch den Ferditschpaß eine türkische Abtheilung vorgegangen war, während eine andere Abtheilung im Norden von Elena bis Slataritza vordrang. Fürst Mirski zog sich vor der türkischen Uebermacht auf der Straße nach Tirnowa bis zu dem Thale der Drenska bei Jakowitza zurück, um in dieser Position die sofort erbetenen Verstärkungen zu erwarten. Das Gefecht bei Marian und Elena ist für die Russen ein sehr verlustreiches gewesen; 11 Geschütze gingen ihnen verloren; ihren Verlust an Todten und Verwundeten geben sie selber auf 50 Offiziere und 1800 Mann an. Die Türken konnten jedoch ihren „großen Sieg" nicht weiter verfolgen. Die Position von Jakowitza, noch 28 Kilometer von Tirnowa entfernt, wurde vom Fürsten Mirski behauptet, bis ihm General v. Dellingshausen die 26. Infanteriedivision, die bei Tschairköi gestanden hatte, als Verstärkung zuführte. Bei Jakowitza und Slataritza ist seitdem andauernd gekämpft worden, bis am 14. December die Türken unter Niederbrennung von Elena den Rückzug antraten. — Suleiman Pascha, welcher die Operation gegen Marian von Achmedlü (bei Bebrowa) aus geleitet hatte, wandte sich inzwischen wieder nach seinem rechten Flügel hinüber, um am 12. December von Krasna aus abermals gegen die russischen Positionen bei Metschka einen Vorstoß, und zwar diesmal mit nicht weniger als 60 Bataillonen, zu unternehmen. Wie gewöhnlich konnten die Türken die anfänglich errungenen Erfolge nicht behaupten; die von Bjela her eintreffenden Verstärkungen gaben den Russen das Uebergewicht. Der türkische Vorstoß war abermals ein vergeblicher gewesen. Interessant ist, daß am 12. December auf der Donau russische und türkische Panzerschiffe am Kampfe sich betheiligten. — Da die russische Westarmee aufgelöst wird, darf demnächst schon eine beträchtliche Verstärkung der Armee des Großfürsten-Thronfolger und eine planmäßige Offensive derselben gegen das bulgarische Festungsviereck erwartet werden.

In Bezug auf die Lage am Schipkapasse hat sich nichts geändert. Die gegenseitige Beschießung der russischen und türkischen Batterien hat ihren Fortgang genommen. Es ist dabei am 11. November der Commandeur der türkischen Artillerie Lehman Pascha (aus Torgau in der preußischen Provinz Sachsen gebürtig) durch eine in den Kopf erhaltene Kugel getödtet worden. Die türkische Armee bei Schipka zählte Anfang December noch immer über 30,000 Mann, über 90 Geschütze, darunter mehrere Gebirgsbatterien, und 18 Mörser. An Stelle des abberufenen Reuf Pascha befehligte sie zuletzt Achmed Ejub Pascha. Der bei Tirnowa stehenden russischen Südarmee (General Radetzki), welche die Besatzungen für die Balkanpässe zu stellen hat, ward die 24. Division (Herschelmann) zugetheilt, auch wurden die bulgarischen Druschinen durch neue Werbungen complettirt.

Die bei Adrianopel in Bildung begriffene türkische Reserve-Armee hat bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt, in Action zu treten. Adrianopel ist mit starken Befestigungswerken umgeben worden, die es zu einem zweiten Plewna machen sollen!

Im Westen des Wid hatten die Operationen des Generals Gurko gegen Ende October einen sich mehr und mehr ausdehnenden Umfang angenommen. Während die ihm unterstellten Truppen des Gardecorps auf der Straße nach Sofia vorgingen, breiteten sich in dem flacheren Lande zwischen Balkan und Donau russische und rumänische Cavaleriedetachements aus. Am 31. October wurde (von Lowtscha aus) Tetewen im Balkan und Lukawitza an der Straße nach Orkhanje, am 2. November Dschurilowo am Skit, am 9. November Wratza, von wo aus über's Gebirge gegen Orkhanje und Sofia operirt werden konnte, am 17. November der Rosalitapaß besetzt. Es folgten nunmehr jene Operationen, welche zur Delogirung der Türken aus Orkhanje erforderlich waren. Die sogenannte „Armee von Orkhanje" wurde, nachdem Schefket Pascha vom Commando zurückgetreten war, unter dem Oberbefehle Mehemed Ali Paschas von Schakir Pascha commandirt; sie war zu schwach, um nach allen Seiten hin den Angriffen der Russen die Spitze bieten zu können. Ein Scheinangriff, der von Wratza aus über schwierige Gebirgswege gegen Orkhanje unternommen wurde, kostete den Russen große Opfer; dagegen gelang es ihnen, sich in den Besitz von Prawza (Prawetz), an der Straße zwischen Etropol und der großen Chaussée nach Sofia gelegen, zu setzen und am 24. November Etropol selber zu nehmen. Ein zu gleicher Zeit in der linken Flanke der Russen durch die Türken von Slatitza aus über den Balkan gegen Tetewen unternommener Angriff wurde abgewiesen. Durch die Einnahme von Etropol, welche das Verdienst des Generals Dandeville war, sahen sich die Russen in der Lage, die in der Front kaum zu nehmenden türkischen Stellungen in den Balkandefilés hinter Orkhanje zu umgehen. Auf dem schwierigen Striglpasse drang die Colonne des Generals Dandeville von Etropol aus in's Gebirge vor und erstürmte am 28. November die Höhen von Greota. Die in der rechten Flanke umgangenen Türken räumten am 29. November Orkhanje und das Defilé von Wratschesi. General Ellis, der bis dahin Prawza besetzt gehalten hatte, drang ihnen nach, besetzte an der Straße nach Sofia den Paß von Baba Konak und erstürmte die Höhen von Dermente, welche die türkischen Positionen bei Araba Konak beherrschen. Gleichzeitig ging General Kurnakoff von Etropol aus auf dem Slatitzapasse über den Balkan, debouchirte bei Klisköi und warf die Türken in das befestigte Lager von Slatitza zurück. Eine vierte Colonne unter Oberst Komarowski drang von Tetewen aus über den Sestiplaspaß gegen Slatitza vor. Alle Versuche der Türken, die von den Russen besetzten Höhen wiederzugewinnen, sind vergeblich gewesen. Das eintretende schlechte Wetter verhinderte bei Araba Konak größere Operationen; nur das Artilleriegefecht ist mit wenigen Unterbrechungen fortgesetzt worden. Auch bei Slatitza ist keine weitere Vorrückung erfolgt. Mehemed Ali Pascha, der sein Hauptquartier zuletzt in Dolnje Kamirli hatte, ist, da er die in Constantinopel auf ihn gesetzten Hoffnungen in Betreff des „Entsatzes von Plewna" nicht zu erfüllen vermochte, abberufen und im Commando der Armee von Sofia durch Schakir Pascha ersetzt worden. Einer Ausdehnung der russischen Operationen nach Rumelien steht nach dem Eintreffen der von Plewna her zu erwartenden Verstärkungen bei Sofia kein Hinderniß im Wege.

Die Besetzung der oberhalb Nikopoli gelegenen türkischen Donauplätze ist ohne erheblichen Widerstand erfolgt; es ist damit die zweite Brigade der ersten rumänischen Division beauftragt gewesen. Am 21. November wurde von ihr Rachowa, am 30. November Lom Palanka besetzt. Nach der Auf-

lösung der Westarmee sollen die derselben zugetheilt gewesenen rumänischen Divisionen an der Donau verbleiben und im Verein mit serbischen Truppen die Festung Widdin belagern, der bisher schon die erste Brigade der ersten rumänischen Division in der Position bei Kalafat gegenüber gestanden hat. Am 19. November ist unweit von dort auf der Donau ein zwischen zwei Inseln vor Anker liegender türkischer Monitor durch rumänische Artillerie in den Grund gebohrt worden.

Nach der Kriegserklärung Serbiens an die Pforte steht am Timok die Herstellung der Fühlung zwischen den Serben unter Oberst Horwatowitsch und den russischen Vortruppen, die bis Belgradschik auf Streifung begriffen sind, alsbald zu erwarten. Der zweite serbisch-türkische Krieg gehört schon der „neuen Phase" an; die Serben eröffneten ihn, indem sie bei Nisch über die Grenze gingen.

Der Schauplatz des montenegrinisch-türkischen Krieges ist nach dem Abschlusse der Operationen in der oberen Herzegowina jener Theil des türkischen Albaniens gewesen, welcher zwischen dem See von Scutari und dem adriatischen Meere liegt. Daneben sind ab und zu Angriffe auf die türkischen Grenzplätze Spuz und Podgorizza unternommen worden. Der Fürst Nikolaus, der, unbeachtet von den Türken, mit Truppen und Geschütz über den See setzte, hat Mitte November die türkischen Plätze Spizza, Antivari und Dulcigno in seine Hand gebracht. Gegen die Citadellen der beiden letztgenannten Orte wurde eine Beschießung eröffnet. Ein Entsatzversuch, welchen die Türken von Scutari aus gegen Antivari hin unternahmen, wurde am 18. November bei Mirkowitschi zurückgeschlagen. Andererseits ist es aber auch den Montenegrinern nicht gelungen, über die Bojana zu setzen und sich Scutaris zu bemächtigen; ihr Anführer Plamenatz hat am 19. November bei Anamaliti eine empfindliche Schlappe erlitten. Die aus dem südlichen Albanien Truppenverstärkungen herbeiführenden türkischen Kriegsschiffe haben am 9. December das von den Montenegrinern besetzte Fort Goloberdo bei Antivari erfolglos beschossen. Der heftige Wellengang verhinderte die Landung der an Bord befindlichen Truppen, die darauf südlich der Bojana ausgeschifft wurden und zur Verstärkung der Besatzung von Scutari dienten.

* * *

Auf dem asiatischen Kriegsschauplatze hat sich im Monat October bei Kars eine entscheidende Wendung vollzogen. Zwischen der russischen Armee, die im Lager von Karajaila das Eintreffen der Verstärkungen abwartete, und der ihr gegenüber auf dem Jagnhi- und Aladscha Dagh in starken Positionen stehenden türkischen Armee hatten während des September nur unbedeutende Actionen stattgefunden. Am 3. October eröffneten die Russen, bei denen inzwischen die erste (Moskauer) Grenadierdivision eingetroffen war, einen allgemeinen Angriff gegen die Linien Achmed Mukhtar Paschas; sie erstürmten den großen Jaghni Dagh, den sie jedoch am folgenden Tage, angeblich „weil die Beschaffung von Wasser auf Schwierigkeiten stieß", wieder räumten. Am 9. October gaben die Türken die vorgeschobene Position auf dem Kisil Tepe auf, welchen die Russen ebenso wie den großen Jaghni Dagh Tags darauf besetzten. Gleichzeitig war seit dem 9. October eine Umgehung der türkischen Stellungen durch General Lazareff in Ausführung begriffen, von welcher die Türken erst Kenntniß erhielten, als sie gelungen war und General Lazareff die in ihrem Rücken gelegenen Orlokhöhen besetzt hatte. Am 13. October stiegen die Türken vom kleinen Jaghni Dagh und von den Höhen von Wizinköi herab und griffen mit Ungestüm die von den Russen vor dem großen Jaghni Dagh errichtete Redoute an; es wurde dieser Angriff tapfer zurückgeschlagen. Am 15. October fand dann die Entscheidungsschlacht statt. General Heimann erstürmte mit den kaukasischen Grenadieren den Awljarberg in der Mitte der türkischen Linien und, da gleichzeitig General Lazareff im Rücken die Türken angriff, wurde die Armee derselben in zwei Theile zersprengt, der linke Flügel wurde nach Kars hinübergedrängt, während der rechte Flügel auf dem Aladscha Dagh umschlossen wurde und um 8 Uhr Abends sich ergab. In dieser Schlacht am Aladscha Dagh standen 65,000 Russen 30,000 Türken gegenüber; der türkische Gesammtverlust betrug 6 Paschas, etwa 100 höhere Offiziere und 16,000 Mann mit 36 Geschützen, nebst massenhafter Bagage, darunter ein ganzes Zeltlager, und Munition.

Die nächste Folge dieses russischen Sieges war die erneuerte Einschließung und Beschießung von Kars, während welcher das russische Hauptquartier nach einander in Wizinköi, Böyük Tikma und Weran Kale sich befand. Dem mit den Trümmern seiner Armee auf der Straße nach Erzerum sich zurückziehenden Achmed Mukhtar Pascha folgte General Heimann auf dem Fuße. Am 19. October räumte, nach erhaltener Nachricht von dem Schicksal des Oberbefehlshabers, Ismail Pascha sein Lager gegenüber von Igdyr (im russischen Gouvernement Eriwan) und zog sich über das Grenzgebirge, den Sor Dagh, zurück; bei Ali Kotschak kam es zu einem Rückzugsgefechte. Am 23. October war Ismail bereits bei Zeidekan angelangt. Achmed Mukhtar Pascha glaubte, gleichwie im Juni die starke Position von Zewin im Soghanlü Dagh halten zu können; allein General Heimann kam ihm auf dem südlichen der beiden Pässe voran, besetzte von Medjingerd aus das am Aras gelegene Khorassan und zwang dadurch Achmed Mukhtar die Position im Soghanlü Dagh zu verlassen und sich weiter in die Ebene Pasin zurückzuziehen, wo es dann demselben am 27. October gelang, bei Köprüköi seine Vereinigung mit Ismail Pascha zu bewirken und den Rückzug nach Erzerum nunmehr unbehindert fortzusetzen. Der dem Ismail auf dem Fuße folgende General Tergukassoff, welcher durch eine detachirte Abtheilung Bajezid von Neuem hatte besetzen lassen, trat Tags darauf, am 28. October, durch seine Cavalerie mit General Heimann in Fühlung. In der Nacht gelang es den Russen, die türkische Arrieregarde in Hassan Kale zu überraschen und zahlreiche Gefangene zu machen. Die Türken behaupteten sich zunächst einige Tage auf dem mit einigen Befestigungen versehenen Passe von Dewe Boyun, wenige Kilometer von Erzerum. Am 4. November wurde diese Position von den Russen erstürmt, nachdem der in einen Hinterhalt gelockte Feind schwere Verluste erlitten hatte. Die Türken wälzten sich in wilder Flucht nach Erzerum hinab. Achmed Mukhtars Zelt wurde erbeutet und der siegreiche russische General setzte sich zu dem für den türkischen Pascha angerichteten Mahle nieder. 40 Geschütze fielen den Russen als Beute zu. Seitdem wird Erzerum, die Hauptstadt des türkischen Armeniens, von den Russen bedroht, die auf dem Dewe Boyun sich verschanzt haben. Eine eigentliche Einschließung des Platzes hat bisher nicht stattgefunden; dagegen sind zu verschiedenen Malen nächtliche Ueberfälle versucht worden. Bei dem Ueberfalle vom 9. November gelang es sogar den Russen, in das östlich der Stadt gelegene Fort Azizie einzudringen, das sie jedoch alsbald wieder räumten.

Inzwischen nahm die Beschießung von Kars ihren Fortgang. Ein am 5. November von der Besatzung nach Südosten gemachter Ausfall wurde durch General Lazareff zurückgewiesen. Die Russen drangen dabei in die Hafiz Pascha-Tabia (Redoute) ein, machten die Besatzung nieder, zogen sich dann aber wieder zurück. Ganz wider alles Erwarten kam dann die Kunde, daß in der Nacht vom 17. zum 18. November Kars erstürmt worden sei. Es kann, da die nächtliche Erstürmung einer so großen Festung ein Unicum ist, nicht fehlen, daß man nach einem Verräther sucht, der die Russen heimlich einließ, und englische Blätter haben als solchen den türkischen Obersten Hussein Bey, „der seitdem an der Seite des Generals Loris-Melikoff reite", bezeichnet. Auf russischer Seite fiel bei dem Sturme auf die Kanlü Tabia General Graf Grabbe. Die Russen machten 17,000 Türken, darunter 5 Paschas und 800 Offiziere, zu Gefangenen; 300 Geschütze und große Massen von Waffen, Munition nnd Proviant fielen ihnen als Beute zu. Dem Commandanten Hussein Sami Pascha gelang es,

über Pennek nach Erzerum zu entkommen. Am 19. November hielt der Höchstcommandirende Großfürst Michael seinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt. Es ist anzunehmen, daß die Russen alle Anstrengungen machen werden, nunmehr auch Erzerum in ihre Gewalt zu bekommen; es ist gegen dasselbe die so lange bei Kars festgehaltene Armee im Anzuge. Andererseits bieten aber auch die Türken Alles auf, um von Trapezunt aus Truppen nach Erzerum zu schaffen, damit Achmed Mukhtar Pascha im Stande ist, eine neue Feldarmee zu bilden, um, wenn möglich, die Einschließung von Erzerum zu verhindern, beziehungsweise zu durchbrechen, eventualissime den Vormarsch der Russen auf der Chaussée nach Trapezunt am Kop Dagh oder bei Baiburt aufzuhalten. Auch von Batum aus, wo die Lage sich noch immer nicht wesentlich gändert hat, sind Truppen zur See nach Trapezunt und Samsun geschickt worden, da Anatolien ganz von Streitkräften entblößt ist und russischen Streifzügen weithin offen liegt. So beginnt auch in Asien die neue Phase des Krieges mit sehr düstern Aussichten für die Pforte.

Wir schließen hier unsere Darstellung der kriegerischen Ereignisse und behalten uns einen Rückblick auf die zur Orientfrage in Beziehungen stehenden politischen Begebenheiten des nämlichen Zeitabschnitts für ein anderes Mal vor. Die türkische Circularnote, welche die Friedensmediation der Großmächte anruft, ohne jedoch irgend eine annehmbare Friedensbasis zu bieten; die Eröffnung des zweiten Osmanischen Parlaments; die Kriegserklärung Serbiens; der Aufstand auf Kreta sind ebensoviel neue Momente, welche erst in ihrer Rückwirkung auf die allgemeine politische Lage richtig beurtheilt werden können, wie sie andererseits manchen früheren Vorgängen erst die ihnen zukommende Stelle anweisen werden.

Die „neue Phase" des Krieges wird auch darin abweichen von der letztdurchlaufenen, daß die Politik wieder mehr in den Vordergrund treten wird, wie dies immer zu geschehen pflegt, wenn ein Krieg seinem Ende sich nähert und die Diplomatie die Hände regt, um die Friedensbasis zurecht zu schieben.

Literatur und Kunst.

Der schönen Freundin.

Schöne Freundin des Menschengeschlechtes,
Langsam alternde, die Du dem Ersten
Unsers Stammes einst tröstend gelächelt,
Als er emporsah,

Irr, ein Fremdling des blauenden Räthsels
Ihm zu Häupten. Du aber geduldig
Löstest ihm von dem dunkelgebor'nen
Auge den Schleier.

Und er ging und es folgten ihm Andre,
Unabsehbaren Zug's, und Du lenktest
Ihren suchenden Fuß, Du beschirmtest
Treu ihre Kindheit.

Hunger stilltest Du ihnen und Durst mit
Muttersorgfalt; Du helltest mit Deinem
Licht ihr Haupt und erfülltest mit warmer
Sehnsucht ihr Herzblut.

Und sie wuchsen wie Wellen des Fluthdrangs,
Und sie zogen wie Wolken im Meerwind,
Und wo immer Dein Antlitz sie fanden,
Ward ihre Heimat.

Gold'ne Mutter, auch ich bin Dein Kind ja,
Das vom Traum in's Erwachen Du küßtest,
Dem Du freudigen, fühlenden Herzschlag
Liehest — o Dank Dir!

Dank Dir, daß mir in leuchtender Schönheit,
Wie dem Ahnherren unsers Geschlechtes,
Ew'ge Jugend Dein blühendes Antlitz,
Mutter, noch lächelt!

Daß ich heim zu den schweigenden Schatten
Schreiten werde, bevor von den Runzeln,
Ach, des Alters auch Deinen geliebten
Blick ich umflort sah.

Daß im Wechsel, der Alles dahinrafft,
Was im Herzen erblühte, doch einzig
Du als Herrscherin über ihm scheinest,
Göttliche Sonne!

Wilhelm Jensen.

Rudolph Lindau.*)

Der Name an der Spitze dieser Zeilen begegnete mir zum ersten Male auf dem Titelblatte des zweibändigen Romans „Robert Ashton". Wer weiß, wie lange dieser auf meinem Büchertisch der Lectüre vergeblich geharrt hätte, wäre mir nicht in einer großen Zeitung eines jener literarischen Register zu Gesichte gekommen, welche das summarische Verfahren in die Kritik eingeführt haben. Das Zusammenpferchen unzähliger belletristischer Erzeugnisse in einem solchen räumlich und — geistig beschränkten „Literaturblatt" ist keineswegs brutal; das Verfahren ist vielmehr eine sanfte Methode, ohne sorgsames Lesen und ohne mühevolles Schreiben mit den Opfern der kritischen Thätigkeit fertig zu werden und ihnen dennoch nicht weh zu thun.

Was kann scheinbar den Autoren und ihren Verlegern wohlthuender sein als das süße Lob, das in dem literarischen Anhang großer politischer Zeitungen gleichzeitig über eine Masse schöngeistiger Production ausgegossen wird, wie der katholische Priester mit einer Hand voll Weihwasser eine unabsehbare Schaar Betender besprengt! Jeder erhebt sich froh, wenn er auch nur mit zwei Tropfen gesegnet wurde.

Schade nur, daß das kritische Weihwasser von einer Beschaffenheit zu sein pflegt, um dem unbefangenen Zeitungsleser die damit besprengten Bücher schon mißduftig zu machen, bevor er auch nur daran gerochen hat. Der stereotype „Mangel an Raum", die eingebildete Nothwendigkeit Vieles, Alles zu besprechen und daher das Urtheil über das Einzelne möglichst zu kürzen, fördern, ja fordern beinahe das flüchtige Hinhuschen des Kritikers über sein Object und in natürlicher Folge nicht die kritische Paraphrase des Gegenstandes, wie sie im Beschauer, der sich Zeit und Mühe nimmt, spontan und unmittelbar entspringt, sondern die Umhüllung mit der längst zugeschnittenen Phrase, mit den „fertigen Kleidungsstücken", die für Jedermann passen können.

Der Kritiker dieser Sorte beschwichtigt sein Gewissen mit dem Gedanken, daß ja Autor und Verleger ganz zufrieden sein werden, weil ihr Buch gelobt wurde. In der That, es ist noch nicht vorgekommen, daß ein Dichter seinem Lobe mit einer Antikritik entgegengetreten wäre. Niemand hat sich zu beklagen, als der unbefangene Zeitungsleser, der literarische Belehrung, Anregung zur Lectüre erwartet und unwillkürlich in

*) „Robert Ashton" (Stuttgart, Hallberger). — „Gordon Baldwin" (Berlin, Gebr. Paetel). — „Erzählungen und Novellen" (Berlin, Janke). — „Liquidirt" und „Schiffbruch" (Stuttgart, Hallberger).

die Täuschung verfällt, das instinctmäßige Widerstreben, das durch darüberhinhuschendes Phrasenthum in ihm hervorgerufen wird, für das Unbehagen zu halten, welches das besprochene Buch selbst erregen würde. So zieht er aus der Kritik die einzige literarische Belehrung: dem Gelobten meilenweit aus dem Wege zu gehen.

Ich bin nun ein solch' unbefangener Zeitungsleser und der Zufall wollte, daß ich in einem „Literaturblatt" der erwähnten Art eine Anzeige des „Robert Ashton" fand, die einigermaßen ungünstig lautete. Wie labte dieser Duft vom „Bittern" in der Fluth lauen Zuckerwassers! Das Buch mußte jedenfalls etwas Ungewöhliches sein, in dem Maße, um selbst dem flüchtigsten Blick bemerkbar zu werden, wenn das bequeme gnädige Kopfnicken hier nicht passen wollte. Sogleich nahm ich den genannten Roman zur Hand und lernte in der That etwas Ungewöhnliches kennen, ja geradezu ein Unicum: einen deutschen Romanschriftsteller, der wirkliche Kenntniß des vornehmen Lebens besitzt.

Viele Dinge und Geschöpfe, mit denen die Phantasie spielt, existiren nicht, aber denkbar ist ihre Möglichkeit. Nur dem deutschen Roman blieb es von jeher vorbehalten, solche Phantasiegestalten auftreten zu lassen, blos damit sie die Unmöglichkeit ihrer Existenz, ihre Undenkbarkeit, und zwar in schauerlichen Formen, demonstriren. Ich will die Namen der Verfasser nicht der Vergessenheit streitig machen, sonst könnte ich Romane bezeichnen, in denen „Barone", wenn sie ihre Bedienten auf der Entwendung ihrer Börsen ertappen, ihnen noch etwas schenken! Dafür sind sie eben Barone — reiche und vornehme Leute nach der üppigen Einbildungskraft eines mager honorirten deutschen Romanschreibers. Es stünde ihnen nicht gut an, sich wegen der paar Goldstücke zu alteriren; sie müssen vielmehr dem Spitzbuben „edelmännische" Größe zeigen. In mancher dieser Romane sprechen die höheren Stände unausgesetzt französisch, obgleich sie dies in Wahrheit, wenn nicht ein äußerer Umstand dazu zwingt, für eine „bürgerliche" Conversation halten. Und nun erst die unmöglichen Möbel und Manieren!

In Deutschland hebt eben die Trennung der Stände auch die gegenseitige Kenntniß ihrer Lebensformen vollständig auf, während bei anderen Culturvölkern, namentlich bei Franzosen und Engländern, die engste nationale Verwandtschaft trotz aller äußeren Verschiedenheit der Verhältnisse so intim bestehen bleibt, daß aus jedem Stande Jedermann, falls er nur Neigung oder Beruf hat, sich darum zu kümmern, ein Bewußtsein davon besitzt, was in seinem Lande wirklich und möglich ist.

Nun ist es zwar nicht die vornehme Welt Deutschlands, in die uns „Robert Ashton" einführt, sondern Engländer, Russen, Franzosen bestimmen den Gang des Romans. Allein Farbe und Ton der guten Gesellschaft sind von kosmopolitischer Wirkung, in ihnen stellt sich die ästhetische Seite des Menschenlebens überhaupt dar, soweit sie sich in Umgangsformen, in den Sitten der Häuslichkeit und in den Gesetzen des Salons anschaulich machen läßt. Kommen aus der Urbeschaffenheit der Seele jene Conflicte hinzu, die keine Rücksicht auf Stand und Erziehung nehmen, die man das allgemein Menschliche nennt, so empfängt ihr psychologischer Inhalt von der höheren Lebensform denselben Reiz, wie ihn die unbändige Leidenschaft im Drama von der höheren Sprache, vom Vers gewinnt.

Robert Ashton ist ein Spieler und Roué, und wenn die oben erwähnte obscure Notiz im großen Zeitungsblatt nichts weiter in ihm sieht, so ist der geistigen Schnellpresse, womit solche Kritiken gearbeitet werden, das culturhistorische Moment des Romans in der Geschwindigkeit nicht mit unter die Maschine geschoben worden. Wie hier der reiche Engländer und seine Familie ihre Lebensgenüsse auf verschiedene Länder Europas vertheilen, bald auf den Gütern in der Heimat, bald in Paris oder Rom die Schwere des Daseins sich erleichtern, so lebt, und zwar erst in modernster Zeit, ein großer Theil der „obern Zehntausend", und unabsehbar ist, was dadurch an intellectuellen Keimen für eine künftige engere Gemeinschaft der Gebildeten aller Völker ausgestreut wird. Ein großer Theil des Romans hat Paris zum Hintergrunde und es ist merkwürdig, wie hier absichtslos, ohne Schönmalerei, mit der klaren und verständigen Gelassenheit des Epikers, dieser eleganten Gesellschaft und der Stadt selbst, ihrem Aussehen im bewegten Tagesleben und mehr noch in ihrer selten beobachteten winterlichen Ruhe und Einsamkeit, Stimmung verliehen wird, so daß sich für den Leser ein fast lyrischer Eindruck ergibt.

Indessen sind in dieser Arbeit die psychologischen Fäden nicht mit solcher Sicherheit gezogen und umspinnen das Gemüth nicht so unwiderstehlich wie in dem meisterhaften Roman „Gordon Baldwin". Nach einem alten Spruch, den Goethe aus Agricola schöpfte, ist Lehrling Jedermann, Geselle, wer etwas kann, Meister nur, wer etwas ersann. Ist Können die nothwendige Voraussetzung aller Kunst, so ist doch Meister nur, wer einen neuen Weg in ihr eingeschlagen hat. Hergebracht und scheinbar natürlich ist es, daß ein Erzähler die Helden seiner Fabel, um für sie zu interessiren und durch ihre Geschicke zu rühren, im höchsten Grade liebenswerth zu machen sucht, sie folglich mit allen erdenklichen schönen Eigenschaften ausstattet und, um der Alles ausgleichenden Natur gerecht zu werden, die kein Licht ohne Schatten kennt, diesen nicht ganz verhüllt, ihm aber nur die Form liebenswürdiger Schwächen gibt. So haben wir eine lange Galerie idealer Helden und namentlich Heldinnen, in die selbst die ihnen vom Roman zuerkannten Liebhaber nicht so sehr verliebt waren als ihre Autoren. Rudolph Lindau hat eine neue Art geschaffen in der Kunst des Romanschriftstellers, mit den Menschen seiner Erfindung umzugehen. Wenn auch Romane wie „Père Goriot" und „Madame Bovary" auf diesen Weg leiten konnten, so zeigt doch die spontane Kraft, mit der ihn unser Autor geht, daß die Richtung unmittelbar in ihm entsprang. Man darf behaupten, daß dieser schneidende, eherne, unerbittliche und doch das poetische Interesse nicht schädigende, vielmehr erhöhende Realismus der Charakterzeichnung im deutschen Roman bisher nicht vorkam.

Der Mittelpunkt, um den sich die Handlung dieses Romans dreht, ist der Amerikaner Georg Forbes, schon nach Abkunft und äußeren Verhältnissen eine originelle Figur, weil aus einer von unserer Erzählungsliteratur bisher noch nicht verwertheten Menschengattung. Sie wird uns folgendermaßen erklärt:

„Man findet in Amerika hie und da Abkömmlinge deutscher und englischer Emigranten, bei denen die Einflüsse eines neuen Klimas und einer andern Lebensweise die Spuren ihres Ursprunges in wenigen Generationen verwischt haben. Die typischen Züge ihrer Vorfahren sind beinahe gänzlich verschwunden. Sie haben knochige, schmale, feine Gesichter; eine eigenthümlich zarte Hautfarbe, große, kluge, lebhafte Augen; wohlgeformte, kleine Hände und Füße und lange, hagere Gliedmaßen. Ihre Haltung ist kühn und edel; ihre Bewegungen sind ungezwungen und sicher. Sie gleichen in ihrem Aeußeren viel mehr den Enkeln alter, großer Geschlechter, als den Nachkommen breitschultriger, untersetzter Proletarier, welche Noth und Elend aus der Heimat getrieben hatten; und man erfährt nicht selten, daß sie selbst in ihrer Jugend noch Gewerbe betrieben haben, die in Europa nur von den unteren und armen Volksklassen ausgeübt werden."

Ein Mann von so plebejischer Abkunft und so aristokratischer Haltung und Erscheinung ist Georg Forbes. Er hat ein unermeßliches Vermögen erworben und sich in Paris niedergelassen, wo ihn die Einrichtung seines Hauses eine Zeit lang interessirte. Dann beginnt er sich zu langweilen. Die Reisen im Sommer, der Club im Winter, das ist sehr eintönig, wenn man nichts in der Seele hat, keine Liebe zu irgend einem Menschen. Forbes aber hat keine Freunde, weil er kein Vertrauen hat, weil er viel ausgebeutet wurde, so daß er nun in Jedem, der sich ihm nähern will, den Mann sieht, der etwas von ihm verlangen wird. Da fügt es sich, daß ihm ein Engländer empfohlen wird, der in Japan ein bedeutendes Geschäftshaus gründete, ein trefflicher, ernster aber warmherziger Mann: Gordon Baldwin. Georg gewinnt den neuen Bekannten lieb, sehr lieb, er ist glücklich in seinem Umgang — bis zu dem Augenblicke, da auch Baldwin in die Lage kommt, einen Dienst

von Forbes beanspruchen zu müssen. Das ernüchtert den von einer Regung des Herzens kaum erst angeglühten Amerikaner; kalt und verdrießlich verweigert er das Erbetene. Schon eine Stunde später bereut er seine mißtrauische Härte, möchte sie gut machen, Alles gewähren, aber es ist zu spät; Baldwin, verletzt, hat sich zurückgezogen, hat Paris verlassen.

Vier Jahre verstreichen, bevor er wiederkehrt. Eine Begegnung der alten Bekannten führt zu einer persönlichen Verständigung zwischen ihnen und nichts scheint sich verändert zu haben. Auch die Liebe Baldwins zu der Tochter eines Kaufmanns in der amerikanischen Colonie in Paris, zur imponirend schönen Johanna, blieb sich gleich. Bei seinem ersten Aufenthalt wurde ihm ihre Hand verweigert, aber nicht durch die Geliebte selbst, sondern durch ihre Mutter, die mittlerweile gestorben ist. Baldwin wirbt ein zweites Mal und seine Werbung wird erhört oder vielmehr geduldet. Johanna hat im innersten Herzen nur ein einziges Interesse: Georg Forbes. Er hat sie aber 27 Jahre alt werden lassen, ohne es zu bemerken und mit einer Art Rachegefühl gegen den unerschütterlich Gleichgültigen läßt sie es geschehen, daß sie Baldwin verlobt wird. Und wenn sie von keinem andern Gefühl bewegt wäre als von Rachelust — dieser würde der Schritt Genüge thun. Denn Forbes ist von dem unerwarteten Ereigniß ihrer Verlobung wie von einem schrecklichen Blitz getroffen, der ihm zugleich das Dunkel seiner eigenen Empfindungen erhellt. Johanna hätte ihn aus der Menschenverachtung und dem Lebensekel erlöst, sie wäre die einzige Frau für ihn gewesen, — aber es ist zu spät.

Gewöhnliche Leser, namentlich wenn sie zufällig auch mittelmäßige Schriftsteller sind, glauben, an dieses Stadium der Handlung gelangt, die fernere Entwicklung und den Schluß errathen zu können. Was wäre unnatürlicher im Leben und folglich natürlicher in der Romanschreiberei, als daß Johanna in einer weichen, vertraulichen Stunde Baldwin ihre Liebe zu — Forbes gestehe, jener den alten Bekannten darüber aufkläre und sich dann selbstverleugnend, mit überirdischer Entsagung nach Japan zurückziehe, das glückliche Paar gäbe ihm mit dem obligaten „thränenden Auge“ das Geleite. Dann riefe die Nähmamsell, wenn sie den Band in die Leihbibliothek zurückträgt, noch auf der Straße aus: Wunderschön! und der Klang ihrer Stimme machte es ihr unhörbar, daß Natur und Wahrheit höhnend hinter ihr herkicherten.

Des Menschen Charakter ist sein Schicksal! Diese Erkenntniß von furchtbarer Bedeutsamkeit sollte über dem Portal jedes Musentempels stehen, in welchem das Menschenleben nachgestaltet wird. Johanna kann nicht gestehen, der rechtschaffene Baldwin nicht wissen, daß ein Geständniß zu machen sei. So können sich die Dinge nicht nach dem Geschmack der Nähmamsell entwickeln, sondern gehen mit der ehernen Folgerichtigkeit, die aus der Unabänderlichkeit des menschlichen Charakters entspringt, einem tragischen Verhängniß entgegen.

Ich will nur zwei Proben von der Gemüthsstärke des Verfassers im Festhalten realistischer Charaktermotive geben. Johanna ist die Heldin, eigentlich die einzige weibliche Figur in diesem Roman. Auf ihre Person wird daher Alles zusammengetragen, was sie dem Leser anziehend und selbst herrlich erscheinen lassen kann. Dennoch erspart ihr der Verfasser nicht und selbst in den Momenten nicht, da ihr Schicksal am schmerzlichsten den Leser ergreift, die bittersten Anklagen der Selbstsucht, der Unfähigkeit das Unglück Anderer zu verstehen, Vorwürfe, die er nicht durch die handelnden Personen gegen sie aussprechen läßt, die er vielmehr mit unmittelbarem Autorrecht auf die Zeichnung ihres Charakters verwendet.

Ein zweites Beispiel dieser realistischen Strenge ist damit gegeben, daß Georg Forbes, dessen Mangel an Vorzügen des Herzens jeder mittelmäßige Autor durch alle erdenklichen Vorzüge des Geistes und der Bildung ausgeglichen hätte, den Seneca zugeschriebenen Spruch: „Taedet tamdiu eadem fecisse“ sich erst übersetzen lassen muß, obgleich das Verständniß des Satzes beim deutschen Leser als selbstverständlich vorausgesetzt wird, so daß diesem der Sinn der Rede nur durch den Lebensgang des reichen Amerikaners verdolmetscht wird, der nicht müde wird, das Elend des immer sich wiederholenden nichtigen Thuns zu empfinden. Das ist ein geringfügiger, aber für den künstlerischen Ernst unseres Autors bezeichnender Umstand.

Können nun Schicksale, die mit eiserner Consequenz aus den Charakteren der Menschen folgen, so selten wie diese selbst erfreulicher Art sein, so läßt doch eine Darstellung, die sich auf einer solchen in gewissem Sinne furchtbaren Basis mit meisterhafter epischer Objectivität bewegt, zuletzt wie alle Kunst einen wohlthuenden, weil erhebenden Eindruck zurück. Such is life! Und nur die Poesie kann das Leben, wie es ist, erträglich machen. Die Poesie besteht jedoch nicht darin, die unheilbaren Wunden und Zerklüftungen des Lebens mit lügnerischem Phantasiespiel zu maskiren, sondern sie in ihrer innersten Wahrheit, welche nichts als der Mensch selbst ist, unbefangen und leidenschaftslos aufzuzeigen. Aus der Anschauung, aus dem Verständniß der Nothwendigkeit entspringt eine höhere Befriedigung als aus der nur um den Preis der Lebenswahrheit erkauften Auflösung der Conflicte in süßes Wohlgefallen.

Der Band „Gordon Baldwin“ enthält nicht Reflexionen ausgedehnter Art und nicht Gespräche allgemeinen Charakters, wie sie berühmte vielbändige Romane zu immenser Bogenzahl anschwellen machen. Die Erzählung erzählt — und nichts weiter. Und dem echten und rechten Romanleser ist es auch um nichts Anderes zu thun. Er kauft den Stoff und wenn er statt dessen geistreiche Debatten für sein Geld empfängt, so fragt er klagend wie der Bauer, der eine vornehme Dame heirathete, die nach und nach einen immer größern Theil ihres Wesens als pures Toilettestück ablegte, was denn für ihn übrig bliebe?

Wissen zu wollen, was in des Nachbars Haus vorgeht, ist ein berechtigtes und natürliches Interesse am Menschenleben. Gebildete tragen jedoch gerechte Scheu, dieses Interesse offen und gründlich zu befriedigen. Darum ist gerade den Gebildeten der Roman als Epos der Gegenwart ein unabweisbares, lebhaftes Bedürfniß. Danach läßt sich ermessen, mit wie viel realistischer Lebenswahrheit der Roman gesättigt sein muß, um das Interesse des Gebildeten zu befriedigen.

Die ästhetische Bedeutsamkeit, die der im reinsten Sinne epischen Dichtung „Gordon Baldwin“ zuerkannt werden muß, erschöpft jedoch keineswegs die poetische Eigenthümlichkeit dieses Autors. Dem genannten Roman sind eine Erzählung „Liquidirt“ und ein Novellencyclus „Schiffbruch“, dem Roman „Robert Ashton“ ist eine Sammlung „Erzählungen und Novellen“ vorhergegangen. Die Letztere erfuhr die unangenehme Auszeichnung, daß man ergreifende Gedanken, welche die Sammlung enthält, in schlechten Versen zu popularisiren versuchte, ohne dem Urheber der Gedanken die ihm gebührende Ehre zu erweisen. Allein auch die Kritik ist meines Wissens bisher jener erwähnten poetischen Eigenthümlichkeit Rudolph Lindaus nicht völlig gerecht geworden.

Eine der „Erzählungen und Novellen“ führt den Titel „Fred“. Fred ist ein Hund, der Held der Geschichte; sein Herr ist scheinbar nur sein zufälliger Begleiter, weil der Hund auch einen Herrn haben muß, nicht aber der Mann, der zufällig auch einen Hund hätte. Allein aus dieser Nebenstellung, die ihm der Autor anwies, tritt der Mann mit immer erkennbarerer Bedeutung vor das Gemüth des Lesers, als eine seltsame und erschütternde Gestalt. Er ist der Träger eines Wehs, das er wie schamhaft verbirgt und das ihn zuletzt überwältigt. Sein Herz hat einen stummen Schrei nach dem andern darüber ausgestoßen, aber er hat kein Wort davon gesagt. Am Ende muß er Hand an sich selbst legen, aber der Leser hat das Gefühl als wäre es ein natürlicher Tod: es konnte nicht anders kommen. Während „Liquidirt“ die Schicksale europäischer Ansiedler in China und Japan mit brennenden Farben erzählt und ethnographischen Werth besitzt, verweile ich doch lieber bei „Schiffbruch“, weil dieser Cyclus vor Allem in der Novelle „das Glückspendel“ unter demselben Himmelsstrich athmen läßt, wie „Fred“. Da herrscht eine Schwermuth, die nur an ihren Schleiern erkennbar ist, da hört man den Trauermarsch des Daseins, der nur auf gedämpfter Trommel gespielt wird.

Fabricius und Heinrich Warren sind Jugendfreunde. Jener blieb in Deutschland, dieser wanderte nach Amerika aus. Nach geraumer Zeit kehrt er zurück, erst 36 Jahre alt, aber ein Greis, müde, abgespannt, einsilbig. Was ist mit ihm geschehen? Er hält es selbst nicht für bedeutend, er erzählt es bei der Pfeife Tabak, ohne Aufregung, er weiß nicht recht, daß ihm das Herz in Stücke ging, er weiß nicht, daß es ein Act der Verzweiflung war, er hält es für Träumerei, wenn er sich in der Phantasie ein „Glückspendel" bildete. Schwingt sich nämlich die Seele nach der Seite des Wünschenswerthen hin zu weit auf, so muß sie naturgemäß nach der Seite des Grames und der Entbehrung hin zu weit zurückgeschleudert werden; sie beschreibe also einen kleinen Bogen, sie bewege sich zwischen weniger auseinander liegenden Endpunkten.

Rudolph Lindau entwickelt in der Darstellung solcher Gemüthsprocesse eine Meisterschaft, die sich hauptsächlich in der haarscharfen Genauigkeit bekundet, mit der er auf der unendlich schmalen Linie bleibt, die den Ausdruck des Schmerzes vom Pathos trennt. Hier ist gleichsam die Furcht jedes Wohlerzogenen, die Affecte, die ihn bewegen, durch heftige Geberden zum Schauspiel zu machen, in die eigenthümliche Keuschheit eines dichterischen Vermögens übersetzt, das den Schmerz schamhaft verhüllt und gleichwohl die Macht hat, ihn in seiner ganzen Tiefe aufzuzeigen.

In Novellen solchen Gehaltes macht sich neben der epischen Gewalt auch das lyrische Moment in der Dichterbegabung Rudolph Lindaus geltend, der bereits eine nicht zu übersehende Erscheinung in der deutschen Literatur geworden ist.

Hieronymus Lorm.

Seelen und Geister.

Anläßlich der Vorstellungen des Herrn Slade ist viel von „Geistern" die Rede gewesen. Für den Spiritisten sind die Geister gleichbedeutend mit Seelen, und wenngleich die „Medien" behaupten, daß sie auch die Seelen Lebender auf weiteste Entfernungen zu Aeußerungen bewegen können, so haben sie es doch der Regel nach mit den Seelen Verstorbener zu thun. Die Frivolität, welche sich der Spiritismus zu Schulden kommen läßt, indem er die Todten für seinen Gauklerdienst in Anspruch nimmt und so die Pietät der Lebenden auf das schwerste verletzt, will ich heute nicht berühren — überhaupt den Geisterklopfern, die kürzlich schon in unverdientem Maße Beachtung gefunden haben, nicht abermals die Aufmerksamkeit der Leser zuwenden. Ich will nur von den Seelen sprechen, wie sie aussehen, was sie treiben, wie man sie behandelt hat.

Unsere Frage nach dem äußeren Habitus der Seele wird durch die Versicherung der „Germania", daß die im Dienste des Spiritismus thätigen Seelen böse Geister seien, der Beantwortung nicht näher geführt, denn es ist niemals behauptet worden, daß die bösen Seelen sich von den guten äußerlich unterscheiden. Die Attribute der eigentlichen Teufel werden nicht den Verdammten zu theil, auch läßt sich annehmen, daß diese bei ihren Ferienreisen auf der Erde sich schnell akklimatisiren und etwaige Spuren der hohen höllischen Temperatur in unserer milden Atmosphäre ablegen.

Die Griechen haben in älterer Zeit die Seele als kleine geflügelte Menschengestalt dargestellt. Wurde später die Psyche oft als Schmetterling gebildet, so ist doch die klassische Kunst niemals der Auffassung ganz untreu geworden, welche den vom Körper abgetrennten Geist als ein verjüngtes Bild der leiblichen Erscheinung denkt. Traumbilder und Visionen haben in allen Welttheilen die Menschen dazu geführt, die Seelen als Schatten der Lebenden zu betrachten, und die menschliche Neigung, jedes geistige Wesen, den Gott wie den Dämon, nach menschlichem Ebenbilde zu schaffen, leitete zu demselben Punkte hin.

Die niederen Racen unterscheiden, gleich den cultivirten Völkern, zwischen dem Lebensprincip und der moralisch verantwortlichen Seele (animus — anima). Allgemein stellt man sich diese als sehr zart, subtil, dünn vor, abgestuft von der geläuterten Materie bis zum luftförmigen Wesen. Der Grönländer nennt die Seele bleich und weich, der Siamese lehrt, daß ihre feine Materie sich dem Auge wie dem Gefühle entziehe, nach den Kirchenvätern ist sie unkörperlich im Vergleiche mit dem sterblichen Leibe, dünn, leuchtend und von menschlicher Gestalt. Ihr Gewicht kann demnach nur gering sein. Englische Spiritisten haben die Kühnheit gehabt, dasselbe auf 3—4 Unzen anzugeben. In Birma spannt man, von dem Glauben geleitet, daß eine Seele kein Wasser ohne Steg überschreiten könne, dünne Fäden über Bäche, als Brücken für die Geister Verstorbener. So berichtet E. B. Taylor in seinem an Material zur Geschichte des Animismus ungemein reichen Werke: „Die Anfänge der Cultur." Die alte Vorstellung von der Gestalt der Seele ist bis heute dieselbe geblieben. Vor wenigen Jahren kam in Westfalen ein katholischer Todtenzettel in meine Hand, auf welchem ein Sterbender abgebildet war im Momente des Verscheidens. Aus seinem Munde stieg ein kleines, erbärmlich dünnes, nacktes Männlein, im Verhältnisse kaum zwei Zoll hoch, welches von dem über dem Bette sichtbaren Schutzengel, einem großen wohlgenährten Herrn, an einem Rosenkranze, in den der Kleine die Händchen hing, himmelwärts gezogen ward.

Die Annahme, daß eine Verstümmelung des Körpers auch eine solche seines Schattens zur Folge haben müsse, ist unstreitig logisch geboten; sie findet sich in Australien und in Afrika, unter den westindischen Sklaven und den Indianern Brasiliens, und auch der intellectuell viel höher stehende Chinese fürchtet die Enthauptung ganz besonders deshalb, weil er in der anderen Welt ohne Kopf ankommen würde.

Daß Seelen, die dem Träumenden erscheinen, ihn auch ansprechen, ist natürlich. So finden wir sie denn nach den besten Quellen mit Stimme begabt. Die Algonkin-Indianer halten die Rede der Schatten freilich nur dem Zirpen der Heimchen ähnlich, und die Polynesier schildern sie als eine Art Pfeifen und Quieken; Homer und Ovid lassen die Schatten gedämpften Tones murmeln.

Civilisirte sowohl wie wilde Völker neigen vielfach zu der Annahme, daß die Schatten nicht unbekleidet gehen, sondern in Gewändern, gleichend denen, die sie im Leben getragen. Der Geist von Hamlets Vater erscheint vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet: „Genau so war die Rüstung, die er trug, als er sich mit dem stolzen Norweg maß." Bewußt oder unbewußt wünscht man den Schatten Kleidung, um das Wiedererkennen im Jenseits zu erleichtern. Dieser Hoffnung auf ein Wiedersehen, dieser schönsten Gabe der Unsterblichkeitslehre gegenüber zeigt sich die christliche Kirche unsicher. Zahllose Unzuträglichkeiten, die sich ergeben müßten, falls alle irdischen Verbindungen in der anderen Welt sich, wenn auch vergeistigt, fortsetzten, lassen die Bejahung der Frage bedenklich erscheinen. Der dauerhafte Ehemann, welcher drei Frauen beerdigt hat, wird ruhiger sterben, wenn er nicht die Aufgabe vor sich sieht, unter den drei Verklärten im anderen Leben den Vermittler zu spielen.

Die Behandlung der Seelen seitens der Lebenden ist bei den niederen Racen sehr verschieden, von hoher Pietät bis zur angstvollen Abwehr und ergrimmten Uebung von Repressalien ob des vermeintlich unloyalen Verhaltens der Schatten.

In Nord- sowohl wie in Südamerika üben die Wilden die Verehrung der Manen, von welchen Hülfe, gutes Wetter, Glück auf der Jagd erfleht wird. In Neuseeland bilden die Seelen der Häuptlinge und Krieger eine niedere Ordnung von Gottheiten. Auf dem Festlande von Afrika schreibt man den Geistern der Vorfahren die Macht zu beglücken, aber auch die Fähigkeit, Krankheit und Tod zu verhängen, zu; Kinder und alte Weiber, im Leben einflußlos, werden nach dem Tode mächtige Geister, jene wegen ihrer Reinheit, diese wegen ihrer Bosheit. Mongolen und Siamesen erweisen den Manen fürstlicher und verdienstvoller Personen göttliche Ehren; in China und Japan opfert man den Geistern der Vorfahren. So ist denn von je den Seelen Speise und Trank hingesetzt worden; fand man

hernach, daß die Portionen vermindert waren, so galt es als festgestellt, daß die Seelen sich daran gemacht hätten, schien aber das Quantum unverändert, dann hatten die Manen wenigstens den Duft genossen.

Es finden sich aber auch Beispiele genug, daß die Todten den Lebenden lästig waren und daß die Seelen vertrieben wurden; bei den Grönländern wurde die Leiche durch das Fenster weggeschafft unter drohendem Schwingen eines Feuerbrandes, bei den Hottentotten durch eine besonders gebrochene Maueröffnung, damit die Seele den Rückweg nicht fände. Während der Congo-Neger nach einem Todesfalle ein ganzes Jahr das Haus nicht kehrt, damit nicht der Staub die zarte Seele des Verstorbenen belästige, bittet die Wittwe des nordamerikanischen Indianers schon auf dem Heimwege vom Grabe die Freunde, mit Baumzweigen sie zu umfächeln und dadurch die Seele des Gatten zu verjagen, deren Anwesenheit einer neuen Ehe hinderlich sein könnte. Sehr unverfroren gehen die Zauberer auf Madagascar mit den Seelen um. Wollen sie einem Schwerkranken statt seiner ohnmächtigen Seele eine bessere zuwenden, so gehen sie nach dem Leichenhause, fangen eine der dort vagirenden Seelen mit der Mütze und blasen sie dem Kranken ein. Die Ureinwohner von Queensland liebten die Seelen so wenig, daß sie an bestimmten Tagen alle mittlerweile Verstorbenen durch Peitschenhiebe aus ihren Dörfern trieben.

Der Glaube, daß die Seelen im anderen Leben ähnliche Bahnen wandeln würden, wie im diesseitigen, hat zu den Todtenopfern geführt, welche sich in kleinen Resten bis in die neuere Zeit erhalten haben. Der Krieger erhielt Schwert und Roß, der Jäger sein Jagdgeräth in's Grab. Die Indianer zweifeln nicht daran, daß in den Jagdgründen Manitu's, wo der Schatten des Jägers mit den Schatten seiner Waffen erscheint, auch schattenhaftes Wild in Menge vorhanden ist, um gejagt zu werden. Man braucht nicht nach den asiatischen Stämmen auszuschauen, um die Todten mit Pferden und Schlitten, Aexten und Kesseln ausgerüstet zu sehen, auch nach Europa ist diese Sitte verpflanzt, und es ist noch nicht lange her, daß die Esthen ihren Verstorbenen Haarbürste und Seife zur großen Toilette in's Grab gaben. Aber die rohere Fürsorge, welche leider auch unsere Altvordern geschändet, verlangte außer Gegenständen und Thieren Menschenopfer für die Todten in dem finsteren Wahne, daß die Seelen der gemordeten Sklaven im Jenseits den Herren dienen würden. In weiterer Consequenz hat man sich mit den am Grabe geschlachteten Opfern nicht begnügt, sondern von Zeit zu Zeit den verehrten Todten einen Nachschub an Dienerschaft zugesandt. Dem König von Dahome, den Hunderte von Frauen, Sängern, Trommlern, Soldaten u. s. w. in die andere Welt begleiten müssen, wird von seinem Nachfolger jede größere Staatsaction, auch sonstige interessante Neuigkeit durch Boten gemeldet, die nach empfangenem Auftrage in's Gras beißen. Wie mit dem Indianer ein Hund begraben wird, daß er dem Manne drüben den Weg weise, so hält der sterbende Hindu den Schwanz einer Kuh gefaßt, die ihn über den Todtenfluß ziehen soll.

Sind bei einigen Völkern die Seelen der Verstorbenen als Urheber der Krankheiten und vieler Uebel betrachtet, so übertrugen andere diese böse Rolle besonderen Dämonen, die gewöhnlich nach demselben Bilde geformt, den Menschenseelen ähnlich gedacht wurden, doch auch mitunter Thiergestalt erhielten, wie denn niedere Racen den Tiger oder Bären, dem sie den Garaus machten, dieserhalb um Verzeihung baten, damit er nicht hernach spuken gehend ihnen schade. Die Dämonen, Teufel, finden auch heutzutage ihr gläubiges Publicum, Besessenheit und Exorcismus sind aus der christlichen Lehre noch nicht ausgemerzt, und es sind nicht blos die ungebildeten Klassen der Gesellschaft, die bei Hysterie, Epilepsie, Raserei an das Vorhandensein eines bösen Geistes denken. In Tyrol geht man in der Walpurgisnacht, in Böhmen zu Pfingsten daran, die Dämonen von Haus und Hof zu treiben.

Da wir es nur mit den unter den Menschen erscheinenden Seelen und Geistern zu thun haben, so lassen wir die Unterwelt, das Schattenreich, bald gedacht als Vergeltungs-, bald als Veredelungsaufenthalt, bald als der Ort eines trostlosen Scheinlebens, dessen Reizlosigkeit Achill zu dem Worte bewegt, daß er lieber als gemeiner Mann auf der Erde dienen, denn des Hades Herrscher sein möchte — bei Seite und werfen nur noch einen Blick auf die Seelenwanderungslehre, welche die Verstorbenen in neuen menschlichen Körpern, oder auch in Thierleibern, Bäumen, Pflanzen, sogar Steinen ein neues Leben führen läßt. Die Lehren des Brahma und Buddha halten solche Wanderungen für unentbehrlich zur Läuterung der Seelen; Buddha selbst hat sich 550mal der Wiedergeburt unterworfen, ehe er das vollkommenste Wesen ward, und er ist nicht blos Töpfer, Spieler, Arzt, sondern auch Affe, Schnepfe, Frosch, Baumseele u. s. w. gewesen. Was die Menschenseele im alten Körper gesündigt hat, muß sie im neuen büßen. Der Speisedieb erhält im neuen Leben eine schlechte Verdauung, der Zanksüchtige schlechten Athem, der Hochmüthige dicke Lippen u. s. w. In China lehrt man, daß der ungetreue Beamte im neuen Leben zum Postpferde wird. Auch bei den Griechen waren Anschauungen dieser Art ausgebildet; Plato läßt leichtsinnige Menschen wieder aufleben als Vögel, unwissende — als Austern. Welche Menge Dummköpfe kann man hiernach bei einem Frühstück verzehren!

Wie stellt sich die heutige Wissenschaft zu dem Glauben an ein Seelenleben nach dem Tode des Leibes?

Die Unsterblichkeit der Seele bedarf keines Beweises. Sie ist der älteste Glaubensartikel, das Dogma des menschlichen Selbstgefühls — wahrscheinlich der menschlichen Ueberhebung, das voraussichtlich nicht in den nächsten Jahrhunderten, vielleicht auch dann noch nicht aufgegeben sein wird, wenn Deutschland ein unwirthbares Eisfeld ist und die letzten Häuflein Menschen fröstelnd zusammengedrängt in den äquatorialen Ländern hausen. Die Sterblichkeit der Seele muß von der Wissenschaft bewiesen werden, und wird sie bewiesen sein, so wird sie wohl doch nur von Wenigen geglaubt werden.

Der stricte Beweis der Sterblichkeit der Seele setzt voraus, daß man ihre Natur genau kenne, daß der Schleier, welcher noch die Beziehungen von Kraft und Stoff im Allgemeinen und speciell das Woher und Wie der menschlichen Geistesthätigkeit verhüllt, gehoben werde. Dem Ausspruche Karl Vogts, daß die Gedanken in ähnlichem Verhältnisse zum Gehirn stehen, wie die Galle zur Leber, stellt Du Bois mit Recht den Satz entgegen, daß die Absonderung der Galle erklärt, die der Gedanken unerklärt ist; und in gleichem Sinne richtet Virchow in seiner bekannten Münchener Rede gegen „Kohlenstoff und Comp." an Häckel die Frage: Sage mir nur, wie aus der Summe der chemischen Atome eine Seele wird, dann will ich's unterschreiben, daß die Seele das Product oder die Summe der Kräfte ist, welche die chemischen Atome besitzen.

Ist somit an eine exacte Beweisführung für die Sterblichkeit des menschlichen Geistes noch nicht zu denken — ich sage noch nicht, denn ich kann mich nicht entschließen, Du Bois' „Ignorabimus" zu unterschreiben —, so fehlt es dagegen nicht an Momenten, welche die Unsterblichkeit als unvereinbar mit der Wissenschaft erscheinen lassen. Dem Physiologen ist das Seelenleben untrennbar geknüpft an die Organisation des Centralnervensystems. Die Geistesfunction wächst mit dem Leibe und altert mit ihm, sie steht unter dem Einflusse von Speise und Trank, von leiblichem Wohlbefinden und körperlichen Schmerzen, und wenn Jemandem durch einen Schlag auf den Kopf der Verstand genommen wird, so werden wir heute nicht mehr mit dem Fidschi-Insulaner und dem Neger von Guinea ein vorzeitiges Desertiren der Seele annehmen, sondern wir sagen uns, daß die Erschütterung des Gehirns den großen Unbekannten, den Denkmechanismus „verrückt" und arbeitsunfähig gemacht hat.

Sollte im Laufe der Zeiten der Unsterblichkeitsglaube die Menschen verlassen, so wird's darum nicht schlechter werden auf Erden. Der Pflichtinstinct, welcher die ganze Thierwelt beherrscht und für die Menschheit die Quelle des Rechts, der Sitte und Religion ist, wird jenen Glauben überleben.

Albert Brockhoff.

A. Hildebrands „Adam“ im Leipziger Museum.

Als vor nun mehr denn vier Jahren, zur Zeit der Wiener Ausstellung, wenn auch nicht auf der Ausstellung selber, Adolf Hildebrands Erstlingswerke, „der schlafende Hirte“ und „der trinkende Knabe“, im östreichischen Museum gesehen wurden, war die Bewunderung der freilich Wenigen, die dorthin kamen, eine ungetheilte, und eine um so höhere, als Niemand auch nur den Namen des jungen Künstlers kannte, dessen Werke eine solche Reife verriethen. Nicht geringer war die Wirkung in Leipzig, als die beiden Kunstwerke dort in die Hände des glücklichen Erwerbers gelangten. „Hier gibt es keinen Widerspruch streitender Parteien,“ rief C. v. Lützow in der „Zeitschrift für bildende Kunst“. „Alles ist einig darin, daß wir in Adolf Hildebrand, wenn er das hält, was er in diesen seinen Erstlingsarbeiten verspricht, eines der edelsten und größten plastischen Talente der Neuzeit zu begrüßen haben.“ Und dieses enthusiastische Urtheil war kein vereinzeltes, wie es auch nicht nur Ausdruck der augenblicklichen Wirkung war: denn wer so schrieb, hatte „absichtlich mit dem Ausdrucke der höchsten Bewunderung gezögert, um die Nachhaltigkeit der Wirkung, die für ihn eine wahrhaft hinreißende war, durch wiederholtes Anschauen und ruhiges Erwägen zu prüfen“. Man stand eben vor der ganz seltenen Thatsache, daß Kunstwerke, welche den Naiven entzückten, obschon das stoffliche Interesse nur ein schwaches sein konnte, zugleich den Kunstverständigen durchaus befriedigten. Die Kritiker von Fach ihrerseits, die sogenannten Kenner, welche weder Naivetät noch anschauliche Bildung, sondern nur Gelehrsamkeit oder Systeme hatten, waren meist etwas verblüfft und schwiegen. War es doch etwas Neues, für das die nach Merkmalen anerkannter Kunstwerke aufgestellten Kategorien nicht ausreichten, da ja jene bequemen äußerlichen Kriterien fehlten. Etwas dafür oder dagegen zu sagen, hatten sie absolut kein Interesse, da der unbekannte Künstler keiner Partei und keiner Schule angehörte, außer dem Vaterland, und auch in der Fremde außerhalb jeder Coterie lebte, von Journalen und Journalisten nichts wissen wollte, sich sogar bei den Bekannten, die eine Feder hielten, alle Reclame ernstlich verbat, bei keiner Preisaufgabe mit Anderen concurrirte, ja seine Werke sich nicht einmal in die bestimmten Rubriken des Realismus und Idealismus &c. klassifiziren ließen.

Nur als die Stadt Leipzig in gerechter Voraussicht dessen, was ein solcher Künstler leisten könnte, das nächste größere Werk desselben für ihr Museum erbat, wurden zweifelnde Stimmen laut. Würde der Künstler auch einer größeren Aufgabe gewachsen sein? Hatte er nicht im Anmuthig-Gefälligen eine Grenze? Und als eine längere Pause eintrat, frug man sich gar, ob er sich nicht überhaupt schon ausgegeben habe. Daß Hildebrand, ungleich den Künstlern neuerer Zeit, selber den Marmor bearbeitete wie die Cinquecentisten, anstatt ihn dem Arbeiter zu überlassen, daß der Thon ihm fast nur Entwurf sei, nach welchem er sein Werk ausführt, nicht das definitive Werk selber, das er dann anderen Händen zur Reproduction, beziehungsweise zur Vervielfältigung, übergäbe, vor Allem, daß er einer jener Künstler sei, die sich nie selbst genug thun können, sich immer tiefer in ihre Aufgabe versenken, diese mit jedem Schritte vorwärts sich in's Unendliche erweitern sehen, wo Andere gleich fertig sind — daran dachte man nicht; so selten ist's heutzutage. Wer dagegen durch Florenz gekommen und — was nicht eben leicht — Zutritt im Atelier des Künstlers erhalten, der wußte wohl zu berichten von dem herrlichen Gewächse, das dort seiner Vollendung entgegenreifte.

Oeffnete sich die schwere Thüre, so blieb man staunend an der Schwelle stehen vor der großartigen Gestalt, die sich Einem darbot, und ihrer wunderbaren Einheit. Trat man näher, so staunte man nicht weniger vor der Vollendung jedes Theiles und Theilchens. Obgleich die Figur nicht über Lebensgröße, hatte man den Eindruck des Gewaltigen und, obschon der Körper ruhend dargestellt ist, den der Bewegung. Die nervichten Beine, der breite, mächtige Brustkasten, die warmen, beweglichen Schultern und Oberarme, die vollen Lippen, der dichte Haarwuchs — Alles athmet Kraft, Gesundheit, Fruchtbarkeit: aus diesen Lenden soll das Menschengeschlecht erstehen. Die vorübergehende Situation wie die immanente Bedeutung des dargestellten Menschen treten klar hervor, ohne daß man nach dem erklärenden Kataloge umzuschauen das Bedürfniß fühlte. Vor Allem aber tritt die Individualität des Körpers hervor; nicht die zufällige Individualität des Modells, die man Realismus zu nennen pflegt, sondern die nothwendige Individualität der künstlerischen Conception. Die Gestalt ist ganz gedacht, ganz geschaut, und die genaueste Kenntniß des menschlichen Körpers, der klarste, künstlerische Verstand, ein spielendes Können haben es möglich gemacht, diese Conception überzeugend zu verwirklichen.

Denn Alles hier ist im Zusammenhang, als welcher dasjenige Princip ist, das Ueberzeugung wirkt: Zusammenhang der Bewegung, so daß die Rückwärtsbiegung der linken Schulter sich bis in die Ferse des rechten Fußes verfolgen läßt; Zusammenhang der Individualität, so daß nicht nur Arm und Bein, Fuß- und Handknöchel sich entsprechen, daß auch die Bildung des Halses, des Kopfes, ja man wäre fast versucht zu meinen, auch des Haarwuchses nur bei solchem Gesammtbau denkbar sind, sich aus ihm mit zwingender Nothwendigkeit ergeben; Zusammenhang endlich im Gedanken: nicht mit einem wohlfeilen Ausdrucke des Antlitzes glaubt der Künstler ihm genug gethan zu haben, obschon auch im Antlitz zu lesen ist, was der Körper ausspricht; nicht mit heftig vorstrebenden oder schlaff nachgebenden Gliedern ist die Absicht handgreiflich ausgesprochen. Beide Füße stehen voll auf, die eine Hand ist fest angelegt an den stützenden Baumstamm, während die andere den verhängnißvollen Apfel ruhig hält; und doch fühlt man sofort, er wird der Versuchung nicht widerstehen; diese Füße werden sich bewegen; in diesen Schenkeln webt's und regt sich's schon.

Und mit welcher Liebe und Treue sind die einzelnen Theile ausgearbeitet, wie wahr, wie sicher, wie wenig abstract und doch mit wieviel künstlerischer Wahl, mit welcher unerbittlichen Aussonderung alles Unbedeutenden oder Zufälligen, mit welcher beispiellosen Einfachheit der Mittel, mit welcher Verachtung aller außerkünstlerischen Lockspeisen! Auch der strengste Richter wird hier nicht die geringste Concession an den Geschmack des Tages, oder an akademische Convention, oder gar an mit den Kunsterfordernissen unverträgliche Interessen entdecken: und doch wird der unverdorbene wie der höchstgebildete Geschmack eine Freude haben, die ihm sonst kein modernes Machwerk leicht einzuflößen vermag, mit dem er ja gewöhnlich fertig ist, wenn er die darin erzählte Geschichte entziffert oder hinter die an den Tag gelegten technischen Kunststückchen gekommen ist. Hier ist ein *κτῆμα ἐς ἀεί*, das dem Beschauer täglich neue Offenbarungen macht, wie die ewige Natur selber, die es zu deuten, nicht nachzuäffen gebildet worden.

Doch wozu reden über Werke der Kunst? und hätte man die Beredtsamkeit eines Winkelmann, sie reichte nicht aus. Kunst ist eben eine Sprache in Formen und Farben, die sich so wenig in die Sprache der Worte übersetzen läßt, wie Musik; denn sie wird von anderen Organen geredet und vernommen, sie hat eine andere Grammatik und ein anderes Vocabularium als die Wortsprache. Keine Beschreibung kann da helfen: man muß selber sehen. Aber wann, wo wird es uns gegeben sein, zu sehen? so höre ich sagen. Wann kommt das einzige Bildwerk endlich nach Deutschland, an seinen Standort? Man beruhige sich, es ist in Deutschland, wenn auch hoffentlich nicht auf dem Standort, der ihm für immer bestimmt ist. Seit vollen sieben Monaten ist das Werk glücklich unter Schloß und Riegel, damit ja Niemand es so ohne Weiteres sehen könne, oder wenn er es sieht, in der Lage sei, es nach seinem Werthe zu schätzen. Wer nämlich die Vorhalle des Leipziger Museums durchschreitet und in den großen Sculpturensaal eintreten will, findet die Thüre geschlossen, weil dort schon seit geraumer Zeit Wandmalereien ausgeführt werden, die wohl so bald noch nicht beendigt sein dürften. Hat man sich nun dabei nicht beruhigt und beim Portier Erkundigungen eingezogen, so erfährt man, daß es auch einen provisorischen Zu-

gang gäbe, auf welchem man wenigstens zu einem der Sculpturensäle gelangen könne: es gelte nur den kleinen Umweg durch das Vestiarium, den Cartonsaal und das sogenannte Buchbinderzimmer und man gelange in den kleinen Raum, in dem Hildebrands Adam seit mehr als einem halben Jahre sorgfältig aufgehoben werde.

Trittst Du nun hinein in's Zimmerchen, so erblickst Du die gesuchte Gestalt im Profil, hinter ihr ein großes grünes Tuch auf die graue Wand gespannt, und umgeben von einem Hofstaate von Gipsfiguren, über deren Modernität in jedem Sinne Dir wohl kein Zweifel bleiben kann. Doch trösten wir uns, in zwei, drei Jahren, wenn die Fresken des Mittelsaales vollendet sind, wird man von da aufsteigend den Juwel des ganzen Museums von vorne sehen; und der grüne Kattun wird dann vielleicht einem weniger provisorischen Hintergrunde Platz gemacht haben, die Sammlung der Abgüsse etwas gewählter und mehr in Harmonie mit dem Werke sein, das ja doch als der Kern der Sammlung angesehen werden muß. Allein wie soll die Beleuchtung geändert werden? Es scheint, man hat in Leipzig von der Wichtigkeit der Lichter für Kunstwerke überhaupt eine ebenso unklare Vorstellung als von der einzigen Bedeutung des Kunstwerkes, dessen glückliche Besitzerin die Stadt ist. Die Beleuchtung ist nun aber einmal Alles bei einem Werke der Sculptur, wie es noch jüngst R. Liebreich so überzeugend selbst für absolute Kunstignoranten in „Nord und Süd" auseinandergesetzt hat. Der an und für sich enge Raum hat zwei Fenster, durch die das Südlicht zu nah und zu niedrig auf die Figur fällt; die untern Theile folglich zu stark, die oberen zu schwach beleuchtet; die fast wagerechten Schatten unterbrechen den Zusammenhang der Formen und, da der Raum überdies so beschränkt ist, daß man nirgends den rechten Abstand nehmen kann, so ist es unmöglich, einen ruhigen Gesammteindruck der Figur zu erhalten. Man sieht sie immer gleichsam von unten herauf, zuerst die Beine, dann den Torso, und der Kopf kommt schon vollständig um seine Wirkung. Wäre das Licht wie es sein sollte, und der Raum groß genug, so würde man die Gestalt sehen wie man eben einen Menschen unter normalen Verhältnissen sieht; und weiter verlangt ja am Ende auch eine Figur nichts; der erste Blick würde Kopf und Leib treffen, nach oben würde er durch den herrlich schattigen Haarabschluß beruhigt sein und von dem gewaltigen Torso nach den Gliedern fortschreitend würde er allmählich den ganzen Zauber der Formen, die wunderbare Feinheit, und das Gleichgewicht in der Bewegung gewahr werden.

Nun besitzt aber das Museum wirklich einen Raum, welcher, und zwar ziemlich allein, die Bedingungen einer wenigstens annähernd günstigen Aufstellung der Figur in sich vereinigt. Man betritt im ersten Stock, das Treppenhaus verlassend, zunächst die mittlere Rotunde, in welcher die Odysseecartons von Preller ausgestellt sind und welche gleichsam den Eingang zur eigentlichen Sammlung bildet. An die Rotunde schließt sich unmittelbar der erste Gemäldesaal, von dem nach beiden Seiten die Zimmer und Säle ausgehen, welche die Sammlung enthalten. Dieser nach Westen gelegene Saal soll nun von vornherein durch den Künstler selber als der zur Aufstellung allein geeignete bezeichnet worden sein. Er enthält ältere italienische und spanische Bilder und, wenn dieselben auch nicht von besonderem Werthe sind, so machen sie den Raum doch zu dem einzigen farbig behaglichen in dem ganzen Museum; zudem ist er genügend groß und hoch, vor Allem aber hat er ausreichendes Licht. An die linke Wand gestellt, würde sich dann die Figur dem Eintretenden in drei Viertel Front dargeboten haben. Aber vielleicht widersetzten sich materielle Hindernisse diesem einfachen Plane? Zwar die paar Bilder hätte man schon schnell umgehängt, um für den Marmor Platz zu schaffen; aber war der Fußboden auch stark genug, den gewaltigen Stein zu tragen? Die zu Rathe gezogenen Bauverständigen meinten freilich, die Kosten wie die zu überwindenden Schwierigkeiten seien von keinerlei Belang; es genüge, was sehr leicht zu bewerkstelligen sei, eiserne Schienen an der Stelle einzusetzen, wo die Statue aufgestellt werden sollte. Hildebrand hatte nun — im April — vorgeschlagen, die Figur noch in ihrer Verpackung in den ersten Stock zu schaffen, dort an einem dazu geeigneten Orte, der gefunden war, provisorisch aufzustellen, den definitiven Platz möglichst schnell herzurichten, so daß dann die Figur ohne weitere Schwierigkeit auf diesen hätte gebracht werden können.

Woran dieser einfache Vorschlag scheiterte, ist uns nicht recht klar; genug, man ging nicht darauf ein und die Statue wurde unten im Eckchen aufgestellt. Wenn man auch die jetzige Aufstellung als eine provisorische bezeichnet und dem Künstler das Versprechen gegeben hat, die Figur an den von ihm bezeichneten Platz zu bringen, so sind doch bis jetzt noch keine Anzeichen vorhanden, daß man sobald an die Erfüllung dieses Versprechens gehen wolle. Hätte man entscheidenden Orts nur einen annähernden Begriff von dem Kunstwerthe des „Adam", dem Schatz, den die Stadt an ihm besitzt, dem Ruhm, der in kommenden Zeiten durch diesen Besitz auf sie zurückfallen wird, man hätte nicht gezögert, wenn es nöthig gewesen, ihm ein eignes Haus zu bauen, geschweige denn ihm den bestmöglichen Platz im Museum einzuräumen. Stände die Statue an der von uns bezeichneten Stelle, sie würde ja nicht nur selbst zu voller Wirkung kommen, sie würde auch, indem sie jedem Besucher beim Eintritt in die eigentlichen Sammlungsräume zuerst entgegenträte, der ganzen Anstalt eine erhöhte Bedeutung geben. So steht sie in einem Winkel, wo sie der Nichtunterrichtete beinahe nur zufällig entdecken kann. Dies zur Warnung den Berliner Kunstfreunden, welche in Erinnerung des „schlafenden Hirten" und des „trinkenden Knaben" einen Sprung nach Leipzig zu machen versucht wären, um das weit großartigere Gebilde des „Adam" zu sehen. Sie warten besser, bis es wirklich gesehen werden kann. Es wird ihre Geduld etwas auf die Probe stellen; aber sieben Monate sind ja schon herum, noch zweimal sieben Monate, und die Sache wird ja wohl in Ordnung sein.

Ch. Arnold Fuzelles.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Hasemanns Töchter.

Volksstück mit Gesang in 4 Acten von Adolf L'Arronge.

Das Stück, das nach den Angaben der Zeitungen in Wien einen entschiedenen und nachhaltigen Erfolg errungen, hat bei uns zwar auch eine vorwiegend günstige Aufnahme gefunden, aber doch nicht eigentlich durchgeschlagen. Es wäre demselben wohl noch ein besseres Loos zu gönnen gewesen, denn es enthält vieles Treffliche und beweist auf's Neue, daß Adolf L'Arronge, der Verfasser der „Kläffer" und von „Mein Leopold", unter den Bühnenschriftstellern Norddeutschlands in jenem besonderen Genre, welches unter der Bezeichnung „Volksstück" an die Stelle der alten Berliner Posse getreten ist, auf die erste Stelle berechtigte Ansprüche machen darf.

Mit der Berliner Posse geht es zu Ende, ist es leider schon aus. Denn wenn man die Sache bei Licht besieht, hat thatsächlich die letzte Posse von D. Kalisch, „Die Mottenburger", den fröhlichen Reigen geschlossen. Zwar hat es an Versuchen, das mit dem „Vater der Posse" Begrabene zu neuem Leben zu erwecken, keineswegs gefehlt, und einige dieser Versuche sind ja auch im Großen und Ganzen als gelungene zu bezeichnen, wenn auch keine der neuen mit Erfolg aufgeführten Possen, wie „Lucinde vom Theater" von Pohl und die „Reise durch Berlin in 80 Stunden" von Salingré es zu jener allgemeinen Popularität gebracht hat, wie die von Kalisch. Die beiden genannten sind auch nicht an dem eigentlichen Possentheater zur Aufführung gekommen. Am Wallnertheater selbst, an jener Bühne, die für diese lustige Specialität weitaus die bedeutendsten Kräfte besaß, zum Theil noch besitzt, die durch ihr mustergültiges Ensemble, ihren alten, fest begründeten Ruf und die Macht der Tradition vor Allem auf diese besondere Art hingewiesen zu sein schien, ist, wenn wir den „Registrator auf Reisen" allenfalls aus-

nehmen, keine einzige eigentliche Vollblutsposse, wie sie Kalisch 25 Jahre hindurch mit einem weder vor ihm noch nach ihm dagewesenen ununterbrochenen Erfolge geschrieben hat, mehr aufgeführt worden.

„Et le combat cessa, faute de combattants.“

Das lustige Kapitel hat, seit es dem Ende zugeht, einen ganz wehmüthigen Charakter angenommen, und in wenigen Monaten wird der definitive Schlußstrich und das leidige Wort „finis“ darunter gesetzt werden. Der Possendichter ist todt; und der Possenschauspieler, der sich nach Ruhe sehnt, tritt vom Wallnertheater zurück. Mit Ausgang der Saison wird Karl Helmerding der Bühne entsagen!

An die von der Posse verlassene Stelle sind zwei dramatische Specialitäten getreten, die man nicht eigentlich als Neuerung, aber doch wohl als Auffrischung bezeichnen darf: der Schwank, wie ihn Gustav von Moser mit besonderem Glücke schreibt, und das Volksstück, das in Adolf L'Arronge seinen hauptsächlichen Vertreter hat.

Beide sind viel anspruchsvoller als die Posse, die eben nur erheitern wollte. Mosers Stücke, die er bald Schwänke, bald Lustspiele nennt, wollen viel ernsthafter genommen sein. Da sind Ansätze zum wirklichen Lustspieldialoge wahrzunehmen, Discussionen über subtilere Fragen in einer Form, die nicht gewöhnlich sein soll und das Bestreben einer geistvollen Behandlung deutlich und oft auch mit gutem Gelingen erkennen läßt. Da wird der Versuch zu einer consequenten Durchführung der Charaktere wenigstens gemacht, da werden die Situationen kunstvoll herausgearbeitet; die unmotivirte Gesangseinlage, das Couplet mit seinen Dacapoversen ist beseitigt, kurzum, es ist von der alten harmlosen Posse nicht viel Anderes übrig geblieben als die ungenirte Ausgelassenheit, die liebenswürdige Willkür in den Voraussetzungen und das leichte Spiel mit den Unwahrscheinlichkeiten. Das Volksstück macht nun erst gar ein ernstes Gesicht. Da ist das Possenhafte allerdings in größerer Reinheit als in dem Schwanke enthalten, aber eigentlich nur im Episodischen, der Grundton ist nicht nur relativ sondern absolut ein strenger. Tiefgehende Familienconflicte, mit ernsten sittlichen Ermahnungen und Lehren, die sich daraus ergeben, bilden die eigentliche Grundlage der Handlung; und wenn man die possenhaften Elemente abstreift, so bleibt ein durch und durch ernstes Schauspiel übrig, das sogar hier und da das bürgerliche Trauerspiel streift. So war es in „Mein Leopold“, und so ist es in „Hasemanns Töchter“. „Hasemanns Töchter“ hat sich vom Possenhaften nun noch mehr abgewandt. Das Couplet ist so gut wie ganz beseitigt; wenn die Musik fortbliebe, würde es Niemand bemerken. Der Zusatz: Volksstück mit Gesang, wie es auf dem Zettel heißt, trifft nicht zu, und das Publicum sagt: der Zettel verspricht nicht, was das Stück hält. Das ist charakteristisch. Denn trotz der lächerlichen, zopfhaften Vermahnungen, die gewisse Kritiken mit langweiliger Unaufhörlichkeit vortragen, will das Publicum von dem „höheren Streben“ in dieser Gattung nichts wissen. Es bedauert, daß die wenigen Berufenen sich von der alten Posse, die ihm so viel Vergnügen bereitet hat, abwenden; es bedauert, daß die witzigen und lustigen Couplets dahin sind; es bedauert, daß sich überall der finstere Ernst vordrängt, daß das tolle Lachen verstummt. Adolf L'Arronge hat der ersten Aufführung seines Stückes in Berlin beigewohnt; er hat aus der Aufnahme desselben eine gute Lehre ziehen können. Wie dankbar war man ihm für jede lustige Gabe, und wie verstimmend wirkte die Tragik, die leider einen viel zu breiten Raum in der Handlung einnimmt. Das Publicum urtheilte in beiden Fällen richtig; die Komik in „Hasemanns Töchter“ ist vortrefflich, sie gehört zu dem Allerbesten, was in diesem Genre in neuerer Zeit geschrieben worden ist. Die Tragik aber ist verfehlt; sie steht auf einer ganz schwanken Unterlage, ist windig und windschief.

Eine kurze Darlegung der Handlung wird dies verständlich machen. Der Kunst- und Handelsgärtner Anton Hasemann hat drei Töchter. Die älteste, Emilie, ist mit einem Schlossermeister verheirathet, der, ich wollte schon sagen: natürlich, Knorr heißt und aus jener Familie tüchtiger, in den Umgangsformen zwar etwas roher, aber im Herzen vortrefflicher Handwerker gehört, wie sie in den letzten Jahren beständig für Ernst Formes geschrieben worden sind. Die jüngste Tochter, Fanny, ist ein Backfisch und kommt nicht sonderlich in Betracht. In dem Stücke handelt es sich hauptsächlich um die zweite Tochter, Rosa, die beim Beginn der Handlung noch unverheirathet ist. Das junge Mädchen ist vielumworben. Da ist zunächst ein Baron Zinner, der leider so flüchtig und schattenhaft gezeichnet ist, daß man nicht weiß, was man von ihm zu halten hat; es soll vermuthlich ein Cavalier sein wie andere Cavaliere. Für diesen interessirt sich Rosa, und ihre thörichte, adelsnärrische Mutter, Frau Albertine Hasemann, bestärkt ihr Lieblingskind in den hochmüthigen Neigungen. Da ist ferner ein gewisser Eduard Klein, nebenbei bemerkt eine der originellsten Figuren in diesem Stücke, (vortrefflich von dem liebenswürdigen Schauspieler Herrn Schönfeld dargestellt,) eine Art Brackenburg in's Lustige übersetzt, ein sentimentaler Apotheker, der mit der Zunge anstößt, sehr poetisch ist und ewig darunter zu leiden hat, daß sein poetisches Gemüth wegen des unangenehmen organischen Fehlers nicht den rechten Ausdruck finden kann. Die Idee mag eine possenhafte genannt werden können, aber in der Ausführung hat L'Arronge jede Uebertreibung gemieden und einen wirklich vortrefflich komischen Charakter gebildet, der sich in jedem guten Lustspiel zeigen könnte. Auch der Apotheker liebt also Rosa und liebt sie unglücklich; er liebt sie noch nach ihrer Vermählung mit einer wirklich rührenden Ausdauer. Der dritte der Bewerber ist Hermann Körner, ein reicher Fabrikant, der nicht mehr in der ersten Jugend steht und dessen Aufgabe es zu sein scheint, eine ungemüthliche Stimmung in das Stück zu bringen. Dieser trägt den Sieg über seine Mitbewerber davon, ohne zu ahnen, daß er ernsthafte Rivalen auch nur zu bekämpfen gehabt hat. Der Sieg wird ihm in der That nicht schwer gemacht. Rosa hat mit dem Baron von Zinner ein kleines Zwiegespräch, das sie verdrießt, und diese gelinde, kaum durch ein ernstes Wort motivirte Verstimmung genügt ihr, um den Baron definitiv zu verabschieden, um ihn zu „verachten“, wie sie sagt, und in dieser Stimmung Körners Antrag, der unmittelbar darauf erfolgt, anzunehmen.

Im zweiten Act ist nun Rosa Körners Gattin und die Ehe scheint eine ruhig glückliche, weder von stürmischer Liebe noch von unangenehmeren Dingen bewegte zu sein. Um etwas Stimmung zu geben, ist auch schon ein Kind da, das durch die Amme im Nebenzimmer in den Schlaf gesungen wird. Körner macht sich aus dem gesellschaftlichen Leben nicht viel und hält sich zurückgezogen, ist aber vernünftig genug, um es natürlich zu finden, daß seine junge, blühende, schöne Frau nicht auf diese erlaubten Vergnügungen verzichte. Während der Apotheker Klein mit seiner unglücklichen Liebe ruhig weiter duldet, benutzt Baron Zinner den Umstand, daß Frau Rosa Körner fast immer ohne ihren Mann in der Gesellschaft erscheint, um ihr energisch den Hof zu machen. Er richtet sogar einen unvorsichtigen Brief an diese Dame, in welchem er erklärt, er glaube nicht, daß Rosa, wie sie es behaupte, ihren Mann liebe und ihn zum Schutz gegen ihn anrufen werde, das sei nur eine pikante Drohung; er hoffe vielmehr, daß er einigen Eindruck auf sie gemacht habe und bitte sie am Abend in der Gesellschaft, in der sie sich treffen werden, sich mit ihrer Lieblingsblume, mit Veilchen, zu schmücken, er werde das als ein günstiges Zeichen auffassen. Rosa will in Folge dessen die Gesellschaft gar nicht besuchen, aber ihr Mann wie ihre Mutter nöthigen sie dazu, und ihr Mann drängt ihr sogar ein Veilchenbouquet auf, das sie indessen im Nebenzimmer liegen läßt. Während die junge Frau nun auf dem Balle ist, bleibt Körner allein seinen Gedanken überlassen. Er erfährt nun durch seinen Schwager, Knorr, der den Geburtstag seiner Frau etwas zu stark gefeiert hat, und in der Weinlaune mehr spricht als er verantworten kann, daß der Baron Zinner Rosa früher den Hof gemacht hat, und Knorr spricht die Vermuthung aus, daß der Baron sie wahrscheinlich nicht habe haben wollen, da Körner sie ja geheirathet habe. Körner wird dadurch in eine sehr unangenehme Stimmung versetzt und diese steigert sich noch, als er das Bouquet im Nebenzimmer erblickt: er sieht in dieser Nachlässigkeit eine mehr als unfreundliche Gesinnung seiner Frau. Inzwischen kommt auch der Doctor, da das Kind etwas Fieber hat, verschreibt ein Recept, und schließlich kommt auch — übrigens ist das Auftreten durchaus unmotivirt — der alte Hasemann zu seinem Schwiegersohne und Körner erfährt bei der Gelegenheit, daß Rosa den Antrag, den ihr Vater in Körners Namen ihr machen sollte, zunächst abgelehnt und dann ihren Vater durch die plötzliche Annahme auf's Aeußerste überrascht habe. Es mag zugegeben werden, daß solche Dinge, wenn sie zu unrechter Zeit ausgeplaudert werden, eine starke Verstimmung hervorbringen können, aber die Consequenzen, die L'Arronge hier zieht, gehen doch weit über alle Grenzen des Zulässigen hinaus. Rosa hat nicht das Mindeste gethan, das auch nur zu einem ernsten Vorwurf berechtigen könnte. Daß sie vor ihrer Verlobung mit Körner daran gedacht hat, dereinst Baronin Zinner zu

werden, das ist doch am Ende keine Todsünde. Von dem Augenblicke aber, da sie Braut und später Gattin Körners geworden ist, ist ihr Benehmen ganz untadelhaft. Wenn sie Gesellschaften besucht, so wird sie durch ihren Mann förmlich dazu veranlaßt, und sie thut in diesen Gesellschaften nichts, was ihr nur verdacht werden könnte. Im Gegentheil, sie weist die vermessenen Courmachereien energisch zurück. Welchen Vorwurf kann nun Körner mit einem Schimmer von Berechtigung gegen sie erheben? Gar keinen! Und was thut er? Als Rosa arglos aus der Gesellschaft heimkehrt und ängstlich nach dem Briefe späht, den der Baron Zinner an sie gerichtet, der ihr würdiges und correctes Verhalten in jeder Zeile constatirt, und den sie blos deshalb ihrem Mann vorenthalten will, weil sie ihm nicht mit unnützen Dingen den Kopf schwer machen möchte, — da fährt Körner seine Gattin an, als ob er die Beweise des Ehebruchs in Händen habe! Er behandelt sie mit einer extravaganten Schonungslosigkeit, die sich sogar zur Rohheit versteigt. Er bezichtigt sie der Lüge, der Untreue und er erklärt ihr: „Wir trennen uns! Die Ehe ist aus, das Band ist zerrissen." Weshalb das Alles? Weil Rosa, dem Wunsch ihres Gatten folgend auf den Ball gegangen ist, weil Rosa sich in jeder Beziehung richtig verhält und weil sie das Veilchenbouquet, das den Baron Zinner zu einer irrigen Voraussetzung veranlassen könnte, vernünftiger Weise zu Hause gelassen hat! Das ist einfach unbegreiflich, das ist durch und durch falsch! Und dieser Körner soll ein sympathischer Mensch sein! Man soll mit seinen Leiden Mitgefühl empfinden! Und dieses ganz unbegreifliche Mißverständniß zieht sich durch einen ganzen Act hindurch! Die Tochter verläßt in der That das eheliche Domicil und geht zu ihren Eltern. Der alte Hasemann und seine Frau scheinen das Unnatürliche ganz natürlich zu finden; das Publicum aber sitzt diesen Dingen gegenüber, ohne diesen Aufwand von dramatischen Erregungen auch nur im mindesten zu verstehen. Man begreift weder die Trennung noch die Thränen, die in Folge dessen fließen, noch die Aussöhnung, die am Schlusse erfolgt. Und diese Unbegreiflichkeit ist es, welche die kühlere Aufnahme des Stückes in Berlin verschuldet hat. Wie hier die Empfindungen unmotivirte und falsche sind, so ist auch der Ausdruck, den L'Arronge ihnen gibt, ein unnatürlicher. L'Arronge, der es wie Wenige versteht, die Leute auf der Bühne sprechen zu lassen, wie das Volk spricht, mit jenen drastischen und humorvollen Wendungen, durch die das erfinderische Volk unsern Sprachschatz beständig bereichert, verfällt hier in eine geschraubte, blumenreiche, pathetische Sprache, die um so unangenehmer wirkt, als sich der Vergleich mit dem Echten und Rechten, wie es in andern Scenen gesprochen wird, im grellen Gegensatze bemerkbar macht.

Lassen wir das, und sprechen wir von erfreulicheren Dingen. Diese sind die komischen Zuthaten, die, wie ich schon sagte, vom besten und vollsten Humor durchdrungen sind. Eine wie prächtige Gestalt ist der alte Hasemann! Der Mensch, dem die Verhältnisse es bisher nicht gestattet haben, eine Reise zu machen, der aber in Gedanken beständig unterwegs ist und das ganze Coursbuch auswendig gelernt hat, der, als von dem Klavierstück „der Carneval von Venedig" die Rede ist, sofort einsetzt: „12 Uhr 30 Nachts, 9 Uhr 48 in Wien!" und da seine Frau ausruft: „Ich bin erstaunt, höchst erstaunt!" zur Antwort gibt: „Höchst, Frankfurt, Hanau 8 Uhr 28, Schnellzug!" der endlich, als er für 6 Uhr 50 Abends eine kleine Reise projectirt, sich bereits um 4 Uhr Morgens wecken läßt und den ganzen Tag im Schuppenpelz mit einer neuen Erfindung, Entgleisungskissen, herumläuft, um 4 Uhr auf dem Bahnhof eintrifft und den Zug versäumt — das ist eine wirklich vollkommen gelungene Possenfigur und Helmerding spielt die Rolle mit jener unglaublichen Vollendung, die uns den bevorstehenden Verlust dieses größten Komikers schon jetzt mit Schmerzen empfinden läßt.

Ebenso vortrefflich ist das Ehepaar, Knorr (Herr Blencke) und Emilie (Fräulein Wegener). Die Beiden leben in einem reizenden Verhältniß miteinander. Man merkt es bei jeder Gelegenheit, wie aufrichtig lieb sie sich haben; dabei zanken sie sich den ganzen Tag und zwar hauptsächlich über die Frage, ob ihr Kind, daß sie noch gar nicht haben, kalt oder warm behandelt werden soll. Emilie ist für kalte Abwaschungen, während Knorr will, daß das Kind vor dem dritten Jahre nicht an die Luft kommen soll. „Wärme ist die Hauptsache!" „Nein, kaltes Wasser," versetzt Emilie, „die Erziehung im ersten Jahre ist Sache der Mutter." „Und ich bin der Vater!" Alles das wird mit größter Leidenschaftlichkeit gesagt, und man glaubt, daß die Beiden über die wichtigsten Dinge in einen heftigen Streit gerathen sind, bis endlich einer eintretenden Person die Frage vorgelegt wird, wie das Kind behandelt werden solle, ob mit kaltem Wasser oder mit Wärme? Auf die Frage: „Welches Kind?" schweigen die Beiden befangen. Die Discussion pflanzt sich in einem späteren Acte fort. Als nämlich von der Scheidung die Rede ist, streiten sich die Beiden, die im vollsten Einverständniß leben, darüber, ob das Kind, das sie noch nicht haben, bei der gar nicht möglichen Scheidung zum Vater oder zur Mutter kommen werde. Alles das ist mit einer so vollendeten Lustigkeit erfunden und ausgeführt, daß L'Arronge nichts weiter geschrieben zu haben brauchte als diese wenigen Scenen, um sich mit Fug und Recht zu unsern besten Possendichtern rechnen zu dürfen.

Wenn er doch in diesem Sinne weiter arbeiten, nur vorwiegend Lustiges und Ausgelassenes schreiben wollte und den Ernst und die Sittenlehren getrost Andern überließe! Es ist wahrlich kein geringes Verdienst, der beste unter den Possendichtern zu sein, und L'Arronge hat das Zeug dazu.

Paul Lindau.

Aus dem Concertsaale.

Berlioz' Romeo- und Julie-Symphonie, aufgeführt von der Berliner Symphoniekapelle und dem Mannstedt'schen Gesangsvereine. Beethovens Missa solennis, vom Stern'schen Gesangvereine. Concert des Tonkünstlervereins. Sonate von Herrn Raif. Cellist de Munck.

Nachdem eine Woche ganz den Pianisten gehört hatte (es traten deren sieben in sechs Tagen auf), ward die andere von den Gesangsvereinen in Beschlag genommen, die innerhalb acht Tagen vier große Concerte veranstalteten. Ohne die Verdienste des einen oder anderen schmälern zu wollen, halte ich mich doch nur verpflichtet, hier von der Aufführung der Beethoven'schen Messe durch den Stern'schen Gesangverein unter Stockhausens Leitung, und von der Berlioz'schen Romeo und Julie-Symphonie zu sprechen, welche die Berliner Symphoniekapelle unter ihrem wackeren Führer Mannstedt mit dessen Gesangsvereine verbündet, zu Gehör brachte. Die Aufführung der Messe war wohl die beste und schwungvollste seit langer Zeit. Die Chöre waren ebenso ausgezeichnet wie die Soli, welche von den Damen Frau Ottomeier, Frl. Keller, den Herren Candidus und Elmblad trefflich vorgetragen wurden. Das Violinsolo im himmlischen „Benedictus" führte Herr Wirth, der an Rappoldis Stelle berufene Lehrer an der Hochschule und Bratschist des Joachim'schen Quartetts, in gediegenster künstlerischer Weise aus. Von dem Werke selbst noch zu sprechen, wäre überflüssig. Ueber die Frage seiner Bedeutung, seiner Stellung in der Welt der Kunstwerke sind die Acten geschlossen. Eine andere und noch offene Frage ist die: inwieweit die Gattung von Kunstwerken, zu welcher diese Messe gehört, als Fortbildungs-, als Weiterentwickelungspunkt angesehen werden darf. Diese Frage trat gerade in letzter Zeit bei der Aufführung der Berlioz'schen Romeo- und Julie-Symphonie wieder hervor.

Berlioz war der einzige, aber auch der entschiedenste musikalische Vertreter der romantischen Schule in Frankreich. Die Malerei und die Dichtkunst dieser Schule hat die glänzendsten Namen aufzuweisen, die Musik nur diesen einen, und wahrlich, wenn es je einen Märtyrer künstlerischer Ueberzeugung gab, so war es Berlioz. Er brachte die größten Opfer, um sich der Musik widmen zu können, er zerfiel einerseits mit seiner Familie, und gewann anderseits keine Freunde für seine Muse. Denn gleich seine ersten Werke erregten Erstaunen, aber nichts weniger als Gefallen. In einem Lande wie Frankreich, wo der Formensinn überwiegt, konnten Maler und Dichter es wagen, mit glänzenden und auf Erregung des Publicums berechneten Effecten der sogen. klassischen Schule entgegen zu treten; aber der Musiker, der die hergebrachten Formen aufgab, ohne dabei dem Publicum die mindesten Concessionen, ohne irgendwie Gefälliges oder besonders Pikantes zu bieten, der schrieb sich selbst das Verdammungsurtheil. Als Berlioz nach mehreren ganz mißlungenen Versuchen (Messe, Ouverture &c.) mit seiner großen Symphonie épisodes de la vie d'un artiste hervortrat, da fand er nur bei den Malern und Dichtern, denen das Programm dieser Symphonie interessant und ihren Principien entsprechend erschien, und bei einigen jüngeren Musikern, vor Allem bei dem damals 24jährigen Liszt freundliche Zustimmung; von den älteren Musikern war nur Einer, dem sie warme Theilnahme einflößte: Paganini! Der fühlte sich so begeistert, daß er, der als Geizhals allgemein Verschriene, von dem alle möglichen Anekdoten erzählt wurden, dem jungen in Bedrängniß lebenden Collegen das wahrhaft königliche Geschenk von 20,000 Franken mit

einem Schreiben sandte, worin er ihn aufmunterte, den von Beethoven gezeigten Weg weiter zu verfolgen.

Auch der edle Schumann, der die Symphonie später in der Partitur studirte, fühlte sich von ihr angezogen und widmete ihr eine ausführliche Besprechung. Trotz dieser glücklichen Episode in seiner Künstlerlaufbahn vermochte der arme Berlioz weder im Leben noch in der Kunst festen Halt zu gewinnen. Sein Haupteinkommen bestand in dem Honorare, das er als Musikreferent vom „Journal des Débats“ erhielt. Seinen ebenso geist- als kenntnißreichen Kritiken und Artikeln verdankte er eine geachtete Stellung und Ruf in Paris, nicht seinen Compositionen. Für diese suchte er Anerkennung in Deutschland, das er dreimal bereiste. Er fand einige begeisterte Verehrer, aber noch viel mehr Widersacher; nur daß diese im Ganzen ihn doch mit mehr Ernst und mit mehr Anerkennung seines künstlerischen Strebens behandelten als seine Gegner in Paris. Berlioz war seit 1839 Bibliothekar des Conservatoriums, Ritter (zuletzt Offizier) der Ehrenlegion und mehrerer deutscher Orden und Mitglied der Akademie. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er still und in Ergebung ohne weitere Hoffnung in Paris. Nur vor seinem Tode äußerte er: „Jetzt wird man meine Musik spielen.“ In ihm starb einer der edelsten Künstler, der bei manchen verkehrten Anschauungen doch nur das Beste der Kunst im Auge behielt, der von warmer Begeisterung für alles Gute und Schöne erfüllt war, und der seine sehr einflußreiche Feder niemals zur Reclame für sich benutzt hat.

Ob wohl die Hoffnung, die er auf dem Sterbebette kundgab, man werde nunmehr seine Musik aufführen, sich je in seinem Sinne erfüllt? Ich glaube nicht. Fast jede seiner Compositionen enthält große Schönheiten, Goldkörner und Klumpen, selbst Diamanten; aber es bedarf manchmal der Geduld und der Ausdauer des Goldgräbers, um den Sand und Schutt zu ertragen, unter welchem sie verborgen sind. Entschiedener und vollständiger systematisch als irgend je ein Musiker hielt er an der Programmmusik, d. h. an dem Grundsatze fest, daß die Musik jede Regung des Gemüthes, man möchte fast sagen jede Erscheinung des Nervenlebens wiederzugeben vermag. Die natürliche Folge war, daß er die Anwendung gewaltsamer Mittel für vollkommen berechtigt ansah, sobald sie seinen imaginären Zwecken entsprach; daß er die seltsamsten Combinationen, die Zusammenstellung der einander widersprechendsten Motive und Klangfarben wagte, um gleichzeitige verschiedenartige Vorgänge darzustellen. Hier und da gelang es ihm in dieser Weise ein auch musikalisch interessantes Werk zu gestalten und warme Anerkennung zu erringen. Wo ihm das aber fehlschlug, da allerdings kamen Mißgestaltungen zu Tage, impotenten Spöttern willkommenster Stoff zum Hohne. In seiner Behandlung der menschlichen Stimme hat er sich entschieden die Chöre der neunten Symphonie und der Missa solennis zum Muster genommen, und wohl nicht bedacht, daß nur die immense Größe der musikalischen Gedanken dieser Werke den Hörer manchmal (nicht immer ganz!) vergessen läßt, daß selbst die beste Aufführung gewissen Stellen schöne Klangwirkung niemals abgewinnen kann. Alle Vorzüge, alle Fehler Berlioz' treten in der Romeo- und Julie-Symphonie zu Tage: prachtvolle rhythmisch prägnante Motive neben unsinnigem Durcheinander; herrliche tiefempfundene Melodien neben chaotisch wüstem Stimmengewirre; überraschendste Klangeffecte neben lächerlichen Instrumentationsverrenkungen; vortrefflich gearbeitete Durchführungen neben den ungeschicktesten Zusammenstellungen. Die Introduction enthält den Versuch, einen Tumult, den Zusammenstoß feindlicher Parteien, der Montagues und Capulets, zu schildern, und in einem Posaunensolo die beilegende Ermahnung des Fürsten zu veranschaulichen. Warum Berlioz hier keinen Gesang angewendet hat, erscheint um so unbegreiflicher, als er gleich darauf in einem (ganz unnützen) Prologe die Geschichte des Zwiespaltes und der Liebe Romeos und Juliens trocken erzählend vorsingen läßt. Diesem Prologe folgt ein Altsolo voll schöner melodischer Phrasen, und ein sehr geistreiches „Scherzetto“, worin Mercutio den Freund als von der Fee Mab bethört verspottet. Der zweite Theil der Symphonie (sie enthält deren nicht weniger als sieben) bringt die „Melancholie Romeos“, welche in die „Ballscene bei Capulets“ übergeht, eine der genialsten Orchestercompositionen der Neuzeit in der Erfindung wie in der instrumentalen Ausführung. Gleich bedeutend ist die erste Hälfte der Liebesscene (3. Theil); das von Cellis ausgeführte Motiv ist sehr schön, eine kleine, öfters wiederkehrende Mittelphrase geradezu herrlich, das Ganze aber unerträglich lang und ermüdend. Das Scherzo „die Königin Mab“ ist ein sehr bekanntes, in allen Concertsälen eingebürgertes, sehr effectvolles, höchst interessantes Orchesterstück, das mir nur ein wenig zu viel der puren Tonmalerei enthält. Was ich von diesen vier Theilen gesagt habe, gilt von den andern drei; nur daß bei ihnen nur mehr die Fehler wirken, da der Geist des Hörers nach den vorhergehenden Anstrengungen nicht mehr empfänglich genug ist, die Schönheit aus dem Gemische herauszufinden und abzusondern. Die Ausführung war eine vorzügliche und gereicht dem Dirigenten Mannstedt zu besonderer Ehre. Es gehört eine große Ausdauer, Sicherheit und künstlerische Umsicht dazu, ein so immens schweres Werk mit einem Dilettantenchor und einem Orchester, das seine Thätigkeit nach allen Seiten hin zersplittern muß, und daher wenige Proben halten kann, zu studiren und dennoch eine so treffliche Ausführung zu erzielen. Die Soli, Frau Bertha Frister und Herr Oberhauser, erfüllten ihre Aufgabe in künstlerischer Weise. Das Werk in allen Theilen zu wiederholen dürfte nicht gerathen sein, aber einzelne Theile werden immer willkommen sein.

Der Tonkünstlerverein gab sein erstes Concert im Architektenhaus-Saale, welches uns die Bekanntschaft eines trefflichen Cellisten, des Herrn De Munck aus Weimar verschaffte. Derselbe bewährte in einer sehr interessanten Romanze von Saint Saëns und andern Solostücken edlen Ton und schönen, aller Effecthascherei fernstehenden Vortrag. Herr Oscar Raif spielte mit Herrn Wirth eine Sonate für Klavier und Violine eigener Composition. Wie man solchen unbedeutenden Skizzen ohne irgendwelches hervorragendes Motiv und ohne jede thematische Durchführung den Namen „Sonate“ geben kann, ist unbegreiflich. Alle Fachmänner und Kenner, die nicht zur gegenseitigen Beräucherungsgesellschaft gehören, werden mit mir dahin übereinstimmen, daß ein junger Künstler derartige Stücke in der Studienmappe bewahren müsse, und nicht in die Oeffentlichkeit bringen dürfe. Als Klavierspieler erfreute Herr Raif durch seinen schönen Anschlag und feurigen Vortrag.

H. Ehrlich.

Notizen.

Der Frieden auf Erden, welchen nach sicheren Nachrichten der Evangelisten das Weihnachtsfest bringen soll, hat sich diesmal wenigstens im Orient noch nicht eingestellt. Rußland wollte ihn nicht, wobei es ihm gleichgültig war, ob die Fortsetzung des Blutvergießens den Menschen zum Wohlgefallen gereicht oder nicht. Wie diese Abneigung Rußlands gegen den Frieden, so lange seine Projecte noch nicht zur Hälfte verwirklicht sind, dem gaffenden Publicum diplomatisch und journalistisch mundgerecht gemacht wird, ist vollkommen gleichgültig. Die Formeln des Separatfriedens, der europäischen oder englischen Interessen, der russenfreundlichen Neutralität und scheinbaren Zurückhaltung der Nordmächte schwirren hin und her, ohne daß der naive Zeitungsleser daraus klug werden kann. Er begreift nur, daß der Krieg fortdauert und richtet sich in seinem Gemüthe darnach ein. Die Aufmerksamkeit des politisch hochgebildeten Theils der Bevölkerung lenkt sich viel weniger auf das aus dem Londoner Nebel aufsteigende vorerst problematische Kriegsmeteor als auf den neuen französischen Botschafter, der mit besonderer Neugier erwartet wird. Herr v. Gontaut-Biron war ein Beweis, welche Angriffe Jemand überwinden kann, wenn er möglichst wenige Zeitungen liest, sich im Umgang zugeknöpft hält und die deutlichsten Fingerzeige, daß man unangenehm sei und besser sich nach einer anderen Beschäftigung umsehe, hartnäckig überhört. Der clerikal legitimistische Marquis wurde erst durch den wohlverdienten Sturz seiner Partei in Frankreich um seine olympische Ruhe gebracht, und ihm Sarkasmen mit auf den Weg zu geben, wäre nicht schön, ganz davon abgesehen, daß er dieselben sowenig wie andere journalistische Liebenswürdigkeiten, die ihn nach hiesigen Sitten bei dem Abschied heimsuchten, zu Gesicht bekommen würde. Ob er seine Entlassung genommen oder erhalten hat, thut übrigens wenig zur Sache. Von keiner Seite wurde bezweifelt, daß Herr von Gontaut-Biron nach den letzten Pariser Vorgängen nicht mehr lange in Berlin verweilen konnte. Sein glücklicher Nachfolger, Herr von St. Vallier, ist ein gewandter Diplomat, der sich aber mit der Zeit etwas rühriger erweisen dürfte, als der bisherige Bewohner des Hotels auf dem Pariser Platz. Die Blätter haben die angekündigte Ernennung des Herrn von St. Vallier als französischen

Botschafters in Berlin mit einem in solchem Falle unvermeidlichen curriculum vitae begleitet, in welchem jedoch die pikantesten Data ausgelassen waren. So hat keine Zeitung an die Broschüre erinnert, in welcher Herr von St. Vallier von seinem früheren Chef, dem Herzog von Gramont, allerlei Dinge erzählt, welche dieser öffentlich als unbegründet bezeichnet hat. Die Broschüre war übrigens von dem Verfasser aus nicht ganz aufgeklärten Gründen bald nach ihrem Erscheinen aus der Circulation zurückgezogen worden. Herr von St. Vallier stammt aus einer vornehmen Familie, die aber doch nur eine Seitenlinie derjenigen bildet, die in der französischen Geschichte von zum Theil tragischen Schicksalen betroffen wurde. Ein Ahn derselben war in die Verschwörung des Connetable von Bourbon unter Franz I. verwickelt, wurde zum Tode verurtheilt und am Fuße des Schaffots begnadigt. In der Nacht vorher waren ihm die Haare bleich geworden. Die Begnadigung wurde dem Einflusse seiner Tochter, der berühmten Diana von Poitiers, späteren Favoritin Heinrichs II., zugeschrieben, die auch schon bei König Franz in besonderer Gunst stand. Ob der galante Fürst, als er dem Complicen oder Mitwisser Karls von Bourbon das Leben schenkte, durch eine edle Regung seines Herzens oder durch die Gunstbezeugungen der schönen, damals noch jungen, für Hofintriguen mit allen Talenten ausgestatteten Diana bestimmt wurde, ist controvers geblieben. Das Alles gehört der Geschichte an und die eigentliche Familie des Herrn von St. Vallier war ohnehin selbst in der Vergangenheit nur indirect dabei betheiligt. Der neue französische Botschafter soll hier, soweit das in seiner Stellung möglich, persona grata sein. Ob indessen der Berliner Boden seinen Erwartungen ganz entsprechen und ob er sich in der deutschen Hauptstadt zur Hälfte soviel als in Paris amüsiren wird, darüber werden an der Hand anderweitiger Erfahrungen einige bescheidene Zweifel gerechtfertigt erscheinen.

Offene Briefe und Antworten.

Fernsprechen oder sprachdrahten?

In Nr. 558 der „National-Zeitung" habe ich den unmaßgeblichen Vorschlag gemacht, Telephon, namentlich mit Rücksicht auf die Fortbildungen, durch Sprachdraht zu verdeutschen. Ein Aufsatz dagegen in der „Kölnischen Zeitung" Nr. 336 veranlaßt mich zu folgenden Bemerkungen.

Der Verf. bezweifelt, obgleich er die Ausdrücke Draht- und Kabelbericht als guten Ersatz für Telegramme anerkennt, daß Jemand außer mir bisher drahten für telegraphieren gebraucht habe. Darin irrt er: das von mir vorgeschlagene Zeitwort ist gelegentlich in der Presse schon mehrfach verwendet worden, z. B. wiederholt in einem Londoner Bericht der „National-Zeitung" Nr. 465 und anderswo; aber Das mag auf sich beruhen, eben so wie der Glaube des Verf., wenn er fortfährt:

„Ich kann daher auch nicht glauben, daß sich ein Deutscher finden wird, der nach Sanders' Vorschlag 'sprachdrahten' würde, wo er früher 'geschriftdrahtet' (warum nicht 'schriftgedrahtet'?) hat."

Nur die eingeklammerte Frage veranlaßt mich zu einer Antwort. „Warum nicht schriftgedrahtet?" Weil man richtig bei den aus zusammengesetzten Substantiven hergeleiteten Verben das ge des Particips vorsetzt, nicht zwischenschiebt und z. B. nicht frühgestückt, sondern gefrühstückt sagt und so auch: gekurzweilt, gelangweilt, gehandhabt, gebrandmarkt, geradebrecht, gerathschlagt rc., siehe außer den betreffenden Verben z. B. auch andere, wie: ehebrechen, kopfbrechen, kopfrechnen, lobhudeln, lobpreisen, lobsingen, luft- und nachtwandeln, wahr- und weissagen rc. in meinem Wörterbuch der deutschen Sprache. Gerade damit zusammenhängende Erwägungen waren es, die mir gegen das Verbum fernsprechen Bedenken erregten, nicht an und für sich, sondern in den Fällen, wo bei derartigen Zusammenschiebungen Trennung eintritt. Das deutsche Ohr empfindet keinen Anstoß, wenn in dem Satz:

Der Beamte darf nicht zu schnell und zu undeutlich telephonieren

das Schlußwort durch „fernsprechen" ersetzt wird, aber sicher hat es etwas Hartes, Unbequemes und Störendes statt:

Der Beamte telephoniert (oder telephonierte) zu schnell und zu undeutlich

zu sagen:

Der Beamte spricht (oder sprach) zu schnell und zu undeutlich fern

und die Behandlung des Verbums als eines untrennbaren hat wiederum, wie angedeutet, ihre anderen Bedenken, während der Satz:

Der Beamte sprachdrahtet(e) zu schnell und zu undeutlich und Aehnliches mehr,

dem deutschen Sprachgefühl, sobald das Ohr sich nur erst an das neue Wort ein wenig gewöhnt hat, keinen Anstoß bietet.

Daniel Sanders.

Bibliographie.

Schattenbilder aus Rußland. Charakter- und Sittenschilderungen. Nach russischen Originalen zusammengestellt von A. v. Drygalski. Neue Folge. 8. 186 S. Stuttgart 1877, Auerbach. 1. 80.

C. Scheuren und E. Polko, Stätten der Erinnerung an die Königin Luise im Rahmen mündlicher Ueberlieferung. Mit Illustrationen in Farbendruck. 4. 76 S. Düsseldorf 1878, Baumann. Geb. mit Goldschnitt.

J. Schlüter, die französische Kriegs- und Revanchedichtung. Eine zeitgeschichtliche Studie. kl. 8. VII u. 86 S. Heilbronn 1878, Henninger.

Bernh. Schmidt, griechische Märchen, Sagen und Volkslieder. Gesammelt, übersetzt und erläutert. gr. 8. 284 S. Leipzig 1877, B. G. Teubner.

Ferd. Schmidt, Kaiser Wilhelm der Siegreiche. Illustrirt v. L. Burger, H. Lüders u. A. 13.—16. Heft. Lex. 8. 2. Bd. S. 1—192. Leipzig 1877, Spamer. à Heft — 40.

W. Shakespeare's dramatische Werke. Nach den Schlegel-Tieck'schen Uebersetzungen für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Oechelhäuser. 23—25. Bd. 8. Weimar, 1877, Huschke à Bd. 1. 80. Inhalt: 23. Bd. Cymbeline 157 S. (59 S. Einleitung). — 24. Bd. Viel Lärmen um Nichts. 119 S. (32 S. Einleitung). — 25. Bd. Ein Wintermährchen. 139 S. (49 S. Einleitung).

M. Smets, Geschichte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie das ist der Entwicklung des österreichischen Staatsgebildes von seinem ersten Anfange bis zu seinem gegenwärtigen Bestande. Ein Volksbuch nach den besten Quellen bearbeitet. 1. Halbband. Lex. 8. S. 1—576. Mit 6 Holzschnitttafeln. Wien 1878, Hartleben. 7. 20.

K. Stieler, Weil's mi' freut! Neue Gedichte in oberbayrischer Mundart. 2. unveränderte Auflage. 8. XX u. 131 S. Stuttgart 1876, Meyer u. Zeller. Eleg. gebd.

— Habt's a Schneid! Neue Gedichte in oberbayrischer Mundart. 8. VIII u. 117 S. Ebd. Eleg. gebd.

F. Stork, von Haus und Heerd. Ein Büchlein Lyrik. 12. 126 S. Elberfeld 1878, Langewiesche.

Terminkalender für die preußischen Justizbeamten auf das Jahr 1878. Mit verschiedenen den praktischen Dienst erleichternden Beilagen. 12 Kalendarium und 286 S. Berlin 1878, C. Heymann.

F. Wernick, Olympia. Eine Osterfahrt in den Peloponnes. Mit 1 Holzschnitttafel und 1 Uebersichtsplan. 8. IX u. 337 S. Leipzig 1877, Schloemp. Eleg. gebd.

E. Zeller, Vorträge und Abhandlungen. 2. Sammlung. gr. 8. VIII u. 550 S. Leipzig 1877, Fues. 9. —

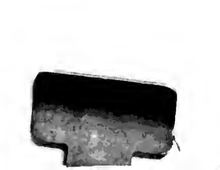
F. M. Aren, Arthur Grottger. Eine Reminiscenz. 8. 111 S. Mit dem Portrait G.'s in Lithographie. Wien 1878, Rosner.

Leo Buchholz, Der Tannenbaum. Eine Geschichte aus dem Volke. 8 177 S. Leipzig 1877, Mentzel. Gebunden.

M. G. Conrad, Spanisches und Römisches. Kritische Plaudereien über Don Emilio Castelar, Pio Nono, dem vaticanischen Gott, und andere curiose Zeitgenossen. 8. XV und 256 S. Breslau 1877, Schottländer.

K. Detlef, Russische Idyllen. Nachgelassene Novellen. 8. 279 S. Ebd. 1878. 5. —

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.





UNIVERSITY OF MINNESOTA
walt,cls bd 12
Die Gegenwart: Wochenschrift f ur litera
3 1951 000 733 521 3
Digitized by Goog




UNIVERSITY OF MINNESOTA
walt.cls bd 12
Die Gegenwart Wochenschrift f ur litera
3 1951 000 733 521 3
Digitized by Google